Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit

1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-12301

Visual Library

1. Jahrgang — Nr. 1 — 1. Januar 1912

Der Vortrupp

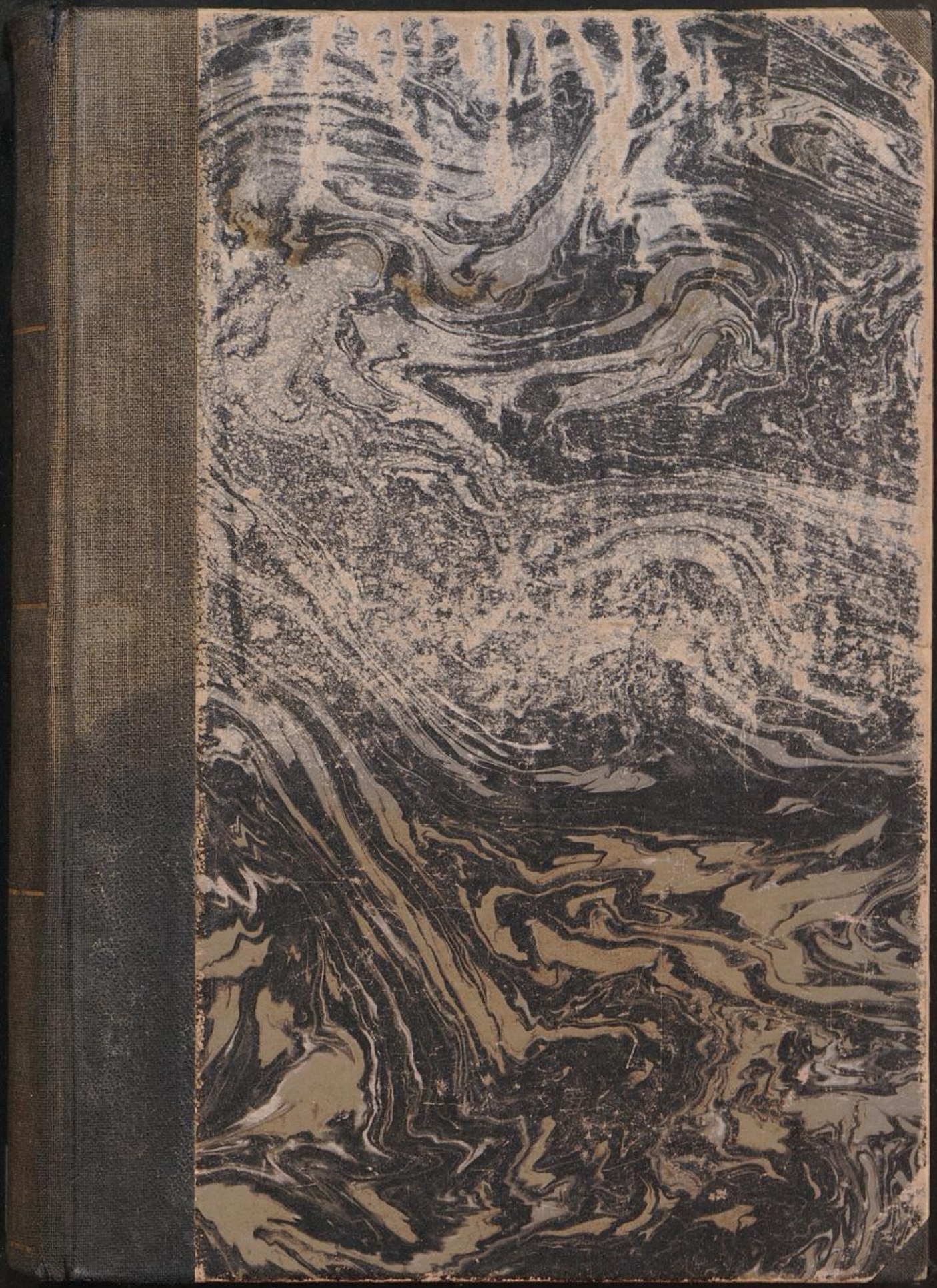
Halbmonatsschrift
für das Deutschtum unsrer Zeit
Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

Popert, Realpolitik.
Paasche, In elfter Stunde.
Lehmann, Deutsch-Österreich und die Marokkofrage.
Lindhede, Die Ernährungsfrage.
Strift, Frauentagungen.
Roth, Die freistudentische Bewegung in Deutschland.
Stubenrauch, Eine Ski-Fahrt auf den Sonnblick.
Ullmann, Vom „Gesundbrunnen" des Dürerbundes.
Rund um uns: Deutschland und England. — Freunde der friesischen Inseln, Achtung! — Prof. Dr. Max v. Gruber.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut-Hamburg. Verlag von Georg Wigand-Leipzig.
Bezugspreis: Jährlich M. 3.— (Ausl. M. 6.50) Vierteljährlich M. 1.25 (ohne Zustellungsgebühr). Einzelnummer 25 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

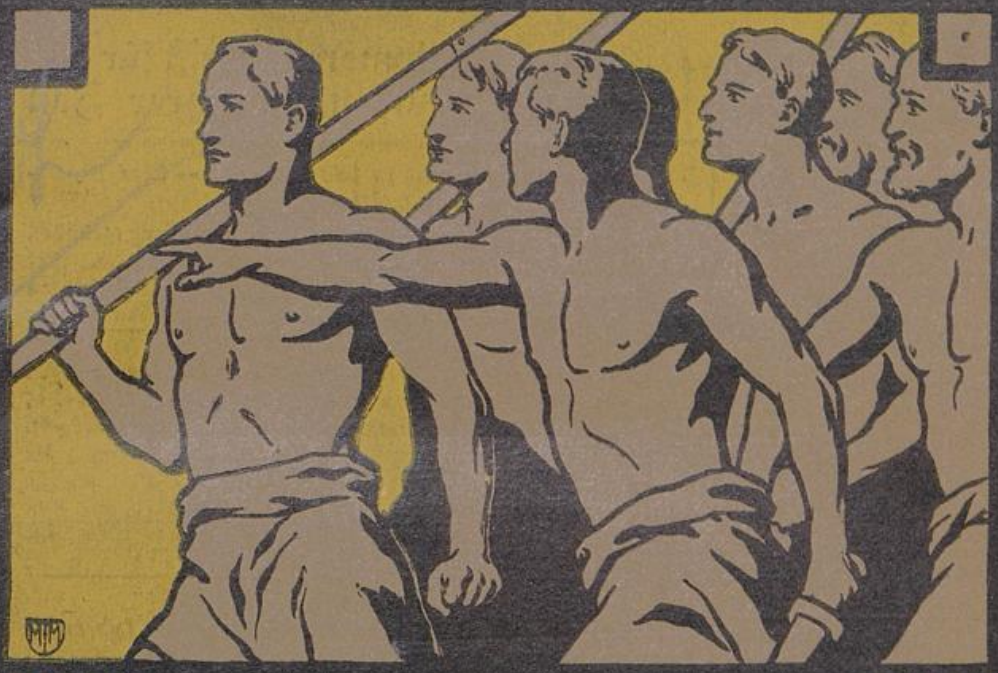
Der
Stadtbibliothek zu Bremen
geschenkt vom
Marburg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~IX c. 3720~~

Auflage 25 000

1. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1912



Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von

Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und

Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

Popert, Realpolitik.
Paasche, In elfter Stunde.
Lehmann, Deutsch-Österreich und die Marokkofrage.
Lindhede, Die Ernährungsfrage.
Stritt, Frauentagungen.
Roth, Die freistudentische Bewegung in Deutschland.
Stubenrauch, Eine Ski-Fahrt auf den Sonnblick.
Ullmann, Vom „Gesundbrunnen" des Dürerbundes.
Rund um uns: Deutschland und England. — Freunde der friesischen Inseln, Achtung! — Prof. Dr. Max v. Gruber.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut-Hamburg. Verlag von Georg Wigand-Leipzig.

Bezugspreis: Jährlich M. 5.— (Ausl. M. 6.50)
Vierteljährlich M. 1.25 (ohne Zustellungsgebühr).

Einzelnummer 25 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24mal am 1. und 16. jedes Monats. — Eine Kinderbeilage zwanglos 6- bis 8mal im Jahr.

Bezugspreis: Jährl. M. 5.—, viertelj. M. 1.25 (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 25 Pf. — Für das Ausland jährl. M. 6.50. Für Österreich-Ungarn jährl. 5 K. 80 H., viertelj. 1 K. 45 H., Einzelnr. 30 H. Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt beim Verlage. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Anzeigen: Die gespaltene Nonpareillezeile 75 Pf. (unter Klein. Anz. 50 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 90.—, 1/2 S. M. 48.—, 1/4 S. M. 25.—, 1/8 S. M. 13.—. Bei Wiederhlgn. entspr. Abzug laut Anzeigenprospekt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Inserenten keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Alle für die Schriftleitung bestimmten Zusendungen sind an die Schriftleitung des „Vortrupp", Hamburg 20, Tarpenbekstr. 78 I zu richten. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Bücher und Handschriften können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beilag. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Eine Zeitschrift, die diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Und trotz der vielen „Organe", die wir besitzen, gerade diese Zeitschrift fehlte bisher; von den vielen Reformbestrebungen, die am Werke sind, unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen als es heute ist, hat zwar so ziemlich jede ihr eigenes Mundstück: nicht aber haben wir Deutschen bisher das Organ, das diese Bestrebungen sämtlich zusammenfaßt, und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Dieses Organ will „Der Vortrupp" sein.

„Der Vortrupp" denkt nicht daran, langatmige, lebensfremde Auseinandersetzungen zu bringen: Was um uns her geschieht, — im Leben der Völker und der einzelnen — das will er in dem Lichte bald dieser, bald jener der Lebensreformen zeigen, für die er arbeitet; in klarer, scharfer Beleuchtung, so daß diese Bestrebungen dem Leser nicht als blasse Gedankendinge erscheinen, sondern als körperhafte, blutvolle Wirklichkeit.

„Der Vortrupp" braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen, weder nach oben, noch nach unten, weder nach rechts, noch nach links. In Inhalt und Sprache wird er den Forderungen der berufenen geistigen Führer nach Kräften gerecht werden, — zugleich aber muß, was er bringt, unbedingt gemeinverständlich sein: jeder Fabrikarbeiter, jeder Tagelöhner, der derbste Schiffer und der einfachste Bergbauer soll das verstehen können, was im „Vortrupp" steht . . . . .

Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat „Der Vortrupp" diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp 1912

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

1. Jahrgang 1912

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Leipzig
Verlag von Georg Wigand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Fe 4123 - 1

Universität Bremen
Bibliothek

Fe 4123 - 1

Inhalt.

Übersicht.

Seite

Nr. 1 (1. 1. 12).

Popert, „Realpolitik" 1
Paasche, Protest in elfter Stunde . 6
Lehmann, Deutschösterreich und die Marokkofrage 10
Hindhede, Die Ernährungsfrage . 13
Stritt, Frauentagungen 16
Roth, Die freistudentische Bewegung in Deutschland 19
Stubenrauch, Eine Ski-Fahrt auf den Sonnblick 21
Ullmann, Vom „Gesundbrunnen" des Dürerbundes 27
Rund um uns. Deutschland und England. — Freunde der friesischen Inseln, Achtung! — Professor Dr. Max von Gruber 29

Nr. 2 (16. 1. 12).

Popert, Wahl 33
Scharrelmann, Die Arbeitsschule eine Standesfrage 41
Gurlitt, Schulpolitik. I. 44
Roth, Reform des Studentenrechts 48
Kliemke, Esperanto 49
Alt und Neu: „Die Rastlosen" von Georg Asmussen 52
Was andre sagen 58
Rund um uns: Der Gipfel der Inseraten-Technik. — Über Wesen und Wert des deutschen Korpsstudententums. — Rechtsstellung der unehelichen Mutter. — Adolf Damaschke, Volkstümliche Redekunst. — Ergänzung. — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften . . . 60
Kinderbeilage Nr. 1.

Nr. 3 (1. 2. 12).

Paasche, Jung Deutschland . . . 65
Gurlitt, Der „Wandervogel". I. . 71
Kämpfer, Die Auflösung der Leipziger Freien Studentenschaft . . . 75
Centurio, Der gesellige Zwang im Offizierkorps 77
Rosen-Carlé, Deutschland und die französische Fremdenlegion 79
Lehmann, Die Schutzvereine der Deutschen in Österreich 81

Seite

Schalk, Der Notschrei der Jugend. 84
Stritt, Die Frauen und die Reichstagswahlen 86
Was andre sagen 89
Rund um uns: Massenbetrug. — Vorbeugen ist besser als Heilen. — Frauenstimmrecht. — Ein deutsches Volksschullesebuch in Österreich. — Nach Ostland wollen wir reiten! — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften 91

Nr. 4 (16. 2. 12).

Bachmann, Hemmnisse der Volksgesundheit 97
Häfker, Vom Wunderspiegel . . . 101
Zdarsky, Urpädagogik 104
Kämpfer, Akademische Ideale . . 107
Welczeck, Die Jugendgerichte und die Frauen 109
Popert, Der Fall Schifferer . . . 112
Was andre sagen 125
Rund um uns: Die erste eugenetische Beratungsstelle Deutschlands. — Frauenstimmrecht in Schweden. — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften 126

Nr. 5 (1. 3. 12).

Paasche, Volkserziehung im Schnee 129
Gurlitt, Schulpolitik. II. 133
Roth, Die soziale Lage des Akademikers 136
W. M., Madjarisierung und Deutschtum in Ungarn 138
Wirminghaus, Forderungen für die moderne Frauenkleidung . . . 142
Bartning, Gegen das Nationaldenkmal 144
Alt und Neu: König Berg. Von Else Leitzmann 150
Was andre sagen 156
Rund um uns: Eine Zuschrift. — Slawische Opferwilligkeit für völkische Zwecke. — Kochkurse. — Eheprüfung. — Zwei neue Goethebücher. — Kongreß für „Biologische Hygiene". — Berichtigung. — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften 158

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite

Nr. 6 (16. 3. 12).

Popert, Der Ausmarsch 161
Luerssen, Eine besonders notwendige Expedition deutscher Forscher. 164
Scharrelmann, Schulgemeinden . 167
Schreiber, Soziale Frauenarbeit auf der Berliner Ausstellung 170
Behnisch, Die deutsche Gartenstadt-Bewegung 172
Roth, Studentische Wohnungs- und Gasthausreform 176
v. Diest, Der „Sport" u. seine Irrgänge 178
Lehmann, Der Kampf um Böhmen 180
Kruse, Knicks 183
Was andre sagen. 189
Rund um uns: Trunksuchtsmittelschwindel. — Die Volksbewegung in Böhmen 190
Kinderbeilage Nr. 2.

Nr. 7 (1. 4. 12).

Paasche, Der reine Teint 193
Selß, Der Zukunftsmensch. . . . 198
Ullmann, Vom Schatzgräber . . 204
Cramer, Wie der deutsche Werkbund notwendig wurde und was er will 207
Schirmacher, Frauenfreundschaft. 211
Müller, Stilles Land 217
Was andre sagen. 220
Rund um uns: Wie die „Militärisch-politische Korrespondenz" getäuscht wurde 222

Nr. 8 (16. 4. 12).

Popert, Elternpflicht 225
Kühl, Jugendkraft und Jugendspiel 234
Gräf, Die Schädlichkeit der heutigen Korsettindustrie. 238
L. K., Ein Wort gegen die Schießseuche 241
v. Stockmayer, Irrtümer über Abessinien. 245
Was andre sagen. 248
Rund um uns: Einen überraschend schnellen Erfolg... — Ein sehr dankenswertes Schreiben des Polizeipräsidenten von Magdeburg. — Wie's gemacht wird. — Für und gegen das Deutsche in Ungarn. — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften 250
Kinderbeilage Nr. 3.

Nr. 9 (1. 5. 12).

Paasche, Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland. I. 257

Seite

Ullmann, Wieder einmal in die Sackgasse? 261
Scharrelmann, Undogmatischer Unterricht. 266
Kämpfer, Auch eine Universitätsreform 267
Gurlitt, Der Wandervogel. II. . . 271
Schultze, Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 277
Was andre sagen 281
Rund um uns: „Ohne Quellenangabe." — Fahrende Schüler. — Das erste deutsche Parlament mit einer Frauenstimmrechtsmehrheit. — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften 284

Nr. 10 (16. 5. 12).

Groos, Heimatschutz und Bodenspekulation 289
Embden, Etwas über moderne Kunst 292
Popert, Bischof und Konsistorium . 297
Ebhardt, Memento mori! 311
Was andre sagen 315
Rund um uns: Was ist harmloser Federschmuck? — Eine Frauenstimmrechtspredigt... — Zur Berichterstattung über Schülerselbstmorde. — „Freiländer" im Gebirge. — Beim Vortrupp eingegangene Bücher und Schriften 317

Nr. 11 (1. 6. 12).

Paasche, Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland. II.. 321
Pudor, Der Sonne entgegen . . . 327
Schuberth, Kriegsspiele 328
Riedrich, Persönlichkeit in der Baukunst 333
Alt und Neu: Lebenserinnerungen von Heinrich Dräger 336
Was andre sagen 347
Rund um uns: Ein Pfadfinderbuch für junge Mädchen. — Ferien in England. — Heimatpflege. — Herr Justizrat Trimborn... — Neue Bücher und Schriften 349

Nr. 12 (16. 6. 12).

Popert, Hinweis 353
Rahn Donar, Waldläufertum . . 353
Centurio, Auch eine Wehrvorlage — und zwar ohne Geldopfer . . 357
Quincke, Die Meisterin in der Fabrik 359
Scharffenberg, Eine für alle Kulturvölker gemeinsame Zeitrechnung 362

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Seite

Alt und Neu: „Hogesünn" von Wilhelm Conrad Gomoll 366
Was andre sagen 377
Rund um uns: Der Dresdner Armeegepäckwettmarsch. — Der stumme Buchhändler. — Eine akademische Studienfahrt nach Ostafrika. — Gegen die Naturverwüstung. — Neue Bücher und Schriften . . . 381
Kinderbeilage Nr. 4.

Nr. 13 (1. 7. 12).

Feyerabend, Der Kampf ums eigene Heim und die Bodenreform. 385
Japha, Die Ausrottung der Wale durch den Menschen 389
Blocher, Die Rekrutierung der französischen Fremdenlegion 392
Schultze, Weshalb müssen wir uns mit englischer Kultur beschäftigen? 396
Häfker, Ein Führer über uns hinaus 401
Katscher, Deutsche Kommunisten in Nordamerika 404
Was andre sagen 409
Rund um uns: Der Dresdner Armeegepäck-Wettmarsch. — Der achte deutsche Abstinententag. — Ein Frauenberufsamt. — Esperanto-Jubiläum. — Neue Bücher und Schriften 410

Nr. 14 (16. 7. 12).

Popert, Die's am schwersten drückt 417
Johanssen, Der König von Uganda an Bischof Tucker 429
Gurlitt, Die Oberlehrer und ich . 431
Dirks, Frankreichs Tod 434
Alt und Neu: „Piddl Hundertmark" von Wilhelm Scharrelmann . . . 437
Was andre sagen 443
Rund um uns: Ungeschälter Reis. — Grundstückswahlrecht. — Die internationale Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform . . . 446
Kinderbeilage Nr. 5.

Nr. 15 (1. 8. 12).

Paasche, Seefahrt 449
Wagner, Ein Stück modernes Studententum 456
Lehmann, Die heilige Landesmark 460
Häfker, Woher kommen die Films? 463
Boesch, Englischer Sport 468
Was andre sagen 475
Rund um uns: Eine Gesinnung, deren nähere Bezeichnung überflüssig ist. — Armeegepäck-Wettmarsch. — Die Schädlichkeit des Korsetts 476

Nr. 16 (16. 8. 12).

Popert, Ein Heldensang aus unsrer Zeit 481
de Terra, Das Müllheimer Eisenbahnunglück vor Gericht 502
Hundt, Reklamebombast 506
Was andre sagen 509
Rund um uns: Sonntage — Sonnentage. — Die Frauen in der Düsseldorfer Städteban-Ausstellung. — Gute Wirkung. — Neue Bücher und Schriften 510

Nr. 17 (1. 9. 12).

Paasche, Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland. III. 513
Müller, Etwas vom Wohnwesen . 519
Wilker, Gelehrte oder Lehrer. . . 522
Hallermeyer, Studentische Erziehungsgemeinschaften 525
Dessauer, Zwischen Führerlosen und Geführten 528
Kliemke, Kulturtorheiten 533
Was andre sagen 538
Rund um uns: Mehr Obst. — Der Weltbund der Krankenpflegerinnen in Köln. — Mißstände im Prüfungswesen für höhere Lehrer. — Neue Bücher und Schriften 541

Nr. 18 (16. 9. 12).

Popert, Der „Vortrupp" und die Frauenbewegung 545
Scharrelmann, Wer ist gebildet? . 561
Häfker, Wie kommen die Films zu uns? 565
Hundt, Der „deutsche" Garten . . 569
Was andre sagen 571
Rund um uns: Vergebene Mühe. — Kalenderreform 573
Kinderbeilage Nr. 6.

Nr. 19 (1. 10. 12).

Ebhardt, Törichte Jünglinge. . . 577
Dessauer, Salvator, Oktoberfest und andere alkoholische Kulturrückständigkeiten aus München 580
Kluge, Bestellungszwang 585
Pauli, Die Ruhehalle 588
Roth, Der Karzer 594
Schmidt, Materialverschwendung und Materialgefühl 596
Müller, Pünktlichkeit 599

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Seite

Was andre sagen 601
Rund um uns: Kongreß für Biologische Hygiene in Hamburg. — Zur Oberlehrerfrage. — Das ungarische Unterrichts-Ministerium als Zeuge für die Madjarisierung. — Noch ein Wort zur „Elternpflicht". — Neue Bücher und Schriften 603

Nr. 20 (16. 10. 12).

Paasche, Deutscher Naturschutz I. . 609
Holitscher, Zur Tagung der Praktiker in Hamburg 618
Lehmann, Das eiserne deutsche Prag 620
Quincke, Zollfragen 624
Vieth, Mehr Pflege des Patriotismus in der Schule! 627
Was andre sagen 632
Rund um uns: Der Wolf im Schafspelz. — Döbeln in der Welt voran. — Wahrheitswidriger Angriff auf die Kunstwartleitung. — Neue Bücher und Schriften . . . 635
Kinderbeilage Nr. 7.

Nr. 21 (1. 11. 12).

Paasche, Deutscher Naturschutz II. . 641
Krukenberg, Mädchenerziehung und Rassenhygiene 645
Ebhardt, Feierabend? 648
Poeck, Niederdeutsche Volkskraft . 654
Alt und Neu: „Im afrikanischen Sonnenbrand" v. Alfred v. Winkler 657
Was andre sagen 667
Rund um uns: Mehr Liebe für die Lebenden! — Die „Abstinenz", ein neuer Lebensversicherungsverein in Hamburg. — Richard Dehmel über Schulbuch und Dichtkunst. — Frau Ottilie v. Hansemann . . . Neue Bücher und Schriften 668

Nr. 22 (16. 11. 12).

Popert, Ein „Deutscher Volksrat". 673
B. Müller, Wider Boden- und Wohnungsreform! 682

Seite

Gurlitt, Münchener Erziehungskongreß 689
Roth, Das studentische Verrufswesen 693
R. Müller, Wandervogel 696
Usthal-Jaeckel, Umgangskunst . . 698
Was andre sagen 700
Rund um uns: Glosse. — Vom Wandervogel. — Von einem deutschen Schlachtfelde. — Neue Bücher und Schriften 702
Kinderbeilage Nr. 8.

Nr. 23 (1. 12. 12).

Paasche, Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland. IV. 705
Conwentz, Gemeinden und Naturdenkmalpflege 709
Georg, Käuferpflichten. 713
Offe, Des Oberlehrers Soll und Haben 717
W. M. Die ungarische Schulgesetzgebung 724
F. Müller, Wohin die Helden kamen 730
Was andre sagen 731
Rund um uns: Kinderspielzeug. — Schundliteratur. — Presse und Schülerselbstmord. — Gleicher Lohn für gleiche Leistung. Deutsche Farbenstudenten im Dienste der Alkoholbekämpfung 733
Kinderbeilage Nr. 9.

Nr. 24 (16. 12. 12).

Popert, Jesus Christus 737
Ebhardt, Ströme lebendigen Wassers 741
Krukenberg, Zum Geburtenrückgang in Deutschland 745
W. Scharrelmann, Die Weihnachtsgans 749
Alt und Neu: „Ein Volk an der Arbeit" von Emil Ertl 755
Was andre sagen 763
Rund um uns: Führer des Volkes als Alkoholtrinker. — Ein Erlaß gegen die Jugendbewegung. — Die Zeit der Vorlesungen an deutschen Hochschulen und die Körperpflege. 764

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Sachverzeichnis.

(Die Ziffern geben die Seitenzahl an.)

Abessynien 245 ff.
Abstinententag 414 f., 444 f.
Abwehrbund gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung 284.
Alkoholfrage 30 ff., 61 f., 64, 157, 190 ff., 222 ff., 251 ff., 284 ff., 297 ff., 380 f., 410 ff., 444 f., 477 ff., 502 ff., 512, 538 ff., 573 f., 577 ff., 633, 635 ff., 702 f., 731, 736, 764 ff.
Alkoholkapital 30 ff., 64, 91 f., 113 ff., 251 ff., 284, 380 f., 410 ff., 444 f., 477 ff., 512, 635 ff.
„Allgemeiner Beobachter" 283, 571 f.
Arbeitsschule 41 ff.
„Auf der Warte" 380.
Ausländerei 569 ff.
Automobilsport 509 f.

Baukunst 333 ff.
Bergsport 528 ff.
Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" 170 ff.
Bestellungszwang 585 f.
Biologie 97 ff.
Biologischer Hygiene-Kongreß 101, 160, 571 ff., 603 f., 618 ff., 673 ff.
„Bischof und Konsistorium" 297 ff.
Bodenreform 385 ff., 519 ff., 682.
Bodenspekulation 289 ff.
Brauerbund 284, 253 f., 477 f., 512, 635 f.
Brauer-Union 30 f., 64, 144 ff., 222 ff.
Bücherautomat 381 f.
Bücherverzeichnis 64, 96, 128, 160, 256, 288, 320, 352, 384, 416, 512, 544, 608, 640, 672, 704, 768.

Christentum 737 ff.
Christliche Sittenlehre 737 ff.

Däumling (Kinderbeilage 1—9) Heft 2, 6, 8, 12, 14, 18, 20, 22, 23.
Degeneration 434 ff.
„Der abstinente Arbeiter" 538 ff.
„Der Arzt als Erzieher" 221 f., 378 f.
„Der Hamburger" 409 f., 538.
„Der Helfer" 283, 602 f.
„Der Kulturspiegel" 248 f.
„Der Naturarzt" 348 f., 444.
„Der Säemann" 59 f., 281 f., 667.
Der Sonne entgegen 327 f.
„Der Türmer" 601 ff., 632 ff.
Deutsch-Englische Verständigung 29 f., 220 f., 667 f.
Deutsch-Ostafrika 6 f., 382 f.
„Deutsche Arbeit" 700 ff.
Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 277 ff.
Deutsche Kommunisten in Nordamerika 404 ff.
„Deutscher Guttempler" 157.
Deutscher Volksrat 673 ff.
Deutschtum in Oesterreich 10 ff., 81 ff., 95 f., 180 ff., 192, 460 ff., 620 ff., 700 f.
Deutschtum in Ungarn 138 ff., 256, 606 ff., 724 ff.
„Die christliche Welt" 476.
„Die Freiheit" 633.
„Die Friedenswarte" 283 f.
„Die Rastlosen" (Roman von G. Asmussen) 52 ff.
„Die Weihnachtsgans" 749 ff.
„Die Zukunft" 220 f., 315 f., 377 f.
Diensteid 158.
Dresdner Armeegepäck-Wettmarsch 381, 410 ff.
Duellfrage 417 ff.
Dürerbund 27 ff., 401 f.

Eheprüfung 159.
Einfamilienhaus 385 ff.
„Ein Volk an der Arbeit", Roman von Emil Ertl 755 ff.
„Elternhaus und Schule" 126.
Elternpflicht 225 ff.
Englische Kultur 396 ff.
Englischer Sport 468 ff.
„Erfurter Allgemeiner Anzeiger" 410.
Ernährungsfragen 13 ff., 60, 348 f., 444, 446, 540 ff., 705 ff.
Erziehungsfragen 41 ff., 44 ff., 126, 133 ff. 156 ff., 167 ff., 189 f., 248 f., 266 f., 281 f., 315 f., 319, 443 f., 475 f., 561 ff., 627 ff., 645 ff., 670 ff., 689 ff., 767.
Esperanto 49 ff., 416, 533 f.
Eugenik 126 f.

Fabrikarbeiterinnen 359 ff.
Fahrende Schüler 284 ff.
Fall Schifferer 112 ff.
Federschmuck 317 f.
Feierabend 648 ff.
Feuerbestattung 250 f.
„Flensburger Zeitspiegel" 90 f.
„France Militaire" 58 f.
„Frankreichs Tod" 434 ff.
Frauenarbeit 735 f.
Frauenberufsamt 415 f.
Frauenfrage 16 f., 86 ff., 109 ff., 170 ff., 193 ff., 211 ff., 249, 250 f., 359 ff., 415 f., 446 f., 511 f., 542 f., 545 ff., 645 ff., 735 f.
Frauenfreundschaft 211 ff.
Frauenkleidung 142 ff., 238 ff., 480, 517 f.
„Frauenstimmrecht" 634.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauenstimmrecht 95, 127 f., 287 f., 318, 446 f., 634.
Frauentagungen 16 ff.
Freiland 21 ff., 319 f.
Freischaren 21 f., 525 ff.
Freistudentenschaft 19 ff., 75 ff., 525.
Fremdenlegion 79 ff., 392 ff.
„Friedenswarte" 58 f.

„Gartenstadt" 90, 250.
Gartenstadtbewegung 90, 172 ff., 520 ff.
Geburten-Rückgang 434 ff., 601 f., 745 ff.
Gesundbrunnen 27 ff.
Glosse 702 f.
Goethebücher von Bode 159 f.
Grundstückwahlrecht 446 f.
Gymnasium 47, 158.

„Hammer" 126.
„Hausarzt-Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenskunst" 732.
Heeresreform 357 ff.
Heimatgefühl 90, 632 f.
Heimatpflege 351 f.
Heimatschutz 30, 183 ff., 289 ff., 572 f.
Hindhedes Ernährungsgrundsätze 13 ff.
„Hogesünn", Roman von Wilhelm Conrad Gomoll 366 ff.
Hygiene 74 f., 121 f., 193 ff., 198 ff., 234 ff., 238 ff., 283, 350 f., 378 f., 409 f., 509 f., 588 ff., 602 f.
Hygieneausstellung 31.

Ideologen 2 ff.
Jesus Christus 737 ff.
„Im afrikanischen Sonnenbrand" von Alfred von Winkler 657 ff.
Inseraten-Technik 60.
Jugendbewegung 65 ff., 234 ff., 261 ff., 328 ff., 353 f., 767.
Jugendgerichte 109 ff.
Jugendpflege 261 ff.
Jung-Deutschland 65 ff.

Kalenderreform 362 ff., 574 ff.
Kanzleistil 704.
Karzer 594 ff.
Kaufmannsdeutsch 282 f.
„Kaufmännische Abstinenzblätter" 282 f.
Käuferpflichten 713 ff.
„Kieler Zeitung" 764.
Kinderspielzeug 733.
Kinematographie 101 ff., 463 ff., 565 ff.
Knicks 183 ff.
Kochkurse 159.
„König Berg" (Märchen von Else Leitzmann) 150 ff.
Kolonialfragen 6 ff., 10.
Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde 689 ff.
Korpsstudenten 21 f., 61 ff., 573 f.
Krankenpflegerinnen 542 f.
Kriegsspiele 328 ff.
Kunst, Moderne, 292 ff.
Kunstgenuß 379 f.
Kunstwart" 125 f., 157 f., 249, 316 f., 347 f., 444 f., 475 f., 572 f., 639 f., 667, 701, 731.

Lebenserinnerungen von Heinrich Dräger 336 ff.
„Lebenskunst" 89, 189 f.
Lukanga Mukara 257 ff., 321 ff., 513 ff., 705 ff.
Literarischer Ratgeber des Dürerbundes 401 ff.

Mädchenerziehung 645 ff.
„März" 248.
Marokkofrage 10 ff.
Massenbetrug 91 ff., 251 ff.
Materialgefühl 596 ff.
„Mehr Liebe für die Lebenden" 668.
Memento mori 311 ff.
„Militärisch-politische Korrespondenz" 222 ff.
Mission 429 ff.
„Monatliche Mitteilungen des Volksheims" 763.
Müllheimer Eisenbahnunglück 502 ff.
Mutterschutz 63, 447 f., 747.

„Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft" 634 f.
Nahrungsmittelverfälschung 732.
National 701.
Nationaldenkmal 144 ff.
Naturgemäße Lebensweise 193 ff., 198 ff.
Naturreis 348 f., 444, 446.
Naturschutz 6 ff., 30, 183 ff., 189, 196 ff., 316 ff., 382 ff., 389 ff., 610 ff., 634 ff., 641 ff., 709 ff.
„Neue Weltanschauung" 189.
„Neues Leben" 156 ff.
„Niederdeutsche Volkskraft" 653 ff.

Oberlehrer 44 ff., 431 ff., 522 ff., 543 f., 604 ff., 717 ff.
Obstbau 540 ff.
Offiziere 77 ff.
Oktoberfest 580 ff.

Pangermanismus 58.
Parteipolitik 34 ff., 125 f., 316.
Patriotismus 627 ff.
Pfadfinder 66.
Pfadfinderbuch für junge Mädchen 349 f.
„Pidd Hundertmark" v. Wilhelm Scharrelmann 437 ff.
„Pünktlichkeit" 599 ff.

Rassenfrage 3.
Rassenhygiene 36 ff., 112, 126 f., 740 f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ratgeber für Jugendvereinigungen 667 f.
Realgymnasium 47.
Realpolitik 1 ff., 36, 248.
Reformschulen 443 f.
Reichstag 33 ff.
Reichstagswahl 86 ff., 112 ff.
Reis (Bedeutung als Nahrungsmittel) 348 f., 444, 446.
Reklamebombast 506 ff.
„Roland" 158, 443 f.
Ruhehalle 588 ff.

Säuglingsschutz 94 f.
Salvator 580 ff.
„Schatzgräber" 204 ff.
Schießsenche 241 ff.
Schrebergärten 585 ff.
Schülerselbstmorde 248, 319, 735.
„Schulbuch und Kinderseele" von Richard Dehmel 670 ff.
Schulgemeinden 167 ff.
Schulpolitik 44, 133 ff.
Schundliteratur 277 ff., 481 ff., 639, 733 ff.
Seefahrt 449 ff.
Sexualreform 447 f., 577 ff., 608.
Sexuelle Frage 75, 84 ff., 215, 225 ff., 648 ff.
Ski-Sport 21 ff., 129 ff.
„Sonntage — Sonnentage" 510 f.
Soziale Frauenarbeit 170 ff.
„Soziale Studentenblätter" 379 f.
Sport 21 ff., 85, 129 ff., 178 ff., 236, 319 f., 468 ff., 528 ff., 767 f.
„Stilles Land" 217 ff.
„Streben und Stranden" (v. G. Asmussen) 90 f.
Studenten 19 ff., 48 f., 61 ff., 75 ff., 107 ff., 136 ff., 176 ff., 267 ff., 319 f., 456 ff., 525 ff., 573 f., 577 ff., 594 ff., 620 ff., 693, 731 f., 736.

Titanic 311 ff.
„Törichte Jünglinge" 577 ff.
Trunksuchtsmittelschwindel 190 f.

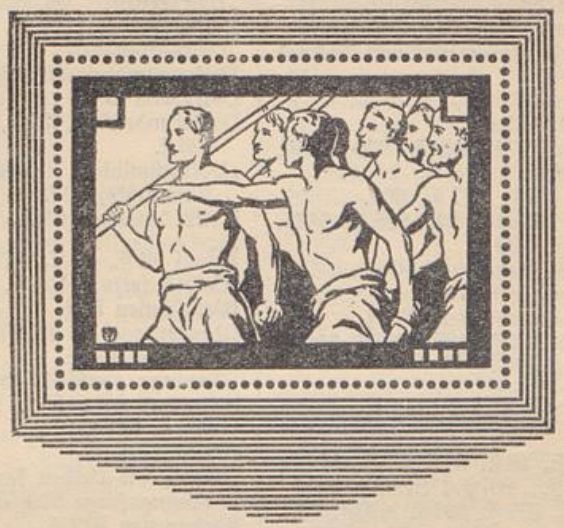
Umgangskunst 698 f.
Undogmatischer Unterricht 266 f.
Universitäten 48 f., 107 ff., 176 ff.
Universitätsreform 267 ff., 352, 59 ff.
Urpädagogik. 104 ff.

Vaterländische Festspiele 481 ff., 639.
„Vegetarische Warte" 248.
Vegetarismus 86, 198 ff., 705 ff.
Verkehrsfragen 377 f.
Verrufswesen (studentisches) 693 ff.
Vogelschutz 6 ff.
Volksbildung 27 ff., 204 ff., 261 ff., 277 ff., 763.
„Volkserzieher" 58, 89.
Volkserziehung 104 ff., 129 ff.
„Volksgesundheit" 509 f.
Volksgesundheit 90, 97 ff., 198 ff.
Volksheim 763.
Volkskunde 164 f., 297 ff., 321 ff., 404 ff., 513 ff. 705 ff.
„Volkstümliche Redekunst" (von Adolf Damaschke) 63 f.
Volksschullehrer 41 ff.

Wahl 33 ff., 86 ff., 112 f., 125 f., 157 f.
Waldläufertum 353 ff.
Waldschulen 59 f.
Wandervogel 71 ff., 271 ff., 696 f., 703 f.
Werkbund 207 ff.
Wernings Festspiele 481 ff., 639.
Wildschutz 6 ff., 189 f., 196 ff., 389 ff., 610 ff. 634 f., 641 ff.
Wintersport 89.
„Wohin die Helden kamen" 730 f.
Wohnungsfrage 250, 632 f., 682 f., 743 ff.
Wohnwesen 519 ff.

Zeitrechnungsreform 362 ff., 574 ff.
Zollfragen 624 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1912

„Realpolitik."

Es gibt Worte, die Waffen sind. Wer sie ausspricht oder drucken läßt, der kann, wenn er die richtigen Hörer oder Leser vor sich hat, sicher sein, daß er damit wirkt. Denen gegenüber kann er damit arbeiten wie ein Hypnotiseur. Denn für diese Hörer oder für diese Leser drücken die Worte einen Gedanken oder einen Willen aus, dessen Kraft in ihren Kreisen so anerkannt ist, daß jeder von vornherein weiß: sich widersetzen heißt gegen erdrückende Mehrheit fechten. Wenige aber lieben es, niedergelacht oder niedergeschrieen zu werden; so fügt man sich.

Solche Worte sind: „Das nimmersatte Agrariertum", ausgesprochen im Tiergartenviertel von Berlin; „der Giftbaum der Börse", aufschießend in einem Leitartikel der „Deutschen Tageszeitung"; „der Moloch des Militarismus", aufgebaut vor einer Gemeinde von Sozialdemokraten; und wiederum „die vaterlandslose Sozialdemokratie", vorgeführt in einer Wahlversammlung der Konservativen oder Nationalliberalen. Ebenso sicher wirkt das Wort „Kurpfuschertum" als Bezeichnung der Naturheilkunde in einem Kreis rechtgläubiger Ärzte, während wieder jeder, der die Wissenschaft dieser Ärzte als „Giftmedizin" bezeichnet, des Beifalls vieler Naturheilkundiger ohne weiteres sicher sein kann.

Das sind sechs Beispiele von Worten als Trutzwaffen, von Worten, womit man andern zu Leibe gehn kann. Es gibt aber auch Schutzwaffen dieser Art, Worte, die kugelsichere Schutzschilde sind. Eines davon ist das Wort „Realpolitik". Das heißt, so ist das Wort unvollständig, es muß vielmehr heißen: „Gesunde Realpolitik". Denn „Realpolitik" ist immer „gesund" und begibt sich deshalb nie ohne dieses Schmuckwort in die Öffentlichkeit.

Die Macht des Wortes „Realpolitik" ist groß. Ich sagte, es sei ein kugelsicherer Schutzschild. Ja, aber ein Schutzschild, den man auch losmachen und auf die Köpfe seiner Gegner niederschmettern kann, daß ganze Reihen davon liegen bleiben. Als Schutzwaffe wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Angriffswaffe, ist dieses Wort viel stärker als etwa die bescheidenen kleinen Schleudersteine, die ich zuerst vorgezeigt habe: Wer sich in die Lage bringt, von denen feindlich getroffen zu werden, der ist immer nur in einem bestimmten Kreise ein schlechter oder schlimmstenfalls ein lächerlicher Mensch. Aber „Realpolitik"! Nannte ich sie eine Waffe? Sie ist eine G ö t t i n. Wer dieser Göttin die Verehrung weigert, über den sprechen ihre Priester den schwersten Fluch aus, den ihr Vorrat birgt, einen Fluch, der für eine schier unbegrenzte Masse von Gläubigen den Getroffenen bürgerlich tot macht, mehr noch, der ihn für diese riesige Gemeinde aus den Reihen der geistig Gesunden streicht: sie erklären ihn für einen I d e o l o g e n. (Das Wort hat der erste Napoleon erfunden, um das zu beschimpfen, was er im deutschen Wesen am wenigsten verstand und eigentlich — wie sich schließlich zeigte, mit Recht — am meisten fürchtete.)

Es muß sich lohnen, danach zu forschen, wie einer so mächtigen Göttin Angesicht und Gestalt beschaffen seien.

Um so mehr muß sich das lohnen, als ihr Name allein wenig davon offenbart, wo die Wurzeln ihrer Göttlichkeit entspringen. „Realpolitik", das ist zu deutsch nichts andres als einfach: Eine Staatskunst, die sich auf die Wirklichkeit der Dinge aufbaut. Nun, darüber, daß jede Staatskunst, daß überhaupt jedes menschliche Tun d a s soll, darüber werden kaum zwei Menschen verschiedener Meinung sein. Diese Forderung hat schwerlich die breite und tiefe Kluft gerissen, die da befestiget ist zwischen der Brahmanenkaste der Realpolitiker und der Pariagesellschaft der Ideologen. Bei der Entstehung dieser Kluft muß es anders zugegangen sein.

W i e es zugegangen ist, das erkennen wir am besten, wenn wir frisch ein paar Dinge greifen, bei denen der Mund jener Brahmanen selbst uns oft bezeugt hat, wohin sie ihren Segen legen und worauf ihren Fluch:

Es ist Realpolitik, wenn Deutschland es duldet, daß nicht wenige deutsche Kaufleute europäische Waffen in großen Massen an Gelbe, Braune und Schwarze verkaufen. Denn „Handel und Verkehr" ist etwas Wirkliches, und höchst wirklich ist vollends das Geld, das dem weißen Händler im Kasten klingt. So aber einer meint, ebenso wirklich seien die Glieder unsrer Kolonialsoldaten, die von jenen Waffen einmal werden zerfetzt, und die Köpfe dieser Soldaten, die von jenen Waffen einmal werden zerschmettert werden, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist Realpolitik, wenn eine Stadt (man kann sie Berlin nennen oder Hamburg, aber es paßt auch jeder andre Städtename im Deutschen Reich) sich in jede Straße ein halbes oder ein volles Dutzend Kneipen legen läßt und an jede Straßenkreuzung wenigstens vier Stück. Denn die hohe Miete, die jedesmal der Wirt (oder die Brauerei, die ihn als ihren Zapfer eingesetzt hat) an den Hauseigentümer zahlt, ist etwas Wirkliches, und noch wirklicher ist die hohe Steuer, die dem dann die Stadt auf bequeme Art wieder abnehmen kann. So aber einer meint, ebenso wirklich seien die Gefängnisse und die Krankenhäuser, denen jede dieser Kneipen täglich neue Gäste liefert, und der Jammer, den die dann darin auszustehen haben, und nicht zum mindesten auch das Geld, das diese schönen Einrichtungen die Stadt und den Staat wieder kosten, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn das Deutsche Reich kein armes Wort des Widerspruchs dagegen findet, daß die Deutschen Österreichs von den Slawen dort erdrückt oder aufgesogen werden. Denn sonst könnte die gute Laune irgend eines tschechisch gesinnten Machthabers an der Donau getrübt werden, und die ist etwas Wirkliches. So aber einer meint, wenigstens ebenso wirklich sei die Gefahr für das Deutsche Reich, wenn in zwei oder drei Geschlechterfolgen nun alles, was dort drüben jetzt noch deutsch ist, einmal slawisch denkt und fühlt, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn die großen Germanenstaaten Europas keinen Finger dagegen rühren, daß in den baltischen Provinzen eine Kultur, die ganz germanisch ist, und in Finnland eine Kultur, die wesentlich germanisch ist, von asiatischer Barbarei Stück für Stück zertreten wird. Denn das ungestörte Geschäft mit Rußland ist etwas Wirkliches. So aber einer meint, wenigstens ebenso wirklich sei die Gemeinbürgschaft der Germanen und die drohende Vernichtung ihrer treuen Vorposten im Osten, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn ein Gegner der Sozialdemokratie fordert, daß diese Partei als eine Partei von Reichsfeinden außerhalb der Gesetze gestellt werde, daß ihre Organisationen mit Gewalt zerstört und ihre Führer als Hochverräter behandelt werden. Denn der Schaden, den er bei Durchführung solcher Forderung der gegnerischen Partei (vorläufig) zufügen würde, ist etwas Wirkliches. So ihm aber einer, — der braucht um nichts weniger Gegner der Sozial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

demokratie zu sein — entgegnet, noch viel wirklicher sei die Tatsache, daß ein Reich, worin mehr als drei Millionen seiner erwachsenen Männer wirklich „Reichsfeinde" wären, garnicht mehr fähig wäre zu leben, daß aber Deutschlands Reich und Volk, Gott sei Dank, sehr kräftig leben, und daß mithin jene Realpolitik doch wohl irgendwo ein Loch haben muß, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Daraus lernen wir: Wirklich ist die tote Sache und dreimal wirklich die Sache der Sachen, das Geld — unwirklich aber ist der lebendige Mensch. Wirklich sind die Mächte von gestern und allenfalls noch die von heute — aber unwirklich ist die Macht, die morgen kommen muß. Wirklich ist das Geschäft und unwirklich die Kultur; wirklich der Parteizwist und unwirklich die Volksgemeinschaft.

Und noch Eines: Zehnmal unwirklich ist jede Gemeinschaft zwischen zwei Völkern (und seien es die nächstverwandten und engstverbündeten) und jede Treue zwischen ihnen: Daß die Völker der Erde Raubtiere sind, in deren Beziehungen zueinander zügellose Anarchie herrschen muß bis ans Ende der Dinge, das ist im Katechismus der Realpolitiker der höchste und tiefste Artikel. Dagegen ist ihnen kein Kraut gewachsen, da hilft kein Recht und kein Vertrag; was unter zwei Menschen, und wären sie Australneger, Schuftigkeit wäre oder Straßenraub oder Betrug: unter zwei Völkern heißt es „Gesunde Realpolitik"; — und das wird nie anders. Ganz folgerichtig haben denn auch vor drei Jahren, als das verbündete Österreich von Rußland bedroht wurde, etliche, die unsern Realpolitikern als Hohepriester ihrer Göttin gelten, die Ihren gelehrt, Deutschland solle den Bundesgenossen nach den Gesetzen gesunder Realpolitik im Stich lassen. — Daß uns hinwiederum in den Tagen, die wir jetzt leben, der italienische Raubzug gegen Tripolis von manchem aus jener Priesterschaft als schönste Blüte gesunder Realpolitik gepriesen worden ist, braucht als selbstverständlich kaum erwähnt zu werden. (Erwähnenswerter vielleicht ist die Frage, ob diese „Realpolitik" auch dann noch „gesund" bleibt, wenn der Räuber statt der Beute nur Striemen nach Hause bringen sollte.)

So ist es: Realpolitik heißt Staatskunst des Wirklichen; aber dieses Wirkliche ist nicht die gemeine Wirklichkeit der Dinge, die Schlechtes und Gutes umfaßt, Niedriges und Hohes, Nacht und Sonne, Sumpf und Ackerland. Nein, was hier Wirklichkeit ist,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das bestimmt die Brahmanenschaft der Realpolitik und nur sie allein. Und ihr Richtscheit dabei ist der Satz des Glaubens, den sie predigt: Wo in der Welt das Gemeine gegen das Edle steht, der Stoff gegen den Gedanken, das Raubtier gegen den Menschen, das Gestern gegen das Morgen, da siegen unabänderlich die Gemeinheit und der Stoff und das Gestern und das Raubtier; und wer in der Welt handeln muß, der hat zu handeln nach dieser Erkenntnis, dann ist die Wirklichkeit der Dinge mit ihm und der Sieg.

Der Glaube schafft Götter. Dieser Glaube hat das Götterbild „Realpolitik" geschaffen. Und der Glaube macht die Gläubigen stolz und die Ungläubigen verächtlich: Darum ist dem Realpolitiker der, der an seine Göttin nicht glaubt, ein Wesen, das ebenso tief unter ihm steht, wie unter dem Gläubigen Muhammeds der ungläubige Frankenhund — wennschon kein Mekkapilger es fertig bringen wird, diesem Hunde einen Ekelnamen zu geben, in den er eine so abgrundtiefe Verachtung legen kann, wie der Gläubige der Realpolitik in das Wort „Ideologe".

* * *

Wo finden wir armen Ideologen Trost in solcher Verachtung? Nun, vielleicht in einem Blick auf die Weltgeschichte. Die, sonderbar genug, nicht aus der Wirklichkeit gewachsen ist, auf der der Sockel jenes Götterbildes steht, sondern aus der ganz gemeinen Wirklichkeit der Dinge. Aus einer Wirklichkeit, in der nun einmal ein ganz eigensinniger Zug zum Vollkommenen steckt. Einer Wirklichkeit, die deshalb den Gedanken der Ideologen Schiller, Kant und Fichte die Macht verliehen hat, ein ganzes Volk zu ergreifen, das dann — kraft dieser ideologischen Gedanken — den gewaltigsten Realpolitiker aller Zeiten, den großen Korsen, niederwarf. Einer Wirklichkeit, die ein halbes Jahrhundert später den stärksten Mann dieses Volkes, Bismarck, zum Testamentsvollstrecker der Ideologen gemacht hat, die — von allen metternichtigen Realpolitikern ihrer Zeit verfolgt und verhöhnt — für den ideologischen Gedanken der deutschen Einheit gelebt, gearbeitet und gelitten hatten. Einer Wirklichkeit, die ihre einstweilen dauerhafteste Siegerkrone einem Ideologen verliehen hat, der — zum Trotz allen Realpolitikern seiner Zeit und aller kommenden Zeiten — als Richtschnur für alles Erdenleben die ideologische Weisung gegeben hat: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst."

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Protest in elfter Stunde.

Es handelt sich um diesen Fall: Der oberste Beamte in einer deutschen Kolonie weigert sich, obwohl Deutscher, den gefährdeten Naturschätzen den Schutz zu geben, der, nach deutscher Anschauung Pflicht ist, und befiehlt sogar die Vernichtung.

Herr von Rechenberg mag sonst tüchtig sein oder wirklich so schädlich, wie ihn die Ostafrikanische Zeitung schildert; wenn er den Willen nicht hat, Raubbau zu verhüten, dann muß er hier bekämpft werden. Beamte, die die Entwicklung deutscher Arbeit hindern, hat das tüchtige deutsche Volk von jeher ertragen und erträgt sie noch; nur wenn geschossen und vergiftet wird, wenn, aus Mangel an Verständnis, wertvolle Geschöpfe unnütz ausgerottet werden, dann darf keiner ruhig bleiben, der die Gefahr erkennt.

Es gibt auf dieser Erde Völker, die berufen sind, Kultur zu verbreiten. Weil sie durch Bildung und Fleiß zu Anschauungen gekommen sind, mit denen sie für andere Länder ein Segen sein können. Solche Völker haben sogar die Pflicht zu kolonisieren.

Das deutsche Volk hat schwer errungene sittliche Güter, hat Eigenschaften, hat — ich kann das arg verbrauchte Wort doch wohl nicht umgehen — eine Kultur, die es besonders geeignet macht, unerschlossene Länder mit seinem Wesen und Willen zu durchdringen. (Es ist deshalb schade um jedes Stück Afrika, das nicht deutsch ist. Nicht, weil wir das Land brauchten — die Frage soll uns jetzt hier nicht beschäftigen — sondern weil das Land und seine Geschöpfe uns brauchen: uns Deutsche, die wir doch nun einmal anders sind, als etwa Italiener. Welche Singvögel essen.)

Man erwartet, daß in einem deutschen Lande das Recht, die Sitte, die Gesinnung gilt, die in Deutschland herrscht. Und Selbstbewußtsein spricht: Die Welt wird sehen, daß unsere tüchtige Art Gutes bringt. Es muß dann aber auch unsere Art sein: Gilt hier Menschenliebe, dann darf dort nicht Roheit schalten; wird hier die Natur geachtet, dann darf sie dort nicht geschändet werden. Oder das Land wird nicht in deutschem Geiste regiert.

Nun weiß aber jeder Kundige, daß Das, was amtlich ist, in dem Geiste regiert, der gestern lebte, und wenn das Amtliche Schaden anrichtet, dann trifft die Schuld ebenso die Beamten, die die Fühlung mit dem Volksempfinden verloren, wie das Volk, das seinen Willen nicht laut genug sagte. Nichts wirkt hier vaterlandfeindlicher, als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterdrückte Kritik und Vertrauen, das in Wahrheit nur Faulheit und Stumpfsinn ist und eines Tages teuer bezahlt werden muß. — Wer es sagen soll? Nun in Deutschland bestehen ja große Vereine von Menschen, die in der Betrachtung dieser und jener Frage tiefer eingedrungen sind, als die Gesamtheit. Sie müssen wachsam sein. Sie, nicht die geistig trägen Massen der Ungebildeten aller Stände, verkörpern das Deutschtum unserer Zeit. Sie dürfen nicht dulden, daß unter deutschen Farben etwas geschieht was deutscher Denkart ganz widerspricht.

So etwas ist im deutschen Ostafrika geschehen und fordert Entrüstung. Aber nicht Entrüstung allein: auch tatkräftige Hilfe.

Deutsch-Ostafrika ist von der Natur mit wertvollen Tieren reich bedacht worden. Es wurde uns Deutschen mit diesem ganzen, von allen Sachkundigen voll erkannten Reichtum gegeben und wird jetzt, unter schlechten Gesetzen, in einer Weise, die den Anschauungen eines Kulturvolkes Hohn spricht, ausgeplündert und verödet. Der bisherige Gouverneur war nicht fähig, Tatsachen zu erkennen und die dringende Abhilfe herbeizuführen. Er hat, dem uneigennützigen, ernsten Rat aller Kenner der Wildschutzfrage zum Trotz, obendrein noch einen nutzlosen Massenmord von Wild in den einst wildreichen und deshalb viel bewunderten Gebieten am Kilimandscharo angeordnet. Das war, wie Professor Schillings in Stuttgart richtig sagte, ein Kulturskandal. Jetzt muß, denke ich, das naturliebende Deutschland fordern, daß Versäumtes nachgeholt, daß mit guten Gesetzen die Reste, die aus der Vernichtung blieben, geschützt werden. Aber es wird nichts geschehen, solange derselbe Mann Gouverneur bleibt.

Die Frage ist wichtig, weil sie als Beispiel dient, und weil es mir dringend scheint, Abhilfe zu fordern, wenn gegen den Willen des Volkes gemordet und vergiftet wird. Manches andere hat Zeit und kommt später dran.

Nur wo der Wille, die Gesinnung, die Fähigkeit ist, kann die dazugehörige Leistung erwartet werden. Unglück wollte, daß in einer Kolonie, die neue Wildschutzgesetze brauchte, ein Mann Macht bekam, der, was Liebe zur Natur betrifft, dem Deutschtum unserer Zeit fremd gegenübersteht. Man konnte von ihm irgend etwas erwarten, nur keinen Wildschutz.

Wie gut weiß doch der Engländer, was er seinen Beamten zutrauen darf. In britischen Kolonien nimmt man folgende Männer an die Spitze von Landgebieten: Wo eine Eisenbahn das Wichtigste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, einen Eisenbahntechniker (in Britisch-Ostafrika Sir Percy Girouard), wo militärische Fragen brennen, einen Soldaten. Und wo es sehr brennend ist, den besten Soldaten (Lord Kitchener in Ägypten). In einer englischen Kolonie, die nur dem Fremdenverkehr diente, würde wahrscheinlich der Portier aus dem Savoy-Hotel Gouverneur werden. Das ist die Praxis der Briten. Dies erfahrene Kolonialvolk gesteht ein, daß ein Mann, und sei er der klügste, beste, nur das wirklich kann, was er bewiesen hat, und es nutzt seine bewiesenen Fähigkeiten aus, indem es ihn an die Stelle setzt, wo er mit seinem Können für das Vaterland das meiste schaffen kann. In Deutsch-Ostafrika wurde Herr von Rechenberg Gouverneur.

Als er im Jahre 1906 in Ostafrika ankam, war es schon hohe Zeit, das Wild und den Wald zu schützen. Es gab damals auch wirklich noch etwas zu schützen, und die Gefahr, daß der natürliche Reichtum des Landes geplündert würde, war da. Herr von Rechenberg wurde von besorgten Kennern gefragt, was er für den Wildschutz tun werde? Er soll gesagt haben: „Nun, entweder haben wir eine Kolonie oder einen zoologischen Garten." In dieser geistreichen Gegenüberstellung haben wir die Gesinnung, deren Folgen jetzt dem Kurzsichtigsten deutlich wurden; die Denkart des Mannes, der einer der erfolgreichsten Gegner der belebten Natur werden sollte.

Kolonie oder Zoo: Ein kalter Wasserstrahl! Ein Stoß vor den Kopf! Die seltsame Art eines Beamten, eine wichige Frage, die nur durch ernste Prüfung behandelt werden kann, mit einem geistvollen Wort abzutun, gab mir schon im Jahre 1906 Anlaß zu einem warnenden Aufsatz. Damals, als Herr von Rechenberg in Ostafrika anfing, Männer, die sich zu gemeinnütziger Arbeit bereit meldeten, mit überlegenen Schlagworten zu erkälten.

Man sagte damals: „Der Mann weiß nicht, was ihm in Deutsch-Ostafrika leider auf Jahre anvertraut wurde", und bemühte sich, ihn zu bestimmen, zu belehren. Man sprach mit ihm und schrieb ihm auf, was er tun müsse. Andere, Regierungskundige, sagten, man müsse ihn zu entfernen trachten, er werde es nicht mehr lernen, weil er ein so hohes Amt habe.

Und Herr von Rechenberg saß im Amt und ließ etwas anderes geschehen, als man ihm aufgeschrieben hatte. Er handelte nach der Gesinnung, die er hatte, und nicht nach der, die ihm, weil er ein Deutscher war, Deutsche wünschten. Niemand kann aus dem heraus, was er ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So wurde das Unerhörte Tatsache. Ein schlechtes Jagdgesetz kam, wurde von der Regierung selbst als schlecht bezeichnet, blieb aber bestehen, weil die Beamten sagten, es schade dem Ansehen der Regierung, wenn ein Gesetz, das erlassen wurde, bald geändert werde! Das Gesetz selbst ist also wichtiger als sein Zweck. Und es gibt ein Volk, das den zum Zustandekommen solcher Überlegung nötigen kindischen Respekt vor seiner Regierung hat? Ein Volk, dessen Lakaiensinn schließlich die Beamten hindert, dafür zu sorgen, daß nicht Gesetz Unsinn und Wohltat Plage werde!

Während dies geschrieben wird, geht die Vernichtung noch immer ihren Weg. Es knallt, und in den fernsten Bergen des Landes stellt man den letzten Tieren nach. Ihr Horn, ihr Elfenbein soll helfen den Ausfuhrwert des Jahres zu erhöhen: zu zeigen, wie herrlich sich die Kolonie entwickelt. Was nach dem Etat von 1911 kommt, kann denen, die jetzt deutsches Gut „verwalten", gleich sein. „Der Elefant, der seine Zähne hergegeben hat, hat seine Schuldigkeit getan". Solche Anschauung fordert den Widerspruch eines Volkes heraus, das noch heute die bestgebildete Jägerei und, im dichtbebauten Lande, einen Umsatz von siebenzig Millionen aus der Jagd hat; ohne daß das Land deshalb ein „Zoologischer Garten" ist. Mit mineralischen Schätzen, mit Steinen mag man in den Kolonien vorläufig noch umgehen wie man will; Elfenbein, Hörner, Pelze und Federn sind, wie die unersetzlichen Kräfte und die Schönheit der Tiere, von allzu kurzem Nutzen für die Menschheit und nie wieder zu beschaffen, wenn die letzten Träger von Keimzellen getötet wurden.

Die Tatsachen müssen endlich zu allen, die helfen können, sprechen: Durch Wildschutz wird keine Landwirtschaft geschädigt. Von dem großen Deutsch-Ostafrika ist noch nicht der hundertste Teil mit Nutzpflanzen bebaut; die Tiere, deren Schutz gefordert wird, hausen in menschenleerer Einöde und fressen Sträucher und Gräser, die kein Mensch nutzen kann. Ein wirksamer Schutz ist möglich; das erfahrene England hat Länder, die an unsere grenzen und durch gute Jagdgesetze und Zölle erfolgreich vor Verödung und Raubbau geschützt werden. Unerschlossene Gebiete, die als Wildreservoire dienten und nicht von Jägern erreicht und gründlich ausgeplündert werden könnten, gibt es nicht mehr. Das Wild ist leicht zu töten und der erfahrene Jäger tötet mit den modernen Waffen gerade die großen Tiere ohne Schwierigkeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist möglich, den Reichtum der Steppen zu erhalten und nutzbar zu machen; ein einziger Mann aber, der die Macht hat und nicht will, entzieht sich den Forderungen und lehnt das, was die Aufgabe der Zeit ist, ungefährdet ab. Weil die Anschauung des Volkes nicht in diesem seinen Vertreter wirkt.

Herr von Rechenberg durfte sogar — aus amtlicher Gewissenhaftigkeit, wie er sie auffaßt — den sinnlosen Massenmord vom August 1910 befehlen. Mit patronengespicktem Gürtel zogen die Askarikompagnien in die wildreichste Steppe der Erde, um dort einen fünfzig Kilometer breiten wildfreien Streifen an der britischen Grenze entlang zu schaffen.

So weit sind wir im Jahre 1911: Ein deutscher Gouverneur darf Wildherden hinschlachten lassen, als seien sie sein und nicht des ganzen Volkes Eigentum. Wer weiß Rat?

Da ist die deutsche Kolonialgesellschaft, deren Bedeutung in jüngster Zeit vielen klar geworden sein wird. In Scharen sollten alle, die gute Kenntnisse und tiefe Anschauung haben, dieser Gesellschaft beitreten. Damit sie eine Macht werde, die dafür sorgt, daß deutsche Denkart in den Kolonien wirke.

Dann wäre wohl auch, in elfter Stunde, ein Protest zu erreichen, der die Schande von Deutschland abwendet, daß unter seinem Schutz Geschöpfe sinnlos vernichtet werden.

Die Natur hat den paradiesischen Reichtum an Leben bis in die Zeit aufgehoben, in der ein Kulturvolk die Macht bekam, zu hegen und zu vernichten. Es ist, als kämen die trauten Gefährten, die den Menschen von Urzeit her begleiteten, hilfesuchend zu uns.

Und wir erwürgen sie, bis nur totes Gebein und trockene Haut daran erinnert, daß sie uns einst das Bild der Erde verschönten.

Hans Paasche.

Deutschösterreich und die Marokkofrage.

Es ist ein empfindlicher Mangel unserer papierenen Öffentlichkeit, daß sie nicht imstande ist, ihren Leserkreis beliebig einzuschränken. Was sie bringt, können alle lesen; sie hat kein Mittel, einen Gegenstand vertraulich zu erklären, und kann Gedanken oder Nachrichten, die ausschließlich für eine bestimmte Gruppe berechnet sind, die andere Kreise nicht lesen sollen, gar nicht aufnehmen. Wir sind daran so gewöhnt, daß wir es nicht mehr beachten. Und doch kann man die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirkung dieser Eigenschaft unserer Presse an der Behandlung jedes wichtigeren Ereignisses studieren. Man könnte geradenwegs daraus weiter ableiten: da unseren Zeitungen alles verschlossen ist, was nur für einen engeren, für einen befreundeten Kreis gehört, und noch mehr, was man überhaupt nicht äußern will, so ist ihr damit eigentlich in vielen Fällen gerade das Wertvollste, das Eigene und Persönliche entzogen. Daher rührt es, daß sich in der Tagesliteratur der verschiedensten Parteien und Richtungen doch ein gemeinsamer Unterton durchfühlen läßt: etwas Vorsichtiges, Kühles, Allgemeines trotz aller daneben möglichen Hitze und Leidenschaft.

Soweit in den deutschösterreichischen Blättern die Marokkofrage besprochen wurde, geschah es durchgehends mit entschiedener Parteinahme für das verbündete Nachbarreich. Dabei spielte die dem österreichisch-ungarischen Staate in den bosnischen Einverleibungswirren erwiesene Bündnistreue die geringere Rolle; der wichtigste Grund war vielmehr das völkische Zusammengehörigkeitsgefühl. Diese Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes hüben und drüben bringt es weiterhin mit sich, daß jedes tatkräftige Auftreten des Bismarckreiches, jeder Erfolg oder Gewinn auch die Stellung der Deutschen an der Donau stärkt; ebenso haben ja die österreichischen Slawen durch die Mißerfolge Rußlands, das freilich nur rassenverwandt, nicht volksgleich ist, beträchtliche Einbuße erlitten. Aber auch die eingangs erwähnte Eigenart der Presse kommt in Betracht. Das deutsche Reich durfte in der Öffentlichkeit nicht ganz vereinsamt erscheinen. Jedenfalls wären selbst vereinzelte ablehnende Stimmen der deutschen Österreicher von der deutschfeindlichen Presse rücksichtslos ausgebeutet worden.

Nur so ist es zu verstehen, daß lediglich die eine Seite des deutschösterreichischen Standpunktes laut wurde, daß die andere, die viel tiefer in der besonderen Lage der Ostmarkdeutschen begründet ist, nicht zur Geltung kam. Der ganzen neueren Entwicklung des Deutschen Reiches gegenüber haben die Deutschen im Donaustaate ein zwiespältiges Gefühl. Die starke Bevölkerungszunahme, die gesteigerte Gütererzeugung, die zunehmende Handelstätigkeit über die Meere hin, die erstaunliche Entwicklung der Handelsmarine und der Ausbau einer achtunggebietenden Kriegsflotte erfüllt das Herz jedes Deutschösterreichers mit aufrichtiger Freude und Bewunderung. Und niemandem ist es verständlicher, wenn der Ruf nach Land, nach überseeischen Kolonien für Industrie- und Siedlungszwecke immer drängender wird. Aber dabei überkommt ihn doch das schmerzliche Bewußtsein, daß das stolze Reichsschiff, sowie es nun auf den freien Ozean der Weltpolitik hinaussegelt, sich gleichzeitig immer weiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von ihm entfernt. Von ihm und den großen Aufgaben des Deutschtums im europäischen Osten. Wird es möglich sein, nach zwei Richtungen hin zugleich Erfolge zu erzielen? Gegen Westen zu als Mitbewerber um die Seeherrschaft, gegen Osten zu in der Fortführung der alten Siedlungsarbeit?

Auch unter dem alten römischen Reiche deutscher Nation bestand eine solche Doppelrichtung. Immer wieder drangen deutsche Heere über die Alpen, um ihrem Herrn die Kaiserkrone und damit die Vorherrschaft über das abendländische Christentum zu gewinnen; immer wieder war das deutsche Blut nutzlos vergossen und verbraucht. Schließlich hat dieser ganze Imperialismus, von dessen Taten die Geschichte erfüllt ist, wenig Bleibendes hinterlassen. Neben dieser Reichspolitik, zu der die staatliche Organisation selbst immer von neuem hindrängte, ging fast unbemerkt still und stetig die eigentliche Volkspolitik, die Kolonisation des Ostens, den sie mit Bauernsiedlungen und Städten dicht überzog, die im ständigen Wechselverkehr mit dem Mutterlande groß wurden. So wurden bekanntlich drei Fünftel des gegenwärtigen deutschen Sprachgebietes erst gewonnen und darüber hinaus fortwährend neue Vorläufer und Ansätze vorgeschoben. Diese Volksbewegung war noch lebhaft im Gange, als die Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Bund und die Reichsgründung erfolgte. Dadurch wurden auf weiten wichtigen Strecken der Ostgrenze die deutschen Markbewohner auf ihre eigenen Kräfte verwiesen, die sich der wachsenden slawischen Überzahl gegenüber nicht mehr stark genug erwiesen zur Fortsetzung des Siedlungswerkes, höchstens zur Erhaltung des Errungenen. Die Hauptmasse des deutschen Volkes aber wurde gerade durch diese Lostrennung aufgabenreicher Ostmarkgebiete den hier zu lösenden Fragen entfremdet und mit ihrem Betätigungstrieb gegen Westen gelenkt, wo unerhörter Reichtum und Ruhm winken. Ob aber die noch erwerbbaren überseeischen Plätze mit entsprechendem Klima wirklich deutsche Massenansiedlungen ermöglichen, die trotz der Trennung durch Meere für Volk und Mutterland dauernden Gewinn bedeuten? Und wird der weitere Weg auf das Weltmeer hinaus nicht doch zu der großen Auseinandersetzung mit den Engländern führen? Sollen sich zur Freude der anderen Rassen die beiden größten germanischen Staaten bekriegen? Könnte nicht neben der großen germanischen Seemacht der germanische Landstaat weiter ausgebaut werden, damit sie zusammen die Welt beherrschen? —

Noch stehen die vorgeschobenen Volksglieder im Osten, noch halten sich die Brücken und Pfeiler, die an der Ostsee vorwärts führen, die bis zur Wolga und zum Kaukasus gehen und die Donau hinab zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Balkan. Wird der neue Spruch von der Zukunft auf dem Wasser noch zur rechten Zeit von dem alten Rufe übertönt werden: „Nach Ostland wollen wir reiten!"? **Dr. Emil Lehmann.**

Die Ernährungsfrage.

Alte und neue Wissenschaft.*)

Im Jahre 1907 stattete ich der großen, schönen „Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt" zu Charlottenburg bei Berlin einen Besuch ab. Inhalt und Nährwert der Nahrungsmittel sind hier in sehr hübscher Weise zur Darstellung gebracht. Man sieht, wieviel Nährstoff, wieviel Wasser usw. in jedem Stoff enthalten ist.

Mancher Besucher wird vielleicht überrascht sein, wenn er sieht, daß mageres Fleisch zu drei Vierteln (72 %) aus Wasser besteht. Nur ein Viertel der Substanz ist Nährstoff, während dahingegen Weizenmehl nur zum achten Teil (13 %) Wasser enthält. Sieben Achtel sind Nährstoff. Unwillkürlich wird er denken, daß er doch sehr dumm sein muß, wenn er ein Kilo mageres Fleisch viermal so teuer bezahlt wie ein Kilo Mehl. Im Verhältnis zum Nährwert müßte das Fleisch doch gerade im Gegenteil nur den vierten Teil von dem kosten, was er für das Mehl bezahlen soll. Also: wenn ein Kilo Weizenmehl 40 Pfennige kostet, dürfte der Preis für das Fleisch nur 10 Pfennige betragen. Es kostet aber vielleicht 160 Pfennige und ist daher 16 Mal zu teuer.

Ja, noch mehr überrascht wird der Besucher vielleicht sein, wenn er sieht, daß ein Kilo Kartoffeln ungefähr dieselbe Menge von Nährstoff enthält, wie ein Kilo Fleisch, während der Preis für Kartoffeln nur ein Fünfundzwanzigstel von dem beträgt, was man für Fleisch bezahlen muß.

Um solchen „irrigen" Betrachtungen vorzubeugen, ist in der Ausstellung ein Führer angestellt, der die Besucher aufklären soll. Er redet ungefähr so: „Ja, Sie sehen, daß das Fleisch hauptsächlich aus Wasser besteht, der Nährstoff aber, den Sie da finden, besteht im wesentlichen aus reinem Eiweiß. Im Fleisch sind 20 Prozent Eiweiß enthalten und im Weizenmehl nur 11 Prozent, der Rest ist Stärke.

Das Eiweiß aber ist das beste Nahrungsmittel."

*) Der Verfasser ist der bekannte Kopenhagener Ernährungsreformer, Dr. Hindhede, dessen wissenschaftliche Theorien nicht nur in Dänemark viele Anhänger gewonnen haben, sondern auch im Auslande, besonders in Deutschland, in weiten Kreisen zunehmende Beachtung finden. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit nun diese Lehren nicht sofort vergessen werden, wird den Besuchern von der Ausstellungsleitung eine gedruckte Tabelle nebst Text eingehändigt, in dem es unter anderm heißt:

„Das Eiweiß ist von den drei Hauptelementen für die Ernährung das wertvollste und zugleich das teuerste. Der Gehalt eines Nahrungsmittels an verdaulichem Eiweiß liefert daher in erster Linie einen Anhalt für seine Preiswürdigkeit usw."

Aber wenn dann der Besucher an die Erbsen gelangt, sieht er, daß ein Kilo Erbsen noch mehr Eiweiß enthält als ein Kilo Fleisch, nämlich 22 Prozent, und außerdem noch 50 Prozent Stärke, wovon das Fleisch gar nichts hat. Da nun aber Erbsen nur ein Viertel von dem kosten, was man für Fleisch bezahlen muß, so muß der Mann, der Fleisch statt Erbsen kauft, dumm erscheinen.

Nun sagt aber die alte Wissenschaft: Erbsen und Weizenmehl sind nicht ausgiebig genug, weil Pflanzeneiweiß minderwertig ist.

Die alte Lehre hat dahin geführt, daß die tierischen eiweißreichen Nahrungsmittel in großem Ansehen stehen. „Essen Sie tüchtig Fleisch und Eier, trinken Sie viel Milch", sagen die Ärzte zu ihren Patienten, wenn sich diese schwach fühlen. Und die Patienten essen und trinken von diesen kräftigen Stoffen und sind erstaunt, daß sie sich gar nicht gestärkt fühlen. Und warum?

Weil diese alte Lehre durch und durch irrig ist. Eiweiß ist keineswegs unser bestes Nahrungsmittel. Es hat gar nicht mehr Wert als die Stärke. Ein wenig Eiweiß braucht der Körper, dies wenige aber bekommt man immer sehr leicht, man braucht sich gar nicht darum zu kümmern, denn Mutter Natur hat es so weise eingerichtet, daß alle unsere natürlichen Nahrungsmittel genügend von diesem unentbehrlichen Stoff enthalten. Zuviel davon aber scheint eher zu schaden als zu nützen. Die Umsetzung im Körper verursacht Mühe. Während Zucker, Stärke, Fett usw. vollständig verbrennen, kann ungefähr ein Drittel von dem Eiweiß überhaupt nicht brennen. Es muß in Harnstoff (Harnsäure) umgewandelt und durch die Nieren ausgeschieden werden. Aber Leber und Nieren scheinen auf die Dauer nicht imstande zu sein, diese große Arbeit zu verrichten: Starke Esser sterben häufig an Leber- und Nierenkrankheiten.

Daß das Pflanzeneiweiß minderwertig (schlecht verdaulich) sein soll, scheint ohnehin auf einer völlig verkehrten Schlußfolgerung zu beruhen.

In Deutschland scheint man sich zu wundern, wenn man hört, daß ich und meine Schüler hier mit 50, 40 ja 25 Öre*) pro Tag

*) 1 Öre ist etwas mehr als 1 Pfennig. 100 Öre = 112 Pfennig. Da nun die Nahrungsmittel in Deutschland teurer sind als hier, müssen wahrscheinlich die

auskommen können. Wenn meine Theorien richtig sind, ist das aber eine ganz einfache Sache. Man braucht nur eine Tabelle über den Nährwert unserer Nahrungsmittel zur Hand zu nehmen, ohne sich im geringsten um das Eiweiß zu bekümmern. Man sehe nur nach der Gesamtmenge von Nährstoffen und erinnere sich, daß Fett $2^1/_4$mal soviel Nährwert besitzt als Eiweiß und Stärke. Kennt man außerdem die Preise, so ist es die einfachste Sache von der Welt, auszurechnen, wo man in den verschiedenen Jahreszeiten am billigsten einkaufen kann.

Für jeden Preis von mehr als 40 Pfennigen kann man leben, ohne seiner Gesundheit zu schaden. Den Beweis dafür liefern jedenfalls meine mehrjährigen Versuche. Wieviel man für seine Ernährung anwenden will, ist eine Geschmacks- und Geldfrage.

Viele schlechte Bücher sind geschrieben worden, aber von allen Büchern haben wohl die Kochbücher am meisten Schaden angerichtet. Ein deutscher Dichter schreibt:

„So lange währt der Menschheit Harm,
So lange wird die Menschheit noch gekränkt,
Bis an des letzten Koches Darm
Das letzte Kochbuch hängt."

Vielleicht ist das ein wenig übertrieben, aber es liegt doch viel Wahrheit darin! Leider müssen wir gestehen, daß alle Wissenschaft mit ihrem Eiweißaberglauben auch mit aufgehängt werden müßte.

Betrachten Sie einmal zwei Bilder. Das eine stammt aus einem Berliner Restaurant: Ein Mann sitzt am Tische, und der Kellner bringt ein gewaltiges „englisches Beefsteak" mit einer kleinen Kartoffel und dazu einen Liter Bier. — Auf dem anderen Bilde sehen wir einen armen Landarbeiter, der ebenfalls bei Tische sitzt; auf diesem Tisch aber steht eine ganze Schüssel voll Kartoffeln, ein kleines Stück Speck und ein großer Krug mit Wasser.

Der erste Mann glaubt auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen. Er kennt „das beste Nahrungsmittel" (das tierische Eiweiß), er kennt die „Unverdaulichkeit" der Kartoffeln, sowie die „stärkende Wirkung" des Bieres. Er sieht sehr kräftig aus, hat einen Schmerbauch und rote Wangen.

Der Landarbeiter kennt die Wissenschaft nur vom Hörensagen, aber daß die Kartoffeln billig sind, das weiß er. Er sieht vielleicht dünn und mager aus.

Zahlen in Pfennige um 50 % vergrößert werden. Sagen wir also 75, 60, 40 Pfennig. Daß man auch für diese Preise in Deutschland leben kann, würde nicht schwer zu beweisen sein. Näheres hierüber wie über die ganze wissenschaftliche Beweisführung, auf die ich hier nicht eingehen kann, findet der Leser in meinem Buch: „Eine Reform unserer Ernährung" (K. F. Köhler, Leipzig).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Merkwürdigerweise aber lehrt die Statistik, daß der arme, unwissende Arbeiter viel länger lebt als der reiche, vielwissende Stadtbewohner. Der letztere muß jedes Jahr nach Karlsbad, und doch stirbt er mit fünfzig Jahren an einer Leberkrankheit. Der erstere hat nie eine Kur gebraucht, vielleicht niemals einen Arzt konsultiert und stirbt mit neunzig Jahren an Altersschwäche.

Wie blind und dumm sind wir doch gewesen!

Dr. M. Hindhede.

Frauentagungen.

Die Zeit ist sicher nicht mehr fern, wo Frauenkongresse, Frauentagungen, Frauenvereine gänzlich überlebte, überflüssige und — unbekannte Einrichtungen sein werden, ja wo man mit den Begriffen überhaupt keine Vorstellungen mehr verbindet und es gleich sinnlos und lächerlich von Frauen wie von bei Männern finden würde, wenn sie sich allein auf Grund der Geschlechtsgemeinschaft zur Verfolgung gleicher Ziele in Sonderorganisationen zusammenschließen und gemeinsam — aber ausdrücklich als „Männer" oder als „Frauen" — „tagen" wollten. Gegenwärtig aber haben Frauenkongresse und Frauenvereine doch noch ihre volle Berechtigung, da Staat und Gesellschaft den Frauen tatsächlich lediglich auf Grund ihres Geschlechtes so vieles schuldig geblieben sind, worauf sie als Teilhaberinnen am modernen Kulturleben vollgültigen Anspruch haben — ein Moment, das für den Mann als Gesamtheit, als Geschlecht, im reinen Männerstaat natürlich nicht in Betracht kommt. Es hat daher auch noch nie jemand an die Veranstaltung eines internationalen oder nationalen Männerkongresses gedacht; für den Mann kann es nur Organisationen und Tagungen zur Verfolgung bestimmter sozialer, wirtschaftlicher, politischer, religiöser, pädagogischer, beruflicher und tausend anderer Zwecke und Interessen geben. Auch hier haben wir — wie überall unter den Voraussetzungen der patriarchalischen Gesellschaftsordnung — die üblichen Unterscheidungen und Wertungen der Geschlechter: nach individuellen Eigenschaften beim Mann, ausschließlich nach generellen Eigenschaften bei der Frau. Und zwar haben die Frauen sich hier auch selbst auf diesen Standpunkt gestellt und stellen müssen, um vor allen Dingen ihren allgemeinen Ausnahmezustand in Staat und Gesellschaft in gemeinsamem Vorgehen allmählich zu beseitigen und auch für sich — für die einzelne Frau wie für den einzelnen Mann — eine individuelle Beurteilung und Wertung nach Maßgabe ihrer Eigenart durchzusetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das gilt in gewissem Umfang selbst da, wo Frauen heute schon ausschließlich bestimmte Berufs- und Standesinteressen verfolgen: für die Tagungen der Lehrerinnen, der Handelsangestellten und anderer großer Berufskategorien. Diese ganz allgemein als „Frauen"-kongresse zu bezeichnen, wäre logisch ebenso anfechtbar, wie wenn man Lehrerversammlungen oder die Tagungen junger Kaufleute zur Wahrung ihrer Standesinteressen ganz allgemein als „Männer"-kongresse bezeichnen wollte. In der Praxis erweist es sich aber, daß im ersteren Falle das Geschlecht doch noch eine wichtige Rolle spielt: gelten doch die Beschränkungen und Unzuträglichkeiten im Berufsleben, gegen welche diese Organisationen so vielfach Stellung zu nehmen haben, einzig und allein der „Frau", ihrem Geschlecht, wurzeln sie doch größtenteils in der Konkurrenzfurcht der männlichen Berufsgenossen.

Die fortschreitende Spezialisierung innerhalb der Frauenbewegung nach beruflichen und sozialen Arbeitsgebieten, nach geographischen Gesichtspunkten, nach konfessionellen und politischen Überzeugungen usw. einerseits, die immer zahlreicheren g e m e i n s a m e n Organisationen von Männern und Frauen für soziale Reformarbeit andererseits — in der Jugendfürsorge, im Mutterschutz, in der Sittlichkeits- und in der Abstinenzbewegung, in der Wohnungsreform, in Berufsorganisationen usw. —, sie zeigen deutlich nicht nur den Weg der künftigen Entwicklung, sondern auch, wie w e i t wir bereits auf diesem Wege und damit in der Anerkennung der Frauen als vollwertige, vollberechtigte und vollverpflichtete Glieder ihrer Volksgemeinschaft vorgeschritten sind. Auf der Strecke, die noch bis ans Ziel zurückzulegen ist, haben die Frauentagungen aber vorläufig noch wichtige Aufgaben zu erfüllen, darunter vor allem — so paradox es klingen mag — die symptomatisch bedeutsamste: sich immer entbehrlicher und schließlich ganz überflüssig zu machen. Je eifriger die Frauen dabei am Werke sind, desto eher wird das erreicht werden, desto eher werden die Frauenkräfte, wenn sie erst volle Entwicklungsmöglichkeit für sich selbst erkämpft haben, für allgemeine, gemeinsame Kulturarbeit mit dem Manne freigemacht werden. Daß dabei auch die generelle Eigenart der Frau nicht zu kurz, daß sie vielmehr erst in der freien Betätigung ihrer individuellen Fähigkeiten voll zu ihrem Rechte kommen, und daß erst unter dieser Voraussetzung auch die richtige, naturgemäße Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau auch auf sozialem Gebiet und im öffentlichen Leben möglich sein wird — das ist so selbstverständlich, daß es eigentlich gar nicht erwähnt zu werden brauchte.

So muß man es denn schon aus diesem Gesichtspunkt nicht nur im Interesse der Frauenbewegung, sondern auch im Hinblick auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle anderen Reformbestrebungen begrüßen, daß sich, entsprechend der rapiden Ausbreitung der Frauenbewegung, auch die Frauentagungen und Frauenkongresse immer mehr häufen — in geradezu unheimlicher Weise, wie manche wohl meinen. Das zu Ende gehende Jahr 1911 hat nach dieser Richtung jedenfalls den Rekord geschlagen. Was von den über 400 Kongressen in der Dresdener Hygieneausstellung unter die Rubrik Frauenkongresse fiel, kommt insoweit weniger in Betracht, als es sich dabei größtenteils um einmalige, ausnahmsweise Veranstaltungen handelte. Um so wichtiger erscheinen die Fortschritte, welche die Tagungen der ständigen internationalen und nationalen Organisationen an Zahl und Wert aufweisen. Es sei unter den ersteren nur auf den vielbesprochenen eindrucksvollen Kongreß des Weltbundes für Frauenstimmrecht und die Konferenz des Internationalen Frauenbundes in Stockholm hingewiesen. Unsere nationalen Tagungen fügen sich mehr und mehr in ein bestimmtes, durch die Organisation der deutschen Frauenbewegung bedingtes System ein. Während der Bund deutscher Frauenvereine, der diese Bewegung in ihrer Gesamtheit repräsentiert, seine zweijährlichen Herbsttagungen in den geradezahligen Jahren abhält, finden in den dazwischen liegenden Jahren die Tagungen der dem Bunde angeschlossenen bedeutenderen Verbände statt, die in gleichem Maße wie der Bund selbst das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen, außerdem — z. T. alljährlich — die Tagungen der konfessionellen und der Berufsorganisationen, der Landes- und Provinzialverbände. Das gibt im Lauf des Jahres eine Frauenversammlungs- und Frauenkongreßchronik, in der selbst Eingeweihte und Bestunterrichtete sich kaum mehr durchfinden können. So haben beispielsweise Ende September und Anfang Oktober, im Laufe weniger Tage, außer den zwei- und dreitägigen Versammlungen der Verbände württembergischer, westpreußischer, norddeutscher Frauenvereine in Heilbronn, Marienburg und Bremen und dem ostdeutschen Frauentag in Kulm, die höchst bedeutsame, aus allen Teilen des Reiches beschickte Konferenz zur Berufsberatung des weiblichen Geschlechtes in Berlin und die großen Tagungen der drei wichtigen nationalen Verbände: des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (Hauptthema: Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde), des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine (Hauptthema: Frauenerwerbsarbeit und Rassenentwicklung) und des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht, in Braunschweig, Berlin und Hamburg unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung stattgefunden. Und die Presse widmete ihnen mehr- und vielspaltige Artikel, die Behörden, Regierungen und Kommunen wohlwollend anerkennende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Begrüßungen, selbst den Tagungen mit ausgesprochen „frauenrechtlerischen" Tendenzen und weitestgehenden Konsequenzen — mit Ausnahme der Stimmrechtstagung natürlich, die zu begrüßen der Bürgermeister von Hamburg seinem Kollegen von — Budapest überließ.

Ist angesichts dieser stetig anwachsenden Flut die hie und da auftauchende Befürchtung begründet, daß sie und daß die ganze Frauenbewegung in einen Sport ausarten könnte? Im Hinblick auf das eingangs Gesagte muß es entschieden verneint werden. Wenn die Flut ihren höchsten Stand erreicht hat, ebbt sie naturgemäß zurück, und wenn die Frauenbewegung ihren höchsten Stand und damit auch ihren Zweck erreicht haben wird — noch sind wir leider nicht so weit! — dann wird auch sie naturgemäß zurückebben und in der allgemeinen Kultur- und Menschheitsbewegung aufgehen. Dazu aber muß, neben der notwendigen positiven, praktischen Arbeit, in erster Linie die Propaganda der Frauentagungen helfen — und darum können wir vorläufig gar nicht zuviel davon haben.

Marie Stritt.

Die freistudentische Bewegung in Deutschland.

Am 1. April 1895 zogen Vertreter der Studentenschaften aller deutschen Hochschulen zum Altreichskanzler nach Friedrichsruh, um ihm zu seinem achtzigsten Geburtstag zu huldigen. So auch von Leipzig aus, und unter den Delegierten befanden sich auch acht Vertreter der Nichtinkorporierten, der „Finkenschaft".

Viel Mühe und Kosten waren nötig gewesen, um der Leipziger Finkenschaft bei dieser Gelegenheit eine Vertretung zu verschaffen, aber es führte auch zu einem dauernden Erfolg: Man empfand es in ihren Kreisen als drückend und unwürdig, bisher ohne jede Vertretung im akademischen Leben zu sein; man fühlte sich zurückgesetzt, wenn die Korporationen die Finkenschaft gänzlich ignorierten oder gar mißachteten, was sie, alter Tradition gemäß, nicht selten taten. Ist doch selbst die Bezeichnung „Finkenschaft" ein Spottname, und noch dazu der liebenswürdigste unter vielen anderen, die sich zum Teil gar nicht wiedergeben lassen, und noch 1906 fiel auf dem Verbandstag deutscher Hochschulen in Hamburg von Korporationsseite das Wort von „Nichtinkorporierten als Studenten zweiter Klasse". Demgegenüber wollten die Finken, die schon 1895 über die Hälfte der Studentenschaft ausmachten, sich gleiches Ansehen und gleiche Rechte als Nichtinkorporierte verschaffen; dazu brauchten sie aber eine Organisation, eine dauernde Vertretung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste dieser Organisationen ging aus jenen Bismarckvertretern in Leipzig hervor, die 1896 gegründete „Leipziger Finkenschaft".

Stellt sich uns so die freistudentische Bewegung*) entstehungsgeschichtlich dar als eine Standesbewegung der Nichtinkorporierten, so verband sich damit von Anfang an eine andere Strömung, eine akademische Reformbewegung, die vor allem dahin strebte, das ganze geistige und physische Niveau der Studentenschaft zu heben und die einen prägnanten Ausdruck fand in den drei Thesen eines Flugblattes aus den ersten Jahren der Leipziger Freien Studentenschaft: „Der deutsche Student ist nicht gesund genug — der deutsche Student ist nicht gebildet genug — der deutsche Student ist nicht genug in sich ruhende Persönlichkeit".

So übernahmen es nun die von Leipzig aus in rascher Folge entstehenden freistudentischen Organisationen, in diesem Sinne zu wirken. Die Bewegung machte rasch Fortschritte. Schon 1900 konnten die freistudentischen Organisationen Deutschlands sich zu einem Bund, der „Deutschen Freien Studentenschaft" zusammenschließen, und heute gibt es derartige Organisationen an etwa 35 deutschen Hochschulen.

Durch die ganze nunmehr 15jährige Geschichte dieser Bewegung zieht sich aber wie ein roter Faden der Streit um die Organisationsform der Freien Studentenschaft, zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche. Was war dies neue Gebilde? Ein Verein? Aber sie wollten ja Nichtinkorporierte sein und als solche eine Vertretung haben. Was waren sie aber, wenn sie kein Verein waren? Tatsächlich traten sie fast ausnahmslos mit der Forderung auf, als Gesamtheit der Nichtinkorporierten eine Organisation zu bilden, und man begründete dies mit dem Hinweis auf juristische Analogien im öffentlichen Leben, etwa die Interessenvertretungen der Rechtsanwälte oder Ärzte. Jedenfalls aber war dies auf akademischem Boden etwas Neues, und immer wieder lehnten akademische Behörden diese Forderung nach einer Gesamtorganisation ab, bekämpften Korporationen diese Forderung leidenschaftlich — ja selbst Nichtinkorporierte widersprachen. Durchgesetzt wurde dieser Anspruch in vollem Umfange nur in der Minderzahl der Fälle, vor allem in Leipzig.

Man mag über diese Forderung denken wie man will, die Bewegung als solche schätzen oder nicht, man wird ihr jedoch eines stets zugestehen müssen: Sie hat praktisch ungeheuer viel in

*) „Freie Studentenschaft" ist der später gebräuchlich gewordene Name für „Finkenschaft" und bedeutet dasselbe. Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeinnütziger Weise für die Studenten gearbeitet. Sie hat sich bemüht, für das leibliche und geistige Wohl der Studentenschaft, insbesondere der Nichtinkorporierten, zu sorgen, sie in Studienfragen zu beraten, ihre materielle Lage zu bessern u. a. m. Es ist unmöglich, dies auch nur andeutungsweise zu schildern. Erwähnt sei nur, daß in der Leipziger Freien Studentenschaft in den letzten Semestern 120—130 Ehrenbeamte tätig waren.

Jetzt steht die freistudentische Bewegung an einem kritischen Wendepunkt. Der ewige und zum Teil erfolglose Streit um die Organisationsfrage hat dahin geführt, daß die in ihr vereinigten Strömungen, die Nichtinkorporierten-Standesbewegung und die akademische Reformbewegung, sich wieder trennen wollen. Ob das von Segen sein wird, steht noch dahin. Jedenfalls ist es eine Phase, deren Beobachtung auch den Fernerstehenden interessieren dürfte.

Dr. Paul Roth.

Eine Ski-Fahrt auf den Sonnblick (3106 m).

Mit Absicht stellen wir diesen Aufsatz unmittelbar hinter den vorigen. Beide Aufsätze gehören zusammen: jeder von ihnen zeigt einen der beiden Wege, auf denen sich die deutsche Studentenschaft unsrer Zeit von den Überbleibseln des Mittelalters befreit. Herrn Dr. Roths Aufsatz legt dar, wie sie dieses Ziel durch die Organisierung der nichtinkorporierten Studenten zu erreichen sucht, hier sehen wir den zweiten Weg, nämlich wie man Studentenkorporationen schafft, die den Forderungen unsrer Zeit genügen. Von Herrn Dr. Roth haben wir gelernt, daß auf dem ersten Wege noch eine lange Wanderung zu machen sein wird, auf dem zweiten dagegen (der ja naturgemäß nur für eine beschränktere Anzahl von Kommilitonen gangbar, und deshalb ein wesentlich leichterer und kürzerer ist) kann das Ziel grundsätzlich als erreicht gelten: Die Korporation „Freiland" in München und die mit ihr eng verbündeten studentischen „Freischaren" (in München, Göttingen und an noch andern Universitäten), sind das Beste, was eine deutsche studentische Korporation heute sein kann. Sie haben alles über Bord geworfen, was die „traditionellen" Korporationen (Korps usw.) für unsre Zeit mehr und mehr unbrauchbar macht und haben nur das Eine beibehalten, was von den Gedanken dieser Korporationen noch brauchbar ist: die Erziehung zur Mannhaftigkeit und zur Kameradschaft. Diese Erziehung nehmen sie aber nicht durch die Mensur vor, sondern durch den Sport; wo ein Gebirge in der Nähe ist, vor allem durch den Bergsport, wobei sich wiederum der Bergsport des Winters als das allerbeste Erziehungsmittel bewährt: Was dem Korpsstudenten der Schläger ist, das ist dem „Freiländer" oder „Freischärler" der Ski (Schneeschuh). Allerdings wird so eine andre Art des Mutes erzeugt, als die Mensur ihn schafft: während diese, wie sie heute betrieben wird, den Mut des „Dulders" ausbildet (den Mut, der später im Leben besonders unter Bohrer und Zange des Zahnarztes gebraucht wird), legen die modernen

studentischen Korporationen das Gewicht auf die Ausbildung des tätigen Mutes. Der Unterschied der beiden Erziehungsideale wird vielleicht am klarsten, wenn man sich zunächst das Bild des Korpsstudenten vor Augen stellt, der sich in tadellosester Haltung, und ohne mit der Wimper zu zucken, von einem überlegenen Gegner mit dem Schläger zerhacken läßt, und dann wieder den Transport des Verwundeten über die Steilhänge des Sonnblick, wie ihn uns eine Stelle der folgenden Geschichte zeigt. — Daß die Korporation „Freiland" und die „Freischaren" mit der Trinksitte völlig gebrochen haben, ist bei ihrem Streben, Männer zu erziehen, die den Forderungen unsrer Zeit dauernd gewachsen sind, selbstverständlich: „Freiland" steht satzungsgemäß, die „Freischaren" stehen tatsächlich, auf dem Boden der Alkoholabstinenz.
Vortrupp.

Wenn Ostern herannaht, dann rüsten sich wohl manche unserer Kommilitonen, besonders der norddeutsche, zu einer Wanderung in die Ebene oder in das Mittelgebirge, um fern von der Großstadt das Erwachen des Frühlings zu schauen und in der taufrischen Natur ihren in den Hörsälen verrosteten Körper zu baden. Für uns in Süddeutschland ist um diese Zeit wohl auch der Frühling gekommen, und viele lockt er hinaus an unsere schönen oberbayerischen Seen und in die Vorberge; aber gar manche — und so auch die Freiländer — lädt die noch winterliche Pracht des Hochgebirges ein, die Freuden des herrlichen Ski-Sportes bis zuletzt zu kosten. Und von einer solchen Freilandfahrt will ich nun erzählen.

Es war ein regnerischer Tag, als wir, sechs an der Zahl, im März des vorigen Jahres mit dem Kufsteiner Bummelzug München verließen. Um die nächtliche Fahrt etwas unterhaltender zu machen, würzten wir sie gegenseitig mit lustigen Geschichten und Austausch von alpinen Erlebnissen; doch schon kurz hinter Wörgl machte sich ein allgemeines Schlafbedürfnis geltend. Wohin aber sich legen? Eine einzige Bank war noch unbesetzt, und auf ihr hatte sich's Lechner bereits bequem gemacht. — Ah — wie wär's, da oben im Gepäckraum? — Gesagt — getan; im nächsten Augenblick waren auch schon zwei dieser hölzernen Wannen von ihrem Inhalt befreit und hinauf schwangen sich Gruber und ich, die wir denn auch bald in einen friedlichen Schlummer versanken. „Taxenbach aussteigen", rief der brave Schaffner uns zu.

Es war 3 Uhr morgens, als wir, den schweren Rucksack auf dem Rücken und die Ski am Bändel, in die mondhelle Winternacht hinaustraten. Eine bequeme Straße führte uns in Serpentinen hinauf über den Absturz des langen Tales von Rauris, das wir heute noch zu durchwandern hatten, ja noch weiter. Je näher wir dem oberen Talgrund kamen, desto stärker fühlten wir den Zauber dieser wunderschönen Winternacht. Tief unter uns, zwischen hohen Fichten und Lärchen hindurch, blinkten zahlreiche Lichter herauf, über uns ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sternenhimmel, ringsum die ganze Natur eingehüllt in einen weißen Mantel, über den des Mondes Licht mystische Farbentöne ausgoß. Eine kurze Strecke senkte sich nun der Weg gegen den Talboden ab, für uns eine willkommene Gelegenheit, die Bretter anzuschnallen. In Rauris ließen wir uns um 1/2 6 Uhr morgens zu einer Frühstücksrast nieder, von der mir nur mehr in Erinnerung ist, daß die Wirtin nicht genug Brötchen herbeischaffen konnte, um unseren großen Appetit zu befriedigen, und daß Seipel das Grammophon spielen lassen wollte, von uns aber daran verhindert wurde; — schließlich ging's doch los.

Unterdessen hatten die Wunder der Nacht getauscht mit den Wundern des Tages. Wir konnten uns nicht satt sehen an dem prächtigen Schauspiel, wie nun die Nebel sich zerteilten, während die Sonne ihre Strahlen durch die Lücken hindurchschickte; wie dann Hülle um Hülle fiel, bis die Berge zuletzt in ihrer ganzen Schönheit vor uns standen. — An Wörth und Bucheben zogen wir vorüber; noch wies uns eine Spur den Weg, doch bald war auch sie zu Ende, und es begann für uns die strengste Arbeit des Tages. Nachmittag war es geworden, als wir den hintersten Talboden erreichten. Bei dem tiefen und weichen Schnee bewegte sich unsere Kolonne nur ganz langsam bergan. Nach ungefähr 100 Metern Weges trat der erste aus der Spur, warf den Rucksack neben sich in den Schnee, und der zweite kam zum Spuren*) an die Reihe, dann nach weiteren 100 Metern der dritte usf., bis wir gegen abend Kolm Saigurn, unser heutiges Endziel erreichten. Wir waren herzlich froh, endlich unter ein schützendes Dach zu kommen, denn der Schneesturm, der bereits nachmittags eingesetzt hatte, war nichts weniger als angenehm. In dem bewirtschafteten Tauernhof von Kolm Saigurn fanden wir denn auch alles nach Wunsch.

Gerne hätten wir nach solch anstrengendem Marsch bis in den späten Morgen hinein geschlafen, doch um 4 Uhr mußten wir bereits wieder aus den Federn sein. Ein eisiger Ostwind ließ uns alle warmen Kleidungsstücke dem Rucksack entnehmen, und so bewehrt huschten wir in der gespenstischen Stille der Nacht zu den Felsen hinüber, wo der Einstieg zu suchen war. In langsamem Tempo wurde Serpentine um Serpentine angelegt. Noch blinkten die letzten Sterne am Himmel, als die Häupter des Sonnblick und Hohenarn mit einem feurig roten Schimmer sich bedeckten. Aber nur wenige Minuten währte dieser märchenhafte Zauber, dann verschlangen der Sonne Strahlen die rote

*) Beim Bergaufgleiten auf Schneeschuhen schneidet, wenn der Schnee tief und weich ist, der vorderste Mann der Kolonne mit seinen Schneeschuhen tiefe Spuren in den Schnee ein, in denen dann die Hintermänner nachgleiten. Diese Arbeit des Vordersten, das „Spuren", ist oft sehr anstrengend, regelmäßige Ablösung dabei sehr notwendig. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glut. Der Schnee war noch immer sehr tief und veranlaßte uns daher im Spuren häufig zu wechseln. Über terrassenförmige Absätze und in engen Mulden gelangten wir nach ungefähr zwei Stunden auf freieres Gelände. Ein steiler Hang zog sich vor uns hinan; jenseits von ihm eine breite Einsenkung. Gerade diesen Hang hatte sich Lechner ausgesucht, um in die Einsenkung hinüberzuqueren. Oben ein wenig überwächtet*), erinnerte mich der Hang lebhaft an den Steilhang unterhalb der Königsspitze (Ortlergebiet), wo ich mit zwei Freunden die Annehmlichkeiten einer Lawine gekostet hatte, und ich machte deshalb meine Bemerkungen darüber. Wandel fügte hinzu: „Bitte, Lechner, recht freundlich, ich mache schnell eine Momentaufnahme". Eine halbe Minute später wurde es auch schon zur Wirklichkeit — nicht die Momentaufnahme. Sondern Lechner machte gemeinschaftlich mit dem Hang einen Rutsch von zirka 30 Metern. Zum Glück kam er heil unten an; nur sein Pickel mußte erst gesucht und aus dem Schnee herausgezogen werden. Nach diesem kleinen Intermezzo knüpften wir uns vorsorglich die Lawinenschnüre um den Leib und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Gegen 10 Uhr vormittags war die erste der Hütten erreicht, die Eigentum des Goldbergwerks von Kolm Saigurn sind. Es war die erste Frühstückspause, die wir heute machten; und da die Sonne nun auch ihre wärmenden Strahlen uns sandte, so mag es wohl eine volle Stunde gedauert haben, bis die ersten von uns zum Weitermarsch sich anschickten. Zu unserer großen Freude wurden die Schneeverhältnisse jetzt besser, und wenn nicht eine arge Gluthitze uns gedrückt hätte, so wäre es ein reines Vergnügen gewesen, über die weiten Schneefelder zu gleiten. Um 2 Uhr nachmittags konnten wir uns auf die von der Sonne bestrahlten Felsen vor der Rojacherhütte (2750 Meter) zur ausgiebigen letzten Rast niederlassen und nun mit Muße Umschau halten. Grüßend schaute die breite Firnkuppe des Schareck zu uns herüber; Herzog Ernst, Windischkopf, Goldbergspitze und andere reihten sich daran. Eine im Süden auftauchende Wolkenbank machte uns nicht mehr bange, der Gipfel war uns ja heute sicher. Doch, wollten wir oben die Fernsicht noch genießen, so durften wir hier nicht allzulange bleiben. Und so folgten wir den vorauseilenden Freunden Gruber und Thal, deren Spur im mächtigen Bogen zum Gipfel sich hinanzog. Wie waren wir freudig überrascht, als uns gegenüber der Großglockner auftauchte, sein Felsenhaupt von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet, ringsum seine Trabanten. Doch nicht genug, aus dem Norden grüßten alte Bekannte zu uns

*) „überwächtet": also am oberen Rande des Hanges hing eine „Wächte", das ist eine Schneemasse, über. Vortrupp.

herüber: wilder Kaiser, die Berchtesgadener Alpen, Hochkönig und Dachstein; im Westen zeigte die Ankogelgruppe ihre schön geformten Gipfel; unübersehbar waren die Dolomiten im Süden. Gerne wären wir noch lange gestanden, um all das Schöne ringsum zu schauen, hätte nicht ein unabweisbares Hungergefühl und zunehmende Kälte uns das Innere des Gipfelobservatoriums aufsuchen lassen. In großer Liebenswürdigkeit hatte der Beobachter des Zittelhauses ein warmes Zimmer für uns gerichtet — es war ihm nämlich unser Kommen von Kolm Saigurn aus telephonisch mitgeteilt worden —, so daß wir uns ganz behaglich fühlten, zumal noch Thal mit einer famosen Erbssuppe und einem noch besseren Milchreis aufwartete. Draußen funkelten schon die Sternlein am Himmel, die Berge warfen dunkle Schatten im Silberglanz des Mondenscheins, kein Laut drang durch die Stille der Nacht. Da legten auch wir uns schlafen, zufrieden mit den Erlebnissen des Tages und mit freudigem Erwarten des kommenden Morgens, der uns eine schöne Abfahrt bringen sollte. Ja — er brachte uns auch eine Abfahrt, aber so ganz anders, wie wir gedacht.

Noch im Dunkel der Nacht sprangen wir vom Lager und, um keine Zeit zu verlieren, verzichteten wir auf Feuermachen und warmes Frühstück. Denn wir hatten erfahren, daß die von uns beabsichtigte Abfahrt nach Heiligenblut nicht lawinensicher sein sollte, und so wollten wir denn jene Stellen, die uns vielleicht gefährlich werden konnten, noch vor Sonnenaufganz hinter uns bekommen. Jedoch in der Dunkelheit abzufahren, ist wahrhaftig auch kein Vergnügen, und so beschlossen wir gleichwohl, gegen Grubers Wunsch, den Tag abzuwarten. Angekleidet warfen wir uns wieder auf die Matrazen, hüllten uns in die Wolldecken — es herrschte nämlich draußen eine Temperatur von minus 18 Grad — und warteten unter Singsang den Morgen ab. Wir durften denn auch einen selten schönen Sonnenaufgang von unserem erhabenen Stundpunkt aus schauen; dann aber rasch die Bretter angeschnallt und in sausender Fahrt hinab auf den Gletscher. — „Wie? Wär's möglich? Das wird ja eine fatale Geschichte werden!" Solche und ähnliche Gedanken schwirrten uns durch den Kopf, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel Thals lauter Ruf unser Ohr traf: „Halt, Seipel hat sich den Fuß gebrochen." Kurz unter dem Gipfel war's passiert. Da lag unser langer Seipel; die Ski abgeschnallt, und versuchte, mit den Armen sich stützend, zum Haus sich emporzuschleppen. Eines der zahlreichen Schneebretter unterhalb des Gipfels hatte ihn zu Fall gebracht, wobei er sich eine Verletzung im Kniegelenk zugezogen haben mußte. Das kranke Bein wurde von uns geschient und verbunden. Aber was nun? Seipel mußte unter allen Umständen ins Tal geschafft werden. Es wurde hin und her erwogen, und schließlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch der Beobachter zu Rate gezogen. Der aber meinte, nach Heiligenblut ginge der Transport halt am schnellsten; doch durch die Felsen hindurchzufinden, wäre nicht gerade leicht. Unser Entschluß war gefaßt; dort hinab sollte unser Weg führen. Wir erstanden von dem Manne für 12 Kronen einen Holzschlitten, auf dem Seipel, in Decken gut eingewickelt, mit Lawinenschnüren festgebunden wurde, während je ein starkes Seil vorn und hinten am Schlitten befestigt uns zum Ziehen und Bremsen dienen sollte. Gruber ergriff die beiden Hörner des Schlittens zum Lenken, wir anderen vier spannten uns ins vordere Seil, und so ging's in flotter Fahrt auf den Gletscher hinab und hinüber bis zu den Felsen. Hier änderte sich die bisherige Methode ganz wesentlich. Da es nicht möglich war, das Gelände zu überschauen, wurde ich vorausgeschickt, um jeweils die bestmögliche Route zu suchen und von unten aus den Freunden die Richtung zu geben. Gruber, der wackere Lenker, blieb an seinem Platze; die andern ergriffen jetzt das rückwärtige Seil, um den schnellen Lauf des Schlittens über die teilweise sehr steilen Hänge zu verlangsamen. Dabei aber kamen sie schlimm weg: auf Schneeschuhen jeder Bewegung des Schlittens zu folgen und dann noch zu bremsen, ist geradezu ein Kunststück; so wälzten sich denn die Ärmsten im Schnee mehr als ihnen lieb war. Ein Meisterstück war es von Gruber, wie er dann allein mit dem Gefährt die steilsten Hänge in gerader Linie hinabsauste, während hinter dem Schlitten der Schnee hoch in die Luft wirbelte — ein einzig schönes, aber gefährliches Schauspiel. Erst unten an der alten Pocheralm, von wo ab ein horizontaler, doch tief verschneiter Weg zu den Heiligenbluter Talhängen hinausführte, konnte unser Fünfgespann wieder in Aktion treten. Mit größtem Kraftaufwand schafften wir den Schlitten über diese und jene Erhebung, bis zuletzt ein gebahnter Weg eine flotte Abfahrt nach Heiligenblut ermöglichte. Es war natürlich ein großes Gaffen der biederen Landbewohner, als wir mit unseren sonderbarem Schlittengespann gegen 1/24 Uhr nachmittags in dem Dörfchen Einzug hielten. Ja, die ganze Dorfjugend, die gerade bei unserem Eintreffen die Schule verließ, stürmte mit großem Hallo hinter uns her, ergriff aber schleunigst die Flucht, als unser Quartiergeber, der Schoberwirt, mit einem derben Knüttel angerückt kam.

In sehr anerkennenswerter Weise erbot sich Thal, am nächsten Morgen den Transport unsres verwundeten Seipel mittels Postschlitten nach Dölsach und von da mit der Bahn nach München zu übernehmen. Uns anderen aber tat es recht leid, daß die beiden Freunde scheiden mußten und sich nicht mit uns zu neuen Taten im Glocknergebiet rüsten durften, und wir konnten wohl die leise Wehmut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nachfühlen, die ein solcher Verzicht in ihnen hervorrufen mußte. Nach einem kurzen Schlaf und einem herzlichen Lebewohl zogen dann vier Menschen in die laue Winternacht hinaus und hinauf in das Bereich seiner Majestät des Glockners. Karl Stubenrauch.

Vom „Gesundbrunnen" des Dürerbundes.

Als im vergangenen Sommer die Kriegsgefahr über Deutschland drohte, da tauchte allenthalben ernst, fast düster die bedeutungsvolle Frage auf: wie groß, wie reich, wie tief sind die Quellen an taten- und opferwilliger, nicht allein phrasenfroher Liebe zum großen deutschen Vaterlande, aus denen wir in schwersten, entscheidenden Kämpfen schöpfen könnten? Das Volk von 1813 und das von 1870 werde mit dem von heute verglichen, und das, was wir seitdem gewonnen, abgewogen gegen alles, was wir im letzten Jahrhundert und zumal den letzten Jahrzehnten verloren haben. Wir sind politisch zusammengeschmiedet worden zu einem mächtigen, einheitlichen Reiche, zu einem Staate mit stetig wachsender Macht und wirtschaftlicher Geltung. Aber sind wir auch innerlich, geistig, in unseren Gesinnungen und Bestrebungen so verschmolzen, wie es für ein starkes, schaffendes, aufstrebendes, vom Neid der Nachbarn umdrohtes Volk notwendig ist? Wie zerklüftet ist unser politisches Leben. Wie viele Angelegenheiten, die alle gemeinsam angehen sollten, sind dem Streit der Parteien ausgeliefert. Ein Volksheim etwa sucht durch Vorträge, Geselligkeit, Arbeit an der Jugend den nach oben Strebenden aus den „unteren Schichten" den steilen Weg zu erleichtern. Es wird von den „Konservativen" angegriffen, als ob es „sozialdemokratisch" wirke; von den Sozialdemokraten aber, weil es das Klassenbewußtsein des Arbeiters lockere. So ergehts mit mancher Bestrebung und mancher Persönlichkeit, die nichts anderem dient als dem höchsten gemeinsamen Vorteil. So hat sich ein gut Teil von der alten deutschen Vielstaaterei auch noch ins neue einige Reich hinübergerettet. Jedenfall gibts hier noch viel Aufgaben für die allernächste Zukunft.

Zu diesen alten deutschen Schmerzen aber sind noch neue hinzugekommen. Wir sind dabei, unser Land mehr und mehr zu industrialisieren. Das ist wirtschaftliche Notwendigkeit, und es wäre töricht, darüber zu klagen. Soviel aber ist sicher: die Heimatliebe, auf die sich doch die Liebe zum großen Vaterlande am festesten gründet, hat nicht zugenommen, seit unzählige Deutsche nicht mehr ihr Vaterhaus kennen, in Großstadtstraßen aufwachsen und in teuren Mietswohnungen ihr enges Heim haben. Auch soviel steht fest: schöner, heimatlicher ist unsere deutsche Heimat in den letzten Jahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zehnten wohl nirgends geworden. Viele von den Fäden, durch die ein Gemüt ganz fest mit den vertrauten Stätten der Kindheit verknüpft sein kann, sind sehr oft ohne Not und völlig sinnlos, durch Naturverschandelung und Barbareien aller Art, zerrissen worden. Hier war eine von den vielen gemeinsamen Angelegenheiten; aber man hatte für sie erst Zeit, als es für so manche unersetzliche Landschaft zu spät war. Man unterschätzte ja überhaupt lange, allzu lange die unwägbaren, geistigen Mächte dieser Art, die ebenso mithelfen, ein Vaterland zu schaffen und immer reicher, herrlicher, größer zu gestalten, wie Fabriken und Luftkreuzer..

Ihnen zu dienen, diesen geistigen Mächten, die von den „materiellen Interessen" so lange unterdrückt waren und noch jetzt so oft zurücktreten müssen, wenn irgendwo eine bessere Dividende winkt — das war von Anfang an die Aufgabe und Absicht des Dürerbundes, jener Vereinigung für eine gesunde, echte und wahrhaftige deutsche Kultur, die jetzt bereits über eine Viertelmillion Deutscher vertritt. Ich will heute nicht von ihrer ganzen weitverzweigten Arbeit im allgemeinen sprechen, sondern von einer besonderen Gabe, die sie in jedem Jahre (jetzt bereits zum fünften Male) ihren Freunden in allen Ständen darbringt: von dem Volkskalender „Gesundbrunnen". Er möchte in jenem großen Sinne, den wir bereits umschrieben haben, ein allgemein deutscher Heimatkalender sein. Er möchte dazu mithelfen, im deutschen Leben von heute heimischer zu machen; er trachtet, Wege zur Freude und Gesundheit zu weisen, sicher und erquicklich durch ein Jahr heutigen deutschen Lebens mit seiner Arbeit und seiner Muße zu geleiten. Er hat dabei sich zum Helfer diesmal einen noch frisch Betrauerten und doch über alle Trauer Entrückten gewählt: Wilhelm Raabe. Sein Bild und sein Geist sollen dem Büchlein für seine Wirksamkeit die Weihe erteilen, die es ja bisher schon in jedem Jahre von einem Führer deutscher Kunst und Kultur erbeten hat. In einem lose geordneten Reigen bewegen sich dann die Aufsätze, Erzählungen, Sprüche, Lieder, Rätsel und Scherze: Frühling und Kindheit, Sommer und Wachstum, Herbst und Reife, Winter und Einkehr gesellen sich ohne Zwang und in bedeutungsreicher Beziehung. Von des Lebens ernstem Führen wird gesprochen in Aufsätzen wie: „Feierstunden in der Ehe", „Kinder und Weihnachtsarbeiten", „Was soll aus unsern Mädchen werden?", „Die Jugend auf dem Lande", „Der Onkel", „Am Elendbrunnen" (über die Schäden des Alkohols), „Wohnen und Bauen", „Volkszählung", „Volksheime", „Versprengte Deutsche". Die Frohnatur, die Lust zum Fabulieren lebt dazwischen rüstig in Geschichten von Rosegger und Raabe, in allerhand Kindsschnabelweisheit und geruhsam geklärtem

Altershumor. Eine Liste von billigen „Büchern des Frohsinns" wird als Ergänzung willkommen sein. Ebenso einige fürs praktische Leben nützliche Angaben am Schluß und wertvolle statistische Mitteilungen „aus dem Leben unseres Volkes".

Ein besonders freundliches Angebinde erhielt der Gesundbrunnen mit auf die Reise in dem farbigen Titelbild, das Zumbusch eigens für ihn gemalt hat. Sehr zahlreiche Textbilder von Schäfer, Schiestl und anderen schließen sich an. — Für die österreichischen Freunde ist in diesem Jahre zum erstenmale eine besondere österreichische Ausgabe des Kalenders veranstaltet worden. Er kostet bei einem Umfange von 221 Seiten 60 Pfennig. — So hat sich der neue Gesundbrunnen mit aller Vor- und Umsicht zur Reise gerüstet. Und nun geht sein Bestreben und Wünschen dahin: recht weit herumzukommen.

Hermann Ullmann.

Rund um uns.

Deutschland und England. In dem Augenblick, wo diese erste Nummer des „Vortrupp" endgültig in den Druck gehen soll, werden die Erklärungen des Staatssekretärs v. Kiderlen-Wächter vom 17. November bekannt: Wir wissen nun bestimmt, daß wir im Sommer 1911 haarscharf am Rande eines deutsch-englischen Krieges gestanden haben. Wir wissen aber damit eben zugleich, daß die Grenze zwischen Krieg und Frieden nicht überschritten worden ist, trotzdem sie messerschmal geworden war. Was lehrt uns das? Einmal: daß es in England eine Gruppe von Menschen gibt, die bewußt auf den Krieg mit Deutschland hinarbeitet (ob wir unsrerseits diese Leute für gewissenlose Gesellen oder für nervös gewordene englische Patrioten halten, ist für die Tatsache ihrer Existenz belanglos). Sodann: daß der Einfluß dieser Gruppe im letzten Sommer so stark geworden war, daß sich wenigstens ein englischer Minister (Lloyd George) zu ihrem Sprachrohr gemacht hat. Endlich aber — und das ist praktisch doch das Wichtigste —: daß in dem schließlich entscheidendem Augenblick der Wille Englands und seiner Regierung doch nicht von jener Gruppe beherrscht worden ist, sondern von dem — sehr großen — Teil der Engländer, der den Gedanken eines Krieges mit dem ursprungsgleichen und glaubensverwandten deutschen Volk verabscheut: Am 24. Juli hat unser Botschafter in London eine energische Erklärung abgegeben, deren Inhalt unmißverständlich dieser war: „Jeder weitere Schritt auf der Bahn des Herrn Lloyd George ist der Krieg", — drei Tage darauf hatte in England die Vernunft gesiegt. —

Nachdem diese Krisis allem Anscheine nach überwunden ist, steht zu hoffen, daß gerade jetzt eine Zeit anbricht, die allen denen, die — wie wir — gewillt sind, mit aller Kraft dafür zu arbeiten, daß der brudermörderische Unsinn eines Krieges zwischen den beiden führenden Germanenstaaten dauernd verhindert werde, reiche Wirkungsmöglichkeit gibt. Die Lage scheint heute noch nicht geklärt genug, um sich dieser Arbeit selbst bereits zu widmen. Doch glauben wir schon jetzt angeben zu können, wie die beiden Hauptrichtlinien dieser Arbeit laufen werden: Erstens muß unsern Lesern klar und ohne Abschwächung dargestellt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, wie stark tatsächlich die Strömung in England ist, die ein Zusammenarbeiten mit Deutschland ehrlich will, und wie kräftig ihre Anhänger sich in Englands Öffentlichkeit äußern. Zweitens aber müssen wir zu unserm Teil dazu beitragen, daß diesen unsern Freunden in England das stärkste Argument ungeschwächt erhalten bleibe, mit dem sie die Jingoes ihres Landes bekämpfen können: der Hinweis auf Deutschlands gewaltige Wehrmacht: Eine dauernde deutsch-englische Verständigung wird nur möglich gemacht durch eine lückenlose, für jeden Gegner ohne Ausnahme zu fürchtende, deutsche Rüstung. **Vortrupp.**

Freunde der friesischen Inseln, Achtung! Ferdinand Avenarius ruft im ersten Oktoberheft und im ersten Novemberheft des „Kunstwart" die Öffentlichkeit zum Schutze eines gefährdeten Naturdenkmals auf. Man will anscheinend das wundervolle Morsum-Kliff auf Sylt einer kurzsichtigen Sparpolitik opfern: Aus Gründen des Verkehrs und vor allem aus militärischer Notwendigkeit wird Sylt demnächst durch einen Eisenbahndamm mit dem Festlande verbunden werden müssen. Es besteht nun der Plan, das Material für diesen Damm aus dem Morsum-Kliff und der Morsumheide herauszugraben, weil das etwas billiger ist als eine andere Art der Materialbeschaffung. Damit wäre ein Stück Natur vernichtet, wie es Deutschland nur einmal besitzt. „Eine unmögliche Brutalität", wie Avenarius sagt. Leider nur ist eine solche „unmögliche Brutalität" in unserer Zeit der „Realpolitik" doch möglich. Zu hoffen ist ja, daß Avenarius' sehr energischer Protest den Schildbürgerstreich erster Klasse verhindern wird — gilt doch sein Wort mit Recht viel bei Regierung und Behörden. Aber die Gefahr ist groß, und darum müssen alle, die Sinn dafür haben, daß dem Gelde nicht alles Schöne geopfert werden darf, ihm helfen. Das deutsche Volk ist nicht so bettelarm, daß die Ersparung von etwas Mammon jede Schändung des Antlitzes unsrer Heimat rechtfertigen könnte. — Avenarius hat in seinen Artikeln gezeigt, wie der Damm und die Bahn ohne solche Schändung möglich sind. So soll man sie bauen. **Vortrupp.**

Professor Dr. Max von Gruber, von der Universität München, der führende Mann der modernen Rassenhygiene, hat kürzlich in einem Fachblatt („Die Alkoholfrage", Mäßigkeitsverlag Berlin W. 15) einen Aufsatz veröffentlicht, der das Interesse der weitesten Öffentlichkeit verdient. — Zum Verständnis des Aufsatzes ist die Kenntnis der folgenden Tatsachen nötig: Seit dem April 1910 besteht (mit dem Sitz in Berlin) die „Deutsche Brauer-Union", sie umfaßt die meisten und bedeutendsten deutschen Brauereien. Sie hat den Zweck, die Geldinteressen dieser Brauereien dadurch zu fördern, daß sie der Verminderung des Bierkonsums infolge der Abstinenzbewegung entgegen wirkt. Die „Deutsche Brauerunion" arbeitet daher auf alle mögliche Weise gegen die Abstinenzbewegung, besonders durch Einwirkung auf die Presse (sie gibt z. B. eine Zeitungskorrespondenz heraus, deren Inhalt stark abgedruckt wird), und hat auch die Beeinflussung der deutschen Parlamente als Programmpunkt ausdrücklich aufgenommen. (Bei der Reichstagswahl Anfang 1912 kandidiert ein Aufsichtsratmitglied der an ihrer Spitze stehenden „Schultheiß-Brauerei", Herr Dr. Schifferer, im Wahlkreis Tondern-Husum-Eiderstedt.) Die „Deutsche Brauerunion" rechnet damit, daß ihr für die Verfolgung ihrer Ziele jährlich rund 90 000 M. zur Verfügung stehen werden; im ersten halben Jahr ihres Bestehens hat sie bereits 33 297 M. erhalten. Als eines der wesentlichen Mittel zur Hebung des Bierkonsums betrachtet sie eine möglichst weite Verbreitung des Schlagworts „Mäßigkeit". (Das Schlagwort „Mäßigkeit" bedeutet

nämlich, wie die Erfahrung gezeigt hat, im Gegensatz zu der Parole „Abstinenz" keine Gefahr für die Einnahmen der Alkoholinteressenten, da jeder einzelne Mensch immer nur etliche seiner Nebenmenschen für unmäßig hält, niemals aber sich selbst; so tritt bei möglichst weiter Verbreitung des Schlagworts „Mäßigkeit" keinerlei Verminderung des Genusses alkoholhaltiger Getränke ein, wohl aber ein allgemeines Beruhigungsgefühl der Bevölkerung und besonders der Behörden, das wirksame Maßnahmen gegen den Alkoholismus verhindert.)

In dem erwähnten Aufsatz („Die Kränklichkeit und Sterblichkeit der Bierbrauer in Berlin und Leipzig und die Kampfesweise der Deutschen Brauerunion") behandelt nun Professor von Gruber die Arbeitsmethode der „Deutschen Brauerunion" und zwar hauptsächlich hinsichtlich der beiden folgenden Vorgänge.

Erstens: Am 8. Juni 1911 hat Herr von Gruber in Hamburg einen Vortrag über den „Nährwert des Alkohols" gehalten. Der Inhalt dieses Vortrages läßt sich dahin zusammenfassen: „Der Alkohol hat zwar gewisse Eigenschaften mit den physiologischen Nährstoffen (Fett und Zucker) gemeinsam, aber er darf trotzdem nicht als Nährstoff bezeichnet werden, weil er ein narkotisches Gift ist und schon in kleinen Mengen auf das Gehirn merklich betäubend einwirkt; außerdem wäre er als Nahrungsstoff viel zu teuer." — Der Inhalt dieses Vortrages ist nun, völlig auf den Kopf gestellt, in eine Unzahl deutscher Zeitungen gebracht worden; es wurde dabei so dargestellt, als habe Professor von Gruber — in striktem Gegensatz zu dem, was er tatsächlich gesagt hat — den Alkohol als Nahrungsmittel empfohlen. Diese Umdrehung des Gruberschen Vortrages ist von der „Deutschen Brauerunion" an die Tagespresse versandt worden. (Die Versendung durch die deutsche Brauerunion hat die „Tageszeitung für Brauerei" in ihrer Nummer vom 3. August 1911 mit dürren Worten zugestanden.) Professor von Gruber schickte an die sämtlichen beteiligten Zeitungen sofort eine Berichtigung, die auch von fast allen anstandslos aufgenommen wurde. Die Deutsche Brauerunion fuhr aber in der Versendung des entstellten Vortrages wenigstens bis Mitte Juli fort, obwohl Herr von Gruber schon Mitte Juni die „Tageszeitung für Brauerei" auf die Entstellung aufmerksam gemacht hatte.

Zweitens: Die Leitung der internationalen Hygieneausstellung zu Dresden hatte (wohl aus finanziellen Gründen) der „Deutschen Brauerunion" gestattet, sich an dieser Ausstellung zu beteiligen (natürlich nur in der gewerblichen Abteilung.) Diese Erlaubnis hat die „Deutsche Brauerunion" unter anderm dazu benutzt, dort zwei große Tabellen vorzuführen. Die erste dieser Tabellen hatte den Zweck, das Publikum in den Glauben zu versetzen, der Bierkonsum sei in Deutschland eigentlich nur recht bescheiden. Das erreichte man so, daß eine Anzahl Säulen nebeneinander gemalt wurden, deren jede den Jahreskonsum eines bestimmten Genußmittels darstellte. Der Beschauer bekam natürlich den Eindruck, daß die höchste Säule auch den höchsten Konsum bezeichne, weil er selbstverständlich davon ausging, daß bei allen Säulen das gleiche Stück denselben Konsum bedeute, und daß außerdem die Grundlinien aller Säulen dem gleichen Konsum entsprächen. In dieser selbstverständlichen Voraussetzung wurde der Beschauer aber getäuscht: Das Stück der Säule, das beim Tee 0,01 Kilogramm, beim Kakao 0,05 Kilogramm und beim Kaffee 0,25 Kilogramm bedeutete, das stellte beim Bier 5 Liter vor; außerdem lag die Grundlinie der Bier-Säule bei neunzig Litern, während die Säule bei Tee, Kaffee und Kakao bei 0,01 Kilogramm, 2,25 Kilogramm und 0,05 Kilogramm begann. So erhielt der Beschauer den Eindruck, daß der Bierkonsum geringer sei, als der von Kaffee, Tee und Kakao. Damit war der Zweck der Brauerunion

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erreicht, dem es keinen Abbruch tat, daß neben den Säulen die Zahlen standen, mit deren Hilfe der Beschauer sich hätte zurecht finden können; auf diese Zahlen achtete natürlich kein Mensch, was ins Auge fiel waren nur die Säulen. — Die zweite Tabelle war noch besser. Sie erzählte dem Beschauer, daß die Brauereiarbeiter zu den gesundesten gewerblichen Arbeitern gehörten. Das tat sie durch Vorführung verschiedener Zahlen der Ortskrankenkassen der Brauer in Berlin und Leipzig. Diese Zahlen waren an sich richtig, gaben aber, weil aus dem Zusammenhang gerissen („herausgefischt" nennt es Professor von Gruber) ein völlig falsches Bild. Hätte die Deutsche Brauerunion die vollständigen Zahlen dieser Krankenkassen verwendet, so würde sich auch hier die längst bekannte Tatsache herausgestellt haben, daß der Beruf der Brauereiarbeiter einer der allerungesundesten ist, daß die Brauereiarbeiter, obwohl sie vom Hause aus sehr gesunde und hervorragend kräftige Menschen sind, dennoch eine auffallend hohe Kränklichkeit und Sterblichkeit zeigen. Professor von Gruber legt das in dem angeführten Aufsatz eingehend dar, und auch der offizielle Statistiker der Hygieneausstellung, Herr Dr. Roeslen, hatte vorher bereits amtlich dasselbe gesagt.

Am Schlusse seines Aufsatzes faßt Herr Professor von Gruber sein Urteil über diese „Arbeit" der Deutschen Brauerunion in einigen Sätzen zusammen, die auch dann noch von erfrischender Deutlichkeit bleiben, wenn man, wie wir es im Folgenden tun, ihre schärfsten Stellen nur durch Punkte andeutet. Herr von Gruber sagt dort:

„.....Und wir alle, ob Abstinenten oder nicht, dürfen um keinen Preis dulden, daß es bei uns in Deutschland mehr und mehr zum stillschweigenden anerkannten Grundsatz werde, daß im Geschäftsleben jede....., Entstellung oder Vertuschung der Wahrheit erlaubt ist, wenn sie nur Profit verspricht.*) Solche Geschäftspraktiken können den Alkoholinteressenten am allerwenigsten erlaubt werden, da hier die Volksgesundheit auf dem Spiele steht, unser wertvollstes Gut. Der deutsche Brauerstand muß daher seinen „Gelehrten" besser auf die Finger sehen und in Zukunft verhüten, daß sie solche ..... begehen, wie die, eine der ungesundesten Arbeiterkategorien, wie die der Brauereiarbeiter, als die fast gesundeste von allen hinzustellen und so zum Lockvogel für sorglosen Biersuff zu machen! Jeder Herr ist für das Treiben seiner Bediensteten verantwortlich. Die ehrenwerten Brauer würden sich selbst um die ..... bringen, wenn sie die von mir gekennzeichnete Art, mit welcher im Namen der Deutschen Brauerunion gegenwärtig Propaganda getrieben wird, weiterhin dulden wollten, nachdem sie darüber aufgeklärt worden sind ....."

Der Aufsatz v. Grubers, und besonders dessen eben wiedergegebene Schlußworte, kennzeichnen die „Deutsche Brauerunion" sehr deutlich als das, was sie tatsächlich ist. Der Öffentlichkeit verantwortlich für die von ihm geschilderten Dinge sind vor allem die drei Mitglieder des Präsidiums der Deutschen Brauerunion nämlich: Direktor Rudolf Funke von der Schultheißbrauerei in Berlin, Königlicher Geheimer Kommerzienrat Haase in Breslau und Kommerzienrat Mildner, Direktor der Löwenbrauerei in München. Diese Herren haben bisher das Einzige getan, was sie gegenüber dem Gruberschen Aufsatz noch tun konnten, nämlich geschwiegen. Ob ihnen diese Taktik auch jetzt noch nützen wird, wo der Gruberschе Aufsatz aus der Fachpresse in die weitere Öffentlichkeit dringt, bleibt abzuwarten. **Vortrupp.**

---

*) Von Herrn von Gruber selbst gesperrt. Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 2 16. Januar 1912

Wahl.

Die Hauptwahl ist vorüber. Aber die Stichwahl steht bevor, und wer die folgenden Gedanken teilt oder wen sie überzeugen, der wird wahrscheinlich finden, daß er sie gerade bei der Stichwahl besonders leicht und besonders wirksam zu Taten machen kann.

* * *

An der Spitze unsres Programms stehen die Sätze: „Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Wer diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird." — Wie übt jemand, der diese Gesinnung hat, sie bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag, jetzt im Januar 1912, durch die Tat aus?

Bei den Wahlen zu den Volksvertretungen ringen Gedankenrichtungen miteinander um die Macht, Gedankenrichtungen, die wie Ströme durch die Geister der Volksgenossen fließen. Keiner dieser Ströme fließt für ewige Dauer; mit den wechselnden Zeiten ändern sich die Quellen, wo sie entspringen: manche Quelle versiegt, manche bricht neu auf, so werden auch die Ströme selbst anders und andre. Die Zeit liegt noch nicht allzulange hinter uns, wo so eine Änderung, eine entscheidende, gerade bei uns in Deutschland eintrat; daß sie vollzogen war, kam den Deutschen wohl zuerst ins Bewußtsein bei der Reichstagswahl 1878.

Vor dieser Änderung hatten sich die Geister geschieden nach Gedanken und Gefühlen über das Verhältnis des Menschen zu den politischen Gewalten der Erde. Im berühmten Jahre 1848 standen im Parlament der Paulskirche zu Frankfurt am Main die „Großdeutschen" gegen die „Kleindeutschen", die „Erbkaiserlichen" gegen die „Demokraten". — „Demokraten" gab es damals auch in der preußischen Nationalversammlung zu Berlin, ihre Gegner hießen dort „Royalisten". Der große Militärkonflikt, der dann in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sechziger Jahren Preußens Regierung und Volksvertretung gegeneinander warf, ein rein politischer Machtstreit, hat die „Konservative Partei" und die „Fortschrittspartei" entstehen lassen. Ein politischer Gedanke und ein politisches Gefühl waren es auch, die — nach Königgrätz — die Partei der „Nationalliberalen" geschaffen haben, nämlich die Erkenntnis, daß wir ein einiges Reich brauchten und die Sehnsucht nach dieser Reichseinheit. Und politische Gesinnungen, nämlich der Wille, daß die katholische Kirche in Deutschland herrschen solle, und Feindschaft gegen Preußen, sind der Boden, worauf sich die „Zentrumspartei" aufgebaut hat.

Aber in den zehn Jahren, die dem Jahre 1867 folgten (in dem das allgemeine Wahlrecht, zunächst für den Norddeutschen Bund, eingeführt wurde) haben bei uns die Kräfte, aus denen Parteien wachsen, völlig gewechselt. Diesen Wechsel schildert Friedrich Naumann in seinem schönen Büchlein „Die politischen Parteien" so: „Inzwischen „aber hatte der Wähler zehn Jahre Zeit gehabt, um sich darüber klar zu „werden: du kannst doch eigentlich Forderungen an den Mann stellen, „den du nach Berlin schickst! Und die Forderungen, die der Wähler „nun zuerst stellte, entstammten natürlich seinen eigenen unmittel„baren praktischen Interessen. Er fragte wenig nach der großen welt„geschichtlichen Frage, ob Papst oder Kaiser die Führung der euro„päischen Menschheit haben sollte, auch staatsrechtliche Probleme, „ob wir verantwortliche Minister haben müßten oder nicht, berührten „ihn wenig; er wollte Wirtschaftliches für sich gewinnen und machte „so die Politik zu einer Angelegenheit der Interessen".

Diese Entwicklung, deren Wirkung, wie gesagt, zuerst im Jahre 1878 offenkundig wurde, ist seitdem stärker und stärker geworden. Und heute müssen wir aussprechen: Wohl tragen die Parteien unsrer Volksvertretungen noch politische Namen, und einstweilen gibt es noch keine darunter, in der nicht a u c h politische Ideen mitwirkten, aber das, wovon jede einzelne eigentlich r e g i e r t wird, ist das Interesse einer bestimmten wirtschaftlichen Gruppe. So deckt heute der politische Name „konservativ" im wesentlichen die Interessen der Großgrundbesitzer, der Name „nationalliberal" die Interessen der meisten Fabrikanten und eines großen Teiles der Kaufleute. Der Name „Fortschrittler" die Interessen eines andern Teils der Kaufleute und besonders der Börse. Der Name „Sozialdemokrat" die Interessen der Lohnarbeiter. Eine Ausnahme bildet nur die „Zentrumspartei", sie ist die einzige, deren Mörtel eine politische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesinnung (der „Klerikalismus") ist; das Zentrum ist daher auch die einzige Partei, die es vorläufig noch fertig bringt, von jedem Erwerbsstand ohne Ausnahme große Massen unter ihrer Fahne zu halten.

Und diese Entwicklung schreitet fort. Wir haben selbst zugesehen, wie der „Bund der Landwirte" gegründet worden ist, später der „Bauernbund" und der „Hansabund", ganz neuerdings auch der „Bund der Festbesoldeten"; alle diese rein wirtschaftlichen Vereinigungen greifen bereits in die Wahlen ein. Das bedeutet, daß der Wille des „heute" darauf gerichtet ist, die Interessenvertretungen wirtschaftlicher Gruppen in den Volksvertretungen des politischen Mantels völlig zu entkleiden, und sie klar als das erscheinen zu lassen, was sie sind. So stark ist dieser Zeitwille, daß es sogar zweifelhaft sein mag, ob er nicht schließlich auch den Ring zerbrechen wird, der einstweilen noch in der Zentrumspartei alle Erwerbsstände zusammenhält, so daß dann auch diese letzte wirklich politische Partei eines Tages in ihre Großgrundbesitzer, ihre Bauern, Fabrikanten, Kaufleute und Arbeiter auseinanderfallen wird.

Es hat sein Gutes, daß dieser Weg, den wir schreiten, so klar gezeichnet ist: Wirtschaftliche Dinge gehören zu den wichtigsten, die es gibt. Es ist sicher eine der Aufgaben der Volksvertretung, eine Stätte zu bieten, wo die Interessen der verschiedenen Wirtschaftsgruppen in allseitig anerkannten Formen im Angesicht des ganzen Volkes miteinander ringen können. Daß dieses Ringen heute noch zu drei Vierteln unter der Maske politischer Gegensätze geschieht, schafft viel Unklarheit und überflüssige Erbitterung. Man könnte sich denken, daß auf der Bahn, worauf wir uns jetzt von diesem Zustande wegbewegen, eines Tages ein andrer Zustand erreicht werden wird, wo in den Parlamenten die Vertreter der Landwirtschaft, der Fabrikanten, der Kaufleute, des Mittelstandes und der Arbeiter, als kluge und kühle Geschäftsleute, ohne jede unnötige Hetzerei und Rederei, miteinander beraten und berechnen werden, was der Eine verlangen muß, und was der Andre geben kann: bis ein Geschäft abgeschlossen ist. Besser, als die heutige gegenseitige Schimpferei wäre das schon.

Aber kann das je das letzte Ziel sein? Drängt wirklich dahin, nur dahin „alles Gesunde, was in unserm Land und Volk wächst und wird?" Nein! Die alte Erfahrungsweisheit der Bibel, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, gilt für unsre Zeit so gut wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für alle Zeiten. Wenn auch heute die „Realpolitik" noch so hoch im Kurse steht, der Mensch, und besonders der deutsche Mensch, hat doch eine starke Abneigung dagegen, sich restlos zu ihren letzten Folgerungen zu bekennen. Man hat schließlich doch lieber das Gefühl, daß man doch irgendwie auch für einen Gedanken ficht, als das klare Bewußtsein, daß man lediglich um den Futtertrog rauft. Dieses menschliche — im besten Sinne menschliche — Bedürfnis bringt immer noch wenigstens drei Viertel der Männer unsres öffentlichen Lebens dazu, die politische Firma für wirtschaftliche Dinge so krampfhaft festzuhalten. Dieses, durchaus edle, Gefühl schafft die Selbsttäuschung, worin der „Konservative" oder der „Nationalliberale" seine Partei für besonders vaterländisch und seine Gegner für mehr oder weniger vaterlandslos hält — die Selbsttäuschung, worin umgekehrt der „Fortschrittler" oder der „Sozialdemokrat" sich selbst besonders freiheitlich und die andern reaktionär nennt. Während doch in Wahrheit keine dieser vier Parteien heute etwas andres vertritt, als eben ein bestimmtes wirtschaftliches Interesse, das als solches im Parlament notwendig vertreten werden muß, das aber mit Vaterland oder Freiheit gerade so viel zu tun hat, wie mit den Mondgebirgen.

Und doch wird es für sie alle nicht dauernd möglich sein, sich selbst und andern dies Maskenspiel vorzuführen. Die alten politischen Gedanken sind tot, auf die Dauer kann man diese Leichen nicht galvanisieren, unaufhaltsam schreitet die Verwandlung unsrer bestehenden politischen Parteien in reine Wirtschaftsgruppen fort. Wenn das aber so ist, wie kann es dann erreicht werden, daß unserm öffentlichen Leben das erhalten bleibt, was es, *neben den wirtschaftlichen Dingen*, so nötig braucht wie der Mensch neben der Speise die Atemluft: der Kampf um Ideen! ?

Die Lösung kommt aus dem Übergewicht des Wirtschaftlichen selbst. Wenn das Wirtschaftliche heute zum Hauptmaß aller unsrer öffentlichen Dinge geworden ist, so hat das einmal *die* Ursache, die oben mit Friedrich Naumanns Worten wiedergegeben ist. Aber es ist auch noch ein zweiter Grund dabei: Durch den siegreichen Krieg von 1870/71 ist unser Land reich geworden. Während wir früher — halb anerkennend, halb spöttisch — das Volk der Dichter und Denker genannt wurden, ist jetzt das Streben nach wirtschaftlichen Werten der Hauptinhalt des Lebens der meisten unsrer Volksgenossen geworden. Und auch davon ist die natürliche Folge, daß der Kampf um wirtschaftliche Güter jetzt der Hauptinhalt auch unsres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

öffentlichen Lebens ist. Aber während diese Strömung in der Entwicklung unsres Volkes noch fließt, setzt bereits eine andre darunter ein. Während sich fast alles in dem Strom, der die ganze Oberfläche füllt, mitreißen ließ, hat eine Gruppe von Menschen, die durch diese Oberfläche hindurchsahen, zunächst rein forschend gefragt: Ist das Gold, das uns der riesige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands gebracht hat, überall echt? Und je mehr jene Menschen forschten und je mehr sie fragten, desto stärker wurden ihre Zweifel. Und auf dem Wege dieser Zweifel sind sie dann schließlich zu einer Grunderkenntnis gelangt, von der aus der Wert des gegenwärtigen Zustandes doch erheblich anders erscheint als die „öffentliche Meinung" ihn einschätzt, eine Grunderkenntnis, die sich etwa so ausdrücken läßt: Das Wesentliche der Geistesrichtung, die die Trägerin unsrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe ist, ist etwas, was man als die „Anbetung der leblosen Sache" bezeichnen kann. Diese Geistesrichtung vergißt, daß es letzten Endes nicht auf diese leblose Sache, sondern auf den lebendigen Menschen ankommt. Daß weder der einzelne, noch auch das Volk schließlich irgend einen Vorteil haben, wenn sich lediglich die Sachgüter zu Bergen häufen, der Mensch dabei aber erdrückt wird. — Und die Forschenden haben erkannt, daß wir von diesem Zustande in der Tat nicht mehr so ganz fern sind:

Die Bevölkerung unsres Landes nimmt zwar einstweilen noch zu. Aber wie Sachkenner uns belehren, gilt das weit mehr von den Slawen (besonders den Polen) in unserm Lande, als von den Deutschen. Im übrigen aber ist das Entscheidende für die Bedeutung eines Volkes nach außen und für sein Glück drinnen nicht die Zahl, sondern der Wert. Und da besteht nach den Urteilen fast aller berufenen Männer für uns Deutsche der Gegenwart die Gefahr, daß wir degenerieren, das heißt auf deutsch, zerrieben werden. Und zwar besteht diese Gefahr eben infolge unsrer wirtschaftlichen Entwicklung.

Denn diese hat erstens die Neigung, Körper und Geist des Volkes, das ihr Träger ist, zu schwächen: Sie begünstigt die Entwicklung der Großstädte, das heißt, sie drängt sehr große Menschenmassen auf verhältnismäßig sehr kleine Räume zusammen. Sie überliefert dadurch ein Volk, das seine Kraft erworben hat durch ein Leben von Jahrtausenden in der freien Luft des Ackers, des Forstes, des Berges und der See, dem kraftverzehrenden Staub und Rauch und Lärm der städtischen Straßen. — Sie verwandelt für einen Teil dieses Volkes (und zwar für einen Teil, dessen Umfang sich durch ständiges An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wachsen mehr und mehr der Volksgesamtheit nähert), den Segen der Arbeit in einen Fluch, weil der schrankenlose Wettbewerb aller gegen alle eine Anspannung der Kräfte weit über das Natürliche hinaus bedingt, und vor allem, weil die Arbeit in ein Tempo und in eine Rastlosigkeit gerät, die von der Menschennatur auf die Dauer ohne schwersten Schaden nicht ertragen werden können. — In diese Arbeitshetze zieht unsre wirtschaftliche Entwicklung auch den Quell der Rassenerneuerung, die Frau, mit hinein und vergiftet dadurch die Kraftströme des Volkes an ihrer Quelle. Wie sie denn auch in Verfolgung ihrer, lediglich im Dienste der Sachgüter stehenden, Zwecke, die Kräfte auch des erst heranwachsenden Menschen, des Kindes, wo immer sie es ungehindert kann, rücksichtslos verbraucht. Das alles wirkt um so schlimmer, als die weit getriebene Arbeitsteilung, die einer ihrer Charakterzüge ist, die seelenstärkende Macht der Freude des Arbeiters am eigenen wohlgelungenen Werk größtenteils vernichtet.

Zu dieser Schwächung des Körpers und des Geistes tritt aber noch ein weiteres, das vielleicht noch schwerer wiegt: das ist eine Schwächung des Charakters. Die tritt um deswillen ein, weil eine Ordnung des öffentlichen Lebens, in der rein wirtschaftliche Kräfte und Ziele fast überall den Ausschlag geben, eine gewisse negative Auslese darstellt: die Eigenschaften, die vor allem befähigen, in solcher Ordnung hoch zu kommen, sind in der Regel nicht solche, die ihren Träger besonders befähigen, fördernd auf das Leben seines Volkes einzuwirken. Es sind durchweg Eigenschaften, die viel Verwandtschaft mit denen des Fuchses haben. — Und dazu kommen dann schließlich die Kulturgifte (besonders die alkoholischen Getränke), mit denen die wirtschaftliche Entwicklung unsres Landes den ohnehin bereits geschwächten Organismus des Einzelnen und des Volkes in einer, früheren Zeiten schlechthin unbekannten, Massenflut (Aktienbrauereien!), überströmt. Gifte, die uns eben darum bald vor die Existenzfrage stellen werden, weil mit ihrer Erzeugung für die Erzeuger gewaltige wirtschaftliche Vorteile verbunden sind, die sich jene Erzeuger um jeden Preis und mit schlechthin a l l e n Mitteln zu erhalten streben. All das zusammengefaßt heißt so: Je größer und herrlicher unsre wirtschaftliche Entwicklung wird, desto sicherer führt sie uns ins Verderben, wenn nicht die Schäden getilgt werden können, womit gerade sie die Rasse bedroht; die Fragen, die das Schicksal eines Volkes bestimmen, sind letzten Endes

weder, wie man früher glaubte, die politischen, noch, wie man jetzt meint, die wirtschaftlichen, es sind vielmehr die rassenhygienischen Fragen. In den großen neuen Gedanken der Rassenhygiene mündet vorläufig alles Gesunde ein, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Wer diesem werdenden Gesunden dienen will, der sorge dafür, daß die Rassenhygiene eine der bestimmenden Mächte unsres öffentlichen Lebens werde. Nur dann wird unsre riesige wirtschaftliche Entwicklung ein Segen werden, anstatt des Fluches, der sie heute oft ist. Und nur so kann unser öffentliches Leben wieder unter das Zeichen einer großen siegenden Idee gestellt werden.

Und jetzt bei der Wahl zum Reichstage? Nun, jedenfalls darfst Du dem Manne, der um Deine Stimme wirbt, sagen, er solle Dich mit dem politischen Rotwälsch ungeschoren lassen, Du hättest augenblicklich kein Interesse für tote Sprachen.

Denn entweder gehörst Du zu den „Realpolitikern", denen die Macht von heute, das Wirtschaftliche, Alles ist: Du betrachtest, um noch ein Wort von Friedrich Naumann zu gebrauchen, „Deinen Wahlzettel als eine kleine Anweisung zum Einkauf von Vorteilen". Dann wirst Du, wenn Du ein Großgrundbesitzer bist, unbedingt einen „Konservativen" wählen, wenn Börsenmann, unbedingt einen „Fortschrittler", und wenn Arbeiter, unbedingt einen „Sozialdemokraten". Tust du Das, so bist Du um nichts geringer als Millionen andrer Leute auch, und keiner darf Dich tadeln; aber um zu wissen, wer Deine wirtschaftlichen Interessen vertritt, brauchst Du nicht erst lange das Abrakadabra eines „konservativen", „nationalliberalen", „fortschrittlichen" oder „sozialdemokratischen" Parteiprogramms über Dich ergehen zu lassen.

Oder aber Du fühlst Dich bei den Wahlen als verantwortliches Glied des deutschen Volkes, Du willst durch Deine Wahlstimme mithelfen, es vorwärts zu bringen und ihm ein glückliches „morgen" zu sichern. Dann ist die Sprache von gestern erst recht tot für Dich. Dann sieh' Du den Mann, der von Dir gewählt sein will, darauf an, ob er, so wie er persönlich ist, die Gewähr bietet, daß er in Fragen der Rassenhygiene nicht versagen wird. Sieht er ein, daß „Handel und Verkehr" ein nützlicher Diener ist, aber kein allmächtiger Götze, der das Recht hätte, Menschen zu fressen? Begreift er die vernichtenden Wirkungen der Großstadt, und ist er bereit, für Bodenreform einzutreten und für die Förderung der Gartenstädte? Wird er der

Arbeitshetze steuern durch Eintreten für einen Normalarbeitstag und für eine vollkommene Sonntagsruhe? Ist ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß Frauen und Kinder vor der Zerdrückung durch den Sachgüterkultus unbedingt geschirmt werden müssen? Ist er zu haben für einen wirksamen Schutz der Mutterschaft und dafür, daß unsre Heimaterde nicht der Industrie zu Liebe ganz und gar häßlich und unwohnlich gemacht werde? Ist er der Mann dazu, der Überschwemmung Deutschlands mit den Kulturgiften entgegenzutreten, unbekümmert, ob er sich dadurch die Todfeindschaft des Millionenkapitals der Giftgewerbe zuzieht? Hat er den Schneid, in diesen Dingen nötigenfalls auch gegen seine eigene Partei zu stimmen? Traust Du ihm das Alles zu, dann wähle ihn in Gottes Namen und kümmere Dich den Teufel darum, ob die Parteifarbe und Kriegsbemalung, womit er in den Wahlkampf gezogen ist, blau, schwarz, rosa oder rot ist. Hast Du aber keinen, wo das Alles stimmt, dann wähle den, wo noch am meisten davon stimmt, und frage auch dann nichts nach Göttern, die verstorben sind.

Und wähne ja nicht, noch sei es zu früh, mit dergleichen zu beginnen: Denn die geborenen Feinde der Rassenhygiene sind nicht so bedächtig. Sie wittern die aufsteigende Sonne und schicken sich an, sie zu verdunkeln. Schon haben sich — für diese Reichstagswahl vom Januar 1912 — an vielen Orten im Deutschen Reiche (zuletzt in Bremen) die Gastwirte öffentlich gelobt, keinem Reichstagskandidaten, welcher Partei er immer angehöre, ihre Stimme zu geben, der sich nicht verpflichtet, jeder Maßnahme seine Zustimmung zu versagen, die den Alkoholgenuß beschränken könnte. Etwas heimlicher, aber mit um so gefährlicherer Wirkung, arbeiten die großen Verbände der Brauer in der gleichen Richtung. So sieht es auf einem der wichtigsten Gebiete der Rassenhygiene bereits heute aus, auf allen ihren andern Gebieten muß es sich mit Naturnotwendigkeit ebenso zuspitzen, sobald die Freunde der Volksgesundheit Ernst machen.

Ist also die Wahlparole „Gegen die Rassenhygiene" schon ein Ding des Tages geworden, wer hat dann das Recht, die Wahlparole „Für die Rassenhygiene" noch eine Utopie zu nennen?

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Arbeitsschule eine Standesfrage.

Mehr und mehr erkennt unsere Zeit die Wichtigkeit der Erziehung des Kindes für seinen späteren Lebenslauf und sieht ein, daß die Entwicklung und Pflege seiner geistigen Kräfte die beste Kapitalanlage für das ganze Leben ist. Im Haushalte des Staates sowohl als auch in dem der einzelnen Familie sind daher die Ausgaben für Schule und Erziehung diejenigen, die den größten Gewinn versprechen.

Diese einfachen und selbstverständlichen Erkenntnisse dringen heute mehr denn je in immer weitere Volkskreise hinein. Die Folge davon ist wieder ein neuerwachtes, starkes Interesse der Eltern an allen Schul- und Bildungsfragen. Lange Jahrzehnte hindurch hat sich die Schule luftdicht gegen die Außenwelt abgeschlossen und alles Eindringen der Laien in ihre besonderen Angelegenheiten energisch verbeten. Das war ein schweres Unrecht. Heute erkennt auch die Lehrerschaft schon an, wie notwendig ein inniges Zusammenarbeiten zwischen Haus und Schule ist. Elternabende, Vorträge über Unterrichts- und Erziehungsfragen in allen möglichen Vereinen, Ausstellungen von Schülerarbeiten usw. werden veranstaltet, um die Außenstehenden mehr für die Arbeit der Schule zu interessieren. Eine vornehme Abgeschlossenheit der Schule kann ihr eben nur zum Schaden dienen, daher wirbt die Lehrerschaft heute bewußt um die Gunst und Mitarbeit des Hauses. Von dem Urteile der Öffentlichkeit über die Schule hängt außerdem auch die Bewertung des ganzen Lehrerstandes ab. Auch aus diesem Grunde also kann es der Lehrerschaft nur angenehm sein, wenn sich breite Kreise der Nation mit Schul- und Erziehungsfragen beschäftigen.

Nun leben wir gerade heute in einer pädagogisch außerordentlich wichtigen Zeit. Nirgend und zu keiner anderen Epoche der Entwicklung hat jemals eine so umwälzende Anschauung eingesetzt wie in der Gegenwart. — Pfingsten 1912 wird sich die gesamte deutsche Lehrerschaft auf ihrer allgemeinen deutschen Lehrerversammlung mit dem Problem der „Arbeitsschule" beschäftigen, bei dem es sich um eine völlig neue Auffassung der Ziele aller Schularbeit handelt. Wollte die Schule bisher dem Kinde ein sorgfältig abgewogenes Quantum Wissen als Vorbereitung für das Leben mitgeben, so verfolgt die Arbeitsschule streng nur das eine Ziel: Entwicklung aller im Kinde vorhandenen Kräfte. Ihr ist das Lernen nur ein Mittel zum Zweck, während die bisherige Lernschule in dem Übermitteln und dem Präsenthalten des Wissens im Schüler ihr wichtigstes Ziel tatsächlich immer erblickt hat. Von der immerhin bedenklichen Devise: „Wissen ist Macht!" ausgehend, strebte sie nach Bildung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im landläufigen Sinne des Wortes. Nur derjenige darf nach Ansicht der Schule als gebildet gelten, der wenigstens das Wichtigste aus allen Fächern gedächtnismäßig beherrscht. Im Gegensatze zur Lernschule behaupten die Vertreter der Arbeitsschule, daß es für den einzelnen sowohl als auch für die Nation von ziemlich nebensächlicher Bedeutung ist, ob jemand die altjüdischen Könige und Propheten, die Schlachten im siebenjährigen Kriege und die Nebenflüsse des Amazonenstromes mit Namen nennen kann oder nicht, viel wichtiger ist es, ob die Liebe zum Wissen und Begreifen der Welt während der Schulzeit gepflegt wurde, ob das Kind geschult wurde, sich sein Wissen selbständig zu erwerben und ob alle geistigen Kräfte der Eigenart des Einzelnen entsprechend im Unterrichte an den Kindern zusagenden Stoffen geübt und gekräftigt wurden. Nicht derjenige ist im Sinne der Arbeitsschule als gebildet zu betrachten, der über das größte Wissen verfügt, sondern derjenige, der den hellsten Verstand, die gesundeste Empfindung, den kräftigsten — auf das Gute gerichteten — Willen und den gesundesten und geschicktesten Körper hat.

Man mag nun über diese Frage zunächst denken wie man will, das eine wird jeder zugeben, daß es sich in der Frage ob Arbeitsschule oder Lernschule um eine der wichtigsten Fragen für das fernere Schicksal unseres Volkes tatsächlich handelt.

Und noch ein anderes Zugeständnis muß gemacht werden; daß nämlich die Verwirklichung dieser neuen Schule nur ermöglicht wird durch eine größere unterrichtliche Freiheit des Lehrers. Nur derjenige ist überhaupt erst imstande im Sinne der Arbeitsschule zu wirken, der selbständig darüber entscheidet, an welchen Stoffen und Stoffgebieten die kindlichen Kräfte am besten zu üben sind und wachsen sollen.

Kein Stand aber seufzt heute mehr unter behördlicher Bevormundung als der Lehrerstand. Direkt bis zur Unerträglichkeit geht die Verfügungs- und Beaufsichtigungswut der Schulbehörden. Das wird sich an dem Geschick des deutschen Volkes noch bitter rächen. Sklaven können immer nur Sklaven erziehen!! — Von dem Augenblicke an, wo die deutsche Volksschule*) staatlich wurde, begann

*) Der Kampf zwischen „Arbeitsschule" und „Lernschule" wird in dieser programmatischen Zuspitzung auf dem Gebiete des Volksschulwesens gekämpft. Das Problem selbst besteht aber für die „höheren Schulen" genau ebenso. Für das humanistische Gymnasium wenigstens kann ich aus eigener Wissenschaft bekunden: Der unauslöschliche Haß, den ich und mehr als 90% aller früheren Gymnasiasten, die ich kenne, dieser Schule bewahren, entspringt ganz wesentlich der Erkenntnis (die wir auch schon als Schüler hatten), daß das Gymnasium uns einen Haufen unbrauchbaren Wissens aber nahezu kein lebendiges Können gegeben hat. — Dahin gehören die Aufsätze „Schulpolitik" unsres Mitarbeiters Professor L. Gurlitt, deren ersten schon diese Nummer des „Vortrupp" bringt. **Hermann Popert.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die Uniformierung des Schulbetriebes, der Geist des Bureaukratismus verdarb Lehrern und Kindern die Freude an der gemeinsamen Arbeit in der Schulstube. Und 95% aller deutschen Kinder werden in der Volksschule erzogen!! —

In bureaukratischer Engherzigkeit und Bequemlichkeit verweigert man dem Volksschullehrer auch die geringste unterrichtliche Freiheit. Nach einem und demselben Leisten soll er alle Kinder behandeln, gleichgültig ob er in Posen oder Bremen, in Hamburg oder in Bayern angestellt ist. — Der Beweis für diese traurige Tatsache ist leicht erbracht. Ein Blick in die amtlichen Lehrpläne genügt schon. Sie gleichen sich in ganz Deutschland wie ein Ei dem anderen! Alle schreiben sie dem Lehrer bis ins Kleinste und Kleinlichste vor, wie und was er zu lehren hat. Genau findet er fast für jede Stunde sein Thema vorgeschrieben und allerlei methodische Winke dabei, die ihm Anweisung geben, wie er den Lehrstoff an die Kinder heranzubringen hat. Aller unterrichtlicher Erfolg hängt aber in erster Linie von der Persönlichkeit des Lehrers ab, und diese gerade ist es, die systematisch von den Schulbehörden aus dem Betriebe ausgeschaltet wird. Es ist ja so unbequem für den Kanzleimenschen, irgend welche Imponderabilien mit in Rechnung zu stellen! —

Man muß z. B. die Entrüstung miterlebt haben, die kürzlich die Hamburger Lehrerschaft erfüllte, als ihr von der Behörde ein neuer Lehrplan aufgezwungen wurde! — Und dabei hatte die Hamburgische Lehrerschaft wiederholt und gründlich ihre Wünsche über die Gestaltung eines neuen Lehrplanes zum Ausdruck gebracht. Und wie in Hamburg so liegen die Verhältnisse fast ausnahmslos überall. Über die Köpfe der Lehrer hinweg werden Verfügungen und Verordnungen erlassen, die am grünen Tische ausgeklügelt sind und das herrschende, veraltete Schulsystem nur noch weiter ausbauen und festigen helfen.

Allen diesen auf die Dauer unleidlichen Schulzuständen will die Arbeitsschule ein Ende machen, denn sie sind unvereinbar mit ihrer Grundtendenz: freiheitliche Gestaltung des Unterrichts und der Erziehung durch individuelle Entwicklung der im Kinde vorhandenen und stets eigene Wege gehenden Kräfte.

Und darum ist das Problem der Arbeitsschule für den Lehrerstand auch zugleich die wichtigste Standesfrage, die es gibt. Zuletzt hängt doch alle soziale Wertung ab von der Machtbefugnis, die man einem Stande zuerkennt.

Heinrich Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulpolitik.

I.

Ist eine Schulreform nötig?

Man hat die Beschaffenheit der Schulen ebenso aufzufassen, wie die jeder anderen menschlichen Institution, daß sie nämlich unter allen Umständen in Entwicklung bleiben, d. h. verbessert werden muß. Denn selbst das Beste wird schlecht durch Alter, und ohne Änderungen kein Fortschritt, sondern Stillstand, Rückschritt, Verfall.

Nun ist ja seit dem Eingreifen unseres Kaisers der Nimbus gefallen, als wären unsere Schulen durch ihre Vortrefflichkeit überhaupt gegen jede Kritik geschützt. Schulentwicklung wollen jetzt alle, selbst die als Schulreaktionäre Verschrieenen, — „sie sagen es aller Orten, nur mit etwas anderen Worten“: die einen raten zu einem etwas muntereren Tempo, die anderen empfehlen das Adagio und Piano. Das scheint der einzige Unterschied. In Wahrheit liegen die Gegensätze aber doch viel tiefer und müssen, ehe wir die Reformbedürftigkeit der deutschen Schulen prüfen, erst einmal aufgedeckt werden.

Wir stützen uns dabei auf urkundliches Material. Frankfurter Ärzte hatten, von ihrem hygienischen Gewissen getrieben, einen Versuch unternommen, umgestaltend auf die höheren Schulen einzuwirken. Darauf hat der deutsche Philologentag v. J., der in Posen Anfang Oktober abgehalten wurde, debattelos und einstimmig folgende Resolution angenommen:

„Die 20. Jahresversammlung des Deutschen Gymnasialvereins begrüßt die Zurückweisung der von Frankfurter Ärzten in höchst befremdlicher Art unternommenen Versuche, die preußischen höheren Schulen umzugestalten, mit freudiger Genugtuung. Sie gibt sich der Hoffnung hin, daß auch in Zukunft alle gewaltsamen, von platten Nützlichkeitserwägungen und Übertreibungen getragenen Reformversuche Unberufener unter Hinweis auf den kaiserlichen Erlaß von 26. November 1900 dieselbe Abweisung erfahren werden, damit jeder Schulgattung die Möglichkeit erhalten bleibe, sich nach ihrer Eigenart weiterzuentwickeln.“

Im gleichen Sinne gab der Vorsitzende der Generalversammlung Prof. Dr. Aly (Marburg) seiner Freude darüber Ausdruck, daß „die Aktion der Frankfurter Ärzte ohne Schaden für das humanistische Gymnasium verlaufen sei. Wie ein Blitz habe die jüngste Vergangenheit gezeigt, daß die Gegner des humanistischen Gymnasiums keine Ruhe geben wollen. Die Schulratskonferenz habe aber die Wünsche des Frankfurter „Reformkränzchens“ nicht einmal der Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechung gewürdigt. „Wir sind stets entschlossen", sagte er unter lebhaftem Beifall von mehreren tausend Schulmännern, „einem gesunden Fortschritt die Türe zu öffnen, aber wir können keine Schulpolitik mitmachen, die in dem unruhigen Bestreben nach Sensation die erprobten Unterlagen unserer Bildung leichtherzig preiszugeben bereit ist."

Das also ist der äußerste rechte Flügel.

Auf der anderen Seite stehen die Schulreformer, die — wie es in der Natur der Sache liegt — nicht staatlich organisiert sind, sondern in freien Verbänden oder auch jeder einzelne für sich arbeiten: die „Gesellschaft für deutsche Erziehung" mit ihrem Organe „Blätter für deutsche Erziehung", herausgegeben von Arthur Schulz in Birkenwerder und dessen Gesinnungsgenossen, allen voran Geheimrat Wilhelm Ostwald, dessen „Notruf wider das Schulelend" (Leipzig, Akademischer Verlag) und dessen Vorträge mit ganz neuen wissenschaftlichen Argumenten gegen das herrschende Schulwesen ins Feld rücken. Zu den entschiedenen Reformern gehören auch anerkannte Schulpraktiker, besonders der hochverdiente Stadtschulrat Kerschensteiner in München*), Dr. A. Pabst, Direktor des Lehrerseminars für Knabenhandarbeit in Leipzig**), und Prof. W. Wetekamp, Direktor des Werner-Siemens-Realgymnasiums in Schöneberg***). Vor allem aber verdient die Reformtätigkeit des Volksschullehrerstandes rühmende Erwähnung. Wir denken an die unermüdlich fleißige pädagogische Literatur-Gesellschaft in Leipzig mit ihrer Zeitschrift „Neue Bahnen" und an den Kampf der gesamten sächsischen Lehrerschaft gegen die Übermacht der Kirche, ein Kampf, der ausgehend von den Volksschullehrern — und nicht zu vergessen! — Volksschullehrerinnen jetzt zu dem Bund zur Reform des Religionsunterrichtes geführt hat (Jena, 5. und 6. August), in dem sich Schulmänner aller Art zusammengeschlossen haben; wir denken an den bayrischen Volksschullehrerverein, der unter allen die stärkste Probe innerer und äußerer Festigkeit bestanden hat; wir denken an das tapfere Vorgehen der Bremer Lehrer-

*) Ich nenne von seinen zahlreichen Schriften nur das Wichtigste: „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend". 3. Aufl., Erfurt, K. Villaret 1906; Grundfragen der Schulorganisation, Leipzig, Teubner 1907.

**) „Die psychologische und pädagogische Begründung des praktischen Unterrichts." Langensalza, Beyer 1907. — „Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung." Leipzig, Teubner 1907. — „Praktische Erziehung in der Wissenschaft und Bildung Nr. 28." Leipzig, Quelle & Meyer 1908.

***) „Selbstbetätigung und Schaffensfreude", 3. Aufl., Leipzig, Teubner 1911. — „Eine neue Schulreform in Sicht", ein vortrefflich orientierender Aufsatz in der Zeitschrift „Die Hygiene" (Norddeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin NW 40. Jahrg. 1911, Heft 7).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft, die als Bahnbrecher auf dem Gebiete des Kirchenkampfes auftraten; denken schließlich an die solide Arbeit, die von dem Säemann in Hamburg im Garten der Schule geleistet wird. Da drängt alles mit Macht vorwärts, da regt sich ein viel stärkerer Wille als in den höheren Schulen.

Von der „Gesellschaft für deutsche Erziehung" sind wiederholt aus verschiedenen Städten — Weimar, Berlin, Stettin, Dresden — Telegramme an unseren Kaiser abgesandt worden, durch die reichbesuchte Volksversammlungen ihre Wünsche nach einer durchgreifenden Schulreform an den Thron richteten. Die „Nordd. Allg. Ztg." teilte aber, als neue Reformpläne des Kaisers in Aussicht gestellt wurden, berichtigend mit, daß weder die Einberufung einer Konferenz, noch grundlegende Änderungen im Schulwesen beabsichtigt seien.

So liegen die Dinge heute.

Es fragt sich nun, wie unsere neue Zeitschrift sich dazu stellen soll.

Die Antwort auf diese Frage ist eigentlich schon durch die Wahl der Mitarbeiter gegeben. Wenn mein verehrter Gesinnungsgenosse H. Scharrelmann und wenn ich die Ehre haben sollen, hier über die pädagogischen Probleme zu berichten und zu verhandeln, so heißt das: es soll mit Volldampf vorangefahren werden*). Wir lassen uns durch den Verdacht nicht abschrecken, daß wir mit unter die gezählt werden, die gymnasialer Hochmut als die Unberufenen bezeichnet, die sich durch platte Nützlichkeitserwägungen und Übertreibungen, durch persönliche Eitelkeit und Sensationsgelüste zu Reformbestrebungen verführen lassen. Unberufen kann man unmöglich Männer nennen, die ihr ganzes Leben lang — ich nun leider schon ein halb Jahrhundert! — mitten im Schulleben stehen. Dem Verdachte aber persönlicher Eitelkeit entgeht kein Reformer. „Nützlichkeit" der Schule halten wir allerdings für erstrebenswert: eine Schule, die nicht nützt, ist eben unnütz und schlimmer als das: sie ist schädlich. Und „platte" Nützlichkeit? Ja, da entsteht aber die Frage, wer und was platt ist. Ich habe entsetzlich platte Gymnasialoberlehrer kennen gelernt, die sich außer für ihre Dienstinstruktion, ihren Grammatikdrusch und ihre Extemporalien-Seligkeit nur noch für den Bierskat ereifern konnten, die alle kulturellen Fragen, die außerhalb des Klassenpensums lagen, völlig kalt ließen: Literatur, Kunst, Volkshygiene, nationales Leben, Heimatsschutz, praktische Nächstenliebe und Fürsorge für die Bedrückten, für Witwen, Waisen, Säuglinge, Blinde, Krüppel, Tierschutz und alle diese modernen Bestrebungen.

*) Das ist allerdings unsre Meinung. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Ostwald auf dem Monistenkongreß in Hamburg den Volksschullehrern wegen ihres tapferen Vorgehens im Kampfe für Aufklärung und für Hebung des geistigen Zuschnittes der Lehrer selbst und damit der Volksbildung im allgemeinen warme Worte der Anerkennung spendete, stimmten mehrere tausend Hörer freudig zu, als er aber gegen die „höheren" Lehrer der Vorwurf erhob, daß sie sich von allen ernsten Kulturfragen der Gegenwart drückten und mit eigener Hand aus der Liste der Kulturkämpfer ausgestrichen hätten, da steigerte sich der Beifall zum Sturm — nicht etwa der Entrüstung, nein, einer vielfach gesteigerten Zustimmung. Man wird in weiten, gebildeten Kreisen des deutschen Volkes den Oberlehrer nicht mehr für kompetent in der Frage ansehen, was geistig hoch, was geistig platt sei. Wir erinnern uns noch, wie in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts die Vertreter des humanistischen Gymnasiums gegen das Realgymnasium eiferten. Sie wollten es nicht dulden, ja, sie konnten es gar nicht fassen, daß diese Schöpfung „platter Nützlichkeitsmenschen" dem Gymnasium, dem altklassischen Gym-n a a a s i u m gleichgestellt werden sollte. Unbefähigte Knaben, die für eine höhere Bildung das Zeug nicht hätten, gehörten auf die Realgymnasien, diese — „Idiotenanstalten!"

Gleich erbittert war ihr Abwehrkampf, als die Mädchen um Zutritt baten. „Mädchen auf das Gymnasium!" Und heute?

Die Herrschaften haben die taktische Kunst des Sichrückwärtskonzentrierens schon oft geübt: sie werden sie auch ferner üben.

Eines ist in den letzten Dezennien erreicht worden, ein sehr wichtiges: die Erkenntnis, daß die Schulen keine Domäne ausschließlich der Schulmänner sind. Bei dem ganzen Geschäft machen wir Eltern den stärksten Einsatz und wünschen deshalb gehört und berücksichtigt zu werden. Auch handelt es sich bei unseren Reformwünschen auch keineswegs nur um rein pädagogische Fragen, mit denen der Schulmann oder wohl gar der Fachgelehrte allein fertig werden könnte: Es stehen hier sozialpolitische volkshygienische, nationale, ethische und ästhetische Werte mit in Frage und auf dem Spiele, Werte, von denen manch treuer Erziehungsbeamter noch das wenigste ahnt und versteht.

Es sind ganz neue Kräfte, die auf die Erziehung Einfluß gewinnen, aber von den Vertretern der höheren Schulen wenigstens noch nicht in ihrer Berechtigung anerkannt werden. Prof. P a u l B a r t h (Leipzig)*) erfaßt sie richtig: 1. die Weltanschauung der Aufklärung; 2. die Idee der Entwicklung; 3. die Idee der soziologischen Solidarität, letztere als Ergänzung zur Aufklärung.

*) Vgl. „Neue Bahnen" XXIII (1911/1912) Oktober-Heft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir lassen uns deshalb durch keine Imperatorengeste irgend eines Schultyrannen und durch keine sittliche Entrüstung der vereinigten Hüter ererbter Schulweisheit abschrecken. Ob die „Unterlagen unserer Bildung" wirklich erprobt sind und deshalb beibehalten werden müssen, das werden wir mit dem Ernst und dem Freimut prüfen, zu dem wir als Eltern und als Patrioten verpflichtet sind.

Ein zweiter Aufsatz soll also Kritik an dem herrschenden Schulwesen üben.

Prof. E. Gurlitt.

Reform des Studentenrechts.

Als 1879 im preußischen Abgeordnetenhaus über die Disziplinarsatzungen für Studierende verhandelt wurde, fiel vom Ministertisch unter anderem der Ausspruch, daß der Studierende eine „halbe Schülerstellung" einnehme und dementsprechend seine rechtliche Stellung zu bestimmen sei.

Noch heute, nach 33 Jahren, sind diese Satzungen in Kraft, ja sie gelten nach gerichtlicher Entscheidung wie eine Schulordnung selbst da noch, wo sie mit Reichsgesetzen, vor allem dem Vereins- und Versammlungsgesetz, im direkten Widerspruch stehen.

Es ist keine Frage, daß dies reformbedürftige Zustände sind. Es ist wesentlich ein Verdienst der freistudentischen Bewegung, hiergegen seit Jahren Sturm gelaufen zu haben; war sie doch oft genug durch diese veralteten Bestimmungen schwer geschädigt worden. Ihr ist es auch in erster Linie zu verdanken, wenn im vorigen Jahre sogar das preußische Abgeordnetenhaus sich für eine reichsgesetzliche Regelung dieser Angelegenheit aussprach; doch haben auch Korporationen, vor allem die Burschenschaften, in diesem Sinne gewirkt.

Was an den studentischen Disziplinarstatuten Preußens und anderer Bundesstaaten des deutschen Reichs so angreifbar ist, ist weniger ihre Handhabung, als vielmehr ihre ideelle und juristische Überlebtheit. Herausgeboren aus einem erzväterlichen Verhältnis zwischen Behörde und Student, das nicht mehr besteht, belastet mit mittelalterlichen Anhängseln wie Pedell und Karzer, muten sie vielfach teils unzeitgemäß, teils humoristisch an, und überdies bergen sie noch manche Bestandteile aus der vormärzlichen Zeit. Vorschriften wie „Das Mitführen großer Hunde auf der Straße ist verboten" (Tübingen), „Auswärtiger studentischer Logierbesuch ist dem Universitätsgericht sofort zu melden" (Jena), sind Beispiele hiervon, die sich leicht vermehren ließen. Die „halbe Schülerstellung" tritt in gar vielen Bestimmungen deutlich hervor. Hat doch an manchen Hochschulen der einzelne Professor das Recht, den Studenten wie einen ungezogenen Schulbuben ins Karzer zu sperren, und selbst an der Universität Leipzig, deren Disziplinarordnung verhältnismäßig modern ist, steht dem Universitätsrichter und den Pedellen das Recht zu, Studierende aus öffentlichen Versammlungen auszuweisen.

Der wundeste Punkt in dieser ganzen Angelegenheit sind aber die vielfachen juristischen Ungeheuerlichkeiten, vor allem das häufige Fehlen eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechtsmittels, einer Berufung. Klassisch sind in dieser Beziehung die Rostocker Satzungen. Sie beginnen mit dem lapidaren Satz: „Ein Recht auf Immatrikulation steht niemandem zu", und schließen im gleichen Tone: „Rechtsmittel gegen Disziplinarstrafen finden nicht statt". In kleinerem Umfang kehrt diese Erscheinung in vielen anderen Satzungen wieder.

Es ist kein Zufall, daß gerade die freistudentische Bewegung sich dieser Frage lebhaft angenommen hat. Sie will den Studierenden zu einem modernen Menschen und Staatsbürger erziehen, sie strebt auch danach, ihm zu dementsprechenden Rechtsverhältnissen zu verhelfen. Und ohne Zweifel wäre es ein Gewinn für das deutsche Universitätsleben, wenigstens dieses einen Zopfes ledig zu sein. **Dr. Paul Roth.**

Esperanto.

Der größte Feind des Kulturfortschrittes ist die gedankenlose Gewohnheit. Wir erben von unseren Vätern Einrichtungen, Anschauungen und Empfindungen, die uns um so selbstverständlicher erscheinen, je weniger wir über sie nachzudenken Anlaß oder Neigung hatten. Sieht man dieselbe Gewohnheit überall, soweit man mit Menschen ähnlicher Lebenslage zu tun hat, so kommt einem gar nicht der Gedanke, daß es anders sein könnte. Der Durchschnittsmensch denkt nur über das nach, was ihn persönlich drückt, wo er für sich selber einen Vorteil finden kann. Fühlt er sich bei der allgemeinen Gewohnheit wohl, bringt sie ihm gar persönlich besondere Vorteile, so wird er sich gegen jeden Versuch einer Änderung entrüstet auflehnen, wird von Gütern reden, die durch Natur und Brauch geheiligt sind, und wird jeden Änderungsfreund, je nachdem, einen kindischen Schwärmer, einen törichten Narren, einen gefährlichen Verbrecher nennen. Ein Korsettfabrikant wird sich nicht an die Spitze einer Gesellschaft zur Abschaffung des Korsetts stellen, ein Brauereibesitzer nicht einen Bund zur Bekämpfung des Biergenusses gründen.

Nicht immer ist der Grund des Widerstrebens gegen eine Neuerung so klar zu erkennen. Weshalb hat die Presse, die sich doch rühmt, der Kultur zu dienen, früher fast einmütig der Esperantobewegung einen so großen Widerstand entgegengesetzt? Es war und ist zum Teil leider heute noch die Schwierigkeit, von alten Denkgewohnheiten zu lassen, sich vorurteilslos in eine neue Idee so zu vertiefen, daß man ihren Kern erfaßt und zwischen nebensächlichen Äußerlichkeiten und dem Wesen der Sache unterscheiden kann.

Es muß ein eigener Reiz darin liegen, von dem erhabenen Standpunkt irgend einer Überzeugung über Dinge abzuurteilen, die man nicht kennt, ja, die man eben wegen dieser Überzeugung gar nicht erst kennen lernen will: so selbstverständlich ist es, daß sie Unsinn sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist der Reiz eines festen Besitzes, eines unerschütterlichen Selbstbewußtseins, der Reiz jeder sich selbst genügsamen Beschränktheit. Solche Beschränktheit kann sich mit großer Klugheit und vielem Wissen vereinen, denn sie ist Sache der Neigung und Gewohnheit. Und da jeder Mensch seine Neigungen und Gewohnheiten hat, so hat er auch die damit zusammenhängenden Beschränktheiten, die je nach seiner Natur und Bildung schwerer oder leichter zu überwinden sind.

Ein einfacher Mensch, der keine fremde Sprache kann, aber seine Hilflosigkeit Ausländern gegenüber bedauert, ist leicht von der Idee einer internationalen Hilfssprache zu überzeugen, er sieht es ohne weiteres als wünschenswert und segensreich an, neben der Muttersprache ein einfaches Mittel zu haben, durch das er sich mit jedem Menschen auf der Erde, gleichviel welchen Volkes und welcher Sprache, verständigen kann.

Ein Mensch, der Französisch oder Englisch oder gar beides gelernt hat, verhält sich schon ganz anders, namentlich — und das ist die Regel — wenn er nicht weit in der Welt umhergekommen ist, wenn ihm nie die Unzulänglichkeit seiner Sprachkenntnisse fühlbar geworden ist. Weil er sich mit einem Franzosen oder Engländer oder den gebildeten Menschen anderer Völker, die ebenfalls Französisch oder Englisch verstehen, verständigen kann, ich will nicht fragen, wieweit, so hält er Esperanto für überflüssig. Er hat Jahre gebraucht, um sich die Sprachkenntnisse anzueignen, und mehr unbewußt als bewußt ist ihm der Gedanke unangenehm, daß sein mühevoll erworbener und ihn vor so vielen auszeichnender Besitz durch Esperanto entwertet werden könnte. Die Neigung zu dem, was er erworben hat und seine Überschätzung lassen ihn übersehen, daß er sich in Wirklichkeit nicht ärmer, sondern reicher machen würde. Diese Art von Menschen bilden ein recht schweres Hemmnis für die Entwicklung, es ist die große Masse der Trägen, die alles ablehnen, wofür sie persönlich kein Bedürfnis und Interesse haben. Unter ihnen hat die Esperantobewegung gerade in den Kreisen zu leiden gehabt, denen sie am meisten nützt oder die am meisten für sie tun könnten: Handel, Regierung, Presse.

Eine dritte Gruppe von Menschen ist in gewisser Hinsicht noch gefährlicher, weil sie die Gleichgültigkeit oder Abneigung der Vorerwähnten durch scheinbar wissenschaftliche Gründe verstärkt. Hier ist des Irrtums Grund lediglich das Beharrungsvermögen, erworben in einem lange eingefahrenen Denkgeleise. Man spricht von der Unmöglichkeit einer Sache, weil man sich ihre Möglichkeit nicht vorstellen kann, so wie man die Pioniere der Eisenbahn, der Dampfschiffe und der lenkbaren Luftschiffe für Schwindler oder Narren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erklärte. Man beweist mit den Voraussetzungen des bekannten Alten den Unsinn des unbekannten Neuen, das ja nur deshalb möglich wird, weil seine Voraussetzungen neu sind. Daß diese Art von Gelehrten so gar nichts von ihren Vorgängern in der Kulturgeschichte lernen, daß immer wieder Männer von Ansehen und Namen den Mut haben, sich vor der Nachwelt, bei unserer schneller schreitenden Zeit sogar vor der späteren Mitwelt zu blamieren, stimmt zu einem Humor, bei dem das erste Lächeln oft in Scham und Trauer vergeht.

Es ist nicht angebracht, hier auf die hundertmal widerlegten und hundertmal wieder vorgebrachten Behauptungen von der Unmöglichkeit einer internationalen Hilfssprache einzugehen. Man kann Leute nicht einmal durch den Augenschein überführen, die erklären: weil ich es für Unsinn halte, sehe ich es mir gar nicht erst an. Wenn Esperanto wäre, was die Gegner, die es nicht kennen, sich darunter vorstellen, dann wäre es schon längst wieder verschwunden, weil kein ernster, vernünftiger Mensch sich mit ihm abgeben würde, es hätte längst das Schicksal des geistreichen, aber nicht lebensfähigen Volapük geteilt. Statt dessen geht es jetzt in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr und wächst von Jahr zu Jahr an innerem Reichtum und äußerer Verbreitung. Es hat in allen Ländern, an allen bedeutenderen Plätzen der Erde Anhänger aus allen Volkskreisen, die es in Wort und Schrift pflegen, daß es zu einer lebenden Sprache geworden ist, die nach ihren Ausdrucksmöglichkeiten und ihrer praktischen Verwendbarkeit den Vergleich mit keiner natürlichen Sprache zu scheuen hat.

Die Leser des „Vortrupp" wenden ihre Blicke dem Kommenden zu, den neuen Kulturmöglichkeiten, und werden deshalb auch die Esperantobewegung fördern, die bei aller Schonung und Vertiefung der besonderen Volkseigenheiten das Verständnis der Völker untereinander erleichtern, den Austausch der Kulturgüter auf der ganzen Erde vereinfachen und verbessern, und den meisten Menschen — denn die Einsprachigen sind in jedem Volke die Mehrheit — den unmittelbaren Verkehr mit der ganzen Kulturwelt ermöglichen soll. Wer Sinn für Kultur hat, wird verstehen, was das bedeuten kann.

Dr. Ernst Kliemke.

---

*) Es wäre ungemein kurzsichtig, das Esperanto vom völkischen Standpunkte aus zu bekämpfen: Eines der höchsten völkischen Ziele ist darin gegeben, daß sich jeder Volksgenosse die eigene Muttersprache und das gute Schrifttum des eigenen Volkes vollkommen zu eigen mache. Für dieses — wahrhaftig schwer genug zu erreichende — Ziel ist bei jedem Einzelnen, wie bei Schule und Familie, um so mehr Kraft verfügbar, je weniger die Gehirne mit dem Erlernen fremder Sprachen belastet werden. Wer seines Erwerbes wegen mehrsprachig sein muß, der gewinnt unendlich viel Zeit und Kraft für die Pflege der eigenen Muttersprache, wenn er anstelle einer Reihe von fremden Sprachen nur eine einzige internationale Hilfssprache zu lernen braucht. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

„Die Rastlosen" von Georg Asmussen.

Bei Carl Reißner in Dresden erscheint demnächst ein neuer Roman des Schleswigers Georg Asmussen. Verfasser und Verleger haben uns erlaubt, ein Stück der Dichtung unsern Lesern schon jetzt zu zeigen.

Georg Asmussen ist, obwohl schon im vorgerückten Mannesalter stehend (er wurde am 14. Mai 1856 zu Pommerbye in Angeln geboren), als Schriftsteller erst seit wenigen Jahren weiteren Kreisen bekannt. Das kommt vielleicht weniger daher, daß die Menschen zwischen dem grauen und dem blauen Meer langsam reifen, als von der vielseitigen Veranlagung und Betätigung des Dichters. Derselbe Mann, dessen Romane „Stürme" und „Wegsucher" und dessen Erzählungen „Auge um Auge, Zahn um Zahn" und „Der erste Einser" sich rasch einen großen Leserkreis erwarben und von Sachverständigen zu unseren besten erzählenden Dichtungen gerechnet werden, war bis vor ganz kurzer Zeit nur „im Nebenamt" Schriftsteller. Der tägliche Beruf stellte den Dichter mitten ins Arbeitsgetümmel einer großen Hamburger Schiffswerft, deren Oberingenieur Asmussen bis zum vorigen Jahre war. Lange bevor er seinen schriftstellerischen Ruf begründete, hatte er sich als genialer Ingenieur, besonders durch seine Erfindungen auf dem Gebiete des Dockbaues, einen Namen gemacht. (Daß Asmussen außerdem der Begründer einer der stärksten sozialen Bewegungen Deutschlands, der Abstinenzbewegung, ist, sei hier nur nebenher erwähnt; davon mag später einmal in anderem Zusammenhang ausführlicher die Rede sein.) Wer jahrelang auf so verschiedenartigen Gebieten rastlos tätig war, dessen Dichtungen werden mancherlei Spuren davon aufweisen müssen. Man darf Asmussen denn auch geradezu als den Dichter der Arbeit ansprechen. Maschinentakt und Hammerschlag verleihen den Asmussenschen Romanen und Erzählungen die besondere Eigenart. Der Blick, der lange Jahre im großen technischen Betriebe geübt ward, ist für die Betrachtung von Menschen und Dingen vor allem geschärft. Asmussens Gestalten sind fest mit dem Boden verwachsen, auf dem er groß wurde und auf dem er arbeitete. Und bei der Arbeit hat er sie alle gefunden und nach ihrem Willen und ihrer Kraft gewertet. Evangelien der Arbeit könnte man seine Werke nennen. Von dieser Eigenart trägt gerade die neue Dichtung „Die Rastlosen" am meisten in sich. Hier hat sich der Techniker sehr eng mit dem Dichter verbündet. So ist ein Kunstwerk entstanden, auf das mit besonderer Freude unter andern auch die Männer der Maschinen- und Schiffbaukunst blicken werden.

Zur Einführung in den Abschnitt des Romans, den wir hier bieten, bedarf es nur weniger Worte: Wir lernen die Geschichte Henning Jansens

kennen, dessen Vaterhaus an der Flensburger Föhrde steht. Henning lebt schon seit Jahren als Ingenieur in Berlin, wo er im Dienste einer Gesellschaft tätig ist, die Dampfdroschken baut und zu vertreiben sucht. Von dieser Tätigkeit berichtet der Abschnitt, den wir hier mitteilen wollen. Er beginnt mit Hennings Hochzeitsfeier. Henning freit Dora Lornsen, eine Nachbarstochter aus der Heimat und Jugendgespielin. Die Hochzeit wird daheim an der Föhrde gefeiert.

Als die Hochzeitsgäste dann eben angefangen hatten, es sich gut schmecken zu lassen, fuhr der Wagen schon vor, der das junge Paar nach Flensburg brachte. — —

„Schade, daß so ein Mädchen nach Berlin geht!" sagte der alte Küster. Aber man verstand ihn nicht und meinte, Berlin wäre doch die Residenz, und da wäre viel zu sehen, und jeden Tag wäre was los, da könnte sie es wohl aushalten, denn Geld hätte sie auch. Der Küster aber schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Was hier so aufgewachsen ist in frischer Luft und im vollen Sonnenschein, zwischen grünen Knicks und blühenden Bäumen, das gedeiht nicht im Staub und Dunst und Lärm der Menschenherden und zwischen den grauen toten Steinmassen." —

„Sie haben ja noch ihren schönen Besitz hier!" rief da jemand von der Mitte des Tisches her. „Vielleicht übernehmen sie den noch mal wieder." — Da lachten sie alle, denn daran war ja nicht zu denken. —

In der Kesselstraße bezogen sie eine Wohnung im vierten Stock. Als die junge Frau anfing, ihr Bettzeug und ihre Wäsche auszupacken, bekam ihr Mann die Angst, denn er wußte nicht, was zur Aussteuer einer begüterten Angliterin alles gehörte: da war Leinenzeug und Leibwäsche, an der eine ganze Generation gesponnen hatte, und das war noch nicht einmal alles, was sie besaß, es war noch ein großer Teil daheim in den großen, oben halbrunden und mit Eisen beschlagenen Eichenkoffern geblieben. — Als sie daher „ihre Plünnen zusammenschmissen", kam er sich mit seinen fünf Hemden recht armselig vor. Er wußte auch nicht recht, wann und wie das feine Leinengedeck für 24 Personen gebraucht werden sollte. „Du scheinst dir von einer Ingenieurfrau etwas großartige Vorstellungen gemacht zu haben," meinte er, als diese Herrlichkeiten kein Ende nehmen wollten.

„Was nicht ist, kann werden," meinte sie. „Ihre richtige Aussteuer muß die Frau haben, und das da frißt kein Brot." — Sie hatte auch darauf bestanden, daß sehr gute Möbel gekauft wurden, denn auch das gehörte zu einer „anständigen Aussteuer". So wohnten sie denn ganz behaglich. Von den Fenstern ihres Wohnzimmers aus konnten sie den Grützmacherplatz überschauen und die Panke und die grünen Pappeln an der nördlichen Seite und ein gutes Stück blauen Himmels dahinter. Nachts aber war es still in der Kesselstraße, denn sie war damals noch eine Sackgasse, die fast nur an einer Seite bebaut war, und es wohnten dort ruhige Leute.

Im Spätherbst wurde die erste Dampfdroschke montiert, und eines Tages im Monat Dezember, als der Frost die Wege schön hart gemacht und die Tannen an der Tegeler Chaussee mit silberflimmerndem Reif bestreut hatte, fuhr der erste Wagen zur Stadt hinaus, um draußen, wo nicht so viele witzelnde Zuschauer und entgegenkommende Fuhrwerke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren, zu üben. Henning Jansen saß an der Steuerung, der Monteur heizte den Kessel und bediente die Maschine, im Wagen saßen der kaufmännische Direktor — der technische war nämlich kein Freund von solchen „Repräsentationsfahrten" — und einer der Herren vom Aufsichtsrat.

An der Boyenstraße hatte Dora sich aufgestellt und wartete und schaute nach dem Wagen aus und war voller Unruhe und geheimem Stolz. — Er kam, er sah lächelnd nach ihr hinüber und zog mit der einen Hand höflich den Hut, während die andere das Steuerrad hielt: er tat so, als wenn das alles so sein müßte und schon immer so gewesen wäre, und doch spannte sich in ihm jeder Muskel und jeder Nerv, sein Ohr horchte auf das Singen und Summen und Rauschen der Maschinerie, und seine Augen flogen prüfend hinweg über den Weg unter ihm und die Hindernisse vor ihm. — Nicht sehr schnell, aber sicher geradeaus gehend und gewandt ausbiegend, zog das neue Gefährt seinen Weg. Die Droschkenkutscher aber lächelten spöttisch, zogen die blank lackierten Hüte tief ab und riefen ihnen nach: „Soll ick Ihnen ooch hernach wieder nach Hause fahren?" — Und als eins ihrer alten Rosse scheute, klopfte ihm sein Besitzer freundlich den Hals und sagte: „Nur nicht ängstlich, Olle, wegen dem kömmst du noch nicht in die Wurscht, der is eher dood als du!" Henning Jansen hörte das freilich nicht, er brachte den Wagen zum Stillstand, damit der Gaul beruhigt werden könnte. Er wollte nämlich die Gelegenheit benutzen, einmal nachzuschauen, was denn dem Kessel eigentlich einfiel. Sein feines Ohr hatte ein eigentümliches Rauschen gehört und ihm kam es so vor, als wenn die Maschine „spuckte". — Aber die beiden hohen Herren, die im Wagen saßen, hörten den Witz des Droschkenkutschers und lachten weidlich. Der Direktor steckte dann den Kopf durchs Wagenfenster und rief: „Das geht ja famos, Herr Jansen! Na, das ist ja auch nicht anders zu erwarten." Er sah sich um: „Der Gaul und sein Herr haben sich beruhigt, fahren Sie nur weiter!" — Leise fragte er dann: „Doch alles in Ordnung?" — Henning Jansen nickte, stieg auf seinen Führersitz und fuhr weiter.

Nach einer Viertelstunde fing die Kurbelstange an zu klappern. — Eine Schraube hatte sich gelöst. „So etwas kann passieren." „Kleinigkeit!" „Das nächste Mal muß das besser überholt werden!" So hieß es. Man zog die pflichtvergessene Schraube an, sicherte sie besser, und dann ging es weiter. Nach einer Weile rauschte es wieder im Kessel, und dann kam der Dampf wie ein feiner Sprühregen aus dem Auspuffrohr. Henning Jansen sah nach dem Monteur hin: der stand schon und winkte und plinkte und machte die verabredeten Zeichen, daß er nicht Dampf halten könne, und daß man langsam fahren müsse. So fuhr denn Henning Jansen ganz langsam. Der Direktor steckte infolgedessen wieder den Kopf zum Fenster hinaus, und nun plinkte Henning Jansen ihm zu. Da nickte der geistesgegenwärtige Herr bedächtig mit dem Kopfe und sagte laut: „Recht so, Herr Jansen, fahren Sie hier nur etwas langsam, der Weg ist ja niederträchtig." Dann fing er mit dem Herrn vom Aufsichtsrat ein Gespräch an über die guten Aussichten der größeren Motorwagen, namentlich der Frachtwagen, und erzählte mit vielem Eifer, daß der erste Postwagen in der nächsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Woche fertig würde, daß die Patzenhofersche Brauerei einen großen Bierwagen bestellen wolle, und daß die Feuerwehr sich ganz außerordentlich für eine selbstfahrende Dampfspritze interessiere. So hing er dem hochvermögenden Herrn den Himmel voller Geigen, während draußen der Monteur Angst schwitzte und Henning Jansen mit finsterer Miene mit den Hebeln hantierte, fest entschlossen, nicht auf dem Wege liegen zu bleiben, sondern die Karre bis an das nächste anständige Wirtshaus zu bringen. — Er wollte unter keinen Umständen nachgeben. Nicht sich werfen lassen, nicht stoppen, und sollte der Kessel auch in die Luft gehen! Aushalten bis zum letzten Atemzuge von Mann und Maschine! —

Er erreichte den Hof mit Mühe und Not — den Tegeler Hof nämlich, und fuhr in möglichst elegantem Bogen vor die Tür, die Herren stiegen aus, und dann holte er den letzten Atemzug aus Kessel und Maschine, um den Wagen in einen nahen Schuppen zu bringen: keuchend, wie aus der Lunge eines abgehetzten Tieres, strömte der Dampf aus den Zylindern. Der Monteur schob die Gaffer zurück und knallte die Tür zu. „Gott sei Dank!" rief Henning Jansen. — „Was nun?" fragte der Monteur. Keine Antwort. —

Drinnen im Honoratiorenzimmer saßen die beiden Fahrgäste hinter einem guten Frühstück und einer Flasche Sekt. — Der Herr vom Aufsichtsrat hob sein Glas, er pries das Genie der technischen Leitung und den weiten Blick der kaufmännischen und trank auf deren Wohl. Dem Direktor regte sich etwas Sorge im Herzen, aber er goß ein Glas Sekt hinunter: da wurde es drinnen stille. Als sein Glas wieder gefüllt war, hob er es, pries den Unternehmungsgeist der Herren vom Aufsichtsrat, sagte, daß jeder Gedanke in seinem Hirn und alle Energie, die in ihm säße, der Firma gehöre, daß das Direktorium nicht rasten wolle, bis die Fabrik wieder so groß und angesehen dastehe, wie je zuvor und — trank auf das Wohl seines Gönners.

Während dessen hantierten Henning Jansen und sein Monteur draußen im halbdunklen Schuppen mit Schraubenschlüssel und Hammer an Maschine und Kessel herum. Ihre Hände, Gesichter und Kleider waren geschwärzt von Ruß, Öl und Asche, sie arbeiteten mit blutigen Fingern fieberhaft, um die Schäden zu entdecken und zu beseitigen. Sie krochen unter die Achsen, um mit ihren Schultern den Wagen hochzuwuchten, sie lagen auf dem Rücken unter dem Aschenkasten und leuchteten in alle Ecken hinein, sie verpackten und stemmten, aber sie waren nicht zufrieden mit ihrer Arbeit. —

Es wurde an die Tür geklopft. — „Wer da? — Hier kommt keiner herein!" Es klopfte wieder, und eine bekannte Stimme rief: „Ich bin's! — Machen Sie mal auf, Herr Jansen." — Die Tür wurde mannesbreit aufgemacht: ein rotes, lachendes Gesicht zeigte sich, dann schlüpfte der Direktor durch den Spalt: „Nun, wie geht's denn, Herr Jansen? — Alles wieder in Ordnung? — Wir müssen bald wieder abfahren"! —

„Das geht nicht, Herr Direktor."

„Zum Donnerwetter, Herr, es m u ß gehen. Was denken Sie sich eigentlich?! — Unser Renommee steht dabei auf dem Spiel! — Es soll und muß gehen, sage ich Ihnen. Und wenn . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Alle Wenns habe ich schon berücksichtigt, Herr Direktor!" Henning Jansens Stimme klang leise, aber bestimmt. „Sehen Sie uns an! Wir sehen aus wie die Schweine und haben gearbeitet, als wenn es uns ums Leben ginge." — Er ballte in ohnmächtigem Zorn die Fäuste und stampfte mit dem Fuß. — „Ich sage es Ihnen, es geht nicht!" —

„Ja, was ist denn eigentlich los?"

„Der Kessel ist leck, schwer leck! — Ich hatte doch schon alles daran gesetzt, mehr, als wir alle verantworten konnten, um diese Wirtschaft zu erreichen. Und nun — — —"

„Leck? Schwer leck? — Mein Gott, wo denn? — Dieser Skandal! Ach, diese Blamage! — Was sollen wir nun machen?" — Die Hoffnung, die drinnen beim Sekt so hell aufgeflackert war, sank wieder und erlosch wie ein Nachtlicht, das im Wasserglas versäuft. — „Was machen wir nun, Herr Jansen?" —

Der dachte einen Augenblick nach, dann sagte er leise: „Sie müssen mit Ihrem hohen Herrn möglichst unauffällig die Stadt zu erreichen suchen. Und dann — und dann —" Er überlegte wieder, dann stieß er halblaut zwischen den Zähnen hervor: „Verdammt! — Das Lügen ist sonst nicht meine Sache, und es hält schwer! — Aber gelogen muß werden, Steinert, hören Sie: gelogen muß werden, sonst zieht man uns durch den Dreck."

„Jawoll, Herr Jansen, rauslügen müssen wir uns auf jeden Fall! Und wenn Sie mir erlauben —" er griente, daß die weißen Zähne im rußgeschwärzten Gesicht sichtbar wurden, „ich versteh sowas vielleicht besser als Sie." Er richtete sich auf. „Herr Direktor, ich erkläre also hiermit, daß ich mir so die Fäuste verbrannt und zerschunden habe, daß ich nicht arbeiten kann. — Nee, Herr Direktor, ich kann's nicht. Ich wills auch nicht!" Er wurde laut und patzig. „Mit so verbrannten Pfoten kann man keine Schaufel und keinen Hebel und keinen Hahn anfassen. Das kann kein Mensch von mir verlangen!" Er riß eine Handvoll Putzleinen aus dem Kasten und wickelte sich das um die linke Hand. „Herr Jansen, wollen Sie mir nicht die andere Klaue verbinden! — Jawohl, Herr Direktor, so ist es, und — daß Sie's nur wissen! — beim Losnehmen des Schlemmlochdeckels hab' ich's gekriegt. Und dann ist das Wasser aus dem Kessel gelaufen! — Ich kann's beschwören!"

„Ja, aber —" Der Direktor sah Henning Jansen fragend an.

„Alleine kann ich natürlich nichts machen! Und — und ein zuverlässiger Mann, der — der den Monteur ersetzen kann, ist natürlich hier nicht zu bekommen, Herr Direktor."

„Sie haben recht. — Sie haben ganz recht, Herr Jansen. — Und Sie können wirklich nicht arbeiten, Steinert?"

„Ick weigere mir, Herr Direktor!"

„Gut! Schön! — Unangenehm zwar, aber es bleibt kein anderer Ausweg. Was machen Sie mit dem Wagen, Herr Jansen?"

„Den lasse ich hier stehen. Sagen Sie bitte dem Wirt, was wir eben besprochen haben, und ich lasse dann den Wagen heute abend durch unser Gespann nach Hause holen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Gut!" — Der Direktor schüttelte ihm die Hand und ging nach der Tür. Dort drehte er sich noch einmal um und rief: „Sie bekommen Schmerzensgeld, Steinert! — Sie sind ein fixer Kerl." —

Bald darauf berichtete Steinert, der durch die Türspalte guckte, daß die beiden Herren in lebhafter Unterhaltung abzogen. Der Wirt kam, drückte sein tiefes Bedauern aus, sorgte für Essen und Trinken, Waschwasser und Verbandzeug und wurde wieder hinauskomplimentiert aus seinem Schuppen. "Wir machen alles selbst!" sagte Henning Jansen. — Das Essen schmeckte ihm nicht, und die Reinigung konnte nur oberflächlich gemacht werden, dann gingen sie hinaus, hängten draußen vor die Tür des Schuppens ein Vorhängeschloß, das sonst zum Werkzeugschrank gehörte, schärften dem Wirt ein, daß wichtige Geheimnisse seiner Obhut anvertraut seien und zogen heimwärts. — „Wie zwei Strolche sehen wir aus," sagte Steinert lachend.

„Lachen Sie nicht so dreckig, Mann!" schnarchte Henning Jansen ihn an. „Das paßt schlecht zu ihren verbundenen Händen." Er selbst schritt mit finsterer Miene voraus.

„Mensch, wie siehst du aus! Du mußt ganz und gar in die Waschbalje!" so empfing ihn seine Frau. „Und was läßt du die Ohren hängen? — Hast du umgeschmissen? Sind deine Herren auch so im Dreck herumgekugelt?"

„Wenn es nur das wäre!" Er ging in die Küche und warf Rock und Weste ab. „Hast du warmes Wasser?"

„Massenhaft!" — Sie sah in seinen Augen Unruhe und Ärger. „Was ist denn passiert, Henning? — Was ist denn los, Maat?" — Sie strich ihm mit der Hand die zerzausten Haare aus der schweißtriefenden Stirn. — Da erzählte er ihr, was geschehen. „Das kommt davon, wenn man immer gleich protzen will," schloß er. „Nachher sitzt unsereiner denn vor dem Rest, muß leichtsinnig sein, verrückt fahren und sich elend herauslügen."

„Geht's denn überhaupt nicht?" fragte sie besorgt.

„Natürlich geht's! — Fein ging's doch zuerst! — Kinderkrankheiten! Die wollen wir schon kurieren." Die Energie blitzte schon wieder unter dem Mißmut hervor. Und am nächsten Morgen ging er mit frischem Mut wieder an die Arbeit.

Reichlich ein Jahr lang dokterten sie an den Kinderkrankheiten herum, änderten dies und verwarfen das, bauten das eine um und verbesserten das andere, fuhren gesund aus und kamen krank wieder. Ein ganzer Schuppen stand voll von Droschken und Frachtwagen, Omnibussen und Postwagen und sonst noch allerlei Fahrzeugen, ein anderer Schuppen lag voll von Kesseln und Maschinenteilen. Ja, es hätte ein großes Geschäft werden können aus dieser Patent-Dampfdroschkenbauerei, wenn die Fieldschen Rohre des Kessels nur nicht immer undicht geworden wären, wenn das Stoßen und Schütteln auf dem Straßenpflaster und den Chausseen nicht die Maschine und den ganzen Bau so ungünstig beeinflußt hätte, wenn der Motor hätte kleiner und leichter sein können und wenn — ja wenn der „Pneumatik", das heißt der luftgefüllte Gummireifen, schon vorher erfunden gewesen wäre, — nun aber kam alles ins alte Eisen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Der Volkserzieher. (Herausgeber: Wilhelm Schwaner, Schlachtensee). 15. Jg. Nr. 25.

Politische Ideale. Von Adolf Schmidt. (Der Verfasser bespricht das Verhältnis zwischen Deutschland und England im pangermanischen Sinne.)

„. . . . Damit nun auch die, denen diese pangermanische Idee etwas absurd vorkommen sollte, einen Gewährsmann haben, erinnere ich an die Worte, die Bismarck noch vor 1864 an den Minister Blixen schrieb: ‚Eine Du die nordgermanischen Staaten; ich werde den Süden einen, und dann wollen wir ein germanisches Weltreich gründen'. Also Pangermanien".

„. . . . Seit den letzten Jahren jedoch ist unsere Flotte zu einer Macht angewachsen, die England zu respektieren beginnt. Nachdem der alte diplomatische Kunstgriff, sich eines Feindes zu entledigen, indem man ihn mit irgend einer andern Macht in Konflikt zu bringen sucht, nachdem auch die Einkreisungspolitik versagt hat, wird man in England bald zur Erkenntnis kommen, daß es besser sei, sich der Freundschaft Deutschlands zu versichern — „es möchte sich sonst zu den Feinden schlagen." Dazu ist Deutschlands Landheer etwas, was England gegen Rußland braucht.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, erscheint die deutsche auswärtige Politik allerdings nicht als der beliebte Zickzackkurs, als ein Gefasel halb schwachsinniger Diplomaten, denen von jedem Zeitungsjungen der Berliner Morgen-, Mittag- und Nachtzeitungen die Fehler an den Fingern aufgezählt werden können, sondern als die konsequente klare Durchführung einer weitsichtigen Idee, die sich durch keinerlei diplomatische Mätzchen (Flottendemonstration der Engländer in der Nordsee, Ministerreden, Einkreisungspolitik u. dergl.) in der Verfolgung des Zieles beirren läßt. Und daß diese Taktik die einzig richtige war und ist, beweist am besten das Knurren der Feinde ringsum . . . ."

Die Friedenswarte (Herausgeber: Alfred H. Fried). 13. Jahrgang, Heft 10.

Die „France Militaire".

„. . . . Von den französischen Zeitungen, die bei dieser Gelegenheit (nämlich während der großen Erregungsperiode zwischen Deutschland und Frankreich) am meisten zitiert wurden, leuchtet ‚La France militaire' hervor, die an aufreizenden Artikeln gegen Deutschland hervorragendes leistete. . . .

Man hat nun ‚La France militaire' als das ‚offiziöse Organ des französischen Kriegsministers' oder kurz als ‚das Blatt des Kriegsministers' bezeichnet. Herr Generalleutnant Litzmann z. B., der in der ‚Täglichen Rundschau' (vom 9. August) einen herausfordernden Artikel des famosen Hetzblattes in deutscher Übersetzung mitteilt, fügt dieser Übersetzung folgendes hinzu:

„So war am 41. Jahrestage der deutschen Siege von Wörth und Spichern wörtlich zu lesen in der ‚France militaire', dem Blatt des Kriegsministers Messimy, das die Erlasse des französischen Kriegsministeriums als regelmäßige Beilage bringt (‚Bulletin militaire') und eine Verbindung von ‚Militär-Wochenblatt' und ‚Armee-Verordnungsblatt' darstellt. So darf ein mindestens als offiziös zu bezeichnendes Blatt, das in der französischen Armee

den Ton angibt, vom Deutschen Reiche schreiben! Und alte deutsche Soldaten sollen es hinunterschlucken, weil jetzt ‚Ruhe die erste Bürgerpflicht ist'. Warum haben sie auch nicht das Glück gehabt, auf dem Felde der Ehre zu bleiben — vor 41 Jahren!"

In der Nummer vom 12. August der „Täglichen Rundschau" gibt Generalleutnant z. D. Litzmann unter dem Titel „Der Schmach kein Ende?" wieder eine aufreizende Stelle aus einem Artikel der „France militaire" bekannt und leitet die Zuschrift mit den Worten ein: „Die ‚France militaire', das Blatt des Kriegsministers und der französischen Armee höhnt in ihrem Leitartikel vom usw." Auch in ihrer Nummer vom 19. Sept. unter der Spitzmarke „Der Krieg ist unvermeidlich" spricht die „Tägliche Rundschau" von einem Artikel der „France militaire" als von einer „neuen Herausforderung durch das Organ des französischen Kriegsministeriums". „Die Post" nennt sogar in ihrer Nummer vom 20. Sept. die „France militaire" „ein Organ, dessen sich der Kriegsminister der französchen Republik gerne bedient, wenn er seine Ansichten der Öffentlichkeit auf anonymem Wege mitteilen will".

Ebenso finden wir in der „Deutschen Tageszeitung", im „Hamburger Fremdenblatt" in der „Germania" und in zahlreichen anderen Blättern Entrüstungen über Artikel dieses angeblichen Organes des französischen Kriegsministeriums.

Um über den Charakter dieses Hetzblattes etwas Näheres zu erfahren, wandte sich nun der Herausgeber der „Friedens-Warte" an den Herausgeber des französischen Blattes „La Paix par Le Droit", Professor Ruyssen, in Bordeaux, mit der Bitte um Auskunft.

Hier die Antwort:

„3. September.

Werter Kollege!

Ich bin nunmehr orientiert. Ich habe mich an zwei Offiziere gewandt, von denen der eine Republikaner, der andere Reaktionär ist. Ihre Antworten stimmen absolut überein. Die politische Autorität der ‚France militaire' ist null. Dies Blatt ist ein Geschäftsunternehmen; es wird von einem großen Verleger militärischer Literatur herausgegeben (Levanzelle in Limoges), der daraus ein Reklame-Instrument für seine eigenen Waren macht. Die ‚France militaire' erhält vom Kriegsministerium administrative Mitteilungen, Offiziersernennungen, Verschiedenes usw.*); politisch ist sie jedoch unabhängig und ohne Ansehen (sans credit). Die angesehenen Militärschriftsteller (General Langlois, General de Bonnal usw.) schreiben niemals darin und geben ihre Arbeiten den großen Tagesjournalen." . . .

(Nach diesen Enthüllungen, denen bisher niemand widersprochen hat, ist also die ‚France militaire' lediglich das Inseratenblatt eines gerissenen Geschäftsmannes. Vortrupp.)

„Der Säemann", Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, Jugendbildung und Jugendkunde. Jahrgang 1911 Heft 12. (Schriftleiter: Dr. jur. Frieda Duensing, Carl Götze, Prof. Dr. H. Cordsen, Schulhygienisches. (Waldschulen, Kindersanatorien.) Von H. Th. Matth. Meyer.

(Der Verfasser behandelt ungemein ausführlich und sorgfältig die so wichtige Frage der Waldschulen, die noch vielmehr als bisher Gegenstand allgemeiner Erörterung sein sollte. Sehr auffallend ist es aber, daß der sonst sehr umsichtige Verfasser ohne ein Wort der Kritik folgendes über die Waldschulen-

*) Diese Mitteilungen erhält in Frankreich jedes Blatt auf Verlangen. Sie werden auch — wie bei uns — in verschiedenen Tageszeitungen abgedruckt. Ihre offizielle Veröffentlichung erscheint lediglich im „Journal Officiel". (Red. d. Fr.-W.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verpflegung der einzelnen Städte berichtet:)

„.... Dortmund gibt täglich Fleisch, die übrigen Städte fünfmal in der Woche. Charlottenburg reicht am 6. Tage Fische, am 7. Tage Eierspeisen. Die Fleischrationen schwanken zwischen 85 und 150 g ...."

(Also fast täglich im Durschschnitt 1/4 Pfund Fleisch! Dann folgen die Speisekarten zweier Waldschulen, die die berichtete Tatsache bestätigen und außerdem zeigen, daß alles, was den Kindern an Obstnahrung geboten wird, in der Darreichung von gekochtem Backobst an einem einzigen Tage der Woche besteht. Wer sich ein ganz klein wenig mit der modernen Ernährungsfrage beschäftigt hat, wird, gleichgültig ob er Vegetarier oder Nichtvegetarier ist, über diese Rückständigkeit staunen: Bei einer solchen Fleischüberfütterung und einem solchen Mangel an zuträglicher Kinderkost (Obst und Salat), ist es wirklich kein Wunder, daß der Verfasser mitteilen muß, daß ein gewisser Prozentsatz der in den Waldschulen unterrichteten und gepflegten Kinder keine Besserung im Gesundheitszustande, ein anderer, wenn auch nur ein ganz kleiner Prozentsatz, sogar eine Verschlimmerung aufweise. — **Vortrupp.**)

Rund um uns

Der Gipfel der Inseraten-Technik. In der „Magdeburgischen Zeitung" vom 5. Dez. 1911 findet sich folgende Anzeige:

Stille Nacht, heilige Nacht, Gottes Sohn, o wie lacht. Hosianna!

Meinen verehrten Freunden und Kunden zur gefälligen Kenntnisnahme, daß ich in diesem Jahre eine größere Auswahl sehr rentabler preiswerter **Güter** an Hand habe, welche sich vornehmlich zu **soliden Weihnachtsgeschenken für junge, heiratsfähige Damen eignen,** erbitte baldige gefl. Offerten.

Magdeburg, im Christmonat 1911. **Julius Funcke.**

Bei event. hoher Anzahlung stelle größere Posten zu 4 % gern zur Verfügung!

D. O.

Über Wesen und Wert des deutschen Korpsstudententums unterrichtet man sich am besten durch das Lesen des amtlichen „Organs der deutschen Korpsstudenten", nämlich der „Academischen Monatshefte" (Karl Rügemers Selbstverlag, Starnberg-München, Preis: zwölf Mark für das Jahr). Und dieser Selbstunterricht ist wichtig: unter allen traditionellen deutschen Studentenverbindungen nehmen die Korps durchweg das gesellschaftlich bestgestellte Studentenmaterial auf, also den Teil der deutschen Studenten, der den größten Besitz an Familienüberlieferungen und Vermögen hat; es ist von Bedeutung für das ganze Volk, wie die Korps dies ihnen anvertraute nationale Gut verwalten.

Zunächst entnehmen wir jenem amtlichen Organ der Korpsstudenten, Heft 332 vom 1. Dezember 1911, von Seite 265 den folgenden Satz: „Was für „schöne Reden sind in Kösen*) gehalten „worden über die Vereinfachung der „Lebensweise, über die Abschaffung des „Trinkzwanges und die Einschränkung „des Trinkens, gegen das übermäßige „Zigarettenrauchen, gegen den Fremdenpump, gegen die Trinkgelder an die „Korpsdiener und so weiter! Und wie „wenig ist erreicht!?"

Der Satz steht in einem Artikel des Regierungsrates G. G. Winkel, der dem Korps Franconia (Würzburg) angehört. Herr Winkel könnte ja nun ein Schwarzseher sein. Ob er es ist, mögen unsere Leser selbst beurteilen, zunächst nur hinsichtlich dessen, was er über das Thema „Korpsstudent und Alkohol" in dem angeführten Satze sagt oder vielmehr andeutet. Als Grundlage für dieses Urteil legen wir Material vor, das wir derselben Nummer der „Academischen Monatshefte" und der vorhergehenden Nummer (1. November 1911) entnehmen. Wir halten uns dabei ganz genau an die Angaben des amtlichen Organs und führen ab und zu einzelne Sätze aus diesem Organ wörtlich an (in Anführungsstrichen):

Neunzigjähriges Stiftungsfest des Korps „Franconia" zu Jena (vom 14. Oktober 1911 an).

Sonnabend, 14. Oktober.

Abends: „Rosenabend" (Zusammenkunft im Wirtshaus „Die Rose"). „Die alten Jenenserlieder schallten „durch die von Bierduft und Tabak„rauch durchwehte Luft. Allmählich „lichteten sich die Reihen, manchem „ward es zuviel des Lärmens und „des Trinkens, er zog es vor, noch „einen Krug Wein bei Göhre zu „leeren: aber die Trinkfesten hielten „noch lange fröhlich schwärmend „aus."

Sonntag, 15. Oktober.

Morgens: finden sich die Korpsschwestern, Gäste und Füchse in der Göhreschen Weinstube ein.

Nachmittags: Festmahl im Korpshause. „Vortrefflich mundeten die Weine."

Abends: Tanz. „Nur wenige schlossen „sich aus. Diese wenigen aber rück„ten enger zusammen und schwangen „den Humpen nach alter Burschen„art".

Montag, 16. Oktober.

Morgens: SC.-Musik-Frühschoppen auf der „Rose". „Das alles von „Rauch umflutet, von Lärmen durch„tost. Von Ventilation keine Spur. „Kann sich an solchem Orte ein „„hochfeudaler" Korpsbursche wohl„fühlen? Man sollte es nicht an„nehmen. Doch in Wahrheit fühlt „er sich wohl, so wohl, wie kaum an „einer anderen Stätte."

Nachmittags: Mahl im Korpshause.

Abends: Großer Kommers.

Dienstag, 17. Oktober.

„Der Vormittag brachte keine Ver„pflichtungen. Die meisten dürften „indessen gleichwohl zu keinen grö„ßeren Unternehmungen Zeit ge„funden haben, denn 12 Uhr ist eine „frühe Stunde für den, der schon

*) Alle Korps der deutschen Universitäten bilden zusammen den „Kösener SC" (das ist den „Kösener Senioren-Convent"), der seine Beratungen in dem thüringischen Städtchen Kösen an der Saale abzuhalten pflegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„drei Tage Stiftungsfest hinter sich „hat."

Abends: ein „köstliches" Mahl mit „auserlesenen Weinen". „Im weiteren Verlaufe des Abends trat „wieder der Tanz in seine Rechte. „Eine Anzahl trunkfester alter Herren „hob indessen so manchen Schoppen „voll schäumenden Gerstensaftes".

Mittwoch, 18. Oktober.

„Die Trunkfestigkeit war durch die „vorhergehenden Tage nicht er„schüttert, im Gegenteil, alles lechzte „nach neuen Taten, und dann galt „es den einzigen Mangel des Stif„tungsfestprogramms wenigstens „nachträglich zu beseitigen." (Dieser Mangel wird nun beseitigt nurch einen „Hoftag" — das ist ein großes Trinken — in Wöllnitz).

Donnerstag, 19. Oktober:

Wiederum „Rosenabend". (Siehe oben Sonnabend, 14. Oktober, abends).

Freitag, 20. Oktober:

Die erste offizielle Kneipe im neuen Korpshause.

75jähriges Stiftungsfest des Korps „Borussia" zu Halle (28. Juli bis 1. August 1911).

Freitag, 28. Juli:

Bewillkommnungsabend mit „fröhlichem Zutrunk".

Sonnabend, 29. Juli.

Morgens: Frühschoppen.

Mittags: Mittagsmahl „äußerst an„geregt".

Abends: Großer Festkommers.

Sonntag, 30. Juli.

Morgens: Frühschoppen im Korpshaus.

Mittags: Großes Diner mit der „großen „Diners eigenen animierten Stim„mung in höchster Potenz".

Abends: (Nach Festspiel und Tanz) „man sagt, daß, als das Lokal ge„räumt wurde, gar mancher noch „nicht den Weg nach Hause gefunden, „sondern Stiftungsfest feiernd bis „in den frühen Morgen hinein poku„liert habe".

Montag: 31. Juli.

Morgens: Frühschoppen mit Damen.

Mittags: Diner.

Nachmittags: Saalefahrt, über deren Beendigung es heißt: „Alles springt „aus den Schiffen ans Ufer, die „schon längst ihres Inhalts an Lich„tenhainer Bier entleerten Fässer „zurücklassend".

Dienstag, 1. August:

Ausflug nach der Rudelsburg in Kösen, dort „Ströme Lichtenhainer „Bieres".

Korpshauseinweihung und 71jähriges Stiftungsfest des Korps „Guestphalia" zu Marburg (29. Juli bis 1. August 1911).

Sonnabend, 29. Juli:

Empfangskneipe. „Was nützen da „die guten vernünftigen Lehren zur „Mäßigkeit".

Sonntag, 30. Juli.

Nachmittags: Festessen. „Tannenduft „und Gläserklang".

Abends: Gartenfest. „Unerschöpfliche „Kalte Enten"*).

Montag, 31. Juli.

Morgens: Musikfrühschoppen.

Abends: „Neuer Trunk auf dem Fest„kommers im „Museum"."

Dienstag, 1. August:

„Am Dienstag neigte sich das Fest „seinem Ende zu. Übernächtigte „Gesichter, denkschweres Gehirn, „Nachdurst und beim Frühschoppen „die stürmischen Rufe heiserer Stim„men nach „Schorlemorle**) mit Eis" „und mancher Verzicht auf das „leckere Diner im Hotel Pfeiffer „waren verdächtige Symptome, daß „des Festens genug sei".

Nach Einbruch der Dämmerung jedoch „endloser Abschiedstrunk auf „dem Korpshaus".

Dieselbe Nummer der „Academischen Monatshefte" druckt auch einen

*) „Kalte Ente" ist ein eisgekühltes Gemisch von Sekt, Selters und Zitronensaft.

**) D. i. Moselwein mit Selters.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufsatz eines alten Korpsstudenten, Dr. L. Viereck ab. Dieser Herr meint, die Stimmung der großen Mehrzahl der Gebildeten verurteile die Trinksitten der deutschen Korps, und sagt dazu: „Wenn „dem aber so ist, wie ich wenigstens fest „glaube, so besteht die größte Gefahr für „die Zukunft der Korps, sofern sie dieser „Stimmung der großen Mehrzahl der „Gebildeten nicht Rechnung tragen. „Die deutschen Korps werden sich ent„weder entschließen müssen, eine Reform „der Trinksitten anzubahnen, oder sie „gefährden ihre ganze Existenz auf das „Ernstlichste." Herr Dr. Viereck macht dann in demselben Aufsatz auch selbst sofort Ernst mit dem „Anbahnen" der Reform der Trinksitten der Korps: Er schilt kräftig auf die Abstinenten und teilt mit, er plane die Herausgabe einer Gedichtsammlung „Dionysosklänge deutscher Dichter" zur Propagierung „heiteren Lebensgenusses bei Wein und Gesang". — Wie sagt doch der berühmte Baseler Physiologe Gustav v. Bunge, selbst ein alter Korpsstudent, von den Korpsstudenten: „Wenn diese Musensöhne nur „den Versuch machen wollten, ihre Art „der Geselligkeit durchzuführen ohne „Alkohol, — sie würden in kürzester Zeit „vor langer Weile auseinanderfliegen „nach allen Richtungen der Windrose".

Vortrupp.

Rechtsstellung der unehelichen Mutter. Auf dem Internationalen Kongreß für Mutterschutz und Sexualreform, der Ende September in Dresden stattfand, machte die bekannte norwegische Gewerbeinspektorin Frau Betzy Kjelsberg über die Stellung der unehelichen Mutter und ihres Kindes in Norwegen Mitteilungen, die für weiteste Kreise Interesse haben dürften: Das Gesetz von 1892 gibt den unverheirateten Müttern das Recht auf einen Beitrag des Vaters während des Wochenbettes, auf Ersatz der Hebammenkosten und der Aussteuer für das Kind. Für das Kind muß der Vater einen jährlichen Erziehungsbeitrag bis zum 15. Jahre zahlen. Die Höhe des Beitrages setzt das Amtsgericht fest, je nach der finanziellen Lage des Vaters, nicht der Mutter. Ist der Vater in der Lage, so wird die Zahlung des Beitrages bis zum 18. Jahre festgesetzt. Wenn der Vater nicht zahlt, wird er zum Arbeitshaus verurteilt und verliert in allen Fällen sein Stimmrecht, weil, wo der Vater versagt, die Gemeinde eintreten muß, somit die Nichtzahlung des Vaters dem Empfang von Armenunterstützung gleichzusetzen ist. Dieses Mittel, die Entziehung der politischen Rechte, ist äußerst wirksam. Uneheliche Kinder erben nur nach der Mutter. In den Werkstätten und Fabriken ist für die Arbeiterinnen eine sechswöchentliche Ruhepause vorgeschrieben. Wenn sie es verlangen, erhalten sie von der Kommune den nötigen Unterhalt für diese Zeit. Die Gemeinde hält sich dann zur Rückzahlung an den Vater. Die an die Frau gezahlte Unterstützung gilt nicht als Armenunterstützung und bewirkt nicht den Verlust des Stimmrechts für die weibliche Wählerin. Im Parlament wurde ein Regierungsvorschlag eingebracht, der die volle Gleichberechtigung des unehelichen Kindes vorsieht, ihm den Namen des Vaters und das Erbrecht gewährt. Der nächste Reichstag wird 1912 diese Vorschläge behandeln, und wir hoffen, daß sie Gesetz werden. So erscheint denn als der beste Weg, allen Müttern und Kindern zu helfen, die Verleihung des Frauenstimmrechts. — Frau Kjelsberg wies auf ihre eigene Erfahrung in der Sache hin, da sie seit 10 Jahren das kommunale und seit 4 Jahren das politische Stimmrecht ausübe, außerdem 6 Jahre lang im Stadtrat der Stadt Drammen tätig und bei den letzten Wahlen Reichstagskandidatin gewesen sei. **M. St.**

Adolf Damaschke, Volkstümliche Redekunst. Erfahrungen und Ratschläge. Gustav Fischer, Jena 1911. Preis broschiert 1 Mark.

Am einfachsten wäre es, die Inhaltsangabe abzudrucken. Wer die Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abteilungen von „Der Stoff", „Die Gliederung", „Der Ausdruck", „Das Aneignen", „Der Vortrag" angeführt sieht, findet gewiß etwas, was ihn dringend angeht, und liest das Buch. Und dann ist eine Empfehlung überflüssig. Mir ist die kleine Schrift gleich lieb gewesen. „So etwas suchte ich gerade", dachte ich. Mit einem Manne der Erfolge, mit Damaschke, unterhält sich wohl jeder gern einmal über Redekunst. Besonders, wenn er sicher sein kann, nützliches zu hören.

Hans Paasche.

Ergänzung. In unsrer Nr. 1 haben wir uns (auf Seite 30/32) in dem Aufsatz „Professor Dr. Max von Gruber" mit der — sagen wir: „eigenartigen" — Tätigkeit der „Deutschen Brauer-Union" beschäftigt und haben deren zunächst verantwortliche Männer (den Direktor Rudolph Funke von der Schultheißbrauerei in Berlin, den Königlichen Geheimen Kommerzienrat Haase in Breslau und den Kommerzienrat Mildner, Direktor der Löwenbrauerei in München) der allgemeinen Beachtung empfohlen. Wir haben dabei angegeben, daß der „Deutschen Brauer-Union" für die Verfolgung ihrer Ziele (Vermehrung des Biertrinkens durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung, besonders auch der Presse und der deutschen Parlamente) im ersten halben Jahr ihres Bestehens 33297 Mk. zur Verfügung gestanden haben. Inzwischen ist der zweite amtliche Jahresbericht der „Deutschen Brauer-Union" bekannt geworden, der am 12. Oktober 1911 erstattet worden ist. Dieser Jahresbericht zeigt, daß die eben genannte Summe noch nicht annähernd ein Bild von der Höhe der Geldmittel gibt, womit die deutsche Brauer-Union jetzt schon die öffentliche Meinung bearbeitet: denn die Einnahmen haben im Berichtsjahre bereits 215040 M. betragen, wovon bis jetzt 176217 M. ausgegeben worden sind (unter anderem für die schönen Dinge, deren wir in unsrer Nr. 1 gedacht haben). **Vortrupp.**

Beim „Vortrupp" eingegangene Bücher und Schriften. (Besprechung vorbehalten.) Wilhelm Jordan. Von Maurice Reinhold von Stern. Verlag von Hans Lüstenöder, Frankfurt a/M. 1911 Preis M. 2. — Zwölf Nächte. Von Else Leitzmann. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1911, geh. M. 3, geb. M. 4. — Gesundbrunnen, Kalender des Dürerbundes 1912. Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Preis M. 0,60. — Kalender der Blätter für Volkskultur 1911. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. — Die Erziehungskunst der Mutter. Volksvereinsverlag München-Gladbach 1911. Preis geb. M. 0,75. — Die Generalanzeiger-Presse, ein Herd der Korruption. Von Walter Hammer. Verlag von Dr. Hugo Vollrath, Leipzig 1911. — Deutschland und Großbritannien. Von Viscount Haldane. Verlag der „Friedenswarte", Berlin 1911. — Bilderatlas zur Alkoholfrage. Von Dr. med. A. Pfleiderer. Mimir-Verlag, Reutlingen 1910. Preis geb. M. 3. — Unerhört!! Verteidigung und Angriff eines Staatsbürgers. Von Hugo Wegener. Verlag von Frau Luise Wegener, Frankfurt a/M. 1911. — Ein neuer Flug und eine Heilige Burg. Von Elisarion. Verlag Akropolis, München. — Mut, das Leben zu lieben. Von Otto Melchers. Im Selbstverlag des Verfassers, Bremen 1911. — Herr von Mensch. Von Dr. Eduard von Mayer. Verlag Akropolis, München. Preis M. 1. — Das Buch des Freiglaubens. Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr), Leipzig. — Kampf- und Trutzgesänge. Von Eduard Fedor Kastner. Verlag von Hans Lüstenöder, Frankfurt a/M. 1911. Preis M. 0,50. — Literarischer Jahresbericht 1911 des Dürerbundes. Verlag von Georg D. W. Callwey. — Bedingte Verurteilung. Von William Pollard. Neutraler Guttempler-Verlag Heidelberg.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 3 1. Februar 1912

Jung Deutschland.

In afrikanischer Sonne marschiert ein Trupp bewaffneter Männer. Wild sehen sie aus. Ihre Anzüge sind erdfarben und erinnern kaum an Uniformen. Die Ledertaschen sind bequem umgehängt. Der Führer — ist der überhaupt ein Führer zu nennen? — trägt einen schilfleinenen Jagdanzug, keine Abzeichen; einen Schlapphut. Er hat keinen Säbel, trägt selber über der Schulter ein Gewehr, geht an der Spitze der kleinen Truppe, die im Gänsemarsch dem schmalen Pfad durch den Busch folgt, und sieht aufmerksam auf den Weg und die Landschaft.

Da zuckt eine unscheinbare Bewegung zwischen den Stämmen des nächsten Hügels. Ohne Zögern duckt sich der Offizier zur Seite im Grase nieder. Ohne Befehl ist die ganze Truppe vom Wege verschwunden, und die Soldaten kriechen selbständig in der Deckung vorwärts, bis sie, dem Winke des Führers folgend, eine Schützenlinie seitlich vom Wege gebildet haben.

Der Vorgang ist bezeichnend. Eine merkwürdige Disziplin beherrscht diese Truppe. Kein hartes Wort fällt, nie reizt den Führer und die Unterführer eine böswillige Miene. Gutwillig scheinen alle zu sein, die dieser Truppe angehören, selbständige Menschen, und wenn ein kurzer, zwingender Befehl gegeben wird, dann ist es, als käme der Befehl jedem einzelnen von innen heraus.

Nicht immer bot die Truppe das Bild. Als sie zuerst auf dem Boden der Wildnis stand, herrschte noch die Geste des Drills, die Disziplin der Oberfläche. Hell und bunt waren die Uniformen, metallen blinkten die Knöpfe und Abzeichen. Laut klappten die Absätze zusammen, und das „Jawoll, Herr Oberleutnant" wurde, wie ein Donnerschlag, als sei es nur eine Silbe, herausgebracht. Aber da stand ein Feind gegenüber, der sich den Falten der Natur wie ein Schatten anzupassen wußte, und dem helleuchtende Uniformen und strammstehende Männer die besten Zielscheiben waren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So wurden denn die hellen Uniformen in einen Bottich dunkelgelber Farbe getaucht, und mit den Uniformen zugleich tauchte der Offizier sich selbst und die ganzen Soldaten unter. Und dann kam erst der echte Soldat zum Vorschein, der unter Drill und Abzeichen und starrer Form so umkleidet gewesen war, daß ihn niemand erkennen konnte, und daß er selbst die einfachen Dinge der Natur nicht sehen konnte. Als dann die Form vergessen war und die Männer mit allen ihren Sinnen in der Aufgabe des Krieges standen, da ging die Truppe von Erfolg zu Erfolg. Dem Militärischen hatte sich ein gutes Teil Pfadfinderart zugesellt.

Es ist kein Zufall, daß der starke Anstoß, den die Bewegung für die Gesundung der Jugend erfährt, nach den afrikanischen Negerkriegen kam, und daß hervorragende Afrikakämpfer dabei an erster Stelle wirken. Die schweren Kämpfe in der Steppe und im Hochland boten Gelegenheit, zu erkennen, welche Anforderungen der Krieg an die Kräfte und Fähigkeiten des Mannes stellt. Und aus Afrika, wie überall aus der Fremde, brachten auch deutsche Offiziere die Erkenntnis mit: Durch die Pflege des Militärischen wird nicht Wehrkraft gesteigert.

Das Militärische ist nur die Form, in der die Wehrkraft eines Volkes für den Krieg nutzbar gemacht wird. Der Offizier ist deshalb zu der Aufgabe, die Wehrkraft der Jugend zu steigern, nicht geeigneter als irgend jemand, der Erkenntnis für die Schäden des modernen Lebens, für die Schwächen der Erziehung hat, und der den Willen hat, zu helfen.

Die militärische Ausbildung hat den Zweck, eine Masse einzelner Menschen zu gemeinsamen Handlungen zu vereinen. Sie bedient sich dazu gewisser Formen, die bis ins kleinste fein durchdacht und erprobt sind, und gerade das deutsche Heer leistet mit dem System Erstaunliches. Leistet es ohne Schwierigkeit. Die Schwierigkeit fängt erst an, wo der einzelne Mann, wie es die neue Ausbildung fordert, wieder aus der Masse und den Formen gelöst und zu einem selbständigen, aufmerksamen Kämpfer erzogen werden soll. So ist auch im Soldatenberuf, wie in jedem andern Beruf, der selbständige, in allen seinen Anlagen und Kräften entwickelte Mensch das Ziel der Erziehung. Solche Männer ordnen sich leicht unter und gehen leicht in den Zusammenhang einer großen Heeresmaschine auf.

Alles Militärische hat zurückzustehen, wo die Kraft und der Wirklichkeitssinn der Jugend geweckt, wo die Wehrkraft gesteigert werden soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mütter, die ihre Kinder selbst nähren, ihnen Luft, Licht und Wasser nicht vorenthalten, Väter, die ihnen das Beispiel der Enthaltsamkeit von schädlichen Genüssen geben, sind für die Wehrkraft wichtiger als Offiziere, die trinken, rauchen und die Exerziervorschriften der Armee kennen. (Deshalb sollen sich doch die Offiziere recht eifrig mit den Aufgaben gesunder Erziehung beschäftigen; sie werden aber heute noch mehr davon empfangen, als sie zu geben haben.) Wo irgend der Wille zu gesundem Leben in einem Menschen zur Tat wird, da wird Wehrkraft gesteigert. Abwege nur sind es, auf denen Soldatenspiel für Wehrkraft gehalten wird.

Ein unerfreuliches Unternehmen derart ist in Charlottenburg zu sehen. Da ist ein hölzernes Kriegsschiff gebaut, auf dem Schüler umhergehen und den Betrieb eines richtigen Kriegsschiffes nachahmen. Das Publikum bleibt auf der Straße stehen und sieht dem Theater zu. Die Schüler, deren Wehrkraft (zwischen Kulissen) gesteigert werden soll, fühlen sich als Schauspieler. Uniformunterschiede sind gemacht. Seeoffiziere, täuschend nachgeahmt, schlendern (denn es ist unwürdig, sich schnell zu bewegen) in langen Mänteln mit Dolch und Schärpe auf dem Achterdeck auf und ab, beide Hände in den Manteltaschen; ein Bootsmann meldet, das Offizierchen hebt kurz und despektierlich einen Finger an die Mütze, dann gleitet die Hand wieder in die Tasche. Mütze: es ist unmilitärisch, die Mütze abzunehmen und dem Kopf frische Luft zu gönnen. Der Seeoffizier behält die Mütze sogar in inneren Schiffsräumen auf dem Kopfe. Die Bürschchen wissen auch das. Alles ist echt.

Im nächsten Augenblick wird einer dem andern ein silbernes Zigarettenetui hinhalten, oder sie werden eine „Pulle Schum" ausknobeln. Oder ein Steward wird melden, daß der Morgenschnaps, „Cocktail" genannt, in der Messe bereitstehe: Wehrkraft!

Auf dem Vordeck wird „Strafexerzieren" geübt. Brüllen: „Links um!" „Rechts um!" „Nochmal!" Der Befehlende hat beide Hände in den Taschen und ahmt die ruppige Stimme eines sadistisch veranlagten Wachtmeistersmaaten nach. Es wird auf der Signalpfeife gepfiffen. Diese „wehrkräftige" Jugend weiß genau, wer „Fallreep" bekommt und wann nur „Seite" gepfiffen wird!

Einrichtungen, wie dieser Schiffstheaterverein, sind gut gemeint, sind aber Verirrungen, die im Volke den Haß gegen den Militarismus vertiefen und jede auf „Wehrkraft" zielende Jugendbewegung mit verdächtigen. Der einfache Mann, der von der Straße aus zuschaut,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühlt es instinktiv: „Aus diesem Schülertheater wird die Sorte Vorgesetzter hervorgehen, die sich durch Abzeichen, Dünkel, Befehlswollust und Strafbefugnis den Weg zum Verständnis deiner schlichten Art für immer sperrt." Der militärische Vorgesetzte ist keine Spielerei, sondern eine Notwendigkeit, die sich aus den militärischen Aufgaben von selbst ergibt, und von jedem Soldaten auch ohne eine Spur von Zwang anerkannt wird. Das System der Abzeichen, Rangunterschiede, dienstlichen Abschattierungen mit den hundert äußerlichen „Achtungsbezeugungen" mag gut sein, schafft aber in vielen Vorgesetzten einen unberechtigten Hochmut, dem kein inneres Selbstbewußtsein die Wage hält, und der sich dann oft in dem Argwohn äußert, der Untergebene lasse es an Achtung fehlen.

Das System eignet sich deshalb nicht für die Bildung einer Jugend, die das volle Maß ihres Wesens an die Aufgaben hinantragen und dabei selbst zu dem Verständnis praktischer Notwendigkeiten kommen soll. Die Mittel der Disziplin, die heute bei der militärischen Ausbildung angewandt werden, dürfen nicht von Knaben nachgeahmt werden, die nur ihre rohen Seiten sehen. Es gibt keine echte Disziplin, die mit rohem Zwang und mit Strafen erreicht werde. Wirkliche Disziplin baut sich gerade auf dem Selbstbewußtsein der einzelnen Menschen auf und wird nicht durch Brechen des Willens erreicht. Disziplin, mit der Schlachten geschlagen werden, setzt freie Menschen voraus, Menschen, die sich um einer höheren Idee willen unterordnen. Der Rekrut, der sich im Gliede schroff anreden läßt, weiß, daß es sein muß, hat aber aus Erfahrung das Bewußtsein, daß der also Befehlende vor der Menschenwürde in ihm Achtung hat und fordert den Beweis der Achtung als Ausgleich zu anderer Zeit. Das kann von Knaben nicht verstanden werden und wird selbst von Erwachsenen nicht immer verstanden.

Disziplin ist nicht roher Zwang, ist nicht Brechen des Eigenwillens. Man müßte denn die Anschauung des Professors Roethe teilen, der es noch preußische Disziplin nennt, wenn Männer (Neger oder Weiße?), beim Kommerse im Gleichtakt mit Trinkgefäßen auf den Tisch hauen. Männer, die, infolge akademischer Bildung, auf Befehl Bier hinunterwürgen, das sie bald darauf wieder erbrechen müssen.

Die Jugend gar hat die militärischen Mittel der Disziplin nicht nötig, kann, um ihre Kräfte zu entwickeln, auf den Drill, auf das Exerzieren verzichten. Nur ein Teil der Jugend wird der Wohltat des Militärdienstes teilhaftig; nicht einmal alle Tauglichen können ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nommen werden. Ein Grund mehr, weshalb das Ziel nicht auf das Militärische zu richten ist.

Wenn die neue Jugendbewegung entscheidende Bedeutung für die Zukunft des Volkes haben soll, muß sie weiter wachsen auf dem volkstümlichen Boden, auf dem sie entstand, eine Wandervogel- und Pfadfinderbewegung bleiben, und sich von dem Verdacht frei halten, eine Wehrkraft-, Wehrmacht-, Militärspielbewegung zu sein. Sie war auf dem rechten Wege und berechtigte zu der Hoffnung, daß sie unsere Jugend von dem Unheil der Jahre zwischen dreizehn und achtzehn erlösen werde: Da taucht mit einmal das Wort „Wehrkraft" auf (scharf betont in den „Wehrkraftvereinen" und gerade jetzt fast gewaltsam in den Vordergrund geschoben in der Propaganda des Oberleutnants G., der darüber nächstens in Mittlers Verlag eine Broschüre herausgibt). Dem besten Willen entsprungen, oder auch nur dem Bestreben, sich in der Sache, die dringend ist „nach Maßgabe der Befähigung" zu betätigen. „Der Offizier", wird es jetzt heißen, ist der gegebene Lehrer und Führer der Jugend." Nein! Abermals nein! Er ist als Mitarbeiter an dem Werk sehr willkommen, wenn er Fähigkeit hat, die Not der Jugend zu erkennen; er darf aber nie und nirgends dem Pastor, dem jungen Landwirt, dem Kaufmann, dem Arzt, dem Lehrer, dem Studenten vorgezogen werden, die ebenso bereit sind, ihre Kraft in den Dienst der Sache zu stellen und die in der Erkenntnis der Gefahren, die der Jugend drohen, oft weiter vorgeschritten sind als der Offizier. Nach dem Kriege 70 hätte das Wort „Wehrkraft" auch außerhalb der Offizierkreise werbende Kraft haben können, nicht heute, wo es gilt, sich der Jugend anzunehmen: Jetzt schreckt das Wort alle die ab, die „eine tiefe Kluft von dem Militarismus trennt" und die doch bereit waren mitzutun, mitgearbeitet hätten, bis die Kluft sich von selbst zugetan hätte.

Pfadfinder: das traf den Kern der Sache, die wir brauchen. Frische Jugend, die von den Schulbänken weg, aus den Mauern der Stadt herausgeführt wird, Augen und Ohren gebrauchen lernt und sich in der Natur zurechtfindet. Offenes Wesen, eine Sehnsucht, der einfachen Dinge Herr zu werden, etwas Romantik, der Wunsch Ritterdienste und Samariterarbeit tun zu können. Pfadfinder: die braucht nicht nur die Truppe vorm Feinde. Jeder hat Pfadfindergeist im Leben nötig. Wer große Aufgaben in seinem Leben vollenden will, muß ein Pfadfinder sein und die Tugenden üben, die der nüchterne Wegsucher, seiner Verantwortung stolz bewußt, pflegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gilt, die Jugendbewegung volkstümlich zu machen. Aus allen Berufen sollen die Führer der Jugend kommen, Lehrer, und vor allem Turnlehrer, zuerst aufgeboten werden. Unvergeßliches Verdienst haben sie bereits in der Sache. Sie haben den Kampf gegen kurzsichtige Stubenarbeiter aufgenommen, die Deutschlands Jugend hinter Büchern an Körper und Geist bleichsüchtig machen wollten. Durch Taten haben sie bewiesen, was geistig aus einer Jugend wird, die den Körper gesund hält.

(Man beachte nun übrigens die Gegensätze in der Lehrerwelt: Im Jahre 1911 noch findet sich in Deutschland ein Schulmann, der schreibt: „Mens und corpus zugleich und gleichmäßig, vorzüglich in der Jugendzeit auszubilden, verträgt die menschliche Natur nicht," und warnt, an die Ausbildung des Körpers „Kräfte zu vergeuden, wodurch die eigentlichen geistigen Aufgaben der höheren Schule sehr beeinträchtigt werden." Professor Dr. Morsch heißt dieser Verspätete. Ein erquickender Gegensatz zu ihm ist Dr. Neuendorff, der, selbst Direktor einer hohen Schule, die Jugend in die Natur hinausführt und turnen und spielen läßt, damit sie besser lernen kann. Einen Staatspreis endlich müßten jene zwei Volksschullehrer („niedere(!) Schule") bekommen, die ein Dutzend Großstadtkinder sechs Tage lang auf die Wanderung genommen und an Aufzeichnungen gezeigt haben, daß die Kinder an Körpergewicht, Blutfrische, Kenntnissen und Aufnahmefähigkeit zugenommmen haben. Der Bund „Jung-Deutschland" möge sorgen, daß diese Gewichtstabelle in jedem Konferenzzimmer angeschlagen werde. Das ist Wissenschaft, die wir nutzen können. Es ist ... Wehrkraft.

Eine neue Zeit bricht an, eine Zeit, in der es wieder erlaubt ist, sich eigener Taten zu freuen. „Das Vaterland ruft", hieß es auch früher; aber es rief zu grauer Fronarbeit, zu einer Arbeit, die nicht glücklich machte, weil ihr Lohn nur das Recht auf seichte Lebensgenüsse sein sollte. „Auf Frankreichs Schlachtfeldern haben eure Väter erreicht, was Deutschlands Sehnsucht war" — „Euch ist nichts zu tun geblieben, als dankbar zu sein" — „Größer kann Germania nicht dastehen, als sie jetzt dasteht!" „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" (Als ob man das Jemand erst noch sagen müßte.) — „Deutschland, Deutschland über alles!" Sedanfeier, klirrende Medaillen auf dem Gehrock; ein Gebrüll, ein Gefeier und Getrommel! Biergeruch und Rauch. Und noch einmal: „Hurra!" Und:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Seid dankbar!" Kann Tatenfreude einer Jugend kommen, die in so selbstgefälligem Lärm aufwächst?

Die lebende Generation ist darin aufgewachsen; entrechtet, in dem Besten, was der Mensch vom Leben beanspruchen kann: in der Hoffnung auf Taten, die seiner Kräfte würdig sind. Ist es da wunderbar, daß sie sich, enttäuscht, ausbeuten und aussaugen ließ von jedem, der sich bemühte, ihr Bedürfnisse aufzudrängen?

Eine neue Zeit bricht an, eine Zeit, in der die Jugend wieder etwas gilt und aller Augen erwartend auf ihren schlanken Körpern ruhen. Jetzt endlich wird jeder als Verräter an der Volkskraft angesehen werden, der aus Geschäftsrücksicht dafür sorgt, daß der Jugend die Aufklärung über Volksgifte vorenthalten werde.

Heute liegen dunkle Gewitterwolken am Horizont, und auf dem Boden der Heimat stehen Väter und zeigen besorgt in die Ferne. „Du mußt dich rüsten," wird der Jugend gesagt. „Du darfst deinen jungen und gesunden Leib nicht fadem Genuß opfern, mußt deine Sinne schärfen, deine Muskeln stählen. Es gibt Aufgaben für dich, siehst du dort? Wo bist du? Und wie bist du?" Und die Jugend ist da, sie übt ihre Kräfte. Die Jugend will stark, gewandt und schlank und schön sein für ihre Aufgabe. Jede Hirnzelle soll, unbetäubt, jede Muskelfaser, in frischer Luft gestärkt, dem Lande und dem Volke dienen.

Eine Sehnsucht nach Kraft und Gesundheit zittert durch deutsches Land. Junge Männer und Mädchen stürmen hinaus, durch den Wald, über Berge und winterliche Schneefelder. Was früher Anstrengung und Entbehrung hieß, wird Weg zum höchsten Genuß. Das Wanderlied erschallt, die Zupfgeige klingt, Pfadfinder stürmen den Wall.

Jung Deutschland ist erwacht.

Hans Paasche.

Der „Wandervogel".

I.

Über den Wandervogel darf ich ein Wort mitsprechen, denn ich habe mit an seiner Wiege gestanden und bei ihm Gevatter gestanden.

Im Jahre 1903 wurde an das Lehrerkollegium des Gymnasiums in Steglitz ein Schreiben von Wolfgang Kirchbach gerichtet, in dem er diese Lehrerschaft um Unterstützung der Wandervogel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestrebungen bat, die ihren Ausgang von Schülern des Steglitzer Gymnasiums genommen hatte. Kirchbach sprach da von dem Drang nach Bewegungsfreiheit der Jugend und Selbstbetätigung mit Worten, die als phantastisch und unpädagogisch empfunden wurden. Der Gedanke, daß sich Lehrer an Schülerunternehmungen derart beteiligen sollten, daß sie selbst die Geführten wären, wurde als absurd abgelehnt. Man entschloß sich meines Wissens zu einer Antwort, die dahin ging, man wolle sich mit einer abwartenden und duldenden Haltung begnügen. Da es wohl bekannt geworden war, daß ich eine mehr fördernde Teilnahme befürwortet hätte, so wandte sich der Vorsitzende des Wandervogels bald an mich persönlich mit der Bitte, den Vorsitz zu übernehmen. Ich empfing diesen aus Kirchbachs Händen, wußte aber nicht, was für eine schwierige Erbschaft ich angetreten hatte. Der junge Wandervogel war in der Mauser und schwer krank. Wir hatten endlose Sitzungen über Kompetenz und Ehrenhändel. Der Mitgründer, und einer der eifrigsten Förderer der jungen Sache, wenn nicht schlechthin der eifrigste — stud. Kurt Fischer erstrebte als „Oberbachant" Tyrannenmacht, und deshalb streikten die Unterbachanten Richard Weber (†), Bruno Thiele, Siegfried Copalle. Noch finde ich in meinem Schreibtisch Schriftstücke aus dieser Zeit — alle gezeichnet: „Die Geschäftsführung des Ausschusses für Schülerfahrten Wandervogel" —, in denen Fischer mit der ihm eigenen Zähigkeit und starrköpfigen Verbohrtheit jede Auflehnung gegen seine Gesetze, jeden Versuch einer Verständigung ablehnt. Zu Versöhnungsterminen kam er nicht, obgleich ich Boten und Briefe an ihn schickte. Es blieb nichts übrig, als den alten Wandervogel aufzulösen und einen neuen zu gründen. Die Streitigkeiten waren aber damit nicht beseitigt, sondern nur verlängert. Wolfgang Kirchbach griff wieder ein, nahm Partei für Fischer und gegen mich: ich mußte mich einen Schulautokraten nennen lassen, der keinen Sinn für akademische Freiheit habe. Bald starb dann Kirchbach, ich wurde von Hütern der Schulautorität hinausgedrängelt, oder stand vielmehr vor der Wahl, ob ich die Wandervogelsache an meinen Namen binden und dadurch in eine neue Krise zerren, oder freiwillig gehen wollte. Ich zog die Sache meiner Person vor und ging, wennschon mit dem Bewußtsein, daß mir Unrecht geschehen sei. Der Friede war auch damit noch nicht hergestellt. Ich hörte wenigstens, daß Fischer nicht eher ruhte, als bis er seine Gegner vor die Waffe bekam: es sollen Mensuren jeder Art ausgefochten worden sein, bis schließlich Fischer ganz abgewirtschaftet hatte und so vereinsamt dastand, daß er nach China auswanderte und dort verscholl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tantae molis erat, germanam condere causam! möchte ich parodierend sagen. Es war wirklich eine schwere Geburt unter Blitz und Donner, ein recht „deutscher Handel", eine „querelle allemande". Das kam wohl daher, daß es von Anfang an allen Beteiligten um ihre ideale Sache wirklich so blutig ernst war.

Die Anfänge der Bewegung gehen zurück bis ins Jahr 1898. Vater des Gedankens ist — das verdient für alle Zeit festgehalten zu werden — ein Schüler des Gymnasiums in Steglitz, späterer stud. jur., jetzt Kanzleidragoman in Beirut, namens Hoffmann. Durch mehrjährige, mühevolle und hingebende Arbeit ist es Hoffmann und seinem Nachfolger Kurt Fischer — der für diese Idee geradezu fanatisiert war — gelungen, System in den Plan und in die Ausführung der Wandervogelbestrebungen zu bringen.

Wenn ich mich als Gevatter vorstellte, so geschah es zumal in Rückblick auf meinen Aufsatz, den ich in der „Monatsschrift für höhere Schulen" (II. Jahrg. 1903, S. 35ff.) über den „Wandervogel" brachte. Da diese Monatsschrift im preußischen Kulturministerium herausgegeben wird, so hatte die junge Bewegung damit so etwas von einer amtlichen Sanktion. Das wirkte sehr günstig: denn nun schwanden die Scheu und das Mißtrauen der Schulleiter und Schulmänner, der Eltern und Schüler, und nun konnten bei allgemeiner Teilnahme bald schöne Fortschritte erzielt werden.

Mein Aufsatz schloß mit den Worten, die damals noch mehr prophetisch klangen, heute schon in ihrer Erfüllung stehen:

> „Fasse ich meine gesamten Beobachtungen zusammen, so erkenne ich in diesen Veranstaltungen eine aus unserer Jugend selbst herauswachsende Bewegung, die die lebhafteste Aufmerksamkeit aller um die Gesundung unseres Volkes besorgten Männer verdient. Denn an diesem „Wandervogel" ist alles gesund. Was wir Lehrer und Erzieher seit langem und doch stets ohne rechten Erfolg bekämpften, das heimliche Verbindungswesen unserer Schüler mit der wüsten und so verderblichen Nachahmung studentischer Bräuche und Mißbräuche, das sinnlose Kommersieren, Rauchen aus langen Pfeifen, Kartenspielen in dumpfen Bierhöhlen, die damit verbundene Heimlichkeit und Unehrlichkeit, die eine Entfremdung zwischen Schülern und Lehrern erzeugt und zu immer strengerer Überwachung einerseits, zu immer größerer List und Heimlichkeit andererseits verleitet — das alles fällt hier von selbst fort. Unsere Studenten selbst sind hier nicht Verführer, sondern Erzieher ihrer jüngeren Brüder, Erzieher zum rechten Lebensgenusse, Wegweiser auf der Bahn, die zum wahren Lebensglücke führt. Unsere Knaben werden dadurch dem Faulenzertum der Ferien mit all ihren Schädigungen entzogen, als da sind die Lektüre von schlechten Büchern, Teilnahme am Besuche der Gasthäuser, minderwertiger Konzerte und Theater, werden körperlich und geistig gekräftigt und erfrischt, gewinnen Zutrauen zur eigenen Kraft und stärken ihren Willen bei der Überwindung von Anstrengungen und Unbequemlichkeiten, die sonst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so manches reiche Muttersöhnchen nicht eher kennen lernt, als bis es zum Militär kommt; die Knaben schließen Freundschaften mit Schülern auch fremder Schulen, lernen sich der Schwächeren liebevoll annehmen und gute Kameradschaft auch mit Schülern anderer Schulgattungen pflegen, lernen ihre Augen offen halten, empfangen tausendfache Anregungen in Stadt und Land, lernen sich selbst bedienen, damit selbständig werden und gerechter, nachsichtiger gegen ihre häusliche Bedienung und treten überhaupt unserem Volke der niederen Schichten in freundlicher Weise nahe, lernen dessen Hantierungen, Mühen und Freuden kennen und besser würdigen, werden somit bewahrt vor der Einseitigkeit des büchergelehrten Städters, der sein Land und Volk oft nur vom Hörensagen kennt. Diese Erweiterung des Blickes muß eine für das ganze Leben vorhaltende geistige Förderung bringen. Auch als Vorschule zum Militärdienste dürfte diese Schöpfung vielen beachtenswert sein.

Hoffentlich gelingt es, den lebenskräftigen Keim zu schöner Entfaltung zu bringen! Bei rechter Behandlung dürfen wir ihm ein Wachstum voraussagen und eine Entwicklung, deren Segen die ganze deutsche Jugend spüren müßte. Dafür bürgt uns schon jetzt einigermaßen die steigende Teilnahme und die Freudigkeit, mit der alle „Wandervögel" für ihre Sache eintreten.

Das Köstlichste aber und Verheißungsvollste des Wandervogels scheint das zu sein, daß es ein frei wachsendes Gebilde ist, ein aus der deutschen Jugend selbst hervordringender Heilprozeß gegen ererbte Unsitten und Schwächen, eine Erscheinung, die wir Älteren mit stiller Freude beobachten und nach Kräften fördern sollten."

So geschrieben im Jahre 1903! In einem zweiten Aufsatze werde ich kurz darstellen, was seitdem aus den bescheidenen Anfängen herausgewachsen ist, welche Stellung der „Wandervogel" heute in der Erziehung der deutschen Jugend einnimmt. Wir werden sehen, daß die ernstesten und weitgreifendsten Erziehungsgedanken diese Bewegung mit in ihr Bereich hineinziehen.

* * *

Hygiene, die der einzelne an sich, und die das Volk an sich zu leisten hat, das Erhalten der seelischen Werte in gesunden Leibern wird schon jetzt, oder besser gesagt, jetzt endlich als nationale Pflicht empfunden. So betonte erst jüngst auch Dr. K. G. Th. Scheffer in einem Vortrage des „Deutschen Kulturbundes" vom 28. Aug. 1911, worüber „Die Post" vom 29. Aug. Nr. 608 berichtet:

„Damit ist die Einstellung auf das Volksganze gegeben. Natürlich kann manches durch Aufklärung geschehen. Aber die Abstellung der vorhandenen Schäden läßt sich nur erreichen, wenn man den Untergrund bessert. In diesem Zusammenhang wird die sexuelle Frage gestreift mit den Ursachen, denen die solcherart bezeichnete Not der Zeit entspringt. Dem Sitzzwang des Schultums und vieler Berufe

mißt Dr. Scheffer dabei z. B. weit größere Bedeutung bei, als es gewöhnlich geschieht. Die Wandervogelbewegung betrachtet er als eine erfreuliche „Reaktion" der Jugend gegen eine falsche Pädagogik."

Ich erwähne diese Einzelstimme hier nur, weil im Anschluß daran „Die Post" meine Stellung zu dieser Frage ganz verzeichnet vorträgt. Wer meine Bestrebungen für die Gesundung der deutschen Jugend auch nur aus meinen vorstehenden Angaben kennen lernt, der weiß, daß falsch sein muß, was „Die Post" über mich brachte:

„Prof. Gurlitt freilich war nicht für die idealistische Betrachtungsweise des vorehelichen und ehelichen Lebens im Dienste des Erziehungsgedankens zu haben und war der Meinung, auf die „Reinheit" komme es weniger an — die sei Unnatur —, sondern darauf, daß man die Geschlechtskrankheiten heilen könne. Er ist auch gar nicht zu haben für einen Ausschluß derer, von denen sich nur Rassenverwüstung erwarten läßt, von den Fortpflanzungsmöglichkeiten — ein Gebiet, das Dr. Scheffer nicht berührt hatte, obwohl sich seine Stellung dazu aus der Gesamtheit seiner Ausführungen von selbst ergibt."

Ich muß schon hier gegen eine so falsche Berichterstattung protestieren. Was ich wollte, das war ein Hinweis auf die praktischen Aufgaben gegenüber rein idealistischen Konstruktionen. Man wies mich hin auf Dr. med. A. Damms Wirken. Recht so! Gerade in Damms Sinne fordere ich Ehrlichkeit und Offenheit auch in Behandlung sexueller Probleme, um die der Erzieher nicht herumkommt. Ich verweise deshalb auf seinen nachgelassenen Aufsatz „Enthaltsamkeit und Ausschweifung im Geschlechtsleben", den man in der Zeitschrift zur Bekämpfung der Volksentartung „Volkskraft" X. Jahrg. 1911, Heft 7 und 8 findet, verweise ferner zur Rechtfertigung meiner Stellungnahme auf die „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", Band IX, Nr. 6, S. 11ff.

Dies — bei erster Gelegenheit — zur Abwehr falscher Urteile! Wir werden dieses ernste Kapital noch öfters — dann eingehend — behandeln müssen. **Prof. Ludwig Gurlitt.**

Die Auflösung der Leipziger Freien Studentenschaft.

Fünfzehn Jahre hatte die Leipziger Freie Studentenschaft unermüdlich an der materiellen und geistigen Hebung des studentischen Lebens gearbeitet. In dieser Zeit war sie herangewachsen zu einer studentischen Organisation, wie sie die Geschichte der deutschen Universitäten noch nicht gekannt hatte; ihre Semesterumsätze betrugen in den letzten Semestern bisweilen 10000 Mark und mehr, und die Zahl der im Ehrenamt tätigen Kommilitonen ging stark ins zweite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hundert. Zahlreich waren die Anerkennungen, die ihre Tätigkeit allenthalben, fand und ihre Sympathien, außer etwa in Korporationskreisen, unbestritten, und nie hatten ernstere Konflikte das stets günstige Verhältnis zu den Behörden getrübt.

Am 18. Mai 1911 wurde die Leipziger Freie Studentenschaft durch Beschluß des akademischen Senats der Universität Leipzig aufgelöst.

Was war der Grund, so fragt man sich erstaunt, zu dieser harten Maßnahme? Welche gewichtigen Gründe konnten die höchste akademische Behörde der Universität Leipzig bewegen, ein blühendes Werk fünfzehnjähriger studentischer Kulturarbeit mit einem Schlage zu vernichten?

Die äußere Veranlassung dieser Maßnahme ist ja leicht genannt: Der Leipziger Senat hatte im Einklang mit einer Übereinkunft der Konferenz außerpreußischer Rektoren, die 1910 in Berlin stattfand, von der Leipziger Freien Studentenschaft verlangt, sie solle sich vereinsmäßig organisieren. Diesem Verlangen war die Freie Studentenschaft nicht nachgekommen; es wäre, wie eine tausendköpfige Versammlung in einer längeren Resolution zum Ausdruck brachte, „für ihre materielle und ideelle Leistungsfähigkeit ein vernichtender Schlag gewesen".

Und man fragt unbefriedigt weiter: Was bewog den Leipziger Senat zu so schwerwiegenden Forderungen? Warum wurde auf einmal in Leipzig beanstandet, was fünfzehn Jahre lang recht und gut, ja von den Behörden formell und materiell anerkannt war?

Leider gibt es dafür letzten Endes nur eine Erklärung: Rückwärts gewandte, hemmende Mächte waren es, die hier am Werke waren. Sie bedienten sich der dürren Logik der Bürokratie: Die Universitätsstatuten kennen nur Vereine von Studierenden; die Freie Studentenschaft ist kein Verein, folglich nicht existenzberechtigt — quod non est in actis, non est in mundo. Nach dem toten Buchstaben, nach veralteter Tradition sollte sich neues und blühendes Leben richten. Daß das Leben, die fortschreitende Entwicklung das Stoff- und Formgebende sei, dem sich die bürokratische Registrierung und Formulierung anzupassen hat und nicht umgekehrt, das war eine Höhe der Anschauung, zu der jene Berliner Rektorenkonferenz sich nicht aufzuschwingen vermochte.

Ja, es soll sogar unter unseren deutschen Hochschullehrern solche geben, die es an sich mißbilligen, daß die deutsche Studentenschaft beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen, mündig und selbständig zu werden und aus rückständigen Anschauungen und Gewohnheiten herauszuwachsen. Soll doch sogar von einem Universitätsprofessor der Ausspruch stammen: Der naturgemäße Zustand der Studenten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft ist die Anarchie! Wer denkt da nicht an die vormärzliche Zeit, an die Auflösung der alten Burschenschaft und ihre Unterdrückung!

Ist es denn etwa nicht an der Zeit, daß die deutsche Studentenschaft aufgerüttelt werde? Hat sie nicht lange genug den Witzblättern des In- und Auslandes den dankbarsten Stoff geliefert, in halb lächerlichen, halb überlebten äußeren Formen den Mangel inneren Gehaltes zu verdecken gesucht, dem Alkoholismus und anderen Unsitten Kraft, Zeit und Geld geopfert? Selbst in Korporationskreisen erheben sich mahnende und warnende Stimmen, ja Reformkorporationen tauchen auf. Sie vergessen nur eins: Jede vereinsmäßig organisierte Reformbewegung auf studentischem Boden hat in kurzer Zeit ihren tieferen Gehalt und ihre werbende Kraft eingebüßt*). Das war es, was die Leipziger Freie Studentenschaft erkannt und beherzigt hatte.

„Aus der Geschichte lernen wir, daß wir aus ihr nichts lernen" — für dies traurig-wahre Wort Hegels ist die Auflösung der Leipziger Freien Studentenschaft ein neues Beispiel. **Dr. Erhard Kämpfer.**

Der gesellige Zwang im Offizierkorps.

Die Winterkampagne im Heere hat begonnen**), sowohl in dienstlicher Beziehung, denn die Rekruten sind eingetroffen, als auch in geselliger Hinsicht, denn der während der Sommermonate sanft entschlafene „Saure Mops", auch Kommiß-Pekko genannt, beginnt sich wieder zu regen. Allein schon dieser Ausdruck zaubert dem nicht eingeweihten Zivilmenschen einen ihm unbekannten Genuß vor Augen, dem Berufssoldaten jedoch sträubt sich das Haar, vielleicht den zwanzigsten Winter erleben zu müssen und wöchentlich mindestens zweimal mit seinen Vorgesetzten und Kameraden, also mit Leuten, die man dienstlich zur Genüge sieht, und mit denen man sich mehr als zur Genüge ausgesprochen hat, und deren Damen eingeladen zu sein. Der Gastgeber seufzt, vielleicht gar den Herrn Oberst heute abend bei sich sehen zu müssen, denselben gestrengen Herrn, der ihm heute morgen entwickelt hat, daß bei seiner Kompanie es in der bisherigen Weise nicht mehr weiterginge. Mit innerem

*) Das war bis vor kurzem unbedingt richtig. Heute kann man erfreulicherweise Ausnahmen feststellen: Wenn sich die Korporation „Freiland" (in München und Freiburg) und die studentischen „Freischaren" (in München, Freiburg und Göttingen) so weiterentwickeln wie bisher — man lese unsere Nr. 1, Seite 21/27 —, so besteht begründete Aussicht, daß Gehalt und werbende Kraft bei ihnen nur steigen werden. Und das Gleiche gilt von den ihnen eng verwandten „Akademischen Gemeinschaften" (in München, Freiburg, Heidelberg, Prag und Wien). **Vortrupp.**

) Der Aufsatz ging uns schon im November v. J. zu. **Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Groll betritt der kleine Leutnant, der heute vormittag vom Herrn Hauptmann wegen Zuspätkommens zum Rekrutendienst gerüffelt worden ist, den festlich erleuchteten Salon. Aber überall freundliche, geglättete Gesichter. Die Frau Oberst versichert der Gastgeberin, wie sie sich freue, gerade bei ihr den heutigen Abend verbringen zu dürfen, — dieselbe Versicherung hatte die Gastgeberin Gelegenheit, schon gestern abend zu hören, allerdings an eine andere Adresse gerichtet. Die ewige Frau Oberleutnant mit ihren 35 Lenzen, 5 Kindern und einem 38jährigen Manne knixt vor ihrer 23jährigen Bataillonskommandeuse wie es die Charge erfordert. — Ist dieser Abend glücklich überstanden, so kommt die Revanche. Und so geht es wechselseitig den ganzen Winter hindurch, bis jeder seine vermeintlichen Verpflichtungen erfüllt hat. Man sieht fast immer dieselben Leute, hört dieselben Gesprächsthemata, hat dieselbe durch die Anciennität vorgeschriebene Sitzordnung inne; nach Tische dieselbe katholische Kirche: hier die Damen, dort die Herren. Über die Unterhaltung der Damen schweige ich diskret, da ich stets, nicht ohne Grund, geflüchtet bin. Die Männer reden vom Kommiß. Sie können von nichts anderem reden, denn heutzutage ist bei den gesteigerten dienstlichen Ansprüchen an den Offizier eine Zersplitterung unmöglich. Es mag vielleicht mancher im Stillen sein kleines literarisches oder wissenschaftliches Steckenpferd reiten, aber er gibt es nicht von sich, um nicht aus der Schablone zu fallen. Über Politik oder Tagesfragen hat man sich mit einem Gleichgesinnten gelegentlich eines Rittes nach dem Scheibenstande schon ausgesprochen, in Gegenwart höherer Vorgesetzter ist es besser, jede Diskussion hierüber zu vermeiden. Über Kunst und Theater weiß man wenig zu sagen, denn in kleinen Garnisonen ist es hiermit schlecht bestellt, in den größeren Garnisonen aber legt häufig der Geldbeutel ein Veto ein, denn die geselligen „Verpflichtungen" nehmen ihn schon übergenug in Anspruch. — Endlich um 11 Uhr abends, und wenn es spät wird, um $^1/_2$12 Uhr trennt man sich, und mancher seufzt im Stillen: Wieder ein verlorener Abend. Und das Ganze nennt sich ein Vergnügen, verbunden mit außerordentlich hohen Kosten, die, sagen wir es offen, 80 Prozent unserer gesamten Offiziere nur vom Kapital bestreiten können. Sie leben also über ihre Verhältnisse, und wer kein Kapital besitzt, für den heißts sparen, um von seinem Diensteinkommen schließlich doch fernstehende Leute mit zwei bis drei Gängen und mehreren Weinen regalieren zu können.

Hier wäre eine Reorganisation dringend erforderlich und sicherlich sehr willkommen. — Wie wäre es daher, wenn diese freudlosen und Geldopfer erheischenden Veranstaltungen gänzlich unterblieben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und an ihre Stelle eine einmalige kameradschaftliche Vereinigung der Offiziere des Regiments mit ihren Frauen im Kasino während des Winters auf eigene Kosten treten würde? Die Geldbörsen würden Loblieder ohne Ende singen, und manche sorgenvolle Stunde der einfachen Hausfrau mit dem stolzen Titel Offizierdame erspart bleiben. Vielleicht wendet man mir ein, daß der kameradschaftliche Geist darunter leiden würde. Ich entgegne, daß sich die Kameradschaft nicht auf Kommiß-Pekkos aufbaut, daß es jedem unbenommen ist, sich mit sympathischen Menschen zu einem Butterbrote zu vereinigen, daß es aber in das Reich der gesellschaftlichen Lüge gehört, wenn, wie es heutzutage der Fall ist, mit großen Geldopfern Leute sich gegenseitig einladen müssen, die nichts weiter gemein haben, als zufällig für einige wenige Jahre dieselbe Regimentsnummer.

Centurio.

Deutschland und die französische Fremdenlegion.

Der durchschnittliche Bestand an Mannschaften der beiden französischen Fremdenlegionsregimenter läßt sich auf mindestens 3000 Mann berechnen — ein Bestand, der häufig auf 4000 Mann und höher steigt. Von diesen 3000 Legionären sind mindestens 35 Prozent Deutsche. Niedrig gerechnet dienen also 1000 Deutsche in dieser Fremdentruppe. Seit dem Bestehen der Legion haben mindestens 10 000 Deutsche in Algerien unter den schwierigsten Verhältnissen Waffendienste für Frankreich geleistet, und ein großer Teil von ihnen ist für Frankreich gestorben. Als Lohn erhielten und erhalten die deutschen Leichtsinnigen, die in die Fremdenlegion verschlagen werden, mäßige Verpflegung und einen täglichen Sold von fünf Centimes gleich vier Pfennigen. Dafür müssen sie nicht nur kämpfen, sondern auch schwer arbeiten. Die Beförderungsaussichten für Deutsche sind außerordentlich schlecht. Die nach fünfzehn Dienstjahren dem Legionär zustehende Pension von jährlich 500 Francs wird sehr selten erdient, denn fünfzehn Jahre solchen Dienstes halten nicht viele aus.

Diese feststehenden, auch von französischen Quellen zugegebenen Tatsachen erweisen zweierlei:

Die französische Fremdenlegion bietet ihren fremden Soldaten soviel wie nichts.

Der Prozentsatz der Deutschen in ihr ist so groß, daß wir ein starkes Interesse daran haben, unsere Landsleute vor derartiger Ausbeutung zu schützen.

Das sind die nackten und einzig und allein wesentlichen Tatsachen, die in solcher Einfachheit und Schärfe erst seit kurzer Zeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der öffentlichen Meinung bekannt geworden sind. Während man früher die Deutschen in der Fremdenlegion als Verlorene betrachtete, an denen nicht viel verloren war und um die man sich jedenfalls nicht viel kümmerte, ist man nunmehr eifrig bei der Arbeit, den Zuzug nach der französischen Fremdenlegion zu hemmen und die internationale Rechtslage sorgfältig zu prüfen. Das Auswärtige Amt in Berlin tritt in allen Fällen, in denen es nur einigermaßen möglich erscheint, auf diplomatischem Wege für den Schutz deutscher Fremdenlegionäre ein.

Der Kampf gegen die Sklaverei Deutscher in der Fremdenlegion setzte praktisch erst im Jahre 1910 ein, als die Frage im Reichstage besprochen wurde und der Kriegsminister die Erklärung abgab, die Regierung werde energisch für Aufklärung über die Fremdenlegion sorgen. Ende des Jahres 1910 erließ der preußische Kultusminister die Verfügung, daß ausgewählte Abschnitte aus einem deutschen Werk über die Fremdenlegion in die Schullesebücher aufgenommen werden sollten und diese Aufklärung durch mündliche Belehrung zu ergänzen sei; ein Vorgehen, dem sich die meisten deutschen Staaten anschlossen. Gleichzeitig fast nahm die französische Regierung eine Verfügung zurück, wonach auch Minderjährige auf keinen Fall mehr aus der Fremdenlegion entlassen werden sollten — wahrscheinlich auf Grund diplomatischer Vorstellungen der deutschen Regierung. Seit 1910 werden die dem Auswärtigen Amt unterbreiteten Fälle vom Eintritt Deutscher in die Fremdenlegion sorgfältig geprüft. Erfolge wurden nur bei Minderjährigkeit der Legionäre erzielt.

Im Anfang des Jahres 1911 setzte unter Führung einflußreicher Persönlichkeiten in Deutschland eine Bewegung ein, die Fremdenlegionsfrage rein rechtlich und juristisch zu behandeln, und Ende 1911 wurde nach langen Vorarbeiten in Dresden unter dem Ehrenvorsitz des Geheimen Kriegsrats Dr. jur. Romen der „Verein zur Bekämpfung der Sklaverei Deutscher in der Fremdenlegion" gegründet (Vorsitzender: Paul Besser, Dresden-A. 16, Blumenstr. 44).*) Die Resultate bleiben abzuwarten.

Die Bestrebungen des Vereins geben aber jedenfalls eine Richtlinie, die unseres Wissens auch vom Auswärtigen Amt beachtet wird und ein praktisches Einleiten des aus politischen Gründen sehr schwierigen Kampfes bedeutet. Der folgende Standpunkt wird im wesentlichen vertreten:

*) Wir empfehlen unsern Lesern angelegentlichst den Beitritt zu diesem Verein. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der rein juristische Kontrakt, den der Fremdenlegionsrekrut auf dem französischen Werbeamt unterzeichnet, soll Fall für Fall vor den ordentlichen französischen Gerichten angefochten werden mit der Begründung, daß bei der Größe der verlangten Leistungen und der Minderwertigkeit der Gegenleistungen der Vertrag als ein unsittlicher betrachtet werden muß. Noch nach verschiedenen anderen Richtungen hin soll auf dem Rechtswege vorgegangen werden. In jedem Einzelfall wird ein Zusammenarbeiten mit dem deutschen Auswärtigen Amt angestrebt.

So hat nach Jahrzehnten geduldigen Ertragens der Kampf gegen ein modernes Sklaventum Deutscher mit modernen friedlichen Mitteln begonnen. Wirklich durchgeführt ist dieser Kampf erst, wenn es gelingt, eine Vereinbarung mit Frankreich zu erzielen, daß Deutsche in die Fremdenlegion überhaupt nicht mehr aufgenommen werden. Doch dieses Ziel steht leider in weiter Ferne. Vorläufig ist zu wünschen, daß jeder Vater und jede Mutter, deren Sohn in die Fremdenlegion verschlagen wurde, die Tatsachen dem Auswärtigen Amt unterbreiten. Und es ist zu fordern, daß der Anspruch und das Recht auf deutschen Schutz, den jeder Deutsche im Ausland hat, besonders kräftig gewährt werden vom deutschen Michel, wenn es sich um so infame, so offenkundige, so unwiderleglich bewiesene Verhältnisse der Ausbeutung moralisch Unmündiger handelt, wie in der französischen Fremdenlegion. Jeder Einsichtige wird verstehen, wie schwierig bei der bekannten französischen Empfindlichkeit dieses Vorgehen ist, und wird die friedliche Arbeit auf so gefährlichem Gebiete nur billigen. Mag man die Fremdenlegionsfrage sehr vorsichtig anfassen — gut und vernünftig. Ruhen aber darf sie nicht!

Erwin Rosen-Carlé.

Die Schutzvereine der Deutschen in Österreich.

Lange Zeit hindurch hörte man über die Lage der zehn Millionen Deutschen in Österreich nichts als trübe und klägliche Berichte. Wenn es jetzt etwas anders geworden ist, wenn die Deutschösterreicher selbst trotz aller weiterdauernden Not mit größerer Zuversicht ihr Schicksal beurteilen, so verdanken sie dies vornehmlich dem erfolgreichen Ausbau der völkischen Schutzvereine.

In drei Stufen ist dieser Ausbau erfolgt, seitdem eine entschieden deutschfeindliche Haltung der österreichischen Regierung die Deutschen zur Selbsthilfe drängte. Das war im Jahre 1879, als man sich endlich mit der Gründung des neuen Deutschen Reiches als einer unumstößlichen Tatsache abgefunden hatte, als man gerade durch das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bündnis mit dem Bismarckreiche vor einer Einmischung desselben zu Gunsten der Deutschösterreicher gesichert zu sein glaubte. Da wurde die Jahrhunderte treu erfüllte Sendung des Ostreiches, deutsche Sprache und Kultur zu den Völkern des Ostens zu tragen, durch ihr Gegenteil abgelöst. Bereits ein Jahr darauf entstand der noch heute stärkste Schutzverein, der Deutsche Schulverein, mit der Aufgabe, durch Gründung deutscher Schulen in Sprachgrenzorten deren Jugend vor Entdeutschung zu bewahren. Dieser wichtige Verein umspannt gegenwärtig mit 2000 Ortsgruppen und 200 000 Mitgliedern ganz Deutschösterreich. Während im Deutschen Reiche eine Millionenspende für die Eroberung der Luft gesammelt wurde, hat Deutschösterreich, einer glücklichen Anregung Roseggers folgend, drei Millionen als Schulvereinsfond für Erhaltung der deutschen Sprachgrenze zusammengesteuert. Deutschösterreich allein, denn die erwarteten Spenden von den Brüdern jenseits der Grenze liefen nur spärlich ein. Für diesen ersten Abschnitt der deutschösterreichischen Abwehrbewegung ist der seitdem gebräuchliche Ausdruck Sprachenkampf kennzeichnend.

Die innige Verflechtung wirtschaftlicher und nationaler Beweggründe bei den vorwärtsdrängenden Slawen, zumal bei den Tschechen, veranlaßte auch die Deutschen, für das wirtschaftliche Wohl der Sprachgrenzbewohner zu sorgen. Das geschieht durch die wirtschaftlichen Schutzvereine, deren Gründung Ende der neunziger Jahre beginnt und kürzlich zum Abschluß gelangt ist. Mit ihren mannigfaltigen Arbeitsmöglichkeiten suchen sie sich den besonderen Verhältnissen der einzelnen Länder und Gegenden genau anzupassen. Darum stehen hier eine Reihe ähnlich eingerichteter Landes- und Landschaftsvereine nebeneinander: Südmark (Alpengebiet), Bund der Deutschen in Böhmen, in Nordmähren, in Südmähren, in Niederösterreich, in Galizien, in der Bukowina, Tiroler Volksbund, Nordmark (Schlesien), Böhmerwaldbund und kleinere. Durch Unterstützung in Not geratener Volksgenossen suchen sie deren Abhängigkeit von den nationalen Gegnern oder ihren und ihres Besitztums Übergang an diese zu verhindern. Sie nehmen sich der Landwirtschaft, des Gewerbes, des Fremdenverkehrs, der Waisenpflege usw. an und trachten durch eine gemeinsame Stellenvermittlung für alle frei werdenden deutschen Güter und Arbeitsstellen wiederum Deutsche heranzuziehen. Höchstleistungen sind die von der „Südmark" begonnene Hinausrückung der Volksgrenze durch Ansiedlung deutscher Bauern.

Durch Aussendung von Rednern und Schriften, durch Volksfeste und Belebung alter Volksbräuche suchen sie das Nationalbewußt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein zu wecken, durch Verbreitung von Abzeichen und mit Abzeichen versehener Wirtschaftsgegenstände an das Deutschbekenntnis zu gewöhnen, dadurch und durch Herausgabe von Schatzmarken, Vereinspostkarten, Veranstaltung von Sammlungen und Lotterien die so nötigen Geldmittel zu gewinnen, durch Gründung von Banken und Sparkassen billige Darlehen zu ermöglichen, durch Verbreitung von Büchern und Kalendern, Errichtung von Büchereien u. dgl. die Volksbildung zu heben und zu nationalisieren. Das Hauptziel ist, das Leben so viel als möglich mit nationalem Gehalt zu erfüllen und alle Volksgenossen durch immer zahlreichere und innigere Zusammenhänge zu einem festen Körper zusammenzufassen. Als gemeinsamer Mittelpunkt aller Schutzvereine ist die Hauptstelle für deutsche Schutzarbeit in Wien gegründet worden, als Auskunftsstelle für das Deutsche Reich dient die deutsche Kanzlei in Berlin.

Dieses einheitliche und geschlossene Schutzvereinssystem ist noch umgeben von einer Reihe von Hilfseinrichtungen: die deutschen politischen Parteien; die deutschen Volksräte, freie Vereinigungen von Vertretern der Politik, der Verwaltungskörper und der Vereine für ganze Länder, für Bezirke (Bezirksräte) und Gemeinden (Ortsräte); die deutschen Gemeinden, Städte, Bezirke und deren Verbände; schließlich das ganze nationale Vereinsleben samt Presse und Schule. Immer mehr bemühen sich die ringenden Völker, alle irgendwie verfügbaren Kräfte aufzubieten für den Kampf, der nicht mehr ein Sprachenkampf, sondern ein Völkerkampf ist.

Und schon beginnt ein dritter Abschnitt: auch das genügt noch nicht, die vorhandenen Kräfte der lebenden Generationen gegeneinander auszuspielen. Dem Volke gehört die Zukunft, das durch völkische Erziehung seine Jugend am besten für den Lebens- und Völkerkampf vorbereitet und das alles daransetzt, von vornherein ein möglichst tüchtiges Menschenmaterial hervorzubringen. Wenn das wahr ist, dann erscheinen unter den in Entwicklung begriffenen Schutzvereinen mit besonderen Zielen als die weitaus wichtigsten und zukunftsreichsten der Verein „Freie deutsche Schule" und der Neudeutsche Kulturbund in Österreich. Die „Freie deutsche Schule" entstand zunächst wie der größere, aber außerhalb der völkischen Bewegung stehende Verein „Freie Schule" zu dem Zwecke, gegen alle Angriffe bildungsfeindlicher Mächte die Schulbildung in der bisherigen Ausdehnung und Ausbildung zu erhalten. Sie strebt aber darüber hinaus nach einer Ausgestaltung des Schul- und Erziehungswesens im nationalen Sinne. Das heißt, sie will sich nicht mehr mit einer Schule begnügen, die nach ihrer ganzen Einrichtung ebensogut wie für die deutsche Jugend für die Kinder jedes anderen Volkes paßt und ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wendet wird, sondern sie will eine nach Zielen und Mitteln dem deutschen Volkstum sorgfältig angepaßte, ihm allein eigene Schulform und Bildung herbeiführen helfen, durch die erst die besonderen Vorzüge der deutschen leiblichen und geistigen Anlage planmäßig gepflegt und gesteigert werden. Diese Rassenanlagen sucht der Neudeutsche Kulturbund durch Bekämpfung schädigender Volkssitten, durch Gewöhnung an eine im nationalen Sinne höhere und zweckvollere Lebensführung ungeschwächt zu erhalten und so rein und stark als möglich den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Erst von da an ist die Bezeichnung Rassenkampf gerechtfertigt.

In den Rassenkampf treten die Deutschösterreicher mit der Überzeugung ein, daß der Satz von den unverbrauchten Ostvölkern, denen die germanische Rasse weichen müsse, falsch sei. Sie haben das durch hundertfache Tatsachen bestätigte Bewußtsein, daß die Rassenkraft des deutschen Volkes der der Slawen wie früher so auch heute überlegen sei, sobald die Deutschen nur aufhören, diese Kraft absichtlich zu schädigen. Daß, wenn es darauf ankommt, wie bisher der Deutsche eine ganz andere Willenskraft, Tatkraft, Lebenskraft aus sich heraus zu entwickeln vermag als der Gegner.

Dieser Gang der völkischen Bewegung ist für die Deutschösterreicher auch noch in einer anderen Hinsicht höchst erfreulich. Der aufgezwungene nationale Kampf, der immer schärfer wurde, zog immer mehr Kräfte von der Mitarbeit an den Kulturbewegungen des Gesamtvolkes ab. Deutschösterreich schien sich auf ganz anderen Bahnen zu bewegen als das Deutsche Reich, so daß zur staatlichen Trennung immer mehr eine kulturelle kommen müßte. Nun zeigt sich aber, daß die deutschösterreichische Schutzvereinstätigkeit aus der nationalen Not heraus zur Aufstellung ähnlicher völkischer Ziele gelangt ist, wie die friedliche stille und stetige Kulturarbeit im Reiche: beide Bewegungen münden nun mit ihren Vorläufern in den breiten Strom, der das erhebendste Ereignis unserer Geschichte ist, in das gemeingermanische Streben nach Rassenerhaltung und Rassenerhöhung.

Dr. Emil Lehmann.

Der Notschrei der Jugend.

Wie erschien doch Björnstierne Björnson, der Dichter, der für die Keuschheit der unverheirateten männlichen Jugend kämpfte, mit seiner Forderung als ein törichter Idealist! — Man kann die heiklen „spießbürgerlichen" Gesichtspunkte vorläufig auch ganz aus dem Spiele lassen: schon die wachsenden Gefahren, die die Unsittlichkeit für die Zukunft des Volkes birgt, sollten ernstlich besorgt machen. Und zwar ist dabei nicht nur an die Schädigungen des

Volksmaterials, an das Niedergehen und Aussterben der Geschlechter durch Syphilis zu denken, sondern besonders auch daran, daß die Menschen immer zahlreicher werden, die zum Schaden ihres Volkes die Befriedigung selbstsüchtiger Gelüste über alles stellen. Ein großer Teil der Männer sinkt sittlich auf eine so niedrige Stufe, daß sie zu aufbauenden Arbeiten im Dienste der Gemeinsamkeit einfach nicht mehr zu brauchen sind. In den Grundlagen des Familienlebens werden die des Staates erschüttert.

Unter den heutigen Verhältnissen leiden Tausende, und zwar die b e s t e n Elemente unserer Jugend. Denn dieser Zustand ist ein Notzustand; wir wollen ja den Körper nicht verachten, wir wollen kein römisches Mönchtum. Es ist im Interesse der Rasse n i c h t erwünscht, daß die lebenskräftigsten jungen Männer lange über die Zeit der Geschlechtsreife hinaus an der natürlichen Fortpflanzung gehindert werden — durch eine gesellschaftliche Lage, die den alternden Mann, der manchmal ein Leben lasterhafter Genüsse hinter sich hat, zum Vater der kommenden Generation macht.

Der schwerste Zwiespalt geht heute durch die Seele des deutschen Jünglings. Er will seiner gesunden Natur und seines schönen sehnigen Körpers froh werden; er kennt nichts Herrlicheres, als seiner edlen Lebensglut zu vertrauen, alle Gefahren unbedenklich herausfordernd. Wer zählt die Siegfriednaturen, die schließlich den heimlichen Treueschwur gegen sich selber brachen, den heiligsten und reinsten Teil ihrer Seele für immer verlierend — oder im Kampf mit den Trieben, die ungeheuerlich und quälend wurden, ihre blühende und kühne Jugend langsam dahinwelken sahen. Und mancher hat gelernt, daß Leichtsinn, nichts als Leichtsinn, mehr Tränen verschuldet, als böse Absicht.

Ehe die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht wieder gesunden — solange gebildete junge Leute nicht ebensofrüh heiraten können, wie jetzt der junge Arbeiter, solange man es seinem Stande schuldig zu sein glaubt, einen großen Prozentsatz seines Einkommens durch allerhand Luxus- und Genußmittel, die der Kapitalist anpreist, verschlingen zu lassen, solange muß der Einzelne leider selber mit der Aufgabe fertig werden: wie er an den Gefahren des Geschlechtslebens vorübersteuert.

Wenn man aber damit anfängt, daß Mädchen und Jünglinge bei Arbeit, Sport und Spiel stets in frischer Kameradschaft beisammen sind, wenn dabei dauerhafte Herzenswahlen getroffen werden, dann wird der Mann nicht so leicht die Beute roher und gemeiner Gesinnung. Er wird auch nicht mehr, wenn er eine Ehe schließt, bloß auf eine hohe Mitgift achten und die leibliche und seelische Schönheit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seiner Nachkommen vernachlässigen. Die Jugend muß fern von der Großstadt gehalten werden; in der Großstadt sind die Menschen zwar Leib an Leib zusammengepfercht, der einzelne Mensch aber ist allein, er fühlt sich unbeobachtet und unverantwortlich und sucht der stumpfsinnigen Mietskasernenperspektive in erniedrigenden Zerstreuungen zu entrinnen.

Die neue Generation muß wieder Ekel bekommen vor der Alkohol- und Zotenluft, in der sich — in untrennbarer Wechselwirkung — die heutige Geselligkeit abspielt. Sie muß den Alkohol wie die Pest meiden, der, während die Vernunft die Abgründe erkennt, des Menschen Sinne mit lockenden Spukbildern gefangen nimmt, wie sie dem Bruder Helmut Harringas zum Verhängnis wurden. Der Jüngling kann sich durch Strenge gegen seinen Körper, durch sportliche Übungen zur Selbstbeherrschung erziehen; er kann sich die Aufgabe dadurch erleichtern, daß er alle Reizmittel meidet, sich vor zu schwerer Kost hütet, noch besser: daß er wenigstens eine Zeitlang *vegetarisch lebt*, zum Vorteile seines Stoffwechsels und seiner Nerven. Und damit ist man auf dem besten Weg, die Menschen wieder zur *Einfachheit* zu erziehen (es wird kein Schaden sein, wenn die Bräute der nächsten Generation nicht unter allen Umständen verwöhnte junge Damen sein müssen). Die schwierigsten Probleme unserer Gesellschaft nähern sich ja der Lösung, wenn man wieder lernt, das Glück in einem eignen Heim bei ehrlicher Arbeit zu suchen. **Kuno v. d. Schalk.**

Die Frauen und die Reichstagswahlen.

Auch die enragierteste Frauenrechtlerin weiß ganz genau, daß ihr das politische Stimmrecht nicht wie eine reife Frucht in den Schoß fallen wird, daß es in langen, mühevollen Kämpfen, in die wir in Deutschland kaum erst eingetreten sind, und — wie fast überall — nur über die wichtige Station des kommunalen Wahlrechtes errungen werden kann. Auch hier, wie überall, führt der Weg eines gesunden, natur- und kulturgemäßen Fortschritts aus dem engeren ins weitere. Trotzdem empfinden die vorwärts und aufwärts strebenden Frauen ihre staatsbürgerliche Rechtlosigkeit zu keiner Zeit in solcher Schärfe und Bitterkeit, wie während der *Reichstags*wahlen, die für das Gedeihen und die Entwicklung der *ganzen* Nation von tief einschneidender Bedeutung sind, die aber nur dem kleineren Teil der Nation einen Einfluß darauf gestatten. Der andere, größere Teil hat beiseite zu stehen und mit gebundenen Händen zuzusehen, wie nicht nur über die allgemeinen Interessen, die er mit den männlichen Staatsbürgern teilt, sondern auch über seine Sonder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

interessen, die nur richtig zu beurteilen und zu vertreten in der Lage ist, die Entscheidung für die nächsten fünf Jahre fällt.

Gilt das gleiche, d. h. die Einflußlosigkeit der Frauen auf die Geschicke ihres Volkes, wohl auch für Kommune und Einzelstaat, so ist doch hier nicht allein das Geschlecht das ausschlaggebende: denn einmal ist in Kommune und Staat das Wahlrecht noch mehr oder weniger an eine, wenn auch an sich in keiner Weise mehr berechtigte Qualifikation der Wähler nach Besitz oder Bildung geknüpft; zum andern sind in verschiedenen deutschen Staaten in einem unpersönlichen (im Königreich Sachsen und einigen norddeutschen Gemeinden auch in einem persönlichen) Wahlrecht der unverheirateten ländlichen Grundbesitzerinnen (in einigen Thüringischen Staaten auch der städtischen) schon gewisse, allerdings sehr bescheidene Ansätze zu einer Beteiligung der Frauen an der Selbstregierung des Volkes vorhanden. Nur das sogenannte „allgemeine", gleiche Reichstagswahlrecht, dieses höchste, bedeutsamste Recht des erwachsenen männlichen deutschen Bürgers, ist heute noch ein reines, unverfälschtes Geschlechtsvorrecht, in dem die Bewertung der Frau als Mensch zweiter Klasse ganz unmißverständlich zum Ausdruck kommt. Bedeutet es doch in seinen äußersten Konsequenzen: daß jedem Tagedieb, jedem Wüstling, jedem Trunkenbold, jedem Schwachkopf, soweit er nicht entmündigt und noch im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist, ein gesetzlicher Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes und damit auf die Geschicke jedes einzelnen zusteht — nicht aber der Frau, die ihn an Einsicht und Fähigkeit, an Bildung und Kultur, an Leistungen im Beruf turmhoch überragt, nicht der erlesensten Vertreterin von Kunst und Wissenschaft, nicht der tüchtigsten sozialen Arbeiterin, der Reformerin und Bahnbrecherin, seien ihre Verdienste auch noch so allgemein anerkannt, nicht den Müttern der Nation, denen in der Erziehung der Jugend, der Zukunft des Vaterlandes, die höchste Pflicht und Verantwortung für das Vaterland in die Hände gelegt ist.

Aber gerade weil heute das sogenannte „allgemeine, gleiche usw." von allen Wahlrechtssystemen an den Frauen wie an der Volksgesamtheit das größte Unrecht begeht, so wird in Zukunft auch nur das richtige allgemeine, d. h. auf jede erwachsene Frau wie auf jeden erwachsenen Mann ausgedehnte Wahlrecht den Frauen und der Volksgesamtheit wirklich gerecht werden können. Niemand kennt die verhängnisvollen Wirkungen von Ausnahmegesetzen und von zweierlei Maß auf Messende und Gemessene so gut wie der, der sie am eigenen Leibe erfahren, der selbst darunter gestanden und gelitten hat. Und gerade weil sie offiziell noch nicht zum Volk gezählt werden, wenn es sich um die Wahl der Volksvertreter handelt, sind sich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauen von heute auch — trotz aller Bitterkeit über das Ausnahmegesetz, unter dem sie stehen und wohl noch lange stehen werden — ihrer Zugehörigkeit zum Volke in solcher Zeit einer großen nationalen Bewegung und hochgesteigerten Erregung ganz besonders lebhaft bewußt. Die Zeiten der Resignation und Negation, die seinerzeit in dem traurigen Bekenntnis einer deutschen Dichterin zum Ausdruck kamen: „Wir Frauen haben kein Vaterland", sind wohl auch für die deutschen Frauen für immer vorbei. Mit der wachsenden Erkenntnis, daß das Vaterland die Mitarbeit der Frau auf allen Lebensgebieten ebenso, ja noch dringender nötig hat, als die Frauen selbst ihr Bürgerrecht — mit dieser Erkenntnis sind auch Pflichtgefühl und lebendiges, unmittelbares Interesse und Liebe für das Vaterland gewachsen.

Das hat sich in der Beteiligung der Frauen an diesem letzten Wahlfeldzug, wie überhaupt in ihrer zunehmenden Beteiligung am politischen Leben in den letzten Jahren (die wohl zu einem großen Teil, aber doch nicht allein auf die Beseitigung des äußeren Hindernisses durch das neue Reichsvereinsgesetz zurückzuführen ist) auf das deutlichste gezeigt. In immer steigender Zahl, steigend sowohl nach der Zeit wie in der Richtung von links nach rechts, sind Frauen den politischen Parteien als Mitglieder beigetreten und haben sich zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt. Und die Parteien haben ihnen nicht nur freundlichstes Entgegenkommen gezeigt, sondern sich sogar angelegentlichst um ihre Mitarbeit bemüht, z. T. förmlich darum beworben. Das bedeutet auch auf der anderen Seite eine dämmernde Erkenntnis der bürgerlichen Parteien (die sozialdemokratische ist bekanntlich schon längst dazu gelangt), daß es ohne die Frauen auf die Dauer auch im politischen Leben — wenn auch vorläufig erst im politischen Handlangerdienst — nicht mehr geht. Angesichts manches konservativen, auf dem Boden der „gottgewollten Unterordnung des Weibes" und des paulinischen Gebots erwachsenen Wahlaufrufs an deutsche Männer und Frauen kam dabei wohl auch der Humor, diese köstlichste Gottesgabe in bitterernsten Dingen, nicht zu kurz. Und die Frauen haben durch eine äußerst rege Agitation in Wort und Schrift besonders in den linksliberalen Parteien, durch Zuführung von Geldmitteln, durch Wahlhilfe in allen Parteien wertvolle Dienste geleistet und nicht nur ihren guten Willen, sondern auch ihre Befähigung zu politischer Betätigung erwiesen.

Daß nicht nur die Parteien des blauschwarzen Blocks, sondern mehr oder weniger auch die andern diese Dienste nach der Wahl wieder vergessen werden, ist wahrscheinlich — daß die Frauen selbst sie nicht vergessen werden, ist gewiß, und ebenso gewiß, daß sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann früher oder später auch innerhalb ihrer Parteien die Forderungen erheben werden, die sie auch bei dieser Gelegenheit außerhalb der Parteien, in erster Linie in ihren Organisationen, für Frauenstimmrecht erhoben haben — die speziellen Frauenforderungen zur Hebung des eigenen Geschlechts und des Gemeinwohls, die bis jetzt im Männerstaat immer ganz zuletzt oder gar nicht beachtet wurden und deren Erfüllung nur durch die Erfüllung der einen Hauptforderung gewährleistet wird: durch das Frauenstimmrecht in Gemeinde, Staat und Reich. Es wird wohl noch mancher Reichstagswahltag herankommen, ehe wir soweit sind; daß aber auch unser Tag kommen und in nicht zu ferner Zeit kommen wird, das haben schon die Vorgänge bei dieser letzten Wahl gezeigt. **Marie Stritt.**

Was andre sagen

Die Lebenskunst. (Herausgeber: Karl Lentze, Leipzig.) 6. Jahrg. Nr. 23.

Wintersport und Biergemütlichkeit. Von Walter Hammer.

„. . . . Der Wintersport bereichert uns innerlich, indem er uns im Gegensatz zur eintönigen Berufsarbeit Abwechselung, Anregung und unschuldige, gesunde und doch unübertrefflich herrliche Freuden verschafft. Er befreit uns, wie Richard Nordhausen trefflich hervorhebt, aus den Krallen des völkerwürgenden Industrialismus. Innerlich bereichert uns der Wintersport, indem er uns zur Einfachheit, zur Anspruchslosigkeit, zu erhebendem Naturgenuß erzieht, und dann wissen wir ja auch alle, welche Befriedigung es uns verschafft, wenn wir etwas Hartes zu beißen kriegen, wenn wir dem Sturm trotzen und Gefahren überwinden können. Zu alledem verhilft uns der geist- und körperstählende Wintersport."

Der Volkserzieher (Herausgeber: Wilhelm Schwaner, Schlachtensee). 16. Jg. Nr. 1.

Über den Mangel an gesellschaftlicher Sauberkeit. Von Hauptmann E. Clausen.

„. . . Der Offizier, der Lehrer, der Pastor, der nicht zehnmal prüft, ob die Familie und das Haus, in dem er als Gast verkehrt, wirklich so beschaffen sind, daß ein junger Mann ohne Schaden an Leib und Seele dort verkehren kann, einem solchen Volkserzieher fehlt das Nötigste: der Sinn für gesellschaftliche Sauberkeit. Jeder Mensch mit anständiger Gesinnung sollte sich schämen, irgendwo in einem Milieu zu bleiben, in welchem er nur als Ornament, als Aufputz, als Figur geladen und bewillkommnet wird. Aber wie kann man von unserer Jugend ein richtiges Empfinden hierfür erwarten, wenn dieses Sauberkeitsgefühl in allen Schichten der gebildeten Stände im Abnehmen begriffen ist, wenn überall der wahre Stolz fehlt, der so scharf zu unterscheiden ist vom Hochmut!

Wirf dich nicht weg, Mensch, wo du auch hinkommst; frage, ob du um deiner selbst willen bewillkommnet wirst, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob du diejenigen, mit denen du verkehrst, um ihrer inneren Qualitäten willen suchst! . . ."

Stadt und Land. Von Ernst Salle.

„. . . Die Gefahr, der wir entgegengehen, ahnt kaum ein Mensch. Wir pfropfen unser Land voll mit Fabriken; wir bauen Maschinen und meinen, wenn wir den Weltmarkt erobern, wären wir Herren der Welt! Aber Geld ist nicht Welt. Die Welt ist der Boden, und der Boden will durch den Bauer erobert werden. Es ist herrlich, das erste Volk, der Lehrmeister der Welt zu sein. Aber diese Glanzrolle geht zu Ende, und während wir uns in ihr gefallen, verpassen wir den Anschluß an die Ewigkeit. Luft und Licht sind nötig für den Einzelnen; aber der Boden gewährt Beständigkeit und Dauer der Geschlechter. Entwurzeltes Volk der Städte! Klammere dich wieder an deine Heimat, an deine Mutter, die Erde! Der Wanderstab in deiner Hand, deutscher Jüngling, schlägt Wurzel in die Urkraft des Bodens. Der Spaten ist eine Wurzel tieferer Kraft; der Pflug eine Wurzel der Ewigkeit!"

Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft. (Schriftleiter: E. Behnisch, Berlin-Schlachtensee.) 5. Jahrgang, Heft 10.

Gartenstadt und Volksgesundheit. Von Prof. Dr. Max von Gruber.

„Auf den Städten beruht heute die Weiterentwicklung unseres Volkes; gedeihen die städtischen Bevölkerungen, dann gedeiht auch das Reich; gedeihen sie nicht, dann müssen wir auch ohne unglücklichen Krieg von unserer militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Höhe herunter! Und da sich dies so verhält, ist es eine schlimme Sache, daß die städtischen Bevölkerungen ohne Zweifel krank sind oder zum mindesten kränkeln! Wir alle, nicht allein die breiten Schichten, sondern alle bis hinauf in die obersten Zehntausend kränkeln körperlich und geistig!

Es ist unzweifelhaft, daß der Alkohol und die Geschlechtskrankheiten mit die Hauptschuld an dem schlechten Zustand der städtischen Bevölkerung tragen . . ."

„. . . . Wir müssen wieder festeren Anschluß an die heimatliche Natur, an den heimatlichen Boden suchen. . . . ."

„Mit Mittelchen freilich ist da nichts anzufangen. Gegenüber der Wohnungsnot in den schon bestehenden Großstädten müssen wir uns zunächst freilich mit Palliativmitteln behelfen, so gut es geht. Radikale Hilfe kann ihnen erst später und auf Umwegen gebracht werden. Dagegen könnte verhindert werden, daß derartige Mißbildungen, wie unsere Großstädte, neu entstehen; könnte verhindert werden, daß der Zustrom zu den bestehenden Städten im bisherigen Maßstabe andauert. Dezentralisation im Sinne der Gartenstadtbewegung muß unsere Losung werden! Wenn es mit der Wohnreform endlich vorwärts gehen soll, dann muß der Nation an Beispielen gezeigt werden, wie sie wohnen könnte, wenn sie die eigene Gleichgültigkeit gegen ihre Wohnverhältnisse überwände, und wenn sie nicht durch schlechte Gesetze und Bodenwucher gehindert wäre. Darum sollten alle, die begriffen haben, daß die Wohn- und Siedlungsfrage geradezu die Frage der Zukunft unseres Volkes ist, die Bestrebung der Deutschen Gartenstadtgesellschaft aufs nachdrücklichste fördern".

Flensburger Zeitspiegel. (Herausgeber: Jonny John, Flensburg). Nr. 23. 1. Jahrg.

Das neue Buch von Georg Asmussen. Von Jonny John. (Der Verfasser bespricht mit warmen anerkennenden Worten die jüngst erschienene Geschichtensammlung „Streben und Stranden" von G. Asmussen. Er hebt sehr geschickt die besondere Bedeutung dieser Geschichten und überhaupt der Asmussenschen Werke hervor, die darin liegt, daß der Dichter aus dem tätigen Berufsleben [A. war bis vor kurzem Ingenieur] heraus schreibt, dessen tägliche Arbeit scheinbar weit ab vom Reiche der Dichtung liegt).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„. . . . es fiel keinem der im Leben und in der Arbeit Stehenden ein, sich selbst einmal in der Literatur zu versuchen.

Keinem? O doch, einige haben es getan, und ihre Werke zeigten auch sofort den Unterschied zwischen Literatentum und Leben. Ist denn die Schriftstellerei überhaupt ein selbständiger Beruf? Kann denn einer schreiben, der nichts erlebt hat, und kann man etwas wirklich erleben, wenn man, wie der Literat, nur so immer nebenher geht, wenn man nicht einem Berufsstande angehört, einer Arbeitsgemeinschaft? Die Gemeinschaft der Arbeit lehrt uns am zuverlässigsten das Seelenleben des andern erkennen. —"

Rund um uns

Massenbetrug. Die Lage der Alkoholgewerbe ist schwierig geworden. Jahrzehntelanges Gerede für „Mäßigkeit" haben sie schmunzelnd mitangehört, und suchen es jetzt, wo es mehr und mehr erlischt, nach Kräften wieder anzufachen. Denn dieses Gerede hat das Publikum angenehm beschäftigt und dabei den Absatz der Brauer und so weiter nicht um einen Pfennig vermindert: „unmäßig" ist ja immer nur der andre, aber das Alkoholkapital lebt von dem, was jeder selbst trinkt. Dieses gewinnbringende Idyll hat sich stark verändert, seit an die Stelle der lediglich redenden „Mäßigen" mehr und mehr die Tatgemeinschaft der Abstinenten getreten ist. Die Alkoholinteressenten, die zuerst geglaubt haben, sie könnten die Abstinenzbewegung mit einigen Witzen abtun, geben jetzt jährlich schon Hunderttausende von Mark aus, um den Alkoholkultus aufrecht zu erhalten. Anscheinend ganz umsonst: die Abstinenzbewegung breitet sich stärker und stärker aus; die scheinbar feindlichsten Gewalten im Deutschen Reiche, nämlich der Kaiser und die Sozialdemokratie, fördern sie gleichmäßig. Schon heute gibt es Gegenden in Deutschland, wo man ohne Übertreibung davon sprechen kann, daß die Massen des Volkes beginnen, sich von Bier, Schnaps und Wein abzuwenden.

Daß die Alkoholgewerbe kräftig daran arbeiten, diese Volksgesundung nach Möglichkeit zurückzuhalten, ist zwar recht gemeinschädlich, aber schließlich menschlich begreiflich. Nicht so unbedingt gilt das Letztere von der Art, wie diese Arbeit vielfach betrieben wird: von dem Schwindel, dem Massenbetruge, der jetzt von einem sehr erheblichen Teil der Angehörigen unserer Alkoholgewerbe zum wohldurchdachten gewerblichen System ausgebildet worden ist. Ein besonders auffälliges Beispiel legen wir vor:

Die Alkoholinteressenten haben seit langem als höchst störend für ihr Gewerbe die Statistiken dreier großer englischer Lebensversicherungsgesellschaften empfunden, nämlich die Statistiken der United Kingdom Temperance and General Provident Institution, der Sceptre Life Association und der Scottish Temperance Life Assurance Company. Diese Statistiken erstrecken sich über mehrere Jahrzehnte und über zehntausende von Fällen. Sie werden dauernd fortgeführt, und auch dem deutschen Publikum von Zeit zu Zeit vorgelegt. So ist das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Beispiel durch eine Veröffentlichung des „Deutschen Reichsanzeigers" vom 2. November 1907 geschehen. Diese Statistiken beweisen nun das Folgende: Die Lebenserwartung der Abstinenten ist um rund 25% besser, als die Lebenserwartung der Personen, die im Sinne des täglichen Lebens „mäßig" sind — also der Personen, die ohne jemals „zuviel" zu trinken, sich gewohnheitsmäßig an das tägliche Seidel Bier oder das tägliche Glas Wein halten. Das bedeutet: wenn von einer gewissen Anzahl dieser „Mäßigen", die in irgend einem (zum Beispiel im 30.) Lebensjahre stehen, vor Ablauf dieses Lebensjahres durchschnittlich 100 sterben, so sterben von der gleichen Anzahl gleichaltriger Abstinenten vor Ablauf desselben Lebensjahres durchschnittlich nur 75, also 25% weniger. Dem entspricht natürlich auch eine längere Durchschnittslebensdauer der Abstinenten gegenüber den „Mäßigen", sie macht etwa 6—8 Jahre aus.

Es ist klar, daß die Alkoholinteressenten alles versuchen müssen, um solche Tatsachen nicht ins Volk gelangen zu lassen. Und es ist ebenso klar, daß sie ihre Geldinteressen noch besser wahren, wenn sie es verstehen, das Gegenteil dieser Wahrheit ins Volk zu bringen.

Das Letztere hat, gleich nach Erscheinen der erwähnten Veröffentlichung des „Deutschen Reichsanzeigers", eine bekannte Weinfirma mit verblüffend einfachen Mitteln versucht: sie lanzierte in eine große Reihe von deutschen Zeitungen einen Artikel, der dem des Reichsanzeigers im übrigen wörtlich glich, nur daß die Zahlen für die Abstinenten und die Nichtabstinenten einfach miteinander vertauscht waren (das Anschreiben der Weinfirma an die Zeitungen ist in unseren Händen). Aus dem einen oder andren Grunde hat sich aber der Schwindel in dieser Fassung nicht dauernd verlohnt, und man hat daher zu einer andren Aufmachung gegriffen, die Jahre hindurch im Kleinen geprobt worden ist, bis sie dann fast durch das ganze Jahr 1911 hindurch unter Aufwendung gewaltiger Mittel als richtiger Massenbetrug ins Riesengroße getrieben wurde:

Im Frühsommer 1911 begannen in zahlreichen Gastwirtschaften in ausnahmslos allen Gegenden des Deutschen Reiches große Plakate zu hängen, die in mächtigem rotem Druck die Überschrift „Trost für Zecher" trugen. Zahl und Verbreitung dieser Plakate mehrten sich ständig; bis zum Ende des Jahres 1911 sind reichlich eine Million davon zum Aushang gekommen. Der Text des Plakates beginnt folgendermaßen: **„Lebensdauer der Trinker „und Nichttrinker.** Die „British Medi„cal Association" hatte vor kurzer Zeit „einen Ausschuß damit beauftragt, sorg„fältige Ermittelungen darüber anzu„stellen, in welchem Verhältnisse zur „durchschnittlichen Lebensdauer die gänz„liche Enthaltung von geistigen Ge„tränken und der mäßige oder der un„mäßige Genuß derselben stehen. Dieser „Ausschuß hat seine Untersuchung über „4234 Todesfälle ausgedehnt, und der „Bericht ist für die Abstinenzler gerade„zu verblüffend." Der Bericht des Ausschusses wird darauf in Gestalt einer Tabelle von fünf Zeilen angeblich wiedergegeben und als sein Ergebnis wird dann (teilweise in Rotdruck) behauptet: „Es „bestätigt sich also die alte Wahrheit, daß „die kürzeste Lebensdauer die der Gar„nichtstrinker ist . . . . . Selbst der stärkste „Gewohnheitstrinker lebt im Durch„schnitt ein Jahr länger, als der Total„Abstinenzler!" Das Plakat endet mit dem ebenfalls in großer roter Schrift gedruckten Vers:

„Hoch jubelt laut, Ihr lustgen Zecher!'
Nicht winkt der Tod uns aus dem Becher,
Wie man bisher es uns gelehrt.
Nein, läng'res Leben bringt das Trinken
Und früher Tod wird dem nur winken,
Der niemals einen Becher leert!"

Dieses Plakat „Trost für Zecher" stellt nun ungefähr das Frechste dar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was an Riesenschwindeleien in den letzten zehn Jahren begangen worden ist. Jeder Satz darin enthält in irgend einer Art einen groben Betrug:

Betrug ist schon gleich die Behauptung im ersten Satze, der Ausschuß der „British Medical Association" habe „vor kurzer Zeit" getagt: getagt hat er tatsächlich im Jahre 1888. Betrug ist weiter die Behauptung, der Ausschuß habe irgend etwas ermitteln sollen über die Durchschnittslebensdauer der Abstinenten: der Bericht, dessen englisches Original in unseren Händen ist*), sagt ganz ausdrücklich „Wir besitzen in unsren Erhebungen nicht das Material, das zu einem Schluß über das Verhältnis der Lebensdauer der Total-Abstinenten zu der Lebensdauer der gewohnheitsmäßig Mäßigen berechtigte"**). Betrug ist es drittens, wenn das Plakat so tut, als gäbe es in seiner Tabelle von fünf Zeilen den „Bericht" des Ausschusses wieder: der Bericht ist elf engbedruckte Quartseiten lang und enthält unter andrem dreiundzwanzig Tabellen, während das Plakat nur fünf Zeilen aus einer dieser Tabellen herausreißt. Betrug ist viertens die Art, wie diese fünf Zeilen selbst dem Publikum vorgesetzt werden; es fehlt nämlich der in dem Bericht selbst der Tabelle sofort hinzugefügte Erläuterungssatz, der die Tabelle erst verständlich macht und der den für die Abstinenten ungünstigen Anschein, den sie erweckt (d. h. diese eine Tabelle von dreiundzwanzig Tabellen in einem Bericht von elf engbedruckten Quartseiten!) sofort vernichtet. Gemeiner Betrug ist endlich die Behauptung, der Bericht habe ein für die Abstinenten ungünstiges Gesamtergebnis: ganz im Gegenteil sagt der Bericht ausdrücklich und nachdrücklich, daß der Alkoholgenuß das Leben verkürzt.

Die Millionenverbreitung des Lügenplakates zeigt, daß die Gruppe von Alkoholinteressenten, die dahinter steht, sich eine starke Wirkung von ihm verspricht. Wahrscheinlich mit Recht: die Leute, die das in den Wirtschaften ausgehängte Plakat lesen, sind ja durchweg nicht im Zustande klarer Urteilsfähigkeit, sondern in der leichten Narkotisierung, wie Stammtisch oder Abendschoppen sie erzeugen. — Die Millionenverbreitung des Plakates zeigt aber weiter auch, daß die Gruppe von Alkoholinteressenten, die dahinter steht, recht kapitalkräftig ist.

Aber auch daran kann ein Zweifel nicht bestehen, daß diese Alkoholkapitalisten genau gewußt haben, wie gemein der Schwindel sei, den sie ausführten: der ist nämlich, wenn er auch erst im Jahre 1911 zu dieser Massenblüte gediehen ist, schon über zwanzig Jahre alt. Gleich nach dem Erscheinen des echten Berichts, schon im Jahre 1888 selbst, ist er aufgetaucht, zuerst in England. Und dort haben sowohl die „British Medical Association" selbst, wie auch der Erstatter des Berichts, Herr Dr. med. Isambard Owen, immer wieder auf das Schärfste gegen die Fälschung ihrer Arbeit protestiert. Die „British Medical Association" hat protestiert in ihrer offiziellen Zeitschrift, dem British Medical Journal von 1888, Band II, Seite 503, Herr Dr. Owen im März 1889*) und auf dem siebenten

*) Eine wörtliche deutsche Übersetzung ist herausgegeben von Dr. Eugen Blocher in Basel unter dem Titel „Lebensdauer und Alkohol nach der Statistik von Isambard Owen (Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel). Vortrupp.

**) Unter den 4234 Personen, auf die sich die Ermittlungen bezogen, waren nämlich, wie der Bericht angibt, nur 122 Abstinenten = 2,9%. Jetzt liegt auch jenes Material vor, nämlich in den weiter oben im Text genannten Statistiken der Lebensversicherungsgesellschaften, und die entscheiden, wie gesagt, unzweideutig zugunsten der Totalabstinenten. Vortrupp.

*) Dieser Protest lautet in deutscher Übersetzung wörtlich:

„Wie ich wahrnehme, wird auf Grund des in Frage stehenden Berichts beständig behauptet, die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken hätte sich als eine der Gesundheit in hohem Grade

internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie am 13. August 1891. Diese Proteste sind allen an dieser Frage interessierten Personen, den Abstinenten wie den Alkoholinteressenten, durch immer wieder erfolgte Veröffentlichungen in deutscher Sprache, geläufig geworden.

Als seinen Verleger gibt das Plakat selbst an „Waldemar Meklenburg, Danzig", als seinen Drucker „A. Müller vorm. Wedelsche Hofbuchdruckerei, Danzig". Zur Ehre der Inhaber beider Firmen ist hervorzuheben, daß sich in keiner Weise behaupten läßt, daß sie gewußt haben, zur Deckung welchen Schwindels ihre Firmen von den Alkoholkapitalisten, die hinter dem Plakat stehen, benutzt werden. Was den Inhabern beider Firmen vorzuwerfen ist, ist eine sehr erhebliche Fahrlässigkeit: Denn daß der Inhalt des Plakates unwahr ist und, im nackten Geldinteresse der Hintermänner, in unlauterster Weise auf die Leichtgläubigkeit von Volksmassen spekuliert, kann bei ordentlicher Anwendung seiner Urteilskraft jeder Mensch, der im Vollbesitz seiner klaren Vernunft ist, ohne weiteres erkennen. Der Vorwurf, diese Urteilskraft in gar keiner Weise in Anwendung gebracht zu haben, trifft die beiden Firmen allerdings.

In hohem Maße anzuerkennen ist dagegen die Tätigkeit, die eine Anzahl deutscher, besonders preußischer, Behörden gegen das Lügenplakat entfaltet haben. Zunächst hat der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten die Entfernung des Plakates aus allen Wartesälen und Bahnhofswirtschaften angeordnet. (Übrigens bezeichnend für die Frechheit und für die Hintertreppenkenntnis der dunklen Ehrenmänner, die hinter dem Plakate stehen, daß sie den Schwindel zunächst sogar in Staatsgebäude hineinbringen konnten!) Und in verschiedenen Städten (Halberstadt, Münster usw.) haben die Polizeibehörden den Aushang überhaupt untersagt, mit der durchaus zutreffenden Begründung, daß der Inhalt des Plakates unwahr sei und der Völlerei Vorschub leiste. **Es ist hocherfreulich, daß die Behörden verstehen, daß es ihre Sache ist, die Bevölkerung gegen die Schwindelmanöver eines großen Teils der Alkoholindustrie zu schützen.**

(Und es ist ebenso erfreulich, daß bisher — soweit wir feststellen konnten — im ganzen Deutschen Reiche nur zwei Behörden dem Volke diesen Schutz nicht gewährt haben: Der erste Fall betrifft den Polizei-Präsidenten von Magdeburg, der zunächst energisch eingriff, dann aber der ersten Beschwerde organisierter Alkoholinteressenten Magdeburgs nachgegeben hat. Und zweitens ist die zuständige Abteilung der Polizeibehörde des Staates Hamburgs zu nennen, die bisher den Entschluß zu einem Einschreiten gegen den Schwindel schlechterdings nicht hat finden können, obwohl gerade in Hamburg der Betrug so ziemlich am allerfrechsten betrieben wird.)

Vortrupp.

Vorbeugen ist besser als Heilen. In der „Zeitschrift für Säuglingsschutz" (Heft 9) berichtet Prof. Dr. Arthur Keller über die erfreulichen Fortschritte auf dem Gebiete der Fürsorgeeinrichtungen zum Schutze des Säuglings. Fünf Tabellen zeigen die gewaltige Zunahme der Aufwendungen, die eine Reihe deutscher Städte im Jahre 1909 machte. Riesensummen sind es, obwohl leider bei weitem nicht überall die Zahlen angegeben sind. Da aber die wenigen Zahlen, die er gibt, schon recht lehrreich sind, seien sie hier zusammengestellt. Dabei ist zu beachten, daß

---

nachteilige Lebensweise herausgestellt und die Abstinenten hätten eine kürzere Lebensdauer als selbst ein gewohnheitsmäßiger Trunkenbold. Erlauben Sie mir zu sagen, daß mein Bericht für keine solcher Absurditäten verantwortlich ist. Die bezüglichen Behauptungen beruhen auf gewissen statistischen Zahlen des Berichts, **die systematisch ohne ihren Text und im Widerspruch mit den darin gegebenen Erklärungen zitiert werden."** Vortrupp.

jedesmal die erste Zahl zeigt, wieviel Städte Prof. Keller in der Tabelle anführt, die zweite, bei wie vielen davon die Rubrik „Höhe der Ausgaben im Jahre 1909" ausgefüllt ist, und die dritte die Gesamtsumme der Ausgaben in diesen wenigen Städten in dem einen Jahre nennt:

Tab.

I. Fürsorgestellen	165	43	M. 364.381,65
II. Milchküchen	59	40	„ 1169.609,90
III. Krippen	84	53	„ 315.610,42
IV. Wöchnerinnenheime	79	19	„ 882.645,00
V. Säuglingsheime	90	42	„ 1801.789,68
Zusammen:			M. 4534.036,65

An nachdenkliche Leser seien folgende drei Fragen gerichtet:

1. Wenn jede deutsche Gemeinde soviel täte, wie die wenigen Städte, von denen Prof. Keller Angaben über die Höhe ihrer Ausgaben auf dem Gebiet des Säuglingsschutzes erhalten hat, wie groß würde die Gesamtsumme sein?

2. Wie klein würde die für Säuglingsschutz nötige Summe sein, wenn wir gesunde Zustände — kein Wohnungs-, kein Alkohol-Elend — hätten?

3. In welchem Verhältnis steht der Aufwand der opferwilligsten Gemeinden für Säuglingsschutz zu dem, was sie für Alkoholbekämpfung aufwenden?

Wie wenigen der führenden Männer in Deutschland ist es klar, daß auch im Leben der Völker Vorbeugen besser als Heilen ist und daß der Arzt, der seine ganze Kraft auf das Weg-Schminken der Symptome verlegt, für des Übels Wurzel aber günstigstenfalls nur einen flüchtigen Seitenblick hat, unter dem Pfuscher steht!

Adolf Thöl.

Frauenstimmrecht. Mit unbeschreiblichem Jubel haben die Frauen der Vereinigten Staaten den „größten Sieg des Frauenstimmrechts in der Geschichte der Bewegung" gefeiert: die allgemeine Volksabstimmung in Californien, die eine Mehrheit von 4000 Stimmen zugunsten des Frauenstimmrechts brachte. Damit ist, nach einer kurzen Pause seit dem glänzenden Sieg in Washington, der sechste der Vereinigten Staaten, und zwar nächst Texas der größte, erobert. Damit sind mehr Frauen zu vollberechtigten Bürgerinnen geworden als bisher in irgend einem anderen „befreiten" Lande. Das „Womans Journal" berichtet darüber u. a.: „Der Feldzug war einer der bemerkenswertesten, die jemals auf politischem Gebiet in unserem Lande geführt wurden. So außerordentlich war der Eifer, mit dem er ins Werk gesetzt wurde, so fortreißend der Enthusiasmus, den er erweckte, daß selbst die Gegner einen glänzenden Sieg prophezeihten. Augenscheinlich waren die feindlichen Kräfte (auch hier wieder die großen Eisenbahntrusts und das Alkoholkapital) nur im geheimen am Werke, denn von öffentlichen organisierten Gegenaktionen war nichts zu merken." Und das genannte Blatt macht weiter darauf aufmerksam, daß dieser große Sieg nur die Einleitung weiterer Siege bedeutet. Die Staaten Oregon, Wisconsin, Kansas, Ohio, Nevada, New-Hampshire, in denen eine „Campagne", um die Entscheidung durch Volksabstimmung herbeizuführen, stattfindet, bieten nunmehr doppelte Gewähr für einen günstigen Ausgang. Die Volksabstimmung im November 1912 ist von den gesetzgebenden Körperschaften der drei erstgenannten Staaten bereits beschlossen worden, über die Abstimmungen in Ohio und New-Hampshire, die ebenfalls noch für 1912 vorgesehen sind, und über die Abstimmung in Nevada im Jahre 1914 werden die betreffenden Parlamente demnächst zu beschließen haben.

M. S.

Ein deutsches Volksschullesebuch in Österreich. Endlich gibt es auch für die deutschösterreichischen Sudetenländer ein Volksschullesebuch, in dem das Wörtchen deutsch nicht nur auf dem Titelblatt und nicht nur zur Bezeichnung der Sprache des Textes vorkommt. Es ist dem Ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geordneten Oberlehrer Erhard Lipka aus Aussig gelungen, dieses von ihm und zwei anderen tüchtigen Schulmännern geschaffene, von echter Liebe zur deutschen Heimat und zum deutschen Volk erfüllte Lesebuch durchzusetzen. Die Slawen durften ihr Schulwesen national gestalten, soviel sie wollten, und verdanken dem ihre größten Erfolge. In den deutschösterreichischen Schulen, in denen volksfremde Schüler und ebensolche Lehrer in großer Zahl vorkommen, mußte jede kräftigere Betonung des Wortes deutsch ängstlich vermieden werden, aus Furcht, „oben" anzustoßen oder der Preußenfeuchelei verdächtig zu werden oder gar das nationale Empfinden der andersprachigen Lehrer oder Schüler zu verletzen. Geschweige denn daß hier der vom Gesetz vorgeschriebenen Forderung entsprochen werden konnte, wonach die Schüler zur Liebe zum angestammten Volkstum und zur Muttersprache erzogen werden sollen. Das galt jahrzehntelang in Österreich nur für die Slawen. E.

Nach Ostland wollen wir reiten! Unter dieser Überschrift erhalten wir folgende Zuschrift aus unserem Leserkreise:

Erfreulich war mir, wie gewiß manchem anderen Leser der ersten Nummer des „Vortrupp", dessen kräftiges Eintreten für die Unterstützung unserer Volksgenossen im Auslande, besonders in Österreich. Hohe Zeit ist es, daß wir den Hilferuf unserer arg bedrängten Vorposten in der Ostmark vernehmen, verbreiten und ihm Folge leisten. Wenn auch schon in einigen Kreisen des Deutschen Reiches, insbesondere unter den Hochschülern, der Völkerkampf im Habsburgerstaat mit Interesse verfolgt wird und man begonnen hat, durch Geldsammlungen, Studienreisen und ähnliches den Deutschen innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle Hilfe zukommen zu lassen, so sollte doch die reichsdeutsche Presse nicht müde werden, auf die bedrängte Lage unserer Brüder hinzuweisen und zur Hilfeleistung aufzufordern.

Auf die Möglichkeit einer Hilfeleistung durch alle Klassen unseres Volkes möchte ich hier kurz hinweisen. Die meisten der deutschen Schutzvereine in Österreich, so der „Deutsche Schulverein", Wien 6/1, Magdalenenstraße 6, der „Verein Deutsches Haus in Wien" 7/3, Schottenfeldgasse 92, der „Bund der Deutschen in Böhmen", Prag II, Krakauergasse 11 verausgaben seit einer Reihe von Jahren künstlerische Ansichts- und Festpostkarten, die zum Preise von 8 bzw. 6 Kronen für das Hundert an jedermann, an Wiederverkäufer mit Nachlaß, abgegeben werden.

Wenn wir bedenken, daß allein der Deutsche Schulverein in Wien im Jahre 100 000 Mark Verdienst an diesen Karten hat, wie unbekannt andererseits die Karten im Deutschen Reich sind, können wir überblicken, welch wirksame Unterstützung wir den Deutschen Schutzvereinen durch den Vertrieb dieser Karten zuteil werden lassen können. Für die Beliebtheit der Karten mag es zeugen, daß ich in einem halben Jahre in meiner Bekanntschaft für 350 Mark solche Karten verkaufen konnte. Vor allem empfiehlt sich der Bezug für Vereine. Deutsche heraus!

Walter Trummel, Münster i. W.

Beim „Vortrupp" eingegangene Bücher und Schriften. (Besprechung vorbehalten.) Das Schulkind. Von Hermann Schindler. Alwin Huhle, Verlagsbuchhandlung m. b. H., Dresden. — Vegetarismus und vegetarische Gedanken. Von Ernst Hennes. E. Piersons Verlag, Dresden. Preis M. —.75. — Beiträge zur Reform und Weiterbildung der Medizin auf psychobiologischer Grundlage. Von Medizinalrat Dr. Bachmann. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 4 16. Februar 1912

Hemmnisse der Volksgesundheit.

Man sollte glauben, daß alle Bestrebungen zur Hebung der Volksgesundheit heutzutage bereits überall freie Bahn hätten, daß sie keine wesentlichen Widerstände und Hemmungen mehr finden könnten, als höchstens solche, die in Trägheit, Schwäche und Dummheit des Menschengeschlechts begründet wären. Doch ist dem keineswegs so!

Bekannt ist dem Leser des Vortrupps die Macht des Alkoholkapitals. Hierüber wollen wir heute jedoch kein Wort weiter verlieren. Wo Geld zu verdienen ist, das bekanntlich niemals riecht, da kommt ja die Volksgesundheit nicht in Frage.

Auch die sonstige Großindustrie fragt nur dann nach Förderung der öffentlichen Gesundheit, wenn sich deren Ziele zufällig einmal mit ihrem eigenen Interesse vereinigen lassen. Ich erinnere an die Bekleidungsindustrie, die mehr von der launischen und exzentrischen Tyrannin Mode, als von der einfachen und natürlichen Göttin Hygieia beherrscht wird und sich daher immer nur unwillig gesundheitliche Rücksichten abringen läßt. Noch schlimmer steht es mit der Tabakindustrie, die zurzeit besonders durch die Zigaretten unsre Jugend an Geldbeutel und Gesundheit tributpflichtig macht und die Lungen der gesamten Arbeiterbevölkerung, bis zum Säugling in der Wiege, in Mitleidenschaft zieht. Unerfreulich ist es auch um das heutige Fleischerei- und Wurstmacher-Gewerbe bestellt, das unter liebevollster Fürsorge der kommunalen Gesundheitspflege sich zu solchem Riesenbetrieb entwickelt hat und nun in den Marmorhallen seiner Schlachtfleisch- und Wurstläden allabendlich bei einer Flut elektrischen Lichtes die Volksmassen wie Mottenschwärme heranzieht — Volksmassen, die es dann zwingt, ihm für seine Produkte Preise zu zahlen, die mindestens fünfmal über den wirklichen Nahrungswert hinausgehen. Wie bescheiden muß sich daneben noch zumeist der Obst- und Gemüsehandel in dunkle Keller verkriechen; ihm blüht noch kein staatliches Interesse, und von seiten der Wissenschaft höchstens Duldung für seine noch immer unter dem Makel des „geringen Nähr-

wertes" leidenden Produkte. Zwischen dem im hellsten Lichterglanze strahlenden Schlachterladen und einem ärmlich-bescheidenen Obstkeller besteht heutzutage noch ein ähnlicher Gegensatz, wie zwischen einem modernen Wein- oder Bierpalast und einer alkoholfreien Reformwirtschaft.

Aber nicht nur das die Instinkte der Massen wahllos ausbeutende Großkapital ist ein offenbarer Feind der wahren Volksgesundheit; leider gibt es einen noch viel schlimmeren, weil angeseheneren und darum mächtigeren Gegner, der um so gefährlicher ist, als er seine eigenen — obwohl irrigen — Ansichten über Volksgesundheit in gutem Glauben anwendet und verfechten zu müssen meint. Stolz schreitet dieser Gegner einher, angetan mit dem Mäntelchen „Wissenschaftlichkeit"; sein Panier, die „exakte Wissenschaft", hält der größte Teil der heutigen Presse hoch, mit Vorliebe macht sie ihm Reklame für seine „letzten Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung". Das Großkapital und alle, die auf den Geldbeutel der Leidenden spekulieren, sind solcher Afterwissenschaft eng verbündet. Die hehre Göttin Wissenschaft jedoch, deren Attribute nicht nur Klarheit und Wahrheit, sondern auch Einfachheit und Ehrlichkeit sind, verhüllt schweigend ihr Haupt vor ihrer hochmodernen, der „Zivilisation" dienstbaren, Stiefschwester.

Doch wie kennzeichnen wir, bei der heutigen groben Unkenntnis in solchen Sachen, bei der so vielverbreiteten Verwechslung zwischen Schein und Sein des Lebens, am besten das Wesen solcher Afterweisheit? Vielleicht genügt es, auf ein Mahnwort des Kulturhistorikers Buckle hinzuweisen, der schon vor langen Jahren die Entwicklung auf schiefer Ebene voraussah und ahnend schrieb: „Das bedenklichste Zeichen in geistiger Beziehung scheint mir das „zu sein, welches ich die unvollkommene Bildung bei „den Naturforschern zu nennen wage, und wie es sich in „ihren Schriften und ihrer Art zu denken zu erkennen gibt. Man „kann nicht leugnen, daß sich darin die allzugroße Neigung offenbart, „sich bei Einzelheiten aufzuhalten und den Wert neuerfundener In„strumente und unbedeutender Entdeckungen zu überschätzen . . . „Die Publikationen unsrer wissenschaftlichen Gesellschaften und „Verfasser sind mit kleinlichem Detail überfüllt, das unsre Urteils„kraft nicht zu bemeistern und unser Gedächtnis nicht zu behalten „vermag. Vergebens sehen wir uns nach Ordnung und Generali„sierung um, statt dessen wächst nur die Masse immer mehr an . . ." Noch kürzer und fast noch treffender sagt Lic. Dr. Kalweit in dem bekannten Sammelwerk „Aus Natur und Geisteswelt": „Es „gibt eine einseitige Richtung in der Wissenschaft, voll Selbstüber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„hebung, die jede geringfügige wissenschaftliche Leistung aufbauscht „und alles Augenmaß für die wirklichen Lebenswerte verloren hat". Eine pseudowissenschaftliche Richtung der Medizin ist dem Volksleben feindlich geworden, führt es direkt zur Entartung, das ist der Kern der ganzen Frage. Es ist wahrlich an der Zeit, vor der Selbstüberschätzung und Selbstzufriedenheit einer solchen „Wissenschaft" zu warnen, um nicht den Feinden jeder Wissenschaft — denn solche Feinde gibt es auch — die wahre Wissenschaft selbst schließlich auszuliefern.

Welch großartige Entwicklung könnte die Volksgesundheit schon heute erreicht haben, wenn sie bereits das Hemmnis überwunden hätte, das ihr bisher noch dieser verhätschelte Wechselbalg wahrer Wissenschaft bereitet hat?! So aber steht sie zurzeit noch vor einem Riesenwall, zu dessen Überwindung erst der neue, ehrliche, unbestechliche Zeitgeist der modernen Naturwissenschaft ihr zu Hilfe kommen muß, in Gemeinschaft mit einem Geiste vertieften, sittlichen Empfindens und Wollens.

Wo nehmen wir aber all die nötige Kraft her zur Überwindung der Macht dieser eng mit dem Geiste des Materialismus verbündeten afterwissenschaftlichen Richtung — einer Richtung, die, so klipp und klar ihr auch die moderne Lebenslehre mit ihrer wiedererwachten Naturphilosophie die abgrundtiefen Irrtümer nachgewiesen hat, doch immer noch mit der ganzen Zähigkeit des Altgewohnten besonders die Jünger Äskulaps gefangen hält?

Der Talisman zur Verscheuchung des Übels dieser materialistischen Zeit mit ihrer Lehre einseitigster mechanischer Weltanschauung ist der „biologische Gedanke"! Er ist nichts mehr und nichts weniger als der fortgeschrittene und durch rastlose Naturforschung geläuterte Organismusbegriff. Er ist der Wechsel von der alten Maschinentheorie zur reinen Vorstellung vom belebten und beseelten Mikrokosmus. Er ist die Einsicht, daß nicht mechanische Gesetze das Leben regeln, sondern im letzten Grunde eine psychische Urkraft, die nur ihren eigenen selbstgeschaffenen Gesetzen gehorcht. Eine Urkraft, die sich des mechanischen Geschehens höchstens zur Ausführung ihres Willens bedient, im übrigen aber in hochgradig zweckmäßiger und „zielstrebiger" Weise alle Geschöpfe vor den Schädigungen durch äußere Reize am besten schützt; auch den Menschen, sofern er nur nicht seine Vernunft dazu mißbraucht, „um tierischer als jedes Tier zu sein".

Dieser grundlegende biologische Gedanke, der uns eine neue Lebens-, ja Weltanschauung schuf, voll Hoffnungsfreudigkeit und erneuter Lebenslust — dieser Gedanke begann nun, was sehr bemerkenswert ist, vor einigen Jahrzehnten zuerst in ganz bestimmten Kreisen des Volkes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verständnis zu finden, nämlich dort, wo die harten Erfahrungen am eigenen Leibe die Unzulänglichkeiten der Wissenschaft und die Schädigungen der Überkultur am fühlbarsten gemacht hatten; hier erwachte zuerst der Sinn für eine neue Lebensreform. Da nun diese Volkskreise sich von der Unnatur einer verkünstelten überexakten Medizin abwandten und begannen, ihre eigenen Ärzte zu sein, auch Propaganda für ihre neuen Heilslehren zu machen, so wurden sie von der ärztlichen Zunft in Acht und Bann getan. So kam es, daß sich heute zwei geschlossene Lager schroff gegenüberstehen: hie Zunftmedizin, hie Naturheilkunde und Lebensreform!

Das aber will sagen, daß sich heutzutage über 30000 Ärzte, darunter 1000 Medizinalbeamte, an der Lösung der brennendsten Fragen des sozialen Lebens größtenteils nicht in dem Sinne beteiligen, wie es die vorgeschrittene Naturwissenschaft und die Erfordernisse einer neuen Zeit verlangen — daß diese Ärzte und Medizinalbeamten dieses nicht tun, trotzdem das Volk immer lauter nach ihrer Hülfe auch in diesen Fragen ruft. Eine für die gesunde Entwicklung der Volkswohlfahrt ganz unhaltbare Lage! Eine Lage, deren tiefwurzelnde Widersprüche nur auf einem gutgeleiteten Volkskongreß ausgefochten und der Lösung entgegengeführt werden können.

Die Kernfragen wären für diesen Kongreß etwa folgendermaßen zu formulieren:

„Wenn es richtig ist, daß Krankheit ein echter Lebensvorgang ist, ein Kampf des Organismus gegen äußere Schädlichkeiten, — welche Folgerungen für die Gesundheitspflege und Krankenbehandlung sind dann aus dieser veränderten Kenntnis vom Wesen des Lebens notwendigerweise herzuleiten? Und welche Irrtümer einer veralteten, auf der Grundlage des Mechanismus und des wissenschaftlichen Materialismus beruhenden medizinischen Wissenschaft sind daher endgültig zu verabschieden?"

„Ist eine wahrhaft biologische Volksgesundheitspflege ein Gewächs, das künstlich aus Laboratorien und aus den Stuben der Gelehrten auf den Volkskörper überpflanzt werden soll? Oder ist sie nicht vielmehr eine im Volke selbst entstehende und von seinem innersten Wesen erzeugte Kraft? Eine Kraft, die organisch wächst und die, dem Verständnis der Volksseele entsprechend, von den Stätten gelehrter Wissenschaft aus höchstens geleitet und geregelt werden soll, wenn sie einmal Auswüchse und Übertreibungen zeigt, die aber ganz gewiß nicht von jenen Stätten aus schulmeisterlich bevormundet werden darf."

Diese Fragen muß jener Volkskongreß beraten und die Ergebnisse anwenden auf die verschiedensten Gebiete sozialer Hygiene.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf Individual- und Rassenhygiene. Auf Seuchenbekämpfung, auf Säuglingsschutz und Jugendpflege. Auf den Kampf gegen den Alkoholismus und auf die Ernährungslehre. Auf das Wohnungswesen und überhaupt auf alle Zweige der öffentlichen sozialen Fürsorge.

Der Standpunkt wirtschaftlicher Interessenvertretung und zünftlerischer Engherzigkeit hat aber auf diesem Kongresse keine Berechtigung, über ihm wird nur die Flagge des biologischen Gedankens wehen.

So wird man auf dem Kongresse alle jene Fragen weitherzig behandeln und klären können, so kann er — meine ich — einen gewaltigen Fortschritt für unser deutsches Volk bedeuten.*)

Medizinalrat Dr. Bachmann.

Vom Wunderspiegel.

Es soll mir eine außerordentliche Freude sein, unter euch, meine lieben Freunde, die ich durch diese neue Zeitschrift kennen lernen werde, mit anderen guten Dingen zu werben um eine recht große Partei für eine Sache, die nicht nur ihrem Wesen nach recht vergnüglich und lohnend ist — sondern zugleich auch eine Ehrenangelegenheit grade des Geschlechts, das um diese Zeit auf zwei Beinen laufen gelernt hat. Denn Die vor uns, all die tausende von Menschheitsentwickelungsjahren her, kannten das Ding nicht, von dem ich reden will, und Die nach uns, schon unsere Kinder selber, hoffe ich, habens nicht mehr nötig, erst sozusagen mit dem Kehrbesen daran zu gehen. Denen haben wir diese Arbeit dann schon getan, und sie dürfen sich ihrer bloß noch freuen und ihre Arbeit und Schöpferkraft hineingießen. Unsere Sache braucht solche Freunde, die aus klaren, leuchtenden Augen blicken, und die daher die Sonntagskindergabe haben, alles was sie sehen, neu und frisch und rein zu sehen, alles zu sehen, wie es aussehen müßte — selbst durch Schmutz und Dunst hindurch, der vielleicht schon dran haftet. Habt ihr nun noch nicht erraten, von welchem Wunderspiegel ich rede, so sag ichs euch: ich meine die Kinematographie und was mit ihr zusammenhängt.

Und dürfen wir nicht davon sprechen als von einem wahren, freudigen Wunder? Ich habe als Knabe in Westermanns Monatsheften eine Geschichte gelesen von Einem, der ein Instrument erfunden hatte, mit dem er die physikalischen Wellen längst vergangener

*) Aller Voraussicht nach wird der Kongreß, zu dem der Verfasser anregt und für den auch an andrer Stelle (vgl. Allgemeiner Beobachter I, 19) in dankenswerter Weise Stimmung gemacht wird, in Hamburg stattfinden. Wir wünschen, daß das schon hier und da geäußerte Interesse für diesen Kongreß ständig wachsen möge, und hoffen, binnen kurzem Bestimmteres über die Veranstaltung mitteilen zu können.

Vortrupp.

Klänge auffing, wieder ordnete und hörbar machte, um nun dem Klavierspiel Beethovens und den Kommandorufen Cäsars, dem fernen Rauschen des Meeres mit seinem Instrument am Ohr zu lauschen. Er war — anders wußte der Dichter die Wahrscheinlichkeit nicht zu retten — verrückt! Keine dreißig Jahre sind seitdem verflossen, und wir haben nicht nur die elektrischen und mechanischen Klangauffangeapparate, Grammophone, Pianolas usw. — sondern mehr: an der Wand erscheinen uns die Schatten vergangener Ereignisse, schwarzweiß und naturfarben, Menschen, die wirklich gewesen sind, und jede ihrer Mienen und Gebärden in aller unverfälschbaren Wahrheit. Denn nicht eines Künstlers Hand hats geschaffen und geordnet, sondern die Milliarden kleiner rhythmischer Wellen, die von den Formen und Farben her im Lichte an unser Auge heranbranden, und die feinen Nerven in ihm in verwandte Schwingung versetzen. Diese feinen Wellen, deren Wahrnehmung durchs Auge wir „sehen" nennen, denen hat man auf ihrem Wege ein feines Häutchen von lichtempfindlicher Masse entgegengehalten, und darin haben sie sich verfangen und sind drin geblieben. Von diesem Häutchen aus, das wir zusammenrollen und einpacken und wieder auseinanderrollen und um die ganze Erde herumschleppen, und, denkt, mitsamt den darin gefangenen Lichtwellen hunderte von Malen vervielfältigen können — von diesem Häutchen aus erscheinen sie nun jeden Augenblick, in jedem Kinotheater, oder wo sonst der Apparat steht, auf Kommando wieder und spielen im Dunklen an belichteter Wand uns ein gespenstisches Leben vor! Wir werden einst sehen, was vor hundert Jahren vor sich ging, wir sehen heute schon in einer deutschen Schule, wie derweil um die halbe Erde herum in Afrikas Sonnenglut Negerkinder mit kleinen Löwen spielen! Vielleicht setze ich ein andermal etwas davon auseinander, wie das alles gemacht wird, besonders auch, wie die hunderttausende kleiner Bildchen, auf denen das ganze Wunder beruht, in einem langen Streifen vorbeigeführt werden, und wie aus all den hunderttausenden in unserem „sonnenhaften" Auge — eins wird.

Jetzt nur noch von dem zweiten Wunderbaren. Ich sage, es ist eine Sünde und Schande, zu sehen, wie dies heutige Geschlecht, das erleben durfte, was allen Vorvätern selbst im Traume versagt war, so gar bald nach dem ersten Staunen wieder in den alten Stumpfsinn verfällt. Ich sage: Menschen mit dunstfreien Augen, Hirn und Herzen brennen darauf, sich Rechenschaft abzulegen von dem, was sie da erleben, es innerlich zu begreifen, und es mit schaffens- und gestaltungsbereiten Fäusten anzugreifen, um es einzureihen unter die Mittel, die uns gegeben sind, um vorwärts zu kommen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinauszuwachsen über die Vergangenheit, über uns hinüber zu wachsen!

Ein ungeheurer Mechanismus internationaler Verkehrsmittel, ein plumper (an unserem Können gemessen!) und doch schon in seiner rohen Uranlage verblüffender internationaler geschäftlicher Organismus bewirkt, daß in jeder Woche von einigen wenigen — in der Hauptsache vielleicht einem Dutzend — leistungsfähigen Ateliers das, was dort kinematographisch aufgenommen wurde, gleichzeitig und je eine Woche lang, in sämtlichen — vielen Tausenden — darauf eingerichteten Schauräumen über den ganzen Erdball Millionen seh- und wissensdurstiger Menschen vorgeführt wird. Wenn du in einer Woche durch viele Städte Deutschlands, Englands, Frankreichs fährst, wie ich es voriges Jahr getan, so siehst du in allen Kinotheatern fast dasselbe Programm — und fast dasselbe würde der Fall sein — wenn der elektrische Zug der Zukunft dich im selben Zeitraum durch alle anderen Länder, durch Asien, Australien, Afrika und Amerika tragen würde.

Freunde, was für ein Zauberwerkzeug haben da einige Wenige in der Hand, um Segen des Wissens, der Bildung, der Freude für Auge und Herz unter die Völker des Erdballs zu verteilen! Über welche Macht gebieten die Filmfabriken in Paris, in London, in Rom, neuerdings auch einige in Deutschland, um in dem, was zur Gesundung, zur inneren Befreiung, zur Erhebung, zur Menschlichkeit erzieht, die Völker der Erde allwöchentlich zu einer einzigen Gemeinde zu versammeln! Was könnten sie, was könnten wir tun, um überall Anschauung der Wirklichkeit statt irrender Phantasie zu verbreiten, das unverfälschte wahre Bild an die Stelle des geschwätzigen, undeutlichen, oft unehrlichen Wortes zu setzen! Die Natur, die Menschen und ihre Werke, die Geschichte und die Kulturentwicklung — ihr wahres Bild und ihren wahren Klang können wir schon einsammeln in unsere Scheuern für uns — und für unsere Kindeskinder.

Und wir können mehr. Wo die elementare Natur zu sprechen aufhört, kann zu uns der Dichter, der Künstler überallhin durch die Gebärde und das Mienenspiel, durch die ganze Ausdruckskunst, deren der menschliche Körper fähig ist, von Gutem und Schönem, von Wahrem und Reinem zu uns — zu Millionen — sprechen.

Das alles — ist bis jetzt ein Traum. Nur Ansätze, nur Beispiele finden wir, die beweisen, daß das, wovon ich spreche, möglich, daß es jetzt und ohne weiteres möglich ist. Nur den Willen brauchts.

Was man in den Kinotheatern sieht, ist zwar der Spiegel unserer Zeit. Aber es ist der Spiegel einer verworrenen, rückgratlosen, willenlosen, lüstegenarrten, von geistigem Fuseldunst betäubten und ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blendeten Zeit. Sie ist groß in diesem Willen zum Nichts, zur Verworrenheit, zum Sichüberlassen an das Erbärmliche. Je „besser" das ist, was uns heute in Kinotheatern gezeigt wird, desto — schlechter ists, nämlich desto besser im Bösen, im Haltlosen, im Gemeinen und Heuchlerischen.

Ich werde davon hin und wieder sprechen. Wir müssen Kritiker für diese neue Kunst erziehen, müssen uns zu Kritikern dafür erziehen. Nur eins führt uns zu diesem Ziel: daß Leute mit klaren Sonntagskinderaugen in die Kinotheater gehen, daß sie recht genau hinsehen, und daß sie, wenn sie was merken, laut und lachend sagen, wie in jenem Märchen der Schusterbub, als alle Leute vor lauter Ehrfurcht und Befangenheit des Königs schöne neue Hosen lobten:

„Er hat ja gar keine an!!"

Aber zu dieser kritischen Vorarbeit sollen uns doch die Augen unserer Kinder, und die der Urteilsungeübten unter uns, zu gut sein. Ins Kinotheater geht kein sich selbst achtender Mensch, der nicht gepanzert ist bis an den Hals, und nicht auch weiß — daß er gepanzert bleiben wird.

Der wird dann unter dem vielem Schund und Tand hervor auch etwas vom echten Golde der Märchenfee blitzen sehen, die unterm Bettelflitter der Kinotheater versteckt ist: der Märchenfee Kinematographie, die den Wunderspiegel der Wirklichkeit in Verwahrung hat.

Hermann Häfker.

Urpädagogik.

(Etwas über körperliche Ausbildung in der älteren Steinzeit.)

Da aus der älteren Steinzeit auf uns nur spärliche Knochenreste und unbearbeitete Steinwaffen und Steinwerkzeuge überkommen sind, so mag es gewagt erscheinen, über diese auch zeitlich schwer zu bestimmende Menschheitsperiode etwas Pädagogisches zu bringen. Und doch ist der Weg, der uns in jene dunklen Zeiten führt, ein durchaus offener und leicht zu überblickender. Wir brauchen bloß zu beobachten, wie sich heute noch ein armer Mensch mit Wenigem zu behelfen weiß, während der Reiche in gleicher Lage schon längst verzweifelt hätte. Wir werden da unschwer den Satz herausfinden, daß der Reiche vor lauter Hilfsmitteln den eigentlichen Kern der Arbeit nicht erfaßt. Der Arme ersetzt durch Geschicklichkeit, Geduld, Schlauheit das, was ihm die Hilfsmittel versagen. Ein geschickter Bauernknabe schnitzt mit seinem einfachen Taschenmesser schönere Sachen, als der Millionärssohn mit seinem ganzen Kasten voller Werkzeuge. Noch einen schöneren Einblick in das Erfassen der Sache können wir uns bei Völkern verschaffen die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie imponierte mir ein Araber, mit dem ich in den wüsten Teilen des Atlas zusammentraf. Er wanderte von seinem Stamme zu einem anderen, mehrere Tagesreisen weit. Seine ganze Verpflegung bestand in etwas Gerste, die er in einer, allerdings respektablen, Tasche seines Burnusses barg

Als wir zu einer Quelle kamen, suchte er allerlei verdorrtes Graswerk zusammen und machte auf einem großen, glatten Stein ein Feuer an. Mit großer Geduld unterhielt er mit dem spärlichen Brennmaterial die Glut. Dazwischen nahm er immer eine handvoll Gerste aus seiner Tasche und klopfte und zerrieb sie zwischen zwei passenden Steinen zu Schrot. Dieses Schrotmehl sammelte er in einem Zipf seines Burnusses. Als er davon genug hatte, schöpfte er mit der Hohlhand Wasser in den Burnuszipf und rührte mit der Hand das Schrotmehl zu einem Teig. Dann putzte er mit einem Grasbüschel die heiße Asche von dem Feuerstein und bestrich den heißen Stein sehr dünn mit dem Schrotteig, der sofort glasig und blasig verdorrte und mit der anderen Hand vom Steine abgezogen wurde. Das ging alles sehr schnell und schon nach ein paar Minuten hatte er einen ganzen Stoß von papierdünnem gebackenen Teig zu seiner Mahlzeit. Das ist Überlieferung.

Wer war der erste Mensch, der diese primitive Brotbereitung als großen Fortschritt erfand? Wie mußten vorher die Menschen ihr Leben fristen? Was lehrten sie ihre Kinder? Dazu braucht man nicht viel Phantasie, um zu begreifen, daß damals nur die Sorge um das Sattessen, die Sorge um den ungestörten Schlaf und um die Sicherheit der Familie das Um und Auf des Lebenskampfes ausmachte. Schlau mußte ein Versteck gefunden oder hergerichtet werden. Die Kinder konnten nur in der unmittelbarsten Umgebung des Schlupfwinkels herumtollen, nach den ewigen Gesetzen, daß jedwede Jugend, Mensch oder Tier, spielend den Kampf ums Dasein imitiert bis zur Ermüdung, dann wird Nahrung aufgenommen, und dann wird geschlafen.

Der Vater stieg auf einen Baum und holte junge Vögel aus dem Nest. Sofort kletterten die Kinder auch auf die Bäume, je nach Kraft und Geschicklichkeit. Der Stein als Wurfgeschoß war die vornehmste Waffe und wurde schon von den Kindern gemeistert. Der Stock, die Keule, die Rute, alles hatte eine Verwendung für die Großen, und die Kleinen machten alles nach. Schleichend und lauernd wurde so manche Beute ergattert, und schleichend und lauernd trieb sich die Jugend herum. Ein Warnungsruf der Mutter — und pfeilschnell huschte die Kinderschar herbei und verkroch sich in die Schlupfwinkel, bis die Gefahr wieder vorbei war. Brachte der Vater ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

größeres Beutestück heim, da sahen die Kinder zu, wie man damit umging, bis es handlich zerkleinert war, und sie merkten gut auf und machten es nach, wenn ihnen irgend ein Kleintier in die Hände fiel. Ab und zu zeigte der Vater irgend einen Trick beim Erfassen des Wurfsteines, des Schlagsteines, des Schleudersteines, des Schwungsteines oder des Stoßsteines; er lehrte in sorgenlosen Stunden die Kinder den Stein ins Wasser zu werfen mit plätscherndem Schlag, mit dumpfem Verschlucken, mit glitschigem Hüpfen. Er warf den Stein schräg zu Boden, daß er wieder hochging und schnurrend durch die Luft flog. Alle Kniffe, die dabei nötig sind, lehrte er die Kinder, und so wurden sie geschickt, stark und hatten Aug und Ohr für die ganze Umgebung. Sie lernten Balgen und Raufen, sie banden die Steine in Schlingen, schlau gedreht aus zähem Bast, und schleuderten sie hoch und weit oder schlugen damit zu auf Bäume und Steine, wie es der Vater auf Bärenschädel tat. Springen und Laufen, Klettern und Schwimmen gehörte zur Tagesordnung. Sammeln dürren Holzes für den langen Winter, sammeln von Beeren und Früchten, Dorren in der Sonne und Dörren beim Feuer, überall halfen die Kinder nach ihren Kräften mit. Und welche schöne Sachen ließen sich aus den Fellen und den Gedärmen der erbeuteten Tiere machen!

Ein Riesenmisthaufen war sicherlich bei jeder Wohnstätte. Einen Hauptbestandteil hiervon bildeten allerlei Holzabfälle, besonders Rindenstückchen, wie sie beim Herbeischaffen des dürren Holzes leicht zerrieben oder abgebröckelt wurden. Natürlich auch anderer Unrat, hiervon wieder sicherlich so mancher Fetzen vom Tierbalg.

Gelegentlich wurde ein solches Stück Balg, daß schon jahrelang in dem faulenden Abfallhaufen lag, wieder herausgewühlt und entpuppte sich nicht nur nicht als verwest, sondern sogar als viel zäher und fast unzerstörbar. Es war ja durch das Lagern in der Tanninlohe der Holzabfälle zu Leder gegerbt worden.

Da die Leute damals doch passende Wurf- und Schleudersteine, Schlag- und Schwungsteine auf ihren Streifzügen nach Beute mitführen mußten, so waren wohl die Bälge kleinerer Tiere die ersten Taschen für die Steine. Aber ein solcher Balg gegerbt, lieferte eine ungleich bessere Tasche. Desgleichen haben Schlinggewächse mit ihrer Zähigkeit gar bald die Menschen gelehrt, sich ihrer entsprechend zu bedienen, sei es zu Fallen für die Tiere, sei es zum Binden der verschiedenartigsten Gegenstände. Das Abreißen der Schlinggewächse hat immer gezeigt, daß durch das Drehen und Winden die Pflanzenfaser desto zäher wird. Das, was heute noch der Bauer die Widde nennt, d. h. ein durchs Drehen im selben Sinne geschmeidig und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zähe gemachtes Reis zum Binden von Zaunstöcken und allerlei Hausrat, war also sicherlich schon den ersten Menschen bekannt, und sie befestigten damit ihre Lager auf hohen Bäumen, oder verflochten damit die Zugänge zu ihren Höhlen. Bei allen diesen Arbeiten, von denen wir keine Überlieferungen haben, die aber in der Natur der Sache als selbstverständlich begründet sind, hat die prähistorische Jugend fleißig mitgeholfen. Das Widdendrehen macht starkgriffig und grobhandig. Das Trocknen und Scheuern der Bälge gab viel häusliche Arbeit, denn bis der bocksteife trockene Balg durch das Scheuern auf Felswänden oder auf großen rauhen Steinen weich und geschmeidig wurde, dauerte es sehr lange, und doch war nur ein solch hergerichteter Balg als Kälteschutz brauchbar. Belege für diese Art Kleiderfabrikation finden wir heute noch z. B. bei den Hirten in den Abruzzen.

Primitiv nennen wir heute den Zustand des damaligen Menschen. Wir sind geneigt, seine Intelligenz auf eine sehr niedrige Stufe herabzusetzen, und schließen, daß zum Fortschritt damals die geistige Beanlagung noch fehlte, denn sonst hätte der Mensch der ältesten Steinzeit, die manche Forscher bis zu anderthalb Millionen Jahren annehmen, nicht so lange so erbärmlich vegetieren können.

Aber es ist auch ein zweiter Schluß nicht ganz unberechtigt: Die Menschheit besaß soviel Geschicklichkeit, daß sie mit ihren damaligen Mitteln glücklich lebte und sich nach etwas Besserem zu sehnen gar keinen Grund hatte. Zufriedenheit ist ja auch heutzutage noch der Fluch des Sumpfes im Spießbürgertum. So lange es einem nicht an den Kragen geht, rührt man sich nicht.

Aber das Eine können wir sicher als gewiß annehmen: die prähistorische Jugend lernte alles, was sie zum Lebenskampfe brauchte. Sie m u ß t e stark und gesund, findig und listig, ausdauernd und abgehärtet werden, sonst hätte das Menschengeschlecht nicht bestehen können, am allerwenigsten im Kampfe gegen seinesgleichen.

Mathias Zdarsky.

Akademische Ideale.

„Es gibt in Berlin zahlreiche Studenten, die nie einen Kommers mitgemacht haben, kaum wissen, was ein Kommersbuch ist: sie als rechte Studenten gelten zu lassen, wird mir doch sauer.“ So sprach „wort- und stimmgewaltig“ der Dekan der philosophischen Fakultät der Berliner Universität bei deren Hundertjahresfeier im Jahre 1910*).

*) Nach dem offiziellen Berichte, erstattet vom Rektor Erich Schmidt, Berlin 1911.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich beim Kommers; denn wo wäre besser Gelegenheit, akademische Ideale aufzustellen, die den rohesten Zeiten des deutschen Studententums entstammen, als in der geist- und sinnumnebelnden Atmosphäre des Alkohols? Man lese Zachariäs „Renommisten", der, im Jahre 1744 erschienen, ein ergötzliches, wenn auch nicht gerade erfreuliches Kulturbild der Studentenschaft jener Zeit entwirft. Hier hätte der „wort- und stimmgewaltige" Dekan „rechte Studenten" gefunden.

Aber wie sagte doch der feinsinnige Professor von Wilamowitz-Moellendorf bei dem ersten Festakt derselben Feier: „Die Universität würde ihrer Idee entfremdet werden, wenn sie gezwungen würde . . ., Elemente unter ihre Studenten aufzunehmen, die entweder unsern Unterricht ungenießbar finden oder ihn auf das Niveau des 18. Jahrhunderts herabziehen müßten." Also der Unterricht, die Wissenschaft soll fortschreiten, sich emporentwickeln. Aber ist dies denn das einzige akademische Ideal, das einer Fortbildung fähig ist?

Kennt man die pomphaften Feiern der Universitätsjubiläen der letzten Jahre, so scheint aus ihnen leider eine Bejahung dieser Frage zu folgen. Viel Prunk und Aufwand*), schöne Reden, Begeisterung, Stolz und Selbstlob, kurz, alle Symptome des ungesunden Luxus unserer Tage waren reichlich vorhanden. Aber rückwärts gewandt war das Gesicht dieser Feste. Sie lebten von Erinnerungen und den Taten der Väter. Die Gründung eines wissenschaftlichen Forschungsinstituts war ihr einziger dauernder Gewinn. Sonst wußte man nichts zu verkünden, als „wie man's so herrlich weit gebracht".

Nur ein Beispiel statt vieler: Wohl jeder dritte Redner des Berliner Universitätsjubiläums pflegte die Geister Fichtes und Schleiermachers zu zitieren, der Männer, die vor 100 Jahren das geistige Fundament der neuen Hochschule legten. Aber keiner fand auch nur ein Wort für die freistudentische Bewegung, die moderne studentische Strömung, die, vom höchsten Idealismus beseelt, unter bewußter Anknüpfung an Fichte und Schleiermacher deren Ideen in unserer Zeit lebendig zu machen und in die Tat umzusetzen seit mehr als einem Jahrzehnt bestrebt ist. Gewiß, man hatte in Berlin durch unbillige Zurücksetzung gegenüber den Korporationen die Nichtinkorporierten veranlaßt, der offiziellen Jubiläumsfeier fernzubleiben. Aber das kann doch für deutsche

*) Die Veranstaltungen des Berliner Jubiläums waren: Gottsdienst — Empfang — Fackelzug — erster Festakt — Festmahl — Oper — zweiter Festakt — Gartenfest — Kommers — Festmahl im Schloß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hochschullehrer kein Grund gewesen sein, die aus Nichtinkorporiertenkreisen hervorgegangene Reformbewegung totzuschweigen. Oder etwa doch?!

Doch genug der Einzelheiten. Mit wenig Sätzen sei gefordert, was an Reformen im deutschen Hochschulwesen not tut:

1. Der Unterrichtsbetrieb muß noch viel mehr als bisher von Massenvorlesungen zu intensiver Arbeit in Seminaren übergehen.

2. Ein großer Teil der Studentenschaft lebt noch in veralteten Formen und überlebten Traditionen. Außerdem sind manche Einzelgebiete studentischen Interesses dringend reformbedürftig, z. B. das studentische Wohnungswesen.

3. Die gesamte Universitätsverfassung ist in mehr als einer Hinsicht mittelalterlich: Die Stellung der außerordentlichen Professoren und der Privatdozenten ist vielfach unwürdig; das Disziplinarrecht der Studierenden ist in vielen Punkten eine vormärzliche Schulordnung; Verwaltungs- und Examensbestimmungen tragen kostspielige Zöpfe.

4. Die akademischen Lehrer gehen in ihrer großen Mehrzahl mit ihrer ganzen Tätigkeit in einem engen Spezialgebiet auf; sie sollten Fühlung haben mit dem gesamten Hochschulleben, tätig mitwirken an dem Kulturfortschritt der ganzen Nation.

Wann werden die Männer kommen, die Einsicht und Kraft haben, in diesem Sinne zu wirken; zu fördern, was von der Studentenschaft zum Teil schon erkannt und erstrebt wird? Mit pomphaften Festen ist es nicht getan. Die unermüdliche, vorwärts schauende, von wahrhaft akademischem Geiste getragene Arbeit in bewußtem Hinblick auf das Volksganze kann allein helfen. Wir brauchen uns nicht sagen zu lassen, was deutsche Hochschullehrer vor 100 Jahren fürs Vaterland getan haben. Wir wollen hören, was ihre Kollegen von heute tun wollen.

Dr. Ehrhard Kämpfer.

Die Jugendgerichte und die Frauen.

Unter den mannigfachen sozialen Notständen unsrer Zeit ist die Kriminalität der Jugendlichen einer der traurigsten und schwersten. Im engsten Zusammenhang mit dem Massenelend der Großstädte, mit Wohnungsnot, Alkoholismus, Unsittlichkeit, ist diese unselige Verwahrlosung der Jugend unsres Volkes emporgewachsen und hatte schon einen bedenklichen Umfang erreicht, als man sich ernstlich auf Mittel zur Abhilfe besann. Erst die erschreckende Tatsache, daß jähr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich bis zu 50 000 Jugendliche im Deutschen Reiche dem Strafrichter vorgeführt werden und daß viele von ihnen zeitlebens den Makel einer gerichtlichen Bestrafung mit sich herumschleppen müssen, hat den maßgebenden Kreisen die Augen geöffnet.

Sozialdenkende Männer und Frauen hatten schon lange auf die amerikanischen Jugendgerichte hingewiesen, die manche von ihnen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten. Dort, im Staate Colorado, lebt und wirkt der Jugendrichter Benjamin Lindsey, ein Mann, der wie wenige berufen ist, den Fortschritt der Menschheit zu fördern. Lindsey ist nicht in erster Linie Richter, er ist Freund der Jugend. Sein Herz ist erfüllt von Liebe zu diesen Kindern und jungen Menschen, die in den meisten Fällen sich selbst überlassen, auf Abwege geraten sind; er versteht es, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihr Ehrgefühl zu wecken, er gibt ihnen Bedenkzeit, damit sie sich wieder zurecht finden können. Ein solches Verfahren ist nur möglich auf Grund des Probation-Systems (Bewährung unter Schutzaufsicht), das den Kern und Stern des amerikanischen Jugendgerichtes bildet. Schon ehe der Jugendliche dem Richter vorgeführt wird, hat der dazu angestellte Schutzaufsichtsbeamte — vielfach ist dieser Beamte eine Frau — die Verhältnisse des Jugendlichen genau zu untersuchen; je nachdem die Untersuchung ausfällt, wird nun der Jugendliche, nach eingehender Prüfung durch den Jugendrichter, entweder während der Schutzaufsicht in seiner Familie belassen oder aber in eine geeignetere Umgebung gebracht. Auf alle Fälle wird dem Jugendlichen durch den Schutzaufsichtsbeamten ein ständiger Freund und Berater gegeben, der sich eingehend um sein Wohl und Wehe kümmert. Hält sich der Jugendliche gut während der ihm bewilligten Bewährungsfrist, so tritt keinerlei Bestrafung ein; je nach Bedarf wird die Schutzaufsicht verlängert. Wie schon erwähnt, sind sehr viele der Aufsichtsbeamten Frauen, die nicht nur dieselben Pflichten und Rechte, sondern auch dieselbe Besoldung haben wie ihre männlichen Kollegen. Es gibt auch ehrenamtliche Schutzaufsichtsbeamte beiderlei Geschlechts, die meisten aber sind besoldet.

Dieses System ist in 28 Staaten der Union eingeführt und hat überraschende Erfolge gezeitigt. Nach Mitteilungen von Sachverständigen dürfte die Zahl der Jugendlichen, die durch die Schutzaufsicht vor entehrender Strafe bewahrt bleiben, ungefähr 75% betragen. Der Gouverneur von Colorado erklärte, daß durch die Tätigkeit des genannten Jugendrichters Lindsey dem Staate in drei Jahren mehr als 200,000 Dollars erspart wurden. Um wie viel höher aber ist der moralische Erfolg einzuschätzen, der Tausende jugendlicher Existenzen dem Verderben entreißt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Einführung von Jugendgerichten wurde in Deutschland anfänglich ein starker Widerstand entgegengesetzt. Das auf durchaus demokratischer Basis beruhende Verfahren der amerikanischen Jugendgerichtshöfe paßte absolut nicht in unser ganzes bureaukratisches Gerichtssystem. Das aber ist so ziemlich das schlimmste, was in Deutschland einem Reformgedanken passieren kann, daß er „nicht in das System hineinpaßt". So ist denn insbesondere uns Frauen, die wir für die amerikanischen Jugendgerichte warm eintraten, unzählige Male mit souveräner Verachtung die Entgegnung geworden: daß sich diese Einrichtung nicht „ohne weiteres" in unsre deutschen, so streng disziplinierten Gerichtsbarkeitsverhältnisse verpflanzen ließe.

Es wird der deutschen Frauenbewegung stets zur Ehre gereichen, daß sie sich dadurch nicht abschrecken ließ, sondern sich unentwegt mit warmer Begeisterung und erfreulicher Energie zum Anwalt der Jugendlichen gemacht hat. Hier traten einmal alle Gegensätze zurück; wir Frauen fühlten, daß die Fürsorge für die gefährdete Jugend unseres Volkes in erster Linie eine Frauensache ist, für die alle zusammenstehen müssen. Wenn man auf die Tagungen aller Richtungen der Frauenbewegung innerhalb der letzten 5—6 Jahre zurückblickt, so dürften wir kaum eine finden, die sich nicht in einer oder der andren Weise mit der Frage der Jugendlichen beschäftigt hat. Auch der Bund deutscher Frauenvereine, der die organisierte bürgerliche Frauenbewegung in ihrer Gesamtheit umfaßt, hat auf seiner Generalversammlung in Breslau 1908 im Rahmen der Frauenforderungen zur Strafrechtsreform die Jugendgerichte und das Probation-System zum Gegenstand der Verhandlung gemacht.

Sicherlich ist denn auch die Haltung der Frauen in dieser Frage nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung geblieben. Und die Frauen haben es nicht bei Worten bewenden lassen; denn als nun auch Männer auftraten, die einsichtig und vorurteilsfrei genug waren, um das Jugendgericht in Deutschland einzuführen, wenn auch in etwas veränderter und vielfach abgeschwächter Form, da fanden sich überall Frauen bereit, als Helferinnen tatkräftig mitzuwirken. Gern und willig stellten sie sich in den Dienst der guten Sache, um als freiwillige Kräfte bei der in ähnlicher Weise wie in Amerika jetzt auch bei uns eingeführten Schutzaufsicht mitzuwirken — eine mühevolle und verantwortungsvolle Arbeit. Einer Frau gebührt auch das Verdienst, die planvolle Zentralisation der Jugendgerichtshilfe angebahnt und durchgeführt zu haben. Dr. jur. Frieda Duensing, die Leiterin der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin, war es, die im Verein mit gleichgesinnten Frauen und Männern die Anregung gab zu einem Zusammenschluß aller derjenigen Vereine

der Reichshauptstadt, die sich irgendwie mit Kinderschutz, Erziehung verwahrloster Kinder, Rettung sittlich gefährdeter Mädchen usw. beschäftigen. Gegenwärtig gehören in Berlin ungefähr 70 derartige Vereine, vorherrschend Frauen-, aber auch Männervereine einer gemeinsamen Organisation für Jugendgerichtshilfe an. Diese zweckmäßige und segensreiche Einrichtung hat bereits in einer Reihe größerer Städte Nachahmung gefunden.

Trotz dieser hervorragenden Betätigung der Frauen bei den Jugendgerichten hat man aber die Petitionen des Bundes deutscher Frauenvereine und anderer Organisationen um Zulassung von Frauen als Schöffen bei den Jugendgerichten unberücksichtigt gelassen, wenn auch in dem Vorentwurf zur Strafprozeßordnung gesagt wurde, daß man zum Amte der Schöffen bei den Jugendgerichten solche Personen auswählen sollte, „welche auf dem Gebiete der Jugenderziehung besondere Erfahrung besitzen." In der Begründung der Petitionen wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß Frauen und Mütter besonderes Verständnis für das Kindergemüt haben und deshalb in erster Linie geeignet wären, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen; aber diese Argumente fanden kein Gehör. Handelte es sich hier doch wiederum um ein „System", um die Aufrechterhaltung des Prinzips, dem weiblichen Geschlecht unter keinen Umständen irgendwelche Funktion der Gerichtsbarkeit zu überweisen. Man fürchtete — und sicherlich nicht ganz mit Unrecht —, daß, wenn dieses System einmal durchlöchert würde, die Frauen weiter in die Bresche eindringen möchten, wie es in anderen Ländern bereits geschehen ist. Dem deutschen Philister aber dreht sich vorläufig noch das Herz im Leibe herum bei dem Gedanken, daß ein weibliches Wesen in Barett und Talar, den geheiligten Insignien richterlicher Würde, jemals auf dem Stuhl des Richters sitzen könnte. So bald werden wir etwas derartiges also wohl nicht erleben; aber sicherlich kommt die Zeit, wo auch hier der Wust veralteter Vorurteile über den Haufen geworfen wird von den Frauen, die für Recht und wahre Volkswohlfahrt kämpfen.

Adelheid von Welczeck.

Der Fall Schifferer.

Während ich die Schlußworte meines Aufsatzes „Wahl" in der zweiten Nummer des „Vortrupp" niederschrieb, wußte ich, daß an einer Stelle unsres Vaterlandes heiß darum gerungen werde, ob die Wahlparole „Für die Rassenhygiene" eine Utopie sein solle, oder nicht. Und gerade an diesen Fall hatte ich besonders gedacht, als ich im vorletzten Absatz jenes Aufsatzes auf das „wichtige Gebiet"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Rassenhygiene hinwies, wo der Kampf zunächst ausgefochten werde. Damals schwankte die Wage noch, heute wissen wir, daß Vortruppgedanken auch bei deutschen Parlamentswahlen schon siegen können: Die Niederlage des Reichstagskandidaten Dr. Schifferer in der Stichwahl vom 22. Januar 1912 ist der erste große Sieg, den der Gedanke der Volksgesundheit im Wahlkampf errungen hat. Im äußersten nordischen Winkel des Deutschen Reiches ist damit eine Entscheidung gefallen, die, so Gott will, richtungweisend werden kann für alles Land zwischen der Memel und den Vogesen, bis tief hinab zum Bodensee. Ein bestimmtes Heer der Lebensreformer hat diesen Sieg erkämpft, hat ihn erfochten zunächst nur für seine eigene Sache — — aber allen denen, die für das Gesunde arbeiten, was in unserm Land und Volk wächst und wird, ist nun ein weit sichtbares Beispiel gegeben, wie man es beginnt, daß eine Idee zur Macht werde.

Vorgeschichte.

Sobald der Kampf gegen den Alkoholismus auch in Deutschland begann, den Alkoholismus wirklich einzuschränken — damit aber notwendigerweise auch die Einnahmen aus der Herstellung und dem Verkauf geistiger Getränke zu vermindern —, schlossen sich die Interessenten des Alkoholkapitals sofort zusammen. Zuerst begründete im November 1908 der Großbrauer, Kommerzienrat Haase in Breslau, einen „Schutzverband". Der hatte die Aufgabe, die Geldinteressen der schlesischen Brauer gegen die Abstinenzbewegung als solche zu schützen. Herr Kommerzienrat Haase aber taufte sein Kind nicht etwa „Schutzverband gegen die Abstinenzbewegung", sondern „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung". Die erste Tat dieses „Schutzverbandes" war ein Aufruf „An die Gewehre", der sich an die ganze Gärungsindustrie wandte. Die bezeichnendste Stelle dieses Aufrufes lautete:

> „Ist der Zusammenschluß zum Reichsverband erfolgt, so wird eine Zentralgeschäftsstelle geschaffen, ein Institut von Gelehrten und Journalisten, das unter der Direktion des Reichsverbandsvorstandes arbeitet und in Gestalt von öffentlichen Vorträgen, Aufsätzen usw., also mit Wort und Schrift, aufklärend und beruhigend wirkt, ohne daß die Gärungsindustriezweige sich selbst zu exponieren brauchen."

Darüber urteilte Ferdinand Avenarius im ersten Aprilheft seines „Kunstwart" von 1909 so:

> „Das heißt: ‚Die Gelehrten und Journalisten, die wir bezahlen, von denen man aber nicht weiß, daß wir sie bezahlen, sollen in der Öffentlichkeit als die unparteiischen Männer dastehen, die aus freier Überzeugung heraus für den ehrlichen deutschen Männertrunk, in Wahrheit: für uns Brenner und Brauer, agitieren, ohne daß man merkt, daß wir die Macher sind'."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In dem Geiste dieses seines Aufrufes begann dann jener Schutzverband seine Arbeit. In seinem ersten Jahresbericht (ausgearbeitet von Dr. Paul Bauer in Breslau) gab er über die Art dieser Arbeit unter anderm wörtlich Folgendes bekannt:

> „In Schlesien wurden bisher folgende Wege eingeschlagen. Vierteljährlich erschien in den verbreitetsten Zeitungen (folgen deren — zum Teil sehr angesehene — Namen), die auch in der Provinz viel gelesen werden, ein belehrender Artikel vom Schutzverband unterzeichnet.
>
> Es sind erschienen:
>
> I. Der Wert des Alkohols.
> II. „Brauermärchen — Brauerweisheit" ...
> III. Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit?
>
> Die ruhig und sachlich gehaltenen Veröffentlichungen des Schutzverbandes haben in der Provinz einen guten Eindruck hinterlassen und viel zur Beruhigung der Bevölkerung beigetragen. Die Unkosten der Drucklegung in den Zeitungen deckte der Provinzverband Schlesien.
>
> Um die bei derartigen Aufträgen bedeutenden Rabattsätze zu genießen, ist es ratsam, sich an ein Annoncen-Institut, wie Rudolf Mosse, Haasenstein & Vogler, Daube & Co. usw. zu wenden, und zirka auf 2000 bis 3000 Zeilen jährlich zu abonnieren".*)

Diese „Artikel" des „Schutzverbandes" sind in größerer Anzahl im Original in unsern Händen. Sie singen in allen Tönen das Lob des Alkohols und besonders des Bieres, und greifen die Abstinenzbewegung an. Und kein Mensch kann auf den Gedanken kommen, daß diese Artikel tatsächlich keine „Artikel" sind, sondern Inserate des Haaseschen „Schutzverbandes", die der Verleger der Zeitung gegen Bezahlung aufgenommen hat. Denn sie sind fortlaufend gedruckt, wie es sonst nur das ist, was die Redaktion der Zeitung mit ihrer Verantwortlichkeit deckt, wie aber Inserate es niemals sind. Die „Artikel" haben auch sonst in der ganzen Aufmachung nichts, was mit Inseraten Ähnlichkeit hätte. Dann stehen sie auch zumeist im redaktionellen Teil selbst. Und endlich ist in einer ganzen Zahl von Fällen keineswegs, wie der Jahresbericht des „Schutzverbandes" das behauptet, die Unterschrift des „Schutzverbandes" darunter gedruckt, sondern die Unterschrift Dr. —r, so daß das Publikum glauben muß, es handle sich um Artikel eines Arztes.

Als sich nun aber schon nach kurzer Zeit herausstellte, daß die Erfolge dieses „Schutzverbandes" nicht im Verhältnis zu der Arbeit und dem Gelde standen, das er kostete, baute man ihn (im April 1910) um in die „Deutsche Brauer-Union". Die sollte auf wesentlich breiterer Grundlage, als der Haasesche „Schutzverband", dessen Ziele weiter verfolgen. Das heißt, sie sollte auf alle Weise der Verminderung des Bierkonsums durch die Abstinenzbewegung entgegenwirken. Sie sollte die öffentliche Meinung mit allen Mitteln in diesem Sinne beeinflussen, und

*) Von uns gesperrt. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders durch möglichst weitgehende Verbreitung des Schlagwortes „Mäßigkeit" das Publikum und die Behörden von einer ernsthaften Bekämpfung des Alkoholismus abhalten. Ein klares Bild davon, wie die „Deutsche Brauer-Union" unter ihren Präsidenten Funke, Haase und Mildner das gemacht hat, konnte Nr. 1 des „Vortrupp" auf Seite 30/32 geben (mit der Ergänzung in Nr. 2 auf Seite 64). Ich bitte, diese kleinen Aufsätze nachzulesen, besonders auch das dort angeführte vernichtende Schlußurteil, das der berühmte Münchner Hygieniker Professor Dr. Max v. Gruber über diese „Propaganda" der „Deutschen Brauer-Union" gefällt hat. Und wer über deren Arbeit noch mehr wissen will, der erwerbe für fünfzehn Pfennige die kleine Schrift „Das Braukapital und seine Knappen", herausgegeben vom Deutschen Arbeiter-Abstinentenbunde*). Aus dem Inhalt dieses sehr weit verbreiteten Schriftchens, von dem die Betroffenen niemals auch nur eine Zeile bestritten haben, sei hier nur die Rede wiedergegeben, die ein Geheimer Regierungsrat, der in der Brauer-Union eine große Rolle spielt, in einer ihrer Sitzungen gehalten hat, wo man eifrig erwog, wie man sich zu dem siebenten Deutschen Abstinententag in Augsburg (September 1910) stellen solle. Dieser Herr führte damals aus:

> „Es empfehle sich nicht, einen Redner der Brauer-Union nach Augsburg zu senden. Wolle man es doch tun, so müsse der Mann jedenfalls überaus ruhig und zurückhaltend auftreten und den Mäßigkeitsstandpunkt verfechten. Eher komme noch Saalabtreibung in Frage; aber auch diese Waffe sei sehr schwer zu handhaben. Soweit es sich in Augsburg um eine Volksversammlung der Abstinenten handeln sollte, komme als letztes Mittel Versammlungssprengung in Betracht. Ehe man sich aber dazu entschließe, müsse man die „bayrische Volksseele" sondieren. Denn der Bierkrieg und die Preissteigerung, die durch die Ablehnung der Brausteuer verursacht sei, habe diese Volksseele verärgert, so daß es den Brauern schließlich passieren könne, daß die Bayern gegen sie Partei ergriffen." (Die betreffende Versammlung der „Deutschen Brauer-Union" stand einhellig auf dem Standpunkt, daß sich die Redner der Brauer-Union, wenn sie in Augsburg aufträten, als „Privatpersonen" ausgeben sollten, als „Bierfreunde, die den Unsinn, der von den Abstinenten verzapft werde, nicht unwidersprochen lassen wollten".)

Obwohl die „Deutsche Brauer-Union", wie in Nr. 2 des „Vortrupp" dargelegt ist, im zweiten Jahre ihres Bestehens volle 176 217 Mark für ihre „Arbeiten" hat ausgeben können (bei einer Einnahme von sogar 215 040 Mark), ist es den Brauern ganz neuerdings dennoch notwendig erschienen, ihre Propaganda für die Vermehrung des Bierkonsums auf einer noch viel gewaltigeren Basis zu organisieren: Am 9. Dezember 1911 hat sich die „Deutsche Brauer-Union" mit dem „Deutschen Brauerbunde" vereinigt, und nunmehr steht auch dessen riesiges Vermögen für die fragliche Bearbeitung der öffentlichen Meinung zur Verfügung. Von den drei Mitgliedern des Präsidiums der „Deutschen Brauer-Union" sind

*) Berlin SO 16, Engelufer 19.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Funke und Mildner im Präsidium der neuen Vereinigung — des neuen „Deutschen Brauer-Bundes e. V." — verblieben, während Haase in die Stellung eines stellvertretenden Präsidenten zurückgetreten ist.

Tondern—Husum—Eiderstedt.

Die „Deutsche Brauer-Union" wollte nach ihrem Programm die Beeinflussung der öffentlichen Meinung zugunsten vermehrten Bierkonsums vor allem auf drei Wegen erreichen, nämlich durch Einwirkung auf die Presse, auf die Behörden und auf die Parlamentswahlen (und damit auf die Parlamente selbst). Diesem dritten Programmpunkt ist in dem ersten Hefte ihrer Veröffentlichungen (ausgegeben am 2. Dezember 1910 zu München) ein ganzes eigenes Kapitel gewidmet; im ersten Satz dort ist eine entsprechende Verstärkung der Stellung des Braugewerbes im öffentlichen Leben geradezu als Vorbedingung einer wirksamen Bekämpfung der Abstinenzbewegung bezeichnet. Im übrigen war dieser Programmpunkt durch die bereits genannte Broschüre des Arbeiter-Abstinentenbundes schon seit Bestehen der „Deutschen Brauer-Union" allgemein bekannt.

Etwa gleichzeitig mit der Gründung der „Deutschen Brauer-Union" — im Frühjahr 1910 — wurde aber auch noch etwas andres bekannt, nämlich die Tatsache, daß bei den nächsten Reichstagswahlen (das ist bei denen, die jetzt im Januar 1912 stattgefunden haben) in Nordfriesland, im Wahlkreise Tondern-Husum-Eiderstedt, Herr Dr. Schifferer aus Kiel kandidieren werde. Als dessen Beruf wurde von ihm selbst und von denen, die ihn aufstellten, bald „Privatgelehrter", bald „Hofbesitzer" angegeben. Es war auch richtig, daß Herr Dr. Schifferer privatim arbeitete, richtig auch, daß er vor kurzem den schön gelegenen Hof Hohenwarte am Deich bei Hoyerschleuse erworben hatte. Im übrigen aber stand es (nach einer Mitteilung eines Mitgliedes des Preußischen Hauses der Abgeordneten, dem auch Dr. Schifferer selbst als Mitglied angehört) mit ihm so: Herr Dr. Schifferer ist zunächst Eigentümer der Brauerei Schifferer in Kiel gewesen und ist, nachdem diese Brauerei in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden ist, Vorsitzender ihres Aufsichtsrats geworden und bis heute geblieben. Außerdem ist er Mitglied des Aufsichtsrats der Schultheißbrauerei in Berlin. Beides ist natürlich nicht möglich ohne einen erheblichen Besitz an Aktien beider Brauereien, und ferner bezieht Herr Dr. Schifferer, dem Herkommen gemäß, von beiden Brauereien bedeutende Honorare für die Tätigkeit in den beiden Aufsichtsräten. Seine wirtschaftliche Existenz ist also nicht auf den Betrieb der Landwirtschaft, sondern auf Gewinn aus dem Alkoholkapital gegründet. Weiter aber, und darauf kommt es hauptsächlich an: Sowohl die Brauerei Schifferer als auch die Schultheißbrauerei gehören der „Deutschen Brauer-Union" (seit dem 9. Dezember 1911 also dem „Deutschen Brauerbunde e. V.") an; der amtliche Nachweis dafür ist in unsern Händen. Und vor allem: Die Schultheißbrauerei hat bei der Gründung der „Deutschen Brauer-Union" die führende Rolle gespielt, und ist auch stets die führende Brauerei in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der „Deutschen Brauer-Union" gewesen; der Name ihres Direktors Rudolf Funke steht überall unter den amtlichen Kundgebungen der „Brauer-Union", so zum Beispiel unter einer höchst charakteristischen Eingabe gegen die Ausstellungen, die das Volk über die Schäden des Alkohols aufklären.*)

Wenn sich nun auch selbstverständlich keinerlei besondere Behauptungen darüber aufstellen lassen, inwieweit Herr Dr. Schifferer über die einzelnen Akte der „Deutschen Brauer-Union" in ihrem Kampf gegen die Abstinenzbewegung vorher unterrichtet gewesen ist, und wenn sich sonach im einzelnen nicht behaupten läßt, er sei für diese Akte, besonders für die im „Vortrupp" Nr. 1 und 4 geschilderten, als Mittäter verantwortlich zu machen, so steht doch das außer Zweifel: Der Vorsitzende des Aufsichtsrats der Brauerei Schifferer und das Aufsichtsratsmitglied der Schultheißbrauerei ist über den Kampf der „Brauer-Union" gegen die Abstinenzbewegung als solchen und, im allgemeinen, auch über die Art, wie dieser Kampf geführt wurde, durchaus unterrichtet gewesen. Das folgt einfach schon daraus, daß die gewaltigen Geldsummen, die die „Union" in diesem Kampfe ausgegeben hat, zum entsprechenden Teil auch von diesen beiden Brauereien getragen (und vorher bewilligt) worden sind. Und das ergibt sich ferner auch daraus, daß der Direktor der Schultheißbrauerei, Rudolf Funke, unmöglich ohne Genehmigung seines Aufsichtsrates die exponierte und kraftraubende Stellung an der Spitze der „Deutschen Brauer-Union" übernommen haben kann. Dr. Schifferer hat also die Tätigkeit der „Deutschen Brauer-Union" und die Art dieser Tätigkeit insofern (zum mindesten stillschweigend) gebilligt, als er unter diesen Umständen die Brauerei Schifferer Mitglied der „Brauer-Union" bleiben ließ — und als er ferner, als Aufsichtsratsmitglied der Schultheißbrauerei, deren Direktor Herrn Funke ungehindert tun und dulden ließ, was der in Sachen der „Brauer-Union" tat und zuließ. Auch Dr. Schifferer ist somit einer der Verantwortlichen für die Taten der „Deutschen Brauer-Union". Jedenfalls hätte die Wahl dieses Mannes in den Deutschen Reichstag völlig den Programmpunkt der „Deutschen Brauer-Union" erfüllt, Einfluß auf die Parlamente zu gewinnen und dadurch die öffentliche Meinung im Sinne einer Vermehrung des Bierkonsums zu beeinflussen.

Diesen, so beschaffenen, Kandidaten stellte nun die nationalliberale Partei in einem Wahlkreis auf, der unter seinen Wählern eine besonders große Zahl organisierter Abstinenten hat, der unter anderm die beiden Inseln Föhr und Sylt mitumfaßt, wo die organisierten Abstinenten wohl an zehn vom Hundert der Bevölkerung ausmachen!

---

*) Diese Eingabe ist — laut einem ihr beigefügten Rundschreiben an die Mitglieder der „Deutschen Brauer-Union", unter dem an erster Stelle ebenfalls wieder Funkes Name steht — dazu bestimmt, von diesen Mitgliedern der Union an Behörden und einflußreiche Privatpersonen „persönlich adressiert" oder „noch zweckmäßiger . . . persönlich übergeben" zu werden; die Eingabe arbeitet unter anderm in der Weise, daß sie die Abstinenten „Landesverräter" nennt, und daß sie Lehrer und Erzieher für den Fall, daß sie „die ihnen anvertrauten Kinder in solche Ausstellungen führen", den einflußreichen Adressaten der Eingabe als Personen darstellt, die „eine schwere Verantwortung auf sich laden".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kampf.

Die Führer der deutschen Abstinenzbewegung waren sich von Anfang an klar darüber, daß jedes zulässige Mittel angewendet werden müsse, um die Wahl Dr. Schifferers in den Deutschen Reichstag, besonders seine Wahl in diesem Wahlkreis, zu verhindern. Wahrscheinlich hat bei ihnen allen zu diesem Entschluß schon die Überzeugung geführt, die der berühmte Parlamentarier und Minister Englands, John Burns, in seiner Schrift „Arbeit und Trunk" in dem Abschnitt „Alkohol und Politik" ausspricht:

> „Eine Pflicht der Wählerschaft bei Gemeinde- und Parlamentswahlen besteht darin, niemals einen Mann zu wählen, der ein Interesse an der Alkoholindustrie hat."

Aber auch für den unter ihnen, der etwa geglaubt haben mag, diesen Gedanken bei uns in Deutschland noch nicht, oder noch nicht unbedingt, anerkennen zu sollen, blieb unter allen Umständen der Fall der Notwehr gegen die „Deutsche Brauer-Union". In der Tat: Wenn es in diesem Wahlkreis, mit seinen außerordentlich vielen organisierten Abstinenten, der „Deutschen Brauer-Union" gelang, einen Mann in den Reichstag zu bringen, der so sehr geeignet war, dem Programm der Union entsprechend, im Reichstag für die Vermehrung des Bierkonsums zu wirken, dann war, wenigstens für die nächsten Jahre, aller Grund vorhanden, die Aussichten des Kampfes für Nüchternheit, Gesundheit und Glück des Volkes in wenig rosigem Lichte zu sehen. Um so mehr, als den Führern der Abstinenzbewegung auch noch aus einem Briefe des Herrn Dr. Schifferer, den einer von ihnen in Händen hatte, urkundlich bekannt war, daß Dr. Schifferer (wie ja selbstverständlich war) einer entschiedenen Bekämpfung des Alkoholismus auch persönlich durchaus feindlich gegenüberstand. Und endlich kam hinzu, daß ein sehr erfahrenes Mitglied des Reichstages, ein Herr, der die Dinge und die Personen sehr genau kannte, ganz bestimmt erklärte:

> „Gerade Herr Dr. Schifferer ist, wenn einmal im Reichstage, der Mann dazu, durch den großen persönlichen Einfluß, den er überall erstrebt und vielfach auch zu gewinnen weiß, die Ansätze zu einer ernsthaften Arbeit gegen die Alkoholgefahr, die der letzte Deutsche Reichstag gemacht hat, wieder zu zertreten — und zwar, ohne daß es irgend einer in der Öffentlichkeit bemerkbaren Handlung Schifferers (etwa einer Rede im Plenum) bedürfen würde."

Den Führern der Abstinenzbewegung war es auch durchaus selbstverständlich, daß — zumal in einer Zeit, wo schon die kleinste Gruppe wirtschaftlich Interessierter es für ihr Recht hält, ihr Sonderinteresse bei den Parlamentswahlen entscheidend mitsprechen zu lassen — ganz gewiß keine Bedenken bestanden, den Ausfall einer Reichstagswahl unter das Zeichen des Kampfes gegen die größte Gefahr für die Rassenhygiene zu stellen.

So ward im Wahlkreise Tondern-Husum-Eiderstedt, vom ersten Bekanntwerden der Kandidatur Schifferer an, der Kampf der Abstinenten gegen diese Kandidatur, das heißt der Notwehrkampf der deutschen Abstinenten gegen die „Deutsche Brauer-Union", gekämpft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun war aber Herr Dr. Schifferer mit der Farbe einer politischen Partei in den Wahlkampf gezogen, nämlich mit der nationalliberalen Farbe, und es mußte streng der Anschein vermieden werden, als richte sich der Kampf, der gegen den Mann der „Deutschen Brauer-Union" geführt wurde, etwa gegen die nationalliberale Partei. Denn wie alle rassenhygienischen Bewegungen ist auch die Abstinenzbewegung durchaus „unpolitisch": sie hat keinerlei Interesse daran, irgend eine der heute bestehenden politischen Parteien oder deren Kandidaten als solche zu bekämpfen oder zu fördern. Darum wurde von den Führern der Abstinenzbewegung, vom ersten Tage des Kampfes gegen Herrn Dr. Schifferer an, immer wieder mit der größten Deutlichkeit und Schärfe öffentlich betont, daß sie Herrn Dr. Schifferer ganz genau so energisch bekämpfen würden, wenn er sich etwa der konservativen oder der freisinnigen Partei zurechnen würde.

Ja, die Abstinenten gingen in der Loyalität gegen die nationalliberale Partei noch weiter. Schon am 5. November 1910, also rund fünfviertel Jahr vor der Wahl, sandte der Vorstand des „Allgemeinen Deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus" das folgende warnende Schreiben an den Vorstand der Zentrale der nationalliberalen Partei in Berlin:

> Der ganz ergebenst unterzeichnete Vorstand des „Allgemeinen Deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus, e. V.", dem 35 deutsche Enthaltsamkeitsorganisationen mit rund 100 000*) allen politischen Parteien angehörenden Mitgliedern angeschlossen sind, erlaubt sich darauf aufmerksam zu machen, daß im Wahlkreise Tondern-Husum-Eiderstedt gegen die Reichstagskandidatur des Herrn Dr. Schifferer-Hohenwarte ernste Bedenken erhoben werden. Bekanntlich hat gerade in jener Gegend die Nüchternheitsbewegung besonders viele Anhänger, und es darf als völlig ausgeschlossen gelten, daß organisierte Abstinenten, sowie die zahlreichen ihnen nahestehenden Wähler, einem Kandidaten ihre Stimme geben, der so enge Beziehungen zum Alkoholkapital hat, wie Herr Dr. Schifferer. Es ist in dem genannten Wahlkreise — wenigstens unter den Alkoholgegnern — nicht unbekannt, daß Herr Dr. Schifferer Eigentümer der Brauerei Schifferer in Kiel gewesen und, nachdem diese Brauerei in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, Vorsitzender des Aufsichtsrates geworden ist und außerdem dem Aufsichtsrate der Berliner Schultheißbrauerei angehört.
>
> Bei den starken Anstrengungen, die zurzeit das Alkoholkapital macht, der unablässig für das Gesamtwohl unsres Volkes tätigen deutschen Nüchternheitsbewegung entgegen zu arbeiten, Anstrengungen, die besonders auf die Beeinflussung der Parlamente gerichtet sind, ist es — wie schon angedeutet — ganz selbstverständlich, daß organisierte Abstinenten und ihre Anhängerschaft alles zu tun vermeiden, was die wirtschaftliche und politische Macht des Alkoholkapitals fördern könnte. Es wird daher die — wie uns mitgeteilt wird — nicht ganz geringe Zahl der nationalliberal gesinnten Wähler unter den Abstinenten des Kreises Tondern-Husum-Eiderstedt durch die Kandidatur Dr. Schifferers in starke Gewissenskonflikte gebracht.

*) Der genannte Zentralverband umfaßt nur einen Teil der organisierten deutschen Abstinenten. Deren Gesamtzahl ist heute mehr als doppelt so groß. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus diesem Grunde bittet der unterzeichnete Vorstand, Herrn Dr. Schifferer zum Rücktritt von der Kandidatur veranlassen und ihn durch einen andren Kandidaten Ihrer Partei ersetzen zu wollen."

Und, als der nationalliberale Parteivorstand diese loyale Warnung nur mit einigen liebenswürdigen aber inhaltslosen Redewendungen beantwortete, erhielt — ein Jahr später, aber noch immer rechtzeitig — der Schleswig-Holsteinische Provinzialverband der Partei die folgende erneuerte ernste Warnung, die dieses Mal von dem Vorsitzenden der stärksten Einzelorganisation der deutschen Abstinenten, nämlich des deutschen Zweiges des Internationalen Guttemplerordens, ausging:

„Im Reichstagswahlkreise Tondern ist Herr Dr. Schifferer als Kandidat der nationalliberalen Partei für den Reichstag aufgestellt worden. Nach den Ausführungen . . . . . die ich beifüge, dürfte nicht zweifelhaft sein, daß Herr Dr. Schifferer in sehr nahen Beziehungen zur Alkoholindustrie steht. Es ist daher vorauszusagen, daß die Mitglieder unsres Ordens, sowie die Alkoholgegner in jenem Kreise überhaupt — und das sind Tausende! — nicht nur ein Eintreten für Dr. Schifferer ablehnen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach gegen seine Wahl lebhafte Propaganda machen werden.

Es ist nicht meine Aufgabe und auch nicht meine Absicht, mich in die politischen Verhältnisse des Kreises Tondern zu mischen oder Ihnen Ratschläge erteilen zu wollen. Aber ich halte es doch für meine Pflicht, Ihnen die Erwägung nahe zu legen, ob nicht die nationalliberale Partei in ihrem eignen Interesse einen andern Herrn aufstellen sollte, und wenn angängig, einen solchen, der bereits am Kampfe gegen den Alkoholismus in unserem Vaterlande teilgenommen hat. Zu dieser Anregung halte ich mich für verpflichtet, weil ich von Mitgliedern unsres Ordens in jenem Wahlkreise weiß, daß sie durch die Aufstellung gerade dieses Herrn mit ihrer politischen und alkoholgegnerischen Überzeugung in einen innern Zwiespalt gebracht werden und ferner, weil als Vorsitzender des Guttemplerordens es mein Bestreben sein muß, ohne irgendwie das politische Gebiet zu berühren, mit dafür zu sorgen, daß derjenigen Körperschaft, die am ehesten berufen sein wird, gesetzliche Maßnahmen gegen den Alkoholismus zu schaffen, nicht Männer angehören, die, unbeschadet einer tadellosen Gesinnung, doch zu sehr am Alkoholkonsum interessiert sind, als daß man bei ihnen auf eine ernsthafte Gegnerschaft dem Alkohol gegenüber rechnen könnte.

In einer Provinz, wie Schleswig-Holstein, in der die Bewegung gegen den Alkohol so kräftige Wurzeln geschlagen hat und, wie jedermann anerkennt, so reichen Segen zu stiften vermochte, dürfte der Wunsch nicht unbescheiden sein, daß bei der Aufstellung von Kandidaten dieser Volksstimme Rechnung getragen wird.

Und so möchte ich dem verehrlichen Vorstand ergebenst nahe legen, doch nach dieser Richtung hin die in Aussicht genommenen Kandidaten einer Nachprüfung zu unterziehen."

Auch diese zweite Warnung an die Nationalliberalen war vergeblich, der Kampf mußte seinen Gang gehen.

Er war heftig und wäre für zarte Gemüter nicht immer erquicklich gewesen: Hatte schon der ganze Wahlkampf dort oben etwas ungemein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Massives (Übelwollende würden sagen: etwas „Klobiges"), so bot das Ringen zwischen Abstinenten und Alkoholkapital durchweg das Derbste vom Derben. Das kam besonders daher, daß sich ein Mann fand, der zu der Zeit, als die Abstinenten und Dr. Schifferer sich zuerst gegenüber standen, in eine Abstinenzorganisation in Tondern eintrat (seine Aufnahme war ein Fall höchst bedenklicher Unvorsichtigkeit!), und dann in seiner nunmehrigen Eigenschaft als „organisierter Abstinent" für Dr. Schifferer und gegen die Abstinenten arbeitete. Da jener Mann Redakteur und Alleinherrscher über eine der wenigen Zeitungen des Wahlkreises war, so erschwerte das den Kampf der Abstinenten sehr wesentlich, drohte auch, eben weil der Mann selbst als „organisierter Abstinent" auftreten konnte, zu Zeiten Verwirrung unter sie zu tragen. Zudem arbeitete dieser Gefolgsmann Dr. Schifferers mit recht seltsamen Waffen: So bestand eines seiner Kampfmittel darin, einige Führer der Abstinenten als „Dänenfreunde" auszugeben (höchst wirksam in jenem Lande des deutsch-dänischen Haders!), ja einem von ihnen machte er sogar, in versteckter aber allgemein verstandener Form, den Vorwurf, deutsches Land den Dänen ausliefern zu wollen. (Das allerdings brach ihm dann anscheinend den Hals, wenigstens ersuchten die Abstinenten ihn bald darauf, sich nunmehr von ihnen hinweg zu heben, so daß man wenigstens Freund und Feind wieder klar unterscheiden konnte; da stand man aber auch schon dicht vor der Hauptwahl.) — Daß dieser Mann, trotz der bereits erwähnten, stets erneuerten, Erklärungen der Abstinenten, ihr Kampf gelte nicht der politischen Partei des Herrn Dr. Schifferer, wiederholt mit der Behauptung des Gegenteils „arbeitete", braucht als selbstverständlich kaum erwähnt zu werden. — Herr Dr. Schifferer persönlich griff zu einer Taktik, die ich nicht kritisieren, sondern nur darstellen will: Er erklärte: daß die Abstinenten mit aller Macht gegen die „Deutsche Brauer-Union" kämpften, und daß sie niemanden wählen würden, der der „Brauer-Union" angehöre, sei für ihn ganz selbstverständlich. Er, Dr. Schifferer, stehe aber in gar keinen „direkten" Beziehungen zur „Brauer-Union". Das war nun formell richtig, denn da die „Deutsche Brauer-Union" eine Vereinigung von Brauereien und nicht von Menschen ist, so kann ein einzelner Mensch zu ihr überhaupt niemals in direkten Beziehungen stehen, sondern immer nur in Beziehungen durch Vermittlung einer Brauerei. Mit den sachlichen Verhältnissen, um die es sich drehte, war aber diese Erklärung des Herrn Dr. Schifferer keineswegs zu vereinigen: Denn für die Abstinenten kam es ja nicht darauf an, ob Herrn Dr. Schifferers Beziehungen zur „Deutschen Brauer-Union" „direkte" oder „indirekte" waren, sondern darauf, daß diese Beziehungen jedenfalls derartige waren, daß sie Herrn Dr. Schifferer als Mitglied des Reichstages unzweifelhaft zu einem Interessenvertreter der „Deutschen Brauer-Union" und damit zu einer schweren Gefahr für den Kampf gegen den Alkoholismus machen mußten. Der Erfolg hat denn auch gezeigt, daß Herr Dr. Schifferer bei der Abgabe dieser Erklärung die Abstinenten des Wahlkreises für wesentlich unbegabter gehalten hat, als sie sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Entscheidung.

Durch die Hauptwahl vom 12. Januar 1912 wurde Dr. Schifferer in eine Stichwahl mit dem fortschrittlichen Kandidaten Dr. Blunck aus Hamburg gedrängt. Um Dr. Schifferers Erfolg in der Stichwahl möglichst zu sichern, schloß nun die nationalliberale Partei ein Stichwahlabkommen mit dem Bund der Landwirte: dessen Anhänger sollten nämlich in Schifferers Wahlkreis für ihn stimmen, wogegen die Nationalliberalen in einem andern Wahlkreis dem Kandidaten des Bundes der Landwirte, der dort in der Stichwahl stand, ihre Stimmen geben wollten. Aber die Wirkung dieses Stichwahlabkommens scheiterte nun ganz direkt an Dr. Schifferers Beziehungen zur „Deutschen Brauer-Union": Der Kreisvorsitzende des Bundes der Landwirte in Schifferers Wahlkreis Tondern-Husum-Eiderstedt hatte zwar, nachdem seine Partei es beschlossen hatte, das Stichwahlabkommen pflichtmäßig mit unterschreiben müssen. Er selbst aber, ebenso wie mehrere Hundert seiner Parteigenossen, war organisierter Abstinent. Während des ganzen Wahlkampfes (an dem er selbst als Kandidat des Bundes der Landwirte bis zu der für ihn erfolglosen Hauptwahl teilgenommen hatte) hatte er jedem, der das hören wollte, stets erklärt, *seine* Stimme bekomme der Alkoholkapitalist Dr. Schifferer unter keinen Umständen. Und als jetzt, nachdem er seinen Namen mit unter das Stichwahlabkommen hatte setzen müssen, ein ihm befreundeter Abstinent ihn fragte, ob er denn etwa nun Herrn Dr. Schifferer *doch* wählen wolle, gab er dem Frager die kurze Antwort:

> „Die Frage ist eigentlich ganz überflüssig, da Du doch weißt, daß mein Gelübde als Guttempler es mir einfach unmöglich macht, einen Alkoholkapitalisten, wie Herrn Dr. Schifferer, in eine Volksvertretung zu wählen."

Diese Antwort wurde von den Abstinenten noch vor der Stichwahl im ganzen Wahlkreis bekannt gemacht.

In der Stichwahl vom 22. Januar 1912 unterlag Dr. Schifferer mit 1929 Stimmen.

Ursache und Wirkung.

Die Wahl des Kandidaten Dr. Schifferer in den Reichstag ist verhindert worden, *nachdem* sich die Abstinenten des Wahlkreises scharf gegen ihn gewendet haben. Ist diese Wahl auch verhindert worden, *weil* die Abstinenten das getan haben? Mit andern Worten: Können die Abstinenten sagen „*Wir* haben Schifferer zu Fall gebracht?"

Ja.

Was wäre anders gewesen, wenn Herr Dr. Schifferer nicht der Alkoholkapitalist, der Mann der „Brauer-Union" gewesen wäre, und wenn deshalb die Führer der Abstinenten nicht gezwungen gewesen wären, die Wahlparole „Gegen Schifferer" auszugeben?

Dann hätte einmal die recht erhebliche Anzahl von Abstinenten des Wahlkreises, die auf dem gleichen oder auf einem ähnlichen politischen Boden stehen wie Herr Dr. Schifferer, für ihn gestimmt, besonders — in der Stichwahl — auch so ziemlich alle die Abstinenten, die dem Bund der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landwirte angehören. (Heute haben alle diese nationalliberalen oder bündlerischen Abstinenten gegen ihn gestimmt, oder sich der Abstimmung enthalten, möglicherweise mit Ausnahme von ein paar Dutzend Querköpfen oder Unwissenden, die nicht begriffen hatten, um was es für die Abstinenzbewegung ging.)

Ferner aber hätte auch noch eine ganze Anzahl von Nicht-Abstinenten für Dr. Schifferer gestimmt, die es heute nicht getan haben. Denn zunächst sind durch die Parole der Abstinentenführer „Gegen Schifferer" dessen politischen Gegnern verschiedene hervorragende Agitationskräfte zugeführt worden, die sie sonst nicht gehabt hätten: Es gibt im Wahlkreis verschiedene Abstinenten, die sich politisch der Fortschrittspartei zurechnen, die aber ihre äußerst bedeutende Begabung für die Agitation gemeiniglich nicht in den Dienst der Politik, sondern nur in den Dienst der Alkoholbekämpfung stellen. Nunmehr fiel für diese Männer die Agitation für den fortschrittlichen Gegner Dr. Schifferers in den Rahmen ihrer Pflichten als Alkoholgegner: Sonst, in ihrer Eigenschaft als „Fortschrittler", hätten sie sich um den nationalliberalen Gegner Dr. Schifferer nur insoweit gekümmert, daß sie am Wahltage ihre e i n e Stimme gegen ihn abgegeben hätten; — jetzt aber, wo es für sie als Abstinenten galt, in Herrn Dr. Schifferer den Alkoholkapitalisten und vor allem den Mann der „Brauer-Union" zu bekämpfen, holten sie hunderte und hunderte von Stimmen gegen ihn aus lässigen Fortschrittlern oder aus der „Partei der Nichtwähler" heraus. Weiter aber hätte ohne die Abstinentenparole „Gegen Schifferer" das Stichwahlabkommen mit dem Bund der Landwirte auch unter dessen nichtabstinenten Mitgliedern manches Stimmenhundert mehr für Schifferer geworben, als es das s o vermochte: Allzu groß war im Wahlkreis die Liebe der Bündler zu den Nationalliberalen so wie so nicht, zumal seit, am letzten Tage vor der Hauptwahl, ein letztes, äußerst ungeschicktes, Flugblatt derer um Schifferer die Bündler heftig empört hatte. Immerhin aber: hätten die Bündler geglaubt, sie würden ihrem sehr beliebten und einflußreichen Kreisvorsitzenden eine besondere Freude damit bereiten, wenn sie am Stichwahltage für Schifferer stimmten, so wäre eine ganz andre Zahl von ihnen für Schifferer an die Urne gekommen, als jetzt, wo sie aus der von mir erwähnten, überall im Wahlkreise bekannt gewordenen, Antwort dieses Kreisvorsitzenden an seinen Freund wußten, daß er persönlich die Wahl Schifferers ganz gewiß nicht wünsche. Und endlich hat die Abstinentenparole „Gegen Schifferer" der Werbekraft von dessen Person im ganzen Wahlkreise sehr erheblich dadurch Abbruch getan, daß, gegenüber dieser Parole, Herr Dr. Schifferer, anstatt der Sachlage gemäß einfach zu erklären: „Ich als ehrlicher Mann sehe ein, daß die Abstinenten als ehrliche Männer mich nicht wählen können", den von mir geschilderten Eiertanz um seine „direkten" oder „indirekten" Beziehungen zur „Brauer-Union" glaubte aufführen zu müssen. Gegen ein solches Verhalten eines Kandidaten sind viele Wähler, ganz gleichgültig, wie sie zur Politik oder zur Alkoholfrage stehen, sehr empfindlich — glücklicherweise.

Ja, die Abstinenten h a b e n Herrn Dr. Schifferer zu Fall gebracht, und auch Schifferers eigenes Organ in Tondern schrieb (am 26. Januar) in diesem Sinne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lehre.

Erstens: Die Wahlparole „Für die Rassenhygiene" ist keine Utopie mehr. Mag es auch für kurze oder lange Zeit noch sehr schwierig sein, daß ein Kandidat allein auf diese Parole hin zum Siege schreitet, der Fall Schifferer hat doch bewiesen, daß es durchaus möglich ist, an dieser Parole einen Kandidaten, dessen Wahl der Volksgesundheit schädlich wäre, scheitern zu lassen. In diesem Sinne zum mindesten werden die Lebensreformer bald an sehr vielen Orten in der Lage sein, sich zur ausschlaggebenden Gruppe bei den Parlamentswahlen zu machen, — vorausgesetzt, daß sie so entschieden und geschlossen vorgehen, wie diesmal die Abstinenten in Tondern-Husum-Eiderstedt.

Zweitens: Dieser Erfolg ist möglich selbst gegen Kandidaten von größtem persönlichem Einfluß: Herr Dr. Schifferer ist ungewöhnlich reich, und er hat sein großes Vermögen in jeder zulässigen Weise in den Dienst seiner Wahl in den Reichstag gestellt. Er ist Mitglied des Preußischen Landtages. Er nimmt eine bedeutende, ja eine gefürchtete Stellung in seiner politischen Partei ein: ein Blatt dieser Partei nannte ihn noch kurz vor der Wahl den „gebieterischen Schifferer". Alles umsonst: der entschlossene Ansturm der schlichten Männer vom Guttemplerorden, vom Blauen Kreuz, vom Alkoholgegnerbunde hat ihn weggefegt.

Drittens: Es hat sich wieder gezeigt, daß unter all denen, die für Lebensreform kämpfen und arbeiten, die Abstinenten wohl den stärksten Kampfgedanken und die stärksten Organisationen haben. Beides hat sich bei diesem sehr schwierigen Kampfe bewährt, hat sich bewährt trotz der neuen, für deutsche Lebensreformer ganz ungewohnten, Art des Kampfes, — trotz der Macht des Gegners an Geld und Einfluß, — trotz der bis zum äußersten gehässigen Kampfesweise eines Teils seiner Anhänger, — trotz endlich, das braucht gar nicht verschwiegen zu werden, sehr erheblichen Fehlern und Unzulänglichkeiten, die im eignen Lager störend auftauchten.

Viertens: Eine sehr harte Lehre aber hat die nationalliberale Partei erhalten. Sie hat geglaubt, die loyalen Warnungen, die ihr die großen Organisationen der Abstinenten, wie ich gezeigt habe, rechtzeitig und mit eingehender Begründung haben zugehen lassen, in den Wind schlagen zu dürfen. Das bezahlt sie jetzt mit dem Verlust auch des letzten Reichstagssitzes in der Provinz Schleswig-Holstein, eines Sitzes, den sie wohl hätte bewahren können, wenn sie jene ehrlichen Warnungen nicht mißachtet hätte. Was sich an ihr rächt, ist die gänzliche Unkenntnis, die die verantwortlichen Männer dieser (und nicht nur dieser) politischen Partei von den Dingen und Kräften haben, die nicht im Parteikatechismus stehen. Ob diese eine Lehre, so hart sie war, schon genügen wird, um diesen Männern eine Ahnung davon aufsteigen zu lassen, daß es nicht nur „zwischen Erd und Himmel", sondern auch auf der Erde des Deutschen Reiches mehr Dinge gibt, als ihre Parteiweisheit sich träumen läßt? Hoffen wir es: in ihrem Interesse. Denn, wenn es noch nichts geholfen haben sollte, und wenn sich die Gläubigen des Parteischemas etwa mit der bekannten einen Schwalbe trösten sollten, die bekanntlich noch keinen Sommer macht, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird es die Sache der Lebensreformer sein, ihnen die Lehre von Tondern-Husum-Eiderstedt aller Orten, und wieder und immer wieder, einzuhämmern, bis sie sie begriffen haben. Und was gerade die nationalliberale Partei angeht: Ich glaube nicht, daß es eine Presse gibt, die lauter gejammert hat über den großen Wahlsieg der Sozialdemokraten, als die ihrige. Nun, ich für meine Person habe weder mit der Partei der Nationalliberalen noch mit der Partei der Sozialdemokraten in Freundschaft oder Feindschaft irgend etwas zu tun: Aber gerade als völlig Uninteressierter bin ich vielleicht in der Lage, den Nationalliberalen die Frage vorzulegen: Nicht wahr, die Sozialdemokraten verstehen es erfahrungsmäßig ausgezeichnet, die Kräfte, die die Zeit gebiert, vor ihren Wagen zu spannen? Gehört es vielleicht auch mit zu dieser Methode, die das rote Fuhrwerk doch offensichtlich vortrefflich fahren läßt, wenn unter den Kandidaten, die sie für die eben verflossenen Reichstagswahlen aufgestellt haben, zwanzig organisierte Abstinenten waren? Während die Nationalliberalen in Tondern-Husum-Eiderstedt trotz aller erdenklichen Warnungen nicht dazu zu bringen waren, sich von dem Mann der „Brauer-Union" zu trennen. Während weiter kürzlich im Sächsischen Landtag die nationalliberalen Abgeordneten Schnabel, Löbner und Nitzschke, unter lebhafter Zustimmung aller anwesenden Parteigenossen, in höchst auffälliger Weise die Interessen des Alkoholkapitals gegen die Abstinenten vertreten haben gegen den Widerspruch eines Sozialdemokraten und eines — Konservativen.

Hermann Popert.

Was andre sagen

Kunstwart. (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) Jg. 25, Heft 8.

Politik und Kultur. Von Otto Corbach.

„... Wenn unsere Parteipolitiker angefangen haben, mit der Kultur unseres Volkes zu liebäugeln, so beweist das nichts, als daß die Parteipolitik ein Rudiment der Vergangenheit zu werden beginnt ..."

(Im neunten Kunstwart-Heft findet sich ein Aufsatz, der folgendermaßen beginnt:)

„Phrasen werden bekanntlich zu Wahlzeiten auch von den Zeitungen, die sich an die Intelligenz wenden, maschinenmäßig gedroschen. Nicht nur das „Geschäft", auch die Erregung bringt das so mit sich, also darf mans nicht tragisch nehmen. Aber es lohnt sich immerhin, mit den Händen mal auf die Tenne zu greifen, um nachzusehen, was da liegt.

Glaubt man den Aufrufen „in letzter Stunde", so ist niemand verächtlicher als der Nichtwähler. Stets wird bei ihm als selbstverständlich angenommen, daß er nur aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit seine „Wahlpflicht" nicht ausübe, und daß er, wenn er mitstimmte, im Sinn dessen abstimmen würde, der über ihn schilt. Als wenn gerade ein selbständiger und denkender

Kopf im Gewirr der Meinungen nicht zu dem Ergebnis kommen könnte: ich weiß diesmal nicht, ob ich meine Stimme dem oder jenem geben soll, ich stimme lieber nicht, als vielleicht verkehrt, gerade aus Verantwortlichkeitsgefühl also stimme ich dieses Mal nicht mit."

Elternhaus und Schule. (Herausgeber: Heinrich Terbrüggen, Düsseldorf). 2. Jg. Nr. 3.

Über die Art und Unart des Kindes. Von Dr. med. Arthur Schloßmann.

„... Wir wissen heute, daß zwischen der natürlichen und der sogenannten unnatürlichen Ernährung des Säuglings die gewaltigsten Unterschiede bestehen. Diese zeigen sich nicht nur in der besseren körperlichen Entwicklung des natürlich genährten Säuglings, sondern weit über das Säuglingsalter hinaus macht sich ihr Einfluß geltend. Erhebungen nach dieser Richtung haben gezeigt, daß beispielsweise unter den guten Turnern im Verhältnis viel mehr natürlich genährte Individuen sind, wie solche, die die Mutterbrust entbehren mußten, und wieder unter den ungeschicktesten und schwächlichsten Menschen überragt die Zahl der mit Tiermilch Aufgezogenen. Ganz das Gleiche gilt in geistiger Hinsicht. Unter den Kindern, welche regelmäßig steigen, welche mittlere und gute Leistungen zeigen, finden sich nur vereinzelt solche, die unnatürlich ernährt sind; unter denen aber, die dem Lehrer besonders Sorge machen, welche schlecht mit fortkommen, welche das Ziel der Volksschule nicht entfernt erreichen, sind wieder diejenigen in Überzahl, welche unnatürlich aufgezogen worden sind. Und so bekommt manches arme Kind in der Schule die Prügel, die eigentlich seine Mutter verdient hätte. ..."

Hammer. (Herausgeber: Th. Fritsch, Leipzig) 11. Jg., Heft vom 15. Januar 1912.

Keine neue Kultur in Amerika. Von Peter Ravnhy.

„... Jeder der in einem Lande war, wo Auswanderermassen ankommen, wird den Zuzug, den die großen Transatlanter ausladen, nicht ohne Kummer betrachten. Man kann sagen, daß der Staat, der diese Massen aufnimmt, eigentlich nicht der nehmende, sondern der duldende Teil ist. Es ist also einleuchtend, daß ein Staat, der nicht bereits ein festes, kulturelles Gefüge besitzt, solche proletarische Einwanderungsmassen nicht verdauen kann. Dazu sind die ankommenden Scharen von vornherein viel zu sehr vermischt ..."

Rund um uns

Die erste eugenetische Beratungsstelle Deutschlands ist im November des vorigen Jahres in Dresden ins Leben gerufen worden. Was ist das? werden viele fragen. — Eugenetisch kommt her von dem griechischen „Eugenik", d. i. Lehre oder Kunst der Wohlerzeugung, der Höherzüchtung des Volkes. — Wozu brauchen wir aber eine Beratungsstelle dafür? Sind wir denn nicht genug wohlerzeugt, wohlgeboren? — Nein, das sind wir nicht! Nach der Schätzung der Statistiker ist etwa ein Drittel von uns körperlich oder geistig minderwertig und, wenn wir uns und unsere Umgebung recht gründlich prüfen, so finden wir in der Tat, daß fast jeder von uns mehr oder minder große körperliche oder geistige Fehler mit sich herumschleppt, durch die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er in Pflichterfüllung und Lebensgenuß gehemmt wird und an denen viele von uns jämmerlich zugrunde gehen. Von diesen Fehlern erwerben wir viele durch unsere ungesunden Lebensverhältnisse und Lebensweise, viele aber ererben wir ohne eigene Schuld von unseren Vorfahren. Der Kampf ums Dasein, der in der ganzen Natur die schlecht und fehlerhaft Gewordenen wegräumt und nur die Gesunden, Starken, Schönen zur Fortpflanzung gelangen läßt, ist durch unsere moderne Kultur in Bahnen gelenkt worden, die den Schlechten im Gegenteil eher förderlich sind. Die Auslese der Gesunden, Starken, Schönen durch die natürliche Zuchtwahl, das zweite Regelungsmittel der Natur, kommt beim Menschen auch nicht mehr viel in Betracht, obwohl er der künstlichen Zuchtauslese seine großen Erfolge in der Züchtung der Nutzpflanzen und -tiere verdankt. Daher sind so erschrecklich viel Fehler, die sonst ausgemerzt worden wären, fortgepflanzt, ja vermehrt worden. Pflege und Erziehung, auf die wir so viel Stücke halten, können wohl manches bessern, aber die durch Vererbung überkommenen grundfehlerhaften Anlagen vermögen sie nur sehr wenig zu beeinflussen. — So liegt es im Interesse des Einzelnen wie des ganzen Volkes, die Kette des Verderbens zu durchbrechen: durch vernünftige Gattenwahl die Erzeugung von vornherein minderwertiger Kinder zu vermeiden und durch Gesundheitspflege vor und während der Ehe die Erzeugung, Geburt und Aufzucht möglichst tüchtiger Kinder zu fördern. Ob und wie das im Einzelfall zu erreichen ist, das lehren in der Dresdener Eugenetischen Beratungsstelle acht Dresdener Ärzte, von denen jeden Mittwoch Nachmittag 6—7 Uhr zwei in der Sprechstunde (Bismarckplatz 12) jedermann unentgeltlich zur Verfügung stehen, ob er nun erst heiraten will oder schon verheiratet ist. Dabei wird übrigens die Erfahrung gemacht, daß oft genug Sorgen zerstreut werden können, die unberechtigterweise infolge von Überschätzung oder Einbildung von Fehlern entstanden sind. — So hat die Beratungsstelle eine sehr notwendige und segensreiche Aufgabe übernommen. Hoffen wir, daß sie bald überall in Deutschland Nachahmung finden möge — zum Wohle unseres Volkes! A. E.

Frauenstimmrecht in Schweden. Die Verkündigung der Thronrede bei Eröffnung des schwedischen Reichstages: daß die Regierung demnächst eine Vorlage betreffend die Ausdehnung der vollen politischen Rechte auf die Frauen einbringen werde, hat auch in Deutschland, und zwar nicht nur in den Kreisen der Stimmrechtlerinnen, das lebhafteste Interesse erregt. Es wird daher interessant sein zu erfahren, wie die Frauen Schwedens für die Erlangung dieser Rechte bisher gearbeitet haben. Anna Brunnemann berichtet darüber in einem außerordentlich anschaulichen und fesselnden Aufsatz „Aus der schwedischen Frauenbewegung", erschienen im Januarheft der Zeitschrift „Neues Frauenleben"*) u. a.:

„Die schwedische Bewegung für das Frauenstimmrecht hat sich mit einer Schnelligkeit entwickelt, die selbst ihre Teilnehmerinnen verwundert. Das liegt vor allem in ihrer wirklich einzig dastehenden Organisation, aber auch in der geradezu leidenschaftlichen Hingabe, mit der sich ihre Leiterinnen der propagandistischen Tätigkeit widmen. Sie bereisen, zumeist auf eigene Kosten, auch die entlegensten Teile des Landes und halten Vortrag auf Vortrag, selbst vor den Lappländerinnen. Die eifrigsten Verbreiterinnen der Stimmrechtsidee sind vor allem die Lehrerinnen, die Ärztinnen, die Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamtinnen. In Umeå, dicht an der Grenze von Lappmarken, gründete eine Telegraphistin bereits im Jahre 1903 einen Stimmrechtsverein. Bei ihren Studien in der Hauptstadt und in den

*) Verlag Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Universitätsstädten erfüllen sich alle diese Frauen mit hohen Ideen von der Kulturmission des Weibes und tragen sie dann weiter bis in die entlegensten Gegenden ihres Vaterlandes. Ein ganzes Netz von Lokalvereinen überzieht heute das Land, hoch bis nach Lappland hinauf, und Ende 1905 zählte man bereits deren 49, Ende 1906 waren es 73, 1909 deren 134; der neue Jahresbericht — der uns nicht vorliegt — dürfte jedoch wiederum eine höhere Ziffer verkünden. Diese Lokalvereine sind außer ihrem Wirken für das allgemeine Ziel an kein engumgrenztes Arbeitsgebiet gebunden und dürfen sich, je nach den örtlichen Verhältnissen, in allen Zweigen sozialer Wirksamkeit betätigen. Sie haben Lesehallen, Schulgärten, Ferienkolonien, Volksbäder und dergleichen mehr ins Leben gerufen, arbeiten vor allem auch für die Wählbarkeit der Frauen in die Armenverwaltung und für ihre größere Beteiligung an den kommunalen Wahlen. Im Jahre 1903 wurde eine Landesorganisation gegründet, die alle Lokalvereine umfaßt und deren Arbeitsausschuß seinen Sitz in Stockholm hat. Er pflegt eine reiche propagandistische Tätigkeit, und die von ihm verbreiteten Flugschriften gehören zu dem Besten, was die Literatur auf dem Gebiete des Frauenstimmrechtes aufzuweisen hat. Ebenso eifrig läßt er sich die politische Erziehung seiner Mitglieder angelegen sein. In Stockholm und anderen größeren Städten finden regelmäßig Kurse in Soziologie, verbunden mit praktischen Übungen, statt. In kleineren Orten haben sich Zirkel für Heimstudium gebildet, denen das Studienmaterial geliefert wird. Chronologische Zusammenstellungen alles dessen, was in der Stimmrechtsfrage bereits seitens des Auslandes getan und erreicht worden ist, werden vom Zentralverein verteilt, und das bis in die entlegensten Bauernhöfe. Dreißigmal wurde der Weg der Petitionen beschritten, und darunter ist die im Jahre 1906 großartig eingeleitete Massenpetition nennenswert, die von insgesamt 142,128 Frauen unterzeichnet war; 1727 Stimmen kamen aus der Provinz Norrbotten, also vorwiegend von den Lappländerinnen! Ferner wurden Deputationen an den Staatsminister entsandt, von denen die erste von 130 der hervorragendsten Frauen Schwedens gebildet war; unter ihnen befanden sich Ellen Key und Selma Lagerlöf. Nicht nur ihre äußere Organisation, vor allem auch ihr innerer Charakter hat der schwedischen Stimmrechtsbewegung ihre raschen Erfolge gebracht. Ihre vollkommene Parteilosigkeit bedeutet ein wirkliches Sammeln aller weiblichen Energien; es durchflutet sie ein starker Geist gemeinsamer Arbeit für ein großes allgemeines Ziel und bietet die sicherste Gewähr für ihre weiteren Erfolge. . . ."

* * *

Beim „Vortrupp" eingegangene Bücher und Schriften. (Besprechung vorbehalten.) Mein Haus meine Welt. Von Führer und Gauß. Verlag von Schultheß & Co., Zürich. Preis geb. 4,80 M. — Der Zukunftsstaat. Von Hermann Brandau. Verlag von Otto Wilhelm Barth, Leipzig. — Gesellschaft und gesellschaftlicher Verkehr. Von Lothar Brieger-Wasservogel; Verkehr mit Frauen. Von Lothar Brieger-Wasservogel; Menschenkenntnis. Von Heinrich Steinitzer. Band 1—3 der Kultur-Breviere. Verlag von Gustav Lammers, München. Jeder Band M. 2,—. — Die Volksbücherei, ihre Gründung, Einrichtung und Führung. Von Wilhelm Börner und Dr. Erich Frankl. Verlag von Hugo Heller & Co., Wien. — Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation von Armin v. Domitrovich. Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Preis Mk. 1,—. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 5 1. März 1912

Volkserziehung im Schnee.

Je selbständiger der einzelne, desto tüchtiger das Volk.
Der mangelnde Gemeinsinn ist ein Entartungsmerkmal.
Mathias Zdarsky.

Von denen, die in den ersten Februartagen dieses Jahres von Breslau, Brünn oder Berlin nach der Grafschaft Glatz reisten, um dort im Schnee den Stemmbogen zu lernen, haben nur wenige gewußt, was ihnen bevorstand. Und wer es wußte, durfte es nicht laut sagen, ohne ein Achselzucken zu ernten. „Sie wollen Wintersport treiben?" Am Besten antwortete man mit: „Jawohl", und behielt seine heimliche Liebe für sich. Denn man wäre ausgelacht worden, wenn man gesagt hätte: „ich will helfen, dem Volke eine bessere Zukunft bringen, will, daß der deutsche Mensch wieder das werde, was ...., will ...." Unter Skilauf denken sich die meisten Menschen nichts weiter als eins der Wintervergnügen der sogenannten Wintersportplätze. Eine der vielen Arten des Hinabgleitens über Schnee und Eis, vor den Augen wintermodisch gekleideter Gaffer. Wer sich beeilen will, es besser zu wissen, der merke sich den Namen Mathias Zdarsky genau und erfahre heute, daß es seit sechzehn Jahren eine alpine Skifahrtechnik gibt, einen deutschen Skilauf, der dem Volke das winterliche Gebirge erschließt, die Menschen, junge und alte, aus den Höhlen herausholt, in denen sie bisher überwinterten und die Wälder bei Schneesturm und Kälte mit frohen Touristen belebt.

Es klingt wie ein Märchen. Ein deutscher Turner und vielseitig gebildeter Mann erwarb im Gebirge ein Anwesen, um dort in Bergeinsamkeit ungestört seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen leben zu können. Schneereiche Winter und die Kunde von Nansens Skifahrt durch Grönland brachten ihn auf den Einfall, den Skilauf zu lernen. Ohne Lehrmeister lernte er die Bretter lenken. Er übte allein, ohne einen anderen Skiläufer zu sehen, sechs Winter hindurch. Er konstruierte sich über zweihundert verschiedene Bin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dungen, bis er die brauchbare fand, bewertete alle Bewegungen turnerisch, anatomisch, physikalisch und erreichte es endlich, jedes Gelände sturzfrei und flott zu beherrschen. Dann unternahm er die erste Reise zu anderen Skiläufern und fand, daß er etwas ganz Neues geschaffen hatte, den alpinen Skilauf. Andere übten auf „Skiterrain"; Mathias Zdarsky durchquerte die Wälder, fuhr zwischen Steinen und Stämmen in kühnen Bogen zu Tal, glitt mit sicherer Technik an steilen Abhängen entlang und überwand, ein echter deutscher Turner, jedes Hindernis. So eroberte er dem Volke die schneebedeckten Berge. Nur in der Abgeschlossenheit konnte es kommen, daß er einen Skilauf für möglich hielt, den die Norweger einfach nicht versuchten, weil das Gelände für ihre Technik und ihr Material zu steil war. Zdarsky verbesserte sich und das Material und suchte Fehler, die ihn sein Ziel zu erreichen hinderten, nie wo anders als „in der grauen Hirnrinde".

Etwas Unerhörtes war hier von einem Manne geschaffen worden, der noch lebte. Die Folge davon war eine Flut von Schmähungen und Anfeindungen gegen den Erfinder. Man wurde vor der Größe der Sache gemein, man stahl geistiges Eigentum, und stiehlt es täglich, noch heute. Aber die große Sache bleibt. Und der Mann lebt. Und seine Jünger leben.

Was ist groß an der Sache? „Schritt und Fahrt" — „Bergbein belasten" — „Talski kanten" — „Fersenende wegsetzen" — „Ski flach" — „Stock umsetzen" — „Innenbein im Knie beugen" — „Der Bogen ist fertig". — Der Bogen: „die idealste Bewegung, deren der Mensch derzeit im Raum fähig ist. — Sobald wir diese Übung auf steilen Hängen beherrschen, überfällt uns ein Freudenrausch". Das ist wirklich so. Wie eine Möwe, die sich zum Wasser niedersenkt, gleitet der Skiläufer in Bogen zu Tal.

Bei zwanzig Grad Kälte üben Männer und Frauen im Schnee. Zdarskys Stimme ruft zur Abfahrt über den Berg. Sie folgen einzeln. Einige stürzen in den lockeren Schnee. Die folgenden müssen aus-

---

Das nordische Wort Ski bedeutet Scheit (im Hochdeutschen des 7.—12. Jahrhunderts scît, im Altfriesischen skid). — Scheit, Ski besagt etwas Anderes als Schneeschuh und das Wort Ski kann wohl als ein deutscher Wortstamm unbedenklich in unsere Sprache aufgenommen werden, als Bezeichnung für einen Gegenstand, der aus einem nordgermanischen Lande jetzt zu uns gekommen ist. Die Aussprache ist dann, ebenso wie in großen Teilen Norwegens ‚Ski', nicht Schi. Als Pluralform wird Skier genommen. (Vergl. auch Weigand, Deutsches Wörterbuch.)

Man lese: Mathias Zdarsky. Alpine Skifahrt-Technik. Berlin, Konrad W. Mecklenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weichen oder bremsen. Sie üben Vorsicht, Umsicht, Rücksicht, Nachsicht und Übersicht: Ein Wort, fünf Vorsilben, fünf hohe Menschenkräfte, die im Schnee aufsteigen, wie das Blut, das in die Wangen strömt. Man gleitet dahin, schnell kommt der Entschluß, die Sicherheit allein ist Lob, und weit hinter Bergen bleibt die Eitelkeit. Die Lungen sind mit frischer Luft gefüllt, im freien Kopf stehen klare Bilder, und das volle Herz sucht Antwort auf hundert Fragen, die in der Winterluft wehten. Der Abend ist zur Belehrung da. Das Lernen ist dann Lust. Nach solcher Bewegung in der freien Natur wiegt ein Lehrerwort.

Von Körperpflege, Essen, Trinken, Kleidung, Ausrüstung, von der Natur und Erziehung spricht der Mann, der in der Einsamkeit den Stemmbogen erfand, und es ist uns, als ob wir zum ersten Male in eine wirkliche Schule gehen. Das andere war wohl keine Schule. Es muß etwas ganz anderes gewesen sein: die graue Anstalt, in der junge Menschen bei gutem und trübem Wetter geängstet wurden.

Wenn mittags beim hellen Sonnenschein viele Fremde auf Brettern das Dorf verlassen um auf den Höhen zu üben, dann geht die Dorfjugend mit. Im Sommer haben sich die Kinder beim Tischler Eschenbretter hobeln lassen und haben sich ein Paar Skier daraus gebogen. Der Schuster hat als Doktorarbeit eine Bindung dazu geliefert. Damit wirds diesmal versucht. Die Kinder drängen sich in die Reihen der Männer und Frauen und sind begierig, zu lernen. Jeder will der erste sein. Aber „Spur halten" heißt es dann, damit der nachfolgende den richtigen Weg einhält, nicht in Gefahr kommt und sicher gefunden wird, wenn er durch Unfall zurückgehalten werden sollte. Jugend, die durch Einsicht gelernt hat, sich solcher Notwendigkeit zu fügen, ist willig und geschickt, wo Menschen im Leben gemeinsam handeln müssen. Der Gemeinsinn wird geweckt und braucht nicht künstlich gelehrt zu werden. Auf Schritt und Tritt erzieht und bildet die Alpinistik, wie jeder richtige Sport. Wie arm ist doch ein Schullehrer in seinen Mitteln der Erziehung, wie reich ein Lehrer, der seine Schüler durch die Natur führt! Und wie elend ist das Wissen, das auf Schulbänken erworben wird.

Die einheimischen, schulentlassenen Kinder konnten, als sie auf der Höhe des Berges standen, nicht sagen, wie das Gebirge in der Ferne hieß, und wo das Wasser von dort hinfließt. „Wie sagt Ihr denn, wenn Ihr auf die Berge zeigt?" Wir sagen: „das Gebirge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dort drüben". Die Schulordnung hatte dem Lehrer verboten, hier oben Erdkunde zu lehren. So wußten die Kinder „nur", wo Hebron und Astharoth liegt und wo der Jordan entspringt. Ihre Heimat „hatten sie noch nicht gehabt". Sie mußte ihnen erst von Fremden gezeigt werden.

Was man gewöhnlich unter Wintersport versteht, ist nicht zu verwechseln mit dem Skilauf, der den Touristen in einsame Dörfer führt. Der Wintersport verpestet eine Anzahl schöner Stellen in unseren Gebirgen, indem er dort der großstädtischen Dekadenz einmal eine Ortsveränderung ermöglicht. Dort tritt der Sport besonders hervor, der den echten Sport, den volkserziehenden, schädigt. Modenarrheit, Eitelkeit, fade Großstadtgenüsse herrschen vor. Und Sportereignisse werden gezüchtet. Es werden „Zeiten" gemacht. „Es liegt in der Natur des Sports, daß Vergleiche bezüglich des Geleisteten angestellt werden. Solange diese Vergleiche nur als Maß gelten, von dem man Kenntnis nimmt, ohne daraus dauernde Folgerungen zu ziehen, so entspricht ein solches Messen vollkommen dem Begriffe der Freude, des Vergnügens. Denn das Nichtdauerhafte ist ja eine Hauptbedingung bei Lustgefühlen. Sobald aber statt des Messens ein Wetten eintritt, an dem sich auch die Zuschauer mit klingender Münze beteiligen, ist der Sport tot, es lebt nur die Komödie". „Aufsehen erregende Kunststücke vieler Sportarten umwerten den Sport zur Zirkusproduktion, besonders, wenn die Veranstalter „großer Feste" den Sport zum Aufputz brauchen". „Nie soll beim Sport das äußerste gemessen werden, was der menschliche oder tierische Körper überhaupt aushält, sondern nur das, was Tier und Mensch bei guter Verfassung immer wieder leisten können". (Mathias Zdarsky: „Sport und Sportbetrieb", Konrad W. Mecklenburg, Berlin.)

Groß und edel ist solche Anschauung des Sports, so wie der ganze Mann, der seine Zeit und Arbeitskraft ohne Lohn in den Dienst des Volkes stellt. Nicht für Einzelne, Begabte, ist der Sport da; für jeden, der lebt. Wer seinen Körper nicht entwickelt und ihn vernachlässigt, ist kein gebildeter, sondern ein verkommener Mensch. „Ein degenerierter Tintenklexer, selbst wenn er den schönen Titel irgendeines Rates führt, ist eigentlich ein Un-Rat, weil er niemals lebensstarke Menschen verstehen wird. Ein rheumatischer Feinschmecker, kugelrund gemästet, ein spindeldürrer Neurastheniker, ein aufgeblasener Modegeck, ein asthmatischer Polterer und ähnliche Gestalten sitzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in höchsten Ämtern. Was kann daraus Gutes für die Volksgesundheit entspringen?"

Wie oft hört man die Worte „Ich eigne mich nicht für den Sport". (Also verfaule ich.) Solche Anschauung entsteht aus dem Gebrauch, einzelnen die Rolle der Sportausübenden, allen anderen die der Zuschauer zu geben. Es ist nötig, daß die Menschen ganzer Dörfer auf Skiern gehen und mit der Natur in Berührung kommen und es ist wertlos, wenn ein einzelner eitler Narr vor hundert Zuschauern, wild mit den Armen fuchtelnd, einen Abhang herunterrutscht.

Der Schnee hat die Eigenschaft, daß er nicht nur auf Sportplätzen fällt, sondern weithin über das Land. Er verbindet alle Punkte miteinander und erlaubt dem Touristen, sich selbst einen Weg zu suchen. Früher blieben die Menschen in ihren Hütten, weil schlechtes Wetter war; jetzt gehen sie hinaus, wenn es schneit.

Der deutsche Skilauf lockt das Volk, im Winter in die Berge zu gehen, falschen Freuden zu entfliehen und aus der Natur frische Lebenskräfte zu schöpfen. So wurde der Stemmbogen zum Reformator.

* * *

Von Bergen kommt alles, was die Ebene befruchtet hat: Gletscherwasser und Salze; Gesetze, Gottes Wort und die Dichtung. Steigen wir auf und sehen wir, was wir den Menschen bringen können!

Hans Paasche.

Schulpolitik.

II.

Alte und neue Pädagogik.

Es kann ein Neues nicht erblühen, so lange das Alte in Ansehen steht: Erst mußte der Glaube an unser ererbtes Schulwesen erschüttert werden, ehe der Wunsch lebendig wurde, eine Schule im neuen Geiste aufzubauen. Der Kampf um die Schule ist nichts abgesondertes, nichts, was für sich allein besteht. Er ist ein Stück der allgemeinen kulturellen Krise, in der wir mitten innen stehen.

Immer haben sich, wie in den Religionen, so auch im Schulleben Priester und Propheten als feindliche Mächte gegenüber gestanden. Der Priester blickt zurück in die Vergangenheit und wahrt mit ängstlicher Sorge das Erbe der Väter. „Was grau für Alter ist, das ist ihm heilig". Er hütet das heilige Buch und bewacht die altehrwürdigen Schätze, die hinter Glas und Rahmen ruhen, wie ein ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissenhafter Museumsdiener. Er will uns ankoppeln an einen Pflock, den er in der Vergangenheit eingeschlagen hat, und läßt uns nicht auf Wiesen grasen, die ferner liegen. Der Prophet will vorwärts. Er denkt und handelt nach dem Worte: „Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht". Er will alles prüfen, alles werten. Er kann von der Lust des Denkens nicht lassen. Sein Element ist das Neue, das Kommende, das er in sich erleben und mit heraufführen will: Er ist der Bahnbrecher des Unerforschten.

Priester und Propheten gibt es nun auf allen Gebieten, so auch im Erziehungs- und Schulwesen. Sie stehen sich heute besonders hart gegenüber.

Die Schulpriester berufen sich auf ihre amtliche Autorität und auf die Heiligkeit ihrer altbewährten Tradition. Ihre Orthodoxie ist uns bekannt in den hitzigsten Verfechtern der altklassischen Gymnasialkultur. Wir kennen ihre Deklamationen von der Kindheit her, kennen sie aus den „Valediktions-Reden" unserer Gymnasialdirektoren, kennen sie bis zum Überdruß. Sie lauten gleich an allen Gymnasien und haben sich in 50 Jahren nicht verändert: Hat man eine gehört, so kennt man sie alle. „Vorbildliche Kultur der Griechen, formale Schönheit der römischen Literatur, die edle Gesetzmäßigkeit und der streng logische Aufbau ihrer Sprache, dies die beste Gymnastik zur Verstandesschulung" usw. Und als Mittel der sittlichen Erziehung: Achtung vor dem Alten, Gehorsam vor dem Schulgesetz, Niederhalten des Eigendenkens. „Vor Ihrem fünfzigsten Lebensjahre" sagte ein Gymnasialdirektor unserer Tage zu seinen Primanern, „dürfen Sie nicht eigene Gedanken denken, sondern nur die Gedanken großer Geister nachdenken!" Stets nur nachahmen, nachempfinden, sich anlehnen, beugen, unterordnen, bescheiden! Nur ja kein Selbstbewußtsein, kein bedrohliches Kraftgefühl, keinen Wagemut aufkommen lassen! Deshalb die Hochachtung vor den Methoden, vor Lehrplänen, Klassenpensen, Prüfungen, Dokumenten und Berechtigungsscheinen. Deshalb die Übermacht der Behörden, Akten, Instruktionen, Verfügungen und Konferenzbeschlüsse über den lebendigen Menschen; deshalb das Heer von Lehrbeamten anstelle früherer Lehrer, Lehrpersönlichkeiten. Deshalb die schwindende Achtung vor der Individualität im Lehrer ebenso wie im Kinde.

Der bekannte Pfarrer Karl Jatho hat eine Schrift „Religion als Schöpfung" veröffentlicht. Ich möchte dem eine Schrift an die Seite stellen: „Erziehung als Schöpfung". Denn es handelt sich hier um ganz parallele Bestrebungen. Er schreibt:

„Heilig ist die Gottheit, darum ist heilig die Welt, das Leben, die Natur und vor allem heilig der Mensch.

So füge ich hinzu: Und noch mehr heilig das Kind. — Er schreibt:

„Hinaus mit der Rechenkunst aus der Religion . . . Offenbarungen kommen nicht von außen, sondern von innen. Wer die Verantwortlichkeit von sich auf andere abwälzt und nach einem Stellvertreter sich umsieht für seine sittliche Pflicht, ein solches Gemüt bleibt Gott verschlossen."

Es gilt das für den Erzieher ebenso wie für den Prediger, der doch auch ein Erzieher sein soll. Und ebenso gilt das weitere:

„Die Kirche aber ist um der Menschen willen da, nicht die Menschen um ihretwillen."

Die Schule ist der Kinder wegen da, nicht die Kinder der Schule wegen.

Wenn man (Theodor Kappstein) sagt, nur die Kirche verschließe sich dem schöpferischen Geiste des flutenden Lebens, sie sterbe an ihrer Aktenwirtschaft, weil man das alte Papier nicht rechtzeitig eingestampft und verbrannt habe, deshalb müßten die Menschen heute den Aktenstaub schlucken, der ihr Leben bedrohe, so gilt das doch auch ebenso von der Schule wie von der Kirche.

Wir haben soeben die Schrift von Dr. Alfred Graf „Schülerjahre" in die Hände bekommen. Eine Schule, der von führenden Geistern der Gegenwart solche Zeugnisse ausgestellt werden, hat keinen Anlaß über Reformbestrebungen und deren Vertreter hochmütig zu richten. Und wie die Bekenntnisse der Gefragten, so fielen nun zumeist die Zeugnisse der Tagespresse aus. Hier eine Probe aus dem Berliner Tageblatt:

Die meisten der Befragten denken mit Schaudern an ihre Schülerjahre zurück und können sich nichts Schrecklicheres denken, als jene Zeit noch einmal durchleben zu müssen. Hoffentlich wird dieses anklagende Buch von den Pädagogen gelesen. Es müßte allen Lehrerbibliotheken einverleibt werden. Das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern ist ja auf unseren Schulen zumeist das unerquicklichste. Ich denke noch heute mit dem größten Unwillen an so manche Stunde innerlicher Empörung zurück, wenn dieser oder jener Pädagoge in der beschränkten Auffassung, es seien ja „nur" Kinder, die er vor sich habe, die schlimmsten pädagogischen Fehler — Jähzorn, Trägheit, Hinterlist, unerhörte Bevorzugung — in schier unbegreiflichem Leichtsinn ungestraft beging. Von der differenzierten Empfänglichkeit der Jugend hatte keiner der Lehrer, deren Unterricht ich genossen habe, eine Ahnung. Mich dünkt, das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer sollte freundschaftlich sein. Davon habe ich nie etwas erfahren. Wir haben unsere Lehrer betrogen, wie wir niemals andere Menschen zu betrügen gewagt hätten, haben über sie gelacht, haben sie hinter ihrem Rücken beschimpft, — nie habe ich mich zu einem näher hingezogen gefühlt. Ich behaupte, daß dies nicht die Schuld der Knaben war, sondern daß allein das ganze System der Pädagogen, die bei uns im allgemeinen berufen zu sein scheinen, die Schuljahre zu den häßlichsten des Lebens zu gestalten, die Schuld daran trug. Dem anklagenden Grafschen Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen. (Dr. Hans Bethge.)

Ein ungeheurer Abgrund tut sich auf, zwischen denen, die am alten Pflichtbegriff der Schule festhalten, und all denen, die an Stelle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses Pflichtbegriffes den Verantwortlichkeitsbegriff setzen wollen. Hier wird ein Kampf zwischen zwei Weltanschauungen gekämpft. Aber sehr richtig sagt Rudolf Paulsen, der Sohn und — ich möchte sagen — Reformator seines bekannteren Vaters („Blätter für deutsche Erziehung" 1911, Heft 5): „Wenn nicht etwas ganz Neues, Großes (in der Erziehung) anfinge, dann würden wir eher beim Alten stehen bleiben, als unzulängliche Reformen machen. Aber — eine neue Welt geht auf, eine neue Menschheitsgeschichte geht an, ein neues Menschheitsideal verwirklicht sich: Die alte Welt sieht Christus als Schulmeister, die neue Welt sieht ihn als Gärtner — — gerade und frei wie der Baum soll der Mensch in den Himmel wachsen und seine Arbeit soll sein Blühen sein. Fröhlich soll er blühen, nach innerem Drang, nicht nach äußerem Zwang — — Das ist der Angelpunkt: man glaubt, daß das Kind von Natur den Willen zum Guten hat, oder man glaubt das nicht. Neue und alte Pädagogik!" — — „Die Frömmigkeit des Erziehers fängt da an, wo er dem Werden hingegeben ist, wo er sich allen Ernstes dem Gedanken der Höherentwicklung hingibt und nicht damit zufrieden ist, zu dem, was schon da ist, hinzuzufügen, was nichts anderes ist als das, wie es schon da ist. Aufgabe des Erziehers ist nicht, Gewohntes zu Gewohntem, sondern Neues, Höheres zu Altem zu tun. Also lasse sich der Erzieher von dem Zögling erziehen, d. h. er spüre in dem, was im Einzelnen kommen will, das Kommen einer neuen Welt. Und vor dieser neuen Welt habe er Ehrfurcht, und Entdeckerfreude habe er zu dieser neueren Welt!"

Vortrefflich das Alles und mir um so wertvoller, als Rudolf Paulsen mein Schüler war und sich im Kampf seines Vaters gegen mich mit mannhaftem Entschlusse auf meine Seite gestellt hat. Er erkannte früh, wohin die neue Zeit drängt und fand in schweren Kämpfen die innere Läuterung, die auch ihn jetzt zu einem Rufer im Streite gemacht hat. Prof. Ludwig Gurlitt.

Die soziale Lage des Akademikers.

Spricht man heutzutage von „der sozialen Frage" schlechthin, so denken die meisten Menschen an die Frage des „vierten Standes". Und das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß diese Frage die grundlegenden politischen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart einschließt. Man darf aber nicht vergessen, daß im Grunde genommen jeder Stand seine soziale Frage hat, von den Privatbeamten bis zu den erwerbstätigen Frauen, von den Handwerkern bis zu den Akademikern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die soziale Lage des Akademikerstandes, wie überhaupt sein Einfluß und seine Stellung der Volksgesamtheit gegenüber, ist von größerer Wichtigkeit als man etwa aus dem bescheidenen Prozentsatz schließen könnte, den die Akademiker in der Bevölkerung ausmachen. Sind doch sie dazu bestimmt, im Kultur- und Staatsleben an führender Stelle zu stehen. Werden sie aber durch eigene Unfähigkeit oder ungünstige wirtschaftliche Lage von dieser Stellung verdrängt, so entsteht ein gelehrtes Proletariat, das gefährlichste, das die Geschichte kennt.

Die soziale Frage des Akademikerstandes hat bisher noch nicht die wissenschaftliche Beachtung gefunden, die sie verdient. Der Leipziger Nationalökonom Eulenburg steht mit einigen trefflichen Werken auf diesem Gebiet ziemlich vereinzelt da, so daß hier wissenschaftlicher Betätigung, besonders in bezug auf Statistik, noch ein weites Feld offen steht.

Einigermaßen gut unterrichtet sind wir über die Frage der Herkunft der Akademiker. Verschiedene Statistiken haben die interessante Tatsache ergeben, daß ein verhältnismäßig großer Bruchteil der Studierenden aus kleinbürgerlichem Stande stammt; Handwerker und Volksschullehrer lassen oft ihre Söhne unter großen Opfern studieren. Dagegen findet man nur sehr selten aus Arbeiterfamilien hervorgegangene Akademiker. Außerdem ergibt sich, wie zu erwarten, daß der Akademikerstand aus sich selbst einen starken Nachwuchs erzeugt. Gehört es doch in „besseren" Kreisen immer noch zum „guten Ton", daß der Sohn oder — neuerdings auch — die Tochter studiert.

Untersuchungen über die soziale Lage der Studierenden fehlen bisher nahezu völlig. Immerhin läßt sich nach Beobachtungen, die die zahlreichen sozialen freistudentischen Ämter bei ihrer Tätigkeit gemacht haben, mit großer Wahrscheinlichkeit folgendes sagen: Neben einer kleinen Gruppe Studierender mit überreichlichem und einer größeren mit ausreichendem Einkommen steht eine nicht unbedeutende Anzahl solcher, die sich dürftig und ärmlich, oft nur durch schlechtbezahlte eigene Arbeit durchschlagen. Daran ändern auch die Stipendien nicht viel, die auch viel zu sehr in kleine Beträge verzettelt sind. Vorlesungsgelder werden ja in entgegenkommender Weise gestundet oder erlassen, nicht aber die Gebühren, die an deutschen Hochschulen nur allzusehr blühen; man denke nur an die lächerlichen mittelalterlichen Preissätze der Promotionskosten. Gänzlich falsch ist jedenfalls die althergebrachte Vorstellung vom Studenten als einem fröhlichen Nichtstuer, der das Geld seines Vaters mit vollen Händen vergeudet, und es ist bedauerlich, daß eine kleine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zahl diese für die Gesamtheit so wenig ehrenvolle Vorstellung fortpflanzt.

Die Lage der Akademiker nach beendetem Studium hängt wesentlich von der Berufswahl ab. Ein großer Teil von ihnen tritt in Staats- und Kommunaldienst, und da in diesen Berufszweigen in den letzten Jahren manche Gehaltsaufbesserungen erfolgt sind, bietet die Staatskrippe im allgemeinen ausreichende Versorgung. Zwei schwere Übelstände gibt es aber auch hier, nämlich einmal die Überfüllung fast aller Berufe, und dann die niedrigen Anfangsgehalte. Beides zusammen bewirkt, daß der auf sein Gehalt angewiesene Akademiker erst Ende der zwanziger Jahre imstande zu sein pflegt, sich selbst zu erhalten, an die Gründung einer Familie aber kaum vor dem dreißigsten Jahre denken kann, eine Erscheinung, die, von dem in diesen Blättern so oft betonten Standpunkt der Rassenhygiene aus gesehen als sehr bedenklich bezeichnet werden muß und einen gerade dem akademischen Berufe besonders anhaftenden sozialen Übelstand bedeutet.

Die Berufsüberfüllung macht sich auch bei den sogenannten freien Berufen geltend, wie die immer wiederkehrenden Warnungen der Ärzte- und Juristenverbände oder auch der Ministerien zeigen. Eine Folge davon ist, daß unter dem Drucke der Konkurrenz die durchschnittliche Lebenshaltung zurückgeht, während einige wenige „Größen" unverhältnismäßig hoch bezahlt werden. Am schlechtesten daran sind aber gewisse Zweige des Privatbeamtentums, vor allem Techniker. Hier hat die neue Privatbeamtenversicherung wenigstens in der Versorgungsfrage helfend eingegriffen.

Die soziale Frage des Akademikerstandes birgt, wie man sieht, viele und wichtige Einzelaufgaben in sich. Am Anfang steht die Frage der Auslese der Akademiker, also, praktisch gesprochen, die Frage der Schulreform, am Ende treffen wir auf so wichtige Gebiete wie die soziale Gesetzgebung. Leitender Gesichtspunkt bei allen Maßnahmen und Reformen muß aber der eine sein: Freier Wettstreit der geistigen Kräfte und Auslese der Tüchtigsten. Denn wie kein anderer Stand müssen gerade die Akademiker darüber wachen, nicht nur ihre wirtschaftliche, sondern auch ihre kulturelle Stellung zu behaupten.

Dr. Paul Roth.

Madjarisierung und Deutschtum in Ungarn.

Ein höchst bedeutsamer Unterschied: das Verhalten der Madjaren zum Deutschtum einst und jetzt! . . . Bei der Gründung des ungarischen Staatswesens durch seinen ersten König Stephan den

Heiligen um das Jahr 1000 konnte dieser weitblickende Staatsmann seinem Sohne wohl mit Recht sagen: „Wie nämlich die Fremden aus verschiedenen Weltgegenden und Ländern kommen, so bringen sie mit sich verschiedene Sprachen und Gewohnheiten, verschiedene belehrende Muster und Waffen, was alles den königlichen Hof schmückt und verherrlicht. Denn ein Reich von bloß einer Sprache und einer Sitte ist schwach und gebrechlich. Deshalb befehle ich dir, mein Sohn, daß du jene mit gutem Willen pflegest und ehrenvoll halteſt, damit sie lieber bei dir verweilen, als anderswo wohnen wollen." Das galt ganz besonders den Deutschen gegenüber. Hatte doch der König die Umwandlung Ungarns in ein europäisch-christliches Staatswesen hauptsächlich deutschem Einfluß und deutscher Kraft zu verdanken. Seine Verheiratung mit der bayerischen Prinzessin Gisela, die Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiserhaus, die apostolische Tätigkeit vieler deutscher Mönche und das Schwert deutscher Herren, das waren die Kräfte, die das heidnisch-wilde Madjarenvolk bezwingen halfen.

Auch nach Stephan haben einsichtige Landesherren oft und oft den Strom deutscher Einwanderer nach Ungarn gelenkt, um so die Segnungen westlicher Bildung hier rascher einzupflanzen. So waren deutsche Siedelungen an der Donau entlang entstanden mit den Städten Preßburg, Raab, Waitzen, Ofen u. a. Starke deutsche Niederlassungen hatten sich im Westen, an den Grenzen Niederösterreichs und Steiermarks entlang, mit den Städten Ödenburg, Wieselburg, Steinamanger, Güns, St. Gotthardt u. a. entwickelt. Im nördlichen Grenzgebiet, an den Abhängen des Tatragebirges war früher schon die bedeutende Sprachinsel der Zipser Sachsen mit den Städten Kaschau, Eperies, Leutschau, Iglau, Kesmark, Rosenau, Dobschau u. a. gegründet worden. Im südlichen Ring der Karpathen waren es die Kolonien der Siebenbürger Sachsen, die königlichem Rufe folgend im 12. und 13. Jahrhundert weites Urwaldgebiet zu deutschem Kulturland umschufen. Endlich — erst vor 150 Jahren — war es die starke Schwabeneinwanderung unter der Kaiser-Königin Maria Theresia, die dem weiten, durch die Türkenkriege verödeten Gebiete an der unteren Theiß und Donau deutschen Bevölkerungszuwachs brachte — von größter kultureller Bedeutung . . . Was alle diese deutschen Volkselemente dem neuen Vaterlande genützt, ist kaum zu ermessen. Es läßt sich kühn und keck behaupten, daß ohne diesen befruchtenden Zuzug Ungarn niemals das geworden wäre, was es heute ist.

Wie wertvoll das deutsche Element dem Staate war, beweisen die zahlreichen Urkunden ungarischer Könige, die den deutschen „Gästen"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und „Bürgern" die wertvollsten Freiheiten gewährten und rühmend ihre Verdienste hervorhoben. Darum haben sie auch darüber gewacht, daß diese Freiheiten nicht angetastet wurden. Eine Hauptsorge der Landesherren war es, die deutschen Gäste gerade in ihrer Eigenart: in Sprache, Sitte, Brauch und Recht, sowie im ungeschmälerten Besitz des Eigentums zu erhalten. Sie mochten es fühlen, daß nur die freie Lebensentfaltung in der Eigenart Kraft gebe, und daß mit dem Verlust der Eigenart auch die Kraft und Bedeutung verloren gehe ... Es liegt wahrlich viel pädagogische Einsicht in dieser königlichen Gesinnung; und es ist im Interesse des Landes zu bedauern, daß die regierenden Mächte späterer Zeiten — jedenfalls zum Schaden des Landes — vielfach davon abgewichen sind. Aber die Zeiten waren auch sonst ungünstig. Der Zusammenbruch des selbständigen ungarischen Königtums auf dem Schlachtfeld von Mohatsch 1526, die 250 Jahre währenden Türkenkriege und der ewige Thronstreit zwischen Österreich und Ungarn waren den jungen deutschen Pflanzungen nicht günstig. Wehe dem, der seine besonderen völkischen Rechte und Freiheiten aus eigener Kraft zu behaupten zu schwach war!

In diesen langen Wirren hat das deutsche Eigenleben so mancher Siedelung die schwersten Erschütterungen erlitten. Wo es an starker innerer Organisation und besonders an dem festen Zusammenschluß mehrerer Gemeinwesen zu einem kräftigen Ganzen fehlte, da trat der Zerbröckelungsprozeß ein, der allmählich zur Auflösung führte. In dieser Lage befanden sich die Deutschen im Westen, an der Donau und in der Zips, seit jüngerer Zeit sind es auch die Schwabenansiedelungen im Süden. Besonders seitdem im vorigen Jahrhundert das madjarische Element mehr und mehr von seiner vorherrschenden Stellung zurückgewann, und endlich 1867 der Ausgleich mit Österreich zur heutigen Ausgestaltung Ungarns führte, da ging es der deutschen Sprache und deutschem Wesen hart an das Leben. Die ungarische Regierung mit ihrem über das ganze Land ausgespannten Apparat gab den „Ländern der Stefanskrone" ein möglichst streng national madjarisches Gepräge. Die großen Verwaltungskörper der Komitate wurden auch dort eingeführt, wo sie bisher nicht bestanden. Damals wurde auch der alte Sachsenboden, der über 600 Jahre als politischer Sonderkörper bestanden hatte, zerschlagen und seine Bruchstücke mit madjarischen und rumänischen Volkselementen in neu geschaffenen Komitaten zusammengeworfen. Die großen Verkehrsmittel des Landes, dann Gerichtswesen, Finanzen und endlich auch die Schule sorgten dafür, daß sich die Staatssprache im amtlichen Gebrauche immer mehr durchsetzte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun hebt die Madjarisierung fremder Volkselemente planmäßig an und wird immer offener, kühner, rücksichtsloser. Bis zur Fieberhitze steigert sich die Madjarisierungssucht und bemächtigt sich der ganzen madjarischen Gesellschaft. Es hat eine Zeit gegeben, wo man kein höheres innerpolitisches Ziel und kein größeres vaterländisches Verdienst kannte, als möglichst ausgiebig zu madjarisieren... Heute hat das Fieber ganz bedeutend nachgelassen, weil wenigstens die vernünftigen Elemente des madjarischen Volkes einsehen mußten, daß eine solche Politik weder glücklich noch möglich ist. Jetzt beginnt man den Unterschied zu begreifen, der zu machen ist zwischen der „politischen ungarischen Nation", zu der alle Bürger des Landes freudig sich zählen, und der „sprachlich madjarischen Nation", zu der bloß die madjarische Nationalität gezählt werden darf. Ungarisch und madjarisch ist eben nicht dasselbe. —

In dieser Hochflut madjarischer Erweiterungsbestrebungen ist immerhin ein gutes Stück bewußten deutschen Lebens wohl für immer untergegangen. Besonders stark entnationalisierend hat das Beamtentum jeder Art des Staatsdienstes gewirkt, da hier der Druck von oben am sichersten war und nationale Charakterlosigkeit sich hier am leichtesten bezahlt machte. Man gehe heute von Preßburg bis Ofen und über Ödenburg bis St. Gotthardt; man durchwandere das Gebiet der einstmaligen Zips, — deutsche Namen findet man in Menge, aber wenige ihrer Träger, die mit aufrechtem Haupte stolz bekennen: „Ich bin ein Deutscher und will es bleiben!" Selbst die Schwaben im Süden sind stark auf der schiefen Ebene. Kein Bollwerk eigentümlicher Gerechtsame, keinerlei völkische oder kulturelle Organisation ist ihnen zu Gebote gestanden, um sie gegen den Ansturm der Madjarisierungspolitik zu wappnen. Sie haben sich fast ohne Kampf das Beste wegnehmen lassen: ihre deutsche Schule! Man wußte ihnen leicht begreiflich zu machen, daß es bequemer und billiger sei, sich alle Bildungsbedürfnisse durch Staat und politische Gemeinde liefern zu lassen. Das führte zur ausschließlich madjarischen Schule.

Nur die Siebenbürger Sachsen allein haben trotz aller Bedrängung ihren deutschen Charakter zu bewahren vermocht. Keinerlei Angriffe und Änderungen der äußeren Verhältnisse waren imstande, an diesem Charakter etwas zu erschüttern. Aber still und unabwendbar ist die ungarische Schulgesetzgebung am Werke, um sich immer tiefer einzubohren, vielleicht daß sie doch den Herzpunkt des sächsischen Volkes zu treffen vermöge. . . . Doch hierüber ein nächstes Mal. Überhaupt wolle das Gesagte als Einführung betrachtet werden zur Behandlung des Deutschtums in Ungarn und insbesondere der Verhältnisse und der Eigenart der Siebenbürger Sachsen. — **W. M.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Forderungen für die moderne Frauenkleidung.

„Es ist dem modernen Kunstgewerbe gelungen, für wenig Geld künstlerisch einwandfreie Gegenstände zu schaffen. Wenn der Arbeiter oder der einfache Bürgersmann sich heute einrichtet, oder wenn der Stadtbewohner sich mit wenig Geld ein Landhaus ausstatten will, so kann er es, ohne sich mit schlechter Nachahmung teuerer Gegenstände zu umgeben. Dem gleichen Ziele strebt unsere neue deutsche Frauenkleidung zu. Auch mit den bescheidensten Mitteln kann etwas geschaffen werden, das keine Eleganz vortäuschen soll und trotzdem Anspruch auf Schönheit machen darf."

Diese Worte erläutern ein Preisausschreiben für ein billiges Reformhauskleid, das die Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur", das Organ des Deutschen Verbandes für Verbesserung der Frauenkleidung (Verl. G. Braun, Karlsruhe) vor kurzem erlassen hatte. Es waren über hundert Kleider eingelaufen, deren Materialwert zehn Mark nicht überschritt. Ein großer Teil der Kleider wurde zunächst im Kölner Kunstgewerbemuseum ausgestellt, und die Ausstellung bewies aufs deutlichste, daß die Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung auf dem Wege ist, ihre sozialen Verpflichtungen zu erfüllen, das heißt: für die breiten Massen des Volkes eine Kleidung zu schaffen, die neben unbedingt erforderlichen gesundheitlichen auch künstlerischen Anforderungen entspricht. So ganz leicht wird ihr das nicht gemacht. Bekanntlich ist nirgends mehr als in der Frauenkleidung das allein ausschlaggebend, was „Mode" ist. Und die Mode hat sich weder an gesundheitliche noch an künstlerische Gesichtspunkte gekehrt, sondern nur möglichst oft Neues zu bringen gesucht, um die Frauen zu möglichst häufigen Anschaffungen zu zwingen. Die Folge war ein unerträgliches Über-die-Verhältnisse-Leben in bezug auf die Kleidung und der Mangel an guter Kleidung für die breiten Massen des Volkes. Je schneller die Mode wechselte, desto schlechter wurden Material und Verarbeitung. Denn die alleinige Hauptsache war, für die Frau aus dem Volke so gut wie für die im Luxus lebende Dame, nach der neuesten Mode gekleidet zu sein. Nun hat aber die Mode sich die Errungenschaften der Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung zu eigen gemacht. Es braucht nur an die Bestrebungen eines Poiret erinnert zu werden. Und Deutschland, von wo jene Bewegung ausgegangen ist, wird es hier ebenso wie auf den übrigen Gebieten des Kunstgewerbes gelingen, führend zu werden, und zwar nicht nur für die oberen Tausend, sondern gerade auch für die breite Masse des Volkes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welche Forderungen werden wir nun an eine künstlerische Frauenkleidung zu stellen haben? Zunächst müssen wir wohl, außer daß sie der Person der Trägerin oder ihrem Arbeitszweck angepaßt sei, verlangen, daß sie aus gutem, d. h. haltbarem und farbechtem Material bestehe. Ferner, daß der Stoff richtig verarbeitet und die Verzierung dem Stoff und der Konstruktion des Kleides angepaßt sei. Dies alles ist nicht so leicht und nicht so unwesentlich, wie mancher denken mag. Wie über so manches, was unsere moderne Kulturbewegung uns lehrt, werden uns auch hierüber bald die Augen geöffnet werden. Für das weibliche Schneidergewerbe ist bereits eine lebhafte Bewegung im Gange, um es auf neue Grundlagen zu stellen. Das Schneiderhandwerk der Frau war teilweise dem schlimmsten Dilettantismus verfallen. Es erfordert aber eine ungemein schwierige Technik, und außerdem wird das Handwerk, das die künstlerischen Gesichtspunkte verleugnet, mit der Zeit auf Abwege geraten.

Wo finden wir nun aber Stoffe, die wohlfeil und zugleich haltbar sind und dabei künstlerischen Ansprüchen genügen? In dieser Beziehung haben wir in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht. Hieß es früher „billig und schlecht", so werden heute in der neuen Frauenkleidung mancherlei Stoffe verwandt, die billig und gut sind. Da findet z. B. der sogenannte Druckkattun Verwendung, den man wieder in schönen Mustern herstellt. Da greift man zum Baumwollnessel, gefärbt und ungefärbt, der sich durch besonders schönen Fall auszeichnet. Zumal für die Jugend, die einfache Stoffe viel besser kleiden, als luxuriöse, ist er ein sehr dankbares Gewebe. Verziert man — um ein Beispiel zu nehmen — ungebleichten Nessel mit bunten Borten in leichter und doch kräftig wirkender Stickerei, so kann man mit den einfachsten Mitteln eine durchaus künstlerisch wirkende Kleidung herstellen. Solche Blusen kosten an Materialwert noch nicht eine Mark und sind sehr leicht anzufertigen, da ihr einfacher Schnitt kaum Schneiderarbeit erfordert. Überhaupt werden diese einfachen Schnitte in der neuen Frauenkleidung viel verwandt. Sie ermöglichen, daß auch Frauen ohne viel schneidertechnische Kenntnisse ihre Kleidung selbst herstellen können. Ob dieses großenteils durch die üble Lage der weiblichen Schneiderei hervorgerufene vermehrte „Selbstschneidern" ein Glück für die Frau im allgemeinen wie für das Handwerk sein wird, mag dahingestellt bleiben. Für den Augenblick ist es jedoch von großem Wert, weil das Handwerk durch die Mitwirkung vieler gebildeter Frauen mannigfache Anregung erfährt. Ein Glück, wenn so künstlerische Ansprüche geltend gemacht werden, wo bisher nur Modisch-Konventionelles ausschlaggebend war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber es gibt noch ein Mittel, das den künstlerischen Einfluß, den die neue Frauenkleidung bewußt auszuüben sucht, verstärkt und in alle Kreise unseres Volkes trägt: Es ist die Reform des Handarbeitsunterrichts auf den Mädchenschulen. Wie bekannt, macht er es sich zur Aufgabe, das Denken der Kinder anzuregen, statt wie bisher rein mechanische Fertigkeiten einzuüben. Es werden Gegenstände angefertigt, die dem Gebrauch dienen; Material und Farbe wird diesen angepaßt, und die Verzierung entspricht der Konstruktion des Gegenstandes und bleibt so viel wie möglich der Erfindung des Kindes überlassen. Es hat sich herausgestellt, daß die kleineren Kinder eine überraschende Fähigkeit des Schaffens entwickeln, während bei den größeren die Einwirkung der bisherigen Methode wirkliche Produktivität schwer aufkommen läßt. Ganz gewiß wird jene von vornherein auf Selbständigkeit hinzielende Erziehungsweise das Mädchen für sein künftiges Leben ganz anders schulen als bisher. Sie wird die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts in bezug auf die Kleidung verstehen lehren, und die Mädchen werden danach der Industrie später einen eigenen Willen gegenüberzustellen haben, der sich nicht mehr jeder dargebotenen Modelaune beugt. Aber noch anderes muß die Reform des Handarbeitsunterrichts mit sich führen: die Entwicklung einer Menge künstlerischer Fähigkeiten, die früher gewaltsam zurückgedrängt worden sind. Hier liegen Keime einer neuen Volkskunst, und sie werden nicht nur dem weiblichen Handwerk, sondern allen Frauen zugute kommen. So werden in Zukunft nicht mehr die Bedürfnisse der Modedame unsere Frauenkleidung bestimmen, sondern in erfreulicher Vielseitigkeit wird für alle Bedürfnisse gesorgt werden. Und dieser Wandel wird sich nicht nur auf das Schneiderhandwerk erstrecken. Auch die Massenkonfektion, die wir heute nicht entbehren können, wird sich diesen Einflüssen nicht entziehen können.

Else Wirminghaus.

Gegen das Nationaldenkmal.

Betrachtungen eines Laien.

Ich spreche von dem Bismarckdenkmal, das man auf der Elisenhöhe bei Bingen errichten will. Der gegenwärtige, wenig erfreuliche Stand der Angelegenheit ist bekannt genug: nachdem die Jury unter den eingegangenen Entwürfen die Arbeit von Hahn und Bestelmeyer mit dem ersten Preis bedacht hatte, ist neulich vom sogenannten Entscheidungsausschuß der anfangs überhaupt nicht ausgezeichnete Plan von Lederer und Kreis zur Ausführung bestimmt worden. Seit dem Eintritt dieses

sonderbaren Zwiespalts schien unter den Beteiligten ein Krieg aller gegen alle ausgebrochen zu sein.

Man bekämpfte einander in unzähligen Zeitungsartikeln; es hagelte Erklärungen, Proteste, Verwahrungen, Austritte. Je leidenschaftlicher die Streiter, desto gleichgültiger wurde das deutsche Volk; es hofft und es fürchtet nichts mehr. Man hat sich mit dem Gedanken abgefunden, in gemessener Zeit ein Denkmal mehr zu besitzen, an dem kein Mensch eine wirkliche Freude haben kann.

Zu behaupten, daß dies Ergebnis auch ohne besondere Prophetengabe vorauszusehen gewesen sei, wäre heute allzubillig. Aber die Schwerfälligkeit des Apparats, den man für die endliche Bestimmung des auszuführenden Entwurfs in Bewegung setzte, die Mehrzahl und die Vielköpfigkeit der Ausschüsse ließen wirklich nichts Gutes ahnen. Über die gewählte Form des Preisausschreibens als solchen will ich schweigen; man scheint ja gegenwärtig in keinem Bezirk der Kunst dieses Hilfsmittels entraten zu können und klammert sich mit zähem Optimismus an die Hoffnung, auf diesem Weg Meisterwerke zutage zu fördern. Wenn ich vom Hamburgischen Bismarckstandbild einmal absehe, so spricht die Erfahrung nicht eben dafür.

Aber die Wettbewerbsfrage ist ein Kapitel für sich; bleiben wir bei dem gegebenen Fall. Ob Hahn und Bestelmeyer oder Lederer und Kreis würdiger sind, das geplante Werk auszuführen, soll nicht untersucht werden. Ich stelle vielmehr mit aller Schärfe die — bisher merkwürdig vernachlässigte — grundsätzliche Frage: muß ohne Rücksicht auf das Ergebnis des Preisausschreibens unbedingt in drei Jahren auf der Elisenhöhe ein Monument stehen? Sind wir diesem Nationaldenkmal rettungslos verfallen?

Wenn es sich um den Bau eines Krankenhauses oder meinetwegen eines Panzerkreuzers oder sonst eine notwendige und dringende Arbeit handelt, so wählt man unter den vorhandenen Lösungen der gestellten Aufgabe die verhältnismäßig beste, ohne Rücksicht darauf, daß sie in zehn oder in fünfzig Jahren überholt sein wird. Anders in der Kunst; sie ist frei von der Schranke der Zeit und kennt darum auch keine Notbehelfe und relativen Werte. Nur das in sich Vollkommene hat hier Daseinsrecht. Mit dreifacher Strenge gilt das dann, wenn ein ganzes Volk dem Andenken seines größten Staatsmannes ein weithin sichtbares Mal errichten will. Da ist das Beste nur gerade gut genug. Die Wahl zwischen einem mittelmäßigen und gar keinem Bismarckdenkmal sollte niemandem schwer fallen.

Kein Urteilsfähiger kann nun behaupten, daß unter den vielen hundert eingegangenen Entwürfen auch nur eine einzige vollkommen befriedigende, wirklich bezwingende Lösung der gestellten Aufgabe gewesen sei. War diese Aufgabe überhaupt lösbar?

Da ist zunächst die Platzfrage. Die Künstler waren gebunden, denn schon vor Erlaß des Preisausschreibens hatte man die Elisenhöhe als Standort bestimmt. In wessen Hirn dieser Gedanke zuerst aufgetaucht ist, weiß ich nicht; die Neugier, seinen Namen zu erfahren, plagt mich auch keineswegs. Genug, daß er Anhänger gefunden hat, die gleich ihm entschlossen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren, angesichts — buchstäblich: angesichts! — des unstreitig mißratenen Niederwalddenkmals den damaligen Fehler nochmals zu begehen. Die sich bewerbenden Künstler haben denn auch zum größten Teil begriffen, daß ein rein figürliches und zugleich vom Tal frei sichtbares Monument von vornherein dazu verurteilt war, entweder gleich der Germania durch die Wucht des Bergsockels ins Puppenhafte verkleinert zu werden oder durch eine Flucht aus dieser Scylla in die Charybdis des Kolossalischen, Elefantenmäßigen zu geraten und die friedliche Rheinlandschaft zur Fratze zu verzerren. Diese zweite Möglichkeit war bei weitem die schlimmere; die Entwürfe, die ihr verfallen sind, konnten dem unerschrockensten Beschauer geradezu Alpdrücken verursachen. Mit gutem Grund riefen daher die meisten Bewerber die Baukunst zu Hilfe, indem sie ihre Standbilder mit architektonischen Anlagen umgaben oder geradezu in geschlossene Räume hineinstellten. Auch hierdurch kann aber der Grundfehler in der Wahl des Platzes nicht ausgeglichen werden, der nämlich, daß man entweder an die Wirkung auf das umgebende Landschaftsbild überhaupt keinen Gedanken verschwendete oder daß man gar frevelhafterweise geglaubt hatte, dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen und in seine Komposition des Rheintals einen ordentlichen „Schlager" hineinsetzen zu müssen. Die Zwangsvorstellung, daß man schöne Gegenden durch Bauwerke verschönern könne, solle und müsse, scheint unausrottbar. Vor wenigen Jahren erst hatten einige ästhetisch Schwachsinnige geplant, durch Krönung des Loreleifelsens mit einer porträtähnlichen Statue dieser Dame dem gesunden Tatsachensinn reisender Engländer und Amerikaner eine solide Grundlage zu schaffen; damals gelang es, das Attentat noch in den — leider nicht strafbaren — Vorbereitungshandlungen zu ersticken. Jetzt droht der Elisenhöhe ein kaum weniger trauriges Schicksal. Automatisch fügt man Naturschönheit und Kunstwerk aneinander, ohne zu bedenken, daß beide arithmetisch gesprochen verschiedene Vorzeichen haben und sich bei der Addition daher nicht summieren, sondern gegenseitig aufheben. Wie immer auch ein architektonisches Denkmal auf der Elisenhöhe beschaffen sein möge — den sanften Schwung jener Bergkonturen wird es stets schmerzlich unterbrechen und mit seiner pathetischen Gebärde den durchaus aufs Friedliche, Sanfte gestimmten Charakter der Gegend verletzen. Will man aber vollends den Entwurf von Lederer und Kreis in den Größenmaßen ausführen, die der von der allgemeinen Meinung für ein Nationaldenkmal geforderten Mächtigkeit Genüge tun, so wird das vollendete Werk die Elisenhöhe erdrücken und auf Meilen im Umkreis die Landschaft wie mit Keulen erschlagen.

Der Gedanke, ein Bismarcknationaldenkmal müsse gerade auf einem Berg des Rheintals stehen, ist literarisch-poetischer Natur und hat sich den Unterstützungswohnsitz im Bereich der bildenden Kunst nur erschlichen; dort ist darum mit ihm auch nichts anzufangen. Man halte mir nicht etwa die Schönheit der alten Burgen am Rhein und an anderen Strömen entgegen; ihre Wirkung beruht darauf, daß sie einmal Wohnstätten für Menschen gewesen sind, die von ihren Erbauern ohne die Spur einer ästhetischen Absicht aus höchst praktischen Gründen auf die steilsten Felsen verlegt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden waren. Das Gefühl der Zweckmäßigkeit läßt uns ihre Lage als schön empfinden. Aus einem ähnlichen Grund erfreuen auf Anhöhen gelegene katholische Kirchen, z. B. die alte Rochuskapelle bei Bingen, unser Auge: wir wissen, daß sie Wallfahrtsorte für gläubige Katholiken sind, die den Aufstieg zu ihnen als Symbol von des Lebens Pilgerreise vollenden, um droben vor körperlichen Sinnbildern ihres Glaubens ihre Andacht zu verrichten. Eine Bismarckhalle oder ein Bismarckheiligtum als Wallfahrtsort des deutschen Volkes ist aber deswegen eine nie mit wahrem Leben zu erfüllende Idee, weil wir Menschen von heute uns das Wallfahren abgewöhnt haben. In Wirklichkeit würden sich die Pilgerfahrten so gestalten, daß man in Bingerbrück einen Zug oder ein Dampfboot überschlägt oder sein Auto eine Stunde halten läßt, um sich mit dem Baedeker in der Faust das Nationalheiligtum als eine Sehenswürdigkeit unter vielen anderen mehr oder weniger gründlich zu betrachten und mit dem beruhigenden Gefühl, wieder etwas „abgemacht" zu haben, hinunterzusteigen. Das Beispiel der Walhalla bei Regensburg müßte uns warnen — dieser Ruhmeshalle des deutschen Geistes, um die sich außer gelegentlichen Touristen keine Menschenseele kümmert. Was wollten wir mit einem steinernen oder bronzenen Bismarck auch anfangen? Die Andacht und Ehrfurcht, die seinen Namen umwittern, lassen sich an kein Standbild knüpfen. Wer eines äußeren Symbols bedarf, der mag sie in seinem Sachsenwald empfinden lernen.

Ich glaube daher, daß schon die Wahl des Standortes von vornherein alle Anstrengungen unserer Künstler zur Unfruchtbarkeit verdammt hat. Die Gründe des Mißerfolgs liegen aber noch tiefer. Gestehen wir uns ruhig ein, daß die Schöpfung eines wahrhaft großen Bismarckdenkmals gegenwärtig einfach unsere Kräfte übersteigt. Diese Behauptung läßt sich zwar nicht wie die Verwerfung des gewählten Platzes aus allgemeinen ästhetischen Erwägungen ableiten, aber sie wird a posteriori durch die Erfahrung genugsam bewiesen. Wer die Gesamtausstellung der Entwürfe in Düsseldorf oder auch nur die der ausgewählten in Wiesbaden durchwanderte, konnte sich des geradezu niederdrückenden Gefühls nicht erwehren, daß hier ein ungeheurer Aufwand von Fleiß, Mühe und Begabung an einer unlösbaren Aufgabe nutzlos vertan sei. Diese Kollektion von Bismarckdenkmälern sah wirklich aus wie ein illustriertes Handbuch der Baukunst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Vom großen Ammontempel bei Karnak über die Akropolis und das Pantheon, die romanischen und gotischen Kirchen bis zur Peterskuppel, zum Barock und so weiter waren so ziemlich sämtliche Baustile zusammengetragen, auf die der menschliche Geist in vier Jahrtausenden verfallen ist — und das alles für einen deutschen Mann aus dem 19. Jahrhundert! Dies Herumsuchen in allen Zeiten und Zonen beweist zweierlei: erstens, daß wir aus eigener Kraft einen angemessenen architektonischen Ausdruck für Bismarcks unvergleichliche Wesensfülle nicht zu erzeugen vermögen, und zweitens daß der Begriff einer Kultstätte oder eines Heiligtums für einen großen Helden unserem heutigen Empfinden vollkommen fremd ist und uns zu Zwangsanleihen bei längst verschollenen Völkern nötigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fast noch schlimmer steht es jedoch um die Denkmalsfigur selbst. An dieser Klippe sind alle gescheitert, die nicht in weiser Beschränkung auf die Darstellung Bismarcks überhaupt verzichteten. Hinter solchem Verzicht aber steht sofort die Frage: wie die Beziehung auf Bismarck denn anders hergestellt werden soll. Der Entwurf von Hahn und Bestelmeyer mit seiner Siegfriedgestalt ist, für sich betrachtet, gewiß ein bewundernswertes Meisterwerk; trotzdem haben weite Kreise unseres Volkes mit ihrem Widerstand gegen seine Ausführung nicht ganz Unrecht. Daß dieser Siegfrieddolmen ein Bismarckdenkmal sein soll, wissen wir heute, weil wirs in der Zeitung so gelesen haben; in hundert Jahren aber wird man den Zusammenhang überhaupt nicht mehr begreifen. Die Symbolisierung Bismarcks, der seine Großtaten in der zweiten Lebenshälfte vollbracht hat und unserem Auge nur als Mann in reiferen Jahren vertraut ist, durch Jungsiegfried, den arglosen, unbedachten und frühgefallenen, ist einfach unmöglich.

Von allen Entwürfen dieses Wettbewerbes und von allen schon stehenden Bismarckdenkmälern genügt hohen Ansprüchen allein das Hamburgische — eine mächtige, eindrucksvolle Schöpfung, die auf einem guten, dem Standort angepaßten Gedanken ruht. Trotzdem wird Niemand in ihm die endgültige Lösung der großen Aufgabe sehen. Es stellt nur eine bestimmte Seite seines Wesens dar — den treuen, stets kampfbereiten Schützer der Heimat — und auch sie nicht einmal völlig rein. Der innere Zwiespalt liegt offen zutage. Die wuchtige Rüstung, das bloße Schwert, die ganze Symbolisierung als Roland — sie erwecken in uns den durch den gesamten Stil des Denkmals absichtlich verstärkten Eindruck des Heldenhaften, aber auch des Schlichten, treuherzig Biederen, mittelalterlich Beschränkten. In seltsamem Gegensatz dazu steht der bildnismäßig gehaltene Kopf, das Antlitz des wirklichen Mannes, in das alle zeugenden Gedanken, alle gebändigten Leidenschaften einer unendlich komplizierten und (Emil Ludwigs schönes Bismarckbuch hat es uns gezeigt) im tiefsten problematischen Natur ihre Furchen gezogen haben. Das geistige Heroentum, wie es aus diesen Zügen spricht, wird von dem plump Rittermäßigen der Einkleidung vergewaltigt.

Hier zeigt sich in voller Klarheit das unausweichliche Dilemma: jede naturalistische Porträtdarstellung scheitert an der Unbrauchbarkeit der heutigen Kleidung für die Plastik, und die symbolische Darstellung kann die historische Anlehnung nicht finden, ohne Bismarcks geistige Wesensart darüber zu verlieren. Bismarck als Halberstädter Kürassier und Bismarck in irgend einer Phantasietracht aus Wolkenkuckucksheim sind in der Plastik gleich unerträglich. Unsere Künstler haben es nicht so gut wie der Schöpfer des Colleoni: der konnte seinem Helden eine Kriegsrüstung und eine Haltung mitgeben, die haarscharf auf der Schneide zwischen Naturalistik und Symbolik stehen und eben daraus ihre unvergleichliche Wirkung schöpfen. Selbst wenn jedoch die heutige Soldatentracht es neben jenem Panzerkleid aushalten könnte, wäre dem unendlich viel höheren und feineren Genius des größten Staatsmannes nicht mit der etwas groben Pose eines italienischen Condottiere beizukommen. Unsere Künstler haben es aber auch nicht so gut wie Michelangelo, der für seinen Julius den Zweiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Moses die treffendste aller Symbolisierungen finden durfte. Noch hat Niemand anzugeben vermocht, in welchen Helden der Vorzeit wir Bismarck hineindenken können. Sein einziger Geistesverwandter ist Armin der Cherusker, aber nicht der historische Mann, von dem wir so wenig wissen, sondern (Arthur Eloesser hat zuerst darauf hingewiesen) der Held von Kleists Hermannsschlacht. Dort hat wahrhaftig ein großer Genius den größeren, stammverwandten voraus verkündet. Dem bildenden Künstler ist damit freilich nicht geholfen.

Das Ergebnis heißt Resignation, heißt Verzicht auf ein Werk, das vollkommen zu leisten wir nicht imstande sind und das mittelmäßig herzustellen uns Stolz und Ehrfurcht gleichermaßen verbieten sollten. Vielleicht wird manches besser, wahrscheinlich sehen wir in vielem klarer, wenn wir etwas mehr zeitliche Distanz von dem Riesen gewonnen haben; so wie ein hoher Berg die volle Reinheit seiner Linien erst aus größerer Entfernung dem Beschauer weist. Die Idee, daß das Nationaldenkmal gerade zu Bismarcks hundertstem Geburtstag fertig sein müsse, ist nichts wie gewöhnlicher Zahlenaberglaube. Die Taten und der Ruhm dieses Mannes rechnen mit etwas anderen Zeiträumen. Es gibt auch heutzutage noch Dinge, die ausreifen wollen. Beginnen wir nicht damit, schwierige Aufgaben zu stellen, um dann mit der Laterne nach einem Künstler zu suchen, der sie ausführen kann, sondern warten wir ab, bis wir einen Künstler haben, dem wir die höchsten Aufgaben stellen dürfen. Einmal, in fünfzig oder in hundert oder in fünfhundert Jahren, wird aus dem Schoß unseres Volkes der Mann erstehen, der uns das vollkommene Bismarckdenkmal schaffen wird. Sicher haben wir dann auch besser verstehen gelernt, was ein großes Bildwerk ist und was es dem Menschen bedeuten kann. Heute steht es damit schlimm. Der von Natur schon wenig entwickelte plastische Sinn unseres Volkes ist durch die unbeschreiblich lieblose, schematisch öde Denkmalsetzerei, womit man seit zwei Jahrzehnten unsere Städte verwüstet, noch mehr abgestumpft. Die Errichtung eines solchen Werkes dürfte nicht nur die Fachleute beschäftigen, sie müßte einem ganzen, künstlerisch erzogenen Volk eine mit Leidenschaft ergriffene Gewissenssache werden.

Woher sollte aber gegenwärtig diese Teilnahme kommen? Woher nehmen wir gegenwärtig überhaupt das Recht, Bismarck ein Nationaldenkmal zu setzen? Bei allem äußerlichen Glanz ist der von unserem großen Einiger geschaffene Bau im Zerbröckeln. „Der Parteigeist ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 70 wieder in Verfall gerät" — haben wir wirklich den Mut, dem Mann, der dies gesagt hat, heute ein Denkmal zu bauen?

Freilich, ein marmorner oder bronzener Bismarck kann weder sehen noch sprechen — zu unserem Glück. Aber es möchte einmal ein Dichter ihm seine Zunge leihen und ihm ähnliche Worte in den Mund legen, wie sie einst in Florenz die Statue der Nacht von den Medicäergräbern durch den Mund ihres Schöpfers Michelangelo sprach, als während des tiefsten Unglücks der Stadt ein angehefteter Vers sie aus ihrem steinernen Schlaf wecken hieß:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Caro m'è 'l sonno e più l' esser di sasso,
Mentre che 'l danno e la vergogna dura;
Non veder non sentir m'è gran ventura;
Però non mi destar, deh! parla basso.

(Lieb ist der Schlaf mir und lieber noch, daß ich von Stein bin, während Schmach und Schande dauern; nichts sehen, nichts hören ist das glücklichste Schicksal; drum wecke mich nicht; bitte, sprich, leise.)

Adolf Bartning.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. Vortrupp.

König Berg. Von Else Leitzmann.

Der rühmlichst bekannte Verlag von Eugen Diederichs in Jena hat das Erstlingswerk einer Frau herausgegeben, die ihre starke, künstlerische Veranlagung bisher auf dem Gebiet der Malerei betätigt hat. Es sind die Märchen „Zwölf Nächte" von Else Leitzmann.

Wir drucken mit Erlaubnis der Verfasserin und des Verlegers aus dieser Sammlung einige Stücke des Märchens „König Berg" ab. Bei der Wahl dieses Märchens, das die Vernichtung der Erdenschönheit durch rastlose Gewinngier der Menschen in anziehender Form zum Ausdruck bringt, ist für uns der Stoff ausschlaggebend gewesen. Vortrupp.

Als die Erde noch jung war und alles, was auf ihr ist, ganz neu, da erwachte eines Tages im Norden ein hoher Berg, der bis dahin im Entstehungsschlaf gelegen hatte, und sah sich zum erstenmal um. Sein von weißem Firnschnee bedecktes Haupt ragte weit in den blauen Himmel hinein, seine Glieder badeten sich in der frischen, weichen Luft. Mit dem einen seiner Füße stand er im Wasser, das nur leise plätscherte und unendlich war, und sein anderer Fuß sank tief in einen dichten Wald hinein, der sich weithin dehnte. Wie er sich so umsah, da fand er es wunderschön in der Welt. Er fühlte sich sehr wohl und empfand ganz besonders angenehm, daß der eine Fuß immer vom kühlen Wasser bespült wurde, während der andere, eingehüllt in weiches Moos, schön warm gebettet war. So strömte gleichmäßig Wärme und angenehme Kühlung durch all seine Glieder und er fühlte sein Herz vor Freude über das alles stark klopfen.

Es war gerade gegen Abend, als er sich so umsah, und die Sonne war schon im Meer untergegangen. Da stieg der Mond wie eine feuerrote

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Scheibe über dem Walde empor. Er wurde bald ganz hell und glänzend und schickte seine silbernen Reiter aus, die saßen auf silbernen Pferden und hatten silberne Säcke zu beiden Seiten der Tiere hängen. Die kletterten an dem frischerwachten Berg vom Walde aus hinauf. An seinen Beinen ritten die Reiter entlang, über seine Brust empor und gerade über Mund und Nase hinweg, guckten ihm in die Augen, lachten und freuten sich, daß er aufgewacht war. Sie waren sehr leicht, die silbernen Mondreiter, und taten dem starken Berg kein bißchen weh. Er fand viel Freude an ihnen und fragte sie, was sie denn bei ihm wollten. „Wir wollen bei dir unsere Säcke mit silbernen Talern füllen," sagten sie, „die streuen wir dann aus über das Meer, und die glitzern und glänzen da wunderschön und schwimmen weiter durch alle Lande. Die Geschöpfe der Erde, die kein Glück finden, die können sich unsere Taler nehmen, dann träumen sie das Glück, das sie nicht haben. Unsere Taler sind Luftschlösserlaler, mit denen kann man sich alles kaufen und herzaubern was man will." Dem Berg leuchtete diese Tätigkeit der Mondreiter sehr ein, und er lachte ein bißchen, so daß alles Gestein auf ihm wackelte und hüpfte und lustig wurde. „Woher nehmt ihr denn aber diese Taler?" fragte er dann die Mondreiter. „Die holen wir uns von dir im Vorüberreiten", antwortete der Sprecher. Das war ein ungeheurer Riese, der bei den anderen, auch gigantischen Mondreitern in großem Ansehen stand. Denn er verstand in die Zukunft zu blicken und sagte wahr. Ganz richtig sagte er wahr und die Mondreiter glaubten fest an ihn. Er hatte auch prophezeiht, daß heute gerade der große ungeheure Berg, den sie auf ihrem Wege überklettern mußten, aufwachen würde. Und er hatte wieder einmal ganz recht gehabt. Aber danach konnten sich die Mondreiter mit dem Berg nicht mehr unterhalten, sie mußten weiter, denn sie hatten nur wenige Stunden zu ihrer weiten Reise über das Meer. Da sah denn der Berg, wie sie im Reiten an bestimmten Stellen ihre Säcke auf seinem Leibe schleifen ließen, und wenn sie sie wieder aufnahmen, dann waren sie wirklich ganz voll von Silbertalern. Wie sie dann übers Meer ritten, da ließen sie nach und nach die Taler fallen, und die lagen still auf dem Wasser und glänzten. Die Mondreiter grüßten den Berg noch ein paarmal, dann waren sie verschwunden. Aber er hatte sie gleich sehr liebbekommen, weil sie so zart und rücksichtsvoll gegen ihn gewesen waren, und er freute sich schon auf den nächsten Abend, an dem sie wieder über ihn hingleiten würden.

Nachdem sie nun völlig verschwunden waren, da bemerkte er erst die vielen blitzenden Sterne am dunklen Himmel, und alle winkten ihm freundlich zu. Aber er fühlte ein kleines bißchen Verachtung für sie, sie waren ihm zu wenig mächtig. Sie waren ja nur wie kleine Blinkfeuer ohne Kraft und Saft.

. . . . . .

Nicht lange dauerte es, da wurde das Blinkfeuer der Sterne schwächer, der dunkle Himmel grau und heller und bald zuckte ein roter Schein über ihn hin. Die Sonne machte Anstalten aufzustehen und der Berg wollte das, was da kam, als erster begrüßen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber zunächst hatte er noch ein ganz wunderliches Erlebnis. Er sah von weither einen riesenhaften Vogel auf sich zu kommen. Das war ein Adler, der mächtigste der Luftbewohner. So ungeheuer groß war er, wie man ihn sich heut gar nicht denken kann, unendlich viel stärker, als wir Vögel kennen, ein wahrer Riese. Dem hatte noch nie etwas auf der Welt Widerstand geleistet. Nun trugen ihn seine großen Schwingen gerade auf den erwachten Berg zu. „Mach Platz," schrie er ihm schon von weitem entgegen, „ich komme, der König der Vögel!" „Ei, wie käme ich wohl dazu?" fragte ihn der Berg, „ich kann mich nicht bücken, und wenn ich es könnte, dann wollte ich nicht. Ich beuge mich vor keinem König, ich — ein König selbst!" „Holla, wer wohl hat dich zum König gemacht?" eiferte der Adler. „Ich selbst," entgegnete der Berg, „ich selbst! Rage ich nicht weit über alles hinaus und ist doch alles um mich her so groß und mächtig? Das Meer und der Wald und die Mondreiter, auch die Wellenreiter, und ragt doch keins mit dem Haupt in den Himmel wie ich und kann mir doch niemand etwas tun, so stark bin ich. Ich bin ein König! Du wirst mir ausweichen müssen, König der Vögel, und ich rate dir, umfliege meinen Rücken!" „Du darfst nicht höher sein als ich!" rief der Adler, „und ich dulde niemand über mir. Ich will dir zeigen, wer höher stehen kann, du oder ich." Und er regte seine mächtigen Schwingen, daß er stieg, höher und höher. Er war schon an den Augen des Berges und die funkelten ihn böse an, aber der Adler flog noch höher. Da schüttelte der Berg ganz wenig seine Mähne und schleuderte dem Adler ein bißchen Firnschnee in die Augen, daß er blind wurde und nicht mehr sehen konnte. Im schnellen Flug und mit großer Gewalt zerstieß er sich den Kopf an dem harten Felsgestein. So zerschmetterte der Berg den König der Lüfte, der höher hatte steigen wollen, als er selbst stand.

. . . . . .

Gerade da ging die Sonne über dem Walde auf und errötete, als sie den frischen jungen Berg wachend stehen sah. Und er fand das sehr selbstverständlich. Aber bald besann sie sich auf ihre Würde und fing an zu strahlen und goldig zu werden. Als sie dann so recht leuchtete, da sandte sie ihre Sonnenfrauen aus. Die trugen leichte goldene Schleiergewänder über ihren wundervollen Gliedern, und ihre schönen weichen Füße waren nackt. ... Sie schritten ruhigen Ganges über den Wald hinweg und ihre Glieder schimmerten durch die goldenen Schleier und durch die hellen Haare. Der König sah das Spiel ihrer Muskeln, die weich und rund und sanft waren und doch voll Kraft. Nun waren sie ihm schon ganz nah und sie erglühten tief. Ehe er sich aber recht besinnen konnte, schlangen sie ihre kräftigen weichen Arme um seinen Hals und küßten ihm erst leise die Stirn, dann die Augen und zuletzt seinen roten Mund. Ihre Glieder schmiegten sich seinem Körper an und er erschauerte bis ins Innerste. Aber die Sonnenfrauen streichelten seine Wangen und bückten sich und küßten ihn mitten auf sein lautpochendes Herz. Da glaubte er, er müsse vergehen und sterben.

Aber sie umklammerten ihn und küßten ihm wild die Brust, seine Arme, Beine und Füße und eine wohlige Wärme strömte durch all seine Glieder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So heiß küßten sie ihn, daß ihm förmlich schwindelte und er die Zähne ganz fest zusammenbeißen mußte, um nicht umzufallen. „Was wollt ihr von mir?" fragte er sie. „Wir lieben dich und wir kommen zu dir und küssen dich, weil wir dich lieben!" „Aber ich will euch nicht," rief er, „denn ihr macht mich schwach und ich will stark sein!" „Aber wir müssen kommen," sagten sie und lachten, „unser Weg führt über dich hinweg, und wenn das auch nicht so wäre, wir kämen doch, denn wir lieben dich!" Da wurde der Berg ganz rot vor Zorn, aber die Sonnenfrauen hatten keine Angst vor ihm, denn sie waren so leicht und luftig trotz ihrer Stattlichkeit, daß es nichts nützte, wenn er Steine nach ihnen warf, die flogen einfach durch sie durch und er konnte ihnen überhaupt nichts tun, denn sie waren unsterblich. „Was seid ihr doch für unnütze Geschöpfe!" schrie er. Sie aber hatten ihn so stark geküßt, daß etwas Firnschnee von der Wärme geschmolzen war und ihm in die Augen floß, und nun weinte er bittre Tränen vor Zorn. „Wir sind gar keine unnützen Geschöpfe," sagten sie und drehten sich noch einmal nach ihm um, „und das wirst du schon noch einsehen. Wir küssen überall das Gute wach. Und wir sammeln alle goldenen Körner, die wir in kleinen Rieselbächen finden, mit unseren Händen. Die goldenen Körner aber, die säen wir aus über die Lande und sie gehen auf in den Herzen der Erdgeschöpfe und wachsen da und tun nur Gutes." Da sie weiter mußten, küßten sie ihm noch einmal leise die Stirn, dann wandelten sie über dem Meere weiter und weiter.

(Darauf schildert die Verfasserin dunkle sonnenlose Tage, an denen Sturm und Wolken herrschen, und dann wieder das Nahen des Frühlings und die sonnenhelle Zeit.)

Die Jahre gingen dahin und die Jahrhunderte und die Jahrtausende und alles blieb, wie es war. War es nicht unendlich mit aller Freude und Lust und den wenigen Schmerzen, die ein Riese schnell überwindet? König Berg glaubte das. Einmal aber, da hörte er einen ganz sonderbaren Laut, so wie er ihn noch nie in der einsamen Unendlichkeit gehört hatte, und dieser Ton schallte herauf vom Walde. Und näher und lauter kam das Geräusch und dabei ächzte und stöhnte der Wald. „Was ist los?" fragte König Berg, „weshalb heulst du?" „Ich bekomme neue Wunden," schrie der Wald, „es ist ein merkwürdig kleines zweibeiniges Tier gekommen und haut mit einer Axt immer auf mich ein und fällt damit meine allerschönsten Bäume um." „Das kann ich mir gar nicht vorstellen," meinte der Berg, „wer dir etwas tut, müßte doch schon meine Größe und Macht haben," und er wurde recht neugierig auf das zweibeinige Tier. Hatte es wohl Ähnlichkeit mit ihm selbst, der ja auch zwei Beine hatte, und dessen einer Fuß im Meere stand, während der andere im Walde wurzelte? Aber es dauerte Jahre, ehe dieses sonderbare Wesen ihm so nahe war, daß er es sehen konnte. Dann aber lachte er, so daß alles Gestein auf ihm hüpfte und sprang. Er ließ es ruhig näherkommen und amüsierte sich, wie es mühsam auf seinem Fuße in die Höhe kroch. Es war der erste Mensch, der in die große Wildnis eingedrungen war. Er hatte einen kleinen Hammer bei sich und mit dem klopfte er dem König ein bißchen am Bein herum, und der amüsierte sich köstlich. Das war doch wieder einmal etwas Neues

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Natur und nun hatte man ein Spielzeug eigner Art. Was wollte wohl dieser kleine Wicht unter den Giganten? Fürchtete er sich gar nicht vor ihrer Größe und Kraft? König Berg fragte so, aber der Mensch gab keine Antwort. Er hatte seine eigene Sprache und verstand nicht die der Natur. Alle andern Lebewesen verstanden sich und nur der Mensch war so ganz anders geartet. Sonderbar, aber man würde das ja ertragen können. Und wieder lachte der Berg, daß der Mensch erschrak und in sich zusammenkroch vor Angst, denn alles Gestein hatte angefangen zu hüpfen und zu springen. Als der König des Menschen Angst sah, da lachte er noch mehr, aber dann hörte er auf, denn er war im Grunde gutmütig gegen die Schwachen, wie alle wirklich Starken. Doch kopfschüttelnd sah er sich den Wald an, dem dieses kleine Menschending so tiefe Wunden geschlagen hatte. Und er reckte sich stolz auf im Vollgefühl seiner Urkraft. Was war doch solch Wald gegen den König Berg! Er ließ sich schlagen von so schwachen Geschöpfen! .... Der Mensch war mit seinem Hämmerlein wieder abgezogen und keiner der Riesen merkte noch etwas von seiner Anwesenheit, bis auf den Wald, der mühsam seine neuen Wunden trug.

Da kamen eines Tages die Wellenreiter schäumend vor Wut angesprengt. „Wir sollen ein Haus auf unserm Rücken tragen", schrien sie, „wir mögen nicht! Hilf uns, König Berg, der du unser Freund bist! Du brauchst nur zu wollen, dann können wir das Schiff an deinem Fuße zerschellen!" „Aber warum das?" sagte der Berg, „was ist das wieder für ein herrlich neues Spielzeug! Denkt doch, wie amüsant für uns alle das wird, ein Schiff mit Menschen. Bringt es nur, wenn es uns lästig wird, dann kann ichs immer noch zerschmettern". So kam das Schiff und der eine Fuß des Berges war des Schiffes Hafen, er war wie gemacht dafür. Die Wellenreiter hatten sich beruhigt, denn sie waren im Grunde auch sehr für Abwechslung. Sie sahen selbst ein, daß König Berg recht hatte. Nun krabbelten viele der kleinen Menschen auf des Königs Beinen herum und erst hatten sie alle kleine Hämmer, mit denen sie auf ihm ein bißchen klopften. „Ich möchte doch wissen, was die Klopferei für einen Sinn hat?" fragte er die Sonnenfrauen. „Die Menschen haben Silber in dir entdeckt", sagten diese; „die lieben Mondreiter haben doch schon immer bei dir ihre Taler geholt. Du kennst ja die Luftschlössertaler. Nun haben die Menschen aber richtiges Silber bei dir gefunden und da bist du ihnen sehr wertvoll geworden und sie werden dich bewundern ihr Leben lang." Zwar hielt der König die Bewunderung seiner Person nur für selbstverständlich, aber daß diese kleinen Geschöpfe, die dem Walde Wunden schlugen, ihn sehr liebten, das schmeichelte ihm doch. Seine Stirn wurde immer heiterer, als sie sich auf seinen Beinen anbauten. Sie trugen von seinem Gestein zusammen, schichteten es auf eigentümliche Weise und klebten es aneinander, so daß es Häuser wurden. Darein verkrochen sie sich, wenn sie Angst hatten, wenn der Berg vor Lachen über sie bebte, wenn er seine Mähne schüttelte, so daß Lawinen rollten, oder wenn das Wetter schlecht war und es stürmte und regnete. Auch die Mondreiter und die Sonnenfrauen und die Wellenreiter freuten sich an ihrer emsigen Geschäftigkeit und sahen zu, wenn sie wie Ameisen durcheinander wimmelten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie aber waren nicht faul und merkten gar nicht, daß sie den Giganten nur Spielzeug waren. Fieberhaft arbeiteten sie, denn sie hatten in dem Gestein des Berges viel Silber gefunden und nun wollten sie ein Bergwerk anlegen und alles Silber aus seinem Innern ans Licht bringen. Sie holten noch mehr Schiffe heran mit vielen Menschen und Bohrwerkzeugen und Sprengstoffen. Auch durch den Wald kamen sie mit großen Lastwagen, die alles brachten, was sie nötig hatten. Und der Wald stöhnte, denn sie gruben tiefe Furchen in seine Narben. Doch der Berg lachte, es sah alles so unendlich harmlos für ihn aus. Die Wellenreiter aber wußten nicht recht, was für ein Gesicht sie zu der ganzen Geschichte machen sollten. Manches amüsierte sie wohl, aber als es ihnen gar zu viel Schiffe wurden, die sie tragen sollten, da bäumten sich ihre Schimmel so wild, daß die Schiffe wie Streichholzschachteln zusammenkrachten und viele Menschen starben. Aber der König Berg beruhigte sie immer wieder, so daß eine ganze Menge Menschen sich auf seinen Beinen ansiedeln konnten. So hatten sie viel Material zusammengeschleppt, und ohne daß der Berg nur eine Ahnung hatte, bereiteten sie ihren Angriff vor. Als sie die erste Mine legten, da sah der König ganz vergnügt zu. Aber plötzlich blitzte es auf und ein furchtbarer Donner dröhnte über den Wald und über das Meer. Die Felsstücke flogen in der Luft umher und König Berg fühlte einen heißen bittren Schmerz in seinem Bein, so daß er sich zuerst gar nicht recht besinnen konnte und ganz ohnmächtig war. Aber dann packte ihn ein furchtbarer Zorn und er schleuderte Felsstücke auf die Menschen; so wurden sie zerquetscht. Und auch die Schiffe zerschmetterte er, daß nichts mehr von ihnen übrig war. So weit er blickte, konnte er keinen Menschen mehr sehen. Aber einer war doch entkommen und der holte wieder neue heran. Und nun begann ein erbitterter Kampf des Berges mit den Menschen. Wo er nur konnte, vernichtete er sie und ihrer Hände Arbeit. Immer wieder aber kamen neue und mehr, die sich durch kein Erdbeben, durch keine Lawine und durch keinen Felsrutsch von der lohnenden Silberarbeit abhalten ließen. Sie waren wie tapfere Soldaten im Schlachtfeld. Und wieder kamen neue. Der Berg war schon nicht mehr so stark und kräftig wie früher, denn die Wunde am Bein war groß und die Menschen ließen ihr keine Zeit zum Heilen. So sehr sich auch die Sonnenfrauen mühten, sie streichelten und küßten — was sie heilten, das rissen die Menschen wieder auf. Sie erweiterten die Wunde täglich mehr und gruben tiefe Schächte und höhlten das eine Bein ganz aus. Dann kletterten sie weiter und weiter, so sehr sich auch der Riese wehrte, und so viele er auch vernichtete, es kamen neue Unermüdliche. Da wollte einer dieser kleinen Menschen sogar versuchen über ihn zu steigen. Er kletterte mühsam Schritt für Schritt auf dem Berg in die Höhe, der so verwundert war über diese Frechheit, daß er ihn ruhig bis an sein Auge herankommen ließ. Das Auge aber war eine Gletscherspalte, die wunderbar tief blaugrün leuchtete. Als der Mensch nun in diese unendliche Größe hineinsah und der kranke König Berg ihn böse anblitzte, da erschrak er bis ins Innerste, wankte und stürzte kopfüber in die Tiefe. Ja, der kranke König litt nicht, daß das kleine Gewürm sich über ihn lustig machte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Immer weiter krochen die Menschen in seinem Innern empor und immer mehr zersprengten sie den köstlichen Leib des Königs. Da kamen sie fast schon an sein großes Herz und er wurde ganz elend. Aber noch einmal packte ihn sein mächtiger Zorn: er schüttelte sich, daß die Lawinen stürzten, und erzitterte vor Aufregung. Das aber konnte sein ausgehöhlter Körper nicht mehr aushalten und so stürzte er ganz und gar mit einem großen Erdbeben in sich zusammen. Sein gewaltiger Kopf, der in den Himmel geragt hatte, sank in das Meer, das hoch über ihm aufzischte. Sein Herz grub sich tief ein in die Mutter Erde und sein Leib begrub im Fallen alle Menschen, die auf ihm gewohnt hatten, und den ganzen unendlich großen Wald. . . . . .

Was andre sagen

Neues Leben. (Herausgeber: Dr. med. Rösler, Reichenberg in Böhmen 6. Jg. Nr. 7.)

Briefe an eine Mutter. Von Dr. Ewald Haufe.

„... Blut muß Nummer eins sein nicht nur als das Stoffliche, was Chemiker und Physiker untersuchen und bestimmen, sondern als das, was nicht wieg- und meßbar, nicht Fleisch ist, nämlich Blut als das Geistige, was das deutsche Heim deutsch, das deutsche Kind deutsch, unser Volk deutsch macht; was, mit einem Worte, deutsche Art ist!

* * *

Aber dieser Geist kommt nicht, wo das Vorleben fehlt! Putz und Lektüre, Kirche und Theater, Romane, Klatsch füllen das Leben aus, denn den meisten von euch fehlt der Erziehungsgeist völkischen Erstarkens. Und wenn euch Männer und Frauen zurufen: „Bringt diesen Geist ins Haus!", lacht ihr, höchstens kauft ihr ein Buch, das euch läßt, wie ihr waret; denn der schönste Erziehungsroman nutzt nichts, ist im Dienste des Mammons. Und der ersehnte Geist kann nicht kommen, wo ihr euch selbst nicht des falschen Gewandes entäußert, in die Großstadt wollt; wo ihr mit Kind und Kegel das Dorf verlaßt, die kleine Stadt, die ihr spottet, ob ihrer Öde. Aber der Geist, den Ernste ersehnen, wächst nur, wo Bäume wachsen, Vögel singen, Bäche rauschen, wo der Wind über die Äcker bläst und ihr euer Kind führt und leitet! Natürlichkeit! Schafft sie! Schafft dem Kinde die eigene Scholle, daß es diesen Geist atmet! Und Tausende von euch könnten es, wenn sie ernstlich wollten, denn für Tausende kostet das Häuschen mit dem Gärtlein und der Wiese und dem Baume nicht mehr als das Stockwerk der Mietskaserne. Was ihr dort baut, reißt diese nieder, dieser Allerweltsgeist. Und was noch bleibt, frißt die Gasse mit ihrem Schmutz. Deshalb rufe ich: „Nur ein Stückchen Land für das Kind, ein ländliches Heim!" Alles Gesunde wurzelt in diesem Boden. Er gibt Freiheitsgefühle, ist Heimat stofflich und geistig. Da fluten Luft, Licht, Sonnenschein für Leib und Seele, draußen und drinnen ist Natürliches. Da kann euer Kind singen, springen, kämpfen; da kann es spielen im Sande, am Bache, am Brunnen; da kann es bauen und schaffen, finden und erfinden; da bildet sich der Gärtner und Landmann, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tier- und Menschenfreund, der Maler und Dichter, Architekt und Ingenieur, der Priester, Erfinder und was im Kinde steckt. Da kommen die Nährmittel heraus für Sinne und Glieder, Wollen und Tun: alles, was Baum und Bach, Vogel, Blume, Wind und Wetter erzeugen, die starken Eindrücke in den Tagen, wo nichts drückt und stößt, wo die Seele Flügel hat, das Auge Schönheit und Glück schaut. Da strömt es in Adern und Herz; dort, wo jeder Baum, jeder Laut jede Form deutsch ist. Da weitet sich die Brust, der Sinn, wo Lied und Spiel deutsch sind. . ."

Deutscher Guttempler (Schriftleiter: Georg Asmussen, Westerholz, Schleswig). 21. Jg. Nr. 1.

Aber erst der deutsche Durst im Ausland. [Auszug aus dem Buche ‚Der Deutsche im Ausland — Ungemütliche Wahrheiten' von Karl Böttcher, Thüring. Verlagsanstalt W.-Jena. Preis 1.20 M.]

„. . . Man muß sich eine solch typische deutsche Kneipszene im Ausland, wie ich sie gar oft beobachtete, im einzelnen vergegenwärtigen.

Ich denke an Capri. Soeben lärmt eine deutsche Reisegesellschaft von Ferienreisenden, die auf einer Mittelmeer-Rundfahrt begriffen ist, die Straße daher. Nach ihrem Auftreten zu urteilen, haben alle seit ihrer heute morgen erfolgten Ankunft auf dem Eiland bereits scharf herumgezecht. Nun noch ein „Schlußfeidel" im Kater Hiddigeigei!

Aus den paar gestümperten Brocken Italienisch merkt man sofort, woher sie kamen da oben im weiten Deutschland.

„Buon dschorno, oller amico! Ooch da?" . . . Jo drinko no Gahbri-Vino — io drinko birrah! Weeß Knebbchen!". . . „Jo wohlio una grande boddilja! — ei ja!" . . . schwirrt es durcheinander, und es ist wohl kein Zweifel, daß diese braven Seelen aus dem Lande des Bliemchen-Kaffees stammen.

Sofort beginnt das Trinken — nein, das Hineinstürzen, das Hinunterschütten, das Draufgießen — auf gut Deutsch: das Saufen. Ein mit „Herr Rat" angeredeter Graubart schmettert einen gellenden Jodler dazwischen, den er wohl auf der Fahrt durch die Schweiz aufgelesen, der aber sogleich die allgemeine Sangeslust entflammt. Also los!

„Deutschland, Deutschland über alles—" schallt es rauhkehlig durch die weite Halle, während die zahlreich herumsitzenden Vertreter anderer Nationen, Franzosen, Engländer, Russen, Italiener, ob dieses eigenartigen Verhaltens teils die Nase rümpfen, teils lächeln, aber höflich schweigen und höchstens meinen: „Wenn nun hier jede Nation so losbrüllen wollte!"

Beim Weitertrinken und Weitersingen verwandelt sich plötzlich der patriotische Singsang in einen breiten patriotischen Redestrom, wobei man alles leben läßt . . ."

Kunstwart. (Herausgeber: Dr. F. Avenarius, Dresden). Jahrg. 25, Heft 9.

Nach den Wahlen. Vom Herausgeber.

(Der Verfasser befürwortet die Einführung des Referendums, das ist die — in der Schweiz z. B. bereits bestehende — Möglichkeit unmittelbarer Volksabstimmung über ganz wichtige Fragen.)

„... Es ist wohl bald so weit, daß die gebildetsten Deutschen sich als Angehörige einer Kulturpartei fühlen, deren Abgeordnete in allen Fraktionen sitzen mögen. Nur im Kampf und meistens nur durch Macht werden die materiellen Interessen sich auseinandersetzen. Es scheint sehr zweifelhaft, ob jemals alle Politik Kulturpolitik sein kann, ja: ob nicht gerade in seiner Roheit auch der nackte Kampf der materiellen Interessen — der nackte, nicht der verlogene — ein des Erhaltens, ja, sozusagen des Herausarbeitens wertes urwüchsig notwendiges Ding ist. Aber daß in der Menschheit der „gesunde Egoismus" aus allzuviel idealer Geistigkeit bleichsüchtig werde, aus Sorge deshalb werden keinem die Haare grau. Jedesmal, wenn es gelingt, eine bisher mit Fraktionspolitik verknüpfte Frage aus dieser Verquickung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu lösen, hat die Kulturpartei ein Stück Arbeitsland mehr. Und ein besonders wichtiges, wenn sichs dabei um eine Frage der Organisation der Entscheidungen selber handelt. Das wäre bei der Minderheitsvertretung so, vor allem aber bei der Einführung des Referendums. Wird nun endlich die allgemeine Vorarbeit dafür in allen Parteien einsetzen? Oder ist auch dazu die „Verkalkung" in den Fraktionsadern schon zu hart?

Roland. (Herausgeber: Heinrich Scharrelmann, Blankenese). 8. Jg. No. 2.

Diensteid und Sittlichkeit. Vom Herausgeber.

„... Ich schwöre und gelobe zu Gott, daß ich meinem Amte eine unendliche Liebe entgegenbringen will!" — — — ?!? — — — — —

Schade, jammerschade, daß der deutsche Diensteid nirgends so lautet! — „Ich schwöre und gelobe zu Gott, daß ich die Pflichten meines Amtes treu und gewissenhaft erfüllen will!" so lautet fast überall die Schwurformel.

Liebe üben zu wollen, kann und darf man eben nicht beschwören. Entweder man hat sie oder man hat sie nicht. Ist das erstere der Fall, dann treibt sie den Menschen, ohne daß es eines Schwures bedarf, hat man sie aber nicht, dann kann sie auch keine Obrigkeit herbeikommandieren und durch einen Schwur protokollarisch festnageln.

Die Pflichterfüllung ist im Gegensatz zur Liebe etwas sehr Reales! Pflichterfüllung läßt sich auch verlangen, sie ist eben die geringste sittliche Qualität, die man von einem Beamten erwarten darf.

Nur stolz soll man um Gottes willen nicht auf einen solchen Eid sein! Pflichterfüllung ist wahrlich kein Verdienst! Sie ist das Allerminimalste, was sich an Sittlichkeit verlangen läßt".....

Rund um uns

Eine Zuschrift. „Sehr geehrter Herr Dr. Popert! In Ihrer Anmerkung auf Seite 42, Heft 2 des „Vortrupp" sagen Sie: „Der unauslöschliche Haß, den ich und mehr als 90 % aller früheren Gymnasiasten, die ich kenne, dieser Schule bewahren usw." Diese Schätzung — 90 % — ist, glaube ich, zu niedrig. Bei den Gymnasiasten-Jahrgängen aus den siebziger-achtziger Jahren stellt sich in meinen Bekanntenkreisen der Prozentsatz noch höher; meinen Bruder und mich können Sie in Zukunft mitzählen, und ich bemerke ausdrücklich, daß „unauslöschlicher Haß" nicht zu stark ausgedrückt ist. Man hört so oft, es sei „besser geworden". Dazu die interessante Tatsache, daß ich kürzlich auf dem Sonnenberge im Harz im Kreise froher Skiläufer mit einigen kurzen Sätzen in größter Schärfe meine Ansicht über diesen Punkt in die Unterhaltung warf und kein Wort der Entgegnung zu hören bekam. Vielmehr stimmten gerade junge Studierende, die in anderen Streitfragen mir lebhaft widersprochen hatten, hier ausdrücklich entschieden zu. Es muß also auch nach 1900 mit der Besserung unserer Gymnasien nicht allzuweit her sein. . . . . A. T.

Slawische Opferwilligkeit für völkische Zwecke. Der Gutsbesitzer Dr. Hermann Janovcky aus Trpomech bestimmte zu Haupterben seines $1^1/_2$ Millionen betragenden Vermögens zu gleichen Teilen

den tschechischen Schulverein und eine tschechische Studentenstiftung. Das macht die fleißige Sammeltätigkeit, die den Roseggerfond zustande gebracht hat, zu einem großen Teile mit einem Schlage wett. Auf ähnliche großartige Geldzuwendungen können die Deutschösterreicher, bei denen die Nationalisierung des Schulwesens und der gesamten Kulturarbeit ungefähr eine Generation später eingesetzt hat, erst in der nächsten Generation rechnen.

Kochkurse. Von einer nachahmenswerten sozialen Einrichtung wird aus der Schweiz berichtet. Die Sektion Zürich des Schweizer gemeinnützigen Frauenvereins hatte an die zuständigen Behörden das Ansuchen gerichtet, daß an bestimmten Tagen die Schulküchen zur Abhaltung unentgeltlicher Kurse für unbemittelte Frauen und Mädchen zur Verfügung gestellt werden sollten. Dieser Wunsch wurde vor kurzem erfüllt, und die Kochkurse, deren Leitung von den Haushaltungslehrerinnen an den Schulküchen übernommen wurde, sind bereits im Betriebe. Es sollen dabei auch die vom gemeinnützigen Frauenverein durch Flugblätter verbreiteten Kochrezepte, die eine vernünftigere Volksernährung anstreben, erprobt werden.

Eheprüfung. Im norwegischen Parlament ist jüngst ein Gesetzesvorschlag eingebracht worden, der das Eherecht betrifft. Es handelt sich darum, irgendwie eine gesetzliche Eheprüfung festzulegen, bei der Bräute dartun sollen, daß sie der Ehe, d. h. den Aufgaben der Mutterschaft sowohl wie der Führung eines Haushaltes durchaus gewachsen sind. Eine französische Zeitung, die diese Nachricht spöttelnd mitteilte, schlug das männliche Seitenstück dazu vor, d. h. sie will auch die männlichen Ehekandidaten einer Eheprüfung unterworfen wissen. Ein Vorschlag, der u. E. auch in anderen Ländern durchaus ernst genommen zu werden verdiente, im Interesse der Nachkommenschaft und der Rasse aber vor allem noch dahin ergänzt werden müßte, daß beide, Bräutigam und Braut, vor Eingehung der Ehe ein Gesundheitsattest beizubringen hätten.

Zwei neue Goethebücher von Wilhelm Bode. Wenn sich im Walde die Blätter färben und der Jagdruf über die Stoppelfelder erschallt, dann kann man sicher sein, daß von E. S. Mittler in Berlin das Erscheinen eines neuen Goethebuches von Wilhelm Bode angekündigt wird. Und dann erheben sich die Zungen und Federn der mehr oder weniger liebenswürdigen und berufenen Kritiker in deutschen Landen: sie sind zum Teil entrüstet darüber, daß dieser Mensch in Weimar immer noch lebt, daß er schon wieder einmal ein Buch geschrieben hat — natürlich über Goethe —, und nun wäre es doch wohl nachgerade genug. Und dann wird dem Verfasser die lange Reihe seiner Sünden — seiner Schriften — vorgerechnet, und mit einem im günstigsten Falle mitleidigen Lächeln wird ihm bedeutet, er möge doch nun endgültig Schluß machen. Die Antwort auf dieses wohlmeinende Reden und Raten ist dann im nächsten Herbst ein neues Goethebuch von Dr. Wilhelm Bode aus Weimar. Das ist denn ein Beweis dafür, 1. daß Schmock und seine Leute nicht immer allein Recht haben und 2., daß Wilhelm Bodes Bücher dem deutschen Volke etwas bieten und immer wieder gerne gelesen und gekauft werden. Und wenn nun gar im letzten Herbst von Wilhelm Bode zwei Bücher in 3 Bänden erschienen sind, zusammen annähernd 1100 Seiten stark, so erhellt daraus wiederum, 1. daß Goethe das immer noch nicht ausgeschöpfte Universalgenie ist, und 2. daß der fleißige Goetheforscher uns immer noch etwas von dem Dichter zu sagen hat. Eine sichere Gemeinde hat der Verfasser ja durch seine „Stunden mit Goethe" um sich geschart, und für die ist jede neue Schrift Bodes ein freudig begrüßtes Ereignis. Doch haben seine zahlreichen Schriften nach und nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinen Freundeskreis stark erweitert; so sind bereits viele Tausende seiner „Charlotte von Stein" in die weite Welt gezogen. Darnach darf man auch dem Büchlein „Der fröhliche Goethe" guten Erfolg voraussagen. — Das Buch enthält die Fröhlichkeit eines ernsten Mannes, der sich neben anstrengender Tagesarbeit auch der Freude zur Verschönung seines Lebens widmen kann. Es ist geschrieben für alle die, die sich eine recht innige Bekanntschaft mit dem Leben und dem innersten Wesen des Dichters wünschen, denen aber die große Reihe seiner Werke nur Ehrfurcht, und dies oder jenes Stück im ganzen kein starkes Interesse abnötigt; es ist für alle die geschrieben, die nach anstrengender Tagesarbeit, nach Müh und Unruhe des Amtes, des Geschäftes, des Handwerkes eine stille Stunde reinster Fröhlichkeit suchen: die werden von dem Büchlein befriedigt werden. — Ein Hauptmittel zur Fröhlichkeit ist Goethe zeitlebens die Musik gewesen. Das zeigt sich auch in Bodes zweibändigem Werk: Die Tonkunst in Goethes Leben. Immerhin wird gerade dieses Thema viele überraschen. Wird doch Goethe von manchen Darstellern seines Lebens und Betrachtern seines Wesens fast als notorisch unmusikalisch oder musikalisch nicht interessiert bezeichnet. Das völlige Gegenteil dieser Ansicht beweist das Buch Bodes natürlich nicht. Der Verfasser gibt nun in diesen zwei Bänden nichts weniger als dürre Nachrichten über die Musik im Leben Goethes: im ganzen wird ein kulturhistorischer Querschnitt durch die Geschichte der Musik gegeben für die Jahre 1740—1840. Das kulturhistorisch Interessante liegt in der vielfachen Wiedergabe einzelner Momente und vor allen Dingen in der ständigen Rückbeziehung auf Goethe. In anderen Teilen des Buches tritt Goethe selbst mehr in den Vordergrund, so als Theaterleiter, in seinen Beziehungen zu Zelter, mit seiner Hauskapelle, in der Vertonung seiner Werke. Jede Seite bietet des Interessanten genug, eine Zerpflückung ist nicht ratsam. Die Ausstattung der Bücher ist hervorragend, klargedruckte Notenbeilagen und gute Bilder sind in großer Anzahl beigegeben. **Lerche.**

Kongreß für „Biologische Hygiene". Unter Hinweis auf den Aufsatz „Hemmnisse der Volksgesundheit" von Herrn Med.-Rat Dr. Bachmann (in Nr. 4 des „Vortrupp") bemerken wir — auf Wunsch des Verfassers —, daß die erste Anregung zu einem Kongresse für biologische Hygiene nicht von ihm ausgegangen ist, sondern von dem Herausgeber der seit vorigem Jahre in Hamburg erscheinenden Halbmonatsschrift „Der Allgemeine Beobachter", Herrn Hugo Erdmann. Der Leitaufsatz im ersten Februarheft des „Allgemeinen Beobachters" behandelt zum ersten Male den Gedanken des Kongresses.

Vortrupp.

Berichtigung. In dem Aufsatz von Marie Stritt „Die Frauen und die Reichstagswahlen" in No. 3 des „Vortrupp" muß es auf S. 88, 2. Absatz, Zeile 6 und 7 statt „In immer steigender Zahl usw." heißen: „In immer steigendem Maße, steigend sowohl in der Zahl wie in der Richtung von rechts nach links usw."

Beim „Vortrupp" eingegangene Bücher und Schriften. (Besprechung vorbehalten). Wahre Freiheit! Neues Glück! Von Carl Holtmann, Düsseldorf. Selbstverlag des Verfassers. — Karl May ein Volkserzieher? Von Dr. Karl Wilker. Verlag von Hermann Beyer & Söhne, Langensalza. Preis 0,90 M. — Unsere Kultur am Scheidewege. Selbstverlag. Berlin 1911. — Auf Höhenpfaden zur politischen Macht. Von A. Rothe, Niederpoyritz bei Dresden. Selbstverlag. — Jugendwandern. Von Dr. Eugen Doernberger. Verlag von Otto Gmelin, München. —

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 6 16. März 1912

Der Ausmarsch.

Zu Beginn dieses Jahres hat der „Vortrupp" seinen Ausmarsch angetreten. Heute, beim ersten Wegstein — beim Ende des ersten Vierteljahres — ist er stärker, als wir erwarten durften.

Denn in der kurzen Zeitspanne von drei Monaten, die nun zu Ende geht, sind mehr als vierzig Hundertschaften von Freunden zu ihm gestoßen; über viertausend Männer und Frauen sind seine Abonnenten geworden und haben so kundgegeben, daß sie mit uns eine Notwendigkeit anerkennen: die Notwendigkeit, ein Organ zu schaffen, das versucht, alle Willenskräfte praktischer deutscher Lebensreform in eine große Macht zusammenzufassen. In eine Macht, die im Gange ihrer Entwicklung vielleicht einmal daran wird denken dürfen, für alles Einzelne, was sie mitumfaßt, den Einfluß im deutschen Leben zu erringen, den dieses Einzelne für sich allein, eben weil vereinzelt, sich schwer oder gar nicht verschaffen könnte.

An jene vielen Freunde und Freundinnen, die sich schon zu uns bekannt haben, richten wir nun heute diese Bitte:

Denkt daran — immer, aber besonders heute —, daß es der Wunsch war, eine solche Macht schaffen zu helfen, der Euch in Reih' und Glied des „Vortrupp" hat treten lassen. Denkt weiter daran — immer, aber besonders heute —, daß es jetzt an Euch liegt, nur an Euch, ob nun in unserm Deutschland in absehbarer Zeit eine solche Macht geschaffen werden soll, oder nicht: Daß im „Vortrupp" die Ansätze dazu gegeben sind, das hat seine Entwicklung im ersten Vierteljahre gezeigt; ob aber diese bescheidenen Ansätze zur Vollendung gedeihen werden, das hängt davon ab, daß Ihr uns treu bleibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bleibt uns treu! Bleibt es — trotz Allem, was an Einzelheiten vielen oder allen von Euch mißfallen, oder nicht genügt haben mag.

Bedenkt, daß durch treue Benutzung der Erfahrungen, die das Werk im Fortschreiten sich selbst erwirbt, allmählich Vieles besser und wirksamer gestaltet werden kann und wird.

Stoße sich auch keiner daran, daß etwa das besondre Gebiet der Lebensreform, für das gerade er persönlich arbeitet, im „Vortrupp" bisher nicht so ausführlich behandelt werden konnte, wie er es vielleicht wünschen mochte: Auch diesem Zweige der Lebensreform will ja der „Vortrupp" dadurch vermehrten Einfluß sichern, daß er ihn als notwendigen Teil des großen allgemeinen Gedankens der Lebensreform zeigt. Das aber bedeutet eben Raumbeschränkung für diesen Teil wie für jeden andern. Ein Sonderorgan ließe natürlich breitere Behandlung zu, wird aber meist nur von denen gelesen und wirkt daher meist nur bei denen, die ohnehin die Überzeugung teilen, die darin vertreten wird.

Endlich: Wir vom „Vortrupp" haben es zu tun mit praktischer deutscher Lebensreform. Wir streben an — im Sinne des letzten Willens des Bürgermeisters Hermann Timmermann im „Harringa" — daß man einmal jedes Gesetz, jede Maßregel, darauf, und nur darauf, ansehen möge: „Kann das die Men„schen gesünder machen und stärker und schöner? Und dadurch „besser und klüger?" Wer immer uns dazu helfen will, der ist uns Bundesgenosse und willkommen. Gegen den dürfen und wollen wir nicht engherzig sein; den dürfen und wollen wir besonders auch nicht fragen nach seinem Katechismus in Religion oder Philosophie. Wie alle, die ein praktisches Ziel erreichen wollen, sehen wir auf das, was die, die es erreichen wollen, einigt — nicht aber auf Das, was man etwa gebrauchen könnte, um diese Soldaten eines gemeinsamen Heeres zu trennen.

So stehn wir Mitarbeiter am „Vortrupp" zueinander: es lähmt zum Beispiel Professor Gurlitts und meine gemeinsame Arbeit am „Vortrupp" nicht im geringsten, daß er sich ebenso ehrlich zum Monismus bekennt, wie ich den für mich auf das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entschiedenste ablehne: die Mitarbeiter des „Vortrupp" bilden eine Tatgemeinschaft, worin jeder Platz hat, den seine Weltanschauung, wie immer sie aussehen mag, dazu drängt, in praktischer Arbeit daran mitzuschaffen, daß unser ringendes deutsches Leben etwas Höheres werde, als es heute ist.

So — darauf vertrauen wir — werden auch unsre Leser sich stellen. Jeder von ihnen wird einsehn, daß der „Vortrupp" unmöglich das Mundstück gerade der religiösen oder philosophischen Überzeugung sein kann, der er persönlich anhängt: ist es doch gerade die Aufgabe des „Vortrupp", Männer und Frauen der verschiedensten Überzeugungen dieser Art zu praktischer Lebensreform zu vereinigen.

Aber jeder unsrer Leser wird auch wissen, daß im „Vortrupp" die Taten werden gefordert und gefördert werden, die er für Gesundheit und Glück unsres Volkes getan wissen will. Und darum wird, wer beim Ausmarsch zu uns gestoßen ist, uns treu bleiben beim weiteren Vormarsch und bei den Kämpfen gegen die gemeinsamen Feinde.

Hermann Popert.

Wir bitten unsre Leser, nachdem sie diesen Aufsatz Hermann Poperts gelesen haben, ihr Abonnement sogleich zu erneuern (wenn sie nicht schon ohnehin für das ganze Jahr bestellt haben). Jeder unsrer Leser wolle sich dabei an genau dieselbe Stelle wenden (je nachdem an seine Buchhandlung, an die Post oder an den unterzeichneten Verlag), bei der er schon das erste Mal abonniert hat.

Jeder unsrer Leser, der diese unsre Bitte freundlichst erfüllt, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ihm die Nummer 7 und die weitern Nummern pünktlich zugehen.

Leipzig, Seeburgstr. 100.

Der Vortrupp-Verlag Georg Wigand.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine besonders notwendige Expedition deutscher Forscher.

„Eine besonders notwendige Expedition?" wird der Leser fragen. „Wohin denn? Nach der Südsee oder ins schwärzeste Afrika oder — wieder nach dem Südpol? Wir machen ja jährlich große und wichtige Expeditionen nach allen bekannten und unbekannten Teilen der Erde und nun eine besonders notwendige? Wohin denn?" —

Erschrick nicht, lieber Leser! Diese besonders notwendige Expedition deutscher Forscher soll gehen nach — Deutschland, — zur Erforschung der Bevölkerung Deutschlands, über die wir so wenig wissen. Leider können wir nicht berichten, daß die Expedition schon geplant wird oder bereits gerüstet wird, wir können nur dazu anregen.

Eigentlich müßten wir Deutsche uns schämen, daß wir so wenig von der Natur unseres eigenen Volkes kennen, wo wir doch über fremde Völker die dicksten Bücher schreiben und mit ihren Andenken die größten Museen vollstopfen. Es arbeiten zwar auf diesem Gebiete schlicht und recht einzelne Forscher und Vereine, die aber meist auf einen einzelnen Ort beschränkt sind. Sie tun, so viel sie vermögen, aber was können diese vereinzelten erreichen bei der schrecklichen Verworrenheit der Bevölkerungsverhältnisse gerade in Deutschland?! Und doch ist deren Kenntnis so wichtig! — Den ältesten Ursprung der Völker, von denen die Deutschen von heute abstammen, werden wir kaum je feststellen können, aber über die spätere Entwicklung dieser Völker vor und während der Völkerwanderung wissen wir doch schon manches und könnten bei größerer Anstrengung sicher viele Zweifel beheben und neue Spuren finden. Vor allem aber könnten wir feststellen, was von diesen alten Völkern eigentlich noch in der jetzigen Bevölkerung steckt — an körperlichen, geistigen und kulturellen Eigenschaften — was sich an ihnen verändert hat und was hinzu gekommen ist durch Mischung mit fremden Völkern und durch Beeinflussung von fremden Kulturen. Freilich, es ist schon vieles untergegangen und verwischt, was noch vor kurzem zu beobachten war, es ist eben höchste Zeit, wenn wir überhaupt noch einige Klarheit erhalten wollen, denn der zunehmende Hang zum häufigeren Wechsel der Wohnsitze kann immer mehr Verwirrung schaffen.

Diese Feststellungen sind nun keineswegs nur für die Gelehrten der Geschichte und der Völkerkunde fesselnd, wie der Leser vielleicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

annimmt. Wenn sie auch um deren willen schon wünschenswert sind, wir fordern sie vor allem, weil sie für Gesundheit und Bestand des Volkes so besonders notwendig sind. Die Bevölkerung Deutschlands ist immer noch keine einheitliche — trotz der gemeinsamen Sprache und Kultur, sie ist körperlich, rassisch, zusammengesetzt aus verschiedenen Stämmen und Rassen. Zu den ursprünglichen sogenannten Germanen, die ja auch keine einheitliche Rasse waren, sind weitere nahe verwandte (nordische), dann alpine, slawische und noch andere Völker hinzugekommen, und alle diese Völker haben sich nur bis zu einem gewissen Grade miteinander wirklich vermischt, das ist: durch Blutmischung vereinigt. Die Verschiedenheiten der deutschen Stämme kommen noch heute mehr zum Ausdruck, als man gewöhnlich glaubt, — nicht nur in der bösen deutscheu Uneinigkeit und Zerfahrenheit, sondern in allen gesundheitlichen, wirtschaftlichen, sozialen Verhältnissen. Beobachten wir doch in Deutschland die buntesten und widersprechendsten statistischen Erscheinungen in Geburtenhäufigkeit, Kindersterblichkeit, Wachstumsschnelligkeit — in Größe, Gewicht und Leistungsfähigkeit, — in Militärtauglichkeit, An- und Hinfälligkeit, Verbrechen, Lebensdauer. Wir suchen die Unstimmigkeiten, die uns dabei entgegentreten, zu erklären durch Umwelt, Beschäftigung, Wohlstand und dergleichen, und sicher hat all das auch Einfluß darauf — einen sehr großen sogar. Aber einen zum mindesten ebenso großen Einfluß hat doch die körperliche und geistige Rasseneigenart: Ehe wir aber keine Klarheit über Körper und Geist der Bevölkerungsteile haben, über die eine Statistik aufgestellt ist, können wir die Befunde dieser Statistik, wie überhaupt der meisten medizinischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Statistiken auch nicht richtig beurteilen und verwerten. In unseren Statistiken finden wir da nur Ansätze: höchstens einmal einen Hinweis auf die Slawen (z. B. bei der Geburtsstatistik) und andre Fremdvölker, oder auch den — nur selten einen einwandfreien Unterschied ergebenden — Versuch, verschiedene Religionsgemeinschaften miteinander zu vergleichen. (Selbst bei den Juden, wo Religion und Rasse — übrigens eine auch wieder in sich ungeheuer gemischte Rasse — zusammenfallen, hat ein Vergleich mit anderen Religionsgemeinschaften vielfach keinen Sinn, da ja die getauften Juden nicht mitgezählt werden). Doch, wir können hier nicht weiter auf alle die Fehler und Irrtümer eingehen, die sich aus den Mängeln der bisherigen Untersuchungsweise ergeben, — jedenfalls haben wir erkannt, daß sie uns nur einen

verschwindenden Bruchteil von dem Nutzen bringt, den uns richtige Methoden bieten könnten.

So fehlen uns dann auch die Zielpunkte und Handhaben, zur Besserung der Verhältnisse einzugreifen. Können wir doch nicht einmal sagen, welche Körpereigenschaften — Bau, Größe, Wachstumsschnelligkeit usw. — die verschiedenen Stämme Deutschlands haben, geschweige denn, welche Geisteseigenschaften! Wie wollen wir da entscheiden, ob bei bestimmten Personen, Familien oder Volksteilen gesunde, normale Verhältnisse vorliegen, oder wie die zu schaffen wären? Wie wollen wir entscheiden, welche Teile der Bevölkerung vollwertig und welche etwa minderwertig und deshalb hilfsbedürftig sind, noch was da zur Besserung geschehen soll? Ist es nicht eine zwingende Notwendigkeit für ein Volk, für einen Staat, über seine eigenen Eigenschaften, Fähigkeiten und Bedürfnisse im klaren zu sein? Gilt das nicht doppelt für einen Staat, der aus so vielen verschiedenartigen Stämmen zusammengesetzt ist wie das Deutsche Reich? Fordert nicht auch die Selbsterhaltungspflicht von Volk und Staat, zu prüfen, welche Bevölkerungsteile man auswandern läßt und was man dafür von fremden Völkern erhält? Ist die Volksgärung, die in den verschiedenstämmigen und verschiedenrassigen Staaten — wie gerade in Deutschland — nie zur Ruhe kommt, nicht auch ein Zeichen innerer Fremdheit der Staatsgenossen? Wohlverstanden, nicht das wird die Aufgabe des Staates sein, die verschiedenen Stämme restlos gleich zu machen, nein, er soll jeden einzelnen Stamm nach seiner Eigenart richtig pflegen und mit den übrigen in Einvernehmen bringen.

Nun aber zu unserer Expedition zurück: Du gibst nun doch wohl zu, lieber Leser, daß sie besonders notwendig ist? So großzügig nun auch die Aufgabe erscheint, so sehr muß bei ihrer Ausführung ins Einzelne gegangen werden. Und da zweifle ich nicht, daß es eine sehr große und sehr teure Expedition werden wird. Ein ganzer Stab von Forschern müßte jahrelang, jahrzehntelang daran arbeiten, müßte sich allmählich in die Aufgabe einarbeiten, müßte sich an ihr erwärmen und begeistern zu den so mühevollen Arbeiten. Aber wir haben ja in Menge geeignete Anthropologen, Völkerkundige, Ärzte, Statistiker, Volkswirtschafter, Kunst- und Kulturgeschichtskundige, Genealogen, die im Verein mit den bestehenden Instituten und Vereinen sofort an die Arbeit gehen könnten. Es müßten da zunächst einmal nach einem großen Organisationsplan alle jetzt noch bestehenden Volksstämme untersucht werden, um erst Grundlagen zu gewinnen, dann würden sich aber Fragen und Aufgaben des unmittelbaren Tageslebens in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hülle und Fülle anschließen: So die Aufklärung der oben erwähnten statistischen Verschiedenheiten und Abweichungen, etwa in der so brennend wichtigen Sache der Militärtauglichkeit. So die zweckmäßigere Einteilung der Bevölkerung für die Erhebung von Statistiken (statt der bisherigen rein geographischen und politischen Einteilung). Dann die Frage der Möglichkeit und des Nutzens einer Mischung der Stämme untereinander oder mit Fremden (der Nutzen wird bekanntlich oft bestritten); die Erhaltung des Stammescharakters bei den versprengten Deutschen und vieles andre.

Wären das nicht gar Aufgaben, würdig eines besonderen Reichsinstitutes, eines „Institutes für die Erforschung des Deutschen Volkes?" Sind diese Aufgaben nicht vielleicht ebenso wichtig und nutzbringend für uns Deutsche, wie die der geplanten neuen Institute — und noch viel wichtiger als Forschungen am Südpol und in der Südsee (gegen die wir natürlich nichts einwenden!)? Wir fragen also: Wo sind die Mäcene, die Behörden, die Institute, die sich entschließen zu einer Expedition deutscher Forscher nach Deutschland?

Dr. Artur Luerssen.

Schulgemeinden.

Wieder wird in der pädagogischen Presse über die Neugründung einiger Elternvereinigungen berichtet. Immerhin ein erfreuliches Zeichen dafür, daß das Interesse an den erzieherischen Fragen wächst. Ich wollte, solche Elternvereinigungen wüchsen wie Pilze aus der Erde. Und sie würden es tun, wenn die Väter und Mütter, die ja mit unter dem Schulelend ihrer Kinder zu leiden haben, über die nötige Zivilcourage verfügten, die zur Demonstration nötig ist. Die Schulreform kann nicht auf die Mitarbeit der Eltern verzichten. Die Lehrerschaft hat das Ihrige getan, aber alle ihre ernsthaften Ziele werden und müssen unerfüllt bleiben, wenn nicht die breite Öffentlichkeit mithilft an der Beseitigung veralteter Schuleinrichtungen.

Aber da liegt gerade die Schwierigkeit der ganzen Frage! — Wo sollen die Eltern eingreifen? Morsch ist ja so vieles im Schulstaat, daß die Arbeitswilligen gar nicht mehr wissen, wo und wie sie zuerst mit ihren Besserungsvorschlägen einzusetzen haben. Mit aufklärenden Vorträgen, die ja gewiß notwendig sind und vorläufig noch notwendig bleiben, ists allein nicht getan. Aber auch selbst die schärfsten Resolutionen rufen im besten Falle immer nur einen Sturm im Wasserglase hervor. Als erschwerend kommt noch hinzu, daß sich nicht nur die Behörden, sondern auch noch ein größerer Teil der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lehrerschaft ablehnend allen Verbesserungsvorschlägen gegenüber verhalten.

Unser deutsches Schulwesen ist zu einheitlich, zu fest gefügt, als daß man durch allgemeine Stellungnahme in Resolutionen einen wirklichen Einfluß auf die Leitung des gesamten staatlichen Schulwesens erzielen könnte.

Ich glaube gerade darin einen schweren taktischen Fehler erblicken zu müssen, daß man den Elternvereinigungen ein zu weites und zu unklar abgegrenztes Gebiet zuweist. Die Weite des Arbeitsfeldes lähmt den Mut.

Mehr als Aufklärungsarbeit werden selbst gutgeleitete Elternvereinigungen heute noch nicht zu leisten vermögen. Sie helfen gewiß mit, die Unzufriedenheit in immer weitere Kreise zu tragen, aber viel weiter wird ihre Wirksamkeit überhaupt nicht gehen können. Und doch werden zeitgemäße Änderungen in bezug auf Disziplin, Methode, Lehrziele und Lehrpläne, Erziehungstaktik, Berechtigungswesen usw. aus der Initiative gerade der Eltern hervorgehen. Der Lehrer ist eben infolge seiner Stellung als Beamter nicht imstande, seine Wünsche durchzusetzen. Daher werden auch seit Jahren alle umwälzenden Beschlüsse der deutschen Lehrervereine von den Behörden einfach ad acta gelegt. Kein Hahn kräht mehr darnach, ob der Lehrerverein in X sich für die Arbeitsschule oder für die weltliche Schule oder für die Einheitsschule ausspricht.

Die Schulbehörden wissen sehr wohl, wie fest sie im Sattel sitzen und daß selbst der aufregendste Beschluß einer Lehrerschaft sie nicht in ihrem Bureauschläfchen zu stören vermag. Und der brave Philister dämmert gleichfalls ruhig weiter und legt befriedigt die Hände über seinen Bauch zusammen, wenn ihm — von oben! — die Versicherung gegeben wird, daß auf schulischem Gebiet alles in bester Ordnung sei und die Behörde allen „berechtigten Wünschen Rechnung trage".

Ganz anders würden die viel zu lose organisierten und viel zu allgemeine Aufgaben angreifenden Elternvereinigungen aber wirken können, wenn sich diejenigen Eltern nur zusammenschlössen, deren Kinder dieselbe Schulanstalt besuchen. Sie würden sich organisieren müssen als Schulgemeinden. In diesem Gedanken liegt sicher nichts außergewöhnliches, denn auf dem nahe verwandten Gebiete der Kirche ist die Organisation des Gemeindewesens längst Tatsache.

Die Tätigkeit der Schulgemeinde würde in erster Linie eine kritische und kontrollierende sein müssen. An ganz bestimmte Vorfälle hätte sie anzuknüpfen und würde — weil ihr ein enges Feld zur Bearbeitung zusteht — viel wirksamer auf Änderungen dringen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können. Dadurch aber, daß sie ganz bestimmt zutage getretene Schäden aufdeckt und bekämpft, würde sie auch prinzipiell zugleich der ganzen Reformbewegung dienen.

Das betreffende Lehrerkollegium freilich, das dann mit einer solchen Raisonniergemeinde gesegnet wäre, würde sich naturgemäß zunächst nicht viel kümmern um Beschlüsse und Resolutionen, die dort gefaßt sind. Und somit wäre noch kein wesentlicher Vorteil aus gerade dieser Organisation zu ersehen. Und doch lägen dann die Verhältnisse wesentlich anders! Wird ein Beschluß einer solchen Schulgemeinde nicht von den betreffenden Lehrern respektiert, würden die Eltern solchen Reaktionären energischer auf die Bude rücken können. Sie würden sich schlimmstenfalls direkt an die Behörde wenden und auf Abstellung eines ganz bestimmten Schadens dringen.

Das aber wäre gerade das Wünschenswerteste! Solch ein Schulbureaukrat, der nur gewohnt ist, Akten zu erledigen oder das Räderwerk gelegentlich durch unnütze neue Verordnungen zu schmieren, würde dadurch wohl oder übel gezwungen werden, Stellung zu allen den Fragen zu nehmen, die ihm von den Eltern vorgetragen werden. Da würden auch die beruhigendsten Versicherungen schließlich nicht mehr ausreichen.

Verhielte sich trotzdem eine Behörde oder ein Kollegium dauernd ablehnend, haben die Eltern, deren Kinder dieselbe Anstalt besuchen (aber nur diese!), die Macht, ihre Kinder aus der Schule in corpore herauszunehmen und eine eigene Schule zu gründen.

Man denke sich nur den Fall, diese Organisation wäre allgemein und die Schulen eines Staatswesens würden plötzlich durch einen Beschluß der vereinigten Schulgemeinden boykottiert! Dann säßen die wohllöblichen Behörden mit ihren Kasernen da und die Lehrer hätten permanent Ferien und der Kultusminister selbst wäre überflüssig und würde wegen Mangels an Tätigkeit pensioniert!

In Hamburg ist im vergangenen Jahre bereits eine Elternvereinigung dieser Art zustande gekommen: man darf für die Zukunft gespannt sein, was diese neue Organisation leisten wird.

Heinrich Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soziale Frauenarbeit auf der Berliner Ausstellung.

Soziale Frauenarbeit! — tausendfältig fand der Ruf seinen Widerhall und wenn man die allgemeinen Fortschritte der Frauenbewegung bespricht, fällt kaum eine andere Erscheinung mehr ins Auge als die Eroberung des großen sozialen Arbeitsfeldes. Und die soziale Arbeit ihrerseits verdankt der weiblichen Mitwirkung in ihrer Ausgestaltung und Vermenschlichung weit mehr, als auf dem ersten Blick erkennbar ist. Wie viele Neuerungen und Verbesserungen sind, ohne daß es offiziell bekannt wäre, wohl auf Anregung, Tätigkeit, Propaganda von weiblicher Seite zurückzuführen! Um so überraschender ist es, einen wie bescheidenen Raum soziales Frauenwirken auf der großen Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" einnimmt, wie unscheinbar es sich darstellt. Freilich, die anspruchslosen und dabei mühsam anzufertigenden Tabellen mancher Vereinigungen sagen dem, der sich die Mühe nimmt, sie zu entziffern, mancherlei Wissenswertes, aber sie kommen wenig zur Geltung neben all der Fülle künstlerischer und industrieller Ausstellungsdinge, die den Besucher sofort fesseln. Darum mögen an dieser Stelle einige weniger beachtete und doch wertvolle soziale „Mauerblümchen" Erwähnung finden.

Eine graphische Darstellung erzählt von der Beteiligung der Frauen an der kommunalen Fürsorge. Sie sind augenblicklich tätig in der besoldeten Wohlfahrtspflege, Waisenpflege, Wohnungsinspektion, Schulverwaltung, im Arbeitsnachweis, in der Polizeipflege und in verschiedenen Kommissionen. Ein schärferer Blick auf die bunten Fähnchen der Karte lehrt, daß auch in diesem Punkt das badische Musterländle am weitesten fortgeschritten ist. In fast allen seinen größeren Orten finden wir die Frau in sämtlichen oder den meisten der aufgezählten Arbeitsgebiete. Günstig schneiden daneben die Großstadt Berlin und Rheinland-Westfalen ab, auch Frankfurt a. M., Mainz, München, Breslau, Königsberg und Danzig, während der Osten sonst auch auf diesem Gebiete kulturell benachteiligt ist. Ein wesentlich verschiedenes Bild ergibt sich aus einer unter anderen Gesichtspunkten aufgestellten Tabelle, die ein Beweis dafür ist, um wieviel leichter in verhältnismäßig kleineren Orten die Mitarbeit der Frau sich in der kommunalen Armenpflege Bahn bricht, als in den größten Städten. So ist in Bonn die Zahl der weiblichen und männlichen Armenpfleger fast eine gleiche, ein Verhältnis von etwa $^3/_5$ Frauen ergibt sich noch für Straßburg; Mannheim hat etwa $^1/_3$ weibliche Pfleger, Breslau aber besitzt auf nahezu 2000 Männer in der Armenpflege nur 74, Berlin auf 5700 Männer nur 125 Frauen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Großen Aufschwung hat die Tätigkeit der Frauen in der Jugendgerichtshilfe genommen. Hier hat das weibliche Element fast überall Aufnahme gefunden. Die segensreiche Wechselwirkung wird nicht ausbleiben durch das allmähliche Eindringen weiblicher Anschauungen in unsere Rechtspflege, sowie durch die Schulung unserer Frauen gerade auf diesem, ihnen sonst fernliegendem Gebiete der Gerichtsbarkeit und Gesetzeskenntnis. Dank der Mitwirkung hervorragender Künstlerinnen, von denen in erster Reihe Käthe Kollwitz genannt sei, spricht die Tafel über die Frau in der Gefängnisfürsorge nicht nur in Zahlen, sondern in ergreifenden Bildern aus dem Leben zu uns. Ein Stück Geschichte, angefangen vom alten schauerlichen Zuchthause bis zum verbesserten modernen Frauengefängnis, dessen Insassinnen von gebildeten Beamtinnen, Lehrerinnen, Werkmeisterinnen, unterwiesen und beeinflußt werden, entrollt sich in den 12 künstlerischen Skizzen, die mehr als jede andere Propaganda aufrütteln und verkünden, welch große Arbeit die Frau an ihren verirrten Mitschwestern noch zu leisten hat.

Einer anderen schlichten Abteilung sei ebenfalls gedacht, der Schau der Krankenpflege jenes Berufes, in dem seit Jahrhunderten am meisten stilles, unerkanntes Heldentum wirkt. Hier fesseln besonders die Bestrebungen der Berufsorganisation deutscher Krankenpflegerinnen. Zwischen katholischen und evangelischen Orden macht sich, in der Ausstellung, wie im Leben, dies bemerkenswerte Stück Frauenbewegung geltend, das die Umwandlung einer religiösen Liebestätigkeit in einen freien, wissenschaftlich durchgebildeten, für gerechte Arbeitsbedingungen kämpfenden Frauenberuf bedeutet. Interessant sind eine Reihe von Erfindungen, Verbesserungen für die Krankenstube, die von Pflegerinnen ausgestellt sind, ein Beleg mehr für die Auffassung, daß die Frau innerhalb ihres Wirkungskreises stets Erfindungen machte, aber erst in neuester Zeit beginnt, sich der Tragweite solcher praktischer Erfindungen und ihrer industriellen Verwertbarkeit bewußt zu werden. Als ein Grenzgebiet sozialer Frauenarbeit kann man den Hebammenstand bezeichnen, der alle Grundlagen enthält, auf denen er, seiner großen Bedeutung für das Volkswohl entsprechend, zu einem gesellschaftlich hoch gewerteten, sozial arbeitenden Stande werden kann, dem man einen erheblichen Teil der Volksgesundheit, Müttererziehung, Kinderfürsorge anvertraut. Die in der Ausstellung aufliegende Broschüre, herausgegeben von der Vereinigung deutscher Hebammen, gibt erfreuliches Zeugnis für das Vorwärtsstreben dieser Vereinigung, für den Kampf seiner besten Vertreterinnen, ihren Beruf zu heben, und zu reformieren.

Innerhalb der sozialen Arbeit darf auch die Ausstellung für die Dienstbotenfrage Platz finden. Geschickt aufgebaut und historisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehrreich zeigt sie das Bemühen sozial gesinnter Frauen, einem Stande zu seinem Recht zu verhelfen, der als Ganzes noch weit abseits von der fortschreitenden Organisation und Fachbildung anderer Berufe steht. Noch viele Einzelheiten wären des Schilderns wert: die erfolgreichen Frauenbestrebungen zur Organisation des Arbeitsnachweises, der heute in 100 deutschen Städten eingeführt ist, die zahlreichen Heime für Mütter, Kinder, Jugendliche, für Arbeiterinnen und Angestellte, die von Frauen ins Leben gerufen wurden, die Bestrebungen auf dem Gebiete des Kinderschutzes, der Alkoholbekämpfung, der Erholung, Volksunterhaltung und Jugendbildung. Ein herzerfreuendes Bild möge den Abschluß bilden; die wunderhübsche Kinderlesehalle, ein Modell in voller Naturgröße, das einige für diese Art der Jugendpflege besonders begeisterte Frauen ausgestellt haben. Diese Lesehalle verdiente nicht nur nach Beendigung der Ausstellung dauernd erhalten und fortbetrieben, sondern an recht vielen Orten nachgeahmt zu werden. Etwa 800 sorgfältig ausgewählte Bände sind aufgestellt, bunte Künstlersteindrucke schmücken die Wände, die freundlichen, hell lackierten Tische und Stühle in allen Größen tragen der Kindesseele Rechnung, sie gemahnen so garnicht an die Schulstube! Für rund 2000 Mk. läßt sich eine solche Lesehalle (Bücher und alles inbegriffen) einrichten, ebenfalls auf 2000 Mk. werden die Betriebskosten, wenn die Stadt einen Raum zur Verfügung stellt, veranschlagt. Dafür können in zwei dreistündigen Schichten 100 Kinder jeden Tag lesen, den Gefahren der Straße, der Schundliteratur, der Verwahrlosung entzogen werden. Zwanzig Mk. jährlich, um eine kleine Menschenseele mit Schönheit und Freude zu füllen — die müßten sich finden lassen! Aber unsere Jugend braucht ja noch so viel, so unendlich viel auf allen Gebieten, darum ist es bedauerlich, daß die sonst so schöne Ausstellung keine eindringliche Lehre predigt von dieser sozialen Seite des Lebens. Unter den vielen Tausenden ihrer Besucher hätte sie mancherlei Kräfte wecken können für den sozialen Fortschritt. **Adele Schreiber.**

Die deutsche Gartenstadt-Bewegung.

Wir haben heute in Deutschland elf größere und noch eine Anzahl kleinere gemeinnützige Gartenstadtsiedelungen auf bodenreformerischer Grundlage i m B a u. Weitere acht größere Siedelungen werden in diesem Jahre begonnen, und reichlich ein Dutzend befindet sich in Vorbereitung. In der „ersten Gartenstadt" Hellerau bei Dresden begann die Bautätigkeit im Herbst 1909. Es wohnen dort heute in 310 Einfamilienhäusern schon rund 1200 Menschen, und in der schönen Gartenvorstadt Stockfeld bei Straßburg erfreuen sich heute schon über 2000 Menschen des wiedergewon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nenen Lichtes, der Luft und der Sonne. — Geschickt vorgeführt könnten diese Zahlen und Tatsachen leicht einen imponierenden Eindruck machen. Wer aber in der praktischen Arbeit für die Verwirklichung eines Gedankens lebt, weiß, daß bloße Zahlen gar wenig über den wahren Wert des Erreichten zu sagen vermögen. Und wir wollen, um zu zeigen, daß wir uns vollkommen darüber klar sind, wie wenig an und für sich noch mit dem oben Skizzierten erreicht ist, das Zahlenbild in kritischer Betrachtung noch weiter ausmalen. Nehmen wir an, daß wir im nächsten Jahre 20 größere Gartenvorstädte im Bau haben und daß in jeder Siedelung jährlich 60—100 Häuser, im Durchschnitt also etwa 80 gebaut würden, so sind das im Jahre 1600 Häuser. Und dem setzen wir nun unseren jährlichen Bevölkerungszuwachs von rund 800 000 Menschen gegenüber, für die rund 160 000 neue Wohnungen in jedem Jahre gebaut werden müssen, d. h. 100mal soviel als wir in diesen 20 Gartenvorstädten schaffen! Dabei ist noch ganz außer Acht gelassen, daß in jedem Jahre für alte abgerissene Wohnungen noch, wie man schätzungsweise annehmen kann, 100 000 Ersatzwohnungen geschaffen werden müssen. Weiter könnte man, wenn auch nur mit formalem Recht, hier die Zahl von beinahe 1000 Baugenossenschaften anführen, die zusammen nur wenig mehr als 1% des jährlichen Wohnungsbedarfes decken. Diese Gegenüberstellungen, so lächerlich sie vielleicht erscheinen werden, liegen doch mehr oder weniger bewußt dem ablehnenden Verhalten aller derer zugrunde, denen es von vornherein „utopisch" erscheint, daß man in absehbarer Zeit auch nur einen nennenswerten Teil des jährlichen Kleinwohnungsbedarfes in Form von Gartenstadteinfamilienhäusern decken könne.

Es entsteht also die Frage: haben wir es hier nur mit vereinzelten, durch besonderes Geschick und Glück Einzelner mühsam zustande gebrachten „Kuriositäten" zu tun, oder können wir hier Anfänge einer großen Entwicklung und Bewegung erkennen? Dabei wollen wir zunächst einmal ganz von all den kulturellen und sozialen Fortschritten, die von dem Zustandebringen von Gartenstädten und dem Wohnen und Leben darin erhofft werden, absehen und fragen: was haben wir für die so unaufschiebbar notwendige, durchgreifende Besserung unserer Wohnungsverhältnisse von der Gartenstadtbewegung oder (wenigstens zunächst) richtiger Gartenvorstadtbewegung zu erwarten? Um das richtig einschätzen zu können, müßten wir eigentlich unseren Blick durch eine kurze geschichtlich-psychologische Betrachtung der Wohnungsreformbestrebungen der letzten Jahrzehnte richtig einstellen. Wir müßten betrachten, wie man wechselnd bemüht war, die verschiedenen Erscheinungen der Wohnungsfrage unter verschiedenen Sachnamen zu gruppieren, und also verkündete: Die Wohnungsfrage ist eine Baukostenfrage! oder eine Bodenfrage! eine Frage der Bauordnung! des Bebauungsplanes! der Organisierung des Realkredits! oder eine Verkehrsfrage! eine Besteuerungsfrage! eine Lohnfrage! usw. Nur ganz selten und zaghaft finden wir in dieser umfangreichen Wörtersammlung einmal das Wort Wohnsitte, einmal den Gedanken angedeutet, daß das Verhalten der Menschen selbst ebenfalls einen großen Teil der „Frage" ausmache, weil ja doch alle die vorher angeführten Dinge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Wirksamkeit erst durch die Beziehung zu den Menschen erlangen; denn wenn auch unsere modernen Städte — und auf die städtische Wohnungsfrage sollen unsere Ausführungen beschränkt sein — im Zeitalter des Transportes und der Maschinen und großer wirtschaftlicher Organisationen sich von allen früher vorhandenen Siedelungen in ihren Lebensbedingungen und ihrer Organisation durchaus unterscheiden, so sind diese Städte in tiefstem Grunde dennoch nicht aufgebaut auf Maschinen oder sonstigen Erzeugnissen von Technik und Wirtschaft, sondern genau wie die Städte früherer Epochen auf lebenden Menschen! Da solche geschichtlich-psychologische Betrachtung aber weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen würde, wollen wir uns darauf beschränken, auf den neuesten und außerordentlich wichtigen Beleg für die Notwendigkeit einer solchen Betrachtungsweise aufmerksam zu machen. Wir denken da an die mit großer Geschicklichkeit und Sorgfalt gesichtete und zusammengetragene Fülle von Tatsachenmaterial über die Geschichte der Wohnungsreform in Berlin von den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts an bis zu dem neuesten Zeitabschnitt, der großen allgemeinen Städtebauausstellung Berlin im Jahre 1911, die der erste Teil der von ihrem Generalsekretär Dr. Werner Hegemann bearbeiteten Veröffentlichung darüber enthält. Seine Ausführungen zeigen überzeugend, daß die furchtbaren Zustände des heutigen Großberlin nicht über uns gekommen sind, „wie ein Dieb in der Nacht", wie man in der Regel anzunehmen geneigt ist, sondern daß wir in diesen sieben Jahrzehnten stets Männer unter uns gehabt haben, die in klarer Erkenntnis der drohenden Entwicklung ihre warnende Stimme erhoben haben und schon vor Jahrzehnten dieselben Rettungsmittel grundsätzlich erkannten, die wir heute wiederum als Errungenschaften der allerletzten Jahre anzusehen pflegen. Hegemann selbst faßt seine umfassenden Studien darüber so zusammen: „Geradezu tragisch ist es, daß in Berlin von den 40er Jahren an in den kritischen Augenblicken immer Männer gewesen sind, die nicht nur die im Auslande gemachten Erfahrungen und Anstrengungen ganz genau kannten, sondern auch mit klarem Auge die deutschen Verhältnisse denselben Klippen zusteuern sahen, wie man es in den früher von der Industrialisierung erfaßten Ländern Belgien, England und Frankreich gesehen hatte und daß ihre eindringlichen Warnungen und ihre aufopferungsvolle Arbeit unfruchtbar geblieben ist, weil keine umfassende, einheitliche Organisation des Gesamtwillens durch sie ausgelöst wurde." Statt eines solchen Gesamtwillens, der nach Besserung der barbarischen Zustände strebte, fand sich vielmehr, wie einer der klarsten Wohnungsreformer, Faucher, schon 1865 schrieb, „in weiten Kreisen der Bevölkerung eine widerstandslose Gefügigkeit, in die scheußlichen Mietskasernen hineinzuziehen", was er für Berlin zum großen Teile daraus herleitet, daß die von außen zuströmende Bevölkerung einen ausgesprochen kolonialen Charakter hatte und gefaßt war, sich vorläufig mit jeder beliebigen Art von Quartier abzufinden. Und so gibt denn zum Schluß Hegemann auf die Frage: wie konnte es entstehen, dieses gräßliche, höchst gefährliche Mietskasernen-Berlin? die Antwort: „Ein halbes Jahrhundert lang haben, wie es in der Sprache der Kgl. Akademie heißt, ‚allgemein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

künstlerische und technische Gesichtspunkte nicht überall die gebührende Berücksichtigung gefunden' ein halbes Jahrhundert lang sind ‚mannigfaltige Mißgriffe gemacht worden', d. h. in eine lebendigere Sprache übersetzt, daß man es an den leitenden Stellen während eines halben Jahrhunderts verstanden hat, sich gegen die von berufensten Seiten klar dargelegten Forderungen des gesunden Menschenverstandes die Ohren zu verstopfen, daß man immer aufs neue die Hindernisse, die sich der Erfüllung dieser Forderung entgegensetzten, als ‚unüberwindlich' gelten ließ. Wer aber sind diese geheimnisvollen ‚leitenden Stellen'? Wir leben nicht in einem despotisch regierten Lande. Die verschiedenen öffentlichen Behörden sind im großen und ganzen — das gilt in diesem Zusammenhange ganz besonders — willige Organe der öffentlichen Meinung. Man muß hier geradezu sagen: Der Moral der sogenannten gebildeten Klassen. Auf den Stand der allgemeinen Bildung, der öffentlichen Moral fällt hier vielleicht mehr als irgend wo anders der ganze Vorwurf!"

Was können wir nun von der Gartenstadt b e w e g u n g für eine Einwirkung auf diese beiden so ausschlaggebenden Faktoren, die öffentliche Moral und das Verhalten der großen Massen, ihre Wohnsitte und ihre Anforderung an Wohnung und Siedelung, erwarten? Da können wir zunächst feststellen, daß die Tatsache, daß wir fast in allen Teilen Deutschlands in den Gartenstadtsiedelungen Beispiele guten Wohnens aufzeigen können, in der Tat schon das bisher so passive Verhalten weiter Bevölkerungskreise günstig beeinflußt hat. Die Sehnsucht nach dem Einfamilienhause, nach Heim und Garten beginnt wieder aufzuleben und damit auch der Glaube, daß es in deutschen Landen noch einmal wieder auch für die breiten Massen bessere, menschenwürdigere Wohn- und Siedelungsverhältnisse geben werde. Das Gefühl für das Unerträgliche der heutigen Zustände ist ja unserem Volke noch nicht ganz verloren gegangen. Es hält es nicht lange aus in seinen Wohnungen und macht beständig den Versuch, ob es nicht anderswo besser wäre. So kommen wir zu der furchtbaren Zahl von rund 1,5 Millionen Umzüge im Jahre in Berlin und der Tatsache, daß im Durchschnitt in unseren Großstädten die Wohndauer nicht länger als 2 Jahre ist!

Wenn wir diese umherirrenden Großstadtnomaden dadurch, daß wir ihnen überall lebendige Beispiele vor Augen bauen, zu hunderttausenden mit Hoffnung, Initiative und zuversichtlichem Glauben an die eigne Kraft erfüllen können, wenn so allmählich durch Begründung immer neuer Siedelungen der Geist der Verwirklichung über das Volk kommt, dann wird der Fortschritt der Bewegung unwiderstehlich. Und in der Tat regt es sich ja von Monat zu Monat mehr an allen Orten!

Und wenn wir weiter — was in einem späteren Aufsatze gezeigt werden soll — auf Grund der in den bestehenden Gartensiedelungen gesammelten Erfahrungen behaupten dürfen: es ist aus keinem vernünftigen Grunde nötig, immer wieder neue Generationen unseres Volkes in die Leib und Seele verkümmernden Mietskasernen zu sperren! so wird dieser Einsicht auch die „öffentliche Meinung" sich nicht lange mehr verschließen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und damit wären dann die beiden unerläßlichen Vorbedingungen zu irgendeinem „großen Schritt in der Wohnungsreform" geschaffen, auf den zu warten sich schon die besten unseres Volkes, an der bisherigen Danaidenarbeit verzweifelnd, gewöhnt haben, damit wäre der lähmende Bann des Pessimismus, der heute noch alle unsere Maßnahmen beherrscht, gebrochen! Jede neue Gartenstadtsiedelung auf gemeinnütziger bodenreformerischer Grundlage ist ein kleiner Schritt zu jenem großen Schritt, ist unerläßliche Pionierarbeit, an der alle, die irgendwie dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voranziehen wollen, mithelfen müssen! E. Behnisch.

Studentische Wohnungs- und Gasthausreform.

Wenn der junge Student im ersten Semester die Hochschule bezieht, wird er häufig genötigt sein, Heimatstadt und Vaterhaus zu verlassen, weil sich an seinem Wohnsitz keine Universität befindet, und auch wenn dies der Fall ist, wird er doch in der Regel früher oder später einmal von dem wertvollen Recht der akademischen Freizügigkeit Gebrauch machen. Er wird so in die Lage versetzt, wenn auch nicht aus eigenen Mitteln, so doch selbständig zu wirtschaften, und es erhebt sich die Frage, ob die allgemeinen Bedingungen dieser wirtschaftlichen Selbständigkeit, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben, erfreuliche genannt werden dürfen oder ob und was hierbei der Besserung bedarf.

Wie im allgemeinen unsere deutschen Universitäten, vor allem das Universitätsleben, verschiedenen Charakter aufweisen, je nachdem ob wir eine Universitätskleinstadt oder -großstadt ins Auge fassen, so zeigen auch die studentischen Verhältnisse, insbesondere das Wohnungs- und Gasthauswesen, ein verschiedenes Bild. In der Kleinstadt ist der Student sozusagen der genius loci. Die Universitätsangehörigen bilden einen nicht unwesentlichen Prozentsatz der Bevölkerung und für diese eine wichtige Einnahmequelle. Sie erfreuen sich daher auch besonderer Achtung und allgemeiner Aufmerksamkeit; es ist kein Zufall, daß das mit äußerlichen Attributen paradierende Couleurstudententum an solchen Orten noch eine besondere Rolle spielt. Im allgemeinen ist ja die Überschätzung, die dem Studierenden auf diese Weise zuteil wird, sicherlich für ihn eine Gefahr, aber sie hat die eine gute Folge, daß für sein leibliches Wohl verhältnismäßig gut gesorgt wird. Die Wohnungen sind in der Regel billig, gute Privatmittagstische vorhanden. Wenn der Student einer kleinen Universität alkoholische Wirtshausexzesse dem Besuch der vielfach reizenden Umgebung vorzieht, so liegt das nur an ihm; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß dies nicht, schon wegen der besonderen Stellung des Couleurstudententums, an manchen Orten eine bedauerliche, für „studentisch" gehaltene Gewohnheit sei.

Weit schlimmer daran ist der Student der Großstadt. Das „Garçonlogis", auf das er bei durchschnittlichen Mitteln angewiesen ist, pflegt teuer und unendlich geschmacklos zu sein. Teuer schon wegen der

allgemein hohen Mieten, wie sie die ungesunde Entwicklung der großstädtischen Bodenverhältnisse mit sich bringt, und geschmacklos, weil der künstlerische Sinn der ehrbaren Witwen und älteren Jungfrauen, die das Gewerbe des Zimmervermietens betreiben, in der Regel mit Nippessachen und gehäkelten Deckchen erschöpft ist. Dazu ein buntes Durcheinander von Möbeln aus der stillosen Periode, die erst seit einigen Jahren überwunden ist, und man begreift, daß der Student an dieser Stätte sich nicht wohl, nicht „zu Hause" fühlen kann, daß er oft aus einem allgemeinen Gefühl des Unbehagens und der Ungemütlichkeit des Abends, wie es in der Studentensprache heißt, „Budenangst" bekommt und Orte aufsucht, die vielleicht angenehmer, aber weniger nützlich sind.

Doch ist es bei etwas Geschick und gutem Willen nicht allzuschwer, die Studentenbude wohnlich zu gestalten. Schon ein paar gute Bilder — man denke nur an unsere prächtigen und billigen Künstlersteinzeichnungen — geben ihr ein ganz anderes Bild. Die verschiedenen Freien Studentenschaften haben hier schon mit Aufsätzen und Ratschlägen, vielfach mit Einrichtungen von Bilderverleihanstalten manches gebessert. Sie haben auch ein Beispiel dafür geliefert, wie eine Studentenbude aussehen sollte: Ein auf Anregung der Berliner Freien Studentenschaft in der Stuttgarter Ausstellung für Studentenkunst 1908 gezeigtes Zimmer, das die Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst hergestellt hatten, erhielt dort einen Preis.

Viel mehr Schwierigkeiten macht die Frage der Mietpreise. Solange keine allgemeine Gesundung in diesen Verhältnissen herbeigeführt ist, wird dem Studenten nur großzügige gemeinnützige Tätigkeit helfen können. Wie es gemacht werden könnte, zeigt der vortreffliche Vortrag, den der Charlottenburger Stadtbauinspektor Walter 1909 auf dem 9. deutschen Freistudententag in Weimar über die Studentenheimfrage hielt, wobei er auf das 1908 eröffnete Charlottenburger Ledigenheim als — natürlich zu modifizierendes — Vorbild hinwies.

Neben der „Bude" ist für den Studenten von besonderer Wichtigkeit die „Kneipe", das Gasthaus, in dem er seine regelmäßigen Mahlzeiten einnimmt, und alle Fehler und Mängel des modernen Gasthauswesens drücken ihn besonders, weil er nur allzuoft kein wirkliches Heim hat, in das er sich aus der Wirtshausatmosphäre flüchten kann. Dazu ist er vielfach für die Befriedigung allgemeiner Kulturbedürfnisse, wie etwa Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre, einfach auf das Wirtshaus angewiesen. Immerhin ist hier eher noch auf Reformen zu hoffen als in der Wohnungsfrage. Schon jetzt besitzen einige Universitäten großangelegte Studentenheime*), wie die Palaestra Albertina in Königsberg und die Seeburg in Kiel, beide aus großen privaten Stiftungen erbaut. Auch die Freien Studentenschaften haben wiederholt ähnliche Institute, wenn auch natürlich in viel bescheidenerem Maßstabe, begründet.

*) Nicht zu verwechseln mit den oben besprochenen Instituten zu Wohnzwecken. Die bestehenden Studentenvereine entsprechen eher einem Kasino; häufig bieten sie auch Gelegenheit zu Sport und Turnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leider scheint es in den letzten Jahren, als sollten diese verdienstvollen Schöpfungen unter den schweren Existenzkämpfen, die die freistudentische Bewegung vielerorts durchzumachen hat, wieder zugrunde gehen*).

Nicht gedient wird dem Fortschritt auf diesem Gebiete mit der Errichtung von Korporationshäusern. Zwar sind sie oft, dank den „Alten Herren", kleine Paläste, aber einerseits begünstigen und erhalten sie die bedauerliche Zersplitterung der Studentenschaft, andererseits schließen sie die Korporationsangehörigen in ungesunder und unsozialer Weise von der akademischen und der weiteren Öffentlichkeit ab, und zum dritten bedeuten sie in wesentlichen Punkten keine Gasthausreform. Sie sind ein Privileg, aber keine Reform, denn wirkliche Reformen können nur auf Gemeinnützigkeit gegründet sein.

Dr. Paul Roth.

Der „Sport" und seine Irrgänge.

Im Juli vorigen Jahres fuhr ich mit meinem alten Ruderfreunde in zwei Grönländer Kajaks von Rügen nach Hamburg entlang der Wasserkante. Nach schwierigem Landen durch hohe Brandung im Herrenbad von Warnemünde fragte mich ein Primaner: „Sie machen wohl eine Wettfahrt — wie lange brauchen Sie bis Hamburg?" Mit diesen Worten sind die Abwege beleuchtet, auf die vielfach unser Sport geraten ist. Spielsucht und „Rekordfresserei" — schon unsere Jugend ist davon angesteckt; das Wesen des Sports wird verkannt.

Was ist „Sport", welches sein Grund, sein Ziel? „Erfindungen auf allen Gebieten, Pulver, Dampf, Elektrik, wirken gemeinsam, unserem Körper seine Arbeit abzunehmen. Gesetze und Polizei schützen unser kostbares Leben, der „Kampf ums Dasein" erfordert nicht mehr Übung der Leibeskraft. Gleichzeitig vermehren sich die schädlichen Einflüsse der Kultur; es werden immer mehr der sitzenden, brustverdrückenden, augenverderbenden Berufsarten. Die Vielseitigkeit unseres Zeitalters füllt die Köpfe an zum Zerspringen, Selbstmorde, auch bei der Jugend, mehren sich, der Alkohol wirkt stetig und sicher, Kliniken, Siechen- und Irrenhäuser wachsen zu Stadtvierteln — heiliger Scharnhorst, hätten wir den großen Riesendoktor, die „Wehrpflicht" nicht, wir sehen keine Rettung! — —" so schrieb ich in meiner Einleitung zur „Freien Rheinfahrt"**) vor 30 Jahren,

*) Bereits eingegangen ist das Charlottenburger Studentenheim. Auch das Leipziger freistudentische Kasino ist gefährdet.

**) „Von Biebrich nach Antwerpen" mit 50 Bildern Düsseldorfer Meister. Zweite vermehrte Auflage. Alfred Müllner, Wannsee 1910. Preis 3 Mark, in Prachtband 4 Mark. Der Ertrag ist für Verbreitung des Schülersports bestimmt. Das Werk wurde vom Preuß. Kultusministerium an Hunderte von Schüler-Büchereien verteilt und erhielt auf der Brüsseler Weltausstellung die Silberne Medaille.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trat ein für die „freiwillige Leibesübung", den Sport, und suchte ihn auf dem Gebiete des Ruderns in gesunde Bahnen zu lenken.

Nun, er ist kräftig gewachsen unser Sport, seit jenen Tagen. Vor allem ist er vorgedrungen in mancherlei Form in Schulen und akademische Kreise, freudig kämpfend gegen Zopf und Philistertum, Tabak, Bier und Skatspiel. Von England und vom Rhein her fuhr ein frischer Wind durch deutsche Gaue bis hinauf in den Zipfel von Memel. Kaum eine größere Stadt am Wasser blieb ohne Ruderklub. Daneben blühen über hundert Schülervereine. Das Eingreifen unseres Kaisers, sein Hinweis: die „Zukunft auf dem Wasser" übt mächtige Wirkung. Verscheucht ist die schwarze Krähenschar beiderlei Geschlechts am Stammtisch und im Kaffekränzchen mit ihren Bedenken und Sorgen vor Gefahren, die je mehr sich vergrößern, je ferner Jemand steht vom Wasser, vom Sport — von der Jugend. Und fröhlich fahren die Schülerboote die Ströme hinab bis zum Nord- und Ostseestrand, an der Meeresküste entlang streifen sie zum Anschauen unserer Flotte, Werften, Reeden und Häfen. In den Wäldern tummeln sich junge „Kriegervereine" bei Gefechtsspiel, Lagerbau, Biwaksübung, und die „Wandervögel" durchziehen die deutschen Lande mit frohem Sang, schlafen bei „Mutter Grün", suchen und finden den verlorenen Anschluß an die Natur.

Gegenüber so frohem Beginnen beobachten wir nun mit Kummer die Wendung, die eingangs dieser Zeilen angedeutet wurde. Die „Regatta" mit ihren Silberpreisen herrscht in den meisten Rudervereinen. Gewiß, nur durch den Wettkampf, durch die Vorbilder, die er hierher bringt, erreichen wir für die Allgemeinheit die beste „Form", d. i. die gesundeste Form, und das „Training", die Errungenschaft eigener Höchstleistung, hat für den einzelnen nicht nur als Grademesser der Kraft, sondern auch vom hygienischen und moralischen Standpunkt, große Bedeutung. Aber der Wettkampf soll nicht Selbstzweck, nur „Mittel zum Zweck" sein. Die Erfolge der wenigen „Paradehengste" sollen nicht dauernd im Vordergrund stehen, die Leistungen der anderen nicht zurückgedrängt werden, die um den „Höchstrekord" nicht werben können oder wollen, und in ruhiger regelmäßiger Körperübung, in Dauerfahrten und Bootsreisen, den Erfolg suchen. Die Mehrzahl der Mitglieder finden jedoch ihr sportliches Genügen im Zahlen, Farbentragen, Festteilnahme und Hip, hip Hurrahschreien.

So stehts beim Rudersport. Ähnlich und schlimmer beim Radfahren und Pferderennen. Dort die größten Übertreibungen berufsmäßiger Radler, die ihre Gesundheit verderben, hier die „Buchmacherei" neben „Totalisator", die betrügerischen „Kompromisse", welche die Menge zum Glücksspiel verleiten, die schlimmsten Leiden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften im Menschen wachrufen, dem sittlichen und Rechtsgefühl immer engere Grenzen ziehen, und schließlich den „Turf" zu morastigem und schlüpfrigem Boden für die Mannesehre machen.

Und auch auf dem Gebiete des jüngsten, edelsten Sportes sind unlautere Einflüsse am Werke, die in falsche Bahnen drängen. Wie viele Flieger sind schon zum Todessturz aufgestiegen, mangelhaft vorbereitet, bei gefährlichen Winden, aus überspanntem Ehrgeiz, nachgebend dem Drängen des schaulustigen Volkes — ave plebs, morituri te salutant! —

Schwer ist's, schier unmöglich, diesem Treiben der erwachsenen Menge abzuhelfen, zumal der Einzelne kann ihm nicht entgegentreten. Aber an das kommende Geschlecht können wir uns wenden, in Familie, Schule und Jugendvereinen durch Erziehung, Belehrung, Beispiel wirken und somit heranbilden helfen, was unserem Vaterlande bitter not tut: einen gesunden jungdeutschen Sport! —

v. Dieſt.

Der Kampf um Böhmen.

Der deutsche Michel redet ganz gern von dem großen europäischen Zukunftskrieg zwischen Germanen- und Slawentum, und ein gelindes Gruseln, das ihn dabei überkommt, ist ihm nicht unangenehm. Er weiß nicht, daß wir bereits mitten im Kampfe stehen, dessen wichtigster Schauplatz und Kampfpreis Böhmen ist. Krieg ist eben nicht nur ein tüchtiges Draufloshauen im festen Handgemenge — obwohl es auch daran nicht fehlt —, nicht bloß der moderne Fernkampf mit Gewehren und Geschützen, es gehört dazu auch die gesamte Vorbereitung im Wettrüsten der Mächte, die Entwicklung der wirtschaftlichen Kraft und völkischen Tüchtigkeit und die günstigen und ungünstigen Volksverschiebungen im Staate und um den Staat herum.

Solche Verschiebungen vollziehen sich in unaufhörlichem Ringen längs der ganzen unglaublich zerklüfteten Ostgrenze des Deutschtums, die mit ihren zahllosen Sprachinseln und Volkssplittern einem ungeheuren Trümmerfeld gleicht, allen Angriffen der slawischen Nachbarvölker preisgegeben. Wie ein Keil springt hier mit seiner scharfen Urgebirgsumgrenzung Böhmen gegen das deutsche Reich vor, das von Eger gegen Mainz eine bedenkliche Einschnürung aufweist. Ihr ist die größte Schärfe genommen, so lange Böhmens Randgebiete von deutschen Volksstämmen gehalten werden. Aber eben darum ist es den Tschechen zu tun, das ganze Königreich zu durchsetzen und zu beherrschen, um die lästigen „Eindringlinge", die ihnen Kultur und Wohlstand gebracht, zu verdrängen — und um manches andere mehr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor hundert Jahren waren die Tschechen, nachdem der Kampf um Böhmen hin- und hergewogt hatte, nahe daran, dem Schicksale des Wendenvolkes zu verfallen. Deutsch war in ihrem Gebiete die Sprache der Verwaltung, der Bildung, der Schule, des Handels und Verkehrs, tschechisch redeten außer den Dorfleuten nur noch Dienstboten und Kutscher miteinander. Da kam von Frankreich her über Deutschland die Botschaft des nationalen Gedankens und zündete. Tschechische Volkserzieher weckten die verkümmerte Sprache zu neuem Leben, schufen ein Schrifttum in ihr und führten sie in die Schulen ein bis zur Hochschule, überall zu tätigem Nationalismus erziehend, und arbeiteten unermüdlich daran, ihre Sprache und ihr Volk im Staate zur Geltung zu bringen. Nun nahm die Deutschwerdung ein Ende, das altansässige deutsche Bürgertum der innerböhmischen Städte wurde von tschechischem Zuzug überflutet und verdrängt, das goldene Prag wurde zur slawischen Großstadt und tschechische Minderheiten von Industriearbeitern, Handwerkern und Dienstboten schoben sich arbeitsuchend in die unternehmungsreichen deutschen Landesteile ein. Von gleichnationalen Geistlichen und Beamten organisiert, erlangten sie tschechische Schulen, und bald folgte dem Lehrer der Gastwirt und Kaufmann nach, und der Kampf um die Vorherrschaft in Gemeinde und Bezirk begann.

Die österreichische Regierung sah wohlwollend zu, bis schließlich der polnische Graf Badeni (1897) auch die äußersten tschechischen Forderungen mit einem Schlage durchsetzen wollte. Der elementare Widerstand Deutschösterreichs gegen seine Sprachenverordnungen führte allerdings ein Einlenken der Regierung herbei. Aber die Bedrängung durch das Tschechentum dauerte weiter. Schließlich verlangten die Deutschen in Böhmen, um der ewigen Beunruhigung ihrer Heimatgegenden ein Ziel zu setzen, die Abgrenzung ihres Gebietes von Tschechischböhmen und erklärten, vor Erfüllung dieses Wunsches keine Verhandlung des Landtages zuzulassen. Unter dem Eindruck der unverläßlichen Haltung der verhätschelten Tschechen in den bosnischen Einverleibungswirren schien die Regierung die deutsche Mindestforderung zu unterstützen. Die Tschechen aber wußten die Verhandlungen, die nun in Prag und Wien begannen, hinauszuziehen und sich den Preis für ihre Einwilligung zum größten Teil vorausbezahlen zu lassen. Gegenwärtig stehen die langwierigen und mühevollen Ausgleichsberatungen hart vor dem Abbruch. In ihrer Unnachgiebigkeit fühlen sich die Tschechen namentlich durch die Ergebnisse der letzten Volkszählung bestärkt, die zum erstenmal ein geringeres Wachstum der Deutschen nachweisen, so daß Deutsche und Tschechen jetzt 36,76 und 63,19 vom Hundert der Bevölkerung ausmachen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vielleicht gelingt es dennoch, die Abgrenzung zu erreichen. Ein dauernder Friede ist aber damit nicht gewonnen. Um dies zu erkennen, muß man sich die besondere Lage des Tschechentums vergegenwärtigen. Die Wiederaufrichtung ihres Volkstums war nur unter so gewaltiger und gewaltsamer Anspannung aller Kräfte gegen das ringsumgebende übermächtige Deutschtum möglich, daß das Andrängen gegen deutsches Wesen zu einem durchgängigen Merkmal aller tschechischen Lebensäußerungen geworden ist. Es ist eine Angriffskultur, die da geschaffen wurde, deren Mittelpunkt, Prag, mitten im völkischen Kriegsschauplatz liegt und die ihr Schwergewicht nicht in sich trägt. Sie war so lange darauf angewiesen, Deutsches zu übernehmen, um es gegen die Deutschen zu verwenden, daß dies in der tschechischen Welt geradezu zur Gewohnheit geworden ist, ob es sich um Wissenschaft und Bildung, Arbeit oder Land handelt. Mit der größten Selbstverständlichkeit werden z. B. öffentliche Gelder, die von Deutschen stammen, für tschechischnationale Zwecke verwendet oder Deutschen zukommende Stellen mit Tschechen besetzt.

Auch der Deutsche wandert in fremdes Land, um sich dort niederzulassen. Aber er tuts auf eigene Faust und ohne an sein Volk zu denken. Im Tschechen ist durch ein nationales Schulwesen ein förmlicher Trieb herangezogen worden, sich, selbst vereinzelt, unter den Deutschen anzusiedeln, äußerlich den Harmlosen zu spielen, innerlich aber mit der größten Zähigkeit zu warten, bis der Nachschub kommt und ein nationales Hervortreten ermöglicht. Dann hält er sich freilich oft für die selbst auferlegte jahrelang geübte völkische Zurückhaltung schadlos.

Bei aufmerksamer Beschäftigung mit der besonderen Form des tschechischen Nationalismus, der einen Volkskörper von ungewöhnlich fester Bindung und Geschlossenheit erzeugt hat, würde sich, zumal für den Reichsdeutschen, noch manches (völkerpsychologisch) Bemerkenswerte ergeben. Selbst im Umkreis unserer jungdeutschen Reformbewegungen fehlt unter den zahlreichen auf persönliche Tüchtigkeit gerichteten Bewegungen eine eigene auf völkische Tüchtigkeit, auf Verfestigung des deutschen Volksgefüges abzielende Richtung.

Wie wird die Geschichte Böhmens weitergehen? Es wäre nicht schwer, aus Charakter und Lage eines Volkes seinen Fortgang vorauszusagen, wenn die Geschicke ungestört abliefen. Schon einmal wurde Europa durch eine im Tschechentum aufflammende leidenschaftlichnationale Volksbewegung in Staunen und Schrecken versetzt, als die Hussiten mit Dreschflegel, Morgenstern und Wagenburg die deutschen Reichsheere schlugen und, alles Deutschtum vernichtend, über Böhmens Grenzen weit hinausdrangen. Freilich fielen sie schließlich, als sie keinen Widerstand mehr fanden, übereinander her und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bewegung sank in sich zusammen. Aber wieviel deutsches Gut und Leben ging dabei mit zugrunde!

Auch diesmal liegt im tschechischen Nationalismus die Gefahr äußerster Überspannung. Schon jetzt strecken sie die Hände nach dem deutschen Wien aus und kaufen Höfe und Güter in den Stammländern des Habsburgerstaates, in Nieder- und Oberösterreich. Wie in Böhmen steht der Kampf auch in Mähren, und wenn er in Böhmen entschieden ist, dann ist er für die Sudetenländer überhaupt entschieden. Ohne die Sudetendeutschen reichen aber die bajuwarischen Alpendeutschen nicht aus, das Deutschtum in der Donaumonarchie und seiner Politik entscheidend zur Geltung zu bringen. Dann ist Österreichs Antlitz drohend gegen Westen gerichtet. Dann ist es ein slawisch-magyarischer Staat. Für Tschechen und Polen aber ist ein Staat nicht, wie es bei den Deutschen im Reich oft das Ansehen hat, bloß ein Mittel, um ungestört Handel zu treiben, sondern das stärkste Werkzeug der Volkspolitik und des Völkerkampfes. Soll sich wieder einmal ein Hussitenschicksal erfüllen? Freilich müßte auch da das lodernde Feuer endlich wieder in sich zusammenbrechen, aber für Millionen Deutscher gäbe es — für Nibelungentreue — ein Nibelungenende im brennenden Saal. Die ganze Sprachinselkette, die Volksbrücke gegen Ungarn und Rußland hin ginge im Slawentum unter, das über die Germanen die Obmacht erhielte.

Nicht zum erstenmal ist Böhmen Europas Schicksalsland. Erst seit kürzerer Zeit haben die österreichischen Alpendeutschen die Bedeutung des Kampfes um Böhmen auch für ihre eigene Zukunft erkannt, kaum fängt man im weiteren Deutschland an, darauf zu achten. Man sagt sich, daß hier um ganz Deutschlands Ehre und Geltung gewürfelt wird und daß es um die Tüchtigkeit eines Volkes schlecht bestellt sein müßte, dem die Not seiner Vorposten gleichgültig bliebe. Immer fester schließen sich unter Rußlands Fittichen die unruhigen Slawenvölker zu gemeinsamen Zielen zusammen. Unter den Germanen aber sieht es in ernster Stunde aus wie während der Völkerwanderung: da ist nichts als Zwietracht und Gegnerschaft. Es gibt eben nicht nur einen deutschen, es gibt sozusagen auch einen germanischen Michel. **Dr. Emil Lehmann.**

Knicks.

Offener Brief an einen holsteinischen Landrat.

Sehr geehrter Herr Landrat!

Ich war in der Weihnachtswoche des vergangenen Jahres, wie immer, wenn ein paar Ferientage in Aussicht stehen, in meinem Heimatdorf. Nichts verpflichtet mich ihm mehr als die Erinnerungen an die Jugend

und an die Menschen, die mich erzogen haben: Menschen von Gemüt und von geschlossenem Charakter. Und obgleich ich seit etwa einem Jahrzehnt immer die Erfahrung wiederhole, daß ich von dort fast nichts mehr als das Gefühl bitterer Enttäuschungen mit auf die Rückfahrt nehmen kann, werde ich diese Fahrten wohl wiederholen, solange mich nur noch ein Hügel, ein Heckenpfad an mein einstiges Jungsparadies erinnert. Auch Enttäuschungen können in gewissem Sinne bereichern, wie Storms Windenritornell beweist:

Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich
An eurem Zaun und konnte sie nicht finden.

Aber — wäre es nur die Spur meiner Kinderfüße, die inzwischen verweht und vergangen ist! Es ist jedoch viel Dauerbareres, das spurlos verschwinden mußte. Die Wandlungen, die das kleine Dorf seit meiner Kinderzeit erlitten hat, sind unglaublich. Zuerst waren sie zaghaft, unbedeutend, zu verschmerzen. Aber seit dem letzten Jahrzehnt gleichen sie Verheerungen. Schon in diesem Wort liegt es, daß sie auch Verhäßlichungen sind, ausschließlich Verhäßlichungen.

Ich will hier nur einzelnes flüchtig berühren, um dann bei dem Thema zu verweilen, das mir besonders am Herzen liegt.

Von den alten Bauernhäusern niedersächsischer Bauform steht nur noch eines — und auch bei diesem muß man sich fragen: wie lange noch? Da das zugehörige Land von dem letzten Besitzer an Parzellanten verkauft ist, hat es seine Bedeutung verloren. Ein pensionierter Gerichtsschreiber aus Westfalen hat es erworben und will in ihm eine Geflügelzüchterei betreiben; ein Bauernhaus ist es also schon nicht mehr. Alle anderen Bauernhäuser haben sich in fürchterliche, mit Teerpappe gedeckte Riesenkästen verwandelt, die mit herausfordernder Deutlichkeit das Schwinden alles poetischen Lebensinhalts, ein Aufkommen nüchterner Nützlichkeitsberechnung und damit eine zunehmende erschreckende Verödung des Daseins auch auf dem Lande — das den Städtern noch immer als Heimstätte Vossischer Idyllen gilt — beweisen.

Ein alter Buchenwald in der Nähe des Dorfes ist abgeholzt und durch Tannenpflanzung ersetzt — System Linienblatt —. Neuerdings sind nun auch alle alten Bäume der Feldflur niedergeschlagen. Es war manche breitschattende Buche, manch alte Eiche darunter, die schon seit Jahrhunderten Hirt und Herden zum Regenschutz und zur Mittagsrast in der sengenden Sommerhitze gedient hatte. Grund: die Besitztümer gehen seit Jahren von Hand zu Hand und werden fast nur noch mit der Absicht der Ausnutzung und der baldigen Wiederveräußerung erworben; erworben nicht von Landeskindern, sondern von jenseits der Elbe eingewanderten Neusiedlern, meist Ostfriesen. Nur zwei der Bauernhöfe sind noch im altangestammten Besitze; ihre Eigentümer hängen noch an ihrem Erbe. Die einheimischen Familien der anderen Höfe sind längst in der Stadt zerflogen und zerstoben.

Noch ärger sieht es mit den Tagelöhnerfamilien aus. Wie die verschwundenen Bauern kannte ich auch die „Insten" einst: es waren sämtlich

urgesessene Holsteiner, stolz auf ihre Heimat, für die mancher von ihnen 48 und 49 als Jüngling ins Feld gezogen war. Sie sind weggestorben und ihre Kinder in die Städte gegangen: nach Neumünster, Kiel und Hamburg. Die jetzt in den Kätnerhäusern wohnen, sind nicht Landeskinder mehr: es ist viel polnisches, russisches, galizisches Volk darunter. Die Slawen, deren sich die Holsteiner einst in langen Kämpfen entledigten, wandern zurück.

Ein Gutsherr der Nachbarschaft, der auch kein Landeskind war, erwarb einen großen Besitz, der erbteilungshalber verkauft werden mußte. Er wollte besonders den Zuckerrübenbau pflegen und hielt die alte holsteinische Ackereinfassung der buschbestandenen Erdwälle — man nennt sie bekanntlich „Knicks" — für sehr unpraktisch. Er ließ sie deshalb sämtlich ausroden. Viel genützt hat ihm dieser Frevel an der altholsteinischen Landschaftsgestaltung nicht, denn er hat das Gut doch nicht halten können und ist seit Jahren wieder aus der Gegend verschwunden. Aber er hat die Feldflur seines Gutes während seiner kurzen Inhaberschaft in eine öde eintönige Getreidesteppe verwandelt und — er hat Schule gemacht. Ein anderer ihm benachbarter Gutsinhaber, der infolge seiner Mittel seßhafter sein wird, folgt jetzt seinem Beispiel, und da seine Feldflur an jene meines Heimatdorfs grenzt, haben schon die durch ihn verfügten Rodungen ihre Landschaft vielfach verändert. Aber nicht genug damit: er hat auch die Bauern meiner Heimatgemeinde angesteckt. Auch sie finden, daß sie durch die Rodung der Knicks an Land gewinnen und daß die Ackerstücke sehr gut durch Stacheldrahtzäune voneinander getrennt werden können. Die Wirkung ist furchtbar. Die Eintönigkeit der bis in die letzte Ecke ängstlich und ausbeuterisch bebauten Ebene, wie sie uns in der Umgebung Braunschweigs und Magdeburgs so sehr entsetzt, wird bald auch in Holstein einkehren, wenn dieser Verwüstung nicht noch Einhalt getan werden kann.

Die Knicks sind bekanntlich Hasel- und Buchenhecken, zum Teil mit Schleh- und Weißdorn-, Hollunder- und Weidenbüschen untermischt. Sie wachsen auf Erdwällen, deren Abhänge vom anmutigsten Blumendurcheinander bedeckt zu sein pflegen. Da dem Lande jeder ausgedehntere Wald fehlt, liefern sie dem Bauern einen großen Vorrat von Brennholz, denn sie werden im Sinne der Saatfolge „geknickt". Außerdem bieten sie den zahlreichen Vögeln des Landes, den Gensdarmen der Insektenwelt, die beliebtesten Nistplätze, und da sie auch die Landstraßen und Feldwege abgrenzen — die letzteren in sogenannte „Redder" verwandelnd — bieten sie den Passanten oft erwünschten Wind- und Wetterschutz. Die Ackerteilung des Landes ist keineswegs nach geometrischen Regeln vorgenommen, deshalb gewinnt die Landschaft durch die Knicks einen eigentümlich wechselvollen Ausdruck, um so mehr, da sich die großen „Schläge" der adligen Grundbesitzer zwischen den bescheideneren knickumgebenen „Koppeln" der Bauern breit machen.

Die heutigen Zerstörer des alten und bewundernswerten Kulturwerks der Knicks machen sich keinerlei Gedanken darüber, was sie vernichten. Vielleicht — obwohl erwiesen sein soll, daß die holsteinischen Knicks nicht über dreihundert Jahre alt sind — könnte man dennoch Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleiche zwischen den Hecken der Engländer und den Knicks ihrer Nachfahren in der schleswig-holsteinischen Urheimat der Angelsachsen anstellen: zwischen den englischen „lanes" und „hedge rows" und den holsteinischen „Reddern" und „Knickwegen". Jedenfalls behandeln unsere britischen Vettern ihre überkommenen Landschaftseigentümlichkeiten viel pietätvoller als wir; ich war voll Überraschung, als ich auf einer Fahrt durch Niederschottland die mir so wohlbekannten Knicks und ihre charakteristischen Hecktore wiederfand und die Leute auf mein Befragen, ob sie die Entfernung dieser Hecken nicht praktischer fänden, mich voll Verwunderung anschauten. Was wußten sie nicht für Gründe anzuführen, die ihnen ihre Hecken wert machten: der Holzgewinn spielte darunter nicht einmal die erste Rolle.

So pietätvoll-verständig sind leider die Bauern meines Heimatkreises nicht. Auf meiner diesmaligen letzten Weihnachtsfahrt sah ich zu meinem Entsetzen am Wege von der Bahnstation nach Hause streckenweise den Knick niedergelegt und das Land bloß und nackt vor mir. An einer anderen Stelle fand ich die Leute gerade mit der Abwrackung eines alten Knicks beschäftigt. Auf meine Frage nach dem Grunde erhielt ich die Antwort, es geschehe auf Anregung der Behörde; jene Bauern, die auf diese Anregung eingingen, erhielten für den Meter Knicklänge noch eine Vergütung von 50 Pf. Die Behörde leistet also dieser Vernichtung einer alten und reizvollen Landeseigentümlichkeit Vorschub, indem sie den nur schon allzusehr ausgeprägten Erwerbssinn der heutigen Bauern anstachelt? Es soll das in gedachtem Kreise geschehen, weil in ihm die Beschaffenheit der Wege sehr schlecht ist; es heißt, daß die Knicks, wie zur Entschuldigung ihrer Entfernung angeführt wird, ihre rasche Abtrocknung verhindern. Aber im Nachbarkreis, dessen Landrat die Knicks zu schonen sucht, sind die Wege von viel besserer Beschaffenheit: das liegt am Wegebau, der in meinem Heimatkreis, in dessen Landtag der vielfach kulturhemmende Großgrundbesitz überwiegt, vernachlässigt wird. Wo den Fahrdämmen die rechte Gestaltung und Härte gegeben wird, läuft das Regenwasser auch unter Beibehaltung der Knicks rechtzeitig in die Seitengräben.

Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr jene Auskunft mein heimatstolzes Gemüt bedrängt. Wie kurzsichtig ist doch dies Verfahren! Anderenorts tritt die Behörde neuerungssüchtigen Landleuten gegenüber für den Heimatschutz ein. Vielfach freilich vielleicht erst da, wo man mit der alleinigen Berücksichtigung der „Rentabilitätsberechnung" trübe Erfahrungen gemacht hat. Das sogenannte Verkoppelungsverfahren in der Provinz Hannover kann z. B. keineswegs zu weiteren pietätlosen Eingriffen in die alte Gestaltung der heimatlichen Landschaft ermutigen, denn die alleinige Rücksicht auf die Nützlichkeitserwägungen hat sich dort schwer gerächt und der so viel beklagten Landflucht großen Vorschub geleistet. Der so oft als „praktisch" bezeichnete Bauer ist freilich sogenannten „praktischen" Vorschlägen sehr geneigt, heute mehr als je, weil auch er wie alle Welt von der Erwerbsgier beherrscht wird. Aber tiefinnerst besitzt er doch, mag es auch im Unbewußten wurzeln, ein Gefühl für seine alte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat, insonderheit natürlich da, wo es sich um langvererbten Besitz handelt, und wenn dies Gefühl nach all den allein aus Nützlichkeitsrücksichten erfolgten Wandelungen seine Befriedigung nicht mehr findet, ergreift ihn ein dumpfes Unbehagen, und die Folge ist ein leichteres Aufgeben der verhäßlichten Heimat. Schon heute siedeln sich, wie gesagt, mehr und mehr Landfremde in Alt-Holstein an, gewiß ehrenwerte Leute, gegen die nichts gesagt sein soll. Aber sie haben natürlich kein sonderlich tiefgehendes Gefühl für ihre neue Heimat, und die Besitztümer wechseln ruhelos ihren Herrn; Parzellanten- und Spekulantentum greifen mehr und mehr um sich: in meinem Heimatdorf sind im letzten Jahre nicht weniger als drei Stellen „verparzelliert". Daneben macht sich mehr und mehr das sogenannte „Manschettenbauerntum" breit; seine Vertreter sind meist jüngere Bauern, die auf der Landwirtschaftsschule ihr Fach studiert haben und nun ihre Weisheit, die einseitige und kurzsichtige Nützlichkeitsweisheit ist, in überstürzter Weise erproben wollen; Bauern, die überdies nicht mehr gern die eigene Hand anlegen, weil sie dann ihre „Röllchen" schmutzig machen würden. Diese Landwirtschaftsschulen sind in ihrer Art für die Bauern ebenso verhängnisvoll geworden, wie die Baugewerbeschule für die ländliche (und auch städtische) Architektur.

Eines fehlt unserem Lande, wie vielen anderen deutschen Gegenden: die bewußte und ernsthafte Pflege der Überlieferung, die Kenntnis der Landesgeschichte, die einem die Heimat erst wert macht. Schon als ich die Dorfschule besuchte, war von der Geschichte der engeren Heimat wenig die Rede; wie viel schlimmer mag es seitdem geworden sein! In meiner Kindheit waren die Lehrer meistens noch Einheimische, jetzt sind es vielfach Landfremde, die ihre neue Heimat eben nur als Brotstelle ansehen. Auch die Bildung der Kinder und der heranwachsenden Jugend ist einseitige Nutz- und Fachkultur. Ja, wenn sie, wie in Dänemark, mit der Pflege der vaterländischen Überlieferung Hand in Hand ginge! Aber was weiß der holsteinische Bauer von seiner Heimat und von seiner Landesgeschichte? In der Regel nicht mehr, als die Kühe, die auf seiner Feldflur grasen. Es ist ein Jammer. So konnte es fast ohne Aufsehen geschehen, daß eines der wichtigsten Denkmäler der Landesgeschichte, der sagenberühmte Köhnsberg bei Bornhöved, von dem Besitzer der Koppel, auf der er sich befindet, fast ganz abgetragen wurde; nur ein trauriger Rest blieb erhalten. Der Köhnsberg ist ein Hünengrab; von seiner Kuppe aus soll Waldemar der Sieger seine Heeresmacht in der berühmten Schlacht bei Bornhöved (1227) geleitet haben. Derartige Eingriffe wären in Dänemark unmöglich. Und das ist um so betrüblicher, als die führende Rolle, die Dänemark heute in der Landwirtschaft spielt, auf holsteinisches Lehrmeistertum zurückgeht. Aber Schleswig-Holstein hat eben keinen Grundtvig gehabt: und so haben sich die Holsteiner von den einstigen Schülern weit überflügeln lassen müssen.

Woran es in Holstein fehlt, fehlt es in vielen anderen Landesteilen auch und unwillkürlich muß der Wunsch erwachen, daß alle die vielfachen Heimatschutzbestrebungen über eine bloß sentimentale Pflege der Volkssprache und der Volksüberlieferungen emporwachsen möchten, bevor es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu spät ist. Die Wirkungen Klaus Groths und Fritz Reuters mußten verpuffen, weil sie nur die Sprache und nicht die gesamte überlieferte Kultur ins Auge faßten. Manche werden freilich einwenden, daß das Deutsche Reich eine Größe sei, dem jeder Sonderstamm seine Individualität zum Opfer zu bringen habe. Aber diese Nützlichkeitsauffassung ist sehr kurzsichtig und völlig undeutsch; dauernde Kraft und dauernde Treue können nicht dadurch gesichert werden, daß man versucht, die Besonderheiten, die das Ergebnis der Geschichte eines Stammes und seiner religiösen und sozialen Entwicklungsbedingungen sind, in ein dogmatisches System hineinzuzwängen oder zu einem einzigen Typus umzuformen, sondern im Gegenteil durch die Anerkennung der Tatsache, daß eben diese Besonderheiten einen wesentlichen Teil des Lebens einer Nation bilden und daß sie unter weiser Leitung und unter sympathischer Behandlung jedes einzelne Volkstum befähigen werden, seinen eigenen Teil zu dem gemeinsamen Reich beizusteuern und seine eigene besondere Rolle in seinem Leben zu spielen. Auch für das einzelne Volkstum gilt Goethes Wort von dem Wert der Persönlichkeit.

Ein Landrat hat sicherlich einen schönen und vornehmen Beruf: des Landes Rat soll er sein. Ich kenne Sie nicht, verehrter Herr Landrat, aber ich will nicht glauben, daß Sie mit den im Verlauf meiner Ausführungen geschilderten Wandlungen einverstanden sind. Es mag ja sein, daß die Knicks einige Schattenseiten haben, im engsten, wie im weiteren Sinn; aber sie haben, wie ich gezeigt zu haben glaube, auch einige sehr schätzenswerte Vorzüge: sie ersetzen dem Lande den Wald, sind Windschutz, Viehwehr, Vogelnistständen, Holzlieferanten — und ob das Unland, das die Bauern mit ihrer Entfernung gewinnen, sie für diese Vorzüge einigermaßen entschädigt, scheint mir sehr fraglich. Ferner: sie geben dem Lande einen eigentümlichen Reiz, den es um so nötiger hat, als die Verunstaltung der Dörfer durch veränderte Bauweise der Bauernhäuser einstweilen noch immer weiter um sich greift. Sah ich doch während meines Weihnachtsaufenthalts in einem Nachbardorf ein altes Bauernhaus, dessen Dachgestühl, einst mit Stroh bekleidet, in weißblankes Blech gehüllt war, auf dessen Platten noch die Frachtbezettelung der Bahn klebte: ein Anblick von so grotesker Häßlichkeit, daß sich jedes empfänglichere Gemüt verletzt und empört abwandte. Doch auch auf diesem Gebiete könnte verständiger Rat viel zum Besseren wandeln, um so mehr seit das Gerentzdach erfunden wurde.

Ich weiß nicht, ob diese Äußerungen auf Verständnis stoßen. Aber ich will mich nicht durch diese Befürchtung zu ihrer Unterdrückung bewegen lassen. Ich meine, daß den Heimatschutzbestrebungen gerade durch die so einflußreichen Landräte aller mögliche Vorschub geleistet werden müßte. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, sagt das Sprichwort — daß meine Worte ihn bei Ihnen finden möchten, ist meine stille Hoffnung. Manches ist schon versäumt, vertan, verloren, aber Vieles ist noch zu retten: möge es gerettet werden!

In vorzüglicher Ergebenheit

Blankenese, Ende Dezember 1911. Iven Kruse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Neue Weltanschauung. (Herausgeber: Dr. W. Breitenbach, Brackwede.) 5. Jahrg. Heft 2.

Die Vernichtung der Tierwelt Nordamerikas. Vom Schriftleiter.

„. . . . . Nach Berichten, die Dr. Hornaday vom Zoologischen Garten in Neuyork veröffentlicht hat, und die sich auf das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten beziehen, kann man schon heute von folgenden Tieren behaupten, daß sie in wildem Zustande bereits ausgestorben sind oder es doch sehr bald sein werden. An erster Stelle steht der Büffel; ihm folgen der Mayite oder amerikanische Elch (Cervus canadensis), das Elentier (Alces americana) und das nordamerikanische Renntier (Rangifer caribon). Unter den kleineren Wiederkäuern sind zu nennen verschiedene Hirscharten (Cariacus virginianus, C. macrotis,, C. columbianus), die Gabelgemse (Antilocarpa americana), die Montanaziege (Ovis montana) und die Bergziege (Hoploceras montana). Die Bären nehmen schnell an Zahl ab, besonders der schwarze Bär (Ursus americanus) und der kalifornische Grislybär (Ursus horribilis horriaeus). Von den Raubtieren sind zu nennen der Puma (Felis condolor), der Jaguar (Felis onca), der rote Luchs (Lynx rufus) und der Otter (Lutra canadensis). Die Nagetiere scheinen sich im allgemeinen zu vermehren, nur der Biber (Castor canadensis) ist beinahe ausgestorben.

. . . . . .

Die Vogelwelt ist nach Eason in noch schnellerem Niedergang begriffen wie die der Säugetiere . . . . . .

. . . . . .

. . . . . Man sucht nach Mitteln, der weiteren Vernichtung der einheimischen Tierwelt Einhalt zu tun. Aber die Jagd- und Mordlust scheint bei vielen Menschen unausrottbar zu sein, und wir sehen heute, daß vermögende Amerikaner, da sie ja in ihrem eigenen, einst so wildreichen Lande keine Massenabschlachtungen mehr vornehmen können, nach Afrika reisen, um hier in rücksichtslosester Weise niederzuknallen, was ihnen vor die Flinte kommt. Hoffentlich aber werden die europäischen Regierungen, die über die wildreichen Gebiete Afrikas verfügen, dem Vernichtungskriege bald wirksam entgegentreten, sonst werden wir in wenigen Jahrzehnten in Afrika vor derselben bedauerlichen Erscheinung stehen, wie jetzt in Nordamerika."

Die Lebenskunst. (Herausgeber: Karl Lentze, Leipzig.) 7. Jahrg. Nr. 1.

Was die Leute sagen. Von Hermann Jänicke.

„. . . . . Man macht sich selbst abhängig von der Meinung anderer Leute und begrenzt so seine Bewegungsfreiheit. Bei allen Unternehmungen zieht man in Betracht, „was die Leute sagen könnten", und gibt sich so das Armutszeugnis der Unselbständigkeit.

Schon bei der Jugend fängt man an. Kommt ein kleines Mädchen mit beschmutzten Kleidern oder der Junge mit zerrissenen Hosen vom Spielen heim, so ruft gewiß die Mutter: „Herrje, wenn das ‚die Leute' gesehen haben, was sollen denn die von uns denken!?" . . .

. . . . . .

Anstatt lebensfrische Menschen zu entwickeln, dressiert man, um mich drastisch auszudrücken, automatische Puppen, denen alle Individualität und jeder kindliche Sinn fehlt. Des Sonntags werden sie geputzt und müssen nun fein sittsam mit spazieren gehen. Wie gern würden sie sich tummeln, — man liest

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihnen die Sehnsucht von den Augen ab, — aber sie dürfen ja nicht! Die Mutter fürchtet das Gerede „der Leute" und möchte durchaus nicht hören, daß sie „wilde Rangen" besitze. Dafür dürfen die Lieblinge dann auch im Restaurant mit am Tisch sitzen, dem Gespräche der Erwachsenen lauschen und Wirtshausluft atmen! — Verkehrte Welt! —

So werden heute viele Kinder von ihren törichten und eitlen Eltern erzogen. Stets hält man den Kleinen vor, „was die Leute sagen könnten", und macht sie zu Geschöpfen, die nicht ihrem eigenen Triebe, sondern der Meinung ihrer lieben Nächsten folgen. Auf diese Art muß jede Selbständigkeit und individuelle Entwicklung verhindert werden. Dann brauchen sich die „Mustereltern" aber auch nicht zu wundern, wenn die Söhne und Töchter sich zu wankelmütigen und abhängigen Menschen entwickeln; es ist eigene Saat, die da reift und schlechte Ernte bringt."

Rund um uns

Trunksuchtsmittelschwindel. Eine marktschreierische Anzeige bringen die Zeitungen. Sie trägt in auffallendem Druck die Überschrift „Wollen Sie Ihren Mann, Bruder, Vater oder Sohn von der Trunksucht retten?" — Wer diese oder ähnliche Anzeigen, in denen Pillen, Pulver oder Ähnliches als Mittel gegen die Trunksucht angepriesen werden, bei ruhiger Überlegung betrachtet, erhält — auch ohne genaue Kenntnis der Sachlage — sofort den Eindruck, daß es sich hier um einen plumpen Schwindel handelt, bei dem auf die Leichtgläubigkeit der großen Masse gerechnet wird. Für ruhig Überlegende freilich sind diese Zeitungsanzeigen auch nicht bestimmt. Aber Frauen, die ein grausames Geschick an einen Alkoholkranken gefesselt, und die in ihrer Verzweiflung nicht aus noch ein wissen, sind die rechten Leserinnen, die sich der betriebsame Inserent wünscht. Die fragen nicht lange, ob man dem „Menschenfreunde" oder der „Menschenfreundin", die „selbstlos" „die Hand zur Rettung bieten", auch trauen dürfe. Oft m ö g e n sie auch niemand fragen, weil sie glauben, sie könnten das Unglück, selbst wenn es zum Himmel schreit und aller Welt offenbar ist, noch geheim halten. Aus den Taschen dieser Frauen wandern dann die Goldstücke — oft die letzten und mühsam erspart — in die Hände jener „menschenfreundlichen" Ehrenmänner, die dafür ein harmloses oder gar schädliches Mittel senden. Es übersteigt wohl niemals den Wert von etwa 10—50 Pfennigen, wird also auf jeden Fall mindestens zwanzigfach bezahlt.

Die Wirkung des „untrüglichen Mittels gegen die Trunksucht" ist, obwohl erschwindelte Dankschreiben das Gegenteil dartun sollen, stets die, daß der Kranke trunksüchtig b l e i b t. Es sei denn, daß gleichzeitig die einzige Heilweise, die Anspruch auf Erfolg erheben darf, angewandt wird: die gänzliche Entziehung aller alkoholischen Getränke in einer Heilanstalt oder einem Enthaltsamkeitsverein.

Man sollte sich über solch unsaubere Art des Geldverdienens nicht sonderlich erregen, meinen Manche. Die Herren Trunksuchtsmittelhändler haben auf anderen Gebieten ebenbürtige Genossen. Mag sein. Aber es muß doch daran erinnert werden, daß vor einigen Jahren ein paar Trunksuchtsmittelschwindlern das Handwerk gelegt werden konnte (was selten genug vorkommt) und dabei gerichtlich festgestellt wurde, daß einer der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herren in 9 Tagen 6000 Mark, ein anderer in einem Jahre 300 000 Mark erbeutet hatte. Seitdem hat sich das Geschäft noch sehr verbessert. Nach verschiedenen Ermittlungen und nach den gut bezahlten Zeitungsanzeigen, die wir nun schon seit Jahren fast täglich in zahlreichen Blättern finden, läßt sich berechnen, daß in Deutschland während der letzten Jahre mehrere Millionen Mark den Schwindlern geopfert sind. Man erinnere sich ferner daran, daß dies Geld zum großen Teil aus den Taschen der Armen und Ärmsten fließt.

Was kann man gegen diesen Schwindel tun? Ihn ganz zu beseitigen, fehlen heute noch die gesetzlichen Mittel. Die Schwindler selbst sind fast nie zu fassen. Sie wohnen beinahe ausnahmslos im Auslande. Anfangs hatten sie ihren Sitz in Mailand, Paris und an der deutsch-schweizerischen Grenze. Diese Grenzbewohner waren bald Schweizer, bald Deutsche, je nachdem, welche Landespolizei sich gerade für sie besonders interessierte. Heute kommt das Heil aus Kopenhagen, London und Chicago. Eine gerichtliche Verfolgung wegen Betruges ist also ausgeschlossen.

Bleiben nur die Inserate in den Tageszeitungen, Familienblättern und Kalendern, gegen die man sich wenden könnte. Die sogenannte „Geheimmittelliste" — das ist eine Zusammenstellung aller Mittel, deren öffentliche Anpreisung auf Grund der „Vorschriften über den Verkehr mit Geheimmitteln und ähnlichen Arzneimitteln" verboten ist — weist eine Reihe Trunksuchtsmittel auf, die bis zum Jahre 1907 im Schwange waren. Sobald aber diese Verordnungen bekannt gegeben wurden, verschwanden sämtliche, bisher weitverbreiteten Trunksuchtsmittel — oder wenigstens ihre Namen. Und neue Mittel tauchten sofort auf. Während man früher „Cozapulver" und „Diskohol" anpries, wurde jetzt ein schwunghafter Handel mit „Poudre Zenento", „Antikola", „Alcola", und wie die schönen Namen alle lauten, eröffnet. Fast fünf Jahre haben die Schwindler jetzt ungestört ihr Unwesen treiben können, ohne daß sich der Bundesrat entschloß, die neuen Namen auf die Geheimmittelliste setzen zu lassen. Neuerdings freilich heißt es, das Versäumte solle jetzt nachgeholt werden. Aber was hilfts? In wenigen Wochen werden die Zeitungsanzeigen um einige neue stolz klingende Namen und die Verleger um neue Inseratengelder reicher sein. Der Schwindel bleibt.

Und die Presse? Ist es denn möglich, daß sie diesen gemeinen Handel, der die Unglücklichsten der Unglücklichen schröpft, unbekämpft läßt, ja sogar an ihm verdienen mag? — Laßt allen Idealismus fahren! So ist nun einmal das Anzeigengeschäft, es soll Geld bringen. So weit sind wir leider noch nicht, daß alle Tageszeitungen, illustrierten Blätter und Familienkalender die angebotenen Anzeigen auf ihren sittlichen Wert prüfen. Die einzige löbliche Ausnahme bilden nur die sozialdemokratischen Blätter, denen die Parteizucht strengere Kritik der Anzeigen aufnötigt, und einige wenige bürgerliche Blätter, deren Besitzer und Schriftleiter auch nach der geschäftlichen Seite hin ein stärkeres Verantwortlichkeitsgefühl bekunden.

Man hat es der Presse gegenüber freilich nicht an Aufklärung fehlen lassen. Jahrelang ist in Wort und Schrift darauf hingewiesen worden, daß Trunksucht nur durch sittliche Beeinflussung und Erziehung zur Enthaltsamkeit, nicht aber durch Arzneimittel zu heilen sei. Manche Blätter haben solche Belehrung wohl gar abgedruckt, aber — im Anzeigenteil blieben die Trunksuchtsmittelanpreisungen. Nur wenn die Leiter des Anzeigenteiles einmal das Pech hatten, Anzeigen älterer Trunksuchtsmittel aufzunehmen und der Staatsanwalt infolgedessen ein Wörtlein mitsprach, wurde eine Zeitlang bessere Vorsicht geübt.

Das treffendste Bild der Unzulänglichkeit unserer gesetzlichen Maßnahmen gegenüber dem Trunksuchtsmittelschwindel bieten die Warnungen vor den Schwindlern, die der Berliner Polizeipräsident gelegentlich erläßt, und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann bisweilen von einzelnen preußischen Provinzialregierungen weiter gegeben werden. Eine solche Warnung wurde zuletzt am 30. Januar d. J. veröffentlicht. Sie lautet:

Warnung.

Im Anschluß an meine öffentliche Warnung vor dem wertlosen, unter gewissen Umständen gesundheitsschädlichen Trunksuchtsmittel „Alcola" vom 13. Juni 1911 — 1654 I. 16./11. — mache ich darauf aufmerksam, daß dieses Präparat auch unter der Bezeichnung „Trunksuchtsmittel der Frau Anderson in Hilburn N.-Y." in den Handel gebracht und öffentlich angepriesen wird.

Gleichzeitig warne ich hiermit allgemein vor dem Bezuge von Mitteln zur Heilung der Trunksucht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bisher keinerlei Arznei für die Entwöhnung vom Trunk sich als wirksam erwiesen hat, vielmehr nur Entziehung aller alkoholischen Getränke, nötigenfalls unter Überführung des Trinkers in eine geeignete Heilanstalt, bei der Behandlung der Trunksucht Erfolge liefern kann.

Berlin, den 30. Januar 1912.

Der Polizeipräsident.
Im Auftrage:
Trewendt.
(57. I. 16./12.)

Diese und ähnliche Warnungen werden natürlich pflichtschuldigst von einer Reihe von Blättern abgedruckt. Aber nachhaltige Wirkungen erzielt man dadurch nicht. — Der Schwindel bleibt.

Was uns not tut, ist ein Reichsgesetz, das nicht etwa nur die Anpreisung einzelner, besonders bekannt gegebener Trunksuchtsmittel erschwert, sondern die Anpreisung, den Verkauf und die Versendung sämtlicher Trunksuchtsmittel ohne Unterschied des Namens verbietet.

Das, was hier auf dem Spiele steht, erfordert wirklich scharfe Maßregeln. Es handelt sich ja nicht nur um ein — zum Teil den bedürftigsten Kreisen der Bevölkerung entzogenes — Millionenkapital, das jährlich ohne irgendwelche Gegenleistung ins Ausland wandert und uns völlig verloren geht. Auf dem Spiele steht vor allem Glück und Leben Tausender, denen in vielen Fällen noch zu helfen gewesen wäre, wenn sie nicht den beutegierigen Gaunern in die Hände gefallen wären und die rechtzeitige Heilung verpaßt hätten.

Aber dies Gesetz, das uns so bitter not tut, fehlt, und wer weiß, ob und wann es kommen wird! Da bleibt nur das Eine, das schon manche Gesetzeslücke ausfüllen mußte und dabei neue Gesetze vorbereiten half: Die Aufklärung! Es muß möglich sein, die Kenntnis durch alle Volksschichten zu verbreiten, daß die Heilung einer der gefährlichsten Volksseuchen nicht durch Pillen und Pulver erreicht wird, sondern durch Stärkung des Willens, des Willens zur Enthaltsamkeit. An dieser Erkenntnis müssen einmal die Machenschaften der Trunksuchtsmittelschwindler scheitern.

Vortrupp.

Die Volksbewegung in Böhmen. Unter Berücksichtigung der letzten Volkszählung ergeben sich für das Verhältnis der Deutschen und Tschechen in Böhmen folgende Zahlen:

Nach der Umgangssprache waren:

im Jahre:	Deutsche:	Tschechen:
1880	2054174	3470252
1890	2159011	3644188
1900	2337013	3930093
1910	2467721	4241901

Das sind in Hundertteilen 1880: 37,17 D., 62,79 Tsch., 1890: 37,20 D., 62,79 Tsch., 1900: 37,27 D., 62,67 Tsch., 1910: 36,76 D., 63,19 Tsch.

Die Zunahme betrug:

	Deutsche:	Tschechen:
1880—1890	104.837	173.936
1890—1900	178.002	285.905
1900—1910	130.708	311,808

Vom Hundert:

Deutsche:	Tschechen:
5,10	5,01
8,24	7,85
5,59	7,93

E. L.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 7 1. April 1912

Der reine Teint.

Wenn ein guter Beobachter jetzt aus fernem Lande und aus anderer Zeit gekommen wäre und auf einer Wanderung durch Deutschland auch in den großen Berliner Frauenkongreß hinein gesehen hätte, dann wäre ihm gewiß aufgefallen, daß hier tausende von Menschen zusammen waren, die alle klare Augen und reinen Teint hatten. Es wäre ihm aufgefallen. Denn so etwas sieht man in Deutschland in solchem Maße nur in einer Frauenversammlung. Zu viele der jetzt lebenden deutschen Männer stehen im Banne von Lebensgewohnheiten, die ihre Hautgefäße lähmen und röten, die Gesichtszüge vergröbern, das Auge trüben, ihre Gestalt entstellen. (Wer dafür noch keinen Blick hat, der stelle sich öfter folgende kleine Aufgabe:

> der Konzertsaal oder Versammlungsraum, das Kommerslokal oder das Parlament, in dem man sich gerade aufhält, liegt dreitausend Meter von einem Pappelgehölz entfernt, in dem feindliche Infanterie lagert. Der Feind soll aus seiner Stellung gedrängt werden. Man lasse deshalb die Männer, die in dem Saal sind, antreten. — — — — — —!)

Der reine Teint ist es, der die Frauen auszeichnet. Sie sind zum größten Teil noch frei von Lebensgewohnheiten, die den Menschen in seinem Äußeren und in seinem Denken verändern, und können deshalb unbefangen beurteilen, was für das Wohl des Menschen gut und schlecht ist.

Der reine Teint ist zugleich das Wahrzeichen des Vorurteilslosen. Mit diesem Zeichen steht und fällt die Frauenbewegung. Solange sie frei bleibt von Vorurteilen, hat sie der Menschheit Großes zu bringen.

Was werden die Frauen bringen? „Nicht den Himmel auf Erden", sagte Helene Lange, und so selbstverständlich dieser Satz klingt, so unangebracht war es, ihn gerade im Hinblick auf die Frauenbewegung auszusprechen. Kann man doch von jeder geistigen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegung sagen, sie werde nicht den Himmel auf Erden bringen. Sie soll das auch gar nicht. Wir würden sofort des Lebens überdrüssig sein, wenn je ein Zustand geschaffen würde, der uns so gut erschiene, daß wir unseren Kindern nichts Besseres wünschten. Gewiß, was wir erstreben, ist ein Himmel auf Erden. Den wollen wir aber nicht für uns, sondern für unsere Kinder. Und unsere Kinder für ihre Kinder. Wir wissen, daß wir Menschen, wirkliche Menschen sind. Und daß alles Gute, was wir erstreben, einst unvollkommen genannt werden wird. Dennoch ist es eine Stufe zur Höhe. Eine Stufe, auf die wir jetzt hinauf wollen.

Und wenn wir hinaufwollen, muß gekämpft werden. Es genügt nicht, daß man das Gute erkennt und haben will; man muß hingehen und danach greifen. Deshalb organisieren sich die Anhänger des Frauenstimmrechts. Helene Lange aber rief ihnen zu: „Was kämpft Ihr für Euer Recht; leistet etwas, dann bekommt Ihrs von selbst. Und wenn Ihr schon etwas geleistet habt, arbeitet immer mehr. Ich bin auch für das Stimmrecht, aber wozu dafür Propaganda machen!" Eine merkwürdige Auffassung! Man soll in Reih und Glied mit Anderen arbeiten dürfen, ohne die gleichen Rechte zu haben. Und schließlich sind es doch nur Rechte, die die Frau haben soll, damit ihre besonderen Kräfte, ihr besonderer Wert dem Volke, der Menschheit voll zugute kommen.

Aus allen Vorträgen des Frauenkongresses klang eins heraus: es geht nicht für die Frau; es geht für die Menschheit. Alles, was Menschen im öffentlichen Leben vollbringen, ist, wenn Männer allein es zustande brachten, nicht so gut, wie es sein kann. Es fehlt etwas daran. Und alle Einrichtungen des Volkslebens ändern sich, wenn Frauen mitwirken.

Hier ist etwas zu beachten: Die Frau muß wissen, daß ihre Mitwirkung nicht darin bestehen darf, den Mann nachzuahmen, sondern, daß sie neues in die Dinge hineintragen, mitunter sogar dem, was die Männer sich angewöhnt haben, zu tun, ein Ende bereiten soll.

Die Frau ist im Recht, wenn sie gleiches Recht verlangt wie der Mann; sie verstößt gegen ihre Aufgabe, wenn sie sich das Recht nimmt, dasselbe zu tun, was der Mann tut. Da hat erst ihre Vorurteilslosigkeit zu fragen, ob denn das, was der Mann tut, auch gut ist. Ihr Gemüt, ihr Herz, ihr Mitleid hat zu sprechen. Denn, wo eine Frau bei Männertun Abscheu, Scham, Ekel, Entrüstung, Empörung empfindet, sprechen nicht etwa schwächere Nerven,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spricht ihre Vorurteilslosigkeit, und überall da zeigen sich kommende Entwicklungen vom Rohen, Barbarischen, vom Männlichen des Heute zum Menschlichen. Entwicklungen, die nicht ohne das Recht der Frau möglich sind.

Da hat auf der Ausstellung neben dem Kongreß eine Frau mehrere Dutzend selbst erbeutete Kopfzierden einer in den Alpen lebenden Antilope ausgestellt. Eine andere wollte eine Sammlung selbst erlegter deutscher Vögel zeigen, darunter aussterbende Arten mit Nest und Eiern. Männer, Jäger sind es gewesen, die dafür gesorgt haben, daß die Vogelsammlung entfernt wurde; nicht nur Frauen sind es, die von der erbeuteten Schädelmenge peinlich berührt wurden. Also schlägt auch Männern das Gewissen, und sie erwarten, trotzdem sie die Jagd selbst ausüben, von irgend einer Seite Befreiung. In hundert Jagdschilderungen steht das zwischen den Zeilen. Die Frau, die vorurteilslose, sollte Erlösung bringen. Sie muß es zurückweisen, wenn ihr die Industrie Mordgewehre, „Damenflinten" in die Hand geben will. Auf der Ausstellung stand eine Puppe, die lieblich lächelt, während sie das Mordröhrchen in die Natur hinaus trägt. Wir Jäger, wir Männer dachten uns hinauszuentwickeln aus der Freude am Mord. Ihr Frauen, Ihr Vorurteilslosen, solltet helfen. Jetzt folgt Ihr uns und knallt zwischen der ersten Morgenzigarette und dem Frühstücksschnaps ein Gottesgeschöpf nieder. Wie falsch versteht Ihr doch das Vorrecht Eurer Rechtlosigkeit!

Ablehnen sollt Ihr, zu tun, Vieles, was wir Männer tun. Ablehnen sollt Ihr es, selbst wo wir Männer es in Verblendung Euch anbieten. So oft Ihr vor dem Entschluß steht, mitzutun, entscheidet sich, ob wir Menschen höher hinaufsteigen oder tiefer sinken werden. Noch ist es ein Prüfstein des Guten, wenn man bei allem, was Männer tun, fragt, ob man dasselbe auch von Frauen getan wissen wollte?

Eine Frau, die Trinklieder dichtet oder den Suff bildlich verherrlicht, wirkt noch heute unangenehm. Noch jetzt: in einer Zeit, in der das Schankgewerbe bemüht ist, die Männer in vornehmen Schnapsecken (Bars) daran zu gewöhnen, daß Frauen, die in Kleidung und Benehmen Damen der Gesellschaft möglichst gleichen, Rauschgetränke einschenken.

Ihr sagt mit vollem Recht: „Wir haben freiwillig soziale Arbeit übernommen, jetzt wollen wir auch Rechte haben". Daß Ihr um solche Rechte noch kämpfen müßt, enthebt Euch aber nicht der Pflicht,

von Rechten, die Ihr schon habt, zum Segen der leidenden Menschheit Gebrauch zu machen. Ihr habt das Recht, auf die grausamen Verwüstungen, die das gefährlichste und verbreitetste aller Volksgifte um Euch herum und schließlich auch bei Euren Männern und Kindern anrichtet, mit einer Tat zu antworten, die unfehlbar Rettung bringt. Wie lange wollt Ihrs noch dulden, daß Eure wohlbehüteten Söhne, wenn sie aus Eurem Hause gehen, im Kreise von Männern mit rohen Landsknechtsitten durch Saufen und Zoten verdorben werden, wie lange wollt Ihr noch das Männchen pflegen, das von seinen „Geschäften", vom Stammtisch, vom Liebesmahl verstimmt und angeheitert zurückkehrt, und dessen Gaumen für jeden einfachen Essensreiz unempfindlich ist? Brecht die Gewohnheiten, die den Frieden Eures Hauses stören. Der Grund zum Trinken am Stammtisch wird in Eurem Hause gelegt. Sorgt, daß, wo Ihr zu befehlen habt, kein Rauschgetränk geduldet werde. Vor allen Dingen: Im Namen der Menschheit verbittet Euch, daß jemand solches Getränk an Eure Lippen bringe. Und seid Euch zu gut dazu, dem Manne narkotischen Trank zu reichen, den die erniedrigte Barmaid reichen muß. Einer kann nur herrschen: Ihr oder der Alkohol. Noch habt Ihr den reinen Teint. Ihr könnt wählen: Wollt Ihr mit verrohen oder wollt Ihr andere befreien von schweren Ketten, die sich langsam und fest auf die Menschenbrust legen? In Eurer Gegenwart werde kein Rauschtrank getrunken. Er ist der schlimmste Feind aller Frauenrechte. Ihr werdet ihn ablehnen — oder weiter mit Wein und Gesang in einem Satze genannt werden und Sklaven bleiben.

Ablehnen ist schon jetzt das Recht der Frauen. Und es gibt noch ein Gebiet, auf dem die Frau der Menschheit einen unermeßlichen Dienst erweist, wenn sie von ihrem Rechte Gebrauch macht.

An der großen Seitenwand der Ausstellungshalle sah man ein riesiges Wandbild. Nackte und einfach gekleidete Frauen schöpften Lebenskraft aus der Natur. Sie tranken aus einer Quelle und erhoben ihre Arme bewundernd gegen einen Baum, in dessen Laub, mit langen, geschwungenen Federn ein Paradiesvogel saß.

Wenn Bilder überhaupt zu dem inneren Menschen sprechen können, dann mußte dieses Bild den Besucher der Halle tieftraurig stimmen. Denn in demselben Raum, auf den das Bild herniederschaute, hatte eine Putzmacherin einen Hut ausgestellt, auf dem sie Paradiesvogelfedern im Werte von fünfzehnhundert Mark befestigt hatte. Wenn man auf einem einzigen Hut für eintausendfünfhundert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mark Federn anbringen kann, so ist damit schon gesagt, daß von dem prächtigen Vogel, der nur getötet wird, um Federn für den Ausputz von Damenhüten zu liefern, auf dieser Erde kaum noch ein lebendes Stück anzutreffen ist. Solche Überlegung kommt den lieben Frauen, die ihre Hüte mit Teilen von Leichen aussterbender Vogelarten putzen lassen, nicht. (Die Putzmacherin weiß vielleicht auch zu beruhigen: diese Federn werden im Zoologischen Garten gefunden oder von dem Vogel nach der Hochzeit abgeworfen und dann von sanften Menschenhänden aufgelesen. Eine Putzmacherin weiß so etwas.) Und auch für den Ankauf des letzten Paradiesvogels, der jetzt oder vielleicht erst in einem Jahre getötet wird, wird sich ein Geldbeutel finden, der groß genug und ein Köpfchen, das hohl genug ist, um die Schande solchen Putzes nicht zu empfinden. Gedankenlos lassen sich die meisten Frauen von Händlern und Industriellen vorschreiben, was sie auf ihren Hüten tragen sollen. An jede Rohheit wird das Auge des Großstadtmenschen zielbewußt gewöhnt. Nicht nur seltene Arten, die lebend ein Schmuck der freien Natur sind, auch einzelne Teile, ganze Rückenstücke, Köpfe mit Schnäbeln, selbst Vogelfüße mit Krallen werden heute auf Hüten getragen und — Gottheit wende dich ab — das wundervolle Vogelauge, das weit in deine Natur schaute, wird durch einen Glasknopf ersetzt, das Auge, das wohl den Mörder noch kommen sah.

Wenn junge, in Großstadtmauern erwachsene Mädchen nicht unterscheiden können zwischen harmlosem Federschmuck und einer Trophäe, deren Beschaffung nicht ohne einen brutalen Eingriff in die Natur möglich ist, dann wundert das Niemanden. Man weiß, wie schnell zwischen Asphalt und Papier, im Dunst und künstlichen Licht der Großstadt der Sinn für Natur verkümmert. Viele bedauernswerte Menschen, zu denen nie Waldeinsamkeit und Vogelsang gesprochen hat, leben als willenlose Geschöpfe von Industrieen, welche die Mode vorschreiben, als Hörige von Unternehmern, welche Konzerte und Wettrennen ansetzen. Wenn aber Frauen, an denen ein Menschenalter geistiger Kämpfe vorbeigezogen ist, über einer Brust voll Orden, auf ergrautem Haar, nach Art wilder Völker einen Federstutz tragen, so fragt man sich beschämt, ob denn der Mensch seinen Verstand umsonst bekam, ob die Natur, wenn sie zu Menschen sprechen will, den Dingen erst Eigenschaften geben muß, die mit gröberen Sinneswerkzeugen wahrzunehmen sind: einen Blutgeruch, der merken läßt, das heilige Güter in Gefahr sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeichen sprechen dafür, daß eine Zeit kommen wird, in der unser Volk wieder eine tiefere Ehrfurcht vor allem Lebendigen in der Natur haben wird als jetzt. Wie eine neue Weltanschauung wird das wachsen und in keinem Volke tiefer wurzeln als in unserm, das sich nur vergessen hat. Und es ist vielleicht die letzte, größte Schmach, die Handel, Industrie und Verkehr dem Antlitz der Erde zugefügt haben, daß sie ganze Tierarten vernichteten und die Frauen eines Kulturvolkes dazu mißbrauchten, diese Tiere als Putz auf ihren Köpfen zu tragen.

* * *

Wann werden die Frauen von ihrem Recht Gebrauch machen?

Hans Paasche.

Der Zukunftsmensch.

Aus Prag erhielt ich nachfolgenden Ausschnitt zugesandt, der der Zeitung „Bohemia" Nr. 46, entnommen ist:

„**Der Zukunftsmensch.** Prof. Enrico Morselli, der bekannte Psychiater und Anthropolog der Genueser Universität, hat in seiner „Antropologia Generale", die dieser Tage vollständig erschienen ist, aus der Entwicklung des Menschengeschlechtes bis zum heutigen Tage interessante Schlüsse auf dessen zukünftige physische und psychische Eigenschaften gemacht. Vor allem wird der Kopf größere Dimensionen erreichen. Es wurden Schädel von Parisern aus dem zwölften mit jenen von solchen aus dem neunzehnten Jahrhundert verglichen. Bei ersteren fand man bei 55 Prozent einen Inhalt von 1500 Kubikzentimeter, während er bei letzteren bei 75 Prozent soviel betrug. Die Struktur des Gehirns und die Gehirnwindungen werden auch zahlreiche Veränderungen erfahren. Außer der Größe des Kopfes wird sich auch seine Form ändern. Er wird viel runder werden. Die Brachykephalen werden vorwiegend sein. Eine Tendenz dazu hat sich in der letzten Zeit besonders in Schottland, Deutschland und Böhmen gezeigt. Den umgekehrten Entwicklungsgang kann man jedoch in Japan beobachten. Die Natur gleicht in ihrer Harmonie alles aus. Dies sei zur Tröstung jener gesagt, die behaupten, daß das Überwiegen einer Schädelform nichts weniger als eine Gefahr für unsere Kultur bedeute. Der Zukunftsmensch wird auch weniger Zähne und Finger haben. Andeutungen zu dieser Entwicklung sind schon heute da. Die Weisheitszähne erscheinen schon jetzt frühestens um das achtzehnte Lebensjahr. Unser Gebiß wird also 28 Zähne aufweisen. Die kleine Zehe wird vollkommen verkümmern. Schon jetzt kann man bei 40 Prozent degenerierter Füße ein Zusammenwachsen zweier Glieder konstatieren. Nach Prof. Morselli ist dies eine biologische Erscheinung und nicht, wie der Anatom Sapper behauptet, eine Folge unserer Fußbekleidung. Die Länge der Arme wird auch abnehmen. Blinddarmentzündungen werden ausgeschlossen sein, da der Blinddarm gänzlich verkümmert sein wird. Eine weniger erfreuliche Entwicklung wird aber bei der Frau stattfinden, nämlich der „sexuelle Dimorphismus", das ist das teilweise „Verschwinden der speziell weiblichen Körpereigenschaften". Der Busen wird wegen Nichtgebrauches einschrumpfen. Die Frauen aus den niedrigeren Volksschichten stillen ihre Kinder aus Zeitmangel nicht, die aus den höheren aus Bequemlichkeit."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betrachten wir diese Auslassungen eines einseitigen Fachgelehrten einmal mit unserm gesunden Menschenverstande. Der Forscher geht von der Beobachtung aus, daß untätige Körperteile einzuschrumpfen, zu verkümmern und schließlich bei jahrtausendelang fortgesetztem Nichtgebrauche zu verschwinden pflegen. Die Richtigkeit dieses Satzes mag zugegeben, aber es darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß dieses Verkümmern und Verschwinden von Körperteilen unbedingt ohne Hemmung immer weiter vor sich gehen müßte. Das ist eben der Unterschied zwischen der grauen Theorie des Fachgelehrten und der Betrachtungsweise des vielseitig und lebendig um sich Schauenden, daß dieser die Gegengründe des praktischen Lebens sieht, die jener in seiner Fachbefangenheit zu erkennen behindert ist. Der Gelehrte setzt ohne weiteres voraus, daß die heutige Kulturentwicklung in derselben Richtung weiter gehen müßte. Er nimmt an, daß die Menschheit sich von der körperlichen Arbeit immer mehr abwendet, den Landbau verläßt, der Maschine das Arbeiten, das Erzeugen von Bedarfsgegenständen und die Fortbewegung noch weit mehr als heute überträgt, die Industrie- und Großstadt aufsucht, das Leben in geschlossenen Räumen noch viel mehr bevorzugt, die geistige Arbeit überwiegen läßt, die Nahrung noch immer mehr verfeinert, die Eiweißnahrung noch weiter in den Vordergrund stellt, immer noch mehr und schließlich nichts als künstliche Extraktivstoffe verzehrt, und die Tätigkeit der Zähne als Zermalmer fester Speisen immer mehr einschränkt. Diese Gedanken haben den Prof. Morselli offenbar geleitet, als er behauptete, der Kopf als Behälter des mehrschaffenden Gehirns würde immer größer werden, die Fortbewegungs- und Greiforgane würden infolge Einschränkung ihrer Arbeit eine minder zahlreiche Gliederung erhalten, die am wenigsten beanspruchten hinteren Backenzähne würden wegfallen, ja es würden sogar die weiblichen Brustdrüsen infolge Nichtgebrauches allgemein verschwinden.

Demgegenüber müssen wir uns denn doch fragen, ob eine solche Entwicklung, wenn sie auch schon begonnen hat, überhaupt bis zu derartigen Veränderungen des menschlichen Körpers fortschreiten kann, ob nicht vielmehr ihr Halt geboten werden muß durch ihren eigenen Fortschritt, und ob nicht der Mensch, bevor er bis zu den genannten Körperentartungen gelangt sein kann, längst an den Folgen seiner eigenen Kultur zugrunde gegangen und ausgestorben sein müßte. Eine solche Annahme ist nur berechtigt. Betrachten wir beispielsweise die von Morselli angenommene starke Vergrößerung des Kopfes. Gewiß mag eine Änderung der Kopfgröße in genannter Richtung geschichtlich nachgewiesen sein. Aber Menschen mit umfangreicheren Köpfen pflegen auch Kinder mit größeren Köpfen zu erzeugen. Je größer aber

der Kopf des Embryos ist, desto schwieriger wird die Geburt, desto häufiger werden die Fälle, wo infolge zu engen Beckens Mutter oder Kind oder beide bei der Geburt das Leben einbüßen. Nun könnte man sagen, daß eine Anpassung des Beckenbaues an die veränderte Kopfgröße stattfinden müßte. Aber dem widerspricht Prof. Morselli selbst, indem er den „sexuellen Dimorphismus" voraussieht, das heißt das Erscheinen von immer zahlreicheren Menschen, die keine ausgeprägt männlichen und keine ausgeprägt weiblichen Geschlechtsmerkmale aufweisen. Das bedeutet für das Weib unter anderem eine Verengerung des Beckens, nicht aber eine Erweiterung. Schon hier läge ein kaum zu lösender Widerspruch in der Lehre Morsellis. Weiter soll der weibliche Zukunftsmensch die Brustdrüsen infolge Nichtgebrauchs verlieren. Der Gelehrte übersieht aber, daß damit die Möglichkeit, widerstandsfähige Kinder aufzuziehen und aus ihnen lebenskräftige Menschen zu entwickeln, einfach aufgehoben würde. Nur der Lebenssaft der Mutter, die natürliche Milch der eigenen Mutter vermag den Kindern die Nahrung zu bieten, die ihre Weiterentwickelung, ihre Ausdauer im Lebenskampfe, ihre Fähigkeit, mindestens ebenso kräftige Nachkommen zu erzeugen, gewährleistet. Von einer künstlichen Ernährung, sei es mit Tiermilch oder mit pflanzlichen Nährstoffen, ist nicht entfernt jene Wirkung zu erwarten. Sie mag als Ersatz für den Notfall scheinbar genügen, aber ihre Unzulänglichkeit zeigt sich unabänderlich beim Kinde, wie später beim Erwachsenen, als allgemeine Lebensschwäche, Entwickelungsstörungen, Fortpflanzungsunfähigkeit, Anfälligkeit für schwere Erkrankungen, Knochenmißbildungen, Verdauungsstörungen, geistige Schwäche und Kränklichkeit verschiedenster Art. Und man kann sagen, daß nur diejenigen Menschen ihr Geschlecht auf lange hinaus fortzupflanzen fähig sind, die einst als Säuglinge der natürlichen Muttermilchnahrung teilhaftig geworden waren. Es ist ein allgemeines Naturgesetz, daß die lebenstüchtigsten Wesen am Leben bleiben, die lebensuntüchtigeren aber zugrunde gehen und aussterben, ohne sich fortzupflanzen. Ein nicht gebärfähiges und nicht stillfähiges Weib aber ist entartet und zur Fortpflanzung untauglich, hat also auch keine Gelegenheit mehr, seine entarteten Körper- und Seeleneigenschaften auf Nachkommen zu übertragen, bei denen sich diese Erscheinungen noch stärker ausprägen könnten. Wenn nun Prof. Morselli ein Zukunftsweib voraussagt, das noch weniger gebärfähig und noch weniger stillfähig ist, als das heutige, dann ist das gleichbedeutend mit der Voraussage eines Eingehens des Menschengeschlechts.

Was unsere Gliedmaßen betrifft, so setzt ihre von Morselli angenommene Verkürzung und verringerte Gliederung voraus, daß die städtischen Beschäftigungsarten, die Arbeit in geschlossenen Räu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men, die Kopfarbeit, die Industrie- und Heimarbeiten zunehmen, die ländlichen Berufe dagegen allgemein abnehmen, in noch größerem Maße, als das etwa im heutigen England der Fall ist. Was wäre aber die notwendige Folge eines solchen Zustandes? Zweifellos eine ganz bedeutende Schwächung der durchschnittlichen Lebenskraft, erhöhte Erwachsenen- und Kindersterblichkeit und Abnahme der Geburten. Denn daß die Handels- und Industrie-Großstadt diese Wirkung auf das Menschengeschlecht ausübt, daß alle gesundheitlichen Städteverbesserungen dieses Übel nur mildern aber nicht beheben können, und daß die heutige Stadtform verschwinden muß wenn an eine Fortdauer des Menschengeschlechts gedacht werden soll, ist jedem einsichtigen Kenner der Volksgesundheitsfragen heutzutage klar. Die verjüngende Kraft, die Landleben und Landarbeit, Wirken und Muskelgebrauch in freier abhärtender Landluft dem Menschengeschlechte bringt und stets gebracht hat, ist durch keinen künstlichen Ersatz aufzuwiegen und kann z. B. durch Spiel und Sport, durch Wandern und Bergesteigen bei weitem nicht herbeigeführt werden. Also auch in dieser Hinsicht zielt die Richtung, in der Morselli das Menschengeschlecht sich entwickeln sehen will, unfehlbar auf Verfall und Aussterben hin.

Schließlich wäre noch zu untersuchen, wie die von Morselli behauptete Rückentwickelung des Verdauungsapparates auf das Menschengeschlecht wirken würde. Je mehr kaubare Nahrung der Mensch zu sich nimmt, desto geübter, gesünder und vollzähliger bleiben seine Zähne. Morselli nimmt also, wenn er auf eine Verminderung der Backenzähne hinsteuert, eine Abnahme der festen Nahrung, die die Zähne beschäftigt, an, und daher eine Zunahme der breiigen oder suppenförmigen, eiweißreichen, kalk- und nährsalzarmen Nahrung, deren heutige Befürworter glauben, daß durch tunlichste Ausschließung unverdaulicher Nahrungsbestandteile und durch Darreichung von nährenden Extrakten sich die menschliche Ernährung verbessern und vereinfachen ließe. Auf dasselbe Ziel deutet Morsellis Annahme von der Verkürzung des Darms, besonders des Dickdarms und dem Verschwinden des Blinddarms. Eine Nahrung, die zu wenig Unverdauliches enthält, lähmt aber allmählich die Darmbewegung und stört die notwendige, tägliche, reinigende und vergiftungswidrige Ausleerung, und das umsomehr, je eiweißreicher sie ist. Es ist ein bekannter Traum der Chemiker, die Nahrung der Zukunft in nuce d. h. in einer Nußschale zu reichen, aber auch nur der Chemiker und der ihnen nachsprechenden Gedankenlosen. Ein Praktiker, ein biologisch Denkender lehnt eine solche „Ideal"-Nahrung ab, weil er sie als eine Quelle der Selbstvergiftung, Unterernährung und zahlreicher, schwerer, tödlicher chronischer Erkrankungen kennt. Der Mensch hat, wie die

Anthropoiden-Affen, einen Fruchtesserdarm, also weder den kurzen Fleischfresserdarm, noch die langen Grasfresserdärme. Obst, Nüsse und schließlich Körnerfrüchte sind die natürliche Menschennahrung, und jede zu starke Abweichung von dieser eiweißarmen und faserstoffreichen Ernährung bedeutet eine Entartung und Schwächung des Menschengeschlechts. Ein Beispielsymptom hierfür ist die immer häufiger werdende Blinddarmentzündung, die nichts als eine Selbstvergiftung infolge zu eiweißreicher, nährsalzarmer und zu faserstoffarmer darmverlangsamender Nährweise ist. Die zu eiweißreiche Ernährung ist es übrigens auch, die stets zum Alkoholgenusse den Anreiz gibt. Mit der Beseitigung jenes falschen Ernährungsgrundsatzes*) geht ein Nachlassen des Alkoholverbrauchs Hand in Hand. Wenn die Zukunftsmenschheit also einen Teil ihrer Backenzähne einbüßen und ihren Darm verkürzen lassen würde, so könnte der Versuch hierzu nur unter Bedingungen geschehen, die eine erhöhte Lebensgefahr für das Einzelwesen und erhöhte Sterblichkeit für die Gesamtheit bergen.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich schon, wie etwa die Voraussagen Prof. Morsellis richtigzustellen wären. Die Geschichte lehrt, daß bestimmte Richtungen der Kultur und ihre Einflüsse auf den Menschen nicht von unbegrenzter Dauer sein können. Dieses Auf und Nieder der Kultur, diese ewige Ebbe und Flut ist es ja gerade, die eine stete Wiederverjüngung der Menschheit gewährleistet. Der Mensch hat den zweifelhaften Vorzug, das Kulturtier der Erde zu sein. Jede Kulturform aber wirtschaftet sich selbst ab, indem sie stets vom Menschen übertrieben, mißbraucht und zur Selbstschädigung hin entwickelt wird. Ohne diese Ausartung scheint dem Menschen nun einmal kein Kulturgebrauch möglich zu sein. Das Ende einer Kultur pflegt sich indes nicht durch bloßes ruhiges Aussterben des kulturentarteten Volkes zu vollziehen, sondern begleitet zu sein von einer größeren Völkerverschiebung. Daß diese eintritt, dafür sorgt die Rassenverschiedenheit der Menschen. Hat eine Rasse durch Überkultur abgewirtschaftet, so tritt eine unverbrauchte Rasse an ihre Stelle, um dann nach längerem Zeitraume ähnlich vernichtet zu werden, wie ihre Vorgängerin an demselben Platze.

Was unser Volk betrifft, so machen wir uns keine Wahnvorstellungen darüber, daß nicht auch ihm einst sein Untergang infolge von Überkultur und seine Wegfegung durch irgend eine östliche Rasse droht. Aber noch geben wir uns längst nicht verloren. Noch fühlen wir starke Kräfte in uns sich regen, die eine Neuverjüngung von innen heraus möglich erscheinen lassen. Und diese Kräfte zu wecken, an-

*) Näheres hierüber siehe in meiner Schrift „Fleischkost und Pflanzennahrung". München 1912, bei M. Kupferschmid. Preis Mk. 1.40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuspornen, zu stärken, zu ermutigen, ihrer Betätigung die rechten Wege zu weisen, ist eben der Sinn der heutigen Reformbewegung, die, wenn auch auf verschiedenen Gebieten in Gruppen getrennt wirkend, doch auf ein Ziel gemeinsam lossteuert: die Wiederauffrischung unseres deutschen Volkes, seine Erweckung aus dem Traume, als ob seine jetzige Entwickelungsrichtung ihm zum Heile gereichen müßte. Da sehen wir die Gartenstadtbewegung, die den Menschen aus der Großstadt in eine Zukunftsstadt überführen will, die überdies die Vorteile, aber nicht die Unbequemlichkeiten des Landlebens aufweisen will. Da sehen wir die Alkoholgegner, die die Menschheit von der furchtbaren Geißel des Rauschgiftes und von den Vampiren befreien wollen, die sie aussaugen und aus ihrer Rauschleidenschaft schnöden Gewinn ziehen, — kurzsichtigen Toren, die mit diesem Treiben den Boden für sich und ihre eigenen Nachkommen untergraben. Da sind die Anhänger einer Reformheilkunde, die das Behandeln und Heilen des Menschenkörpers auf wirklich neuzeitliche und unserer Volksentartung Rechnung tragende Grundlagen stellen wollen. Da sehen wir ferner die Bodenreformer, die durch Erneuerung des Bodenrechtes ein ganz anderes zweckmäßigeres Recht des Einzelnen auf Anteil an der ewig verjüngenden Mutter Erde erstreben. Auch die vielen anderen wirtschaftlichen, ethischen und politischen Reformer verschiedenster Art sehen wir bemüht, dem Einzelnen den Kampf gegen allgemeine ausbeutende Einrichtungen und gegen die Entartungsgefahr zu erleichtern. Schließlich aber stehen da auf dem Kampfplatze diejenigen Reformer, die mit allen, hier schon genannten Bestrebungen sich aufmerksam befassen und sich noch besonders der Bekämpfung der falschen Ernährungsgewohnheiten widmen, und die einen für diese weit umfassenden Ziele sehr wenig bezeichnenden und unzweckmäßigen, daher auch viel mißdeuteten Namen tragen: ich meine die Vegetarier*). Gelingt es, der Zurück-aufs-Land-Bewegung der Vegetarier Nachdruck zu verschaffen, ferner ihrem Kampfe gegen Alkohol und Modegifte, gegen Unmäßigkeit, Eiweißüberschätzung und Fleischgenuß, gegen Industrialismus, Bodenentrechtung und Großstädtetum, gegen Stubenhockerei, Luftscheu und alle übrige Ungesundheit Nachdruck zu verschaffen, dann braucht uns nicht zu bangen um die nächste Zukunft unseres

*) Die Vegetarier leiten ihren Namen von dem lateinischen Worte vegetus (= frisch, gesund) her. Die weit verbreitete — und mit Rücksicht auf die Lebensweise der Vegetarier wohl erklärliche — Annahme, die Bezeichnung „Vegetarier" sei unmittelbar mit „Vegetabilien" in Verbindung zu bringen, beruht auf Irrtum. Die Forderung der vegetabilischen Ernährung ist nur ein Teil des lebensreformerischen Programmes der Vegetarier. Das zeigen ja auch unzweideutig die Ausführungen des Verfassers, die — mag man ihm in allen Einzelheiten zustimmen oder nicht — schon deshalb in weiteren Kreisen Beachtung verdienen, weil über wenige soziale Bewegungen so viele Irrtümer verbreitet sind, wie über die Bestrebungen der Vegetarier. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkes. Dann wird es auch bewahrt bleiben vor Nichtgebrauch und Entartung seiner Gliedmaßen. Denn vegetarische Gartenkultur verschafft jedem Körperteile Betätigung ohne allen Sport, gibt den Armen Gelegenheit, sich zu rühren, den Händen und Fingern Gelegenheit zuzugreifen, und den Füßen und Zehen Gelegenheit, wenigstens einen Teil des Jahres in unmittelbarer Berührung mit der Mutter Erde ihrer Naturbestimmung treu und in allen Teilen gebrauchsfähig zu bleiben. Dem Kopfarbeiter schafft die vegetarische Gartenkultur ein Gegengewicht gegen einseitige Gehirnentwickelung. Sie züchtet aber auch die Nahrungsmittel, die jedermann eine naturgemäße, ungekünstelte, die Mäßigkeit fördernde und alles Verlangen nach verderblichen Reizmitteln ausschließende Ernährung sichern. Und schließlich schafft sie Bedingungen, die allen Erfordernissen einer gesunden Entwickelung der Nachkommenschaft Rechnung tragen. Sie sorgt für gesunde, naturgemäße Säuglingsernährung unter grundsätzlichem Ausschlusse künstlicher Ersatzmittel; denn sie befähigt die Mütter, deren Hauptkost Früchte und Nüsse sind, und die niemals Alkohol genießen, zur Erfüllung ihrer Mutterpflicht, zur ausnahmslosen selbstverständlichen Stillung ihrer Kinder.

Das ist ein anderes Bild unserer Zukunft, als das, was uns Prof. Morselli gezeichnet hat! Ein Bild, das uns zeigt, daß wir sehr wohl den Gefahren unserer Entartung entgehen können und uns keineswegs fatalistisch ihnen zu ergeben brauchen. Möchte unser Volk erwachen, seiner Kraft bewußt sich regen und den Bann jener wissenschaftlichen Schreckgespenster tatkräftig abschütteln, die ihm seine Zukunft nur in trübem Lichte zeigen wollen!

Dr. med. Selß, Baden-Baden.

Vom Schatzgräber.

Sechzig Millionen Mark werden jährlich in Deutschland für Schundliteratur ausgegeben. Das macht für jeden Deutschen eine Mark. Eine Mark jährlich für blutrünstige Schauergeschichten, für blödsinnige Machwerke, für Verdummungsmittel, für Gift. Eine niedliche kleine Steuer, die sich unser Volk selbst auferlegt, ohne jeden politischen Zwang, und die zumal gerade von den nicht mit Glücksgütern Gesegneten bezahlt wird. Zehn bis fünfzehn Mark im Durchschnitt kostet ein solcher Roman, den der Kolporteur in Lieferungen zu zehn Pfennig jeden Samstag unter die Tür legt. In der Ausstellung gegen Schundliteratur, die der Dürerbund verleiht, findet sich ein Stoß solcher auf elendem Papier gedruckter, mit erbärmlichen Bildern „geschmückter" Hefte neben einer netten kleinen Bücherei, zusammengestellt aus den Bändchen billiger Sammlungen, versehen mit Meisterwerken unserer Großen und mit gutem Stoff zu erquickender, fördernder Unterhaltung. Das eine wie das andere um 10 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht nur geistig, auch rein dem Umfange nach bietet die gute Bücherei je nach der Auswahl drei- und viermal soviel wie der Schundroman, an dem der ehrenwerte Verleger Hunderttausende verdient.

In der Herstellung guter billiger Bücher wird seit einigen Jahren Erstaunliches geleistet. Niemand hat mehr die „Entschuldigung", wenn von gutem Lesestoff die Rede ist: den kann ich nicht kaufen. Er braucht ihn nicht einmal mehr zu leihen aus der Volksbücherei, er erhält ihn um wenige Pfennige, und zwar in einer Ausstattung, daß er ihn gern zu seinem Eigentum zählen wird. Denn erst der Besitz von Büchern, die man liebgewonnen hat, die man immer wieder liest, und wären es auch nicht allzu viele, führt auf den Weg zur Bildung. Niemals ein allzu reichliches und ungeordnetes Schmökern. Schon der Jugend möge man daher die Freude an einem guten Buche, das geistig und materiell Eigentum ist, anerziehen.

Der Dürerbund rechnete es von Anfang an zu seinen wichtigsten Aufgaben, an der Verbreitung guter Literatur und der Verdrängung der schlechten mitzuarbeiten. Unter seinen frühesten Flugschriften finden sich solche über die Fragen: „Wie gewöhnt man sich an guten Lesestoff?" und „Welche Schriften geben wir Kindern?", in Hunderttausenden von Exemplaren ist das Flugblatt gegen die Schundliteratur „Schützt Eure Jungen und Mädel" verbreitet, der „Gesundbrunnen" brachte in jedem seiner Jahrgänge Listen von guten Büchern, und der Literarische Ratgeber mit dem Jahresbericht diente auf allen Gebieten des Wissens und der schönen Literatur jener Aufgabe. Die schon erwähnte Ausstellung gegen die Schundliteratur wandert von Stadt zu Stadt und weist auf die guten billigen Bücher hin, die im Kampf gegen die Schundliteratur helfen können. Endlich liefert der Dürerbund selbst solche billigen Bücher durch die Sammlung „Der Schatzgräber", die Leo von Egloffstein im Verlage von Georg D. W. Callwey, München, herausgibt.

Der Schatzgräber bietet guten Lesestoff für alle Altersstufen zum Preis von meist 10 und 15 Pfennig. Wenige Bändchen kosten 40 Pfennig, höher kommt keines zu stehen. Dafür folgt er in der Ausstattung den Grundsätzen, die für alle Unternehmungen des Dürerbundes gelten, gibt also geschmackvollen Einband, klaren Druck, gutes Papier — und wo es zu diesem Preise möglich ist, Bilder von wirklichen Künstlern. Sein Bilderschmuck zumal kann viel dabei mithelfen, um jenes Ziel zu erreichen, von dem oben gesprochen wurde: man freut sich, diese Heftchen nicht nur zu lesen, sondern sie auch zu eigen zu haben und immer wieder vorzunehmen.

Die Auswahl ist sehr mannigfaltig. Zunächst wirkt die Sammlung eifrig so, wie es ihr Name verspricht: Schätze unseres Schrifttums, die verschüttet sind, in schwer zugänglichen teuren Ausgaben für den minder Bemittelten oder auch für den nicht genug Bewanderten verborgen blieben, sucht der Schatzgräber zu heben und mit recht vielen Lesern und Freunden zu teilen. Es sind sehr feine Kostbarkeiten darunter, die vielen wohl hier zum ersten Male so bequem entgegengebracht werden. Ich nenne nur einige von diesen älteren, zu Unrecht halb verschollenen Besitztümern unserer Literatur: Gaudys Geschichte vom Katzenraphael, des wackern Schlachten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

malers Adam Selbstbiographie, das Tagebuch des Kolumbus von der Entdeckung Amerikas, Benekes „Wahrhaftige Historie, wie Klaus Kniphoff, der große Seeräuber, von den Hamburgern überwältigt und hingerichtet worden ist", Sealsfields Asa Nollin, Anzengrubers Schatzgräber, W. H. Riehls klassischer Aufsatz vom Wandern, der besonders den Jüngern der neuentdeckten Wanderkunst willkommen sein wird, ein Stück Landschaft- und Reiseschilderung von dem Schlachtenmaler Horschelt, eine nicht genug bekannte Novelle Goethes aus den „Erzählungen deutscher Ausgewanderten", Petersens feines Harzmärchen Prinzessin Ilse, W. Hauffs Achtundvierziger Geschichte „Das Bild des Kaisers", Leutners Geschichten aus den Tiroler Bergen, Arndts Naturmärchen, des humorvollen Kopisch „Karnevalsfest auf Ischia", J. G. Seidls italienische Räubergeschichte „Cornelia Fieramonti", E. Th. A. Hoffmanns „Meister Johannes Wacht", Immermanns kostbare Knabenerinnerungen. Dazu gesellen sich noch einige Bändchen, die dem Dichter-Zeichner und unvergleichlichen Kinderfreund, dem alten Grafen, Hof- und Volksmann Pocci gewidmet und mit seinen Zeichnungen geschmückt sind: sein Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot, Hansel und Gretel, Allerhand für Kinder, seine zwei Schattenspiele: „Kasperl ist überall" und „Waldkönig Laurin". Diese letzten beiden Heftchen wollen zugleich die Kinder zur eignen Tätigkeit, zum Theaterspielen anregen, eine Einleitung, die der Herausgeber geschrieben hat, gibt die schönsten praktischen Anweisungen dazu. Ein Heft mit Weihnachtsspielen von Hedwig Bleuler-Waser dient dem gleichen Zweck.

Für die Kinder ist auch anderweitig reichlich gesorgt: Märchen von Grimm, Hauff, Bechstein, mit Bildern von Ludwig Richter sind besonders ihnen zugedacht, ebenso ein Heftchen „Kinderreime", Andersens Schneekönigin, Bäßlers Frithjofsage, meist illustriert.

Eine dritte besondere Aufgabe hat sich der Schatzgräber noch gestellt: zu wertvollen Werken der neueren Dichter den Weg zu zeigen, zu denen ja der Unbemittelte besonders schwer gelangt, da er den ungeheuren Markt nicht übersehen und auch oft die hohen Preise nicht bestreiten kann. Er dient damit zugleich auch der Verbreitung dieser Werke selbst, indem er Proben aus ihnen gibt, in sich abgeschlossene, aber aufs Ganze weisende Stücke, die den Fernerstehenden mit dem Autor zunächst bekannt machen und zu seinen Dichtungen (sie werden in einer kurzen Einleitung genannt und besprochen) hinführen sollen. So hat er aus des „kleinen Nils Holgersson Reise mit den Wildgänsen" von Selma Lagerlöf zwei Märchen abgedruckt („Von Karr und Graufell" und von „Asa und Klein Matts"), ferner aus Sven Hedins „Transhimalaya" ein Stück „Das Neujahrsfest in Taschilunpo", aus Tolstois „Kosaken" das Stück „Der Überfall", aus Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" das Kapitel „Korl Havermann", von Rosegger die „Ehestandspredigt", von der schwäbischen Dichterin Auguste Supper eine Novelle aus „Hollunderduft" und ein Kapitel aus der für die Kenntnis unserer Zeit so wertvollen Lebensbeschreibung des Arbeiters Fischer, u. a. m.

Altes und Ältestes steht also im Schatzgräber neben Neuestem, Gaben an die Kinder wechseln mit gediegenem Lesestoff für die reifere Jugend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Erwachsenen. So wächst sich der Schatzgräber langsam und stetig zu einer kleinen Hausbücherei aus, die allen Mitgliedern einer Familie Freude und Förderung zu bieten vermag. Eine solche Entwicklung wird ihm freilich nur möglich sein, wenn ihn jeder, der in seinem Kreise, an seiner Stelle dazu die Möglichkeit hat, nach Kräften unterstützt.

Die Zahlen, die zu Anfang angeführt sind, sprechen beredt genug davon, wie viele Volksgenossen heute noch keinen Anteil an den Gütern unseres Schrifttums, unsrer geistigen Kultur haben, wie viele abseits stehen, wie sehr vor allem die Jugend noch einer Führung zu ihnen bedarf. Nicht das einzige Mittel, aber eins der wertvollsten gewiß, um diesen Zustand zu bessern, sind die billigen Büchersammlungen, der Schatzgräber und seine Bundesgenossen.

Hermann Ullmann.

Wie der deutsche Werkbund notwendig wurde und was er will.

Die Dinge, die uns heute als Gebrauchsgegenstände (im weitesten Sinne) umgeben, sind zu ihrem großen Teil Massenartikel, auf der Maschine erzeugt oder doch der Hauptsache nach in den Bestandteilen auf diesem Wege hergestellt. Die Maschine ist an Stelle der Handarbeit getreten, da sie in vielen Fällen eine handliche Tätigkeit, eine immer gleiche Bewegung der Hände und Arme, der teueren Menschenkraft abnimmt.

Man spart durch die Maschinen; einmal Menschenkraft, indem sie das stumpfsinnige Einerlei einer unendlich oft wiederholten Teilarbeit vieler Hände ihr zuschiebt, die nur von einem einzigen Menschen bedient wird; dann dadurch, daß die Maschine die Erzeugung so auch verbilligt. Die Massenproduktion hat aber auch ihre schweren Nachteile; nicht nur für die Arbeiter an den Maschinen, die schließlich selbst nichts mehr als Maschinenteile sind. Sie hat solche Nachteile auch für die Erzeugnisse. Was ohne der Hände Arbeit hergestellt wird, ein Stück, an dem vielleicht die zehn einzelnen Bestandteile von eben so vielen verschiedenen Maschinen geliefert werden, kann nichts persönliches, nichts eigen- und einzigartiges mehr an sich haben; es muß notwendig die Liebe vermissen lassen, die ein gutes handgearbeitetes Stück ganz von sich aus zur Schau trägt, als ein Ergebnis stolzer Handfertigkeit: die Liebe zum Ding, die dem Erzeuger innewohnt, während er es schafft, die dann auch, dem Beschauer unbewußt, auf diesen ausstrahlt.

Es griff mit der überhandnehmenden Maschinenproduktion eine Teilnahmlosigkeit in bezug auf Material, Form und Farbe um sich, die naturgemäß auch die Mehrzahl der Käufer erfaßte. Es kam eine Urteilslosigkeit und damit eine Geschmacklosigkeit auf, die feiner empfindenden Naturen ans Herz griff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dazu kommt, als eine Folge des maschinenmäßigen Massenerzeugens, das unselige „Nouveauté"-Wesen. Die einmal angeschafften Maschinen, die zugehörigen Arbeiter müssen vom Fabrikanten mit Aufträgen gefüttert werden; mit Arbeit, die nahezu immer die gleiche sein muß. Denn weder Arbeiter noch Maschinen können etwas anderes hervorbringen als gerade das Ding, zu dessen Herstellung sie bestimmt sind. Um die Maschinen, die Fabrikanlagen, ertragfähig zu machen, ist die Notwendigkeit fortdauernder Herstellung gleichartiger oder ähnlicher Sachen gegeben, auch wenn gar kein Zwang für sie vorliegt. Man kommt hierdurch ganz von selbst auf eine Verschlechterung der Herstellung (um bald das gleiche Stück wieder neu verkaufen zu können) und auf die „Novität", d. h. darauf, ein Ding, das an sich ganz brauchbar ist, alle paar Monate anders aufzuputzen, um mit diesem Modernen das Veraltete zu verdrängen. Natürlich trägt solche Augenblicksbestimmung nicht dazu bei, die Erzeugnisse vollkommener zu erschaffen. So hat der Neuigkeitsmarkt Jahrzehnte lang das Unmöglichste hervorgebracht. Das Publikum sah das Zeug in den Schaufenstern, der Unkundige wurde in den Läden von geschmacklich ebenso unkundigen und ungebildeten Jünglingen und Dämchen bedient, die ihm diese Sachen als das „Neueste", „Feinste", „Schickste" usw. empfahlen. Der also Überredete glaubt und kauft und trägt die Greueldinge in seine Wohnungen; dort glaubt und staunt man wieder — und der Geschmack einer ganzen Reihe von Leuten ist um eine Staffel tiefer gesunken.

Wollen wir nun, nach diesem Klagelied, einmal sehen, wie denn der geschmackliche und damit sittliche Zustand, so tief gesunken, wieder in die Höhe zu bringen ist.

Drei Eigenschaften sind notwendig, damit ein Erzeugnis des Gewerbefleißes der heutigen ernsten Kritik standhalten kann.

Das Ding muß zweckmäßig sein: es darf in Form und Material nicht von einer Art sein, die seiner Bestimmung zuwider läuft; ein Trinkgeschirr, sei es in der Gestaltung noch so edel, kann nicht aus Kupfer hergestellt sein, weil dies Metall giftig oxydiert und selbst schmeckt. Es darf der obere Rand eines Trinkgefäßes aber auch nicht stark nach außen oder innen gebogen sein, da dies einer zweckmäßigen Benutzung widerspricht. Das Ding muß konstruktionsgerecht sein; in unserem Falle: das Gefäß muß, gefüllt, sich auf sicherer Basis hinstellen lassen; ein Trinkgefäß kann nicht in den Formen geblasenen oder gegossenen Glases sein; es kann aus ästhetischen Gründen nicht die Gestalt eines Schweines, eines Menschenkopfes (in natürlichen Farben bemalt!) haben. Zuletzt muß das Gefäß aus einem Stoffe gemacht sein, der echt ist; der Krug muß ehrlich erkennen lassen, daß er aus Ton ist; man muß ihn nicht für Porzellan oder gar Metall

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten können; er darf, auch als Schaustück, nicht aus Papiermaché sein.

Leider werden aber von der Industrie Scherze all dieser Art gemacht. Hält man sie als verwerflich vor, so kann man zur Antwort bekommen, es handle sich ja nicht um Gebrauchs-, sondern um Zier- oder Luxusgegenstände!... Als ob Unmögliches zieren könnte! Zieren soll doch heißen: schmücken, verschönern! Etwas Falsches kann dies aber, wenn überhaupt, doch nur solange, als man glaubt, es sei echt. Mit der Erkenntnis seiner Verlogenheit hört es für jeden anständigen Menschen auf, irgend etwas wert zu sein. Hier noch einige Gang- und Gäbe-Beispiele: Eine Gartenbank sieht aus, als wäre sie aus Knüppelholz zusammengesetzt, ist aber aus Eisen gegossen; ein Wohnhaus ist aus Ziegelsteinen erbaut, aber mit Putz versehen, der mit Sandsteinquadern bemalt ist. Ein Buch scheint in Leinen gebunden, das „Leinen" aber ist gepreßtes Papier; ein Tisch aus Föhrenholz ist mit Eschenmaser angestrichen, der silberne Stockgriff deines Freundes ist aus Weißblech usw. Wo wir hinsehen, trifft der Blick auf solche schlechte Arbeit, denn als das ist sie jetzt erkannt, und man will sie nicht mehr ebenso wenig wie die unechten lichtscheuen Stoffe, Wirkhandschuhe, die dänischledernen gleichen, geschnitzte Bilderrahmen aus Gips, bronzenoxydierte Abgüsse der klassischen Marmorgötter, rote Korallen aus Ton, Säulen mit buntem Bewurf, edlen Stein vortäuschend, usw. ins unendliche.

Nachdem der Kunstwart, dann der Dürerbund und — in gewissem Sinne — der Bund für Heimatschutz mit ihrer Gefolgschaft die Erkenntnis der herrschenden Unkultur wachgerufen hatten, nachdem die zunehmende Erbitterung in gebildeten Kreisen Worte des Hohns und Spottes für die allmächtige Industrie fand, kam es zum Aufleben einer neuen Handwerkskunst. Die Tatsache aber, daß das Fabrikwesen nun einmal nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist, daß man auch viele Erzeugnisse auf handwerklichem Wege zu teuer herstellt, führte zu der Überlegung, daß schließlich auch die Industrie bei einigem guten Willen in der Lage ist, sich den neuen Forderungen, zum Teil wenigstens, anzupassen. Das führte im Herbst 1907 zur Gründung des Deutschen Werkbundes.

Der Deutsche Werkbund wurde gegründet mit der Absicht, die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk durch Erziehung, Werbung und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen zu fördern. Eine Versammlung von Künstlern, Industriellen, Gewerbetreibenden und sachverständigen Kunstfreunden hob ihn in München aus der Taufe. Seine Mitgliedschaft kann nicht auf Meldung oder auf Empfehlung erreicht werden, sondern lediglich auf Einladung hin durch den Vorstand des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bundes. „Der Bund will also," wie er in seinem Programm klar ausspricht „eine Auslese der besten in Kunst, Industrie, Handel und Handwerk tätigen Kräfte vollziehen. Er will zusammenfassen, was an Qualitätsleistung und -Streben in der gewerblichen Arbeit vorhanden ist. Er bildet Sammelpunkte für alle, welche zur Qualitätsleistung gewillt und befähigt, für die, welche die gewerbliche Arbeit als ein Stück der allgemeinen Kulturarbeit ansehen."

Da die Erzeugung solcher probehaltigen Gebrauchsgegenstände aber ohne die Mitwirkung des Handels bald ins Stocken kommen müßte, ist einer der wichtigen Programmpunkte des Werkbundes die Geschmacksbildung des Kaufmanns, dem vorab mit der Menge des Volkes die Wertschätzung, der Materialechtheit verloren gegangen ist. Sieht er erst ein, daß ein Kompromiß zwischen praktischem Bedürfnis und Kunst sehr wohl möglich ist, so liegt für den vornehmer denkenden Teil der Handelswelt kein Grund mehr vor, sich gegen eine Renaissance der Kultur ferner ablehnend zu verhalten, umsoweniger als der Werkbund ja gar nichts Ungeheuerliches verlangt, wenn er den Begriff „Kunst" nur als die zweckmäßige und materialgerechte, außerdem noch geschmackvolle und anständige Herstellung nicht zu teurer Gebrauchsgegenstände gefaßt haben will.

Um nun dem erstrebten Ziele näher zu kommen, bedient sich der Deutsche Werkbund der verschiedenartigsten Mittel und Wege. In der Natur der Sache liegt es, daß er ebenso oft etwas schlimmes zu verhindern, wie etwas günstig zu beeinflussen hat. Sein Hauptaugenmerk hat der Deutsche Werkbund aber auf die verschiedenen Handelsmärkte zu richten und auf die Schauen, die Ausstellungen, die diesen dienen. In jeder tunlichen Form geschah das bisher seit Gründung des Bundes und wird es weiterhin geschehen.

Dann gilt es, die Händler und die Käufer zu bilden. Dies geschieht zum Teil durch Vorträge zur Geschmacksbildung des deutschen Kaufmanns, durch die Vortragsreihen: Wohnung und Hausrat, kunstgewerbliches Kleingerät, über Kleidung, Stoff, Färbung, Muster und Form, Dekoration und Reklame. Wer sich vergegenwärtigt, was diese Gedankenreihen alles einschließen, wird finden, daß nahezu sämtliche Fabrikations- und Handelsgebiete dadurch berührt werden und mit ihnen ebensoviele Fabrikanten und Wiederverkäufer. Ferner bearbeitete der Deutsche Werkbund, um auf das große Publikum einwirken zu können und durch dieses auf die Produktion, Käuferregeln. Um die Auswahl der Rohmaterialien für die Herstellung zu erleichtern, den Sinn für Materialechtheit und materialgemäße Verarbeitung zu schärfen, wurde die Veröffentlichung einer gewerblichen Materialkunde angebahnt; die Zusammenstellung einer vollständigen, dabei praktischen und

billigen Farbkarte ist im Werk. Es erfolgte die Gründung des deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe in Hagen, es wird gegen die Unlauterkeit im Antiquitätenhandel gearbeitet, sowohl, wie auch gegen die falsche Verwendung von Surrogatstoffen in Sonderheit im Baugewerbe, ein besonders wichtiges Gebiet, auf dem der Deutsche Werkbund auf einer Linie mit dem Bunde Heimatschutz kämpft. Beachtenswert und von weitgehender Bedeutung sind auch die Vorschläge zur Verbesserung des Submissionswesens, da erfahrungsgemäß die herrschenden Zustände auf diesem Gebiete die ungeheuerlichsten Auswüchse gezeitigt haben, sodaß man leicht ersieht, warum der Deutsche Werkbund geradezu von der staatsbürgerlichen Bedeutung der Qualitätsarbeit spricht und Hilfe für seine Bestrebungen mit Recht auch dort finden kann, wo man im übrigen seinem Wirken gleichgiltig und ohne Verständnis gegenübersteht.

Auf alles, was der Deutsche Werkbund berührt, hier näher einzugehen, ist natürlich nicht möglich; ich hoffe jedoch, gezeigt zu haben, daß er ebenso notwendig ist, wie er eifrig dabei ist, zu bessern, wo immer es sein kann. Möge er aus dem Kreise der Vortrupp-Leser nach Kräften unterstützt werden bei seinem nutzbringenden Tun.

Fritz Cramer.

Frauenfreundschaft.

Die Welt auf ihrer lärmenden Heerstraße weiß wenig von Frauenfreundschaft; sie will davon auch nichts wissen. Denn die öffentliche Meinung hat ja längst erklärt, daß die Frauen das treulose Geschlecht seien, — wie kann die Frau der Freundschaft, die auf Treue ruht, fähig sein? Diese offizielle Weisheit saugt ihre Nahrung überlegen lächelnd aus Liedlein wie dem bekannten: „Wir Schwestern zwei, wir schönen". Diese Schwestern tragen ein gleiches Gewand, haben gleiches Haar, teilen alles miteinander, dann aber: „Sie liebten den gleichen Jüngling, da hatt' die Freundschaft ein End". Und das ist der Trumpf — oder eigentlich sind es zwei Trümpfe: Frauenfreundschaft zerschellt an Eifersucht, und Frauenfreundschaft ist immer nur ein Surrogat für Mannesliebe.

Dieser seichten Überlegenheit brauchte man nur die eine Frage zu stellen: Lieben sich etwa männliche Rivalen? Ist es nicht ein sehr häufiges Ereignis, daß die ernstesten Männerfreundschaften an einer Frau scheitern? Entweder weil beide Freunde das gleiche Mädchen lieben, oder weil die Männerfreundschaft der Weibesliebe weichen muß. Aber der Tadel hierfür wird nach altem Brauch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf die Frau gelegt: sie trennt die Männer ebenso, wie sie unfähig ist, an der Frau festzuhalten. Stets ist sie schuld, denn nicht sie macht die öffentliche Meinung, sondern der Mann.

Man wird sagen, daß die Weltgeschichte viele berühmte Beispiele von Männerfreundschaft verzeichnet, von Frauenfreundschaften aber so gut wie gar nichts; (etwa die Freundschaften der Dichterin Sappho ausgenommen, die aber, da sie unseren sittlichen Anschauungen widersprechen, niemandem als empfehlenswert und vorbildlich gelten können). Nun hat aber auch der Mann sein Seelen- und Gemütsleben viel mehr in der Öffentlichkeit und der Geschichte gelebt als die Frau. Wir sind daher über ihn, sein äußeres und inneres Tun und Lassen, sehr viel besser unterrichtet, als über das der Frauen, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl verschwiegene, häusliche Zurückgezogenheit beobachten mußten. Und der Mann hat sich auch rückhaltlos über sich selber ausgesprochen, während die Frau bis zum heutigen Tage ihr Innerstes für sich behält. Der Mann als das öffentliche Geschlecht hatte jede Gelegenheit, seine Freundschaft in weit sichtbaren Taten darzulegen, die Frau als das häusliche Geschlecht bewies ihren Heldenmut, ihre Freundschaft, Treue, Hingabe im Stillen. Und nun schließt die grobe Welt aus dieser Stille, daß keine Frauenfreundschaft vorhanden.

Aber auch die historischen Frauen sind nicht durch ihre Frauenfreundschaft berühmt. Es wird im Gegenteil darauf hingewiesen, daß die großen Frauen der Geschichte sich vorwiegend mit Männern umgaben, Männer zu ihren Ratgebern hatten, Männer zu Freunden erwählten. Das Gegenteil nur wäre erstaunlich: Frauen, die an die Öffentlichkeit traten, waren Ausnahmen ihres Geschlechts, sie fanden, was ihnen an Kenntnis, Einsicht, Erfahrung abging, fanden ihre geistige Ergänzung leichter beim Mann als bei der Frau. Die ganze Tradition lief überhaupt für sie in der Richtung der Männerergänzung, der Männerfreundschaft, der Männerhilfe. Und dieser Tradition entsprach die Wirklichkeit: der Mann als Geschlecht hatte jene Erfahrung, Macht, um die es der ins Weite strebenden Frau zu tun sein mußte. Wendet sich die geschichtliche Frau aber vorwiegend an den Mann, so darf man doch nicht übersehen, daß sie selbst fast immer Gegenstand aufopfernder Frauenfreundschaft ist. Fast jeder bekannten Frau folgt ein treuer Schatten, eine Amme, Wärterin, Dienerin, Gespielin, die Treue übt und Freundschaft hält, wie Brangäne der Isolt.

Ihre Hauptfreundschaft freilich hat die Frau der Vergangenheit dem Manne gewidmet und diesem dadurch eine Lebenserleichterung, Erfolgsmöglichkeiten geschaffen, die er wohl kannte, von denen er jedoch nicht viel Aufhebens machte, weil er es als natürlich, selbstverständlich erachtete, daß diese brachliegende Frauenkraft

ihm zuströmte und ihm diente. Das lag in der ganzen, allein auf Geschlechtlichkeit ruhenden Anlage der damaligen Welt, und lag im Interesse der Frau, die nur durch den Mann Teil haben konnte an Reichtum, Macht und Herrlichkeit der Erde. So erklärt sichs, daß alle Frauen, die „herauf" wollten, in erster Linie an den Mann als Mittel des Aufsteigens dachten, und ganz instinktiv nach der Männerseite neigten. Sie sind dabei vielen Enttäuschungen begegnet, das lag in der Natur der Sache. Wieviele sich dann zu Frauenfreundschaften bekannten, ist bisher nicht allgemein bekannt geworden. In vielen Fällen wird jeder Beleg dafür fehlen, in anderen Fällen ruht er noch im Staub der Archive, in wieder anderen bleibt er der Öffentlichkeit vorenthalten, denn diese Entwicklung läuft den hergebrachten Anschauungen der Geschichtsschreiber zuwider, ist der öffentlichen Meinung nicht erwünscht. Hier wäre die ganze Historie von neuem aufzurollen, aufzurütteln, wäre einmal vom Frauenstandpunkt zu betrachten — dann würden wir, wie über weibliches Talent und Genie auch über Frauenfreundschaft besser unterrichtet sein als heute. Nun waren die meisten Frauen der Vergangenheit aber keine historischen, sondern unhistorische Hausfrauen, deren Namen kein Lied, kein Heldenbuch nennt. Sollten die untereinander keine Freundschaft geübt haben? Wir brauchen da nur einen Blick in das heutige Alltagsleben unserer Alltagsfrauen zu werfen, das einen Schluß auf die Vergangenheit wohl zuläßt.

Heute finden wir Frauenfreundschaft, wohin wir blicken. In erster Linie viel Freundschaft zwischen Mutter und Tochter; dieser Freundschaft setzt das Leben ja oft ein schmerzliches Ende. Und dann? Findet etwa jede alleinstehende Tochter, die in der Mutter ihre beste Freudin verlor, gleich den Mann, dessen Liebe Ersatz bietet? Sicher nicht, vor allem nicht die ältere oder schon alternde Tochter. Diese Kategorie Frauen aber ist zahlreich, diese Kategorie sucht Freundschaft, Frauenfreundschaft, und um so stärker, je mehr Erfahrungen sie in der Liebe machte. Solche Freundschaft ist aber auch der Ehefrau und Mutter oft nötig. Es gibt verheiratete Frauen, die außer Mann und Kind keiner Lebensergänzung mehr bedürfen. Es gibt ihrer jedoch auch, die, selbst in glücklicher Ehe, noch nach Frauenfreundschaften ausschauen und verlangen. „Man braucht doch immer eine Frau, auch der beste Mann versteht vieles nicht;" sagte mir einmal eine schöne, elegante und geliebte Frau. Ich glaube, sie hat Recht. Für eine in der Ehe unglückliche Frau aber ist Frauenfreundschaft oft der letzte Rettungsanker; für die alleinstehende Berufsfrau, die Lehrerin, Ladnerin, Fabrikarbeiterin, ist sie in vielen Fällen die schönste Lebensfreude. Und weil all diese Frauentypen stets bestanden, weil solche Lebensumstände seit Jahrtausenden die des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauengeschlechts waren, weil all dieses — Menschen wie Umwelt — auf die Frauenfreundschaft hindrängt, deshalb schließe ich, daß trotz aller offiziellen Entmutigung und aller üblen Kritik unter der Decke der Vergessenheit, des Schweigens und des Hohns, die Frauenfreundschaft seit undenklichen Zeiten ihre klaren Trostwasser still dahinrieseln läßt. Die Welt und die Geschichte wissen nichts davon. Was wissen Welt und Geschichte denn überhaupt von der Frau?

Da die alte Auffassung: „Die Frau gehört ausschließlich ins Haus" das weibliche Geschlecht auf den Mann anwies, und vom Manne abhängig machte, war das erste Gefühl von Frau zu Frau das der Ablehnung, der Eifersucht, der Rivalität, denn jede neue Frau war auch eine neue Konkurrenz. Die Frau sah aber bald, daß der Mann ihr nicht alles gab, was sie brauchte, daß er allein ihr nicht genügte, ja daß er ihr in vielen Fällen alles schuldig blieb. Das änderte dann die Gefühle von Frau zu Frau, die Ablehnung, Eifersucht, Konkurrenzfurcht schwand und machte Zuneigung, Schwesterlichkeit, Kameradschaft, Freundschaft Platz. Wo der Mann die Frau enttäuscht, da nähert sie sich der Frau. Das offizielle Ehe- und Mutterglück ist ja leider in viel tausend Fällen eine Fassade; den eigentlichen Lebenskern- und wert müssen daher viel tausend auch verheirateter Frauen in der Frauenfreundschaft finden. Denn Frauen verstehen sich auch wortlos, im Unbewußten, verstehen sich vor allem in ihren Leiden und Enttäuschungen, in all dem, was der Mann, da er anderen Geschlechts, nicht aus sich selbst mitempfindet, und was man dem Durchschnittsmann auch nicht begreiflich machen kann — in allem, was die Frau dem Mann nicht sagt, was sie für sich behält, was er nicht hören will, das Verschwiegene, Unterdrückte. Und deshalb wandelt die Frauenfreundschaft mit so leichten, leisen Sohlen durch die Welt. Sie hat durch Leid versiegelte Lippen und trägt das Thränenkrüglein in den Händen. Sie macht kein Aufhebens von sich, denn sie sieht hinter das Kartenspiel der Konventionen, sie wünscht gar keine Aufmerksamkeit zu erregen, denn sie ist das geheime Schutzbündnis der Frauen; es treibt sie gar nicht, ihre Angelegenheiten auszuplaudern.

Es ist kein Zufall, daß viele junge Frauen und junge Mädchen, wenn nicht die eigene Mutter, so eine andere, erfahrene, ältere oder alte Frau zur Freundin haben. Es ist kein Zufall, daß die Freundschaft zwischen Frauen sich bei den belastetsten und bedrohtetsten Frauenkategorien unseres Volkes am stärksten zeigt, bei den Frauen der Ärmsten und — bei den Prostituierten. Jede Frau der bessergestellten Volksschichten, die Einblick in das Dasein jener beiden Lebenskreise gewonnen, erkennt mit Erstaunen, daß hier ein Grad von Frauenfreundschaft, von Opferwilligkeit praktisch besteht, den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie in ihrer gesicherten und gesättigten Lage sich nicht hat träumen lassen. Die Frauen jener Schichten sehen dem Hunger, der Gefahr für Leib und Leben so oft ins Auge, daß sie auch zu ganz anderem Beistand bereit sind als wir.

Doch auch in den bessergestellten Kreisen spielt die Frauenfreundschaft ihre Rolle. Ist sie doch zu allem anderen in gewissem Sinne eine wirtschaftliche Notwendigkeit der Berufsfrau. Wollen zum Beispiel kaufmännische Angestellte, Lehrerinnen dem unbehaglichen Dasein des Pensionates in fremden Familien entgehen und ein eigenes Heim gründen, so bringen sie bei ihren kargen Frauengehältern die Kosten dafür zusammen leichter auf, und vermindern durch diese Gemeinschaft sowohl ihre wirtschaftliche Belastung wie ihre innerliche Einsamkeit. Denn weder Frau noch Mann lebt vom Beruf allein. Die gemeinsame Haushaltung zweier Freundinnen ist eine weit verbreitete, eingebürgerte Wirtschaftsform. Sie erklärt sich auch aus unseren Sitten, die der alleinstehenden Frau das Leben unbehaglich und unerfreulich machen. —

Aber gerade gegen diese äußerlich wie innerlich begründete und nötige Form der Frauenfreundschaft erhebt sich jetzt eine Drohung, auf die die deutschen Frauen aufmerksam gemacht werden müssen. Der Vorentwurf des neuen Strafgesetzbuches dehnt die Bestimmungen des § 175 auf die Frauen aus. (Der § 175 bestraft bekanntlich den gleichgeschlechtlichen Sexualverkehr, nach dem bis geltenden Recht aber nur den zwischen Männern.) Geht dieser neue Paragraph durch*), so wird es den erwerbenden Frauen, die gemeinsam leben wollen, noch schwerer, Wohnung zu finden als bisher, sie sind dann der verwerflichsten und widerlichsten Schnüffelei und Spionage ausgesetzt; Denunziantentum und Erpressung von Wirten, Pförtnern,

---

*) Darüber braucht ja kein Wort verloren zu werden, daß gleichgeschlechtlicher Sexualverkehr für die Empfindung des gesunden Menschen unsrer Zeit schlechthin widerwärtig ist, mag es sich bei jenem Sexualverkehr um Männer oder um Frauen handeln. Und die Volksgesamtheit als Ganzes empfindet ebenso und wird — meinen wir — womöglich immer schärfer so empfinden, je mehr die rassenhygienischen Anschauungen Gemeingut werden. Es wird also keinem Menschen einfallen, etwa um deswillen gegen eine Ausdehnung des § 175 auf die Frauen zu protestieren, weil man auf diesem Gebiete ein „Vorrecht" der Frauen wünschen möchte. Dahingegen verdient der von der Verfasserin betonte Gegengrund die allerernsteste Beachtung: uns wenigstens scheinen ihre Ausführungen zunächst unwiderleglich darzutun, daß ein auf Frauen ausgedehnter § 175 in weit schwererem Maße eine Gefahr für Unschuldige werden wird, und ein weit gefährlicheres Denunziantenwesen und Erpressertum groß ziehen wird, als der heutige, nur gegen Männer gerichtete § 175 das ohnehin tut. (Daß es eine Reihe immerhin beachtlicher Stimmen gibt, die den ganzen § 175, weil er das tut, und aus anderen Gründen überhaupt für ein ungeeignetes Mittel gegen die rassenhygienische Gefahr des gleichgeschlechtlichen Sexualverkehrs halten, und andre Mittel an seine Stelle setzen möchten, steht hier nicht zur Erörterung.)

Vortrupp.

Bedienung werden geradezu herausgefordert, weil mit etwas „gutem Willen" ein „Verdacht" des Verstoßes gegen das neue Gesetz schließlich überall gefunden werden kann, wo zwei Frauen gemeinsamen Haushalt führen. Die deutsche abolitionistische Föderation hat diese Sache bereits in die Hand genommen und eine Umfrage bei den deutschen Strafrechtslehrern gehalten, von denen 330 sich gegen diesen Entwurf erklärt haben. — Es handelt sich hier nicht nur um eine neue Lebenserschwerung der arbeitenden Frau, der unbemittelten Frau, sondern auch um einen Angriff auf die Frauenfreundschaft, die der Frau weit unentbehrlicher ist, als dem Manne die Männerfreundschaft. Denn — der Mann ist der Wählende auf dem Ehemarkt, der Mann kann, ohne moralische und soziale Einbuße zu erleiden, auch außerhalb der Ehe Geschlechtsbefriedigung finden, die Frau aber muß warten, bis ihr das Tor der Ehe geöffnet wird. Selbständig suchen und werben darf sie nur auf dem Gebiet der Frauenfreundschaft, um dort die oftmals einzige Befriedigung für Herz und Gemüt zu finden, die ihr erreichbar. Wird nun die neu geplante Bestimmung Gesetz, so ist auch die reinste Frau nicht mehr sicher davor, daß nicht ihre reinste, innigste Beziehung zu einer Freudin — vielleicht das einzige Patrimonium ihres Herzens — von irgend einer Denunziantenseele besudelt werde. Die Gefahr, daß es so kommen wird, besteht; besteht darum, weil wir Frauen keinen Anteil haben an der Gesetzgebung.

Die Frauenfreundschaft nimmt heute einen großen Aufschwung, denn das weibliche Geschlecht steigt ganz gewaltig. Die Frau gewinnt Zutrauen zur Frau, sie sieht das Ideal der Zeit, die großen Ideen und die großen Aufgaben nicht mehr allein im Manne verkörpert. Sie begegnet der bedeutenden, der großen Frau. Frauen, die heute in der Öffentlichkeit wirken, gewinnen einen köstlichen Kranz weiblicher Zuneigung und Dankbarkeit erprobter Frauenfreundschaft. Wie viel Begeisterung bringt uns die denkende Jugend entgegen, wie viele weibliche Freunde lesen unsere Schriften, wie mancher armen Seele Trost sind wir in Einsamkeit und Leid, unser Kampf ist ihr Kampf, und unser Ringen, unsere Siege stärken sie. All dieses sind neue Entwicklungen, bewirkt durch ganz neue Stellungen und Bestätigungen der Frau. Die Frauenfreundschaft kommt dabei auf ihre Kosten, sie gedeiht und blüht, sie erstarkt, aus dem Schatten ihres stillen Daseins tritt sie in die Öffentlichkeit, und so wird einst auch die Geschichte nicht mehr von ihr schweigen können.

Dr. Kaethe Schirmacher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stilles Land.

Wozu reist und wandert der Deutsche?

Damit er die Hetze seines Alltagslebens ergänzen kann durch eine Hetze in fremden Städten und Landschaften, in Museen und Sehenswürdigkeiten, oder durch ein Molluskendasein aus Essen, Schlafen und Umherliegen. Damit die Gesellschaft sich nicht nur Winters, auch Sommers im Konversationsmachen üben kann. Damit möglichst viele, möglichst schöne Teile unseres Vaterlandes Standorte einträglicher Hotelunternehmungen werden können und die Baukultur der jüngst verflossenen Jahrzehnte in die fernsten Winkel dringt.

Oder nicht?

Es gibt Leute, die eine merkwürdige Abneigung dagegen haben, viel bereiste und gepriesene Örtlichkeiten in Deutschland aufzusuchen, und die in allerlei abgelegenen, unbekannten Gegenden umherlaufen. Und von solchen Dingen sind verwunderlicherweise bei uns immerhin noch ziemlich viele zu haben.

Dazu gehört das Eichsfeld, und von ihm möchte ich sprechen.

Nicht daß ich eine Landeskunde, einen Reiseführer in der Westentasche liefern wollte. Zwei oder drei aus den vielen Erinnerungsträumen will ich hervorrufen. Wen sie locken, der wird sich selbst das Land erwandern.

Als Warnungstafel stelle ich einen Satz aus Brockhaus' Konversationslexikon auf: er nennt das Gebiet rauh, einförmig, öde. Nicht durchaus mit Unrecht. Auch liegt es zwischen Harz, Thüringen und hessischem Bergland und ist nirgends höher als 550 m. In den Dörfern gibts primitive, wenn auch saubere Unterkunft, in den drei oder vier Städten keine Hotelpaläste. Also! —

Das Grundgestein des Landes ist Sandstein, darüber liegt Muschelkalk bald breit hingelagert, bald in einzelnen Kegeln. Durchaus charakteristisch sind die hohen, steil ansteigenden Kalkwände und -klippen.

Das Dorf Holungen liegt zu Füßen einer solchen Klippe. Grau und senkrecht geht sie hoch. Mit dieser Wand beginnt das Ohmgebirge im Norden. Als ein kompakter Block erhebt es sich 200 m aus der Umgebung. Die nördlichen Randklippen stehen kahl und schroff, nur zuweilen ringt sich ein Weißdorn, ein Taxus mühsam hervor und greift mit wilden Armen um sich. Den Fuß und den oberen Rand des Gebirges umfassen Buchenwälder und steigen außer im Norden die Hänge hinab. Oben auf der Hochfläche ists rauh, Bäume sind selten. Kaltohmfeld heißt das höchstgelegene Dorf. Der Name redet wahr. „Vor 2 Jahren — oder sinds drei — waren hier Touristen", erzählte mir der Wirt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber hier leben, anders als sonst im Eichsfeld, Bauern mit mehreren 100 Morgen Land. Der rötlich aussehende Boden trägt Steine und — Weizen. „Ins Ohmgebirge wollen Sie?" fragte mich der Duderstädter Gasthausbesitzer. „Da ists doch sehr steinig. Aber die Leute stehen nichts aus, das ist wahr." —

Auf den Klippen über Holungen habe ich lange gelegen. Fast unter mir das rotdachige Dorf, an vier Straßen in schiefgezogener Kreuzesform ausgebreitet, rings um den Ort die kleinen, länglich rechteckigen Flurstücke, eins grau, eins grün, eins braun, eins dunkelviolett, eins gelb. Wolkenschatten und Sonnenflecken fuhren darüber hin, daß es aussah, als würden bunte Scherben durcheinander geschüttelt. Das Krähen eines Hahnes, das Dengeln einer Sense, das Knarren eines Wagens, das Pochen eines Kaliwerkes, Menschenlaute — jeder Ton klang klar herauf. Hinter dem Dorf ein hoher, kahler, graugrüner Fels, der Sonnenstein. Und ganz in der Ferne die blauen Harzberge mit dem Brocken. —

Das ist ein wunderlich Ding im Eichsfeld. Von jeder größeren Erhebung — und es gibt ihrer viele — findet der Blick als Begrenzung die umliegenden, bekannten Gebirgszüge, den Harz, Thüringen, das hessische Bergland mit dem massigen Meißner. Das lockt, und zugleich wird die Lockung unkräftig vor dem Gefühl: wenn du willst, kannst du dahin kommen. Etwas vom Glanz der Verheißung ist in diesen Aussichten, etwas Feines und Geistiges, das fehlen würde, wäre man wirklich in jenen Fernen. —

Das Land ist reich an Bächen und Wassermühlen, besonders südlich der Leine. Ich ging von Heiligenstadt a. d. Leine nach Süden das Tal des Pferdebaches hinauf, das der Rosoppe hinunter. Schmale, sanft gewundene, blumenbunte Wiesen, zu beiden Seiten von hohen, steil ansteigenden Buchenhängen eingefaßt. Die Grashüpfer schrillten, ein Raubvogel schrie, eine Meise zirpte, ein Eichhörnchen sprang von Busch zu Busch, der Bach murmelte — sonst kein Laut, keine Bewegung stundenlang. Dann erweiterte sich das Tal, die begleitenden Höhen endeten als wuchtige, jäh abfallende, graue Kalkwände, ruhenden Löwen ähnlich. Hier liegt das Dorf Martinsfeld. Eine steinerne Brücke führt in zwei Bögen über die Rosoppe. Fest und gedrungen steht sie über dem hastigen, unruhigen Wasser. In der Abenddämmerung kamen die Dorfkühe über die Brücke heim, langsam und mit einer schwerfälligen, etwas leeren Würde. Wie seltsam solche urtümlichen Bilder ergreifen. Das Leben von Jahrtausenden blickt aus ihnen. —

Die Städte Duderstadt, Heiligenstadt und Allendorf — das sind drei Köstlichkeiten. Allendorf an der Werra gegenüber dem Bad Sooden, schon im Hessischen, aber nahe der Grenze, im 30 jährigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kriege zerstört. Heiligenstadt im 18. Jahrhundert durch Feuer vernichtet. Duderstadt im Sommer 1911 heißen Angedenkens von zwei großen Bränden heimgesucht.

Alle drei sind voll aller malerischen Schönheiten unserer alten Städte, Allendorf und Heiligenstadt liegen dazu auf stark hügeligem Gelände. Alle drei haben noch die Ringmauern.

Duderstadt und Allendorf sind rechte Bürgerstädte, stehen breitbeinig und selbstbewußt da, haben stattliche, freistehende Rathäuser.

Heiligenstadt war bis zur Säkularisation Sitz eines kurmainzischen Statthalters und trägt noch den Charakter der kleinen Residenz. Zwei breite, gerade Hauptstraßen, behäbige, aber gleichsam gedämpfte Bürgerhäuser, das wenig auffallende Rathaus in ihrer Reihe, dagegen an hervorragender Stelle das große Amtsgebäude der alten Regierung mit leichter Neigung zu feinem Prunk und mit einem Mansardendach. Sonst haben die Häuser im Eichsfeld fast nur Satteldächer.

Da die drei Städte in den letzten Jahrzehnten langsam gewachsen sind, ist wenig von ihrer Schönheit verdorben. Nur Post und Bahnhof sind stets scheußlich.

Eine Heiligenstädter Kuriosität muß ich erwähnen: hinterm Rathaus steht ein biederer Sandstein-Neptun.

Blumen gibts in den Städten eine überquellende Fülle. Bäume stehen in den Straßen kaum. Wozu auch? In wenigen Minuten sind die Gärten, das freie Land zu erreichen. Baumreihen würden die Häuser verdecken und die bauliche Schönheit und Geschlossenheit stören. Am Markte in Allendorf steht ein stattlicher Vogelbeerbaum eng an ein Haus gedrückt. Er war voll roter Früchte. Das sah freilich hinreißend aus. Und es gibt nichts Traulicheres, als wenn über eine Hofmauer ein Baum, ein Goldregen auf die Straße einer kleinen Stadt schaut.

Die Bürger der drei Städte treiben viel Landwirtschaft. In Allendorf fand ich zu meinem Erstaunen die Nebenstraßen voll Heu liegen und die Leute eifrig beim Wenden. Es hatte halb trocken eingenommen werden müssen, nun war ein sonniger Tag, da hatten sie's kurz entschlossen vom Boden auf die Straße geworfen. — Auch Schweine werden, dem Dufte nach zu urteilen, viel gehalten. Wie sagt im Volkslied die heiratslustige Tochter zur Mutter? „Wir wollen das Vieh verkaufen, so kommt der G'stank vom Haus." —

Fast zwei Wochen war ich in der Einsamkeit des Eichsfeldes gewandert. Innerhalb eines Tages brachte mich der Schnellzug in die Großstadt zurück.

Welche Gegensätze!

Ein Abend: die niedere Balkendecke des Wirtshauses in Martinsfeld, nackte Tische, Bänke an den Wänden, trübes Licht der Petroleum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hängelampe. In den Ecken hockte die Dunkelheit. Zwei schwarzbärtige Bauern, die aussahen wie italienische Briganten auf alten Bildern, sprachen im Dialekt über Dorfsachen. Eine dicke Magd in einer Haube schoß herein, brachte ihnen Bier und schoß wieder hinaus. Vor den Fenstern wolkenverhängte, finstere Nacht und kein Laut.

Am Abend darauf: der Hamburger Hauptbahnhof, voll vom Brausen der Züge, vom Gewirr der Menschen, vom Glühen der Bogenlampen. Die wuchtige Eleganz der hohen, mächtigen Eisenträger. Vor dem Bahnhof stärkstes Leben der Großstadt. Es hatte geregnet, den wolkigen Himmel färbte der Widerschein der Straßenlaternen schwach rötlich, das nasse Pflaster hatte einen leicht violetten Ton, und aus dem heraus stachen die spiegelnden Lichter in rötlichen, gelblichen, weißlichen, grünlichen Flammen.

Solche Erlebnisspannweiten hat erst unsere Zeit geschaffen. Wir können ihnen nicht entgehen. An uns ist es, zu arbeiten, daß wir daran nicht ermüden, sondern sie zu wirkenden Lebenskräften machen.

Bruno Müller.

Was andre sagen

Die Zukunft. (Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin.) 20. Jg. Nr. 23.

Deutschland und England. (Der Aufsatz zerfällt in zwei Teile. Der Verfasser des ersten Teils ist nicht genannt, wird aber vom Herausgeber, der den zweiten Teil anfügt, als ein „politisch und diplomatisch geschulter Kenner beider Länder" bezeichnet. Vor die Stücke, die wir aus dem ersten Teil zitieren, setzen wir eine I, vor die aus dem zweiten Teile eine II. — Vortrupp.)

I. „Wenn nicht alle Zeichen trügen, sind die leitenden Männer in Berlin und London zu der Einsicht gekommen, daß der englisch-deutschen latenten Gegnerschaft endlich ein Ziel gesetzt werden muß. War doch die Spannung allmählich so straff geworden, daß jeden Augenblick irgendein nicht zu berechnender Zufall diesen Antagonismus in offene Feindschaft verwandeln und den Krieg herbeiführen konnte. . . . . .

. . . . . .

Der nicht Eingeweihte vermag nicht zu sagen, welche Vorschläge Viscount Haldane jüngst nach Berlin gebracht hat; aber vielleicht ist die Annahme nicht irrig, daß er „akademisch" von den Gefahren sprach, die durch fortdauernde Rüstung entstehen könnten. Deutsche und Briten dürfen wohl hoffen, daß nach dem freundschaftlichen Gedankenaustausch ein Strich unter das Vergangene gemacht wurde. Das wäre vernünftig und für beide Parteien vorteilhaft. . . . . .

. . . . . Wenn aber schon der deutsch-französische Gegensatz als ein großes Unglück für Europa anzusehen ist, so müßte ein deutsch-englischer Krieg oder eine Todfeindschaft dieser beiden Hauptzweige der germanischen Völkerfamilie geradezu als eine

Weltkatastrophe bezeichnet werden. Doch wir wollen nicht bei dieser heute immerhin wieder ferner scheinenden Möglichkeit verweilen; auch die braven Leute, die hüben und drüben mit Zunge und Feder den Krieg a tout prix empfehlen, malen sich die Folgen des von ihnen angeblich ersehnten Zusammenstoßes wohl nicht in voller Deutlichkeit aus. . . . . .

II. „. . . . . Verdächtigung, Hohn und Schimpfrede soll die Verhandlung nicht stören, die mindestens für ein Menschenalter deutscher Zukunft wichtig werden kann . . . . . Die entente cordiale (zwischen England und Frankreich) war aus gemeinsamem Haß erwachsen; und mußte mählich drum enttäuschen. Der echte Brite sieht in dem Franzen einen amusanten, doch nicht ganz ernsthaften, voller Mannesachtung unwürdigen Kerl; und in der Gallierrepublik freuen sich nicht nur die loups bretons im innersten Herzensgehäus, wenns den Engländern an den Kragen geht. Seit Sir Edward Grey weiß, daß Herr Caillaux, während er England gegen den Bedränger von Agadir zu hetzen versuchte, emsig um eine Privatverständigung mit dem Deutschen Reich bemüht war, ist ihm die letzte Illusion geschwunden. Bien fou qui s'y fie, denkt er; und hat von dieser Stunde an, was er konnte, getan, um eine anglo-deutsche Verhandlung einzuleiten . . . . . Die wollen wir als eine Angelegenheit von ernstester Bedeutung nehmen. So nimmt sie auch Englands Volk. Wer ihm nachsagt, es wolle uns in eine Falle locken, mit vagem Versprechen füttern, kennt die Stimmung nicht . . . . . .

Deshalb will sie (die englische Volksmehrheit) fair trade und ehrliche Verständigung mit Deutschland; will jeden erschwinglichen Preis dafür zahlen . . . . . Noch wird verhandelt. Schon aber scheint auf die frohe Hoffnung, die unter dem zweiten Mond des Jahres aufgeblüht war, ein Märzreif gefallen zu sein. Schon hört man aus dem Munde der von der Last der Verantwortung Bedrückten: „Die deutsche Nation will ja die Verständigung gar nicht!" Lasset ihnen, Redner und Schreiber, nicht diesen Vorwand; duldet nicht, daß sie sich in dieser ernsten Stunde entbürden; nötigt sie, endlich einmal, unter die Wucht der Verantwortung. Die deutsche Nation wird sich jedes nützlichen Geschäftsabschlusses freuen . . . . . Ob sie drei Schlachtschiffe mehr oder weniger auf dem Meer sieht: sie ist heute so stark, daß sie mit jeder Großmacht auf der Basis gleicher Rechte verhandeln kann. Mit dieser Tatsache hat, nach langem Sträuben und Stöhnen, der Brite sich abgefunden. . . . . Nicht einen dem Applausbedürfnis genügenden Scheinerfolg wollen wir; nur einen Pakt, von dem Frucht zu hoffen ist . . . . . ."

Der Arzt als Erzieher. (Herausgeber: Otto Gmelin, München, und Dr. Theodor Lessing, Hannover. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München. 8. Jg. Heft 2.

Einige Kulturbetrachtungen aus dem Familienleben. Von Medizinalrat Dr. Bachmann.

„Viel Geziertes und Künstliches bleibt noch durch Natur und Ehrlichkeit zu ersetzen. So drohen die „Glacé"-handschuhe selbst beim Manne stets wieder zu kommen; ebenso bei den Frauen spitze Stiefeln mit hohen Absätzen; der Schleier. Wenn doch die Mode endlich einmal die Gesundheit als ersten Gesichtspunkt gelten ließe!

Äußere Reinlichkeit wird heutzutage sehr oft übertrieben; sie erscheint oft am unrechten Orte. Es gibt sogar eine Reinlichkeit, welche sich mit wahrer Gesundheitspflege nicht verträgt, so z. B. die Angst vor Beschmutzung unserer Kleidung und Hände mit Gartenerde. Doch auf der anderen Seite finden wir ganz unsaubere Gewohnheiten weit verbreitet, wie das Hineintragen von Straßenschmutz an unseren Stiefeln in die Zimmer. Auch lange Strümpfe sind ein unhygienisches Kleidungsstück, weil sie fast nie so häufig gewechselt werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie es der Fußteil erforderte. Kinder sollten in besserer Jahreszeit in Wohnung und Garten stets barfuß gehen. Doch gehört dazu allabendlich ein Fußbad. Könnten nicht in allen neuerbauten Wohnungen auf dem Fußboden der Küchen oder der Badezimmer Fußwannen gleich in Fliesen oder Zement eingemauert sein mit Zapfhahn und Abflußrohr? Abendliches Fußwaschen ist ein Zeichen wahrer Kultur; wie selten findet man es in bürgerlichen Kreisen!

Unsere Wohnungen leiden meist an zu vielen kleinen Räumen, weil die liebe Eitelkeit es so haben will.

Am meisten deutet das „Gute Zimmer" mit all seinem Tand auf unsere innere Unkultur.

Es fehlt gar sehr ein praktisches, luftiges Hausgewand für das männliche Geschlecht; alle Oberkleider der Männer leiden an zu großer Abgeschlossenheit nach oben hin, woran auch der steife, enge, weiße Kragen schuld ist.

Endlich sollte einmal dem eisernen Heizofen, als einer Erfindung der Zeit des Materialismus mit seiner Unkultur, der Garaus gemacht werden. Entweder Kachelöfen, von außen zu heizen, oder noch besser: zentrale Etagenheizung mit warmem Wasser für die Mietswohnung; zentrale Kellerheizung für das Einfamilienhaus. Auch das Leuchtgas sollte, trotz seiner Billigkeit, aus hygienischen Gründen endlich aus der Wohnung heraus. Nur elektrisches Licht! Wenn die Gifte des Gases unsere Zimmerpflanzen töten, so werden sie wohl für unsere Lungen auch nicht gleichgültig sein. Aber dann dürfen wir unsere Zimmerluft nicht statt dessen mit Zigarettenrauch vergiften.

Lüftungseinrichtungen der oberen Fensterscheiben zum Öffnen und Einstellen von unten aus fehlen leider noch sehr oft. Bauordnungen sollten sie verlangen.

Zeigt eine Wohnungsmauer auch nur eine Spur von Feuchtigkeit, so muß die Tapete durch Leimfarbe ersetzt werden."

Rund um uns

Wie die „Militärisch-politische Korrespondenz" getäuscht wurde. Wir haben in unsrer Nr. 1 gezeigt, wie die „Deutsche Brauer-Union" dadurch für vermehrten Biergenuß Stimmung zu machen versucht hat, daß sie im Frühsommer 1911 den Inhalt eines Vortrages Prof. v. Grubers, völlig auf den Kopf gestellt, in eine Unzahl deutscher Zeitungen gebracht hat. Und in Nr. 3 haben wir eingehend nachgewiesen, wie eine andre Gruppe von Alkoholkapitalisten, durch systematischen Vertrieb einer gefälschten wissenschaftlichen Urkunde bei leichtgläubigen Massen den Absatz ihrer Ware zu fördern strebt. Solche Fälle wiederholen sich in Deutschland seit etwa zehn Jahren fast allwöchentlich; wir besitzen ein gewaltiges Material darüber. Heute wollen wir davon etwas vorlegen, wo der Aufbau der Sache Ähnlichkeit mit dem Aufbau des in Nr. 3 des „Vortrupp" beschriebenen Schwindels hat. In beiden Fällen hat nämlich die betrügerische Gruppe von Alkoholinteressenten dritte Personen als ihr Werkzeug benutzt. Während aber in dem Fall, den unsre Nr. 3 schildert, diese dritten Personen (der Verleger Waldemar Meklenburg in Danzig und der Hofbuchdrucker A. Müller eben dort) zwar in Unkenntnis dessen, wozu sie mißbraucht wurden, aber doch immerhin recht fahrlässig gehandelt haben, läßt sich in dem jetzt zu besprechenden Fall dem Werkzeug des Betruges auch eine Fahrlässigkeit n i c h t

vorwerfen: die „Militärisch-politische Korrespondenz“ in Berlin, die diesmal von den Betrügern als Werkzeug benutzt wurde, war genau so unschuldig und wurde genau so sehr selbst getäuscht, wie das Publikum:

„Zeitungs-Korrespondenzen“ sind Sammelstellen interessanter Nachrichten, Sammelstellen, bei denen sich Zeitungen oder Zeitschriften, die diese Nachrichten benutzen wollen, abonnieren. Zeitungs-Korrespondenzen gehören oft Privatpersonen, oft auch Vereinen; sie kommen einem Bedürfnis entgegen, denn die Presse, wenigstens die Tagespresse, ist gezwungen, nahezu über alles in der Welt zu schreiben, hat aber natürlich nicht über alle Dinge die nötigen Einzelkenntnisse. Eine sehr wertvolle Zeitungs-Korrespondenz ist zum Beispiel die des „Dürerbundes“, von dem in Nr. 1 des „Vortrupp“ die Rede war. Berechtigtes Ansehen genießt auch die eben genannte „Militärisch-politische Korrespondenz“ in Berlin, die Herrn Otto v. Loßberg gehört.

Zeitungs-Korrespondenzen werden andererseits aber auch herausgegeben von den großen Verbänden, die das Alkoholkapital geschaffen hat, um seine Geldinteressen gegen die Verminderung des Alkoholgenusses zu schützen; — besonders von der „Deutschen Brauer-Union“ (die, wie unsre Leser wissen, seit dem 9. Dezember 1911 mit dem riesengroßen „Deutschen Brauerbund“ unter dessen Namen vereinigt ist) und ebenso von der neu gegründeten großen Organisation der Schnapsinteressenten, dem „Deutschen Abwehrbund gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung“. Gerade Stücke aus der Korrespondenz der Brauer-Union wurden bis etwa Mitte 1911 von den Zeitungen massenhaft abgedruckt — auch die Verdrehung des v. Gruberschen Vortrages erlangte auf diese Weise ihre Riesenverbreitung. Eine öffentliche Warnung vom August 1911 scheint aber diese Korrespondenzen des Alkoholkapitals bei einem großen Teil der Presse in Mißkredit gebracht zu haben; seitdem suchen die Alkoholinteressenten anscheinend nach andern Werkzeugen, um Nachrichten zu lanzieren, wie sie sie brauchen.

In dem folgenden Fall ist das einer Gruppe von ihnen, die offenbar direkt auf Betrug ausgegangen ist, gelungen: Etwa seit Anfang Oktober 1911 brachte ein sehr großer Teil unsrer Tagespresse einen meist sehr ausführlichen Artikel, der folgendes behauptete:

In den Monaten Juli und August 1911 sind auf den deutschen Truppenübungsplätzen unter den übenden Truppen sehr zahlreiche Unterleibserkrankungen aufgetreten. Über die Gründe dieser Erkrankungen hat man eingehende Untersuchungen angestellt, die von dem Chef der Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums, nämlich von Exzellenz v. Schjerning, überwacht und vom Kaiser selbst angeregt worden sind. Dabei hat man eine vergleichende Statistik aufgenommen und die hat ergeben: auf Plätzen, wo ein besonders hoher Verbrauch an Getränken ohne Alkohol zu verzeichnen gewesen ist, ist die Anfälligkeit erheblich größer gewesen, als besonders in den süddeutschen Barackenkantonnements, „deren bayrische, badische und schwäbische Belegungen mehr zum Bier- und Weingenuß neigen“. Der Artikel spann das dann aus: „In Hagenau“, hieß es wörtlich weiter, „in Bitsch, in Darmstadt, in Münsingen, Grafenwöhr, Hammelburg und auf dem Lechfelde, scheint, allen Gegenbehauptungen der Temperenzler zum Trotz das Bier als Keimtöter und in der Ansteckungsprophylaxe gute Dienste geleistet zu haben“. Hierauf sprach der Aufsatz mit großem Respekt von dem angeblich riesigen Biergenuß der bayrischen Truppen, der deren Marsch- und Gefechtsleistungen nicht im mindesten beeinträchtigt habe. Kurz, es wurde große Reklame für das Bier gemacht, und schließlich mit dem Anschein der Harmlosigkeit bemerkt: „Dagegen ist, wie es scheint, eine schärfere Überwachung der alkoholfreien Getränke beabsichtigt . . . .“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alles das — das bitten wir nochmals beachten zu wollen —, sollte herausgekommen sein bei eingehenden Untersuchungen, die der Chef der Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums, Exzellenz v. Schjerning, überwacht hatte.

Die Zeitungen leiteten den Artikel regelmäßig mit den Worten ein: „Ein höherer Sanitätsoffizier schreibt der „Militärisch-politischen Korrespondenz". Und es ist wirklich so, daß die Zeitungen den Artikel der „Militärisch-politischen Korrespondenz" entnommen hatten, — diese wieder hatte ihn, wie sie erklärt, von einem höheren Sanitätsoffizier erhalten.

Was für einem Schwindel aber dabei erstens der höhere Sanitätsoffizier, zweitens die „Militärisch-politische Korrespondenz" und dann, durch deren unschuldige Vermittlung, die Presse und das Publikum zum Opfer gefallen waren, das wurde klar, als sich der Guttemplerorden mit der Bitte um direkte Aufklärung an das preußische Kriegsministerium wandte. Der Guttemplerorden, der seinem Auskunftsersuchen eine bekannte Berliner Zeitung beigelegt hatte, worin der Artikel, ebenfalls unter ausdrücklicher Nennung der „Militärisch-politischen Korrespondenz" als der Quelle des Artikels, gebracht war, erhielt nämlich unter dem 16. Dezember 1911 wörtlich die folgende Antwort (deren Urschrift in unsern Händen ist):

„Auf Ihre Anfrage vom 18. v. Mts. wird ergebenst erwidert, daß der Heeresverwaltung keine Berichte erstattet worden sind, aus denen eine Bedeutung alkoholfreier Getränke bei der Übertragung der Ruhr und ähnlicher Krankheiten gefolgert werden könnte.

Im Auftrage

Unterschrift: v. Schjerning.

Man wolle bemerken: Diese kurze Erklärung, die den ganzen Schwindel mit einem Schlage platzen ließ, trägt die Unterschrift eben des Herrn v. Schjerning, auf den sich der Gewährsmann der „Militärisch-politischen Korrespondenz", (also der höhere Sanitätsoffizier) der „Korrespondenz" gegenüber berufen hatte.

Auch hier also wieder ein Massenbetrug, den eine Anzahl Alkoholinteressenten angezettelt haben; diesmal haben die Betrüger (wie nach Sachlage zu vermuten ist, durch Vermittlung unverdächtiger und selbst betrogener Personen) sogar einen höheren Sanitätsoffizier und eine angesehene Zeitungskorrespondenz täuschen können. (Die Gutgläubigkeit der „Militärisch-politischen Korrespondenz" selbst steht außer allem Zweifel, schon der Name ihres Inhabers bürgt dafür. Und, wie schon gesagt, nicht einmal Fahrlässigkeit glauben wir diesem Herrn vorwerfen zu dürfen: denn der Schwindel trat in recht geschickter Form auf; und wenn er auch für jeden, der diese Betrügereien hundertmal erlebt hat, trotzdem sehr durchsichtig gewesen wäre, — Herr v. Loßberg war auf diesem Gebiet eben kein Sachverständiger.)

Es ist zu hoffen, daß die Erfahrung, die Herr v. Loßberg und seine „Militärisch-politische Korrespondenz" hier gemacht haben, auch von allen andern Zeitungs-Korrespondenzen und von der gesamten Presse beherzigt werden möge: Nachrichten, die angeblich günstige Ergebnisse des Alkoholgenusses (richtig verstanden: des Alkoholgenusses, nicht der Verwendung des Alkohols als Arzneimittel) behaupten, haben sich, seit sie mit Regelmäßigkeit auftauchen, bisher ausnahmslos als Schwindelmanöver von Gruppen von Alkoholinteressenten erwiesen. Zeitungs-Korrespondenzen und Zeitungen, die sich vor so unangenehmen Schädigungen bewahren wollen, wie diesmal der „Militärisch-politischen Korrespondenz" eine zugefügt worden ist, sollen sich mit diesen Dingen so eingehend beschäftigen, daß sie nicht mehr beschwindelt werden können — und sollen dann selbstverständlich derartige Nachrichten von vornherein zurückweisen. **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 8 16. April 1912

Elternpflicht.

Das Glockenzeichen, das durch alle Räume der großen Schule hallte, hat soeben das Ende der Stunde verkündet; der Lehrer hat die Klasse verlassen, die Jugend drängt durch die Tür auf den Korridor hinaus. Paul Hertig gibt Franz Pornhagen einen Wink; der bleibt mit ihm zurück, und, nachdem sie sich vorsichtig überzeugt haben, daß sie allein sind, gehen die Knaben mit leisen Schritten an den Klassenschrank. Franz Pornhagen nimmt eine Bibel heraus, und beide verschwinden dann in dem kleinen dreieckigen Raum, den die nun weit geöffnete Tür des Klassenschrankes von der Zimmerecke abschneidet. „Wo steht die Stelle nur noch?", fragt Paul erregt und gierig den erfahreneren Franz. „Gleich, gleich", beruhigt der etwas überlegen. „So, hier haben wir es schon: „Die Offenbarung Sankt Johannis. — So, und nun hier das siebzehnte Kapitel". Und während unten vom Schulhof fröhliches Lärmen und gesundes Lachen gedämpft heraufschallen, lesen die beiden flüsternd und erregt mit glänzenden Augen und wonnigem Gruseln die Geschichte von der großen babylonischen Hure.

Ein häßliches Bild. Jeder, der das Schülerleben — aller Anstalten und beider Geschlechter — kennt, weiß, daß sich dieses Bild in jedem Jahre vieltausendfach wiederholt, so oder etwas anders. Weiß, daß gerade die Herabwürdigung der Bibel zum Lust- und Irrgarten unsicher tappender geschlechtlicher Phantasie junger Knaben und Mädchen etwas ungemein Häufiges ist. Weiß aber auch, daß die Sache noch verhältnismäßig harmlos ist, wenn es beim Lesen bleibt, und wenn sich die Heimlichkeit hinter dem Klassenschrank nicht an noch versteckteren Orten gröber und schädlicher fortsetzt.

Es ist so. Immer und immer wieder kommt es dazu, daß das Kind, das von den Dingen der Geschlechter nichts Klares weiß, sich mit der suchenden Gier dessen, der um jeden Preis wissend werden will, an das Wissen des etwas erfahreneren Kindes ansaugt — um dann, wie es ja so nicht anders sein kann, statt edler Erkenntnis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heiligster Naturgesetze Unflat und Schmutz in sich aufzunehmen. Denn „Sexuelle Aufklärung" ist zwar in unsrer Zeit ein Schlagwort geworden, über das unendlich viel hin und her geredet und gestritten wird; aber trotzdem stehen von hundert Elternpaaren fünfundneunzig in ratlosester und tatlosester Hülflosigkeit, wenn es gilt, die wichtigste Pflicht, die dem Erzieher eines Kindes überhaupt obliegt, nun durch die Tat zu erfüllen.

Seltsam: Undenkbar fast ist es in unserm Lande geworden, daß ein Vater oder eine Mutter nicht alles tun sollten, um ihrem Kinde das beste an Schulbildung zu geben, was sie sich denken und was sie bezahlen können. Das tun die Eltern sicher nicht nur deshalb, weil wir das üble „Berechtigungswesen" haben, sondern meist doch wohl aus dem innersten Drange heraus, dem Kinde für den Kampf ums Dasein die beste Rüstung zu geben. Und doch wissen sie in den wenigsten Fällen, ob ihrem Kinde in d e m Kampf ums Dasein, den gerade dieses Kind einmal zu führen haben wird, gerade diese Rüstung Schutz und Wehr und nicht vielmehr Hinderung und Last sein wird. Eines aber wissen dieselben Eltern ganz genau: Daß eine Zeit kommen wird, wo die geschlechtlichen Dinge für das Innenleben und das Außenleben ihres Kindes eine Bedeutung erlangen werden, vor der alles andre zurücktritt; daß diese Zeit zum wenigsten ein Jahrzehnt andauern wird; daß das Verhalten des Kindes zu den geschlechtlichen Dingen während dieser zehn Jahre schlechthin entscheidend sein wird für sein und seiner Nachkommen ganzes späteres Schicksal; daß die Gefahr, daß diese Stellung falsch, oder wenigstens schief sein wird, nach allen Lehren der Erfahrung gewaltig ist: zwei Drittel der Volksschüler und Mittelschüler Deutschlands treiben Selbstbefleckung (Onanie); von hundert deutschen Schülern überhaupt haben mehr als zwanzig bereits Geschlechtsverkehr; nach zwei Jahren Universitätsstudiums aber erreicht der Prozentsatz der Studenten, die geschlechtlich noch unberührt sind, nicht einmal mehr die Zahl Eins, und dreiundsiebenzig vom Hundert derselben Studenten sind geschlechtskrank oder geschlechtskrank gewesen*).

Und trotzdem tut die gewaltige Mehrzahl aller Eltern immer noch so, als ob dieses wichtigste aller Lebensprobleme für das

*) Das sind — soweit mir bekannt — die neuesten statistischen Zahlen, die aus Rundfragen gewonnen sind: Anfang März dieses Jahres hat Dr. med. Julian Marcuse diese Ergebnisse, in einem Vortrage in München, einer großen Versammlung vorgelegt. **Hermann Popert.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schicksal ihres Kindes überhaupt nicht vorhanden wäre; trotzdem überlassen sie es dem Zufall oder Schlimmerem, ihr Kind für diesen Kampf, der sicherer kommen wird als jeder andre, vorzubereiten.

Was hat das dann für Folgen? Nun, die erste ist die, daß eben jeder Paul Hertig seinen Franz Pornhagen findet — und nicht nur einen. Man faßt sich oft an den Kopf und fragt sich, ob denn die Eltern, die ihre grobe Pflichtversäumnis damit entschuldigen, sie „wollten ihrem Kinde seine Unschuld und Harmlosigkeit bewahren", wirklich nicht wissen, daß es immer so kommt. Obwohl es ihnen vor nun schon mehr als hundert Jahren einer der besten Pädagogen Deutschlands, Christian Gotthilf Salzmann, so kräftig wie nur möglich gesagt hat, als er schrieb:

> „Daß die Kinder früh erfahren müssen, wie es mit der Entstehung des Menschen zugehe, glaube ich gewiß. Wäre ein zuverlässiges Mittel da, sie in Ansehung dieses Punktes in gänzlicher Unwissenheit zu erhalten, es zu verhüten, daß sie die Begattung der Tiere sähen, nie darüber nachdächten, nie durch Gespielen, Mägde, Bediente und liederliches Gesindel davon unterrichtet würden: so würde ich mich behutsamer ausgedrückt und geraten haben, die Aufklärung über die Sache bis zu den Jahren der Mannbarkeit zu versparen. Da es aber gar nicht vermieden werden kann, daß Kinder nicht unvermutet hierüber eine der Unschuld ihres Herzens sehr nachteilige Aufklärung bekommen, so kann man nicht anders als sie ihnen selbst auf so eine Art geben, daß dadurch ihre Unschuld gesichert werde."

Also jeder Paul Hertig findet seine Franz Pornhagens (und jede Pauline ihre Franziskas). Und das will sagen, daß die Eltern bei der wichtigsten Angelegenheit in der Entwicklung des Kindes die Leitung aus der Hand geben, damit der Franz oder die Franziska die Leitung übernehme. Das ist schon um deswillen geradezu unglaublich töricht, weil es gerade in dieser Sache darauf ankommt, daß schon der allererste Eindruck auf das Kind der richtige sei: Die Eltern — wenn sie täten, was ihres Amtes ist — hätten es in der Hand, dem Kinde diesen ersten Augenblick der Erkenntnis so zu gestalten, daß er etwas Heiliges wirkte, das für das ganze Leben bliebe. Ihnen wäre es möglich, dem Kinde das unverlierbare Gefühl zu geben, daß es hier an das Höchste rühren darf, was die Natur überhaupt umschließt. Anstatt dessen läuft die Sache bei der „Aufklärung" durch die Altersgenossen — man kann sagen ohne Ausnahme — so, daß das Kind vielmehr den bleibenden Eindruck bekommt, das Land, das sich ihm neu erschließt, sei ein Reich des Schmutzigen, des Verbotenen — und eben, weil verboten, besonders lebhaft zu Erstrebenden: schon der erste Eindruck

hat dem Kinde — oft für Lebenszeit — die Vorstellungen „geschlechtlich" und „gemein" untrennbar verschwistert.

Und damit haben dann die Eltern auch für alle kommenden Augenblicke und Zeiten den Einfluß auf das Kind in dieser großen Lebensfrage verloren: auf diesem Gebiet sind sie einfach ausgeschaltet. Mehr noch: die untereinander und aneinander wissend gewordenen Kinder schließen sich sozusagen zu einer Freimaurerschaft gegen die Eltern zusammen. Die erfahren nichts von dem, was in geschlechtlichen Dingen das Kind fühlt, denkt, erfährt, oder tut. Nichts wird vor ihnen ängstlicher geheim gehalten als das. Und schließlich entsteht ein geradezu verrückter Zustand: In den Gefahren und Nöten, die das Geschlechtliche dann in der Zeit, die der Kindheit folgt, dem Jüngling und der Jungfrau bringt, werden die Eltern nicht als die natürlichen Bundesgenossen und Helfer betrachtet, sondern als die am meisten zu fürchtenden Feinde. Man denke an den Fall, der sich unzählbar oft wiederholt: Ein Student ist an eine Dirne geraten (es spricht übrigens schon eine ziemliche Wahrscheinlichkeit dafür, daß das nicht geschehen wäre, wenn in den Schuljahren zwischen ihm und dem Vater offene Aussprache geherrscht hätte) und hat von der Dirne eine Krankheit bekommen. Das Richtige wäre selbstverständlich sofortige Mitteilung an den Vater, der als bester Freund des jungen Mannes ihm mit Rat und Hülfe zur Seite zu treten, und vor allem sofort dafür zu sorgen hätte, daß der beste Arzt zu Rate gezogen wird, der zu haben ist. Anstatt dessen ist ausgerechnet der Vater die Person, vor der das Unglück auf das allerstrengste geheim gehalten wird, einfach deshalb, weil der Student gar nicht auf den Gedanken kommt, daß der Vater h e l f e n könnte, sondern nur seinen Zorn fürchtet. Und da also vor dem Vater die ganze Sache vertuscht werden muß, wird nur allzuhäufig eine vernünftige Behandlung überhaupt versäumt und wird damit die Aussicht vernichtet, daß die schwere Gefahr für Gesundheit und Nachkommenschaft noch rechtzeitig beschworen werde.

Aber es gibt etwas, was vielleicht noch schlimmer ist: Das Kind, das in den Dingen der Geschlechter wissend geworden ist o h n e die Eltern und dann wissend geblieben ist g e g e n die Eltern, dem ist damit auch in allen andern Dingen die Wurzel des tiefsten Vertrauens zu den Eltern verletzt, wo nicht gar abgegraben. Es weiß jetzt, und mit jedem Tage wird es dessen mehr inne, daß in einer Sache, die ihm immer wichtiger wird, die Eltern zu ihm nicht wahr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewesen sind — oft wird es schärfer empfinden: daß sie es belogen haben. Wahrscheinlich erklärt das Kind sich das so, daß sich die Eltern geschämt haben, über Dinge zu sprechen, die (in der verkehrten Welt, in der sich das Denken des Kindes jetzt bewegt) gemein sind, und von denen die Eltern doch selbst nicht frei sind. Oder das Kind meint wenigstens, daß sich die Eltern in diesen Dingen verzweifelt unsicher fühlen. Menschen aber, über die man so urteilt, sind überhaupt nicht mehr die, denen man voll vertraut, sind nicht mehr das, was die Eltern für das Kind sein müssen, wenn alles so ist wie es sein soll.

Sonderbar: Jeder verständige Mann und jede verständige Frau geben einem zu, daß die Dinge so liegen. Und dennoch, wenn man sie dann fragt: „Wie hältst du es denn mit deinen eigenen Kindern?" dann kommt fast immer ziemlich zögernd eine Antwort heraus, die so lautet: „Ja, ich habe mich trotz alledem nicht so recht entschließen können."

Woran liegt das? Sicher ist einfach viel Schlendrian dabei. Ein ganz gewissenloser Schlendrian: „Ach Gott, es ist doch immer so gewesen, und es ist so peinlich, und überhaupt ..."

Aber dann gibt es auch andres: Da ist vor allem ein Gefühl, das die, die es haben, fälschlich für ein Schamgefühl halten und daher für etwas Gutes, während es in Wirklichkeit eine Perversität ist, die durch ein geschichtliches Unglück auf den nordischen Völkern lastet: Es gibt heute nicht ganz wenige Deutsche, die meinen und verkünden, es sei für die Germanen ein böses Schicksal gewesen, daß überhaupt jemals das Christentum zu ihnen gekommen sei; aus ihrem eigenen ursprünglichen Götterglauben würden die germanischen Völker etwas viel Besseres entwickelt haben als es das heutige Christentum sei. Das halte ich für einen großen Irrtum, so lieb mir die Gesänge der Edda stets gewesen sind. Aber ein andres war das Unglück: daß das Christentum, als es zu uns kam, schon jahrhundertelang bei den Völkern der Levante heimisch gewesen war, oder vielmehr nicht bei den Völkern, sondern bei dem, wofür Houston Stewart Chamberlain das Wort vom „Völkerchaos" geprägt hat. Jene Massen waren die Verwesungsprodukte der sterbenden Länder Ägypten, Syrien und Griechenland. Bei ihnen war fast alles entartet, alles Geschlechtliche am meisten. Durchaus natürlich, daß gerade den Vereinzelten unter ihnen, die für ihre Person noch edel waren, das Geschlechtliche die Sünde wurde — das Geschlechtliche nicht nur, nein alles was

„Leib", was „Körper" war. Durchaus natürlich, daß von diesen Edeln dann die Massen jener Länder diesen Glauben annahmen, daß sie ihn auch — schier untrennbar — mit der neuen Religion verquickten. Durchaus natürlich, und für jene Massen vielleicht ein letztes Heilmittel — oder auch weise Sorge der Natur, daß totkrankes Elend aufhöre, seinesgleichen fortzuzeugen. Schlimm aber, daß dann, als die neue Religion nach Norden drang, jene finstere Feindschaft gegen das, was Leben zeugt, schon so mit ihr verfilzt war, daß sie mit ihr über die Welt getragen wurde. Denn was dort im Südosten Sinn gehabt hatte, weil es dort kein Leben mehr gab, das verdiente, sich fortzupflanzen, das ward verderblichster Wahn in unsern Ländern, wo das Leben jung und gesund war. Das ganze Mittelalter hat dieser Wahn überschattet, der Wahn, daß der eigene Leib ein Gefäß der Sünde sei; will man fühlen, wie tief dieser Schatten war, so denke man einmal daran, daß aus jenem Wahn heraus in deutschen Landen der Jugend das Baden und Schwimmen in See und Fluß durch lange Jahrhunderte bei schwerer Strafe verboten war. Unter den Resten dieses Wahns leiden wir noch heute. Eines seiner schlimmsten Überbleibsel in den Geistern der Eltern hindert sie, mit ihren Kindern vom Quell des Lebens zu reden: wollen sie es, so drängt sich hemmend der Unsinn dazwischen, den anderthalb Jahrtausende gepäppelt haben: das sei doch Unreines, Sündiges, wovon das Kindergemüt befleckt werde. Oft drückt sich das so aus, in Gedanken oder in Worten: „Dem Kinde soll die Unschuld erhalten werden". Wahnsinniger Gedanke: daß es „Schuld" sei, das Notwendigste und Heiligste zu wissen. Und unsägliche Unkenntnis des Lebens, die, allen Warnungen der Berufenen, der großen Erzieher wie Salzmann, zum Trotz, wähnt, solche „Unschuld" k ö n n e überhaupt erhalten werden.

Ein drittes: Ein hemmendes Gefühl der Unfreiheit, ein Gefühl dem Kinde gegenüber, das erwächst aus der Unkenntnis der Kindesseele: Weil für den Erwachsenen die Geschlechtsdinge mit tausend Vorstellungen und Empfindungen verbunden sind, die höchste Spannungen des Leibes und der Seele bedeuten können, deshalb hat er das Gefühl, auch bei dem Kinde könne man diese Dinge nicht berühren, ohne Ähnliches aufzuwecken. Während doch in Wahrheit Interesse und Gefühl des Kindes von diesen Dingen zunächst um nichts mehr gereizt werden, als von i r g e n d etwas anderm, was sie wissenswert dünkt. Das wird erst anders, gefährlich anders, wenn das Kind merkt, daß die Eltern nicht wagen, über diese Dinge zu reden oder doch ehr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich zu reden. Dadurch werden diese Dinge für das Kind geheimnisvoll und gefährlich, anders nicht.

Eins noch, und das ist vielleicht das übelste von allem: Ich habe wohl Äußerungen gehört wie diese: „Gewiß, es wäre höchst nötig, „daß ich mich mit meinem Kinde über alles das ins Vertrauen setzte. „Aber die meisten Menschen wagen das doch mit ihren Kindern noch „nicht. Und so könnte es dann kommen, daß mein wissendes Kind „wenn etwa eines der andern, der unwissenden Kinder, ihm vom „Storch oder dergleichen sprechen sollte — daß dann mein Kind sagte, so „etwas gäbe es nicht, das wisse es besser; und daß darauf jene andern „Kinder das wieder ihren Eltern erzählten, und daß nun diese Eltern „vielleicht einen Schreck bekämen, und ihren Kindern den Umgang mit „den meinigen, als ‚verderbten' verböten." Ja, solche Erwägungen werden tatsächlich gemacht, solche Rücksichten werden genommen, wo es gilt, die eigenen Kinder in der gewaltigsten Lebensfrage zu sichern. Es gibt eben in unserm Deutschland kaum eine größere Macht als die der gesellschaftlichen Feigheit. Hätte man sie nur für sich selbst! Aber man hat sie sogar im Namen seiner Kinder.

Wer sich aber solcher gesellschaftlichen Feigheit schämt, und wer auch die andern inneren Hemmungen, von denen die meisten Eltern in dieser Sache gefesselt sind, als Hemmungen erkennt und daher zerreißen kann, der beruhigt sich dann gewöhnlich doch noch mit einer letzten Erwägung. Er sagt sich und andern: „Schließlich ist es doch „ganz gleich, ob man es mit seinen Kindern so hält oder so. Denn „am Ende ist auch das Wissen über diese Dinge keine Gewähr „dafür, daß der Trieb nicht doch Unheil anrichte: Auch der wissende „junge Mann ist nicht geschützt vor dem eigenen Leichtsinn, auch die „wissende Jungfrau nicht vor der Verführung. Ich kenne wenigstens „den Fall, wo .... und den Fall, wo ...."

Das ist eine unsäglich klägliche Ausrede: Gewiß, was dieser Vater oder diese Mutter sagt, ist wahr. Es ist aber auch wahr, daß ein Schiff den Stürmen und den Klippen erliegen kann, auch wenn es einen Kompaß an Bord hat. Würde aber diese Wahrheit irgendwo und bei irgendwem den Schiffsreeder entschuldigen, der seine Schiffe ohne Kompaß ausfahren ließe? Genau so leichtsinnig, nein, genau so verbrecherisch wie ein solcher Reeder, handelt aber der Vater, handelt die Mutter, die es unterlassen, ihrem Kinde das Wissen mit ins Leben zu geben, ohne das es überhaupt nicht fähig ist, sich auf den schwierigsten und gefährlichsten Teilen des Lebensmeeres auch nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurechtzufinden. Auch wenn es sich dort zurechtfinden kann, kann es noch scheitern. Sicherlich. Darum ist auch die Pflicht der Eltern damit, daß sie ihm dieses Zurechtfinden möglich gemacht haben, noch lange nicht erfüllt: die gewaltige Aufgabe, Gesundheit und Willen des Kindes zu stählen, auf daß es Kraft gewinne, von rechter Erkenntnis zu rechter Tat zu schreiten, steht dann weiter da. Aber das Kind sehend zu machen, das ist eben der Anfang, ist das mindeste, was Elternpflicht gebietet.

In Summa: Auch hier gilt es wieder einmal, mit einer schlechten deutschen Gewohnheit zu brechen, die überall „Ja — aber" sagt, — — gilt es anstatt dessen ein lebenschaffendes „Ja — also" zu finden.

Eines dieser „Ja — aber" sei noch zum Schlusse zerstört. „Ja", hört man immer wieder von vielen „aber wenn wir nur wüßten, wie wir es anfangen sollen". Nun, da wäre ein Buch zu nennen, das ein trefflicher Wegweiser ist: Der Dürerbund hat es herausgegeben und es trägt den Namen „Am Lebensquell"*). Darin ist in einer großen Zahl von Aufsätzen aus der Praxis gezeigt, wie man es „anfangen soll". An Aufsätzen aus der Praxis, aus der Praxis von Eltern und Erziehern, das ist das Schöne und Wertvolle an dem Buche; jeder, der ernsthaft sucht, wird da etwas finden, was gerade er brauchen kann. So wäre denn die Frage nach dem „Wie?" einmal schon beantwortet mit dem Satze: „Nimm und lies".

Wer aber meine eigene Meinung darüber wissen will, wie die Antwort in ihrem Kern zu lauten hat, dem möchte ich noch dies sagen: Ich für meine Person glaube, daß das Schlagwort „Sexuelle Aufklärung" das Ganze in ein falsches Licht gebracht hat. Der Ausdruck „Aufklärung" hat nur da Sinn, wo vorher Dunkel war. Dies Dunkel aber, das ist für mich das Entscheidende, darf gar nicht erst eintreten. Es darf nicht so werden, daß plötzlich — sei es nun nach dem zehnten oder zwölften oder vierzehnten Geburtstag — Vater oder Mutter das Kind plötzlich zu einer feierlichen Besprechung rufen. Denn erstens käme die doch immer zu spät, und sollte sie das ganz ausnahmsweise einmal nicht tun, so brächte sie nun selbstverständlich eine starke Erschütterung des kindlichen Seelenlebens, die schädlich wäre.

---

*) Am Lebensquell. Ein Handbuch zur geschlechtlichen Erziehung. Herausgegeben vom Dürerbund. (Betrachtungen, Ratschläge und Beispiele als Ergebnisse des Dürerbund-Preisausschreibens.) Verlag von Alexander Köhler, Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Kind muß vielmehr vom Anfang seines bewußten Seins an in die heilige Wahrheit dieser Dinge hineinwachsen, genau so, wie die Eltern das Kind auch in allen andern Dingen nach Kräften in die Wirklichkeit der Dinge hineinwachsen lassen.

Das bedeutet einmal: die Eltern dürfen Geist und Gemüt des Kindes nicht erst absichtlich mit Lügen füllen: Das „Storchmärchen" und alles, was damit zusammenhängt, muß von vornherein verbannt bleiben (wo Dienstboten im Hause sind, muß auch an die Dienstboten eine strenge Anweisung ergehen, das Kind damit zu verschonen). Und sodann: Die Fragen, die in diesen Dingen jedes Kind im Wege seiner Entwicklung an die Eltern stellt, müssen von denen beantwortet werden. Ganz gleichgültig, ob das fragende Kind vier Jahre alt ist oder fünf oder sechs. Denn es ist eben völlig sicher, daß dem Kinde jede dieser Fragen, die Vater oder Mutter ihm nicht beantworten, wenn es denen damit naht, ihm binnen kürzester Frist von andern, willigeren Personen beantwortet werden, und dann in Art und Geist, wie sie nicht gut sind. Und in einer solchen Antwort darf niemals irgend etwas sein, was nicht wahr ist; genau so weit, wie die Fragen des Kindes zeigen, daß es sich für die Dinge interessiert, müssen die ihm gezeigt werden. Weiter nicht, das Kind braucht keinen Deut Wissen mehr als das, wonach es selbst verlangt. Und das — darauf mögen sich Überängstliche verlassen — ist wesentlich weniger als sie „fürchten": Das Kind will naturgemäß, und deshalb berechtigtermaßen, wissen, woher der kleine Bruder oder die kleine Schwester eigentlich kommt. Wenn es dann erfährt, daß das Kleine unter dem Herzen seiner lieben Mutter gewachsen ist, so findet es das genau so natürlich, wie daß der Apfel am Baume wächst. Es fällt ihm gar nicht ein, dann etwa nach Einzelheiten der Geburtsvorgänge zu fragen, und vollends liegt es ihm weltenfern, sich noch weitere Gedanken zu machen, die etwa zu Fragen nach der Zeugung führen könnten. Die Fragen kommen erst viele Jahre später. Wenn sie dann aber kommen (und natürlich ebenso, wenn sie — unter hundert Fällen einmal — früher kommen), dann müssen auch sie ernst und sachlich, und vor allem wahr, beantwortet werden. Und müssen, — genau wie die erste Frage, die das Kind getan hat — so beantwortet werden, daß das Kind begreift, daß sich ihm die Pforten des Heiligsten öffnen was dem irdischen Sein angehört.

Hermann Popert.

Jugendkraft und Jugendspiel.

In der Jugend liegt die Kraft des Staates, deshalb ist es die Pflicht des Vaterlandes für die Gesundheit seiner Söhne zu sorgen. Ein krankes Geschlecht, das unfähig ist zum Handeln, kann auch nicht die Waffen tragen, um den heimischen Herd zu schirmen.

Die alte Wahrheit wird erst seit etlichen Jahren beherzigt. Die Stadt Wiesbaden machte als erste im Reiche die individuelle gesundheitliche Überwachung der einzelnen Schüler zur Haupttätigkeit der Schulärzte. Bei der Feststellung des Gesundheitszustandes von 7000 Schulkindern gewahrte man in der schönen und reichen Stadt Wiesbaden, daß nicht weniger als 25 vom Hundert kränklich waren.

Dieser ersten Erhebung aus dem Jahre 1896 folgte 4 Jahre später die Leipziger, welche zeigte, daß 41 vom Hundert der Schulkinder der ärztlichen Behandlung bedurften. In demselben Jahre wurde in Schöneberg bei Berlin festgestellt, daß in den Volksschulen nicht weniger als 62 vom Hundert schwache und kränkliche Kinder waren. In den Schulen der Altstadt von Stuttgart fand Dr. Gastpar nur ein Drittel aller Schulkinder körperlich kräftig.

Diese Zahlen klagen Staat und Gesellschaft an. Verwischen lassen sie sich nicht, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Jugend arg vernachlässigt worden ist.

Es war wohl das Nächstliegende, die vorhandenen großen Schäden zuerst zu beseitigen. Mit Lungentuberkulose behaftete Kinder wurden von der Schule fern gehalten und Tuberkuloseheilstätten zugeführt: die Eltern wurden von den Schulärzten auf eine sachgemäße Bekämpfung von Augen-, Ohren-, Halsleiden und dergleichen Übeln aufmerksam gemacht. Wir wollen es dankbar anerkennen und auch noch rühmend hervorheben, daß jedenfalls ein Bruchteil der außerordentlich zahlreichen Kinder, die an Skrofulose und Blutarmut leiden, auf das Land, in Ferienkolonien, in Soolbäder oder in Seehospize geschickt werden.

Die Wurzel der vorhin geschilderten traurigen Zustände berühren diese kleinen Mittelchen gar nicht. Unsere Zeit hat noch weit größere Aufgaben der Sozialhygiene zu lösen, wenn die Volkskraft und Volksgesundheit dem Vaterlande erhalten bleiben sollen, von einer Steigerung ganz abgesehen. Ich möchte allen Volksfreunden immer wieder zurufen: Bedenkt, daß die Jugend, die blaß und abgemagert ohne jede Frische in unseren Großstädten aufwächst, berufen ist, ein neues Geschlecht zu schaffen!

Was sollen wir tun, wie sollen wir helfen? Unsere Kinder geben uns selbst den Fingerzeig. In einer Straße wird gebaut, auf der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baustelle liegt Schutt und Sand. Die Kinder der Nachbarschaft sind sofort zur Stelle, und verwandeln die räumlich vielleicht nur kleine Fläche in einen Spielplatz, das Kind will spielen: „Die Spielzeit ist die Elementarklasse der Lebensschule, wie das Kind spielt, wird es auch einst sein, leben und arbeiten." Dies Wort von Raydt wird jeder ohne weiteres verstehen, der einmal beobachtet hat, mit welchem Ernst und Eifer ein Kind dem Spiele nachgeht.

An die Spitze seiner klassischen schulhygienischen Untersuchungen stellt Axel Key den Satz: „Die schädlichen Umstände, durch welche die Schule ihre unvorteilhafte Einwirkung auf die Gesundheit der Schulkinder ausübt, sind zweifellos vor allem das viele Stillsitzen und die damit zusammenhängende Unzulänglichkeit der Körperbewegungen. Man braucht nicht viel Aufmerksamkeit auf Kinder zu verwenden, die noch nicht in das Schulalter eingetreten sind, um zu finden, wie groß deren Bedarf an Bewegung sein muß. Stillsitzen ist für sie etwas, was offenbar ihrer Natur widerstrebt. Solche, die sich ohne unnatürlichen Zwang sehr ruhig verhalten, erwecken bei dem mit der Natur des Kindes mehr Vertrauten den Verdacht, daß sie nicht gesund sind."

In der Tat ist der Trieb nach reichlicher, lebhafter Bewegung dem Kinde von Natur eigen. Kaum hat es das Sonnenlicht erblickt, so stößt es, mit Beinen und Armen strampelnd, den ersten Schrei aus. Auch dieser ist Bewegung, oder vielmehr erzeugt Bewegung — die Lunge wird weit und kräftig. Stille, schwache Babys schreien nicht. Lebhafte Bewegung ist für das Kind ebensogut ein Lebensbedürfnis wie Speise und Trank. Ihren vollen Wert erhält die Bewegung aber erst in frischer Luft. So kräftigt sie das Herz und verschafft atemtüchtige widerstandsfähige Lungen für das ganze Leben. Mit Recht sagt der Hygieniker Bencke: „Wenn eine praktische Hygiene Wahrheit werden soll, so sollte sie auch an erster Stelle die Entwicklung eines kräftigen Herzens ins Auge fassen." In der Jugendzeit ist die gesündeste Bewegung der frische, freie Lauf — die Turnspiele sind aus dem Grunde von größter Bedeutung für die körperliche Entwicklung der Jugend. Der Knabe soll seinen Körper stählen, um im Mannesalter arbeitsfähig und elastisch zu bleiben. — Aus gleichem Grunde und namentlich um kräftig zu werden für den besonderen Beruf des Weibes, muß das Mädchen turnen und spielen. Die im Mädchenalter so häufige Blutarmut ist eine Folge mangelnder Bewegung. Die Belebung der Organtätigkeiten des Herzens und der Lunge, wie sie durch lebhafte Bewegung in freier Luft und im Himmelslichte stattfindet, ist bei richtiger Ernährung auch das stärkste natürliche Förderungsmittel zur Mehrung der Blutfülle, zur Anreicherung der roten Blutkörperchen, die der Bleichsüchtige nicht in genügender Menge besitzt. Es ist, wie ich schon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anführte, sicher eine sehr anerkennenswerte Einrichtung, daß schwache, blutarme Kinder in den Ferien einige Wochen auf das Land geschickt werden, wo sie sich auf grünem Anger in frischer Luft tummeln können. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß nur wenigen Kindern diese Erholung geboten wird und daß sie niemals das Tägliche ersetzt.

Die Erschlaffung des jugendlichen Körpers hat auch für den Geist und das Nervensystem die schlimmsten Folgen. Ein schwaches Kind nur verfällt in den stillen einsamen Stunden auf die schrecklichen Gedanken, die zur Selbstbefleckung und Entnervung des Körpers führen. Ein spielfreudiger und turnfroher Knabe streckt und reckt seine Glieder im Lauf, im Sprung, er stählt so auch seinen Geist und macht ihn widerstandsfähig gegenüber den Versuchen schlechter Kameraden, die ihn von harmloser Freude zu heimlicher Lust führen wollen*). Ein Lehrer, der Religion und Sitten in die Herzen der Jugend pflanzen möchte, darf niemals außer acht lassen, daß nur ein kräftiges Geschlecht ein brauchbarer Träger der Religion und guten Sitte ist. Im harmlosen Spiel werden alle die Eigenschaften stark, die allein wirksame Waffen bilden gegen Nervosität. Der Gewinn an geistiger wie körperlicher Spannkraft, an Rührigkeit und Frische des Wesens, ist von grundlegendem Werte für die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit des reifen Mannes.

»Mens sana in corpore sano«. Im gesunden Körper wohne ein gesunder Geist! Wir müssen der Jugend Gelegenheit geben zum Spielen und Turnen in der frischen Luft, um ein körperlich und geistig kräftiges Volk zu erhalten. Wie verschaffen wir in unseren großen Städten der Jugend den nötigen Platz zum Spiel? — Schulkinder können gern eine halbe Stunde wandern bis zu dem freien Platz, auf dem sie sich tummeln können; anders liegen aber die Verhältnisse bei den noch nicht oder kaum erst schulpflichtigen Kindern.

Die kleinsten spiellustigen Kinder sind in ihren Bedürfnissen leicht zu befriedigen, ihnen genügt ein Sandberg. Für sie sind Plätze auf ebenem Boden unter Bäumen anzulegen, die zwar Schatten spenden, aber nicht so dicht stehen, daß der Boden feucht bleibt. Um die Kinder zusammenzuhalten und um zu verhüten, daß sie in den Straßenverkehr geraten, sind die Plätze zu umgittern. In der Mitte dieser Spiel- und Sportplätze liegt der Sandhaufen, feinkörniger trockener Kies oder Dünensand, der natürlich von Zeit zu Zeit erneuert werden muß.

Derartige Kleinkinderspielplätze können in fast allen öffentlichen Anlagen angebracht werden, sie stören die Besucher öffentlicher

*) Wir verweisen an dieser Stelle auf unsern Leitaufsatz „Elternpflicht". Den Gefahren der im Kindesalter erwachenden Sinnlichkeit ist natürlich in mehr als einer Weise zu begegnen. Die erste und wichtigste bleibt indessen die rechte sexuelle Erziehung. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gärten in keiner Weise. Zumal dort, wo die Wohnungsdichte groß und der Raum für Privatgärten beschränkt ist, sollte man es sich angelegen sein lassen, möglichst viele Erholungsplätze für unsere kleinen Bürger zu schaffen. In großer Entfernung von den Wohnungen der Eltern dürfen diese Plätze nicht sein, damit die Kleinen bei ungünstigem Wetter schnell heimgeholt werden können.

Schwieriger gestalten sich die Verhältnisse, wenn wir die schulpflichtige Jugend, die Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahre, ins Auge fassen. Die Altersunterschiede und die durch sie bedingten Entwicklungsunterschiede machen die Aufgabe, geeignete Spielplätze zu schaffen, einigermaßen schwierig.

Es liegt wohl am nächsten, die Forderung aufzustellen: „Öffnet die Schulen für die Spiele, laßt die Schüler beiderlei Geschlechts sich auf den Schulhöfen austummeln! Der Gedanke ist gut, nur muß sofort bemerkt werden, daß unsere Schulhöfe in den Großstädten viel zu klein sind, um allen Spielberechtigten Raum zu gewähren.

Die einzig praktische Weise, in der hier Rat geschaffen werden kann, ist meines Erachtens die: Der erwachsenen Jugend und den turnpflichtigen Schülern der oberen Volksklassen sollten wir überall in unseren deutschen Städten große schöne Spielplätze vor den Toren schaffen, nicht durchquert von Fußwegen und abseits von der Landstraße, damit die Jugend sich unbelästigt bewegen kann. Mancherorts, so in Darmstadt, stellt das Militär den großen Exerzierplatz zur Verfügung. Das Militär hat ja das größte Interesse daran, daß unsere Jugend stark und kräftig ist. Das Beispiel der Darmstädter verdient daher Nachahmung*).

Zum Schluß noch kurz ein Wort über die Bedeutung der Spiele. Oft hört man sagen, das Spiel muß etwas ganz Freiwilliges bleiben, man dürfe niemanden zwingen wollen, sich zu beteiligen. Diese Ansicht ist grundfalsch, denn das Spielen soll, wie ich ausführte, die Jugend stark machen, nicht nur sie unterhalten. Ohne Leitung würde niemals ein geordnetes Spiel in Gang kommen. Jeder Knabe, der jugendfroh und spieltüchtig ist, weiß das. Zwinge man ruhig das Muttersöhnchen, mit hinauszuziehen auf den grünen Anger, in späteren Jahren wird es vielleicht dafür dankbar sein. Sehr bezeichnend ist, was in diesem Zusammenhange der schon genannte Studiendirektor Professor Raydt einmal mitteilt. Er erzählt, daß er einst auf einem Spielplatz zu Edinburgh einen Knaben fragte, ob die Spiele

*) Selbstverständlich darf nicht vergessen werden, daß die Sandspielplätze der Kleinsten, die Schulhöfe und selbst die Spielplätze vor den Toren der Städte — so wie die größeren Städte wenigstens heute sind — immer nur ein Notbehelf bleiben. Der Ruf nach Spielplätzen gilt für den Augenblick. Auf die Zukunft richtet sich die Forderung: die großen Städte dürfen einem Volke, das nicht sterben will, nicht als Wohnsitz dienen. Zurück aufs Land. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei ihnen »compulsory«, also „obligatorisch" seien. Anfangs verstand der Knabe die Frage nicht; als er dann aber gefragt wurde, ob sie alle zum Spiel kämen, leuchteten seine glänzenden Augen auf, und er antwortete: „Selbstverständlich kommen wir alle. Nur einige wenige arme, kränkliche Boys dürfen nicht kommen, die sind sehr zu bedauern." Dr. Hugo Kühl.

Die Schädlichkeit der heutigen Korsettindustrie.

Die Klagen über die Schädlichkeit des Korsetts sind schon alt und oft wiederholt worden. Wenn ich heute wieder einmal auf die Korsettfrage eingehe, so kommt das daher, weil die moderne Korsettindustrie unter der Bezeichnung Frack- und Geradefrontkorsett Modelle in den Handel bringt, die jeder Körperhygiene womöglich noch mehr Hohn sprechen als die alten Formen. Wenn wir nicht wollen, daß uns ganze Generationen von Frauen körperlich verbildet werden, müssen wir einfach gegen die modernen Korsettformen Front machen. Und zwar energisch. Denn nur so können wir den Grundsatz erfüllen, daß es leichter ist Krankheiten zu verhüten, als zu heilen.

Es ist ein diskretes Thema, das wir anschneiden. Behandeln wir es frei von falscher Prüderie und nennen wir die Sache beim richtigen Namen. Im Interesse des Volkswohles. Es ist wirklich eine ernste Sache, die nicht mit einem geringschätzigen Lächeln abgetan werden darf.

Sieht man heute in den Reklameteil irgendeiner Zeitschrift hinein, so findet man gewöhnlich eine wunderbar schlanke, weibliche Figur abgebildet mit einem eleganten Korsett. Es reicht unten bis fast zur Mitte der Oberschenkel, bedeckt den größten Teil des Gesäßes und hat vorn, an den Seiten und hinten Strumpfhalter. Die abgebildete Dame hat keine Spur von Leib, eine geringe Andeutung von Busen, das Korsett liegt an den Hüften glatt an, kurz es macht eine elegante, schlanke Figur. Auf dem Papier. Das ist richtig und — das Papier ist geduldig. Wie macht sich das „Frackkorsett" aber in Wirklichkeit?

Die Schäden, die zweifellos jedes Korsett für den Körper hat, werden durch seine moderne Form noch vervielfacht. Und das kommt so zustande:

Der Mensch hat nun von Natur einmal einen Leib, das Weib besitzt einen Busen und ein gewisses Fettpolster an den Hüften. Früher fand man diese natürlichen Reize schön. Jetzt passen sie nicht in die Mode hinein, die plötzlich absolute Schlankheit vorschreibt und das Weib zum gemästeten Bindfaden verunstalten will. Also Leib, Hüften usw. müssen von der Bildfläche verschwinden und müssen weggeschnürt werden. Das moderne Korsett wird erfunden und tritt auf Befehl der Göttin Mode in Aktion. Und wer mit der Mode geht, trägt solch Korsett. Nein, Verzeihung, es tragen solche Schnürbrust auch Damen, die vernünftiger sind. Einfach aus dem Grunde, weil in den „besseren" Korsettgeschäften andere fertige Formen nicht zu haben sind, und weil sich die Damen infolge langjähriger Gewöhnung einbilden, irgend ein Korsett tragen zu müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und nun beginnt die Tortur des Körpers. Solche Idealfiguren, wie sie das Reklamebild zeigt, haben unsere Damen nicht oder selten, sondern sie zeigen hier und da eine gesunde Fülle und Fettschicht. Die muß nun weg. Der Busen wird also nach oben gepreßt und präsentiert sich bei starken Damen als grotesker Vorbau von oft fabelhafter Größe. Ob die Korsettfabrikanten die geschnürte Wespentaille und den Über-Walkürenbusen wohl naturgemäß und schön finden?

Die Rundung an den Hüften, der Leib und das rundliche Gesäß müssen auch notwendig verschwinden und werden nach unten gepreßt. Aber nicht nur die natürliche Fettschicht, die sich dann besonders an den Oberschenkeln hervorwulstet, sondern auch die ganze Gesäßmuskulatur muß dem Druck weichen. Es tritt so eine Zerrung und Erschlaffung dieser Muskulatur ein, die für Gang und Haltung schädlich ist. An den Oberschenkeln quillt, wie gesagt, das Fett hervor, und die Schneiderinnen wissen nicht, wie sie diesen örtlichen Überfluß beseitigen sollen. Die doppelt und dreifach angebrachten Strumpfbänder tragen dazu bei, den Zug nach unten zu verstärken, der natürlichen Muskelspannung entgegen zu wirken. Schließlich wird nichts übrig bleiben, als besondere Maschinen zu erfinden, die bei einer neuen Mode die Muskeln wieder dahin bringen, wohin sie gehören. Wie unnatürlich und unbequem solch Korsett sitzt, kann man täglich in der Straßenbahn sehen, wenn die Damen gar nicht wissen, wie sie sich setzen sollen. Ob unsere Damen gar nicht merken, wie sie sich durch das Korsett ihre Figur verderben? Sie sollen sich doch einmal in dieser Bekleidung vor den Spiegel stellen. Da werden sie wohl sehen, wie wenig ihre Figur der auf dem Reklamebild gleicht.

Noch schlimmer als die äußere Verunstaltung sind aber die Schäden für die inneren Organe und den ganzen Organismus. Durch den Druck und die Einpressung müssen notwendig Verlagerungen innerer Organe und Störungen der Blutzirkulation die Folge sein. Und das ist auch der Fall. Der Druck auf die Leber ruft die Ärzten und Publikum längst bekannte Schnürleber hervor, d. h. die teilweise Abschnürung des einen Leberlappens. Ebenso bekannt ist, daß Gallensteinleiden bei Frauen häufiger und Folgen des Korsettes sind. Der Druck auf den Magen veranlaßt Verdauungsstörungen und gibt die Disposition zu Magengeschwüren. Die Lungenatmung wird durch enge Korsetts beeinträchtigt. Der Druck führt zu Störungen in der Blutzirkulation, die sich in Gestalt von Kopfschmerzen und kalten Füßen äußern. Und dann müssen wieder Wärmflaschen ins Bett gepackt werden. Weitere Folgen sind Störungen des weiblichen Unwohlseins, entweder Unregelmäßigkeit oder vermehrte Blutung. Die Gebärmutter, der Uterus selbst, wird häufig verlagert. Entweder drückt er nach vorn auf die Blase und führt zu Harndrang oder, noch schlimmer, er wird nach hinten verlagert. Die Folgen sind hartnäckige Verstopfung durch Druck auf den Mastdarm oder Verwachsung mit dem kleinen Becken. Eine Sache, die bei eintretender Schwangerschaft nicht ohne Operation geheilt werden kann und manchmal direkt lebensgefährlich ist.

Es sind das nicht nur theoretische Betrachtungen, sondern Erscheinungen, die man infolge starken Schnürens in der Tat mehr oder weniger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

häufig beobachtet. Auch für die Wanderniere hat man das Korsett verantwortlich gemacht. Es kommen dabei aber auch wohl noch andere Ursachen in Betracht und nicht das Korsett allein. Ich meine jedoch, der Schaden, der durch das Korsett angerichtet wird, ist auch ohnedies groß genug. Jedenfalls würde unsere Frauenwelt ohne dies zusammenpressende Kleidungsstück ein ganz Teil gesünder sein, und mancher Mann würde nicht über eine stets kranke Frau zu klagen haben.

Wir spotten über die Chinesinnen, daß diese sich ihren F u ß gewaltsam verunstalten. Daß unsere Damenwelt durch das Korsett den ganzen K ö r p e r verbildet, das rührt uns nicht. Glaubt man wirklich, daß solche Verbildung ohne Einfluß auf die Geburt und kommende Geschlechter bleibt? Das wäre töricht genug! Unsere Weiblichkeit muß wachgerüttelt und zum Vernichtungskampf gegen das Korsett aufgerufen werden. Und die Männerwelt muß dabei tatkräftig helfen. Denn der Mann wird mit von der Korsettmisere betroffen. Erst muß er das Korsett bezahlen und nachher Arzt und Apotheker, wenn der Brustpanzer seine Frau krank gemacht hat. Der Mann muß also doppelt blechen.

Einmütig muß der Kampf gegen dies moderne Marterinstrument geführt werden. Auch schon aus nationalen Gründen. Sollen wir uns wirklich von geriebenen Pariser Modenkünstlern unser ganzes Geschlecht verschandeln lassen, nur damit den Herren in Paris der Geldbeutel gefüllt wird?! Nein! Die Zukunft unseres Volkes muß uns wesentlicher sein als die Torheiten Pariser Modenschöpfer.

Und was wollen wir an die Stelle des Korsetts setzen? Ein einfaches Mieder ohne Fischbein und Stahlfedereinlagen. An ihm sollen die Röcke angeknöpft werden. Träger über die Schultern helfen dann die Last der Röcke tragen. Die Lungen können frei atmen, der Druck, die Kreislaufstörungen und alles, was damit zusammenhängt, fällt weg.

Vermutlich kommt aber jetzt Eine und sagt: „Ja, aber so im Handumdrehen geht das doch nicht. Dazu sind wir Frauen doch schon viel zu sehr an das Korsett gewöhnt, als daß wir es so ohne weiteres auslassen könnten. Wir werden frieren. Und wir werden nicht den richtigen „Halt" haben."

Nun, gegen das anfängliche Kältegefühl beim Weglassen des Korsetts, besonders in der kalten Jahreszeit, kann man sich ja durch mehr und wärmeres Unterzeug schützen. Und was den „Halt" angeht: man erkundige sich nur, und man wird gewöhnlich hören, daß Frauen, selbst in vorgerückteren Jahren, nach Verzicht auf das Korsett nicht die geringsten Beschwerden verspürten. Natürlich: bei einer ganzen Anzahl unsrer Damen sind leider eben durch das Korsett die Rückenmuskeln degeneriert, zum Teil geradezu geschwunden, und die „Korsettmuskulatur", wie J. P. Müller („Mein System") sie nennt, muß sich erst wieder entwickeln. Also entsprechende Leibesübungen treiben, meine Damen! Und für die Ausnahmefälle, wo der Körper außergewöhnlich dick ist, und außerdem Brust und Leib durch häufige Geburten gar zu sehr erschlafft sind, gibt es praktische Büstenhalter und Leibbinden. Man lasse sich in diesen Ausnahmefällen vom Arzt das Passende angeben und kaufe es dann in Reformläden — in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„besseren" Korsettgeschäften erhält man das Richtige gewöhnlich ebenso wenig, wie das Mieder, das ich als regelmäßigen Ersatz des Korsetts empfahl.

Die Hauptsache ist, daß wir die Schäden des modernen Korsetts erkennen. Das eigene Wohlbefinden und die Rücksicht auf das Volkswohl wird dann hoffentlich Besserung schaffen.

Dr. med. Heinz Gräf.

Ein Wort gegen die Schießseuche.

Aus Zittau haben im Herbste 1910 die Zeitungen folgendes berichtet:

> Als der Bäckermeister Kasper mit einem Jagdgewehr herumhantierte, entlud sich die geladene Waffe. Die Kugel ging durch das Schaufenster und traf zwei Herren, die auf einem Wagen der Straßenbahn standen, nämlich den verheirateten Direktor einer städtischen Lehranstalt und einen jungen Beamten der Stadt. Beide fielen tot vom Wagen. Die Kugel war ihnen durch den Kopf gegangen. In dem Wagen herrschte schreckliche Aufregung. Der Täter stellte sich selbst der Polizei und wird streng bewacht, da man einen Selbstmordversuch befürchtet.

So entsetzlich das Unglück ist, es hat doch den aufmerksamen Beobachter der Entwickelung unserer Volkssitten nicht überrascht. Ähnliche Fälle können sich trotz unseres geordneten Staatswesens jeden Tag in jeder beliebigen Stadt ereignen, weil überall die gleichen Verhältnisse herrschen. Ich verfolge schon seit mehreren Jahren die Erscheinungen des gemeingefährlichen Unfugs, der mit Schußwaffen betrieben wird, und der Abgeordnete Dr. Faßbender hat sich schon am 26. Februar 1910 im Preußischen Abgeordnetenhause über die Notwendigkeit einer Neuregelung der gesetzlichen Bestimmungen für das Tragen und den Handel mit Schußwaffen geäußert. Der Abgeordnete verlas dabei folgendes Schreiben:

> Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit lenken auf die hundertfachen Tötungen durch angeblich leichtsinnigen Gebrauch von Schußwaffen. Jede Woche liest man Berichte, daß Kinder und Erwachsene sich gegenseitig erschossen haben, weil sie „im Scherze" mit vermeintlich ungeladener Waffe aufeinander zielen, weil Unmündige gefährliche Waffen in die Hände bekommen, weil die Händler ohne jede Beschränkung die Mordwerkzeuge verkaufen dürfen, weil die Eltern Waffen als Spielzeug kaufen und weil die „Strafen" so erschreckend milde sind, daß selbst Verbrecher es leicht haben, sich auf scheinbare Fahrlässigkeit zu berufen. Die Statistik würde wohl den Nachweis liefern, daß jedes Jahr weit mehr als hundert Personen auf diese Weise ihr Leben verlieren, und niemand ist sicher vor ähnlichem Schicksal. Aber es geschieht nichts dagegen.

Der Abgeordnete bemerkte dazu, „daß ihm eine ganze Reihe zugesandter Zeitungsausschnitte eine große Anzahl von Unglücksfällen in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kurzer Zeit bestätigen: Es handelt sich um Unglücksfälle, zum Teil durch Leichtsinn hervorgerufen, zum Teil aber auch in verbrecherischer Absicht bewerkstelligt. Doch der Fall, wo es sich um einen gewissen Leichtsinn handelt und wo die verbrecherische Absicht nur zu vermuten ist, ist vielleicht noch der weniger bedenkliche. Schlimmer ist es, daß sich bei uns bekanntlich jeder unreife Bursche für einige Mark in den Besitz eines Revolvers setzen kann, und bei jedem Streite oder auch aus Übermut wird zur Schußwaffe gegriffen. So wird dem Rowdytum in allen den Gegenden, wo wechselnde Bevölkerung ist, durch den Mangel ausreichender gesetzlicher Bestimmungen über das Tragen von Waffen Vorschub geleistet."

Der verlesene Brief und die dem Abgeordneten zugegangenen Zeitungsausschnitte stammen von dem Verfasser dieser Zeilen. Ich erwähne das nur zum Nachweis meiner Berechtigung, zu diesen Ausführungen das Wort zu ergreifen. Woche für Woche finden sich in den Zeitungen zahlreiche Nachrichten über Unglücksfälle und Verbrechen dieser Art. Kein Wunder: Alljährlich werden Hunderttausende von Schußwaffen unter die Bevölkerung gebracht. Die Zahl der Müßiggänger, die ihre Zeit mit nutzlosem Schießsport und besonders mit dem Schießen auf unschuldiges Getier vertrödeln zu müssen glauben, wird immer größer, und noch gar viele Eltern sind so gedankenlos oder gleichgültig, daß sie ihren Kindern Schießwaffen als Spielzeug kaufen. Wird der Schießsport von Leuten betrieben, die daheim, unterwegs und draußen mit Schußwaffen umzugehen verstehen, so wird kein Verständiger etwas dagegen haben. Auch die Jagd ist, unter den heutigen Verhältnissen, wohl notwendig. Es ist aber ein Hohn auf alle Menschlichkeit, daß heutzutage einzelne Jagdherren ihr Wild sogar sorgsam hegen, nur um von diesem beinahe zahmem Getier um so mehr niederknallen zu können. Hier also handelt es sich um Mißbräuche, die mit einem vernünftigen Sport beider Arten nichts zu tun haben, und nur diese Mißbräuche sollen hier getroffen werden. Anders verhält es sich freilich mit der Verwendung von Schußwaffen als Spielzeug. Diese Unsitte läßt sich in keiner Weise rechtfertigen. Es gibt ja genug und übergenug gute Spielsachen.

Eine wahre Seuche bedroht Leben und Gesundheit tausender von Volksgenossen. Während früher nur Großgrundbesitzer und solche Leute, die eine Gewähr für waidgerechte Ausübung boten, die Jagd pflegten, stolziert jetzt auf dem Lande ein Heer von „Schießern" herum, denen man auf hundert Schritte schon den Aasjäger ansieht. Der feudale Sport soll ihre Vorliebe für höfisches Spiel und ihre Eitelkeit befriedigen, aber es stünde dem Bürgertum besser an, dieses zweifelhafte Vergnügen andern Leuten zu überlassen, denn die Jagdbelustigung ist — soweit nur das Töten in Frage kommt auch gemäß christlicher Anschauung — die niedrigste aller Sportarten, weil damit meist ein gewisses Vergnügen an der Tötung von Lebewesen verbunden ist, über das sich allerdings viele Jäger selber nicht recht klar sind. Es ist nun nicht anzunehmen, daß sich die gesamte Menschheit in absehbarer Zeit etwa zur vegetarischen Lebensweise bekehren wird. Es wird daher die Tötung von

Tieren nötig sein, teils um uns Nahrung zu schaffen (worauf es heutzutage nicht ankommt, solange die oft unsinnigen Pachtgelder das Wildbret verteuern), teils um dem Übermaß der Vermehrung von Tieren zu wehren, aber man überlasse das berufsmäßigen Jägern, für die die Jagd ebensowenig wie für die Schlachter die Metzgerei eine Unehre sein kann und die mit Waffen umzugehen wissen.

Dabei hat das Fieber nach solcher Art von Jagd in manchen Gegenden selbst Berufsstände wie Geistliche und Lehrer ergriffen, von denen man auf Grund einer geläuterten sittlichen Weltanschauung von vornherein eine andere Sinnesart erwarten müßte. Jeder Menschenfreund würde es mit Freuden begrüßen, wenn der kostspielige Ehrgeiz auf die Bahn von Kulturbestrebungen gelenkt werden könnte, die der Menschheit würdiger sind.

Viel schlimmer als die fahrlässigen Tötungen und Verletzungen durch leichtfertiges Umgehen mit Schießwaffen ist allerdings das Verbrechen, das unter dem Deckmantel der Fahrlässigkeit absichtlich verübt wird. Es ist leicht und es genügt, nur den Anschein zu erwecken, als ob eine Waffe beim Spielen oder infolge unrichtiger Behandlung losgegangen sei, und das damit beabsichtigte Verbrechen ist sozusagen straffrei. Bedeutet es etwa mehr als eine öffentliche Gutheißung des Mordes, wenn jedem derartigen Verbrecher vom Gericht Glauben geschenkt wird und lediglich wegen Fahrlässigkeit eine ganz geringe Bestrafung erfolgt, die kaum den Namen Strafe verdient? Und niemand ist vor einem solchen Verbrechen sicher! Denn jeder Bube trägt heute heimlich seinen Revolver.

Ebenso verwerflich ist die Neigung vieler Eltern, Schießwaffen als Kinderspielzeug zu betrachten. Wer aufmerksam dem Spiel der Jugend zusieht, hat gar oft Gelegenheit zu der Wahrnehmung, wie die Kinder sich und andere gefährden. Wiederum ist jedermann der Gefahr dieser Spielerei ausgesetzt. Du bist in Deinem Garten, lieber Leser, oder Du gehst an einem Garten vorbei, da feuert aus dem Gebüsch ein dummer Junge seine Vogelflinte auf Dich ab und beraubt Dich des Augenlichtes. Denn schon in der Jugend wird die Lust am Töten von Tieren geweckt, indem man ihr Mordwaffen in die Hand drückt, und Kinder haben nun einmal den Verstand und die Umsicht, die zur Verhütung von Lebensgefahr für andere notwendig sind, nicht.

Weite Kreise der Bevölkerung haben noch immer nicht das rechte Empfinden für die Bedeutung des unheilvollen Volksschadens, der in der Ausbreitung der Schießseuche liegt, zählt man aber all die Fälle, die im ganzen Reiche jahraus jahrein vorkommen, dann wird man mit Schrecken gewahr, wohin wir schon geraten sind. Es handelt sich nicht mehr um vereinzelte Tötungen und Verletzungen, sondern alljährlich um einen hundertfachen Mord.*) Nicht einmal die Schadenersatz-

*) Eine private Jahresstatistik auf Grund von Zeitungsmeldungen weist für Deutschland rund 300 Fälle von Verletzungen auf, darunter 114 Tötungen; in Wirklichkeit hat jedes Jahr weit mehr Opfer des Leichtsinns und der Fahrlässigkeit gefordert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leistung ist verbürgt: Entweder hat der Schuldige kein Vermögen oder es wird alsbald durch geschickte Übertragung auf andere Namen und ähnliche Schiebungen vor dem Zugriff der Geschädigten geschützt. Darum hatte der in der Angelegenheit verdienstvoll wirkende Abgeordnete Dr. Faßbender vollkommen recht, als er Bestimmungen über das Kaufen und Tragen von Waffen forderte, die etwa den strengen Vorschriften des Sprengstoff-Gesetzes entsprechen:

„Abgesehen von strengerer Bestrafung der sogenannten fahrlässigen Tötungen, die nicht selten absichtliche Morde darstellen, müßte den Herstellern und Verkäufern von Schußwaffen jeder Art, Pulver und explosiven Stoffen, der Verkauf dieser gefährlichen Dinge an Personen unter 18 Jahren überhaupt verboten sein." —Das ist das mindeste!

Auf diese Darlegungen erwiderte der Minister des Innern v. Moltke in beipflichtendem Sinne u. a.:

„Es kommt eigentlich nur § 367 des Reichsstrafgesetzbuches in Betracht, in Verbindung mit dem noch gültigen § 345 des preußischen Strafgesetzbuches, der sich nur auf heimlich getragene Stoß-, Hieb- und Schußwaffen bezieht. Das reicht natürlich nicht aus, um dem Übelstande entgegenzutreten. Die Verwaltungsbehörden haben sich deshalb vielfach auf den Weg der Polizeiverordnung begeben, so die Provinzen Westfalen und Schleswig-Holstein, die Regierungsbezirke Düsseldorf, Oppeln, Breslau, Frankfurt a. O. und auch einzelne Kreise. Eine Verordnung für Berlin und Umgegend steht unmittelbar bevor (??). Ich habe mich mit den beteiligten Verwaltungen darüber in Beziehung gesetzt, ob es nicht zweckmäßig und geboten wäre, eine gesetzliche Regelung eintreten zu lassen, und da ergab sich auch folgerichtig die zweite Frage, ob es, wenn man zu einer gesetzlichen Regelung schreitet, nicht zweckmäßiger wäre, gleich ein Gesetz für das ganze Reich zu erwirken. Die Ausdehnung auf das größere Gebiet würde eine umfassendere Wirkung für sich haben; andererseits sind auch die berechtigten Interessen des zulässigen Waffenhandels dadurch besser zu schonen. Die Beratungen mit den beteiligten Abteilungen haben so weit geführt, daß ich glaube, in naher Zeit mit Vorschlägen an das Staatsministerium herantreten zu können."

Die einsichtige Haltung des Ministers zeigt, daß man es nicht mit Übertreibungen und unbegründeten Verallgemeinerungen zu tun hat. Doch wären es solche, dann wären sie durch die gute Absicht besorgter Volksfreunde gerechtfertigt: wer öffentlich wirken will, muß gelegentlich übertreiben. Hoffentlich ist nun die Vorbereitungsarbeit nicht liegen geblieben, man darf vielmehr erwarten, daß auch der neue Minister v. Dallwitz im Einverständnis mit den zuständigen Reichsbehörden mit allem Eifer darauf bedacht ist, das beabsichtigte Gesetz seinem Ziele zuzuführen. Jeder Menschenfreund wird ihnen dafür aufrichtig dankbar sein.

* * *

Inzwischen wird gemeldet: Demnächst wird dem Reichstage eine Novelle zur Gewerbeordnung zugehen, die den Verkauf von Waffen regeln wird. Die Novelle soll nach Mitteilungen in der Presse ein allgemeines Verbot des Waffentragens enthalten und Ausnahmen von diesem Verbote nur für ganz bestimmte Fälle vorsehen. — Hoffentlich begnügt man sich nicht mit halben Maßnahmen.

E. K.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Irrtümer über Abessynien.

Ich will nicht von den Leuten sprechen, die Abessynien mit Argentinien verwechseln, will auch den Herrn nicht bloß stellen, der mich vor kurzem, als er bei der Vorstellung das Wort Abessynien aufgeschnappt hatte, glatt als Menelik II. nahm, trotzdem ich weder von schwarzer Hautfarbe noch der Sieger von Adua bin, sondern reiner Germane und — ohne jeden Orden.

Die meisten Menschen wissen doch nachgerade, wo Abessynien ungefähr liegt. Fragen aber mit tödlicher Sicherheit, ob es da denn nicht furchtbar heiß sei. Es ist der Beweis, daß der Fragende eine Ahnung hat, daß das Land in Äquatornähe zu suchen ist. Auf der Reise nach dem abessynischen Hochlande kommt man durch das französische Somaliland mit seinen ausgebrannten Steppen. Djibouti, die Haupt- und Hafenstadt des französischen Schutzgebietes, liegt am Roten Meer und dort steigt das Thermometer im Sommer oft auf 50° C. Wir durchfahren in 9 Stunden die 317 km bis Dire Dawa und befinden uns da schon, auf 1100 m Meereshöhe, in stetem Passatwind, so daß die oft hohe Temperatur leicht auszuhalten ist. Hinter Dire Dawa sind schon Ausläufer der Tscher Tscher Berge mit besiedelten Erhebungen bis über 3000 m über Djibouti. Dort sinkt in den Monaten Oktober bis Februar, also vom Anfang der Trockenzeit bis zum Eintritt der kleinen Regenzeit, das Thermometer bei Nacht gar oft unter Null. Das Wasser in den Eimern ist gefroren, und man muß mit dem Baden der Lasttiere oft warten, bis die Sonne die mit pelzdickem Reif bedeckten Zelte ein wenig getrocknet hat.

Auf den Hochebenen des eigentlichen Abessynien ist es selten so warm, daß an ein Sitzen im Freien zu denken ist. In der Trockenzeit bläst ein steifer Wind ohne Unterlaß von Osten und in der Regenzeit ist die mittlere Temperatur selten über 14° C. So tragen wir, meist das ganze Jahr hindurch, europäische Kleider und warme Untersachen.

Ja, ist denn nun Menelik tot oder lebt er wirklich noch? Diese Frage verzeihe ich einem Jeden, der sie stellt, war es doch beinahe unmöglich, sie aus den widersprechenden Zeitungsnotizen zu beantworten. Seit dem Dreieinigkeitsfest 1908 ist der Kaiser krank und hat einen Schlaganfall um den anderen überstanden. Er kann heute nicht sprechen und sich nicht bewegen und wenn man ihn zu seinem letzten Geburtstag den Gratulanten gezeigt hat, so war es wohl nur, um zu beweisen, daß er noch da ist. Wäre er nicht mehr unter den Lebenden, dann wäre Prinz Jasu heute schon Negus. Noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist aber der Knabe nicht gekrönt, und es ist ehe er es nicht sein wird, seine Thronfolge nicht sicher.

Auch die Ansicht ist verbreitet, daß Ebeje Taitu, die Kaiserin, nach der Revolution vom 27. März 1910 umgebracht worden sei, oder im Gefängnis gehalten würde. Abessynier hassen vor allem jeden Eklat. Deshalb wurde damals die Kaiserin ohne einen Schwertstreich, ja fast ohne ein lautes Wort, gestürzt, ihr Anhang ohne allen Skandal aus seinen Stellungen gehoben. Die Kaiserin lebt heute noch, sie lebt sogar im Palast, ja in den Gemächern des Kaisers. Aber sie ist jeder kaiserlichen Würde entkleidet, trägt schmutziges Zeug und ist dazu verurteilt, die erste Krankenwärterin ihres hohen Gemahls zu sein. Sie wird in einer Weise beobachtet, die ein neues Anzetteln unmöglich macht. Und besonders ist dafür gesorgt, daß sie dem Kaiser nicht irgend etwas in seine Nahrung mischen kann, was ihm schaden könnte.

Manch anderer meint auch: „Na, da werden Sie ja viel herrliche Früchte zu essen gehabt haben". Ich hatte nur Bananen, Kaktusfeigen, Zitronen und knüppelharte Pfirsiche. Wunderselten eine Weintraube, und die Erdbeeren, die ich selbst pflanzte, brachten beim Verkauf nach der Hauptstadt so viel ein, daß wir sie auf unserer Farm höchst selten auf den eigenen Tisch gaben.

Man könnte im schoanischen Hochlande wohl eine Menge unserer Obstarten einführen, noch aber machen sich bei der geringen Zahl von Europäern in der Hauptstadt Addis Abeba die hohen Kosten der Einfuhr lebender Bäumchen nicht bezahlt. Denn bei den 450 km, die ein solcher Transport von Dire Dawa nach Addis Abeba mit der Karawane zurückzulegen hätte, würden zu viele Pflanzen eingehen. Der Abessynier selbst macht sich aus Früchten gar nichts und ißt sie eigentlich nur während der Fastenzeit, wo sie in die Einförmigkeit der Fastenspeisen einige Abwechslung bringen. Ich glaube, daß auf den verschiedenen Höhenstufen Abessyniens alle Arten von Obstkulturen möglich wären vom Apfel bis zum Mangobaum, aber noch sind keine Verkehrswege da, die solche Bemühungen rechtfertigen würden.

Das Hochland zeigt an vielen und großen Stellen eine ebenso intensive Getreidekultur wie an geeigneten Orten in Europa. Das ist ein ganz anderes Abessynien als es sich so manche Leute hierzulande vorstellen: ist keine wüste Steppe mit halbbekleideten Negern. Abessynien hat ja auch solche Distrikte, aber die Teile des Landes, die uns ganz besonders interessieren, erinnern mit ihren Wäldern, Gebirgen und fruchtbaren Hochebenen weit mehr an landschaftlich schöne Teile Europas, als an afrikanische Wildnis und der „halbnackte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neger" ist kein solcher, sondern ein von oben bis unten bekleideter christlicher Semit, der Amhara. Wenn seine schönen Kleider auch manchmal, statt blütenweiß, schmutzig und erdfarben sind, so wäre es eine furchtbare Schande, wenn er sie überhaupt nicht besäße. Ja, unser kurzes Jakett oder unser Smoking werden wegen ihrer knappen Kürze von manchem Abessynier anstößig befunden, weil sie uns da nicht verhüllen, wo ein anständiger Christ verhüllt sein sollte.

Oft begegne ich auch der Frage, ob mir denn unter all den Wilden und Heiden wohl gewesen sei. Ich darf wohl sagen: gar sehr; denn die sogenannten wilden Steppenbewohner, Dankali, Somali und Ischah sind Mohamedaner, daher auch gastfreundlich. Sie sind dem schwarzen Christen gegenüber wohl grausam und stellen ihm nach, uns Europäern aber tun sie nie etwas, falls wir ihnen ihre Frauen in Ruhe lassen.

Der Amhara aber ist Christ, ein älterer Christ als wir Germanen es sind. Wenn auch die koptische Religion, der er angehört, im Lauf der Jahrhunderte recht verdorben und verballhornt wurde, so ist sie im Dogma doch ein unverfälschtes Christentum. Der Hof ist rein christlich und, chez nous comme partout, ist das, was der Hof denkt, tut und anbetet, maßgebend. Darum werden die schweren Fastengebote, die bei Hofe so streng durchgeführt werden, auch vom Volke eingehalten, die Kirche wird mit Geldspenden unterstützt, und am Sonntag geht man zum Gottesdienst.

Noch ein schwerer Irrtum über Abessynien ist der, daß gewisse Leute meinen, es sei das ideale Auswandererland. Das ist es nicht, wird es aber sein, wenn einmal die Regierung eine anerkannte Stabilität errungen haben wird. So wie Abessynien heute ist, braucht es europäische Tatkraft und europäische Arbeit noch nicht. Noch genügen für das Land die ersten Pioniere, oder besser Maulwürfe der Kultur: Griechen und Armenier. Inder nehmen den Löwenanteil der Geschäfte für sich in Beschlag. Noch ist der Bahnbau in seinem Anfangsstadium, und der Güterverkehr ist auf Karawanentransporte angewiesen. Läuft die Bahn einmal, dann können die zahllosen Lasttiere die Erzeugnisse aus dem Inneren des Landes holen, und diese können von Addis Abeba aus regelmäßig versandt werden. Vorher aber kann man nur mit Riesenkapital und geduldigen Kapitalisten an ein Arbeiten denken. **v. Stockmayer.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

März. (Herausgeber: Ludwig Thoma und Hermann Hesse, München.) 6. Jhg. Heft 7.

Die Auferstehung der Staatsidee. Von Hermann Gottschalk.

„.... Wir stehen seit Jahrzehnten unter dem Banne eines Wortes, das an sich nicht böse, aber in seiner Anwendung ein Werkzeug des Staatsverderbs geworden ist: Realpolitik. Seine neudeutsche Anwendung besagt: jede Idee ist irreal, Realitäten sind allein die wirtschaftlichen und politischen Machtgestaltungen. Wir haben keine Zeit, Ideen und Weltanschauungen (als ob beides identisch wäre!) nachzuhängen, das haben wir Deutschen zu unserem Schaden allzulange getan (obwohl der Vorrang der deutschen Wirtschaftsrealitäten mit Stolz auf die systematische geistige Schulung zurückgeführt wird!). Durch Entstellung des Wortsinnes — und im Worte liegt eine ungeheuere Macht! — wurde hinter dem Schilde der Realpolitik eine niedrige und gemeine Brutalisierungspolitik betrieben. — Eine Politik, die allein auf Machtgestaltungen ausgeht, ist antistaatlich, ungesund, verrohend und selbstzerstörerisch. Das Abweisen jeder Idee aus der Politik setzt für die Gestaltung eines Gemeinwesens eine Unterdrückungsmaschinerie, deren verderbliche Tendenz notwendig bis in die Erziehung des Einzelnen zurückwirkt und dort den Staatskeim vollends zerstört. ..."

Vegetarische Warte. (Schriftleiter: Dr. med. G. Selß, Baden-Baden.) 45. Jhg. Heft 6.

Kinderselbstmorde und Vegetarismus. Von Gustav G. Steiner.

„.... Ich führe die .... zunächst vor das Tor eines großstädischen Gymnasiums. Es schlägt ein Uhr; der Vormittagsunterricht ist zu Ende, und heraus stürzen — o nein, heraus schleichen die Schüler mehrerer Klassen. Hie und da ein geradliniger, aufrechter Bursche mit normalem Gesichtsausdruck, aber die Mehrzahl der Jungens käsefarbig blaß, krummrückig, hochschultrig, dünnbeinig, Schatten unter den Augen, und Brillen auf den Nasen. Daß sich Gott erbarmen möge! So ist das Material beschaffen, aus dem sich im Handumdrehen einer von seinem Leben befreit. Man addiere aber die Faktoren unserer modernen Kultur- und Ernährungsweisheit, mache einen Strich darunter, und die Summe ist so ein blutarmer Melancholikus mit dem Revolver in der Hand. Ich selbst kenne einen Fall, wo ein junger Mann, namens Engel, nach gutbestandener Schlußprüfung sich den Tod gab, da er seinen zerrütteten Nervenzustand nicht länger ertragen konnte! ...."

Der Kulturspiegel. (Herausgeber: Georg Muschner, München.) 1. Jhg. Heft 3 und 4.

Von unsern Mauern. Vom Herausgeber.

„.... Wir treiben jahraus jahrein Hunderttausende von Kindern in enge, dumpfe Räume, lehren sie allerlei schöne Dinge, zähmen sie, hobeln sie und wenden einen großen raffiniert ausgeklügelten Apparat an, um sie brav und nüchtern und folgsam zu machen.

Wo steht geschrieben, daß täglich Hunderttausende junger Geschöpfe fünf Stunden gekerkert werden müssen?

Welcher Gott hat verlangt, daß sie ausgerechnet den Kram des heutigen Lehrplans lernen müssen; als ob sie nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch auf andere Weise tüchtige Menschen werden könnten! — Wer hat erfunden, daß sie Alle gleich brav und blind folgsam gemacht werden; während doch Selbstbewußtsein und Eigenart erst diese Herdentierchen zu Menschen macht! Ich leugne solche Schulprinzipien und rüttle an diesen Mauern.

Und das Resultat des heutigen Erziehungssystems?

Wenn man bedenkt, daß nun schon so viele Generationen hindurch das Volk in dieser Weise, nach der Ansicht von oben „gut" erzogen wird, und sich zum Vergleich dazu unsere heutigen Menschen ansieht, die trotz dieser Erziehung lieber die Schundliteratur lesen als die deutschen Dichter, lieber ins Varieté gehen als ins gute Theater ...., dann darf man wohl von einem recht geringen Resultat unserer geistigen Volkserziehung sprechen. Und wenn man dazu noch diese Menschen genauer anschaut auf ihre Gesichtszüge, auf ihre Muskulatur; wenn man die Ergebnisse der Rekrutenaushebung verfolgt und die enorme Ziffer der Untauglichkeit erfährt —: dann muß man wohl sagen, daß unsere körperliche Volkserziehung ebenso geringe Resultate hat...."

Schlaf — Krankheit — Tod — Arbeit. Vom Herausgeber.

„.... Die Bestrebungen unserer Zeit, eine kürzere Arbeitszeit einzuführen und auch für den geringsten Arbeiter Grenzen der Ausnutzung zu ziehen, Bestrebungen, die man mit Politik, mit Weltumsturz in Verbindung bringt, scheinen mir ganz selbstverständliche, natürliche Forderungen und scheinen mir der Anfang einer neuen Weltreligion. Sie enthalten außer den utilitarischen politischen Nebenfragen einen Fundamentalsatz für die neue Ära der Menschheit: Schutz gegen Überarbeitung, Anrecht auf sich selber. Dieser Kampf um die kürzere Arbeitszeit ist das edelste Zeichen für das Menschwerdenwollen auch der Einfachsten. Denn der Mensch fängt erst an Mensch zu werden, wenn er das Recht auf sich selber hat, wozu zu allererst das Recht auf die eigene Zeit gehört."

Kunstwart. (Herausgeber: Dr. F. Avenarius, Dresden.) 25. Jhg. 2. Märzheft 1912.

Frauenleben und Berufsarbeit. Von Elisabeth Gnauck-Kühne.

„.... Die unerläßlichen technischen Fertigkeiten und Vorkenntnisse für den Hausmutterberuf werden die jungen Mädchen ja nun bald systematisch in der Schule und Fortbildungsschule erwerben können. Und später auch in dem weiblichen Dienstjahr, das die Zukunft uns wohl sicher beschert, sobald erst die Einsicht durchgedrungen ist, daß die Vorbereitung auf den hausmütterlichen Beruf nicht allen Zufälligkeiten überlassen werden darf. Hätten Frauen an entscheidender Stelle über die Mädchenerziehung mitzusprechen, wir hätten schon das weibliche Dienstjahr. Aber Männer allein entscheiden, und Männer gewinnen schwer einen Einblick in die Art der Hausmutterarbeit, was aus der Beschaffenheit dieser Arbeit zu erklären ist. Je tüchtiger die Mutter arbeitet, je sorgfältiger ihre Aufmerksamkeit tausend Kleinigkeiten umfaßt, ihre schöpferische Kraft diese tausend Atome zu einem Ganzen fügt, um so glatter wickelt das häusliche Leben sich ab. Um so mehr erweckt diese schwierige Leistung aber auch die Täuschung eines selbstverständlichen Herganges. Das schöne Familienheim, die Kunstleistung der Frau, hat mit allen echten Kunstwerken gemeinsam, daß der Schein besteht, als könne es nicht anders sein. Doch fängt man an, dem Mahnworte der Frau etwas mehr Beachtung zu schenken, und so wird auch der Tag kommen, wo das deutsche Mädchen aller sozialen Schichten dem Hausmutterberuf seinen Tribut methodisch zahlen und das weibliche Dienstjahr in Küche, Krankenzimmer und Kinderstube durchmachen wird. Tritt dazu eine fachliche Berufsvorbereitung, lernt das junge Mädchen eine Arbeit fachmäßig-gründlich, sei es zu des Lebens Unterhalt oder Inhalt, so werden wir die Erziehung zur Lebenstüchtigkeit für unsre weibliche Jugend in gute Wege geleitet haben."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft. (Schriftleiter: E. Behnisch, Berlin-Schlachtensee.) 5. Jahrgang, Heft 9.

Wohnküche oder Wohnstube und Küche. Von Alwin Rudolph.

„.... In Berlin und in einigen mittleren Städten durch verschiedene Tätigkeiten in Hunderte von Arbeiterfamilien gekommen, kann ich sagen, daß überall, wo nur irgendwie die Möglichkeit vorhanden war, sich die Arbeiterfamilie um den in der Stube aufgestellten Tisch scharte ...."

„Es ist nicht die Bequemlichkeit, die darin liegen soll, daß man das Essen einfach vom Herd auf den Tisch stellen kann, die den Arbeiter veranlaßt, in der Küche zu wohnen. Gebt ihm Platz, gebt ihm ein räumliches Wohnzimmer und er wird darin wohnen. Damit wird man auch noch erreichen, daß diejenigen, die jetzt aus der Enge ihrer Wohnung in das Wirtshaus getrieben werden, ein wirklich anziehendes Heim finden".

„Will man dem Arbeiter ein wirklich angenehmes Heim schaffen, so mache man ganze Arbeit und gebe ihm nicht ein Surrogat, wie es eine Wohnküche ist ... Nicht Wohnküche, sondern Wohnstube und Küche."

Rund um uns

Einen überraschend schnellen Erfolg hat vor einigen Wochen*) eine überfüllte Protestversammlung von Berliner Frauen, einberufen vom Berliner Zweigverein der Internationalen abolitionistischen Föderation, gehabt:

Nachdem das Gesetz betreffend die Feuerbestattung in Preußen, gegen einen zähen Widerstand, angenommen worden war, erließ im September 1911 der Preußische Minister des Innern Ausführungsbestimmungen dazu. Darin schrieb dieser Minister für die Leichenschau vor der Feuerbestattung unter anderm vor: „Der Befund einer Virginität ist zu erwähnen". Virginität heißt auf Deutsch „Jungfräulichkeit": die Bestimmung des Ministers schrieb also vor, daß bei jeder weiblichen Leiche, die im Feuer bestattet werden sollte, vor der Bestattung eine Untersuchung der Geschlechtsorgane vorzunehmen sei, (was gleichzeitig eine Untersuchung über den Lebenswandel der Verstorbenen bedeutete). Wohlgemerkt, nur vor einer Feuerbestattung sollte diese Prozedur vorsich gehen, vor einer Erdbestattung nicht.

Die genannte Protestversammlung fällte nun, in ihrer Resolution, über diese Bestimmung das folgende Urteil:

„Diese Untersuchung ist vom juristischen Standpunkt zwecklos, vom „medizinischen Standpunkt wertlos, da „die einwandfreie Konstatierung, ob „Virginität vorliegt, für den gewissenhaften Arzt unmöglich ist; und sie ist „vom menschlichen und ethischen Gesichtspunkt aus als ein Eingriff in „das intimste Privatleben einer Verstorbenen, durchaus zu verwerfen. „Durch die Aufnahme einer derartigen „Begutachtung in den Totenschein wird „der üblen Nachrede Tür und Tor ge-

*) Wir konnten für diesen Artikel leider in früheren Nummern keinen Raum schaffen. Die in dem Artikel behandelten Tatsachen haben aber eine dauernde Bedeutung, sind auch — besonders in dem von uns berichteten Einzelheiten — bisher durchaus nicht genügend bekannt geworden. **Vortrupp.**

„öffnet. Die Ehre einer Verstorbenen, „die nicht mehr in der Lage ist, sich zu „verteidigen, könnte aufs empfind„lichste gekränkt und der Ruf ganzer „Familien untergraben werden."

„Die anwesenden Frauen Berlins „richten daher an den Herrn Minister „des Innern die dringende Bitte, die „genannte Bestimmung, die das Ge„fühl ihrer weiblichen Würde wie ihr „ethisches Empfinden aufs tiefste ver„letzt, streichen zu wollen."

Diese Resolution wurde am Tage darauf, mit einem Anschreiben der Vorsitzenden der Versammlung, dem von der Resolution betroffenen Minister des Innern (Herrn v. Dallwitz) eingereicht.

Nunmehr (aber erst jetzt!) hielt der Minister es allerdings für nötig, die „wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen" zu berufen, der er die Frage vorlegte (erst jetzt!), ob ein erhebliches praktisches Bedürfnis zur Feststellung der Virginität bei der Leichenschau zwecks Feuerbestattung vorliege. Die Deputation hat dann diese Frage verneint, und dann hat der Minister die Bestimmung wieder aufgehoben.

Die höchst bedenkliche Tatsache, daß ein Preußischer Minister unsrer Zeit eine solche Bestimmung überhaupt jemals hat erlassen können, ist damit aber nicht aus der Welt geschafft. Über diese Tatsache selbst äußert sich das Blatt „Frauenstreben", das in der Schweiz erscheint, mit den folgenden, sehr kräftigen Worten (die kräftigsten müssen wir durch Punkte ersetzen), die aber nicht nur deutlich, sondern auch richtig sind:

„... Das heißt, daß unverheiratete „Frauen einer Untersuchung unter„worfen werden müssen, welche in „das Gebiet der Leichen .... „Art gehört und an die ..... des „Mittelalters erinnert. Es ist dies „wiederum der Ausfluß einer ..... „doppelten Moral, die sich aber nicht „nur wie bisher auf die Lebenden „beschränkt, sondern ihre ..... Hand „im Namen des Gesetzes zur ..... „toter Jungfrauen ausstreckt! — Wenn „es uns einesteils auch widerstrebt, „sogar im kleinen Rahmen unserer „Zeitung, die Tatsache und die tra„gischen Folgen einer solchen Ver„fügung eingehender zu beleuchten, „und wir darum die weiteren Ge„danken und Urteile jedem Leser selbst „überlassen möchten, so betrachten wir „diese Verfügung doch andrerseits wie„der als einen Feuerbrand, den „wir gern in den Geist all der Frauen „schleudern möchten, welche in ihrer „satten und gemütlichen Beschaulichkeit „es heute noch immer nicht begreifen „können, was eigentlich die Frauen „mit dem Stimmrecht wollen, welche „die Nase rümpfen, weil ihnen die „Emanzipationsgelüste der modernen „Frau so „unweiblich" erscheinen! An „Hand obiger Verfügung möchte ich „sie heute alle fragen können: Was „ist unweiblicher und frauenunwür„diger, das Schweigen und selbstver„ständliche Sich beugen unter solche „Gesetze — oder der laute Protest da„gegen? — Muß man nicht endlich „einsehen, daß eine einseitige Gesetz„gebung auf böse Irrwege leiten „mußte." Vortrupp.

Ein sehr dankenswertes Schreiben des Polizeipräsidenten von Magdeburg ist der Schriftleitung des „Vortrupp" zugegangen:

Unsere Nummer 3 hat (auf S. 91 ff.) den Aufsatz „Massenbetrug" gebracht. Darin ist ja eingehend dargestellt, wie eine Gruppe von betrügerischen Alkoholkapitalisten durch systematischen Massenvertrieb des Plakates „Trost für Zecher" — einer gefälschten wissenschaftlichen Urkunde — bei leichtgläubigen Massen den Absatz ihrer Ware zu fördern strebt. Am Schlusse dieses Aufsatzes haben wir ausgeführt, wie anerkennenswert die Tätigkeit ist, die eine Anzahl deutscher, besonders preußischer, Behörden gegen diesen Volksbetrug entfaltet haben. Wir schlossen mit den Worten: „Es ist hoch„erfreulich, daß die Behörden verstehen, „daß es ihre Sache ist, die Bevölkerung „gegen die Schwindelmanöver eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„großen Teils der Alkoholindustrie zu „schützen. (Und es ist ebenso erfreulich, „daß bisher — soweit wir feststellen „konnten — im ganzen Deutschen Reiche „nur zwei Behörden dem Volke diesen „Schutz nicht gewährt haben: Der erste „Fall betrifft den Polizeipräsi- „denten von Magdeburg, der „zunächst energisch eingriff, dann aber „der ersten Beschwerde organisierter „Alkoholinteressenten Magdeburgs nach- „gegeben hat. Und zweitens ist die „zuständige Abteilung der „Polizeibehörde des Staates „Hamburg zu nennen, die bisher „den Entschluß zu einem Einschreiten „gegen den Schwindel schlechterdings „nicht hat finden können, obwohl gerade „in Hamburg der Betrug so ziemlich „am allerfrechsten betrieben wird.)"

Die Mitteilung über dieses Verhalten der zuständigen Abteilung der Hamburgischen Polizeibehörde gründete sich auf unsre eigene Kenntnis; was wir aber über das Zurückweichen des Polizeipräsidenten von Magdeburg sagten, war die Quintessenz eines Siegesberichtes jener Magdeburger Alkoholinteressenten im „Offiziellen Organ des Deutschen Brauerbundes"*), nämlich der „Tageszeitung für Brauerei" (Nr. 293 vom 14. Dezember 1911).

Dem Gebrauche gemäß haben wir den Artikel „Massenbetrug" sowohl dem Chef der Hamburgischen Polizeibehörde, als auch dem Polizeipräsidenten von Magdeburg zugehen lassen.

Der Polizeipräsident von Magdeburg hat uns daraufhin sofort ein Schreiben übersandt, worin er für die Übersendung des Artikels dankt, und worin er dann nachweist, daß die Auffassung, er habe den Alkoholkapitalisten Magdeburgs schließlich nachgegeben (also eben die Auffassung, der diese Alkoholkapitalisten in der „Tageszeitung für Brauerei" so vergnügt Ausdruck gegeben haben), unzutreffend ist. Der Polizeipräsident von Magdeburg hat vielmehr alles getan, was er tun konnte, um den Volksbetrug, der mit dem Plakat „Trost für Zecher" getrieben wird, in seinem Machtbereich zu unterdrücken: er hat der Amtsanwaltschaft Strafanzeige gegen die Gastwirte vorgelegt, die sich durch Aushängen des Plakates zu Mitschuldigen des Massenbetrugs gemacht haben. (Die Amtsanwaltschaft ist dann zu der Überzeugung gekommen, daß die in Preußen bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zu einem strafrechtlichen Einschreiten gegen diese Gastwirte nicht ausreichten; die Gesetzesbestimmung, deren Anwendung sie erwogen hatte, war § 9 des Preußischen Preßgesetzes vom 12. Mai 1850.) Am Schlusse seines Schreibens an den „Vortrupp" betont der Präsident noch ganz besonders, daß die Beschwerde der organisierten Alkoholinteressenten Magdeburgs auf sein Verhalten ohne Einfluß geblieben sei.

Hiernach steht jetzt erfreulicherweise fest, daß von den Bedenken, die nach dem zunächst vorliegenden Material gegen das Verhalten der Polizeibehörden Hamburgs und Magdeburgs erhoben werden mußten, die gegen Magdeburg gegenstandslos sind. **Vielmehr ist mit Dank anzuerkennen, daß auch der Polizeipräsident Magdeburgs die Aufgabe der Behörden, die Bevölkerung gegen die Schwindelmanöver eines großen Teiles der Alkoholindustrie zu schützen, klar erkannt und soweit seine Macht reichte, mit Ernst ausgeführt hat.**

Angesichts des Versagens der Preußischen Landesgesetze scheint es übrigens erwägenswert, ob nicht gegen die Alkoholkapitalisten, die das Plakat „Trost für Zecher" verbreiten, und gegen die Gastwirte, die sich durch das Aushängen des Plakates zu ihren Helfershelfern machen, einfach auf Grund des Betrugsparagraphen des Reichsstrafgesetzbuches eingeschritten werden kann. Wie wir schon in unserem ersten Artikel ausgeführt haben, besteht darüber kein Zweifel, daß die Erzeuger und Aushänger des Plakates „Trost für Zecher", — jedenfalls in der Regel — dem Publikum

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 4, S. 115, letzter Absatz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewußt falsche Tatsachen vorspiegeln. Und da das so liegt, so scheint eine Verurteilung wegen (vollendeten oder versuchten) Betruges durchaus möglich. Der Fall liegt rechtlich sehr ähnlich, wie der des bekannten Reklamehelden Peter Ganter. Und auch dessen Tat (die noch nicht entfernt so gemeingefährlich und nicht entfernt so gemein war) haben die Gerichte ohne weiteres unter den Betrugsparagraphen gestellt. Vortrupp.

Wie 's gemacht wird. Der „Deutsche Brauerbund E. V." hat als Erbe*) der „Deutschen Brauer-Union" auch deren Programmpunkt**) übernommen, die deutsche Presse im Sinne der Vermehrung des Bierkonsums zu beeinflussen. Er ist damit jetzt eifrig an der Arbeit: Gerade in diesen Tagen hat sein „Presse-Bureau" den Redakteuren der deutschen Tageszeitungen, die beiden „Waschzettel"***) übersandt, die wir auf den beiden folgenden Seiten in genauem Wortlaut und in genauer Form wiedergeben.

Bei dem ersten Waschzettel hat der Gelehrte des „Deutschen Brauerbundes", der ihn verfaßt hat (und der damit die bekannten Untersuchungen Professor Bolingers usw. für alle Zeiten vernichtet hat) leider aus Bescheidenheit seinen Namen nicht angegeben. Wir halten das nicht für richtig: Goethes Wort: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat", hat auch heute noch Geltung, und jener Gelehrte des Deutschen Brauerbundes ist ein braver Gelehrter. Weiter hätten wir an diesem ersten Waschzettel auszustellen, daß er es etwas unklar läßt, welche Folgerungen die Leser der Zeitungen, die ihn abdrucken werden, denn nun aus dem neuen Wissen ziehen müssen. Die Logik scheint zu verlangen, daß diese Leser den Entschluß fassen, sich nunmehr den „notorischen Säufern", den „schweren Trinkern" anzuschließen. Wenn das die Meinung des „Deutschen Brauerbundes" sein sollte, so würden wir darin allerdings einen (wenig zweckmäßigen) Bruch mit einem sehr nützlichen Programmpunkt seiner Erblasserin, der „Deutschen Brauer-Union" erblicken, die ja besonders durch möglichst weitgehende Verbreitung des Schlagwortes „Mäßigkeit" das Publikum und die Behörden von einer ernsthaften Bekämpfung des Alkoholismus abhalten wollte*).

Der zweite Waschzettel enthält die rührende „Geschichte von dem langlebigen Mann", der seine Langlebigkeit dem Alkohol verdankt, in einer neuen Aufmachung, die aber, unsrer Meinung nach, gegenüber den früheren Fassungen dieser Geschichte (von denen eine kleine Sammlung in unserm Besitz ist), nicht gewonnen hat: der Schlußabsatz zeigt zu deutlich die Absicht, Stimmung für den „Männertrunk" zu machen, und das ist heute, wo die Aufklärung über die Gefahren des Alkoholgenusses und die „Arbeit" des organisierten Alkoholkapitals doch schon in zu weite Kreise gedrungen ist, — wenigstens unsres Erachtens — nicht mehr praktisch.

Vielleicht nimmt der „Deutsche Brauerbund E. V." in künftigen Fällen Rücksicht auf die kleinen Verbesserungsvorschläge, die wir uns heute zu machen erlaubten. Unsere Leser aber bitten wir, jedesmal dann, wenn sich eine deutsche Zeitung dazu hergeben sollte, einen dieser „Waschzettel" des „Deutschen Brauerbundes" abzudrucken, uns die Nummer zu übersenden, damit wir den Fall veröffentlichen können.

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 4, S. 115, letzter Absatz.

**) Vgl. „Vortrupp" Nr. 1, S. 30 und Nr. 4, S. 113/14.

***) Ein solcher „Waschzettel" wird erfahrungsmäßig von den Zeitungen, die sich seiner bedienen, fast immer ohne Angabe seiner Herkunft abgedruckt — und das ist auch die Absicht seiner Erzeuger.

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 1, S. 30/31 und Nr. 4, S. 115 ganz oben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu unserm Aufsatz „Wie's gemacht wird" auf Seite 253.

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Charlottenburg, Telephon: Charlottenburg 100.
Fasanenstr. 21.

Ew. Hochwohlgeboren

gestatten wir uns nachstehende Mitteilung ergebenst zur Verfügung zu stellen.

Hochachtungsvoll

Den 29. III. 1912.

Das Presse-Bureau des Deutschen Brauer-Bundes, E. V.

Die anatomischen Abbildungen entarteter Säuferorgane.

Eine sehr **einfache Erklärung** für die Tatsache, daß die schweren Entartungen innerer Organe bei notorischen Säufern heutzutage nicht beobachtet werden, ist unter all den Veröffentlichungen über diese Frage bis jetzt zu vermissen. Und zwar folgende:

> **Nicht der Alkohol** hat eine solche Entartung zur Folge gehabt, **sondern die Unreinheiten anderer Natur**, die er in reichem Maße früher enthielt. Der Fortschritt der Technik hat im Laufe der Zeit den Alkohol immer reiner herzustellen vermocht. Früher, als dies noch nicht der Fall war, als der Alkohol von schädlichen Beimischungen nicht frei war, sind jene Entartungen von Herz, Leber, Magen und jene schädlichen Einflüsse auf das Gehirn und seine Häute bei notorischen Trinkern beobachtet worden. Heute, da man die schädlichen Beimischungen auszuscheiden versteht, **bleiben auch bei schweren Trinkern diese Organe unverändert.**

Da muß man denn doch stutzig werden, wenn so einfache und plausible Tatsachen von einer großen Partei, die den Anspruch macht, hygienisch reformieren zu wollen, einfach übergangen werden. Es spricht wenig für die Lauterkeit der abstinenzlerischen Bestrebungen, wenn immer wieder der grobe Unfug verübt wird, daß bei Vorträgen in Wanderausstellungen usw. krasse Abbildungen entarteter Säuferorgane dem Publikum aufgedrängt werden, und wenn dazu mit dem Brustton der Ueberzeugung in Wort und Schrift verkündet wird:

> „Geht in Euch, Ihr sündigen Menschen, so seht Ihr im Innern aus, wenn Ihr nicht beizeiten aufhört, Alkohol zu genießen. Jedes Glas Bier, jeder Schluck Wein und Branntwein vergiftet Euch langsam aber sicher."

Die Legende von den entarteten Organen beruht also auf einer falschen Voraussetzung. Ein **Trugschluß** dient dazu, falsche Tatsachen vorzuspiegeln. **Das Verschweigen** einer Tatsache ist ebenso **eine Unwahrheit** wie das Aussprechen einer Unrichtigkeit.

Zu unserm Aufsatz „Wie's gemacht wird" auf Seite 253.

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Charlottenburg,
Fasanenstr. 21.
Telephon: Charlottenburg 100.

Ew. Hochwohlgeboren

gestatten wir uns nachstehende Mitteilung ergebenst zur Verfügung zu stellen.

Hochachtungsvoll

Das Presse-Bureau
des Deutschen Brauer-Bundes, E. V.

Langes Leben und Abstinenz.

Zu einem interessanten Schluß führt das Beispiel des in diesen Tagen viel besprochenen Hundertjährigen, der in erstaunlicher Frische des Körpers und des Geistes in Berlin lebt.

Osw. Kohut berichtet folgendes Gespräch mit diesem kernigen Mann aus dem Volke:

„Was muß man trinken, um auch so frisch und guter Dinge zu sein wie Sie?"

„Früher trank ick mit Vorliebe Berliner Bier, namentlich am Abend — von jeher waren mir die Abendstunden die liebsten —, jetzt aber nehme ick Tee oder ooch een jutes Glas Portwein zu mir. Früh trinke ick regelmäßig Kaffee."

„Also sind Sie kein Antialkoholiker?"

„Oh nee, aber alles mit Maß; wenn ick ein wenig mich matt fühle, laß ick mir aus dem Keller eine gute Flasche Portwein holen, denn ick muß öfter eenen auf die Lampe jießen, damit sie immer brennt. Det bin ick meiner Gesundheit schuldig."

So berichtet der Lokal-Anzeiger. Das Tageblatt schreibt:

„Wer Handwerksmann war (der Jubilar spricht von seiner Jugendzeit), der war es auch mit Leib und Seele, und er blieb auch gesund an beiden. Denn einmal konnte er bei 1 Taler 4 Silbergroschen Wochenverdienst keine großen Sprünge machen, und zum anderen lebte er in Kost und Schlafstelle bei seinem Meister, und da hieß es pünktlich und zeitig zu Hause sein. — „Trotzdem," fügte der alte Herr lachend hinzu, „sind wir auch damals keine Duckmäuser gewesen. Die Zeiten waren eben ganz andere, und wenn wir einmal ganz besonders großen Durst hatten, dann nahm der Meister die Gesellen ins Wirtshaus oder — auch umgekehrt."

Exempla docent!

Ein hundertjähriger Abstinent war bisher noch nicht da. Man muß sich doch natürlich fragen: **Was hat es für einen Zweck,** sich einen Lebensgenuß zu versagen, wenn man hundert Jahre alt werden kann, **ohne** darauf zu verzichten?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für und gegen das Deutsche in Ungarn. Zwei charakteristische Beispiele für die Stimmung des Madjarentums gegenüber dem Deutschen. In den hohen Regionen: Anerkennung des Kulturwertes des Deutschen, in den breiten Massen des madjarischen Volkes Leugnung und Verachtung dieses Wertes.

In der obersten Unterrichtsbehörde des Staates ist endlich die Erkenntnis durchgebrochen, daß es ferner nicht angeht, die künftigen Lehrergenerationen ohne Erlernung der deutschen Sprache aufwachsen zu lassen. Der Unterrichtsminister Graf Johann Zichy hat angeordnet, daß der Unterricht der deutschen Sprache und Literatur in sämtlichen Klassen der staatlichen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten vom 1. Sept. v. J. an obligatorisch betrieben werde. Der künftige madjarische Lehrer soll instand gesetzt werden, auch mit einer anderen Kultur in Berührung zu treten und zwar mit der deutschen, der einzigen nichtmadjarischen, die sich die Lehrerschaft soweit anzueignen hat, daß sie sich in deutscher Sprache verständlich machen und deutsche pädagogische Werke studieren kann. Beim Unterricht soll das System der Unmittelbarkeit zur Anwendung kommen, indem der Professor mit den Zöglingen von der ersten Stunde an ausschließlich in deutscher Sprache zu verkehren hat. In den beiden ersten Klassen soll in erster Reihe das lebendige Wort, in den beiden oberen das Verständnis der literarischen Werke geübt werden, die Grammatik wird nur im Anschluß an die Lektüre gelehrt. Es soll viel gelesen werden, hauptsächlich die Klassiker; doch sollen auch die modernen Schriftsteller herangezogen werden. —

Das ist Höhenluft. In den Niederungen wehts ganz anders. Dafür nur einen Beleg aus dem Verkehrsleben, wo man von den Beamten doch etwas mehr Sprachenkenntnis zu fordern berechtigt ist, als bloß madjarische Staatssprache. Macht da eine deutsche (siebenbürgisch-sächsische) Volksschule in Begleitung eines Pfarrers und Rektors eine Schulreise nach Hermannstadt. Die Schule hatte von ihrer Ortsbehörde, die eine deutsche ist, eine Legitimation für Ermäßigung des Eisenbahnfahrpreises — natürlich in deutscher Sprache. Die Teilnehmer erhielten auf dem größeren Teil der Strecke ganz anstandslos ihre Ermäßigung. Als sie auf der Station Hermannstadt ihre Karten zur Rückfahrt nach dem Heimatsort lösen wollen, wird die Legitimation zurückgewiesen mit der Erklärung, daß die Legitimation zufolge einer (angeblichen) Ministerialverordnung in madjarischer Sprache ausgestellt sein müsse. Die Leiter der Schulreise schilderten dem Beamten die peinliche Lage, in der sie sich befanden, da sie weder Geld genug hatten, um die ganze Fahrkarte zu bezahlen, noch auch, nur in einem Hotel zu übernachten. Sie baten, es möchte einstweilen die Ermäßigung erteilt und in einem nachträglichen Verfahren sodann amtlich festgestellt werden, ob die deutsche Legitimation Geltung habe oder nicht. Vergebens. Eine Beschwerde beim Stationsvorsteher konnte nicht angebracht werden, da dieser einfach nicht zu sprechen war. So war die Reisegesellschaft auf der Gasse, und nur der Menschenfreundlichkeit eines deutschen Gasthofsbesitzers war es zu danken, daß die Kinder nicht den Unbilden der Nacht ausgeliefert blieben. Am nächsten Morgen wurde der Stationsvorsteher angegangen, die vorgeschützte Ministerialverordnung vorzuzeigen. Dieser wies das Ansuchen damit zurück, daß es sich um eine geheime Verordnung handle. Dabei bliebs. Die Reisenden mußten das Geld auftreiben, um nach Hause fahren zu können. Die Verordnung aber blieb — ein Geheimnis. W. M.

*

Beim „Vortrupp" eingegangene Bücher und Schriften. (Besprechung vorbehalten.) Und deutsch sei die Erde. Von Wilhelm Kotzde. Preis geb. M. 3.—. Verlag von Jos. Scholz, Mainz. — Jahrtausendwende. Von Heinrich Driesmans. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 9 1. Mai 1912

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland.

Vorwort des Herausgebers.

Auf meiner letzten Reise nach Innerafrika besuchte ich ein unerschlossenes Land, das eine eigene, alte, von europäischer weit abweichende Kultur hat. In seiner wunderbaren Abgeschlossenheit bewahrte dies Land bis in unsere Tage Zustände und Volkssitten, die zum Vergleich mit der eigenen Denkart, der eigenen „Kultur" anregen. Ich konnte mich bisher nicht entschließen, über dies Land etwas zu veröffentlichen. Schien es mir doch, als genüge eine Reise von kaum fünf Monaten in jenem Lande nicht, um auf einen ganz vorurteilsfreien Standpunkt zu kommen. Ich brachte den Eindruck mit heim, daß unerschlossene Länder und Urvölker für uns ein Segen seien, weil wir an ihnen, die alle Errungenschaften unserer Kultur nicht kennen und nicht entbehren, die unsere Vorzüge nicht haben, aber auch von unseren Fehlern und Gewohnheiten frei sind, lernen können, uns selbst besser zu erkennen. Es blieb bei mir bis jetzt im wesentlichen bei diesem Bewußtsein. Fern lag es mir noch, mit solchen Betrachtungen hervorzutreten und zur Kritik unserer Zustände aufzufordern. Da fügt es ein ungewöhnliches Ereignis, daß mir meine Aufgabe offenbar abgenommen wird.

Ein Neger, den ich am Hofe des Königs Ruoma traf, ist meiner Anregung gefolgt und hat sich von dem Herrscher des Landes Kitara den Auftrag geben lassen, Deutschland zu bereisen. Lukanga Mukara ist, wie sein Name sagt, ein Mann, der von der Insel Ukara im Viktoriasee stammt. Er ist frühzeitig von der übervölkerten Insel nach der Nachbarinsel Ukerewe ausgewandert und hat dort bei den „weißen Vätern" Lesen und Schreiben gelernt. Dann ist er auf einer Reise dem Pater, den er begleitete, entlaufen und bei Ruoma, dem König

von Kitara, geblieben, wo er als Dolmetscher, Erzähler und Gerichtsberater seine reichen Kenntnisse verwertete. Dort lernte ich ihn kennen.

Die Briefe des Lukanga haben einen besonderen Wert. Der fremde Mann legt an die Zustände in Deutschland seinen Maßstab. Was uns gewohnt erscheint, fällt ihm auf. Seine Beobachtungsgabe und die Nacktheit seines Urteils bringen es mit sich, daß er bedeutend über Dinge sprechen kann, denen wir selbst gar nicht einmal unbefangen gegenüber stehen können.

Hans Paasche.

Erster Brief.

Berlin, den 1. Mai 1912.

Omukama! Großer und einziger König!

Ich schreibe Dir als Dein gehorsamer Diener, den Du aussandtest, zu sehen, ob es einen König gebe, der Dir gleiche und ob ein Land sei, das, von Menschen bewohnt, den Menschen mehr zu bieten habe als Dein Land, Kitara, das Land der langhörnigen Rinder.

Laß mich die Antwort auf diese Fragen gleich vorwegnehmen: es gibt kein solches Land, es gibt keinen solchen König.

Was ich auf meiner weiten Reise sah, ist aber wert, daß Du es wissest, und wenn ich gesund heimkehre, kann ich es Dir auch selbst erzählen, und Du erfährst es dann genauer, als wenn Dir Ibrahimu, der Mann von der Küste meinen Brief alleine, und, wenn es Dein Wille ist, noch öfter im Kreise Deiner Wakungu*) vorliest.

Als Du mir zu reisen befahlst und mir aus Deinem weiten Reiche zwölfhundert marschfähige Rinder und zweitausend Ziegen mitgabst, damit ich bezahlen könne, was meine Reise im fremden Lande koste, da wußte Niemand, daß ich schon jetzt, nach zwei Monden, kein einziges Deiner blanken Rinder mehr bei mir haben würde, und daß ich trotzdem, dank Deinem Reichtum und Deiner Macht, nicht Not leiden würde.

Ich habe schon am großen See der Wasukuma alle Deine Rinder und Ziegen gegen Metallstücke eingetauscht und diese Metall-

*) Zum Hofdienst befohlene Adlige.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stücke wieder gegen ein beschriebenes Papier. Damit bin ich dann alleine weiter gereist, und wo ich das Papier zeige, da bekomme ich die Münze, die ich gebrauche, um Nahrung zu kaufen. So mächtig wirkt Dein Name.

Wisse: das Land, in dem ich jetzt reise, heißt Deutschland. Die Eingeborenen des Landes bezahlen nicht mit Rindern und Ziegen, auch nicht mit Glasperlen oder Kaurimuscheln oder Baumwollstoff; kleine Metallstücke und buntes Papier ist ihre Münze, und das Papier ist wertvoller als das Metall. Es gibt ein braunes Papier, das ist mehr wert als eine ganze Zahl Deiner Rinder. Es ist etwa so, als wenn man am Sabinjoberge vier tragende Kühe für einen geflochtenen Grasring kaufen könnte. (Dabei weiß doch jeder Hutu*, daß man für zwanzig Grasringe noch nicht so viel Brennholz bekommt, wie eine Familie gebraucht, um sich in der Regenzeit eine warme Nacht zu gönnen!) Ich glaube, Dein Gesicht zu sehen, wie Du lachst über den Unsinn, den ich Dir aus Inner-Deutschland erzähle. Aber, großer König, eins muß ich Dir jetzt immer wieder sagen: die Eingeborenen des Landes empfinden diesen und noch viel größeren Unsinn als etwas Selbstverständliches, und sie sind so sehr daran gewöhnt, daß sie erschrecken würden, wenn es anders wäre. Ja, wenn ich ihnen sage (ich spreche die Eingeborenensprache schon ganz gut), daß wir in Kitara mit anderer Münze zahlen, dann sagen sie, was sie hätten, sei besser, und fragen, ob sie kommen sollten und Dir das Bessere bringen. Sie nennen alles, was sie bringen wollen, mit einem Worte: „Kultur". Da aber Niemand etwas Besseres bringen kann, als er hat, und da mir das, was diese „Menschen" (so nennen sie sich in vollem Ernst!) haben, nicht gefällt, so antworte ich jedesmal, Du ließest „bestens danken". Das ist nämlich der Ausdruck, den sie anwenden, wenn sie sagen wollen, was in unserer Sprache heißt: „nein, ich will nicht!"

Herr der Berge, Du zürnst mir vielleicht, weil ich die hundert schnellfüßigen Boten und ihre hundert Briefbegleiter im Walde von Bukome, an der Grenze Deines Reiches zurückließ. Das mußte ich tun, wenn ich überhaupt weite Länder und Meere durcheilen und in dies Land kommen wollte. Ich mußte von dem Plan abstehen, für jeden Brief, den ich Dir schreibe, einen Boten

*) Hutu = Ackerbauer.

und einen Briefbegleiter mitzunehmen. Denn man hält es hier ganz anders mit Briefen als in Deinem Lande. Bei Dir gilt es als Gesetz, das jeder kennt: es darf nur ein Brief an einem Tage in Deiner Stadt eintreffen. Diesen bringt ein Bote, und ein anderer begleitet ihn, denn einer alleine kann nicht Briefbote sein. Wenn die beiden den Ruhiga überschritten haben, dann eilt ihnen die Kunde des Kommens voraus, und man weiß es bald darauf in Deiner Residenz. Und wenn sie endlich, nach Tagen, über den Hochpaß von Kibata hinabkommen, dann folgt ihnen eine vielköpfige Schar hochgewachsener Jünglinge, und die Trommler und Bläser ziehen den Abhang vor Kabares Hof hinab, ihnen entgegen.

Was bedeutet dagegen in diesem Lande ein Brief! Nichts! Und das darf uns nicht Wunder nehmen; denn in Deutschland gibt es Briefe, soviele wie Gras auf den Viehweiden von Mpororo. Ein einziger Bote trägt hundert Briefe auf einmal, ja jeder einzelne Mann darf Briefe bekommen, und mancher bekommt viele auf einmal. Ich sehe selten, daß jemand durch das Lesen all der Briefe zufriedener werde oder schlechter gestimmt. Und wenn er über den einen Brief traurig wird, so greift er schnell zum nächsten, über den er froh wird, und wenn er alle Briefe fertig gelesen hat, dann weiß er nicht, ob er froh oder traurig sein soll. Nur müder ist er geworden. Und unlustiger, den Acker zu hacken, das Vieh zu hüten. Wenn er überhaupt Acker und Vieh zu verwalten hat.

Du siehst schon, es ist unglücklich, dieses Volk, doch laß mich heute nicht nach den Ursachen fragen. Ich will Dir auch in den nächsten Briefen nur schildern, was ich sehe, und will erst viel später meine Schlüsse ziehen. Noch vieles habe ich Dir zu schreiben.

Riangombe, der über dem Feuerberge wohnt und mit Schnee seine Füße kühlt, schütze Dich und mich,

Deinen Diener

Lukanga Mukara.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wieder einmal in die Sackgasse?

Zur Jugendpflege.

Man hält sich bei allen „Bewegungen", weiter greifenden öffentlichen Unternehmungen gern an die äußeren Anlässe. Das ist bequem und macht es leicht, sie zu „übersehen". Es hat nur freilich den Nachteil, daß jene Unternehmungen damit allzu eng an den Tag und seine Kämpfe geknüpft werden. Die „Jugendpflege" ist, nachdem sie lange niemanden beschäftigt hatte als ein paar opferwillige und von innerstem Helferdrang getriebene Männer, plötzlich zu einem Programm, einer „Bewegung" geworden. Die Freunde der Jugend haben allen Anlaß, sich darüber zu freuen. Sähen sie nur nicht zugleich schwere Gefahren damit ihrer Arbeit und der reinen Sache drohen. Jene Gefahren vor allem: daß äußere Anlässe als Ursachen und damit allzu nahe Zwecke als letzte Ziele genommen würden.

Es wird deutlich genug da und dort ausgesprochen: die sozialdemokratische Jugendpflege, die es bereits bis auf 11 Agitationsbezirke mit 327 Jugendausschüssen, auf etwa 100 Jugendheime mit 70 Büchereien gebracht hat, veranlaßte die „staatserhaltenden" Kreise, sich der Jugend, zumal der erwerbstätigen schulentlassenen anzunehmen. So allein sei der Erlaß vom 18. Januar des vorigen Jahres und die Millionenspende des Preußischen Staates, so seien die zahlreichen offiziellen und halboffiziellen Unternehmungen in den übrigen Bundesstaaten bis zur Gründung des Bundes Jungdeutschland durch den Feldmarschall von der Goltz zustande gekommen. Derlei Feststellungen bedeuten immer nur eine halbe Wahrheit. Wehe der Jugendpflegebewegung, wenn sie nur jenen äußeren Nützlichkeitsgründen entspringt. Wenn nicht tiefere Bedürfnisse, bittere Notwendigkeiten ihre Ursachen sind.

Nach solchen wird man nicht weit umher zu suchen haben. Seit Jahrzehnten sind Leute am Werke, die immer und immer wieder auf sie hinweisen. Aus neuen Zuständen sehen sie neue Pflichten erwachsen und rügen es seit langem, wie langsam die Bereitschaft dazu der überschnellen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung nachkommt.

Wer die Arbeit Classens, Clemens Schultz', auch vieler konfessionell begrenzter Unternehmungen zum Wohle der arbeitenden Jugend verfolgt, ja wer auch nur mit offenen Augen in das heutige Leben sieht, der weiß, wie unmittelbar aus den Forderungen der Zeit und unserer Wirtschaftsverhältnisse die Jugendpflegebestrebungen herausgewachsen sind. Die Familie ist in ihrer Erzieherwirksamkeit verarmt, von den großen entscheidenden Erziehungsleistungen des Elternhauses, zu denen es in der vorkapitalistischen Vergangenheit Deutschlands fähig war, ist in den neuen Zuständen recht wenig erhalten geblieben. In den seltensten Fällen sieht der Heranwachsende die Eltern bei der Arbeit, die Väter werden durch Berufe, die dem Verständnis und der Anschauung des Kindes völlig entzogen sind, den größten Teil des Tages von ihrem Heime ferngehalten, die Mütter, wenn sie nicht auch außerhalb des Hauses arbeiten müssen, sind auf hauswirtschaftliche Verrichtungen beschränkt, die kaum einen kümmerlichen Rest einer Hausfrauentätigkeit von einst darstellen. Außer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halb der Familie aber kommt dem Heranwachsenden das heutige Leben noch weniger entgegen: Großstadtstraßen und Mietwohnungen trennen ihn von der freien Natur, nach der jedes gesunde Knaben- und Mädchenherz begehrt, überall fehlt es an Spielraum für den jungen Körper, den sich entwickelnden Geist. Das Jugendland, das noch zu Goethes oder Ludwig Richters oder Kügelgens Kinderzeiten sich so frei und unbegrenzt ausdehnte, ist bedenklich eng geworden. Selbst in den kleinen Städten und auf dem Lande kommen jene Symptome zum Ausdruck, die eine Zeitlang wie eine Krankheit für sich behandelt und erst allmählich als Zeichen eines tieferen und allgemeineren Siechtums erkannt worden sind: Schundliteratur, Jugendkriminalität, Verdorbenheit im frühen Alter.

Diese Schäden lasten auf aller Jugend aus allen Schichten. Besondere Gefahren sind hinzugekommen für die erwerbstätigen Schulentlassenen. Sie waren, so lange die Überlieferungen des alten Handwerkes oder Kleinhandels lebten, weit über das 18. Lebensjahr hinaus Autoritäten mit Erzieherberuf und -pflicht unterstellt. Das Mädchen blieb in der Familie, der junge Mann kam zum Handwerksmeister und unter genaue Aufsicht. Das kapitalistische Lohnverhältnis hat sie „frei" gemacht, damit aber auch vielfach vogelfrei.

80% aller männlichen Jugendlichen, 44% aller weiblichen zwischen 14 und 18 Jahren sind in Deutschland erwerbstätig. Also schon rein der Zahl nach kein unwichtiger Teil unserer Jugend. Überdies entstammen sie zumeist Familien, die vom Lande zugewandert sind, stellen also jene wertvolle zweite Generation dar, die ländliche Kraft mit städtischer Gewandtheit und Intelligenz zu vereinigen vermag — wenn sie gegen die Schädigungen des Stadtlebens genügend gerüstet ist. An diesen Jugendlichen und ihrer Weiterentwicklung entscheidet sich ein gut Teil unserer Volkskultur, unseres nationalen Kräftezustandes.

Wer solchen Überlegungen weniger zugänglich sein wollte, den können schon rein wirtschaftliche Tatsachen für die Jugendpflege gewinnen. Wir weisen zwar für die Schulzeit günstigere Sterblichkeitsziffern auf als England, dagegen ungünstigere für die Jahre nach der Schule. Das bedeutet eine starke Schädigung der Volkswirtschaft: nach dem 14. Lebensjahre erst beginnt das Erziehungskapital Zinsen zu tragen. Nimmt man hinzu, daß der frühere oder spätere Eintritt der Invalidität vielfach von der Lebenstüchtigkeit in den Entwicklungsjahren abhängt, so ist leicht zu erkennen, daß Ausgaben zur Jugendpflege werbende Kapitalien innerhalb der Volkswirtschaft sind.

Bedarf es aber wirklich solcher und ähnlicher Nützlichkeitsgründe, wie sie etwa noch aus dem Rückgang der Tauglichkeitsziffern sich ergeben, damit wir an die Rechte der Jugend gemahnt werden, deren vorzüglichstes das Recht auf Erziehung ist? Ist es nicht klar genug, daß die vielen Vorteile, die die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte gebracht hat, eine Unmenge von Nachteilen für die Jugend hervorriefen? Daß sich also die Gesellschaft in ein schweres Unrecht gegenüber den Heranwachsenden setzt, wenn sie diese nicht für ihre Verluste an gesunder Wachstumsfreiheit und notwendigem Schutz entschädigt? Wäre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht geradezu die Unsittlichkeit unserer gesellschaftlichen Zustände erwiesen, wenn sich nicht allenthalben das Gewissen der Gesellschaft regte, das der Jugend ihr Recht zurückfordert? Keine Bewegung unter allen, die gegenwärtig wirken, hängt inniger mit den tiefsten Bedürfnissen der Zeit zusammen.

Wenn Bewegungen von so allgemeiner, für das Ganze entscheidender Bedeutung an den ersten besten Parteiklippen sich brechen und in Phrasenschaum auflösen sollten: das wäre ein sehr bedenkliches Zeichen für den Zustand, in dem wir uns befinden. Man könnte die Jugendpflege und die Rüstigkeit ihres praktischen Gedeihens, den Geist in den Jugendvereinen und ihr Wachstum, die Teilnahme der Öffentlichkeit daran geradezu als eine Probe auf die Kraft unseres nationalen Zusammenhanges und die Reife unseres Verständnisses für unsere Lebensfragen betrachten.

Wie steht es nun in Wahrheit damit? Wir Deutschen sind wieder einmal in Gefahr, über doktrinären Bedenklichkeiten und Parteistreitfragen die notwendige Arbeit zu vergessen. „Der Kampf um die Jugend ist auf allen Seiten entbrannt" schreibt der sozialdemokratische Jugendausschuß für Groß-Berlin. Und der Vorwärts erläutert: „Für die herrschende Klasse wird der Kampf gegen die Sozialdemokratie jetzt zum guten Teile als Kampf um die Jugend geführt." In der Tat werden „alle Deutschgesinnten" in Aufrufen „zum Schutze unserer deutschen Jugend" aufgefordert, für die „Auflösung der staatsgefährlichen Jugendvereine" einzutreten. „Die Arbeiterjugend", das Organ der sozialdemokratischen Jugendpflege spricht dagegen wieder von der Tätigkeit der neugegründeten, durch den Januarerlaß angeregten Ortsausschüsse nur als von einem heftig zu befehdenden „Jugendfang" und bringt in ihrem Unterhaltungsteil ein recht boshaft gefärbtes „wahres Geschichtchen", „Die vorbeigelungene Konkurrenz" betitelt, in dem die verunglückte Gründung eines vaterländischen Jugendvereins durch einen unwahrscheinlich dämlichen Pastor, einen bierehrlichen Oberlehrer und einen streberhaften Amtsrichter verulkt wird. Und auf der anderen Seite leitet man Jugendabende mit dröhnenden Verdammungsreden gegen die „vaterlandsfeindliche" und „jugendverderberische" Sozialdemokratie ein. Hüben wie drüben strengt man sich an, die Jugend in möglichst engen Gesinnungskreisen abzusperren, bietet man ihr Verhetzung und unfruchtbaren Dogmatismus, Phrasen und Vorurteile, steckt man sie in geistige oder wirkliche Uniformen.

Man versündigt sich an der Jugend und an der Nation durch all den phrasenverbrämten Mißbrauch, den man gegenwärtig mit dem Worte treibt: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft". Die Jugend als Beute für Partei- und Sonderagitation betrachten: das heißt, ihr heiligstes eigenstes Recht ihr rauben, das auf gesunde natürliche Entwicklung, auf Wachstum zum Ganzen hin. Hat nicht jeder Parteipolitiker schon, wenn er sich und seine Lage ehrlich prüft, die Pflicht, für Parteiprogramme und Schlagworte einzutreten, als einen Zwang empfunden, heilsam vielleicht für irgendeine augenblicklich betriebene Sache, nie aber für den eigenen inneren Menschen? Und muß ihm nicht das Gewissen schlagen, wenn er mit solchem Zwang schon vor der Zeit, ehe noch eigenes Urteil und kritisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschulte Widerstandskraft das Unheil mildern, den jungen Leuten den Weg abschneidet? Hat man wirklich schon so gründlich jene Demut vor den natürlichen Entwicklungskräften im jungen Menschen verlernt, die bei allen großen Erneuerungen der Kultur so entscheidend mitgewirkt hat? Wir reden heutzutage ziemlich viel in der Pädagogik von ihr: hier wird eine Probe von uns verlangt, ob sie uns nicht fremd geworden ist.

Das ist die Sünde gegen die Jugend. Aber an die Jugend wenden sich auch wieder die besten Hoffnungen der Gesamtheit, in die sie hineinwachsen soll. Von allen Seiten her, von außen und innen wird von uns die Steigerung unserer Kräfte, Rüstung zu neuen Aufgaben, Einigung vor großen gemeinsamen Lebensfragen der Nation oder gar der westeuropäischen Kulturen verlangt. Aus wirklichen drängenden Nöten entspringen die mannigfachsten Besserungsvorschläge: sie alle setzen ihre beste Hoffnung naturgemäß auf einen für jene größeren Aufgaben vorbereiteten Nachwuchs. Bedeutet es dann nicht auch eine Lebensfrage der Nation, der Kulturgemeinschaft, die Jugend gerade nur für das Beste, die wertvollsten, die ganz unzweifelhaft gemeinsamen Aufgaben aufzusparen und zu rüsten? Ist es dann nicht auch ein höchst bedenklicher Raub an unserer gemeinsamen Zukunft, wenn die Jugend dem Mitwirken an ihr entzogen und in die Sackgassen der für die Erwachsenen vielleicht notwendigen, für eine ferne Entwicklung aber weniger bedeutenden Gegenwartskämpfe geführt wird?

Es ist ein Ziel auf weite Sicht, das wir aufstellen, und dennoch müssen sich ihm noch die Blicke zuwenden, soll nicht die Nation wieder einmal eine schwere Pflicht in einem entscheidenden Augenblick versäumen. Fast könnte, wie die Dinge jetzt liegen, die Forderung einer großzügigen deutschen, von Parteiinteressen freien, den eigenen Bedürfnissen der Jugend genügenden Jugendpflege Utopie gescholten werden. Wenn wir sie trotzdem mit der Hoffnung auf eine künftige Wirklichkeit aussprechen, was gibt uns den Mut dazu? Die Jugend selbst.

Sie läßt sich auf die Dauer nicht vergewaltigen. Eine Jugendarbeit, die nur vom Verneinen und „Bekämpfen" leben will, erledigt sich mit der Zeit von selbst. Die Jungen, mögen sie auch anfangs massenhaft zulaufen, bleiben weg, wenn ihnen nur Steine geboten werden. Sie entziehen sich ihren Erziehern oder entgleiten ihnen. Gerade die erfolgreichsten Jugendpfleger wie Walter Classen wissen von der Selbstkorrektur aller verfehlten Jugendpflege, von dem Siege einer von allen engen Nützlichkeitsabsichten freien Jugendarbeit zu erzählen. Die Schulentlassenen zumal, die früh auf sich selbst gestellt, oft ausgenutzt, eine feine Witterung dafür haben, wo ihnen echte Liebe und wo ihnen Absichten begegnen, sind nicht festzuhalten ohne positive Leistungen, von denen sie dauernd Förderung verspüren. Das Wandern, die Bekämpfung des Alkoholgenusses, die körperlichen Übungen, die Erziehung zu edleren Freuden, zum Kunst- und Naturgenuß, zu gesunder Geselligkeit, zu einem charakterbildenden Gemeinschafts- und Verantwortlichkeitsgefühl: das muß der Hauptinhalt jeder Jugendpflege werden, aus welchem Geiste sie auch immer herausgewachsen sein mag — will sie sich behaupten. Aufgaben dieser positiven Art drängen sich denn auch überall dort in überreicher Fülle heran, wo ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirklich lebendiger Verkehr zwischen Führern und Jungen sich herausbildet. Vor dem werdenden Menschen, wenn man ihn recht empfindet, verschwinden die kleineren trennenden Gegensätze, und nur die großen entscheidenden Notwendigkeiten und Ziele menschlicher Entwicklung bleiben bestehen. Einstweilen freilich scheint es, als bringe die „Bewegung" dieser stillen, fruchtbaren Wechselwirkung zwischen den Heranwachsenden und Erwachsenen, ohne die jede Jugendarbeit verdorrt, mehr Schaden als Nutzen. Namentlich sieht man gelegentlich, was in Süddeutschland, in Bayern Tröstliches von den Offizieren und anderen Freunden der Jugend geleistet wird, im Norden in den schärferen Parteigegensätzen arg verballhornt. Wenn in Kiel kürzlich die Jugendwehr um die Erlaubnis nachgesucht hat, die Offiziere der Garnison grüßen zu dürfen, wenn in Sachsen Jugendvereinigungen deshalb monatelang keine Spiele abhalten — weil die Uniformen noch nicht fertig sind, wenn man in einem Zirkular an Schuldirektoren gesteht, daß für die Veranstaltungen eines vaterländischen Jugendbundes Kinder sozialdemokratischer Eltern vorläufig nicht in Betracht kommen können — so zeigt das, daß wirklich über jenen äußeren Anlässen der Jugendpflege einstweilen die tieferen Notwendigkeiten, aus denen sie herausgewachsen ist, zurückgedrängt werden. Gänzlich verdrängen werden sie sich nicht lassen. Wenn man erst einmal da und dort mit all den Bewegungen und Gegenbewegungen an dem gesunden Empfinden der Jugend, an ihrem natürlichen Entwicklungs- und Freiheitsbedürfnis gescheitert sein wird, werden wohl die Unberufenen, die durch Agitation oder offizielle Werbung Gewonnenen ermatten, das aber wird keinen allzu großen Schaden bedeuten. Die unsachlichen Beweggründe zu einer Beschäftigung mit der Jugend, die vielfach im Augenblicke mitspielen, werden ihre Zugkraft verlieren — die sachlichen aber, die wahrhaft stark genug sind, um ein noch im Aufstreben begriffenes, gesundes Volk aufzurütteln, werden umso klarer, nachdem einmal erst die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt ist, hervortreten. Dann werden die wirklich neutralen Jugendvereinigungen, die nur der Jugend dienen und sie nicht irgendeinem Zwecke nutzbar machen wollen und die seit mehr als einem Jahrzehnt bereits den Gedanken der Jugendpflege rein gehegt und lebendig betätigt haben, als Vorbild und Muster wirken — vielleicht weniger laut in Resolutionen, als es augenblicklich der Fall ist, aber desto tiefer im Gedeihen der Jugend selbst.

Und die Lehre daraus für den nächsten Augenblick?

Sich nicht verärgern lassen durch die mancherlei sonderbaren Auswüchse hüben und drüben! Nicht in jene neudeutsche Verdrossenheit verfallen, zu der jetzt schon wieder, kaum daß die Jugendpflege eine halbwegs öffentliche Angelegenheit geworden ist, weite Kreise der „Intellektuellen" und vielleicht auch mancher sehr wohl Berufene neigen; nicht sich der müden Skepsis, der billigen Ironie vor einer Sache von solcher Wichtigkeit überlassen. Sondern mitangreifen! Besser machen! Die Unsachlichen, allzu Geschäftigen, überall Entbehrlichen, sei's „hüben" oder „drüben", zurückdrängen und den Sachlichen, Ernsten, Unentbehrlichen zum Siege helfen. Die Jugend wartet auf solche Hilfe gegen ihre falschen Freunde und wird sie reichlich danken.

H. Ullmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Undogmatischer Unterricht.

Die Schule ist heute noch durch und durch dogmatisch, und zwar nicht nur im Religionsunterricht. Sie ist es in jedem Fache. Immer dann, wenn ich als Lehrer eine Antwort gebe, ehe ich gefragt wurde, eine Lösung, ehe das Problem da war, wenn ich eine allgemeine Erkenntnis mitteile, ohne daß das Kind über die nötigen vielen Einzelheiten unterrichtet ist, die zum Verständnis notwendig sind, immer dann unterrichte ich dogmatisch. In den vielen Verallgemeinerungen und Behauptungen, die wir den Kindern an den Kopf werfen, kommt die dogmatische Natur der Schule am ersten zum Ausdruck. Und dieses Dogmatische, das in allen Fächern herrscht, macht die Schule so ungenießbar für das Kind.

Das Kind ist im allgemeinen induktiv veranlagt, d. h. es geht in seinem Denken gern von bestimmten Tatsachen und Einzelbeobachtungen aus und entschließt sich nur langsam zu allgemeinen Behauptungen, wenn ich auch zugebe, daß hin und wieder einmal die entgegengesetzte Neigung im Kindesalter vorkommt.

Ein abschließendes Urteil, eine allgemeine Behauptung aber sind erst dann wertvoll, wenn sie auf Grund eines umfassenden und gesicherten Wissens gewonnen wurden. Daher sollte es immer wieder unsere Aufgabe sein, alle allgemeinen Fragen und Ergebnisse des Unterrichtes, soweit als nur irgend möglich zurückzuhalten. Es kommt für die Schule viel weniger auf ein Lösen allgemeiner Fragen an, als auf das Vorbereiten der Lösung. Schließlich ist jede Verallgemeinerung, ob auf religiösem oder weltgeschichtlichem oder geographischem Gebiet immer eine private Angelegenheit des Schülers; und der Lehrer handelt auf jeden Fall zweckwidrig, wenn er seine Meinung über irgend eine allgemeine Frage dem Kinde aufnötigt. Ebenso wie wir es — im Interesse der Religion — ablehnen, das Kind zwangsweise zu bestimmten religiösen Meinungen zu erziehen, haben wir nicht das Recht, von ihm zu fordern, daß es Goethe für den größten Dichter halte, die Hohenzollern ohne Ausnahme für Genies usw. Nicht nur die Religion ist Privatangelegenheit eines jeden, sondern jede allgemeine Erkenntnis aus irgend einem Wissensgebiet ist es ebensosehr.

Der Lehrer aber kann und darf und soll nicht mehr geben als ein möglichst reiches Material zur Beurteilung aller Weltanschauungsfragen (im allgemeinen Sinne des Wortes!), auf Grund dessen das Kind selber urteilen lernt. Wie es schließlich über eine Person, eine Sache oder eine Meinung urteilt, ist und bleibt, wie gesagt, Privatangelegenheit des Kindes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So allein kommen wir zu einem wirklich dogmenlosen Unterricht, zu einem Unterricht, der grundsätzlich nicht mehr allgemeine (und daher wesenlose) Ergebnisse irgend einer Wissenschaft lehrt. So allein erziehen wir auch erst die Kinder zu einer wirklich vornehmen und wissenschaftlichen Denk- und Betrachtungsweise. Je wissenschaftlicher ein Mensch denkt, um so vorsichtiger wird er sein, in allen allgemeinen Urteilen und Schlüssen. Vorsichtig werden im Urteilen aber ist hier gleichbedeutend mit vornehm sein in seinem Denken und Empfinden. Ein Mensch wird um so eher geneigt sein, über eine Sache abzuurteilen, je weniger er von ihr weiß und kennt.

Der Lehrer hat auch nicht das Recht, zu irgend welchen bestimmten religiösen, moralischen, literarischen, sozialen, historischen Meinungen zu erziehen: Er darf es aus dem Grunde nicht, weil er dann stets in die Rechte der häuslichen Erziehung eingreift. Auf den Gebieten der Weltanschauung und der Religion hat das Haus das alleinige Verfügungsrecht.

Nun gibt es freilich Gebiete, auf denen allgemeinere Erkenntnisse gar zu nahe liegen, z. B. Physik, Chemie und Mathematik. Also gerade die exaktesten Fächer! Und auf diesen Gebieten dürfen zweifellos Lehrsätze am ehesten ausgesprochen werden, aber wenn das Kind sie nicht selbständig gefunden hat, sind sie auch hier keinen Schuß Pulver wert. Gradezu bedenklich aber verfährt die Schule überall da, wo sie dem Kinde eine Meinung des Lehrers auf religiösem, moralischem, literarischem, geschichtlichem und sozialem Gebiet aufzwingt.

Man täusche sich doch nicht! — Es ist ja puppenleicht, eine Schulklasse zu überreden, daß Napoleon I. einen ungemein verderblichen Einfluß auf die deutsche Kultur gehabt habe, aber ebenso leicht und ebenso wertlos ist es, Kindern nachzuweisen, daß derselbe Mann über alle Maßen förderlich für die Entwicklung unseres Volkes gewesen ist. Das eine Urteil ist ebenso verkehrt und töricht als Ergebnis des Unterrichts wie das andere. Nicht darauf kommt es an, daß die Kinder so oder so denken, sondern daß das Interesse für die napoleonische Zeit überhaupt in ihnen erweckt wurde und daß sie so viele Einzelheiten über diese Epoche hören, daß sie aus eigener Kraft zu einem Urteil kommen, wenn sie reif (d. h. alt!) geworden sind.

Heinrich Scharrelmann.

Auch eine Universitätsreform.

Vor wenig Wochen stand im Preußischen Abgeordnetenhaus der Etat der Justizverwaltung zur Beratung. Wie üblich, benutzten die einzelnen Redner diese Gelegenheit zu allgemeinen Erörterungen über zeitgemäße

juristische Fragen, und unter anderem wurde auch das Thema der Vorbildung der Juristen, in erster Linie des juristischen Universitätsstudiums, von verschiedener Seite behandelt. Einstimmig wurde hierbei darüber Klage geführt, daß die Herren stud. jur. den Besuch der Vorlesungen allzusehr vernachlässigten und statt dessen sich von berufsmäßigen „Einpaukern" auf das Examen vorbereiten ließen — ein Übelstand, der an und für sich ebenso bekannt wie bedauerlich ist. Um dem abzuhelfen, schlug nun der Abgeordnete Trimborn folgendes vor*):

> „Man könnte in jedem Kolleg eine Anwesenheitsliste auslegen (große Heiterkeit), von der werden dann von Zeit zu Zeit amtliche Auszüge gemacht und den Herren Eltern zugeschickt (Heiterkeit) . . . Sie bedauern, daß dadurch ein Stück akademischer Freiheit verloren geht? Aber so wird die akademische Freiheit dem Zwange eines Einpaukers unterworfen, der noch viel rücksichtsloser ist. Ein Zwischenexamen nach drei Semestern wäre vielleicht ein gutes Mittel gegen diese Mißstände."

Nun ist es wohl möglich, daß diese beiden Vorschläge Trimborns: Anwesenheitslisten und Zwischenexamina scheinbar den gewünschten Erfolg haben, d. h. das „Schwänzen" und das Einpaukerwesen einschränken würden. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß damit eine wirkliche Gesundung der Verhältnisse nicht herbeigeführt wird. Im Gegenteil! Dies Vorgehen gliche dem Verfahren eines Kurpfuschers, der an den äußeren Symptomen einer Krankheit herumdoktert, statt deren Herd und Ursache zu erforschen, und daß gerade Trimborn eine so oberflächliche und gefährliche Methode empfehlen konnte, befremdet um so mehr, als er bei derselben Gelegenheit aussprach, daß bei einer so allgemeinen Erscheinung offenbar „Fehler im System" vorliegen. Diesen nachzugehen und sie aufzudecken wäre die Aufgabe eines wirklichen Reformators.

Trimborn setzt sich leicht darüber hinweg, daß bei Durchführung seines Vorschlags ein Stück akademischer Freiheit preisgegeben werden würde. Es ist dies nun sicher kein wesentliches Stück dieser akademischen Freiheit, zumal ja das jetzt vollkommen veraltete Testierwesen denselben Zweck hatte. Das Problem ist aber in dieser Richtung viel tiefer zu fassen: Akademische Freiheit bedeutet für den Studierenden, abgesehen von persönlichen Privilegien, von der akademischen Freizügigkeit u. dgl. vor allem Lernfreiheit, d. h. die Freiheit, über Wahl und Durchführung seines Studiums selbständig zu entscheiden. Eine solche Freiheit aber legt mit Naturnotwendigkeit ihrem Besitzer auch eine Verantwortung, eine Pflicht auf, in diesem Falle die Pflicht ernsten und gewissenhaften Strebens, und die Frage, die sich bei der Betrachtung von Mißständen gedachter Art erhebt, ist die, ob und aus welchen Gründen die Studentenschaft dieser Verantwortung nicht mehr gewachsen, ob sie vielleicht gar des Privilegs der akademischen Freiheit nicht mehr würdig sei.

Diese Frage scheint erfreulicherweise verneint werden zu können. Kollegschwänzen ist zwar ein altes studentisches Ideal, so etwa wie das

*) Nach der Frankf. Ztg. 1912, Nr. 53.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Raufen und Saufen, aber ein Ideal, das doch glücklicherweise ebenso wie diese anderen im allgemeinen im Verblassen begriffen ist. Die Vorstellung vom Studenten als einem feucht-fröhlichen Nichtstuer und Genießer, der das Geld seines Vaters mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft, erhält sich ja eigentlich nur dank der öffentlichen Aufführung verhältnismäßig kleiner Kreise der Studentenschaft, wie sie unsere Witzblätter wiedergeben. Aber die erhöhten Anforderungen des Studiums, das gestiegene Durchschnittsalter der Studierenden und nicht zuletzt machtvolle Reformbewegungen in der Studentenschaft tragen von Tag zu Tag dazu bei, diesen mittelalterlichen Studententypus verschwinden zu machen. Und hier hätte Trimborn einsetzen müssen. Er hätte sich fragen müssen, ob denn nicht in der Studentenschaft selbst Strömungen vorhanden seien, die auch einer laxen Auffassung des Studiums gegenüber reformierend wirken, und es hätte diese leicht aufzuzeigenden Strömungen fördern und verbreiten sollen. Das wäre eine gesunde Reform von innen heraus.

Mit diesen Überlegungen ist jedoch die Frage: Woher rührt der mangelhafte Kollegbesuch und wie ist dem abzuhelfen? durchaus noch nicht erschöpft. Man würde vielen Studierenden sehr Unrecht tun, wenn man sie ohne weiteres der Bummelei zeihen wollte, weil sie die Vorlesungen wenig besuchen und zwar nicht nur deswegen, weil vielleicht der eine oder andere aus individueller Veranlagung eine Art Selbststudium vorzieht, sondern vor allem, weil der Vorlesungsbetrieb für unser modernes Universitätsleben überhaupt im wesentlichen veraltet ist. Die Universität ist ja außerordentlich konservativ und pflegt im allgemeinen ihre Zöpfe sorgfältig, von den Talaren der Dekane bis zum lateinischen Doktoreid; aber daß bei dem riesigen Anwachsen des Wissensstoffes, der ungeheuren Spezialisation der einzelnen Wissenszweige und nicht zuletzt der außerordentlichen Steigerung der Zahl der Studierenden auch neue Wege in der Unterrichtsmethode der Universität eingeschlagen werden müssen, das ist eine Erkenntnis, die auch in Professorenkreisen sich mehr und mehr durchsetzt. Die Massenvorlesungen vor mehreren Hundert Studierenden, die an unseren großen Universitäten heutzutage etwas ganz Gewöhnliches sind, haben für den einzelnen Studierenden eigentlich nur dann Wert, wenn sie nichts als allgemeine Einführung und Orientierung bieten wollen. Von einer wirklichen Durcharbeitung des Stoffes ist dabei keine Rede, und der Studierende, der nicht einmal die Möglichkeit hat, bei ihm unverständlich gebliebenen oder auch ihn besonders interessierenden Einzelheiten um nähere Erklärungen zu bitten, erreicht in der Regel dasselbe oder sogar mehr, wenn er ein gutes Lehrbuch studiert. Fruchtbar gearbeitet werden kann dagegen nur in persönlichem Gedankenaustausch zwischen Dozent und Studierenden, was natürlich nur in kleinerem Kreise möglich ist, d. h., weit wichtiger als das ganze Vorlesungswesen ist der Seminarbetrieb. Es ist dies eine Tatsache, die jeder Studierende und jeder Dozent, der auch nur etwas pädagogischen Blick besitzt, aus eigner Erfahrung bestätigen wird, und es ist ein „Fehler im System", wenn offiziell, z. B. bei Meldungen

zu Prüfungen, noch immer so viel Wert auf den „Nachweis" des Vorlesungsbesuchs — womit in Wirklichkeit natürlich nur das Kolleggeldzahlen bewiesen wird — gelegt wird. Gewiß ist praktisch der teilweise Ersatz der Vorlesungen durch Seminare mit großen Kosten verknüpft und daher nur allmählich durchzuführen. Aber die Maßnahmen, die Trimborn fordert, kosten auch Geld, und stützen dabei Fehler eines Systems, das im Kerne wesentlicher Umgestaltung bedarf.

Freilich bleibt dabei noch ein Punkt auffällig: Das Kollegschwänzen ist nirgends so verbreitet wie bei den Juristen. Also müssen doch hier noch besondere Verhältnisse vorliegen, die entweder in einer besonderen Zusammensetzung dieses Teils der Studentenschaft oder aber in einer erhöhten Reformbedürftigkeit gerade des juristischen Universitäts unterrichts begründet sein können. Inwieweit das erste der Fall ist, läßt sich ohne exakte statistische Unterlagen schwer nachweisen. Sicher aber ist das Bedürfnis nach einer Reform in Plan und Methode der Universitätsausbildung bei den Juristen noch stärker als in anderen Fakultäten, vor allen Dingen in der Richtung einer verbesserten Allgemeinbildung und einer erhöhten praktischen Ausbildung der Studierenden. Wie das im einzelnen zu bewerkstelligen ist, mögen die Herren Juristen unter sich ausmachen. Daß in den Kreisen der Juristen selbst das Streben nach einer Reform des juristischen Studiums sehr kräftig ist, zeigt die reiche Literatur über dies Thema, von der nur auf die Schriften von Gerland, Grueber, Krückmann, Zitelmann u. a. verwiesen sei.

Ob Trimborns zweiter Vorschlag, die Einführung eines juristischen Zwischenexamens, das ja auch einige Autoren der genannten Fachliteratur fordern, von wirklich reformatorischer Bedeutung ist, erscheint ebenfalls zweifelhaft. Ein Zwischenexamen, wie etwa das Physikum der Mediziner, hat dann einen guten Grund, wenn es einer Überlastung der Prüflinge und der Examinatoren abhilft, wenn also der Prüfungsstoff eine Zweiteilung erfordert. Ist dies nicht der Fall, so erscheint es bedenklich, der Examenswut in Deutschland weitere Opfer zu bringen, ganz abgesehen davon, daß man sich zu einem Zwischenexamen genau so gut einpauken lassen kann wie zu einer Abschlußprüfung. Zudem häuft sich auch für die Hochschullehrer die Last der Examina infolge der reißend wachsenden Zahl der Studierenden ins Unerträgliche.

Man sieht, daß es nicht allzuschwer ist, wirkliche „Fehler im System" des juristischen Studiums und des Universitätsstudiums im allgemeinen zu entdecken, wofern man nur die Entwicklung des deutschen Universitätswesens bis in die Gegenwart hinein mit forschendem Blick verfolgt. Gewiß ist jedes Urteil über die Notwendigkeit von Reformen, das man bei solcher Betrachtung gewinnt, subjektiv, aber der eine Grundsatz darf dabei nicht vernachlässigt werden: Es ist nicht die Hauptsache, „Mittel gegen Mißstände" auszudenken, sondern deren Ursachen aufzusuchen und zu beseitigen.

Dr. Ehrhard Kämpfer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Wandervogel.

II.

In meinem ersten Aufsatz (im 3. Heft des „Vortrupp") habe ich schon über die Krise berichtet, die bereits in der ersten Jugend des Wandervogel zu einer Spaltung führte. In Zuschriften, die ich daraufhin aus Wandervogelkreisen erhalten habe, ist behauptet worden, daß ich diese Wandervogelkrise falsch dargestellt hätte.*) Nun, es leben ja noch mehrere Männer, die jene Vorgänge miterlebt haben und darüber aussagen können. Nicht auf meine Anregung erfolgte jene Spaltung, die dazu führte, daß es von da ab einen „Altwandervogel" und einen „Wandervogel, eingetragener Verein" gab, sondern auf Veranlassung des Herrn Prof. Dr. Albrecht in Gr.-Lichterfelde, der damals Schatzmeister des Wandervogels war und sich als solcher große Verdienste erwarb. Wir waren im Ausschuß infolge des passiven Widerstandes des Karl Fischer aufs tote Gleis gedrängt. Deshalb die von Prof. Albrecht beantragte und durch Abstimmung herbeigeführte Neuschöpfung des „Wandervogels, eingetragener Verein" dem gegenüber Fischer mit seinem Anhang seine Arbeit im „Altwandervogel" fortsetzte. Wir mußten so handeln, weil die Feindseligkeiten der Führer innerhalb des ursprünglichen Wandervogels sich auf die Schüler übertrugen und den Lehrern und Direktoren so unangenehm auffielen, daß eine Abhilfe von uns erwartet und gefordert wurde, sollten die Direktoren nicht durch ein Veto die ganze Schöpfung im Keime zerstören, wozu sie hier und dort schon Neigung zeigten. Wie weit ich dabei mit in Betracht kam, habe ich schon früher einmal dargestellt**).

Wie schnell sich die Erinnerung an solche Dinge verwischt und verschiebt, entnehme ich dem Briefe eines Thüringer Gauwartes des Wandervogels, welcher behauptet, ich hätte persönliche Zerwürfnisse mit Herrn Karl Fischer gehabt und hätte am Tage nach der Schlußversammlung, auf der ich zurückgetreten sei, in Steglitz den „Wander-

*) Der Mitbegründer des Wandervogels heißt allerdings Karl Fischer, nicht Kurt. Ich höre, daß er jetzt in Kiautschau als Dragoman, andere sagen als Redakteur einer deutschen Zeitung leben und mit deutschen Verwandten und Freunden in steter Beziehung stehen soll. Ich hatte meine Angabe aus einem Aufsatz des „Wandervogels" selbst, ich glaubte, daß er aus der Feder des später noch wiederholt zu nennenden Herrn Dr. Breuer stammte, der mit den Worten schloß, Fischer wäre „verschütt". Der zweite der „Unterbacchanten" heißt nicht Thiele, sondern Bruno Thiede.

**) „Mein Kampf um die Wahrheit", Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Herm. Ehbock, Berlin W 30, S. 92 f., wozu eine ‚Berichtigung' von Prof. Albrecht in der Broschüre „Das Steglitzer Gymnasium und Herr Prof. Dr. Ludwig Gurlitt" von Dr. Robert Lück (Heidelberg, Carl Winter, 1907, S. 37 ff.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vogel Steglitz, eingetragenen Verein" gegründet. Der Konflikt mit Fischer fällt nun tatsächlich auf das Ende des Jahres 1903 und den Anfang 1904, mein Amt als Vorsitzender des „Wandervogels" habe ich aber erst am 17. Januar 1907 niedergelegt*). Unser lebhaftes Bestreben ging von Anfang an darauf, auch mit dem Altwandervogel in gutes Einvernehmen zu kommen. Ich hatte mit Fischer niemals eine feindselige Korrespondenz zu führen. Das letzte Schriftstück seiner Hand, das ich noch vorfinde, ist ein Brief vom 7. Dez. 1903, 24 Seiten lang und schließend mit den Worten „Hochachtungsvoll und in alter Verehrung Ihr Karl Fischer Oberbacchant."

Wenn es sich wirklich lohnte, so alten Streit wieder aufzurühren, so könnte ich die Dinge ganz genau darstellen. Nur weniges will ich sagen. Der Streit kam daher: die bereits genannten drei Unterbacchanten Weber, Thiede und Copalle hatten einen Schüler ausgestoßen und Fischer hob ihre Maßnahmen auf. Der Vorstand wollte vergleichen, Fischer aber war allen Vermittlungsvorschlägen unzugänglich. Dabei kam freilich auch seine schöne Begeisterung für seine Schöpfung zu klarem Ausdruck. Um ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt, will ich Proben dieser Begeisterung mitteilen: Er schrieb (5.—7. Dez. 1903):

„ — — Ich bin felsenfest überzeugt, daß der Ausschuß keinen anderen Leitgedanken gehabt hat, als den, seine P f l i c h t zu tun". „Aber . . . ich bin doch — „nur die Lumpen sind bescheiden, der Brave freut sich seiner Tat!" — nicht dieser oder jener, sondern der Gründer des Ausschusses und, was noch wichtiger ist und was ich hier einmal betonen m u ß, der Vater (trotz meiner jungen Jahre) und — ohne meinen vertrautem Freunde Herrn Hoffmann zu nahe zu treten — der Erhalter der Bewegung, während die anderen Herren aus ihrer teils spöttischen, teils „vorsichtigen" Zurückhaltung erst hervortraten, als die „grobe" Arbeit bereits geleistet war . . . Die Arbeit, Klötze beiseite zu schaffen, Fundamente zu graben und dann die Quadern aufeinander zu schieben, mag ja die Hände etwas rauh machen, vielleicht zu rauh für Leute, welche nur für das Glatte schwärmen. Aber war nicht der Plan zum Bau und dann der innere und äußere Ausbau wieder seine Arbeit? Und auch diese Arbeit stammt von mir. Wer hat den einen Gedanken oder vielmehr den Trieb, der zugrunde lag, der da war und wie ein tolles Fohlen umhersprang, davor bewahrt, daß er in die Sümpfe lief und „versumpfte"? Wer hat es verhindert, daß es ziellos in die Steppe lief und ein nutzloses, zottiges, wildes Tier wurde? Wer hat dann das Zaumzeug aufgepackt und dann gelegentlich je nach Bedarf die Sporen aufgesetzt oder kräftig die Weichen gedrückt? Wer hat die Zügel auf dem bald schlechten, bald guten Weg bald fest gezogen, bald schlaff gelassen? Ich schäme mich fast, das zu sagen, daß ich es bis jetzt gewesen. Es war mir sehr peinlich, ja fast widerwärtig, das zu schreiben, aber es m u ß t e mal gesagt sein, einmal frisch von der Leber weg. — — Man wird wohl sagen können: „Welch Aufheben bei solcher Sache? Ein Sturm im Glase Wasser!" Mag sein; aber wer im Glase Wasser steckt, für den ist es ein Meer, und er kann darin schwimmen oder ersaufen (sit venia verbo)."

*) Vgl. Nachrichtenblatt des Wandervogels, eingetragener Verein zu Steglitz bei Berlin, Jahrgang IV, März 1907, Nr. 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So hat Karl Fischer kurz vor seiner Abreise nach China an mich geschrieben. Es ist doch ganz gut, wenn man alte Briefe aufhebt: man kann damit manchmal falscher Mythenbildung entgegentreten. Also nichts von Feindschaft mit mir, die zum Bruche führte, sondern nur eine schweigende Verstimmung, als er vollzogen war.

Wir dürfen aber diese persönlichen Streitigkeiten zwischen Fischer und den drei „Rebellen" nicht überschätzen. Die Spaltung in „Altwandervogel" und „Wandervogel, eingetragener Verein", die damals eintrat, hat ihren viel tieferen Grund im Wesen der Wandervogelbewegung überhaupt. Wir haben die unzweideutigen Bekenntnisse der Gründer der ganzen Bewegung vor Augen: Hans Breuer, (Frankfurt a. M.) schrieb im „Wandervogel" sein Erinnerungsblatt über Karl Fischer, worin es heißt:

„Er war noch Pennäler am Steglitzer Gymnasium, da begann er einmal in der Turnstunde, wir übten gerade die Bauchwelle vorneherum, seine Pläne zu entwickeln. — Er knüpfte an Vorhandenes an. In mehreren Großstädten hatten, wenn auch vorübergehend, Zusammenschlüsse von Schülern zu gemeinsamen Ferienwanderungen stattgefunden. Am Steglitzer Gymnasium hatte der Magdeburger Hoffmann für diese Fahrten eine ganz eigenartige Wandertechnik — so wie wir sie heute noch haben — mit dem Geiste der spartanischen Selbstzucht entwickelt. — Nun sagte sich Fischer: Diese Schülerfahrten kommen nicht von ungefähr, hier liegt eine große propagandafähige Idee begraben. Die Großstadt verschandelt die Jugend, verbildet ihre Triebe, entfremdet sie immer mehr einer natürlichen, harmonischen Lebensweise. Aus den großen Häusermeeren steigt das neue Ideal: Erlöse dich selbst! Ergreife den Wanderstab und suche da draußen den Menschen wieder, den du verloren hast, den einfachen, schlichten, natürlichen. — Da hatte die Jugend eine neue Heilswahrheit — selber gefunden!"

So hatte der Wandervogel eigentlich die gleiche Wurzel wie die geheimen Schülerverbindungen, aber sein Ziel war ein anderes. Das führte statt in die dumpfe Kneipe ins Freie, statt zu studentischen Nachahmungen zu einer neuen Schöpfung, statt in den „Sumpf" — auf die Höhe. Der Wandervogel war also eine romantische Entladung des damaligen jugendlichen Gefühlslebens, eine Reaktion gegen die klassizistische Verbildung durch die Schule; es mußten daher gerade die Teile der Wandervogelbewegung am stärksten auf die Jugend wirken, die am romantischsten, am „bacchantischsten" ja, am bizarrsten waren. Und das waren die Bacchanten um Karl Fischer. Sie und er selbst ergriffen die Jugend am mächtigsten. So stellt es auch Breuer dar:

„Das Ziel war erkannt und der Losmarsch begann. Fischer führte die Haufen, die sich begeistert um die Fahne der jungen Sache scharten. Und er hat sie gut eingeführt. Noch heute bewährt sich die alte Fischersche Organisation: Der Eltern- und Freundesrat ist Schild und die Jugend ist Schwert — und Schwert muß sie bleiben, wofern nicht der ganze Elan der Bewegung abstumpfen soll. Noch steht das alte Scholarenbuch, jene diplomatisch meisterhafte Rückendeckung gegen alle Schülervereinsbedenken, noch gibts die Things, die Kriegsspiele und manche andere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fischersche Einrichtungen. Er hat mit unsäglichem Fleiß für die Sache gearbeitet, Tage und Nächte, er ganz allein alles, jahrelang. —

Und das war sein Verderben. — Hier setzt der Fehler in seiner Rechnung ein, jener Fehler, den er mit geradezu wahnsinniger Konsequenz durchgerechnet hat, bis er schließlich daran zerscheiterte. Indem er alles war und wußte, daß er alles war, und soviel Begeisterung auf ihn, den einen, zusammenströmte, da fing er an, nicht mehr klar zu sehen, was er selber und was sein Geschöpf war. Er sah die ganze Bewegung in sich als den größten und tüchtigsten gipfeln; da kürte er sich selbst zum Oberbacchanten, zum Großbacchanten, da sollte der junge Wandervogel die Herrlichkeit der Idee verkörpert sehen, der sollte als der leibhaftige Genius voran marschieren, allen sichtbar, von allen geehrt — der Ideal-Wandervogel — Baden-Powell! — Das war der Traum eines Primaners."

Weber dagegen, Thiede und Copalle waren feiner, gesitteter, „vernünftiger", waren weniger romantisch und bildeten keine genügende Reaktion gegen den Pennalismus. Das Kind dieser Leute war der „Wandervogel, eingetragener Verein„, der zeitlebens Maß zu halten wußte und gerade dadurch der heißen Jugend nicht genügte. Karl Fischer begeisterte, Weber und Copalle konnten das nicht in gleichem Maße. Nebenbei war Fischer freilich ein Tyrann und ein Hartkopf. — Diese beiden Wandervereinigungen sind also der Art nach verschiedene Produkte jugendlicher Schaffenskraft. Der „Wandervogel, eingetragener Verein" war reich, angesehen und gut empfohlen, das Häuflein um Fischer blieb von allem das Gegenteil, und doch hat dieses Häuflein in kaum Jahresfrist den anderen Verein überflügelt, und zwar nur deshalb, eben weil es dem romantischen Wesen der Jugend bessere Nahrung gab, weil es von einer tiefen Begeisterung für Karl Fischer getragen wurde.

„Denken wir vor allem an jene Winterabende auf Fischers Bude in der Sedanstraße. Da stand das heilige Kanapee mit den verbogenen, ramponierten Spiralen. Das war die Hochburg aller Wandervogelei. Da sammelten sich allwöchentlich die Getreuen um die Lampe, man hielt „geheimben Rat"; der Großbachant thronte mit viel Würde auf den verbogenen Spiralen und hielt unstopfbare Reden, wir drumherum mit roten Köpfen, denkend, es müßte so sein. Da wurde manch gutes Samenkorn für die kommenden Sommerfahrten gelegt: er las uns Fontanes Wanderungen, Thomas Platter, Hans Sachsens Schwänke, Schwindrazheim und Schultze-Naumburg vor, die damals aufkamen, und die leider eingegangene Zeitung: „Deutsche Heimat", an der wir uns damals alle begeisterten. Die Art, wie er sich die Einzelnen vornahm, sie zu Führern und Werbern der Sache heranbildete, hat nie wieder ihres gleichen gefunden." (Breuer.)

Weitere Entwicklung: der „Wandervogel, eingetragener Verein" war an Bildung dem Altwandervogel überlegen, seine Zeitschrift stand literarisch höher. Der Altwandervogel kam nach Fischer in die Hände typischer „Berliner" und litt bei dem starken Anwachsen bald an einer gewissen geistigen Unvollkommenheit, die eben durch den Ausdruck „Berlinertum" am besten bezeichnet wird. Dagegen erlebte er einen inneren Aufschwung durch das Auftreten eines wohlhabenden Rittergutsbesitzers Namens Jansen, der durch einen eigentümlichen Per-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sönlichkeitswert ausgezeichnet war. Jansen verwandte seinen Reichtum nicht auf überflüssigen Tand, sondern stellte ihn in den Dienst der Regeneration der deutschen Jugend und zwar unabhängig von jeder politischen Tendenz. Jansen begünstigte mit als Erster die deutsche Licht-Luftbewegung, den Verein für Körperkultur und andere Reformbestrebungen, und als er vom Wandervogel hörte, da war er sofort dabei. Er hat durch seinen persönlichen Einfluß dem Altwandervogel in ganz kurzer Zeit viele Hunderte von Schülern zugeführt und damit dem Altwandervogel in der Provinz den Boden gesichert. Bald kamen neue Reformbestrebungen im Altwandervogel auf: einige provinziale Ortsgruppen spalteten sich ab und taten sich zu einem neuen Verbande zusammen, genannt „Wandervogel, deutscher Bund". Dieser Deutsche Bund wurde zum eigentlichen Jugend-Kulturträger und zwar unter dem schon genannten Hans Breuer, einem der alten Bacchanten aus Fischers Tagen.

Im Deutschen Bund wurde die Alkoholfreiheit eingeführt und damit die alte Bierlyrik überwunden: es entstand eine neue Geschmacksrichtung im Singen, das Volkslied kam auf. Dazu kam das Mädchenwandern und dadurch eine gewisse Vertiefung des Gemütes. Der Deutsche Bund war künstlerisch begabt, und seine Zeitung war auch für den Außenstehenden lesbar. (Heute erscheint die Zeitschrift verbunden mit denen des Altwandervogel und des „Wandervogel, eingetragener Verein") Nebenbei entstanden noch der „Bayrische Wandervogel" und der „Schweizer Wandervogel", ferner kamen hin und wieder auch religiös-romantisch gefärbte Bestrebungen auf.

Allmählich verfiel man auf den Fehler, die Jugend immer mehr unter die Obhut der Schule zu bringen, von der sie sich gerade geflissentlich entfernt hatte: Mit dem feinen Instinkte des schlechten Gewissens hatte die Schule voll Mißtrauen das Treiben der Wandervögel beobachtet. Sie lauerte auf die bekannten bedauerlichen Ausschreitungen, um dann einschreiten zu können. Daß der Geist ein Geist der Verirrung und der Auflehnung sein mußte, dafür bürgte schon die Tatsache, daß ‚der Gurlitt' daran Anteil nahm.

Ein Gymnasialdirektor erklärte denn auch, daß er den Schülern seiner „Anstalt" die Teilnahme am Wandervogel verbieten müsse, wenn der Gurlitt Vorsitzender bliebe. Von der anderen Seite hat man mir vorgeworfen, daß ich selbst die Wandervogelbewegung den „Schulmeistern" ausgeliefert, um nicht zu sagen an sie „verraten" hätte. Ich sagte schon: die Sache stand so, daß die Schulleute in den westlichen Vororten Berlins schon mit Verboten gegen den Wandervogel vorgingen und daß dieser nur durch Nachgiebigkeit überhaupt zu retten war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es traten jetzt viele Männer ein, die selbst Lehrer waren — und natürlich „verläßliche" im Sinn der Schule — oder Lehrer werden wollten, selbst schon Lehrersöhne von wohl temperierter Gesinnung. Ich leugne nicht, daß sie gute, treue Arbeit geleistet haben. Unverdrossen haben auch sie, so weit es möglich war, jeden Sonnabend ihre Trupps in die Umgebung von Berlin-Steglitz geführt und dann in den Ferien ihre weiten Ausflüge gemacht. Da gaben sie sich ganz ihren Aufgaben hin und boten der Jugend, die ihnen anhing, ihr Bestes, jeder in seiner Art, jeder nach Maß seiner Kräfte. Aber diese „Feineren", so ehrlich sie es meinten, fanden doch nicht den rechten Ton und damit nicht den begeisterten Anhang. Die Jugend wollte gerade vom Schulgeist loskommen. Man sagte in diesen Kreisen: „Schulausflüge haben wir schon. Wenn die Lehrer uns führen, wozu dann den Wandervogel? Der will uns ja gerade vom Geiste des Pennals erlösen. Jetzt sollen wir uns begönnern lassen? Wird uns nicht jede vertraulichere Annäherung an die Lehrer als ‚Anschmeißerei' gedeutet werden?" So hörte ich klagen. Es fehlt eben noch in Deutschland an dem rechten Vertrauensverhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Das läßt sich auch nicht erzwingen; Das erfordert einen ganz neuen Schulgeist, den nur tiefgreifende Reformen mit der Zeit schaffen könnten.

Da also nunmehr die ganze Bewegung in Gefahr kam, nicht nur „mit der Schule", sondern sogar „unter der Schule", zu gehen, und da dies einigen Kreisen des Altwandervogel nicht tunlich schien, so gründete man den „Jungwandervogel", der seine Bundesleitung in Hamburg hat. Der Jungwandervogel gibt gleichfalls eine eigne Zeitschrift heraus und ist im Wachsen begriffen.

Die Entwicklung ist also, kurz zusammengefaßt, die folgende: Der Wandervogel spaltete sich in den „Altwandervogel" und den „Wandervogel, Eingetragener Verein". Der Altwandervogel gab dann den „Wandervogel, Deutscher Bund für Jugendwanderungen" und später den „Jungwandervogel" ab. Neuerdings sind nun die Mehrzahl der Wandervogelverbände*) zu einer gemeinsamen Organisation, dem „Verbande deutscher Wandervögel", zusammengetreten.

So etwa stellt sich mir das äußere Gerippe dieser interessanten Kulturerscheinung dar. Ich bin bei der Darstellung von einem Herrn beraten worden, der wohl bald als einer der besten Kenner dieses Problemes mit seinen eigenen, tiefbegründeten Urteilen hervortreten wird.

Prof. L. Gurlitt.

---

*) Es sind dies der Alt-Wandervogel, der „Wandervogel, eingetragener Verein", der Wandervogel, Deutscher Bund, der Bayrische Wandervogel und der W.-V. Nordthuringgau. Nicht beigetreten ist der „Jungwandervogel".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Seit einigen Jahren ist die Schundliteratur in Deutschland ein anerkanntes Problem. Tatsächlich besteht sie schon seit viel längerer Zeit — seit mehr als 100 Jahren. Damals erregte sie einige Aufmerksamkeit, insbesondere als Goethes Schwager, Christian August Vulpius, 1789 seinen mehrbändigen Räuberroman „Rinaldo Rinaldini" schrieb, der jahrzehntelang ein äußerst beliebtes Lesefutter darstellte. Später aber geriet die Schundliteratur bei den Gebildeten in Vergessenheit, man kümmerte sich kaum noch um sie, und man zeigte recht wenig Verständnis für die ungeheure Notwendigkeit der Verbreitung guter Literatur.

Vereine zur Verbreitung guter Schriften sind insbesondere in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts mehrfach begründet worden. Damals besaß der sogenannte „Zwickauer Volksschriften-Verein" (1841) 7000 Mitglieder. In der Schweiz wurde ein „Zschokke-Verein" zum gleichen Zwecke begründet, in Württemberg 1843 ein „Württembergischer Volksbildungs-Verein", kurz darauf folgte ein badischer, 1846 ein norddeutscher, 1847 ein „Allgemeiner Deutscher Volksschriften-Verein" in Berlin, 1849 ein ähnlicher Verein in Wien. Alle diese Vereine sind wieder zugrunde gegangen. Der politischen Reaktion nach 1849 gebührt die Hauptschuld; aber auch die Interesselosigkeit der gebildeten Kreise für allgemeine Volksbildungsfragen trug dazu bei. Später wurden noch zweimal mißglückte Versuche zur Vereinsgründung unternommen. Der 1889 in Weimar gegründete „Verein für Massenverbreitung guter Schriften", der schon nach 2 Jahren mehr als 5000 Mitglieder zählte, ging bald wieder zugrunde, und das 1904 von derselben Seite geschaffene „Komitee zur Massenverbreitung guter Volksliteratur" löste sich ebenfalls nach wenigen Jahren wieder auf, ohne etwas Praktisches für seine Zwecke getan zu haben, obwohl ein Kapital von etwa 100 000 Mark gesammelt worden war.

Nur die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung", 1871 gegründet, behielt neben ihren anderen Zwecken auch die Verbreitung guter Literatur im Auge. Doch beschränkte sie sich auf die Unterstützung von Volksbibliotheken mit Büchern, ohne selbst gute Bücher in gediegener Form billig herauszugeben. Letzteres versuchten andererseits in dankenswerter Weise die Jugendschriften-Ausschüsse, die aber wiederum nicht für die Förderung der Volksbibliotheken tätig waren.

Nun läßt sich die Riesenaufgabe der Verbreitung guter Literatur in einem Volke von nunmehr 64 Millionen Köpfen, zu denen noch die vielen Millionen Deutscher in Öster-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reich, der Schweiz und im Ausland hinzutreten, nur lösen, wenn die Arbeit systematisch gestaltet und dauernd von einer Körperschaft verfolgt wird, die sie zu ihrem alleinigen Ziel macht. Dieser Gedanke war maßgebend für die Begründung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die gegen Ende des Jahres 1901 in Hamburg ins Leben trat. Ihr Zweck ist, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen". Absichtlich wurde vermieden, die Form eines Vereins zu wählen. Denn einstweilen sind wir Deutschen leider politisch, sozial und religiös ein zu zerrissenes Volk, als daß man nicht in solchem Falle wenigstens mit der Gefahr rechnen müßte, daß einmal eine Zufallsmehrheit die Herrschaft in einem Verein an sich reißt und durch Beschlüsse der Generalversammlung über die Verwendung der vorhandenen Mittel im Parteisinn entscheidet. Diese Gefahr ist durch die Organisationsform der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung vermieden worden. Auch eine weitere Schwierigkeit mußte beseitigt werden: der Gesamtvorstand (oder, wie er heute heißt, der Verwaltungsrat), der sich im Anfang leicht aus besonders geeigneten Männern und Frauen zusammensetzen läßt, sollte gewissermaßen automatisch stets mit neuem Blute gespeist werden, um zu vermeiden, daß er allmählich, wie dies bei manchen Stiftungen beobachtet worden ist, veraltete. Infolgedessen werden 13 unter den 25 Mitgliedern des Verwaltungsrates von bestimmten Vereinen und Gesellschaften ernannt (literarischen, gemeinnützigen und Volksbildungs-Vereinen), während die übrigen 12 alle drei Jahre von diesen 13 zugewählt werden. An der Spitze des Verwaltungsrats steht gegenwärtig Herr Staatsminister z. D. Dr. O. von Hentig, Exzellenz, Berlin, als erster und Herr Stadtrat Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., als zweiter Vorsitzender. Während dem Verwaltungsrat die allgemeine Kontrolle zusteht, liegt die Geschäftsführung ganz in den Händen des aus drei Personen bestehenden Vorstandes in Hamburg (Herrn Dr. jur. Bitter in Hamburg, Herrn Dr. med. Huldschiner und dem Verfasser dieses Aufsatzes*), dem weitere drei Personen als Stellvertreter zur Seite stehen.

---

*) Wir möchten an dieser Stelle die für den einen oder anderen Leser doch wohl notwendige Bemerkung einfügen, daß der Verfasser dieses Aufsatzes, Herr Dr. Ernst Schultze, der eigentliche Begründer der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung und die Seele des ganzen Unternehmens ist. Daß diese Stiftung sich so glücklich entfalten und für unser Volkstum so Bedeutendes leisten konnte, ist in erster Linie dem Idealismus und der Kraft des Begründers zu danken, der mit zäher Ausdauer und sehr erheblichen Opfern an Geld und Zeit seinen Plan durchzusetzen wußte. Nicht einmal allen näheren Freunden der Stiftung sind die Einzelheiten über diese Opfer des Begründers so genau bekannt wie uns, trifft man doch

Die Stiftung hat sich in den ersten 10 Jahren ihrer Tätigkeit, auf die sie nunmehr zurückblicken kann, recht schnell entwickelt — wenn auch nicht so schnell, als sie selbst gewünscht hätte. Sie hat bisher mehr als 400 000 Bücher im Ladenpreis von über einer halben Million Mark an kleine Volksbibliotheken verteilt und ferner etwa 70 gute billige Bücher in einer Gesamtauflage von mehr als 1½ Millionen Exemplaren herausgegeben. Sie hat das Auge der Öffentlichkeit auf die Notwendigkeit der Begründung besonders ausgewählter Krankenhaus-Büchereien gelenkt; sie hat Fortbildungsschulen mit Büchern versehen, die für diesen besonderen Zweck ausgewählt sind; sie hat im Heer und in der Flotte Mannschaftsbüchereien verteilt; sie hat den Besatzungen sämtlicher Feuerschiffe und Leuchttürme an der deutschen Küste, die dies wünschten, Büchersammlungen zur Verfügung gestellt, die nach einiger Zeit gegen andere ausgetauscht werden; und sie hat einen lebhaften Kampf gegen die Schundliteratur entfesselt.

Am bekanntesten ist sie im verflossenen Jahre durch die letztgenannte Tätigkeit geworden. Das beispiellose Umsichgreifen der Schundliteratur, das um das Jahr 1905 durch die Einführung der Nick Carter-Hefte und durch das Erscheinen ähnlicher Sammlungen zu beobachten war, machte eine Aufklärung der öffentlichen Meinung über die damit verbundenen Gefahren zur zwingenden Notwendigkeit; hat sich doch die Schundliteratur zu einem sozialen Problem erster Ordnung entwickelt, nicht minder wichtig denn die Tuberkulose oder die Wohnungsnot. Noch immer aber war die Öffentlichkeit nicht genügend über dieses Krebsübel unterrichtet. Die Stiftung unternahm es daher, eine Wanderausstellung gegen die Schundliteratur zu schaffen, um weiteren Kreisen vor Augen zu führen, um welche Gefahren es sich hier handelte. Im Oktober 1910 zuerst in Hamburg gezeigt, errang die Ausstellung einen durchschlagenden Erfolg, als sie im Januar 1911 im Reichstagsgebäude in Berlin vorgeführt wurde. Von da aus wanderte sie durch alle Teile Deutschlands bis in die Schweiz hinein. In mehr als 40 Städten ist sie gezeigt worden — allenthalben mit demselben großen Erfolg; einem Erfolge, der zwar der Stiftung beträchtliche

---

oft selbst bei Männern und Frauen die es besser wissen sollten, die ganz verkehrte Meinung an, Herr Dr. Schultze sei an dem Bücherverkauf der Stiftung irgendwie pekuniär interessiert. Es scheint, daß derartige Gerüchte von Neidern verbreitet werden. Herr Dr. Schultze hat die Stiftung mit eigenem Kapital begründet und vermehrt und hat die gesamten Agitations- und Verwaltungskosten der ersten drei Jahre aus eignen Mitteln bestritten. Sogar die oft gewaltige Arbeit der Geschäftsführung hat er — mit Ausnahme eines Zeitraumes von anderthalb Jahren — umsonst besorgt. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geldopfer gekostet hat, der aber die Sache selbst sehr gefördert und sich besonders in einer kräftigen Anregung der positiven Gegenmittel gegen die Schundliteratur gezeigt hat. Denn die Stiftung glaubt, daß das für die Dauer am meisten Erfolg versprechende Kampfmittel in der Verbreitung guter Literatur liegt.

Für die Durchführung aller dieser Unternehmungen haben der Stiftung hauptsächlich die ihr zufließenden Jahresbeiträge und die aus dem Verkauf ihrer eigenen Bücher einkommenden Gelder gedient. Ihr eisernes Kapital beträgt einstweilen erst etwa 15 000 Mark, seine Zinsen kommen also bei einem Gesamtbudget von mehr als 200 000 Mark jährlich kaum in Betracht. Dagegen besitzt sie heute etwa 9 000 Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von 2 Mark oder mehr leisten, übrigens dafür jährlich noch einen Band der „Hausbücherei" oder der „Volksbücher" erhalten. Ferner ergibt der Verkauf der „Hausbücherei- und der „Volksbücher"-Bände jährlich eine Summe von etwa 60 000—70 000 Mark.

So zeigt sich denn, daß die beachtenswerten Leistungen der Stiftung nur durch äußerste Sparsamkeit und durch sorgfältige, bis ins Kleinste ausgestaltete Durchbildung zweckmäßiger Einrichtungen möglich waren. Ihr Ziel, ihre Organisation und ihre Leistungen sind aus allen Kreisen heraus mannigfach anerkannt worden; zählt sie doch Mitglieder in regierenden Fürstenhäusern wie in sämtlichen Kreisen unseres Volkes einschließlich des Arbeiterstandes. Regierungen, Schulverwaltungen, Magistrate, Kreisausschüsse, Lehrervereine, die Presse aller Schattierungen haben die Stiftung empfohlen. Auch das Ausland weiß ihre Tätigkeit zu schätzen — um so mehr, als bisher in keinem anderen Lande der Welt eine ähnliche Körperschaft besteht. So hat die Stiftung, kaum drei Jahre alt, schon auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 die goldene Medaille erhalten, auf der Mailänder Weltausstellung 1906 das Ehrendiplom, auf der Weltausstellung in Turin 1911 die höchste Auszeichnung, den Großen Preis.

Die Fortentwickelung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung wird jedoch wesentlich davon abhängen, ob sich ihr weitere Mitglieder anschließen und ob ihr endlich — worauf sie schon lange hofft — größere Summen von seiten besonders Wohlhabender zufließen. Die Aufgaben, die sie lösen soll, sind an Zahl und Umfang unendlich groß — und sie wachsen von Jahr zu Jahr. Nur ein Beispiel: als die erste Bücherverteilung an kleine Volksbibliotheken vorgenommen wurde (1904), konnten nur 500 dieser Büchereien mit je einer Büchersammlung im Ladenpreiswerte von 25,95 Mark versehen werden; 1911 wurde dagegen für 1750 kleine

Volksbüchereien je eine Büchersammlung im Ladenpreiswerte von 54,40 Mark zur Verfügung gestellt. Weitere Mittel sind daher dringend erforderlich. Wer hilft mit?*)

Dr. Ernst Schultze.

Was andre sagen

Der Säemann. (Verantwortlicher Schriftleiter: Carl Götze, Hamburg.) Jg. 1912, Heft 3.

Die Schulspartaner. Von Arthur Bonus.

„Kaum, daß man sich in Preußen entschlossen hat, die Nervenspannungen des Extemporales zu lockern, so sind auch schon wieder unsre Spartaner am Werke:

‚Diese Spannung und Aufregung ... entsprach .... den Neigungen und Notwendigkeiten eines gesunden Jungen. Die nervenschwachen Sprößlinge nervenkranker Familien von heute müssen möglicherweise sanfter angefaßt werden. Aber dann passen sie nicht in öffentliche Schulen. Es geht ganz und gar nicht an, daß der noch immer markige, im Kern derbe Nachwuchs verzärtelten Treibhauspflänzchen zuliebe in dieselbe Treibhauswärme gesetzt wird, deren die Weichlinge zum matten Gedeihen bedürfen. Unsern Bengeln soll und muß rauher Wind um die Nase wehen. Wir wünschen, daß sie über Steine fortzuspringen lernen und nicht vor jedem Stein in nervöser Angst zu weinen beginnen.‘

Gut gebrüllt! Man hört immer einmal gern die rauhe Tugend rodomontieren. Aber die Schule ist nicht eine Auslesеanstalt, um die Schwachnervigen beizeiten zugrunde gehen zu lassen, so daß nur noch rauhe Germanen übrig bleiben. Denn item: sie gehen nicht daran zugrunde. Sie kommen nur wohlbebrillt mit einem zerkratzten und geschundenen Nervensystem ins Leben, werden Lehrer, die ihrerseits die noch zarten Nervensysteme der ihnen Anvertrauten nach Möglichkeit zerkratzen, um eine wiederum schwachnervigere Generation in die Welt zu setzen. ....

.... Die Erziehung ist nicht dazu da, um die Nerven zu erproben, sondern um sie zu stärken, damit sie sich im Leben erproben.

Nach dem Rezept der Spartaner wären die, welche es verstanden, eine Stimmung fortwährenden Schreckens um sich zu verbreiten, die geeignetsten Erzieher. .....

Immerhin so schlimm diese Art, das Extemporale zu verteidigen, ist, noch schlimmer ist die Art, in der die Verteidiger zur Ruhe verwiesen werden.

In Preußen kommen auf einen wirklichen Polizisten immer zehn freiwillige. Einhundertfünfzig brandenburgische Direktoren hatten sich vereinigt, um ihr teures Extemporale zu verteidigen. Die Behörde hatte das einzig Richtige getan und sich sachlich mit den Herren auseinandergesetzt, um ihre Bedenken zu zerstreuen. Das paßt den freiwilligen Offiziösen nicht. Ein Professor Dr. juris aus Berlin erhebt eine hohe kreischende

*) Drucksachen, die näher über den Arbeitsplan und die Tätigkeit, sowie über die Bedingungen der Mitgliedschaft unterrichten, werden gern unentgeltlich übersandt von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stimme über diese schlappe Art, Untergebene zu behandeln, statt sie anzuranzen. Sie machen ‚unverhüllte Vorwürfe'! entsetzt er sich. ‚Wenn das am grünen Holz geschieht!' schreit er. ‚Ich möchte den Beamten sehen, der seinem Minister .... Vorwürfe über .... bereits erlassene Vorschriften macht. Derartiges ist tatsächlich undenkbar usw. usw.'

So kommen also die Spartaner über die Spartaner. Und es ist lustig anzusehen, wie hier immer die eine Menschenklasse die andre einer rauhen Behandlung anempfiehlt."

Kaufmännische Abstinenz-Blätter. (Schriftleiter: Jonny John, Flensburg.) 12. Jg. Nr. 3.

Die Handelskorrespondenz, ein schädliches Lehrfach. Vom Schriftleiter.

„Man sollte meinen, wenn jemand sein Fach kennt und seine Muttersprache beherrscht, so müßte er sich über eine Angelegenheit seines Faches auch schriftlich lich äußern können; er brauchte das nicht eigens zu lernen. In andern Berufen tut man das auch nicht; doch der Kaufmannsstand ist andrer Meinung. Die Stundenpläne seiner Schulen kennen ein Fach: die Handelskorrespondenz.....

Was für eine wichtige Fertigkeit lernen wir nun unter dem Namen Handelskorrespondenz?

Die Antwort lautet: wir lernen, das, was wir klar und verständlich sagen müssen, unklar und schwer verständlich schreiben. Wir bekommen mit den „Musterbriefen" eine Anzahl Satzschablonen, abgestempelte Fachworte, und lernen sie handhaben, das heißt, wir lernen jedes Ausdrucksbedürfnis in Geschäftsbriefen und ganz von selbst dann auch in Privatbriefen mehr oder weniger aus diesem Vorrat fertiger Redewendungen zu befriedigen. Wir lernen, daß der Kaufmann auf einmal eine ganz andre Sprache hat, wenn er sich vors Tintenfaß oder an die Maschine setzt oder wenn er diktiert. Und wir bekommen langsam die Gewißheit, daß diese Sprache auf dem Papier da die allein richtige ist. Leider hat sie, deren reinste Quelle die „Musterbriefe" sind, noch nicht die Formen der gesprochenen Rede verdrängen können, der Sprache, die wir sprechen wie uns der Schnabel gewachsen ist, so gewissenhaft manche Kaufmannsjünglinge sich auch darum bemühen. Denn der Chef heischt von seinem jungen Mann, der ihm eine Sache vorzutragen hat, raschen und klaren Bescheid, und der Kunde würde zur Konkurrenz gehen, wenn man ausschließlich auf Handelskorrespondenz mit ihm spräche; da kann die Schule vorläufig zu ihrem Bedauern nichts machen.

..... Der Kaufmannsberuf kann auf gewisse Fachausdrücke und Fachwendungen nicht verzichten, die er sich gebildet hat wie jeder andre die seinigen, denn einerseits bezeichnen sie Dinge und Vorgänge, die ihm ureigentlich sind, andrerseits sind es Abkürzungen für ganze Gedankenreihen. Der Fachmann kann oft dem Kollegen mit einem Worte oder Satze sagen, was er dem Laien lange erklären müßte. Die Gesamtheit solcher Ausdrücke und Wendungen gibt der Sprache des Kaufmanns eine besondere Färbung, eine Färbung, die sich nicht verwischen läßt. Es gibt ein Kaufmannsdeutsch wie es eine Seemannssprache, eine Soldatensprache oder andre Berufsidiome gibt, und an diesem Kaufmannsdeutsch kann uns kein engherziger Sprachreiniger irre machen. Aber das lernt man mit dem Berufe selbst; dazu braucht man wahrlich kein Lehrfach einzurichten. Die Handelskorrespondenz ist weiter nichts als ein solches Lehrfach. Was sie in vierzig Stunden nützen kann (wenn überhaupt), bringt eine Stunde der Praxis.....

Um der Sache auf den Grund zu kommen: die Handelskorrespondenz ist nichts weiter als eine Eselsbrücke für Leute, die denkfaul sind oder ihre eigene Sprache nicht kennen. Sie ist zu einem großen Teile schuld, daß so viele völlig Ungebildete in unsern Beruf kommen — und die Gehälter drücken können. .....

Man täte dem Handlungsgehilfenstande und damit dem ganzen Handels-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stande einen großen Dienst, wenn man die Handelskorrespondenz als Lehrfach überhaupt abschaffte und dafür den Unterricht im Deutschen gründlich vertiefte. ....."

Der Helfer. (Schriftleiter: Dr. med. H. Moeser, Köln.) 16. Jg. Nr. 4.

In welchem Alter darf ein Mädchen heiraten?

„.... Im allgemeinen dürfte ein Alter zwischen 20—25 Jahren das richtige Alter bei einem Mädchen für die Eheschließung sein; das normale Heiratsalter für Männer liegt im 24.—28. Lebensjahre. Ich weiß wohl, daß viele Männer, besonders solche aus den akademischen Berufsständen nur recht selten in diesem Alter zum Heiraten kommen. Diese Tatsache ist bedauerlich und sollte geändert werden können; die Männer sollten früher als jetzt heiraten können, die Mädchen etwas später als dies vielfach geschieht in die Ehe treten.

Im allgemeinen darf man wohl behaupten, daß das Weib nicht viel vor seinem 25. Jahre jene körperliche Vollkommenheit und jene Fähigkeit zum Leiden erworben hat, deren es in seinem Berufe als Mutter unter allen Umständen bedürfen wird. Erst wenn es wirklich ganz zum Weibe geworden, kann es auf die geistige Würde der reifen Frau Anspruch machen, einer Frau, die das moralische Vollbewußtsein ihrer hohen Berufsstellung — als Mutter! — in sich trägt, und mit klarem Auge ihre Verantwortlichkeit erfaßt.

Die Männer sollten früher heiraten, weil das späte Heiraten bei den Männern nur allzuhäufig sittliche Abwege zur Folge hat, die Gesundheit und moralische Kraft der jungen Männer ernstlich gefährden, ja erstere oft für immer vernichten kann und die Männer nicht selten dazu führt, ein Gift mit in die Ehe einzuschleppen, das auch Frau und Nachkommenschaft gesundheitlich schwer schädigt, vielleicht für immer siech macht.

Sollte nicht der Ehemann dieselbe Reinheit mit in die Ehe bringen, die er von seiner jungen Gattin mit Recht erwartet? ...."

Allgemeiner Beobachter. (Herausgeber: Hugo Erdmann, Hamburg 1.) 1. Jg. Nr. 23.

Der Gesundheitszustand der deutschen Nation. Von Dr. Robert Hessen, Berlin.

„.... Aus dem gleichen Grunde müßten unsrer Jugend endlich die schwersten Gewichte der Überlastung abgenommen werden. Es ist richtig, wir haben zurzeit einen gewissen Vorsprung vor den Engländern gewonnen, aber durch eine Methode, die den Namen ‚unfair' verdient. Denn der Engländer hat eine geschonte Jugend, weil er das Recht seiner Knaben und Mädchen auf gesundes Reifen anerkannt; ihm kommt der Körper vor der Grammatik. Im deutschen Schulpferch wird das junge Hirn mit Aufgaben bepackt, als wäre es erwachsen.

Hier ist ein Weg zum Bessern endlich gefunden worden in der an manchen Mittelschulen eingeführten und sich bewährenden ‚Kurzstunde', die den Nachmittagsunterricht prinzipiell wegfallen läßt. Bravo! Nun noch einen Schritt weiter: fort mit allen ‚häuslichen Aufgaben' hinaus an den Nachmittagen ins Freie, zu Wanderung und Wettspiel! Dann wird auch der beschämende Schülerselbstmord wiederum seltener werden.

Doch wo sind die hohen geräumigen Hallen, die wahren ‚Gymnasien' für Dauerlauf und Fünfkampf, die auch unsern Fabrikarbeitern reizvoller werden könnten, als der heut unvermeidliche Biergarten? ...."

Die Friedenswarte. (Herausgeber: Alfred H. Fried, Wien.) 14. Jg. Nr. 3.

Die Luftspiegelung der Landkarte. Von Norman Angell.

(Der Verfasser hebt die Bedeutung friedlicher Eroberungen, zu denen kulturstarke Völker befähigt sind, hervor und kommt dabei auf den italienisch-türkischen Krieg zu sprechen:)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„..... Selbst die Verteidiger des italienischen Vorgehens geben nunmehr die Behauptung auf, daß Italien aus diesem kolossalen Widersinn irgendwelchen moralischen Nutzen ziehen könnte.

Angesichts dessen, was das Unternehmen kosten wird — und zwar nicht Italien allein, sondern auch einem großen Teil von Europa (etwa 250 Millionen Menschen) — gibt alle Welt zu, daß Italien besser getan hätte, die Kulturarbeit zu Hause fortzusetzen: mit der Cholera aufzuräumen, die hauptsächlich der ungeheuren Verbreitung von unfaßbarem Elend und Unwissenheit zuzuschreiben ist, oder das einheimische, besonders gefährliche Verbrecherwesen auszurotten — das in Geheimbünden organisierte Brigantentum, eine Art ‚Thugee', dem die britische Regierung vor 70 oder 80 Jahren in Indien den Garaus gemacht hat....."

Rund um uns

„Ohne Quellenangabe." In unsrer Nr. 8 konnten wir (auf den Seiten 254/55) unsern Lesern durch die Vorlage zweier Original-„Waschzettel" des „Deutschen Brauerbundes E. V." einmal handgreiflich vor Augen führen, wie sich das Alkoholkapital die deutsche Presse dienstbar zu machen sucht. Heute ganz kurz eine niedliche Ergänzung dazu:

Der Bruder des „Deutschen Brauerbundes E. V." ist der „Deutsche Abwehrbund gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung". Seinen Namen hat er offensichtlich der Haaseschen Gründung ruhmreichen Andenkens*) entlehnt, seine Mitglieder sind Branntweinverkäufer und Weinhändler.

Auch diese Genossenschaft gibt „Waschzettel" heraus, und zwar unter dem prächtigen Namen „Deutsche Bundes-Korrespondenz" — eine Anzahl davon ist in unsern Händen. Wie Nr. 7 dieser „Bundes-Korrespondenz" selbst angibt, wird sie ständig an 400 deutsche Zeitungsredaktionen und 50 Fachblattredaktionen versandt und „in steigendem Maße von der deutschen Presse für Publikationen benutzt". An Inhalt und Wert steht dieses „Material" den von uns abgedruckten „Waschzetteln" des „Deutschen Brauerbundes E. V." durchaus gleich. Die Gesinnung aber, aus der heraus man handelt, tritt hier womöglich noch etwas nackter hervor: jeder einzelne „Waschzettel" trägt nämlich an seinem Kopfe den folgenden Vermerk:

„Der Abdruck sämtlicher Artikel
„und Notizen der Bundes-Korre-
„spondenz ist **ohne Quellenangabe***)
„und honorarfrei den geehrten Re-
„daktionen empfohlen."

Vortrupp.

Fahrende Schüler. „Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell —!" Armer, lieber Kerl einer unmaßgeblichen Zeit, du verbittest dir wohl die Scheinwerferbeleuchtung des 20. Jahrhunderts? Hast recht. Gänse stehlen, Raufen, Saufen, Frühstücks bei „feisten Pfäffelein", Nasführung der Pedelle und katzenjämmerliche, traurig-heitere Rast im Karzer, im derb-fröhlich bemalten Karzer, — der unerschöpfliche Stoff feuchtfröhlicher Poeten, er verträgt nur zwei Arten der Behandlung: Kommersbuch-Kantus: „Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht, stumm irr ich und träumend umher", oder: „Trompeter von Säkkingen"-Klischee, mit Hiddigeigei usw. —

*) Vgl. Vortrupp Nr. 4, S. 113/114.

*) Fettdruck von uns. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Butzenscheibenpoesie und romantische „Feuchtfröhlichkeit"! Schummrige Behaglichkeit „altrenommierter" Weinlokale mit Eichentischen und Zinnkannen! An sich nicht übel! Nur darf nichts hineintönen von „Gärungsindustrie", „Brauer-Union", „Großdestillation", „Schnapsliebesgabe", „Alkohol-Degeneration", „Drei-Milliarden-Ausgabe", „200000 Straffällige pro Jahr", „30% der Geisteskranken", „50% der Verbrechen", „40% der Armenlasten", „Alkoholinteressenten" (!), „Wirtschaftskonzessionen", „Alkoholreklame", „Alkoholnot". Wie schneidend grelle, alarmierende Fanfarentöne klingts aber aus dem hellen Tag in das schlummrige Behagen hinter den Butzenscheiben. Und da schimpfen sie denn und blinzeln ärgerlich und winden sich und schmähen. Uralte Tragödie gestörter Ichtyosaurier! Hereinbrechende Neuzeit-Fluten lassen diese immer wieder erstehen! Vagans scholasticus, armer, ulkiger Gänsedieb, Schädiger des „Veit von Staffelstein"schen Einsiedelmanns, und du, alter Kommers- und Couleurstudent, prächtiges Ichtyosaurus-Exemplar, hört ihrs, ihr beiden? —

In Tageshelle sind Waffen geschmiedet worden: v. Bunge, Kräpelin, Forel, Fürer, Aschaffenburg, Kürz, Smith, Durig, v. Gruber, Laitinen heißen die Schmiede.

Harmonisch klingen hier oben im Lichte die störenden, weckenden Fanfaren. Scharen auf Scharen sammeln sich im Lichte. Blaue Fahnen wehen. Sonne und frischer Wind machen den Sumpf der Saurier immer seichter.

Auf den Universitäten werden Arme gereckt und Fenster geöffnet. Beim Fußmarsch auf die Berge und in die Fernen dehnt sich die Brust. Rucksack, Lodenhut und Zupfgeige verdrängen Pekesche, Band und Mütze. Gruppen bilden sich zu gemeinsamer Arbeit. Ein neuer Student entsteht. Und ein neuer Übermut. Pereat und Gelächter der alten Kneipe, dem Früh- und Dämmerschoppen! Dem Dämmern beim Schoppen!

Da haben wir auch wieder den fahrenden Scholaren! Und zwar einen Typ, der keinen Scheinwerfer zu fürchten braucht. Weiß Gott, aber kein „sanfter Heinrich" ist's! Das lehrt der abschüttelnde, siegreiche Trotz gegenüber den Mächten der Beharrung, des ewig Gestrigen. Das lehrt der sehnige Arm, der braunrote Hals, das übermütige Auge.

Wißt ihr Jungen eigentlich, wie gut ihrs habt, daß ihr im Jahre 1912 Studenten sein dürft? Der euch das voll ehrlichen Neides sagt, der saß in den neunziger Jahren zweimal wöchentlich auf der „offiziellen Kneipe", einmal auf der „Spielkneipe", einmal auf der „Mensurkneipe", einmal beim „Kegelabend" (bei viel Faßbier) und einmal auf der „Exkneipe". Ein Abend war „couleurfrei". (Es wäre für manchen im Alkohol Trainierenden besser gewesen, er hätte auch diesen Abend auf der Kneipe zugebracht. Denn es lungerte nur die gepeitschte, kranke Gier. Und Opfer fielen.) Ihr habt leicht lachen, ermußte. Er war kein Trinker. Meist ekelte ihn die kalte Dividendenjauche, „in der" man kneipte. Aber er mußte trinken, bis er erbrach. Warum er „mußte"? Ihr Glücklichen wißt wohl gar nicht mehr, daß auch heute noch so mancher braven Mutter Sohn unter dem Trinkzwang, dem „Bierkomment" steht und trinken muß, bis Verstand, Herz und Magen zum Teufel gehen und er dann „bierkrank" erklärt wird. Warum man nicht einfach austrat? Man fürchtete, für schlapp oder gar für feige gehalten zu werden. Und ehe man sich dieser Gefahr aussetzte, soff man lieber mit dem Mut der Todesverachtung, solange das Gesundheitskapital, das einem die Brust der Mutter mit ins Leben gab, vorhielt. Schwindelt euch und ekelt euch? Gut so.

Ihr glücklichen, freien Studenten des Jahres 1912! Nun helft den anderen! Zeigt, daß ihr tapfere, gutherzige Jungen seid! Macht, daß recht bald auch die anderen teil haben an eurem Glück! Ich weiß, was ihr mir sagen wollt: „Sie wollen ja nicht. Wir sind zu stolz, unser Wissen und Fühlen auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zudrängen". Falsch, falsch, sage ich euch. Ein neues „Gott will es" hat hier Geltung, eine Art Kreuzzug-Parole. Sollen weitere Tausende verdämmern? Soll Siiwert Taaken in Deutschland nie aussterben? Habt doch Mitleid mit dem törichten, irregeleiteten Stolz unserer Korpsstudenten und Burschenschafter. Sagt, daß ihr sie liebt und als Menschen achtet. „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Faßt sie an der Schulter und schüttelt sie und fleht und herrscht sie an: „Ihr müßt hören, ihr müßt! Ihr seid zu gut zum Dämmern, Dösen und Karrenschieben"! Geht so von Mann zu Mann und weckt sie. „Burschen heraus!" Solche Semester-Agitation unter Studenten — ohne eine Art Martyrium, ohne Spott, Undank, Enttäuschung geht sie nicht ab. Seid ihr stark genug, ihr abstinenten Freischaren?! —

Und nun die Ferien! Ihr habt euch den eisernen Bestand an werbekräftigen Tatsachen aus der Alkoholfrage zu eigen gemacht, ihr habt euch ein Schema, ein festgefügtes Gerippe geschaffen, das sich je nach dem Boden eurer Wirksamkeit mit besonderer Eigenart und neuem besonderen Lebenshauch füllen und wecken läßt. Das sei euer „Raufdegen", ihr fahrenden Scholaren. Und nun wandert durch unser schönes deutsches Vaterland und redet und werbt vor Erwachsenen und an Mittelschulen und Volksschulen. Ihr sichert euch dankbare Zuhörer. Ihr dient aber auch der Erhöhung eures Ich, eurer Persönlichkeit. Ihr verbindet Wanderfreude mit einer herrlichen Mission, wenn ihr unser Volk über einen seiner unbarmherzigsten, tückischsten Feinde aufklärt. Ihr gewinnt unendlich bei diesem Werk. Denn jeder Mensch ist nur soviel wert, als er anderen wertvoll ist. Glaubt nicht, daß ihr zu jung seid. Wenn junge, frische Studenten sprechen, dann wirkt das noch besser, als wenn wir Alten reden, die man wohl noch als törichte „Humpenschwinger" kannte und denen man aus dem Lager des Narkose-Philistertums gerne mit Witzen begegnet, in denen David und Salomo sowie die bekannten alten Betschwestern eine (wenn auch armselige, so doch hinderliche) Rolle spielen. Es fehlt unserer Bewegung immer noch an jungen, frischen formgewandten Wander-Rednern, die die Fackel der Aufklärung in jedes Dörfchen tragen. Macht ihr endlich einmal das Wanderreden zur vornehmen Pflicht, zum vornehmen Privileg des „gebildeten" jungen Mannes, zumal des modernen lebensreformerischen Studenten. Was für einen Wert hat eine „Bildung", die dem Volk und Vaterland nichts nützt?

Hört nicht auf die Einwände der Lauen, der Zweifler und Ängstlichen. Daß es mancherlei Hindernisse zu überklettern gibt, das brauchen euch die nicht zu lehren. Genug: Die „anderen" brauchen euch, unser Volk braucht euch! Genügt das nicht, um alle „Hindernisse" selbst und durch die Tat zu prüfen, und zwar nur unter dem Gesichtspunkt der Art und Weise ihrer raschesten Überwindung?!

Daß ein Student aus Oberbayern durch Ostfriesland werbend zieht, daß der Kaufmannssohn aus Hamburg den Schwarzwälder Bauern Vorträge über „Die Alkoholfrage, ein Kulturhindernis" hält, daß einer den schlesischen Webern mit „nationalen" Argumenten und ein anderer den pommerschen Bauern mit „sozialpolitischen" Erwägungen kommt, — daß einer, dem die Mutter Natur das entsprechende Äußere ganz und gar versagte, über „Sport und Alkoholgenuß" redet, daß jemand in Kriegervereinen darüber zetert, daß uns „politischer Alkoholismus" mörderischem Krieg nahebringt, — daß einer in positiv kirchlichen Gegenden die Abstinenzforderung durchaus „entwicklungsgeschichtlich" begründen will und ein anderer in sog. „antiklerikalen" Industriegebieten besonders eingehend von der auffallenden Belebung religiösen Interesses durch die Abstinenzbewegung spricht, — davor bewahrt uns gesunder Wirklichkeitssinn, taktisches Verständnis und Taktgefühl unserer jungdeutschen Lebensreformer. Suum cuique!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Abstinenz ist ja für jeden ein gutes starkes Zugpferd: Der Fabrikherr spannt es vor den Wagen seines Geschäftsinteresses. Und seine eigene und seiner Arbeiter Nüchternheit hebt die Leistungen der Fabrik. Der Sozialdemokrat spannt es vor den Parteiwagen. Und siehe, die Parteikassen füllen sich, Reibungen werden vermieden, Lebenshaltung, Stoßkraft und Macht der Massen wächst. Der Geistliche spannt es vor den Wagen seiner Seelsorge: Sein Beispiel rettet Verlorene und tödliche Gleichgültigkeit weicht keimendem und aufblühendem religiösem Leben. Der Feldherr spannt es vor den militärischen Wagen: Es wächst die Manneszucht, die Leistungen steigen, Krankheiten nehmen ab, also die militärische Schlagfertigkeit hebt sich. —

Im Winter ist die Zeit der Sammlung, der Verinnerlichung, der Beschaulichkeit, die Zeit der Vorträge und geselligen Veranstaltungen. Jeder, der sich die Arbeit zutraut, nehme Skier oder Rennwolf (je nach dem Gelände) oder gutgeschmierte Marschierstiefel und trete die Reise an. Und jeder halte in dem ihm wohlvertrauten Lande Wandervorträge. Sorge jeder auch, daß zuverlässige Vertrauensmänner (aus Abstinenzvereinen womöglich) die Abende vorbereiten.

Am schönsten wandert es sich zu zweien oder vieren. Vom Redner lernen die anderen das, was man Routine nennt. Und der Redner hat wieder an seinen Wandergenossen die nötigen „Agents provocateurs", die das Gefecht der Diskussion eröffnen und, wenn nötig, fortführen.

Meidet möglichst die Bahn! haltet die Fußmärsche in Ehren! Glaubt mir, daß eure frischen Farben, die Sonne, Wind und Schnee euch gaben, Agitatoren und Helfer sind, die eure Strapazen zehnmal aufwiegen. —

Wenn unser liebes deutsches Vaterland in jedem Winter (womöglich auch Sommer) auch nur 50—60 solcher „fahrenden Schüler" hat, die mit Begeisterung und Geschick und dem nötigen Feingefühl gerade die Winkel unseres Reiches aufsuchen, wo Aufklärung noch fehlt und wo sie bitter not tut, dann wächst gar bald das Marschtempo unserer lebensreformerischen Ideen zum Sturmschritt an, und wertvolle Reserven stoßen zu uns, deren Stärke und Wirksamkeit zurzeit noch elend verschüttet liegen.

Öffentlich gut reden lernt aber jeder bald, der klaren Verstand und ein warmes Herz sein eigen nennt. Und da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn aus den Reihen unserer Hunderte von abstinenten Studenten nicht eine große Anzahl zündender, mitreißender Wanderredner erstünden, „wandernde Scholaren" Jungdeutschlands!

Also, Burschen heraus! Hellauf, ihr fahrenden Schüler! Helft zum Siege!

O. Wanderer.

Das erste deutsche Parlament mit einer Frauenstimmrechtsmehrheit ist der oldenburgische Landtag. Noch im Jahre 1907 lehnte er einen Antrag auf Einführung des Frauenstimmrechtes glatt ab. Ein wesentlich anderes Ergebnis hatte vor einigen Wochen eine Sitzung, in der über einen Antrag zur Revision der oldenburgischen Gemeindeordnung beraten wurde. In dem Antrage wurde unter anderm auch das volle Frauenstimmrecht für die Gemeinden gefordert. Gegen diesen Punkt wandten sich einige Abgeordnete mit besonderer Heftigkeit, auch die Regierung ließ zweimal im Verlaufe der Aussprache erklären, daß sie sich mit dem Frauenstimmrecht nicht befreunden könne; man solle die Frauen lieber nur zu den „bekannten Verwendungen in der Gemeinde" heranziehen. Oldenburg habe auch „nicht die Aufgabe, in dieser Frage in Deutschland voranzugehen". Das Frauenstimmrecht fand aber in dem Parlament auch eine ganze Reihe hartnäckiger Verteidiger. Sie wiesen auf die günstigen Erfahrungen der Länder hin, die das Frauenstimmrecht bereits eingeführt haben, in Europa z. B. Finnland und Norwegen; beson-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Nachdruck legten sie aber auf die nutzbringende Tätigkeit der Frauen in der Erziehung und im Unterricht, in der Armen-, Kranken- und Waisenpflege. Zur Verbreitung und Vertiefung ihrer sozialen Arbeit müsse man den Frauen das Stimmrecht erteilen, dann würden sie noch mehr und gründlicher als jetzt den ihnen eigenen Wesenszug der Mütterlichkeit in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Diese Gründe drangen bei der Mehrheit des Landtages soweit durch, daß folgender Vermittelungsantrag angenommen wurde.

„Das passive Wahlrecht zu den Körperschaften der Gemeinde ist allen im Vollbesitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen weiblichen Gemeindeangehörigen zu verleihen, die das 24. Lebensjahr vollendet und seit drei Jahren der Gemeinde angehört haben, und die entweder verheiratet sind oder als selbständig steuerpflichtig drei Jahre zu den Gemeindelasten beigetragen haben."

Dieser Beschluß wurde mit 22 gegen 19 Stimmen gefaßt; wenn er von dem vollen Frauenstimmrecht auch noch weit entfernt ist, beweist er doch, daß der Frauenstimmrechtsgedanke im oldenburgischen Parlamente bereits festen Fuß gefaßt hat. F. L.

Beim „Vortrupp" eingegangene Bücher und Schriften. (Besprechung vorbehalten.) Lebenserinnerungen eines Staatsmannes. Von Albert Graf Apponyi; Aus der Werkstatt eines Bankmannes. Von Karl Morawitz. Verlag von Hugo Heller & Co., Wien I. — Heinz Hellmanns Erlebnisse. Von Otto Wildling. Verlag von Max Hansen, Glückstadt. — Diätetische Ketzereien. Von Richard Ungewitter. Verlag von Richard Ungewitter, Stuttgart. — Alkohol, Strafrecht und Strafrechtsreform. Von Dr. S. Weinberg. Verlag: Deutscher Arbeiter-Abstinentenbund. Berlin SO 16. — Bericht über das 4. Geschäftsjahr des Berliner Frauenvereins gegen den Alkoholismus E. V., Wilmersdorf. — Diät og Urinsyre Von Dr. M. Hindhede. Kommissionsverlag von Jacob Lund, Kopenhagen. 1912. — Wo Du hingehst. Roman von Oskar Usedom. Verlag von Rudolf Eichler, Leipzig. — Der deutsche Lausbub in Amerika. Von Erwin Rosen-Carlé. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart. — Bilder aus dem Vogelleben. Von Dr. J. Gengler. Verlag von Theodor Thomas, Leipzig. — Himmel auf Erden. Von Ed. Lauterburg. Verlag von Ed. Lauterburg, Thun. Preis geb. M. 4.—. — England und wir. Von Dr. Paul Nathan. Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber G. m. b. H. Berlin. — Der Charakter der Israeliten. Von G. v. Glasenapp. Verlag von Jonck & Poliewsky, Riga. Preis 1,20 M. — Zwischen Glauben und Wissen die goldene Mitte. Von einem Auchberufenen. Verlag Gustav Ferdinand Müller, Berlin SO 26. — Vegetarier-Kalender 1912. Herausgegeben von Ankenbrand. Verlag „Gesundes Leben", Dr. Hugo Vollrath, Leipzig. Preis 0,75 M. — Glaube und Selbstsucht oder Wissen und Gemeinsinn? Von Georg Hoffmann. Im Selbstverlage, Dresden-A., 10. — Erziehung des Kindes zur Tierliebe. Von Ludwig Ankenbrand; Jugend und Wehrkraft. Von Graf von Bothmer; Gedenke, daß du ein Deutscher bist. Von Dr. H. Pudor; Erziehung zur Hausfrau. Von W. Frankl-Rank; Naturschutz und Naturschutzparke. Von Ludwig Ankenbrand. Bände 1—5 der Sammlung Kupferschmid, Melchior Kupferschmid Verlag, München. Jeder Band 1,40. M. — Der Alkohol und die sozialen Probleme der Gegenwart. Von Prof. Dr. von Gruber. Verlag von Deutschlands Großloge II des J.O.G.T., Hamburg 20. —

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 10 16. Mai 1912

Heimatschutz und Bodenspekulation.

Neben dem Kampf gegen den Alkoholismus hat sich wohl keine andere Bewegung der Lebensreform in Deutschland im letzten Jahrzehnt so stark und segensreich ausgebreitet wie die des Heimatschutzes. War das Wort „Heimatschutz" im Anfang Gegenstand des Spottes und der Geringschätzung, waren die Anhänger dieser Bewegung den „Realpolitikern" nichts als „Ideologen", so wagt sich schon heute — nach kaum zehn Jahren — kaum mehr einer hervor, um etwas gegen die Bestrebungen zu sagen. Der Heimatschutz ist eine außerordentlich volkstümliche Angelegenheit geworden. Man sehe sich einmal das Mitgliederverzeichnis irgendeines beliebigen Heimatschutzvereins an; auch solche, die sich in ihrem Geschäft täglich gegen den Heimatschutz versündigen, wird man dort verzeichnet finden. Und es nennen sich heute viele „Heimatschützler", die in Wirklichkeit von den Grundsätzen des Heimatschutzes keine Ahnung haben.

Was will denn die Heimatschutzbewegung? Viele sehen in ihr nur eine Art Verschönerungsverein. Der Heimatschutz soll nach ihrer Meinung an „romantischen" Punkten Bänke setzen, soll „hübsche" Wege anlegen, auf Wiesen Blumenbeete anpflanzen und Ähnliches. Demgegenüber hat die deutsche Heimatschutzbewegung überall die Pflege des Natürlichen in den Vordergrund gestellt, hat sich bemüht, echtes naturhaftes Empfinden zu wecken, hat zum Beispiel auch die Berechtigung des sogenannten „wilden" Gartens verfochten. Also die Herren Verschönerungsvereinler — dazu gehören „natürlich" viele der Herren Wirte — kommen im Heimatsschutz nicht auf ihre Rechnung.

Der Heimatschutz ist ein Teil jener neuen Kultur, die die besten unserer Zeitgenossen erstreben, ist ein Teil des „Werdenden", — der Lebensreform. Weil nun diese etwas Einheitliches ist, deshalb sind die Führer einer Lebensreformbewegung in der Regel, das heißt, wenn sie wirklich grundsatzgetreu denken und handeln, auch Freunde der meisten andern. Wer etwa im Kampf gegen den Alkohol steht, ist in der Regel auch ein wirklicher Freund der Heimatschutzbestrebungen. Und umgekehrt: mag der Heimatschutz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch so sehr „ästhetische" Ziele neben anderen verfolgen, er darf nicht in einseitigem „Ästhetizismus", das heißt also etwa in der Pflege irgendeiner alten oder neuen Bauweise, aufgehen, darf weder nur alte Bauernkunst noch nur moderne Zweckkunst pflegen, — er stellt ein umfassendes Band dar für die verschiedensten Heimatbestrebungen und ist wesentlich sittlichen Charakters.

Was haben nun Heimatschutz und Bodenspekulation miteinander zu tun? Ist das „und" in der Überschrift dieses Aufsatzes freundlich gemeint oder feindlich? Ein mir bekannter Grundstücksmakler sang mir neulich das Lied von einer geradezu rührenden Freundschaft, in der Heimatschutz und Bodenspekulation stünden; eigentlich schütze niemand die Heimat so sehr, wie er und seine Berufsgenossen. Wer lacht da?

Denken wir wieder an die nah verwandte Abstinenzbewegung: Von dem Augenblicke an, wo diese mehr sein wollte, als Ordens- und Vereinssache, mußte sie der organisierte Kampf gegen das Alkoholkapital werden, der sie heute ist, mit dem Ziel, dieses volksverderbende Kapital schließlich einmal durch das Gesetz lahmzulegen. Ähnlich wird auch die Entwicklung der Heimatschutzbewegung sich gestalten müssen. Sie wird die Bekämpfung der Bodenspekulation auf ihre Fahne schreiben müssen, oder sie wird sich zum Verschönerungsverein oder zum Ästhetenklub zurückbilden. In Deutschland sind ja eine Reihe von „Heimatschutzfällen" geradezu berühmt geworden, von Fällen, die uns gezeigt haben, wo der Feind steht für die, die die „Heimat schützen" wollen: wer stand uns „Heimatschützlern" denn feindlich gegenüber, als wir den großen Kampf darum kämpften, daß das gewaltige Naturdenkmal der Laufenburger Stromschnellen unserem Lande erhalten bleibe? Wer ist es, der diesen unseren Kampf zum Schaden des Landes erfolglos gemacht hat? Ja, gerade die Vernichtung der Laufenburger Stromschnellen hat die Gemüter aufgeweckt, und vielen im Volke zum Bewußtsein gebracht, gegen welchen Feind es die Heimat zu schützen gilt und wohin wir treiben, wenn wir nur die materielle Entwicklung der Kultur im Auge haben. Hätten wir nur damals der Privatspekulation an den Leib gekonnt, so wäre das Unglück verhütet worden. Also: neue Gesetze tun uns not, die uns dazu die Macht geben.

Die neuen Gesetze werden sich aus uralten germanischen Gedanken herausbilden müssen. Ich denke an den Eigentumsbegriff des germanischen Rechtes, der im Gegensatz zu dem römischen Eigentum (von dem unser geltendes Recht immer noch viel zu sehr

beherrscht wird) dem Eigentümer eines Grundstückes nicht nur Rechte gab, sondern ihn zugleich in einen großen Kreis von Pflichten gegen die Volksgenossen stellte. An diesen altgermanischen Eigentumsbegriff wird jede kommende soziale Gesetzgebung anknüpfen müssen. Wie wir dabei vorgehen müssen, zeigt jetzt bis in die kleinsten Einzelheiten hinein das Buch des Erziehungsreformers Berthold Otto: „Der Zukunftsstaat als sozialistische Monarchie".*) Man komme also nicht mit „technischen Unmöglichkeiten".

Heimatschutz und Bodenreform gehören sittlich zusammen, denn beide bekämpfen den Egoismus und den Materialismus des Einzelnen und des Konsortiums. Auch wo dieser Satz wegen seiner grundsätzlichen Klarheit und Schärfe gefürchtet wird, sollte man wenigstens schon heute gegen die Auswüchse der Bodenspekulation sich zusammen tun, also geeignete Bebauungspläne und Bauordnungen, Steuerreformen, Vermehrung des Gemeindegrundbesitzes, Reform des städtischen Realkreditwesens erstreben; ebenso darf nicht vergessen werden, daß gerade die Mietskaserne die Boden- und Bauspekulation befördert; die Mietskaserne ist also zu bekämpfen.**)

Leider haben die Heimatschutzvereine noch nicht überall diese Punkte in ihr Programm aufgenommen; ja die Heimatschutzvereine selbst sind noch nicht einmal überall frei von Bodenspekulanten. Das aber müßte doch genau so selbstverständlich sein, wie es selbstverständlich — sein sollte, daß die Beamten von Staat, Gemeinde und Kirche sich von dieser Spekulation fernhalten. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Pastor in einer zukunftsreichen Gegend die besten Grundstücke (man sagt: die, durch die später eine Eisenbahn gehen soll) aufkauft; ein andrer Fall, daß ein Pastor, der einen in seinem Kreise spekulierenden Landrat öffentlich tadelte, dafür vom Konsistorium diszipliniert wurde! Den Offizieren ist jede Teilnahme an der Bodenspekulation zu verbieten, ebenso den Lehrern. Wie soll ein Lehrer, der seinen Kopf voll von Spekulationen hat, noch mit Lust und Liebe bei seiner Jugend sein? Ein Beispiel aus der jüngsten Zeit, das zeigt, wie nötig ein solches Verbot gerade für Lehrer wäre: Irgendwo wurde neulich eine 50 Hektar große Hufenstelle für 250 000 Mark an einen Lehrer verkauft, der sie sofort wieder für 600 000 Mark an eine Baugesellschaft verkaufte. Was müssen das für ungesunde Verhältnisse sein, die das zulassen? Und wo bleibt da wohl das Heimatsgefühl der Schüler?

*) Berlin 1910. Verlag von Puttkammer und Mühlbrecht.
**) S. Fuchs „Heimatschutz und Wohnungsfrage" 1911, Heft 4.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die altgermanische Auffassung rangierte den Handel mit der Heimat direkt nach dem Handel mit Menschen. Und nicht anders empfanden die alt-israelitischen Bauern, in deren Namen der erste Heimatschützler und Lebensreformer Jesajah also sprach: Kapitel 5 Vers 8:

Wehe denen, die Haus an Haus rücken,
Feld an Feld reihen,
bis kein Raum mehr ist
und ihr allein behaust seid
inmitten des Landes!
Drum so enthüllte sich meinen Ohren
Jahwe der Heere:
Fürwahr, viele Häuser werden zur Wüste werden,
große und schöne ohne Bewohner;
denn zehn Joch Weinbergs werden einen Eimer bringen
und ein Malter Aussaat einen Scheffel.

Genau so sieht's heute da aus, wo die Spekulation die alten schönen, einst lebenden Bauernhöfe gekauft hat und sie tot liegen läßt, bis die Zeit des Profits gekommen ist!

In seinem Buch über den Städtebau führt Werner Hegemann im Anfang aus, daß im eigentlichen Berlin jeder vierte Mensch mit vier bis dreizehn anderen seinen Wohnraum, einen einzigen Wohnraum ohne jegliches Nebengelaß, teilen muß. Dazu bemerkt Alfred Lichtwark in Hamburg: „Wer das gelesen hat, der fühlt sich persönlich angeredet und persönlich gepackt und fühlt die Last der Verantwortung auf seine Schultern sinken: „Kain, Kain, wo ist dein Bruder Abel?"

* * *

Kann es einen Heimatschutz geben, der noch irgendwie mit der Boden- und Bauspekulation paktiert? Hermann Groos.

Etwas über moderne Kunst.

Bis Ende des 17. Jahrhunderts gingen die jungen Künstler zu bekannten Malern in die Lehre. Bei diesen lernten sie die Kunst von der Pike an, wobei das Handwerksmäßige noch eine große Rolle spielte. Später entstanden die Akademien. Hier mußten die Schüler sich zunächst eine gründliche Zeichentechnik aneignen; dann lernten sie mit der Farbe umgehen und die Kunst nach bestimmten Regeln und Gesetzen betreiben.

Nachdem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Manet und seine Gefolgschaft die Natur gleichsam neu entdeckten, ihr unendliches Farben- und Lichtspiel malerisch darstellten und eine Luft-

perspektive und Raumwirkung erzielten, wie sie bis dahin unbekannt waren, brach für die Malerei eine neue Ära an. Man wollte von dem akademischen Zopf und der alten braunen Ateliermalerei nichts mehr wissen. Alles sollte nach frischem Eindruck vor der Natur geschaffen werden. Dadurch wurden Auffassung und Technik der Maler stark beeinflußt. Hinzu kam, daß das Arbeiten im Freien nicht annähernd so ungestört war, wie im Atelier; die Beleuchtung wechselt mit dem Wetter und der Tageszeit, es galt also, schnell zu schaffen. Man beschränkte sich auf die großen farbigen Wirkungen. Die bis dahin fast photographisch sorgfältige Abschrift der Natur wurde stenographisch abgekürzt. Vielfach wurde diese Abkürzung so weit übertrieben, daß der Beschauer den dargestellten Gegenstand kaum noch erkennen konnte. Das Detail interessiert die Maler nicht mehr, es stört die große Wirkung, auf die nun alles ankommt. Die Hast des modernen Lebens hat sich auch auf den Künstler übertragen. Er schafft schnell und ist weniger fähig, die künstlerische Konzeption lange festzuhalten im Gegensatz zu den Alten, die oft jahrelang an einem Bilde malten. Die Jüngsten wollen heute die Gipfel sogar im Sturm nehmen. Einer sucht den anderen im Neuen und Absonderlichen zu übertrumpfen. Sie wollen von der Akademie nichts mehr wissen, sie glauben unter deren Zwang von ihrer Persönlichkeit und Spannkraft einzubüßen. Ohne gründlich zeichnen gelernt zu haben, greifen sie zum Pinsel.

Treffend charakterisierte ein Kunstgelehrter die Kunst früherer Zeiten als Nahkunst, die neuzeitige als Fernkunst. Früher malte man die Dinge so, wie sie aus der Nähe aussahen. Selbst auf entfernte Gegenstände wurde vielfach die Nahvorstellung übertragen, das heißt, sie wurden deutlicher gemalt, als man sie eigentlich sah. Heute ist das Umgekehrte der Fall. Man malt die Dinge gleichsam so, wie sie aus der Ferne aussehen, und läßt sich von Fernvorstellungen beeinflussen, auch wenn man Dinge in der Nähe malt. Um das zu sehen, was an dem Darzustellenden wesentlich ist, ruft der Maler durch Zukneifen der Augen künstlich ein undeutliches, wie aus der Entfernung gesehenes Bild in seiner Vorstellung hervor. Diese Art zu malen, mußte die Technik natürlich ebenfalls verändern. Mit feinem Pinsel und Verschmelzung der Farben war die gewünschte Wirkung nicht zu erzielen. Der Strich wurde daher breit, die Farben vielfach unvermischt nebeneinandergesetzt. Das Publikum war gewohnt, die in der alten Technik gemalten Bilder aus nächster Nähe zu betrachten, und muß sich erst daran gewöhnen, daß die modernen, auf Fernwirkung gemalten Bilder einen größeren Abstand erfordern. Erst in größerer Entfernung fließen die Farben zusammen und fangen die vereinfachten Farbenflächen an, naturwahr zu wirken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Solche Entfernungen stehen aber in Privathäusern mit wenig Ausnahmen nicht zur Verfügung. Die neuzeitige Malerei ist vielfach eine Galeriekunst, eine Kunst für große Räume, aber weniger für das Bürgerhaus. Viele Bilder gelangen darin nicht zur beabsichtigten Wirkung und werden daher nicht gekauft.

Abgesehen von den Snobs, die immer Geschmack am Allerneusten und Absonderlichen finden, stand das Publikum der ganzen neuen Richtung zunächst überhaupt verständnislos und ablehnend gegenüber, denn die durch Jahrhunderte gepflegten Traditionen, an denen die Größten geschaffen hatten, galten nichts mehr. Was sich hier abspielte, war in den Augen des Publikums Revolution, Anarchie. Die bis dahin schwarzen Schatten wurden farbig. Die Zeichnung trat vor der Farbe zurück. Die festen Formen lösten sich in Töne auf. Zunächst schoß man wohl über das Ziel hinaus. Die Zeit der Übertreibungen und Auswüchse, die stets die Folge ist, wenn der menschliche Geist neue Wahrheiten gefunden hat, ist heute im Wesentlichen überwunden. Das künstlerische Schaffen ist auf Grund der neu gewonnenen Einsichten in ruhigere Bahnen zurückgekehrt, immer aber verhält sich der größere Teil des Publikums noch ablehnend. Kunst und Publikum stehen sich fremd, ja feindlich gegenüber. Das Rasen des Pinsels hatte viele kopfscheu gemacht. Solange die Künstler mit dem Problem ringen und es noch nicht bewältigt haben, sollten sie in der Auswahl der Werke, die sie dem Publikum zeigen, vorsichtiger sein. Unfertige oder unklare Werke überzeugen nicht, werben keine Anhänger. Im Gegenteil, sie reizen zu Widerspruch und Ablehnung. Kaum haben die Errungenschaften der Freilicht-Malerei bei einem Teil des Publikums Verständnis gefunden, so erscheinen die Allerjüngsten schon wieder mit neuen Problemen auf dem Plan. Die „Kubisten" und „Futuristen"*) werden allerdings kaum ernst genommen. Aber abgesehen von diesen „Exzentriks" werden die Aufgaben der Malerei nur allzuhäufig mit denen der Musik und Literatur verwechselt. Es geht nicht an, daß das ursprünglich auf der Netzhaut geschaute Bild, das erste Erfassen im Gehirn, in ein persönliches Erlebnis verarbeitet wird, das mit der ersten Vorstellung kaum noch eine Ähnlichkeit hat, wenn es mit dem Pinsel auf die Leinwand projiziert ist. Der Malerei werden Aufgaben gestellt, die sie nicht lösen kann. Sie kommt vom Gegenständlichen nicht los, und ihre Ausdrucksmöglichkeit ist daher eine beschränkte. Die letzterer durch die technischen Hilfsmittel gezogene Grenze möchte man sprengen. Der Versuch ist vergeblich und führt

*) Die Kubisten versuchen die Vorstellung eines Gegenstandes von sämtlichen Seiten wiederzugeben (dreidimensional); die Futuristen wollen vorzugsweise Bewegungseindrücke darstellen, gleichsam malerisch empfundene Momentaufnahmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf Abwege. Der Maler soll ein Stück Natur darstellen. Er kann und soll zwar nicht mit dem photographischen Apparat wetteifern, sondern seine Kunst besteht darin, das Charakteristische, den Wesensinhalt zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen. Er muß Nebensächliches fortlassen, vereinfachen, abmildern; Wesentliches in Form und Farbe hervorheben. Das „wieviel" hier richtig zu beurteilen, ist die Kunst des Künstlers. Der Künstler, der sich von dem Gegenständlichen allzuweit entfernt, und es in ein eigenes, andersgeartetes geistiges Produkt umschafft, kann nicht erwarten, daß er verstanden wird. Wie soll man ihm folgen, da dem Beschauer das Zwischenglied, der unsichtbare geistige Zusammenhang zwischen der Leinwand und dem ursprünglich geschauten Bild unbekannt ist. Diese Art der künstlerischen Tätigkeit ist Aufgabe der Dichter und Komponisten, deren Kunst nicht, wie die der Malerei, an die Wirklichkeit gebunden ist; sie saugt zwar Stoff und Anregung aus der Wirklichkeit, betätigt sich aber dann im freien Schaffen der geistigen Kräfte.

Innerhalb der Grenzen, die der malerischen Darstellung gezogen sind, haben große Künstler der Vergangenheit Meisterwerke von ewigem Wert geschaffen. Warum immer an den Fesseln rütteln? Die malerische Ausdrucksweise, die durch die Freilicht-Malerei erweitert wurde, läßt dem genialen Künstler überreichlich Spielraum zur Betätigung. Stehenbleiben darf die Entwicklung in der Malerei ebensowenig, wie auf anderen Lebensgebieten. Das durch die Freilicht-Malerei neu erschlossene Feld ist aber noch lange nicht abgebaut, die neuen Seherfahrungen über das Lichtspiel in der Natur sind dem deutschen Kunstschaffen noch nicht genügend angepaßt. Unsre Kunst segelt noch vorwiegend im Fahrwasser Frankreichs, des Landes der neuen Entdeckungen. Durch die meisten deutschen Kunstausstellungen weht französischer Geist, die Kritiken messen vielfach die Güte der Werke an französischen Vorbildern. Wie selten findet man deutsche Innigkeit, Gemütstiefe und Gründlichkeit. Hierauf wollen und dürfen wir aber nicht verzichten. Was nützt uns alle Bravour, die höchste Leistung eines geistreichen Gehirns, wenn unser Herz kalt bleibt? Und bei aller Bewunderung für das Technische bleibt unser Herz kalt bei den meisten Werken unserer zeitgenössischen Größen.

Wollten unsere Künstler sich doch vom gallischen Geist befreien! Wollten sie wieder deutsch werden! Die Franzosen waren, wie so oft, die Pfadfinder. Jetzt, wo wir ihre Wege kennen, gilt es, das Neue deutschem Wesen einzuverleiben. Hier winken hohe Ziele. Bei welchen heute bekannten Namen denken wir an deutsche Malerei? Außer Leibl, Thoma, Boehle, Uhde, Böcklin wüßte ich nicht viele in Ausdruck und Wesen bekannte deutsche Maler zu nennen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Malerei sollte vorerst das Verfolgen komplizierter Probleme aufgeben, sie muß zunächst das Neue gründlich verarbeiten und auf einfache, verständliche Formeln bringen, aus denen deutsche Kunst klar und rein zu deutschen Herzen spricht. Nur so kann der Kontakt zwischen Malerei und Publikum wieder hergestellt werden. Fehlt dieser Kontakt, so leiden beide. Die heutige Menschheit braucht mehr denn je als Gegengewicht gegen die außerordentliche Nervenanspannung, die das moderne Leben mit sich bringt, die erlösende befreiende Wirkung der Kunst. Ein wahres Kunstwerk läßt, wie jede Offenbarung menschlicher Genialität, die Herzen höher schlagen. Moderne deutsche Kunst, das sei das Ziel der Künstler.

Zum Schluß noch ein Wort über Kunstkritik. Fachzeitschriften werden meistens von Vorgebildeten gelesen und können daher Kritiken bringen, die größere Kenntnisse voraussetzen; nicht so die Tageszeitungen. Diese müssen gemeinverständlich sein und jedes gelehrte Phrasentum vermeiden. Sie sollen Führer des Publikums sein an Hand klarer Hinweise und Begründungen. Das große Publikum der Tageszeitungen will wissen, was es von den Bildern zu halten hat; es will einfache, sachliche Erklärungen und Gründe für Lob und Tadel. Ganz verkehrt ist es, Maler als Kritiker zu verwenden. Es sei denn, daß es sehr abgeklärte, verständnisvolle Menschen von umfassender Allgemeinbildung sind. Die meisten Maler sind auf eine bestimmte Richtung eingeschworen und sehen alles durch die Brille dieser Richtung. Sie urteilen daher einseitig und ungerecht. Die Kunstkritik der Tagesblätter sei getragen von Wohlwollen. Eine schroffe Ablehnung verdienen nur Stümperei, gesuchte Manier, die auffallen will, und die Geschäftsmaler, die auf den Geschmack der Masse rechnen.

Für die Kulturentwicklung unsres Vaterlandes ist es von Bedeutung, daß Künstler und Publikum sich wiederfinden, daß Kunst wieder Gemeingut zum mindesten aller Gebildeten wird und auf das moderne Leben zum Wohl und Glück der Menschen wieder Einfluß gewinnt. Die Zeit dafür ist günstig. Man beginnt einzusehen, daß das Heil nicht nur in materiellen Interessen zu finden ist, es dämmert das Erkennen, daß das wahre Glück nur auf innerem Erleben und Genießen beruht.

Das Volk sehnt sich nach neuen Idealen. Maler, schafft nicht aus dem Verstand für den Verstand; schafft deutsche Kunst aus deutschem Empfinden, dann wird man Euch wieder verstehen und folgen, und Euer Schaffen wird dem Volke und Euch zum Segen gereichen.

Georg Otto Embden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bischof und Konsistorium.

Im Leitartikel unsrer sechsten Nummer habe ich, sicher auch im Namen unsrer Leser, gesagt, daß es nicht in den Aufgabenkreis des „Vortrupp" fällt, das Mundstück bestimmter religiöser oder philosophischer Überzeugungen zu sein. Dann hat sich der „Vortrupp" natürlich erst recht nicht in den Wettbewerb und den Streit der verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse einzumischen. Ganz etwas andres aber ist es, wenn wir zeigen, wie verschieden sich letzthin Kirchenbehörden der beiden großen christlichen Konfessionen zu einer der großen praktischen Fragen unsrer Zeit gestellt haben. Und ich bin um so freier von dem Verdachte, hier als Evangelischer einen Angriff auf die katholische Konfession machen zu wollen, als ich dartun muß, daß dabei eine katholische Kirchenbehörde sehr viel besser abschneidet als eine evangelische.

Der Pater.

Mit starkem Wirklichkeitsblick — darin der Sozialdemokratie eng verwandt — versteht es die katholische Kirche, drängende Forderungen unsrer Zeit zu den ihrigen zu machen. Jetzt beginnt sie, den Kampf gegen die Alkoholgefahr als ihren eigenen Kampf zu kämpfen:

In gewaltigem Maße hat die katholische Kirche das in diesen Tagen bewiesen bei den Missionsreisen des Franziskanerpaters Elpidius. Wenn dieser Mann die Arbeit, die er im Anfang dieses Jahres geleistet hat, nur zehn Jahre lang durchhält, dann wird sein Name einmal unter denen der großen Wohltäter der Menschheit verzeichnet stehen — und auch unter den Namen der großen Volksmänner. Er hat in der Geschichte nur einen gleichartigen Vorgänger: ebenfalls einen Katholiken, den Kapuzinerpater Mathew, der in den Jahren 1839—1841 nahezu den vierten Teil der Bevölkerung Irlands abstinent machte und dadurch in diesen drei Jahren die jährliche Zahl der Verbrechen in Irland von 12049 auf 9287 herabdrückte. Während aber das, was Mathew geleistet hat, wieder zusammengebrochen ist — wieder zusammenbrechen mußte —, weil man damals in Irland nicht verstand, die Gewonnenen durch geeignete Organisierung festzuhalten, darf man hoffen, daß Elpidius' Werk bestehen bleiben wird, weil eine starke und gut geleitete Organisation, nämlich der Verein der abstinenten Katholiken, das „Kreuzbündnis", hinter ihm steht, dem er die von ihm gewonnenen Abstinenten zuführt.

Drei große Missionsreisen hat Pater Elpidius bisher gemacht: durch das Bistum Ermland haben sie ihn geführt, durch das Osnabrücker Land und durch die Hildesheimer Diözese. Der Kürze wegen sei hier nur von der letzten Reise mehr gesagt: Am 21. Februar dieses Jahres hat sie begonnen und nur drei Wochen gedauert. In dieser kurzen Zeit aber hat Elpidius dem „Kreuzbündnis" fünfzehn neue Ortsgruppen gegründet und 4300 Mit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

glieder gebracht. Was das allerdings für Anstrengungen gewesen sind, die dieses gewaltige Ergebnis gezeitigt haben, davon bekommt man einen Begriff, wenn man erfährt, daß dabei zum Beispiel in Hannover der eine Mann in vier und einem halben Tage sechzehn Vorträge gehalten hat.

Es wäre reizvoll, Einzelheiten von Elpidius' Werk zu geben. Aber dazu mangelt uns der Raum, und darauf kommt es uns auch jetzt nicht an. Im Rahmen dessen, was wir heute zu sagen haben, ist das Wertvolle vielmehr: das Verhalten des kirchlichen Vorgesetzten des Pater Elpidius, nämlich des Bischofs von Hildesheim, Adolf Bertram. Bischof Bertram hat sich so gestellt: Von vornherein sichert er der Missionsreise des Pater Elpidius größtmöglichen Erfolg durch einen Weg-bahnenden Erlaß im kirchlichen Anzeiger für das Bistum Hildesheim. Dann nimmt der Bischof persönlich teil an der großen Jugendversammlung in Hildesheim, die das ganze Werk einleitet, er nimmt ebenso teil an der Konferenz der Lehrer und Lehrerinnen dort. Der Bischof ist anwesend, als Elpidius die Schüler der höheren Lehranstalten um sich versammelt, als Elpidius zu den Klerikern spricht. Der Bischof ist zugegen bei des Paters großer Predigt im Dom, auch bei seiner gewaltigen Soldatenpredigt. Nach dieser Soldatenpredigt ergreift der Bischof selbst das Wort, nicht minder in einer riesigen Volksversammlung, die Elpidius' Arbeit im Orte Hildesheim abschließt; in der sagt der Bischof: „Es ist mir vorgekommen, als ob der heilige Franziskus von Assisi wieder aufgestanden sei, um alle durch sein Beispiel und sein Wort zu höheren Zielen zu führen."

Nicht anders hat sich der Erzbischof von Freiburg, Dr. Thomas Nörder, verhalten, als ein zweiter Franziskaner, Pater Remigius aus Metz, zu Anfang Februar eine vierzehntägige Reise für die Abstinenzbewegung in das badische Frankenland begann: Der Erzbischof ließ Remigius' Agitation begrüßen, erteilte dem Unternehmen seinen oberhirtlichen Segen und erbat sich Berichte über die Erfolge.

Der Pfarrer.

Von grundsätzlich gleicher Gesinnung wie der Bischof Adolf Bertram und der Erzbischof Dr. Nörder war im Jahre 1909 das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen erfüllt. Es erließ eine Verordnung über die Bekämpfung der Alkoholgefahr, worin es so sprach:

„Noch nicht überall haben wir den Mut gefunden, gegen diesen bösen, „am Marke unseres Volkes zehrenden Feind, den Zerstörer so vielen „menschlichen Glückes und so vieler edler Kraft, mit glaubensfreudiger „Entschlossenheit vorzugehen. Und doch könnte und sollte gerade die „Kirche mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln viel dazu beitragen, „das sittliche Urteil zu schärfen, die Gewissen aufzurütteln und unsere „Gemeinden gegen das Vorschreiten der unheimlichen Macht zu schützen, „der schon so viele ihrer Glieder, leider auch manche ihrer Hirten, zum „Opfer gefallen sind. Es ist darum hohe Zeit, daß unsere Geistlichen und „ihre Laiengehilfen in den Kirchenvorständen noch viel williger und tat-„kräftiger als bisher sich dem Feinde entgegenstellen und durch gutes „Beispiel, tapferes mahnendes Wort und treues Zusammenstehen dazu „mithelfen, daß dem Übel gesteuert werde."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach nur zwei Jahren hatte das Konsistorium unter den Geistlichen, die ihm unterstellt sind, den Mann seiner Sehnsucht gefunden — den Mann der gewünschten „glaubensfreudigen Entschlossenheit", den Mann des „guten Beispiels" und des „tapferen mahnenden Wortes": Im August 1911 hielt zu Dresden der Pfarrer Gerhard Burk aus Auerbach (im sächsischen Erzgebirge) einen Vortrag „Das Alkoholkapital, warum und wie man es bekämpfen muß". Und alsbald ward gegen diesen Mann und gegen diesen Vortrag der „Sächsische Gastwirtsverband" und der „Landesverband der Saalinhaber im Königreich Sachsen" mit einer scharfen Beschwerde beim Landeskonsistorium vorstellig. Das Konsistorium hatte jetzt Gelegenheit, selbst das „treue Zusammenstehen" zu betätigen, das es in der Verordnung „unsern Geistlichen" zur Pflicht gemacht hatte. Sehen wir, was es nun tat:

Burks Vortrag, der jetzt in einer Broschüre vorliegt[1]) besteht in der Sache aus einer Zusammenstellung von Tatsachen, die sich in logischer Disposition so darstellen:

> Die alkoholkapitalistischen Gewerbe sind Gewerbe, die als solche vor dem Richterstuhl der von uns anerkannten Sittenlehre, besonders der christlichen Sittenlehre, nicht zu bestehen vermögen. Und zwar aus zwei Gründen:
>
> Erstens: Das Kapital, das in der Brauerei, in der Brennerei von Trinkbranntwein, in der Herstellung alkoholischer Weine und in der Schankwirtschaft angelegt ist, verzinst sich um so höher, je höher der Konsum des Bieres, des Branntweins und alkoholischer Weine ist. Jedes Steigen dieses Konsums bedingt aber mit unausweichlicher Notwendigkeit auch ein Steigen der Trunksucht, der Armut, der Verbrechen gegen Leib und Leben, der Sittlichkeitsverbrechen, der Krankheiten (ganz besonders der Geschlechtskrankheiten) und überhaupt aller Entartungserscheinungen. Jeder einzelne Betrieb des Alkoholkapitals hat aber, wie naturgemäß jedes Gewerbe, um seiner Existenz willen ein Ausdehnungsbedürfnis. Jeder alkoholkapitalistische Betrieb muß daher auf eine Erhöhung des Alkoholkonsums und damit unabweislich auf eine Erhöhung der damit verbundenen verderblichen Folgen hinwirken, ja geradezu hindrängen. Daher steigen mit der Blüte der alkoholkapitalistischen Gewerbe diese volksverderblichen Erscheinungen, während in den Ländern, wo ein scharfer Kampf gegen das Alkoholkapital geführt wird, (das heißt in den Ländern des Staatsverbots und des Gemeindebestimmungsrechts[2])) die gleichen Schäden ausnahmslos abnehmen. Es handelt sich also um Gewerbe, deren Dasein nicht denkbar ist ohne schwerste Schädigungen von Sitte, Staat und Volk.
>
> Zweitens: Die alkoholkapitalistischen Gewerbe sind in jedem Lande in dem Augenblick in der öffentlichen Meinung gerichtet, wo ein genügender Teil der Volksgesamtheit über ihr wahres, eben geschildertes, Wesen aufgeklärt ist, in unsern Tagen zum Beispiel im größten Teil der Vereinigten

[1]) Dr. Gerhard Burk. Das Alkoholkapital, warum und wie man es bekämpfen muß. Neutraler Guttempler-Verlag, Heidelberg, 1911. Die genaue Übereinstimmung dieser Broschüre mit dem Vortrage ist von dem noch zu erwähnenden Urteil des Schöffengerichts Dresden ausdrücklich anerkannt. D. Verf.

[2]) Große Teile der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Norwegen, Finnland, Island, Australien, Neuseeland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staaten von Nordamerika. Daher müssen die alkoholkapitalistischen Gewerbe, wenn sie ihr Dasein erhalten wollen, dieser Aufklärung (die durch die Abstinenzbewegung erfolgt), widerstreben, und große Organisationen des Alkoholkapitals üben denn auch, um solche Aufklärung hintanzuhalten, die allerbedenklichsten Dinge zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung aus[1]). Die alkoholkapitalistischen Gewerbe unterscheiden sich dabei von andern Gewerben grundsätzlich dadurch, daß bedenkliche Handlungen bei den andern Gewerben zwar gelegentlich auch vorkommen, aber von der gewaltigen Mehrzahl der Angehörigen dieser Gewerbe gemißbilligt werden, während die alkoholkapitalistischen Gewerbe ohne das genannte System eben garnicht mehr bestehen könnten. Als Beispiel dieses Vorgehens hat Pfarrer Burk vor allem die jetzt ganz systematisch ausgeübten Versuche großer alkoholkapitalistischer Organisationen bezeichnet, der Öffentlichkeit vorzuspiegeln, die Alkoholgewerbe wollten ja nichts andres als „Mäßigkeit"[2]), während sie, wie dargelegt, wirtschaftlich einfach davon abhängig sind, daß jeder Einzelne möglichst viel Alkohol zu sich nimmt. Weiter hat Burk hingewiesen auf den von einer Gruppe von Alkoholkapitalisten ausgehenden systematischen Vertrieb der „abgeänderten" wissenschaftlichen Urkunde „Trost für Zecher"[3]). Dann hat er genannt: die Unwahrheiten über die „ungünstigen" Wirkungen der Verbotsgesetze gegen den Alkohol, Unwahrheiten, womit (besonders hinsichtlich der Vereinigten Staaten von Nordamerika) bestimmte Gruppen deutscher Alkoholinteressenten unsre Presse überschütten. — Burk hat dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß durchaus nicht jeder einzelne Brenner, Brauer oder Weinerzeuger diese Manöver, die von bestimmten großen Organisationen des Alkoholkapitals ausgehen, direkt will — diese Dinge, sagt Burk, würden vielmehr „manchem vornehmeren Aktionär" nicht gerade sympathisch sein. Aber das Alkoholkapital als solches könne eben ohne diese Dinge nicht mehr bestehen, da eine durchgreifende Volksaufklärung über sein wahres Wesen sein Tod sein würde.

Am Schlusse sagt Burk voraus: Bei wachsender Klarheit unsrer sittlichen Anschauungen wird deren Unvereinbarkeit mit dem Dasein der alkoholkapitalistischen Gewerbe allen Volksgenossen mehr und mehr bewußt werden. Demgemäß werden sich — in Zukunft — Menschen, in denen dieses sittliche Bewußtsein lebendig ist, hüten, ihr Kapital in derartigen, — dann später — von der öffentlichen Meinung verurteilten, Gewerbebetrieben anzulegen. Wer in jener Zukunft dem allgemeinen sittlichen Empfinden dadurch zuwider handeln sollte, daß er solche Kapitalanlagen dennoch vollzöge — einem Solchen gegenüber wird man in jenen künftigen Zeiten, wie es in Nordamerika schon jetzt geschieht, die entsprechenden Konsequenzen ziehen. Für die Gegenwart ist die einzig mögliche Form der Bekämpfung des Alkoholkapitals seine Aushungerung durch die Abstinenz.

Mit diesen Gründen hält Burk seinen Satz, den ich an den Anfang der Inhaltsangabe seines Vortrages gestellt habe, für erwiesen: Die Existenz von Gewerben, deren bloßes Dasein so volksverderbliche Folgen haben müsse, und deren Dasein seiner Natur nach nur mehr mit Mitteln der angegebenen Art erhalten werden könne, sei mit der von uns anerkannten

---

[1]) Vgl. „Vortrupp" Nr. 1, Seite 30—32; Nr. 2, Seite 64; Nr. 3, Seite 91—94; Nr. 4, Seite 113—116; Nr. 7, Seite 222—224; Nr. 8, Seite 251—255; Nr. 9, Seite 284.

[2]) Vgl. „Vortrupp" Nr. 1, Seite 30—31; Nr. 4, Seite 115 ganz oben; Nr. 8, Seite 253.

[3]) Vgl. „Vortrupp" Nr. 3, Seite 91—94; Nr. 8, Seite 251—252.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

> Sittenlehre, und besonders mit der christlichen Sittenlehre, unvereinbar: wenn Jesus von Nazareth heute auf Erden wandelte, so würde er sich mit der gleichen Schärfe gegen die Alkoholkapitalisten wenden, mit der er gegen die Pharisäer gesprochen hat.

Das ist also das Gerippe des Burkschen Vortrages. So etwa würde das, was Burk ausdrücken wollte, ein — sagen wir — Jurist gesagt haben: korrekt und wirkungslos. Der Pfarrer Gerhard Burk aus Auerbach ist nun aber kein Jurist, sondern ein Theologe; und zwar einer vom Schlage Martin Luthers. An d e s s e n herrliche Streitschriften wird man gemahnt, wenn man das erblickt, was unter Burks schaffenden Händen aus jenem Tatsachengerippe geworden ist: Burks Vortrag ist, Gott sei Dank, kein Gerippe mehr, sondern ein Wesen aus Fleisch und Blut, eines das lebt — und eines, das grimmig um sich haut. Kurz eben ein Ding, wie es Luthers Reden und Schriften sind. Das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen hatte also bei der Entscheidung über die ihm vorliegende Beschwerde der Alkoholgewerbetreibenden gegen Pfarrer Burk auch Gelegenheit, sich einmal darüber auszusprechen, wie es denn zu Ausdrucksformen stünde, die denen Luthers nahe verwandt sind. Wir werden sehen, w i e es sich aussprach.

Das weltliche Gericht.

Zuvörderst aber sei noch erwähnt — weil das wertvolle Vergleichspunkte mit dem Bescheid des Konsistoriums gibt — wie sich eine weltliche Behörde über Burks Vortrag geäußert hat: das Königliche Schöffengericht zu Dresden. Das ist nämlich auch mit der Sache befaßt worden: Volle 37 Alkoholkapitalisten, nämlich 15 Brauereidirektoren, 12 Destillateure und 10 Gastwirte, klagten gegen Burk bei dem weltlichen Gericht. Sie waren in dem Vortrage nicht etwa genannt, oder in irgend einer Weise für irgend jemanden erkennbar gemacht, aber klagen taten sie. Sie verfuhren dabei allerdings mit einer eigenartigen Vorsicht, die bemerkenswert ist: Die Kläger (oder wenigstens einige von ihnen) hatten in der Klage zunächst gesagt, sie fühlten sich beleidigt, sowohl durch scharfe Ausdrücke, die Burk gebraucht hätte, als auch dadurch, daß er Tatsachen behauptet hätte, durch die sie herabgesetzt würden. Nun ist es aber mit dem Paragraphen des Strafgesetzbuches, der die Behauptung derartiger Tatsachen unter Strafe stellt, ein eigenes Ding, das für den Kläger nicht immer angenehm ist: Dieser Paragraph (§ 186) läßt nämlich den W a h r h e i t s b e w e i s zu, und wenn dann der Beklagte beweist, daß das, was er behauptet hat, wahr ist, so ist er natürlich straffrei und der Kläger blamiert. Nun sind aber die Tatsachen, die Burk behauptet hat (ich habe das Wesentlichste davon ja wiedergegeben) nicht nur ohne weiteres zu beweisen, sondern so ziemlich jedem Menschen, der überhaupt etwas von öffentlichen Dingen weiß, bekannt. Und die Kläger erkannten bald, worin der bessere Teil der Tapferkeit bestehe, und erklärten „nein, wir wollen doch lieber nur wegen formeller Beleidigung (§ 185 des Strafgesetzbuches) klagen." Das Gericht hat dann ein Urteil erlassen, das mir im Original vorgelegen hat, und dessen Gedankengang so geht:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Burks Vortrag hat sich gegen das Alkoholkapital gerichtet, also gegen die Alkoholkapitalisten. Sollte nun dieser Vortrag Beleidigungen gegen die Alkoholkapitalisten enthalten, so kann jeder einzelne, der zu dem Kreise der Alkoholkapitalisten gehört, deswegen gegen Burk Beleidigungsklage erheben, besonders also auch die 37 Alkoholkapitalisten, die tatsächlich geklagt haben. Nun sind wir Richter der Meinung, daß eine Reihe von Ausdrücken, die Burk gebraucht hat, in der Tat durch ihre Form beleidigend sind. Allerdings hat Burk in „Wahrnehmung berechtigter Interessen" gehandelt: denn die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses (das Gericht vermeidet erfreulicherweise den entweder nichtssagenden oder irreführenden Ausdruck „Alkoholmißbrauch") liegen vor Augen, und die Strömungen, die gegen diese Schäden kämpfen, sind berechtigt; das gilt besonders auch dann, wenn ein organisierter Abstinent, wie Pfarrer Burk, für diesen Kampfgedanken arbeitet. Burk wäre also — nach § 193 des Strafgesetzbuches — straffrei, wenn nicht die Form seiner Äußerungen teilweise so scharf wäre, daß daraufhin die Absicht der Beleidigung festgestellt werden muß: so schützt auch der § 193 ihn nicht.

Auf Grund dieses Gedankenganges hat das Schöffengericht den Pfarrer Burk zu einer Geldstrafe (250 Mark) verurteilt.

Eine der Verurteilungen, wie sie dem, den sie treffen, zur Ehre gereichen: Es ist zweifellos eine Schande, wenn jemand wegen Verleumdung verurteilt wird, das bedeutet: weil er nachteilige Tatsachen über einen andern erzählt und dabei bewußt gelogen hat. Und wird einer zwar nicht wegen Verleumdung, wohl aber wegen „übler Nachrede" verurteilt, das heißt also, weil er Tatsachen behauptet hat, von denen er zwar nicht wußte, daß sie unwahr waren, die er aber nicht beweisen kann — nun dann trifft ihn, wenigstens meistens, immerhin der Vorwurf, daß er leichtsinnig gehandelt hat. Wird aber jemand, der im scharfen öffentlichen Kampfe steht, ausschließlich deshalb verurteilt, weil er nach Ansicht des Gerichts zwar berechtigte Interessen wahrgenommen hat, aber einmal in der Form zu weit gegangen ist, so ist das lediglich ein Zeugnis dafür, daß man es mit einem Manne zu tun hat, der Mut hat: Unsre Gesetze — oder jedenfalls deren ständige Auslegung durch unsre Gerichte — machen es fast immer unmöglich, „deutsch" zu sprechen, das heißt, Dinge so auszudrücken, wie der unverfälschte Sprachgebrauch des Volkes sie ausdrücken würde. Man denke an das bekannte Beispiel, daß es eine strafbare Beleidigung ist, wenn ich Jemanden, der dreimal wegen Betruges verurteilt ist, schlechtweg einen Betrüger nenne, oder einen Mann, der dreimal gestohlen hat, einen Dieb. Weil unsre Gerichte so urteilen, muß man — wenn man eine Sache so aussprechen will, daß sie wirklich jedermann im Volke versteht — den Mut dazu haben, sich verurteilen zu lassen. Diesen Mut hat Burk gehabt, von dem das Urteil an einer Stelle wörtlich sagt:

„daß seine Äußerungen der Überzeugung entsprungen sind, einer guten „Sache zu dienen, und daß er, wie oben festgestellt, in Wahrung berechtigter „Interessen gehandelt hat und lediglich in der Form zu weit gegangen ist."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich sprach von diesem Urteil des weltlichen Gerichts[1]), weil es wertvoll ist, dessen Spruch mit der Entscheidung zu vergleichen, die das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen auf die erwähnte Beschwerde der Alkoholinteressenten erlassen hat.

---

[1]) Übrigens bietet auch dieses Urteil (gegen das Burk Berufung eingelegt hat) noch Raum für mancherlei Bedenken juristischer Art: Zunächst ist von großer Bedeutung für unser gesamtes öffentliches Leben die Frage, ob auch die höheren Instanzen die Rechtsauffassung des Schöffengerichts teilen werden: „Wenn ein Kreis von Personen ohne nähere Bezeichnung Einzelner beleidigt wird, kann jede einzelne Person klagen, die diesem Kreise angehört." Das Schöffengericht meint, es vertrete die herrschende Praxis, wenn es so entscheidet, und beruft sich dafür auf eine Anzahl Erkenntnisse des Reichsgerichts und andrer hoher Gerichtshöfe. Meiner Meinung nach war aber die bisher herrschende Praxis — auch des Reichsgerichts — eine andre, und gewährte in solchen Fällen nur dem ein Klagerecht, der bestimmt erkennbar gemacht war. (So verstehe ich auch die Auffassung des bekanntesten Kommentars zum Strafgesetzbuche, des Kommentars von Olshausen, Auflage 7, Note 10 b zu § 185.) Sollte die Meinung des Schöffengerichts von Landgericht und Oberlandesgericht bestätigt werden, so ergeben sich die allerseltsamsten Aussichten: besonders in den Zeiten der Wahlkämpfe vergeht ja kein Tag, wo nicht an hundert Orten im Deutschen Reiche „die Konservativen", „die Freisinnigen", „die Sozialdemokraten", „das Zentrum" in einem gegnerischen Blatte oder in einer gegnerischen Wahlversammlung formell beleidigt werden; wenn da jedesmal jedes Mitglied der beleidigten Partei Privatklage erheben kann, so kann das unter Umständen ein hübscher Zustand werden. Am schlechtesten würden aber die Preßorgane der Alkoholkapitalisten selbst fahren, wenn die Rechtsauffassung des Schöffengerichts Dresden bestehen bleibt, denn diese Preßorgane enthalten sehr häufig formelle Beleidigungen „der Abstinenten" und „der Guttempler". — Endlich: Selbst wenn die Rechtsauffassung des Schöffengerichts grundsätzlich zu billigen sein sollte, so bleibt immerhin noch dies sehr zweifelhaft: Burk hat in seinem Vortrage ganz ausdrücklich Ausnahmen gemacht; muß nicht diese Tatsache auch bei Anerkennung jener Rechtsauffassung es ausschließen, jedem beliebigen Alkoholinteressenten ein Klagerecht gegen ihn zu gewähren? (vgl. besonders den letzten Absatz der zitierten Note bei Olshausen).

Für unzweifelhaft unrichtig halte ich es aber weiter, daß das Schöffengericht — dem im Text meines Aufsatzes erwähnten Verlangen der Kläger entsprechend — nur geprüft hat, ob eine formelle Beleidigung (§ 185) vorliege, aber nicht, ob Burk nicht auch Tatsachen behauptet hat, durch die die Kläger herabgesetzt werden (§ 186); hätte das Gericht auch die letztere Prüfung vorgenommen, so wäre ja auch zu untersuchen gewesen, ob Burk den Wahrheitsbeweis für die von ihm behaupteten Tatsachen führen könne (und das hätte Burk ohne weiteres gekonnt). Daß aber das Gericht die unter Anklage gestellte Tat (hier den ganzen Vortrag Burks) nach allen bei ihr möglichen rechtlichen Gesichtspunkten prüfen muß, ergibt sich ganz deutlich aus dem § 263 Absatz 1 der Strafprozeßordnung, und der anerkannt maßgebende Kommentar zu diesem Gesetze, der Kommentar von Löwe, spricht es zudem mit dürren Worten aus (Auflage 10, Seite 653, Note 4 und Seite 467, Ziffer 30a). Ferner: der bereits genannte Kommentar zum Strafgesetzbuche, der von Olshausen, betont in Note d zu § 186 noch ganz besonders das Interesse, das ein wegen Beleidigung Angeklagter daran hat, daß ihm nicht durch Anwendung des § 185 anstatt des § 186 der Wahrheitsbeweis abgeschnitten werde. Zwei weitere Bedenken gegen das Urteil führe ich an in den Fußnoten 1 und 3 auf Seite 305.

Unmittelbar vor dem Druck dieses Aufsatzes wird durch die Tageszeitungen bekannt, daß das Landgericht Dresden das Urteil des Schöffengerichtes bestätigt

Der geistliche Bescheid.

Der Bescheid fiel so aus: Das Konsistorium weist zunächst eine übertriebene Darstellung der Beschwerdeführer über das, was Pfarrer Burk gesagt hat, zurück, fährt dann aber fort:

> „Aber auch so, wie die Äußerungen tatsächlich getan worden sind, „können wir sie nicht billigen. Nicht nur in seiner Ausdrucksweise geht „Pfarrer Dr. Burk über das zulässige Maß hinaus, sondern auch sachlich „erscheinen seine Angriffe insofern als unbegründet, als die Herstellung „und der Vertrieb geistiger Getränke als solche weder vom Standpunkte „der christlichen Glaubenslehre, noch von dem des christlichen Sittengesetzes „aus als verwerflich bezeichnet werden dürfen, vielmehr das Unsittliche „immer nur in bestimmten, scharf zu umschreibenden Mißbräuchen gefunden „werden darf.
>
> „Wir haben deshalb Pfarrer Dr. Burk anderweitig zu ermahnen, „dafern er nicht ernstere Maßnahmen gewärtigen will, bei seinem Kampfe „gegen den Alkoholismus alle unberechtigten Angriffe gegen andere zu „vermeiden."

Dazu ist Folgendes zu sagen:

Die „Ausdrucksweise".

Wenn das Konsistorium zuerst die „Ausdrucksweise" des Dr. Burk mißbilligt, so kann es sich darauf berufen, daß auch das Urteil des Schöffengerichts Dresden das Gleiche gesagt hat. Bedenklich ist allerdings schon hier die „Ausdrucksweise" des Konsistoriums selbst: eine amtliche Stelle, die in so wichtiger Sache die Form eines öffentlichen Vortrages eines Untergebenen tadelt, und dann — wie hier (ordnungsmäßig) geschehen — den tadelnden Bescheid den beschwerdeführenden Gegnern des Getadelten zustellen läßt, sollte sich klar und deutlich darüber aussprechen, worin im Einzelnen sie den Verstoß gegen die Form findet. Das erscheint schon um deswillen nötig, weil eine solche Genauigkeit weit besser Irrtümer vermeiden kann, als eine ganz allgemeine Fassung das vermag. Hätte zum Beispiel in diesem Falle das Konsistorium versucht, genau festzustellen, welche Ausdrücke im Vortrage des Herrn Dr. Burk denn über das zulässige Maß hinausgehen, so würde es möglicherweise folgende Erwägung nicht haben von der Hand weisen können: Wenn eine evangelische Behörde über die Ausdrucksweise eines evangelischen Pfarrers zu urteilen hat, so kann sie dabei unmöglich dasselbe Maß anlegen, wie ein Schöffengericht: das muß selbstverständlich jeden

---

hat, und zwar unter ausdrücklicher Anerkennung aller Rechtsausführungen des Schöffengerichtes: Wie meine soeben gegebene Darlegung zeigt, ist das hinsichtlich des Ausschlusses des Wahrheitsbeweises unverständlich und führt im Übrigen zu praktischen Konsequenzen für das gesamte öffentliche Leben, die unabsehbar sind. Es ist vom allergrößten Interesse, wie sich nun das Oberlandesgericht (an das sich Burk mit dem Rechtsmittel der Revision gewendet hat) zu diesen Rechtsfragen stellen wird. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausdruck, der formell beleidigend ist, nach dem Gesetze bestrafen[1]); eine evangelische Kirchenbehörde wird aber zu fragen haben, ob sie in solchen Dingen einen grundsätzlich andern Standpunkt vertreten darf, als Martin Luther selbst ihn eingenommen hat. Das bedeutet: die Behörde wird vor ihrem Spruche erwägen müssen, ob sie beim Kampf um grundlegende Dinge des Volkswohles bei einem Nachfolger Martin Luthers eine Tonart mißbilligen darf, die Martin Luther selbst, wenn er heute unter uns weilte, zweifellos noch viel derber anschlagen würde[2]). Ja es scheint sogar die weitere Frage gestattet, ob sich schon dieser Teil der Entscheidung des Konsistoriums auch nur gegenüber der „Ausdrucksweise" halten läßt, die Jesus Christus selbst gebraucht hat, wenn er Personenkreisen gegenüberstand, die er für schädlich hielt. Hätte sich das Konsistorium, bevor es Burks Ausdrucksweise verurteilte, vielleicht an Christi Wort vom „Otterngezücht" (gegen die Pharisäer) erinnert, oder hätte es, ganz kurz ehe es seinen Bescheid erließ, etwa im Evangelium Matthäi das 23. Kapitel, Vers 23—28 gelesen, so ist es schon denkbar, daß es auch über Burks „Ausdrucksweise" zu einem andern Ergebnis gekommen wäre[3]). Nun, ob man in diesem Punkte dem Konsistorium Recht gibt oder nicht, ist Nebensache; es besteht ein viel schwereres Bedenken gegen seine Entscheidung:

Das „christliche Sittengesetz".

Das Konsistorium sagt also, daß

> „die Herstellung und der Vertrieb geistiger Getränke als solche weder vom „Standpunkte der christlichen Glaubenslehre, noch von dem des christlichen „Sittengesetzes aus als verwerflich bezeichnet werden dürfen, vielmehr das „Unsittliche immer nur in bestimmten, scharf zu umschreibenden Mißbräuchen „gefunden werden darf."

---

[1]) Auch das schöffengerichtliche Urteil läßt übrigens eine befriedigende Feststellung darüber vermissen, auf Grund welcher Äußerungen Burks es die Absicht der Beleidigung annimmt, die den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches ausschließt; das Urteil gibt dazu nur Allgemeinheiten („aus der ganzen Form seiner Ausdrucksweise", „die Wahl einzelner außerordentlich scharfer Worte") und ein einziges hervorgehobenes Beispiel, das gerade zweifellos irrig gewählt ist. D. Verf.

[2]) Hat das Konsistorium wohl bedacht, daß Luther zu einer Zeit, die von einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Alkoholgefahr noch keine Spur hatte, und in der es von einem Alkoholkapital, wie unsre Zeit es kennt, noch nicht einmal Ansätze gab, schon die unsäglich deutlichen Worte fand: „Wer zuerst Bier gebrauet hat, ille fuit pestis Germaniae" [der war eine Pestbeule für Deutschland], und „Ich habe zu Gott gefleht, daß er die ganze Bierbrauerei verderben möchte" —? Wie grob würde dieser Mann heute erst werden! D. Verf.

[3]) Ähnliche Erwägungen hätten auch das Schöffengericht davon abhalten dürfen, es als besonders straferschwerend anzusehen, daß Pfarrer Burk „einem „Stande angehört, zu dessen Pflichten in erster Linie die Liebe zum Nächsten, „auch zum Feinde gehört". Die „Feindesliebe", zu der unsre christlichen Geistlichen verpflichtet sind, ist die, die Christus gepredigt und geübt hat, und keine andre. Christus aber hat nie daran gedacht, „Feindesliebe" gegen Personenkreise zu predigen oder zu üben, die er für allgemein schädlich hielt; seine Feindesliebe galt nur denen, die nur ihn persönlich schädigten. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst: die Behauptung des sächsischen Landeskonsistoriums, daß weder von der christlichen Glaubenslehre, noch auch vom christlichen Sittengesetz die Alkoholherstellung und der Alkoholvertrieb als solche verworfen würden, ist ganz einfach irrig. Soweit sich christliche Glaubenslehre und christliches Sittengesetz mit der ganzen Frage bisher überhaupt beschäftigt haben, ist die Entscheidung die umgekehrte gewesen: der größte Teil der christlichen Kirchen in Nordamerika und ein nicht unerheblicher Teil in England bezeichnen die Ausübung des Alkoholgewerbes einfach und ohne alle Umschweife als „Sünde". Dies waren bisher die einzigen Kirchen, die die Frage geprüft haben. Das sächsische Landeskonsistorium konnte also für seinen entgegengesetzten Standpunkt weder „die christliche Glaubenslehre", noch „das christliche Sittengesetz" anführen. Selbstverständlich aber war es ihm, wenn es das für zweckmäßig hielt, unverwehrt, diesen seinen Standpunkt auszusprechen. Nur hätte es dann, meine ich, sagen müssen, daß es von der Auffassung der angelsächsischen Schwesterbehörden, eben der einzigen bisher bekannten Auffassung von Kirchenbehörden, abweiche, und hätte seinen Standpunkt — begründen müssen. Begründet hat es ihn aber nicht; hätte es eine Begründung versucht, so wäre es an eine Schwierigkeit geraten, deren Eindruck es sich kaum hätte entziehen können: Burk hat ja in seinem Vortrage mit aller Deutlichkeit ausgeführt, warum für ihn das Dasein der Alkoholgewerbe vor der christlichen Sittenlehre nicht bestehen kann: weil dieses bloße Dasein unvermeidlich die schwersten völkischen und sittlichen Schäden verursacht, und weil dieses Dasein nur erhalten werden kann durch ein großes System sehr bedenklicher Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Die Tatsachen, die Burk angeführt hat, sind ohne weiteres erweislich, und übrigens allen Wissenden bekannt. Jeder Versuch des Konsistoriums, den eigenen abweichenden Ausspruch zu begründen, hätte also dazu geführt, zu erklären: „Die christliche Sittenlehre kann ein Gewerbe auch „dann nicht verwerfen, wenn es jene völkischen und sittlichen Schäden „unvermeidbar mit sich bringt, und wenn es nur unter Anwendung der „genannten Mittel sein Dasein erhalten kann." Daß keine christliche Kirchenbehörde dergleichen hätte sagen können, ist klar. Und schon damit ist dargetan, daß das Konsistorium in der Sache geirrt hat.

Aber sei's drum: Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt des Konsistoriums, wenn es „bestimmte, scharf zu umschreibende Mißbräuche" verlangt, damit es sagen könne, daß etwas vor der christlichen Sittenlehre verwerflich sei. Auch dann müssen wir fragen: Verlangt das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen eigentlich noch mehr „bestimmte, scharf zu umschreibende Mißbräuche", als sie durch die Tätigkeit des Alkoholkapitals in den letzten Jahren zu einer ständigen Erscheinung in unserm öffentlichen Leben gemacht worden sind?

Kennt das Konsistorium die Brauerorganisation in Schlesien, die sich „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" nennt? Kennt es deren Aufruf „An die Gewehre!" und Ferdinand Avenarius' Urteil darüber?[1]) Weiß das Konsistorium, wie dieser „Schutzverband"

[1]) „Vortrupp" Nr. 4, S. 113.

in den Zeitungen Artikel für den Alkohol und gegen die Abstinenzbewegung erscheinen läßt, die tatsächlich keine Artikel sind, sondern Inserate des „Schutzverbandes"? Artikel, die die Verleger der Zeitungen gegen Bezahlung aufgenommen haben, die aber kein Leser für Inserate halten kann, weil sie in ihrer ganzen Aufmachung nichts haben, was mit einem Inserat Ähnlichkeit hat[1]), und weil sie auch zumeist im eigentlichen redaktionellen Teil stehen? Weiß das Konsistorium, daß dabei in einer ganzen Anzahl von Fällen eine Unterschrift unter den „Artikel" gedruckt war, die im Publikum den Glauben erwecken mußte, es handle sich um den Aufsatz eines Arztes? Ist dem Konsistorium bekannt, daß in Berlin und Wien Dinge ganz derselben Art geschehen sind?

Hat das Konsistorium von der „Deutschen Brauerunion"[2]) gehört? Weiß es, wie diese Kampfesorganisation des deutschen Brauergewerbes als solchen in ihrer Sonderabteilung auf der Hygiene-Ausstellung zu Dresden mit statistischen Zahlen umgesprungen ist?[3]) Ist es dem Konsistorium noch unbekannt, daß dieselbe „Deutsche Brauerunion" einen Bericht über einen Vortrag des berühmten Münchner Hygienikers Professor v. Gruber an die deutsche Presse versandt hat, wobei der Vortrag völlig auf den Kopf gestellt war, so daß aus einem alkoholfeindlichen Vortrage ein alkoholfreundlicher wurde?[4]) Sollte das Konsistorium Professor v. Grubers öffentlich gefälltes Urteil über diese Verkehrung seines Vortrages und über jenes Umgehn mit statistischen Zahlen noch nicht kennen[5]):

„Und wir alle, ob Abstinenten oder nicht, dürfen um
„keinen Preis dulden, daß es bei uns in Deutsch-
„land mehr und mehr zum stillschweigend anerkann-
„ten Grundsatz werde, daß im Geschäftsleben jede
„....., Entstellung oder Vertuschung der Wahrheit
„erlaubt ist, wenn sie Profit verspricht".

Hat sich das Konsistorium einmal etwas eingehender mit Dem beschäftigt, was Burk in seinem Vortrage selbst über die „Arbeit" gesagt hat, die von Alkoholkapitalisten in riesigem Maßstabe mit den „abgeänderten" wissenschaftlichen Urkunden geleistet wird, die sie unter dem Titel „Trost für Zecher" verbreiten[6])? Hätte das Konsistorium das getan, so würde es erfahren haben, daß auch dieser Betrieb von einer großen Kampfesorganisation von Alkoholkapitalisten ausgeht, würde auch wissen, in welchem Maße die weltlichen Behörden bereits dagegen einschreiten mußten.

Hat das Konsistorium von den Tatsachen gehört, die die weitverbreitete Schrift „Das Braukapital und seine Knappen"[7]) enthüllt hat, Tatsachen,

---

[1]) „Vortrupp" Nr. 4, S. 114. Das jüngste dieser „verkappten Inserate" betitelt „Das blaue Wunder" erschien am 7. April 1912.

[2]) „Vortrupp" Nr. 4, S. 114—115.

[3]) „Vortrupp" Nr. 1, S. 31/32.

[4]) „Vortrupp" Nr. 1, S. 31.

[5]) „Vortrupp" Nr. 1, S. 32.

[6]) „Vortrupp" Nr. 3, S. 91—94; Nr. 8, S. 251/52.

[7]) Herausgegeben vom Deutschen Arbeiter-Abstinentenbund, Berlin SO 16, Engelufer 19.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von denen die betroffenen Alkoholkapitalisten niemals auch nur eine einzige haben bestreiten können? Weiß das Konsistorium also, daß die großen Organisationen der Brauer Presse und Parlament systematisch beeinflussen wollen im Interesse einer Erhöhung des Bierkonsums und zur Bekämpfung der Abstinenzbewegung?

Hat sich das Konsistorium nie damit beschäftigt, wie diese Beeinflussung der Presse praktisch betrieben wird? Hat es einmal solche „Waschzettel" der „Deutschen Brauerunion" und neuerdings des „Deutschen Brauerbundes E. V." gesehen, wie wir deren zwei im „Vortrupp" Nr. 8[1]) abgedruckt haben? Oder kennt es die andre schöne „Zeitungskorrespondenz" der Alkoholkapitalisten, von der wir in Nr. 9[2]) berichten konnten? Weiß es, wie Gruppen von Alkoholkapitalisten es verstehen, auch andre, vom Alkoholkapital unabhängige, Zeitungskorrespondenzen zu täuschen und dadurch zu ihrem unschuldigen Werkzeug zu machen?[3])

Sind diese Fälle, die nur einen kleinen Teil eines unendlich viel größeren Materials darstellen, eine dem Konsistorium genügende Anzahl von „bestimmten, scharf zu umschreibenden Mißbräuchen" oder nicht? Und: Diese Mißbräuche werden, wie dargelegt, nun eben fast immer von riesigen Organisationen betrieben, von denen sich jede einzelne durchaus als offizielle Vertretung gewaltiger alkoholkapitalistischer Gruppen gibt (und mit Recht geben darf.) Diese Gruppen, zusammengenommen, stellen eben „das Alkoholkapital" dar. Sind also jene nachgewiesenen Mißbräuche — von denen ja auch das Konsistorium verheißt, daß es, sobald sie nachgewiesen sind, anerkennen will, daß sie vom christlichen Sittengesetz verworfen werden, — dem Alkoholkapital als solchem[4]) zur Last zu legen oder nicht? Hätte nicht auch von diesem Gesichtspunkte aus das Konsistorium einige Veranlassung, seinen Standpunkt über das Verhältnis des Alkoholkapitals zum christlichen Sittengesetz etwas zu revidieren?

Und drängt sich nicht gleichzeitig die Frage auf, warum sich überhaupt das Konsistorium berufen gefühlt hat, dem Alkoholkapital eine Ehrenerklärung auszustellen? Das hatte es ja nicht einmal dann nötig, wenn es die bei ihm eingereichte Beschwerde überhaupt behandeln und nicht vielmehr (was wesentlich besser gewesen wäre) die Beschwerdeführer einfach an die weltlichen Gerichte, als den zuständigen Ort, verweisen wollte: auch dann konnte es sich mit sehr gutem Gewissen auf die Prüfung der „Ausdrucksweise" Burks beschränken, und brauchte nicht in sachliche Er-

---

[1]) „Vortrupp" Nr. 8, S. 254/55.

[2]) „Vortrupp" Nr. 9, S. 284.

[3]) „Vortrupp" Nr. 7, S. 222—224.

[4]) Selbstverständlich nicht jedem einzelnen Brauer, Brenner, Weinerzeuger oder Schankwirt. Viele von denen haben natürlich keine Ahnung, was jene großen Organisationen treiben. Genau so, wie viele von ihnen — bei der noch ungenügenden Aufklärung weiter Schichten des deutschen Volkes — noch keine Ahnung davon haben, was ihr Gewerbe für das Volk bedeutet: im Deutschland unsrer Tage kann der Einzelne deshalb sehr wohl — noch — ein Alkoholgewerbe betreiben und dabei persönlich in Wesen und Gesinnung ein einwandfreier Mann sein. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wägungen einzutreten, die mindestens zu kompliziert waren, um mit den paar Worten erledigt zu werden, die ihnen das Konsistorium in seinem Bescheid gewidmet hat.

Ganz energischen Protest endlich verlangt die Drohung, die das Konsistorium am Schlusse seines Bescheides gegen Dr. Burk ausspricht. Darüber hat vor kurzem ein evangelischer Geistlicher (Rolffs) öffentlich die Worte geschrieben:

> „Das Bedenklichste an der Verordnung ist aber die Drohung mit „„ernsteren Maßnahmen". Sie zeigt, daß das Landeskonsistorium sich „für berechtigt hält, in den Kampf des ethischen Idealismus gegen den „die Sittlichkeit gefährdenden Kapitalismus mit Disziplinarmaßregeln „gegen einen ihm unterstellten Pfarrer einzugreifen. Damit verkennt „es völlig seine Stellung."

Dieser Beurteilung ist nichts hinzuzufügen.

Die Zuschauenden.

Je länger man das Verhalten des sächsischen Landeskonsistoriums in der Angelegenheit Burk betrachtet, desto mehr befürchtet man, daß diese geistliche Behörde durch jenes Verhalten unsrer evangelischen Kirche nichts weniger als einen guten Dienst geleistet hat.

In manchen evangelischen Kreisen ist das Gefühl dafür schon recht lebendig: In der Form ziemlich milde, aber desto schärfer dem Sinne nach, spricht die „Christliche Welt":

> „Und das Konsistorium hat die heikle Angelegenheit nicht der Justiz „überlassen, sondern hat gemeint, in die Gewissensfrage eingreifen zu „dürfen, und hat dem Pfarrer einen Verweis erteilt. (Dann folgt „der oben zitierte Wortlaut des Bescheides.) Wir meinen, daß das „Konsistorium mit dieser sachlichen Stellungnahme[1]) seine Kompetenzen „überschreitet. Ein Pfarrer, der von Gewissens wegen zum Alkohol so „steht, wie der Gemaßregelte, kann sich einer solchen Verfügung nicht „unterwerfen. Er kann es formell, und er mag seine Ausdrucksweise „revidieren (wofür ja nötigenfalls das Gericht sorgen wird). Aber welche „sittliche Macht die Abstinenz in der evangelischen Welt heute bedeutet, „muß eine Kirchenbehörde wissen und muß ermessen, daß sie gar nicht im„stande ist, da entscheidend einzugreifen. Man lasse doch die Geister „aufeinander platzen — auch in der Alkoholfrage. Die Kirche wird dar„über nicht zugrunde gehen, wenn ein Pfarrer das interessierte Kapital „zu scharf angreift. Aber sie wird Schaden davon haben, wenn ihre „Obrigkeit den bösen Schein auf sich lädt, als wolle sie den Ernst der „Auseinandersetzung irgendwie abschwächen."

Das „Neue Sächsische Kirchenblatt" aber schreibt:

> „Noch einige Dutzend Männer und Frauen von der intellektuellen „und sittlichen Qualität und auch dem Temperament eines Burk, und „die Hauptsache ist getan. Aber wie ein bloßes hauendes Schwert auch „für die, welche es beschützt, erschreckend wirkt, so wird auch die glaubens-

[1]) Soll heißen: „mit dieser Stellungnahme, die auf die Sache selbst eingeht, anstatt sich bloß an Burks Ausdrucksweise zu halten." D. Verf.

„freudige Entschlossenheit eines Burk manch sanfter Gearteten, auch von „seinen Freunden, erschrecken machen. Und doch, es will sein. Als Luther „in der Leipziger Disputation sich offen gegen Papst und Konzil ausge„sprochen hatte, urteilte ein dem jungen Mönch wohlgesinnter Leipziger „Professor von ihm: „„Er ist im Tadeln rücksichtsloser und bissiger, als „„es für einen, der auf Neuerungen in der Religion denkt, sicher aber für „„einen Theologen, anständig ist."" Was haben wir, was hat unsere Kirche, „unser Volk dieser „Unanständigkeit" Luthers zu danken! Sie war eine „Kulturtat ersten Ranges."

„Wem man den kleinen Finger gibt — —"

Mehr noch, als solcher Tadel Berufener mag dem Konsistorium Veranlassung zum Nachdenken die Folgerung geben, die ein Teil der Alkoholinteressenten aus seinem Vorgehen bereits gezogen hat: Das Konsistorium hat es nämlich sehr bald nach seiner Entscheidung in Sachen Burk erleben müssen, daß der „Sächsische Gastwirtsverband" ihm in aller Form „anheim gegeben hat", die Arbeit des Pfarrers Burk für die Nüchternheitsbewegung ganz zu unterbinden. Und dabei hat der „Sächsische Gastwirtsverband" freundlichst mitgeteilt, unter den Gastwirten bestünde eine sehr starke Neigung, die Fortführung der Arbeit Burks mit dem „Massenaustritt aus der evangelischen Landeskirche zu beantworten". Der Gastwirtsverband läßt zwar das Landeskonsistorium diesmal noch wissen, er (der Gastwirtsverband) sei der Aufforderung, diesen Massenaustritt zu organisieren, „einstweilen" noch nicht nähergetreten, aber er halte es für „zweckmäßig und angebracht", dem Landeskonsistorium von dieser Stimmung Kenntnis zu geben mit der bereits erwähnten „Anheimgabe".

Mit andern Worten: Seit die Alkoholinteressenten die Entscheidung des Landeskonsistoriums in Sachen Burk gelesen haben, glauben sie, den sächsichen Kirchenbehörden schlechthin alles bieten zu können. Und sie bieten dem Landeskonsistorium daher eine Drohung, wie sie peinlicher für eine geistliche Behörde dieses Ranges gar nicht gedacht werden kann: denn selbstverständlich weiß das Konsistorium ganz genau, daß das kirchliche Leben durch den Austritt einer Masse von Alkoholinteressenten aus der Landeskirche nicht gerade viel verliert, und das Konsistorium weiß auch, daß die Drohenden selbst sich dieser Tatsache durchaus bewußt sind. Das Konsistorium kann also keinen Zweifel darüber haben, daß diese Drohung bezweckt, die Behörde zu terrorisieren durch die Aussicht auf den Wegfall eines großen Betrages an Kirchensteuern. Das also hat das Konsistorium durch sein Vorgehen gegen Burk erreicht: Die Alkoholinteressenten glauben bereits, eine evangelische Kirchenbehörde durch die Drohung eines Verlustes an Steuerertrag in die dauernde Verfolgung eines ihrer mutigsten und tüchtigsten Geistlichen hineindrängen zu können!

* * *

Bischof und Konsistorium: Der katholische Bischof setzt sich mit eigner Person ein für die Förderung der größten rassen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hygienischen Bewegung unsrer Zeit und für den Franziskanerpater, der sie vertritt. — Das evangelische Konsistorium maßregelt seinen Pfarrer, der eben dieser rassenhygienischen Bewegung vorankämpft.

Sicherlich: Pfarrer Gerhard Burk hat es seinem Konsistorium schwerer gemacht, ihn zu decken, als Pater Elpidius seinem Bischof. Aber es war ja dasselbe Konsistorium, das in seinem Erlaß von 1909 laut nach Geistlichen gerufen hatte, wie — Burk einer ist; mußte der es dem Konsistorium so leicht machen?

Und Bischof Adolf Bertram von Hildesheim? Wenn man liest, wie stolz und stark der sich vor Hildesheims Kriegern und vor Hildesheims Volk zu seinem Pater und zu dessen Kampf bekannt hat, dann sagt man sich: Der Mann wäre auch mit einer Beschwerde von Gastwirten und Saalinhabern rasch fertig geworden, dem hätte kein Gastwirtsverband einen „Massenaustritt aus der Kirche" anzudienen gewagt.

Bischof und Konsistorium: Haben wir Evangelischen diesmal allzuviel Veranlassung, stolz zu sein?

Hermann Popert.

Memento mori!

Ein Rückblick.

Seit Wochen verfolgen mich zwei Bilder!

Eine Meerfahrt auf einem Riesenschiffe. Ich sehe eine von üppigem Pflanzenwuchs umsponnene Terrasse. Auf ihr weilen schöne, reiche, verwöhnte Frauen, deren Kleider kostbarste Kunstwerke sind, und betrachten, — die zarten Gesichter durch Sonnensegel vor dem unmittelbaren Licht geschützt, — gleichmütig, vielleicht sogar ein wenig gelangweilt — die in ihrer Einförmigkeit und Weite machtvolle Aussicht. Herren in tadelloser, der Situation mit ausgeklügelter Genauigkeit angepaßter Kleidung lehnen in angenehmer Lässigkeit dabei. Aber bald wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit von der Fernsicht ab und näher gelegenen Dingen zu.

Auf dem Tennisplatz werden hochinteressante Wettspiele mit Aufbietung größter Kunst und Gelenkigkeit ausgefochten; ein Radrennen findet statt; man übt im Schwimmbad und Turnsaal. Da kann man mit tun oder zusehen. Wenn man auch davon genug hat, kann man schließlich auch ins Theater gehen oder in der vom wilden Wein umsponnenen italienischen Schenke ein Stündchen verträumen. Vielleicht holt man sich auch in der Buchhandlung einen modernen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Roman. Die 5—6 Tage, die man auf dem Dampfer sein muß, werden sich schließlich auf solche Weise wohl herumbringen lassen.

Tennisplatz, Radbahn, Kamele zum reiten, Turnsaal, Schwimmbad, Theater und endlich auch ganze, abgeschlossene Wohnungen mit luxuriösester Ausstattung für Milliardäre! Wenn man über den Ozean fährt, m u ß man diese Dinge zur Verfügung haben! Ein prunkvoller Speisesaal, Rauchsalons, Carltonrestaurants, Empfangsräume mit ausgesucht raffinierter Einrichtung sind schlechthin Selbstverständlichkeiten. Was sollte der Ozeanfahrer sonst wohl mit sich und seiner Zeit anfangen! Etwa tagelang die unermeßliche Meeresweite anstarren? Gott bewahre! Der Anblick langweilt oder — er erschreckt. Man wird so leicht nachdenklich vor der Unendlichkeit von Meer und Himmel. Und das ist so unbequem. Man legt womöglich einen ungewohnten Maßstab an sich selbst an, und selbst wenn man ein Milliardär ist, könnte man sich im Angesicht des Ozeans recht armselig vorkommen mit der winzigen Menschenmacht und dem Zwergenschicksal, mit dem bißchen Zeit und Raum, die das Dasein der Eintagsfliege Mensch ausmachen.

Man muß sich nur nicht aus seinen Gewohnheiten reißen lassen. Deshalb nimmt man Sportgelegenheit und Spieltisch, Speisesaal und Theater, Salon und luxuriöses Boudoir mit auf das Schiff.

Eine glänzende Stadt mit glänzenden Bewohnern, so durchfurcht das Riesenschiff die Wasserwüste. Das Zwischendeck? Wer spricht von dem? Das birgt nur Leute, für die das Schiff nichts ist als ein Beförderungsmittel. Die kennen die Kultur des Reisens nicht.

Aber wie ist mir denn? Hat nicht der Kapitän den Auftrag, die kürzeste Route zu wählen, die weit nördlich durch das Gebiet der stummen, bläulich schimmernden, stahlharten Eisberge geht? Und läßt er nicht das Schiff mit voller Kraft in die unsichtige Nacht hineinstürmen? Tut er das im Gedanken an die fieberhafte Spannung der Zwischendecker, denen Amerika das Land der Verheißung scheint, oder das Land des großen Untertauchens, des spurlosen Verschwindens? Nein, er tut's, weil es eben dazu gehört, weil die Passagiere der 1. Kajüte es für ihr Geld mit verlangen zu können glauben, weil — ja ein richtiger Grund ist eigentlich nicht vorhanden, es sei denn daß die Zeitungsnachrichten richtig sind, die davon sprechen, daß es sich darum handelte, im Falle der Titanic eine alte Scharte auszuwetzen.

In die neblige Nacht hinein stürmt der Dampfer in unaufhaltsamer Fahrt. Wenigstens muß es dem Beobachter so scheinen, als könnte keine Macht der Welt die Wucht der Vorwärtsbewegung hindern und hemmen. Da — im unsicheren Licht frühester Morgendämmerung erscheinen die bleichen, spukhaft schönen, matt glänzenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umrisse eines Eisberges. Ein Knirschen, ein kaum merkbares Erzittern des Schiffsrumpfes, das keinen Fahrgast zu beunruhigen, so manchen Schlummernden nicht einmal zu wecken vermag. In den warmen, bequemen Kabinen, in den weichen, sorgsam gemachten Betten schlafen die Menschen sorglos weiter — weiter fallen die Karten auf die Spieltische, steigt der zarte Rauch der Zigarren, lauscht die festlich gekleidete Menge dem Streichorchester, das mit seinen einschmeichelnd weichen Weisen jedes verdächtige Geräusch übertönt hat. Und dann?

Dann schallt der Ruf durch das Schiff: „Die Passagiere mit Schwimmwesten an Deck." Und jählings sind die zarten Frauen, die verwöhnten Männer allen Schrecken des Schiffbruchs preisgegeben.

Wie anders ist dies Bild! Die ihr Bad nach einem Zehntel Grad temperierten, sind dem Sturz der eiskalten Wellen ausgesetzt, die in das Rettungsboot schlagen. Die den Mann ganz für sich wollten und dem Leben ohne seine Fürsorge hilflos gegenüberstanden, werden aus seinen Armen gerissen, müssen von ihm auf Nimmerwiedersehen. Die sich nie sehen ließen ohne stundenlange Vorbereitung vor den Spiegeln des Toilettetisches, stürzen im Nachtkleid an Deck mit ungemachten Haaren. Und die nicht, im offenen Boot, in der Eiseskälte des Morgens auf den Wellen treiben, durchnäßt und halb von Sinnen — die Unglücklichen, die keinen Platz mehr in den Booten fanden, sie sind auf den eisüberschütteten, unter ihren Füßen zertrümmerten, sich abschüssig neigenden Decks eine sichere Beute des furchtbaren Todes, der stundenlang währenden Höllenangst, der sich umsonst ans Leben klammernden Verzweiflung, der äußersten Hilflosigkeit. In ihr umhegtes, verzärteltes, überfeinertes Leben bricht die brutalste Wucht des Verderbens ein und findet eine nackte, aller Hilfe entblößte, aller gesellschaftlichen Heuchelei und Pose entkleidete, zitternde Menschenherde. Findet in mancher müden Weltdame die liebende Heldin, die eher stirbt als den Gatten verläßt, in manchem übersättigten Jüngling und Mann den unerschrockensten Helfer, findet in allen ihre wahre Natur.

Und diese wahre Menschennatur in ihrer kläglichen Todesangst, ihrer selbstsüchtigen Lebensgier, ihrer aus der Not geborenen Größe — brauchte sie wirklich das über dem abgrundtiefen Meere schwebende, lächerlich flache Schwimmbad, die über den Ozean getragenen Gärten und Tennisplätze, Radbahnen, Restaurants und Theater? Brauchte sie nicht vielmehr statt des Schwimmbades Rettungsflöße, statt all der unsinnigen Raumverschwendung der Sport-, Eß-, Trink-, Rauch- und Schwatzgelegenheiten aufgestapelte Rettungsboote?

Eintausendsechshundert Menschen mußten ertrinken, weil es Millionäre gibt, die selbst für eine knappe Woche auf kein einziges ihrer

kostbaren Bedürfnisse verzichten können, weil es verbildete Geschöpfe gibt, die mit sich und ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, denen der Anblick der Meeresherrlichkeit nicht genügt, die Langeweile zu bannen. Eintausendsechshundert Menschen waren rettungslos verloren, weil den Reedereien die überhitzten Ansprüche reicher, im Genuß verweichlichter Menschen als maßgebend galten, weil der ins maßlose übertriebene Luxus nicht genug Raum ließ, in dem Riesenkörper des größten Dampfers der Welt genügende Rettungsmittel unterzubringen.

Die Linie sicherte dem Reisenden die Befriedigung selbst der unsinnigsten Forderungen eines am Luxus krank gewordenen Menschengeistes. Sie sicherte ihn gegen Langeweile, gegen Mangel an Bewegung und Zerstreuung, gegen Trübsinn, den sie durch Theater und Musik vertrieb, gegen die Sehnsucht nach dem grünenden Land, das sie mit den Bordgärten bekämpfte, gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte — nur nicht gegen den Tod in den Wellen!

Wohl konnte sie ihn in dem Schwimmbassin im Bauch des Schiffes vor dem Untergehen bewahren, denn es war flach, und die Aufsicht genügte — draußen in der Todestiefe der 3300 Meter mußte sie ihn versinken lassen mitsamt dem Schiffspalast, der ihn trug.

Und während Hunderte auf den Wellen trieben und erschöpft und halb erstarrt von einem Dampfer, der zur Hilfe herbeistürmte, aufgenommen wurden, um vergeblich nach ihren Angehörigen zu fragen und ein vereinsamtes Leben hinzuschleppen — während Aberhunderte in die Nacht des Meeresabgrundes hinabgerissen wurden — während Tausende in Angst und Verzweiflung, in höchstem Menschenjammer, krampfendem Herzweh um Gewißheit flehten, nach ihren verlorenen, von gräßlichem Sterben hingerafften Freunden und Verwandten schrien, fälschten gewissenlose Menschen die Nachrichten, mißbrauchten sie zu Geschäftszwecken, vertuschten, verschwiegen und logen und sandten hunderte von „Börsentelegrammen" in die Welt, die Folter der Spannung für ungezählte Herzen verlängernd und verschärfend!

Ist es nicht Zeit, daß wir aufwachen aus unserem Wahne, das Geld, der Genuß seien der höchste Inbegriff des Lebens? Daß wir aufgerüttelt werden, wenn wir nicht von selbst erwachen können oder wollen? Unter dem Prunkpalast der Titanic lauerten die hungrigen Meereswogen und rissen ihn hinab in ihren Trichter. Unter dem jagenden, gedankenlosen, vom Luxuswahnsinn vergifteten Leben der Gegenwart lauern Mächte des Verderbens und des Völkertodes, die unsere ganze Kultur, unser Wissen, Können, unseren Reichtum, Glück und Gesundheit des Volkes wie des einzelnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie in den Schrecken eines Schiffbruchs vernichten können und vernichten werden, wenn wir nicht Halt machen und uns besinnen.

Ist es nicht Zeit, daß wir Wecker werden, wir Alle, die wir noch nicht angesteckt sind von dem Wahn, der hier zum Verderben führte? Laßt uns die Betörten rütteln und ihnen in die tauben Ohren schreien, was aus dem Krachen des Schiffbruchs langhallend herübertönte:

„Memento mori!"

Melanie Ebhardt.

Was andre sagen

Die Zukunft. (Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin.) 20. Jg. Nr. 27.

Osterfeuer. Vom Herausgeber.

„. . . . Wir sind, in unserer Paragraphentrübsal, grämlich geworden. Die Schule, die aller Jugend Lieblingsstätte sein müßte, das Land der Sehnsucht, in das es, zu Gleichalterigen, zu den Enthüllern der buntesten Wissenswelten, aus jedem Hausvergnügen sie drängen sollte, ist den meisten Kindern ein Marterort. Beim Geläut der Ferienglocke atmen sie auf. Für ein Weilchen wenigstens brauchen sie nicht in diese freudlose Schule, die, trotzdem sie dem dünnen Baum des Lebens ein Jahrzehnt (und oft mehr noch) entpflückt, ihren in sichtbare Norm geprägten Zweck nicht in sich zu erreichen vermag, sondern fast alle Tagesstunden des Zöglings mit Arbeit bepackt, ihn nach hastiger Mahlzeit wieder hinters Pult zwingt und im Morgengrau vors Vokabelbuch, vor die Liste der Griechenstädte oder Römerkönige setzt. Bis ihm alle Menschheitgeschichte, von Homer zu Schiller alle Dichtung, die Naturkunde selbst verekelt, jeder Wissensborn von widrig schillernder Wasserpest angekränkelt ist und seine Ungeduld in das dümmste, rohste Vergnügen so gierig taucht wie ein abgetriebener Ackergaul in den stinkenden Stadtgraben. Ähnelt er ihm nicht? Wird er von unfähigen Lehrern und unerzogenen Eltern nicht, von früh bis spät, vorwärts gehetzt, aus der Traumsucht gerüttelt, aus dem Spieltrieb gescheucht, mit Warnung geängstet, mit Drohung geschreckt? Daß er für Pflanzenkunde Sinn hat, am Turngerät sich anstellig zeigt und einfache, aus Bodenbeschaffenheit und Menschengewöhnung sacht erwachsende Lebensverhältnisse leidlich auffaßt, genügt nicht. Er soll die Elemente des Euklid und die Bestandteile des Glases, die Regierungszeiten der Sachsenherzoge und die Schwalbennester an den Mauern von Dunsinane kennen, die schwierigste Bruchrechnung und Vorderasiens Flüsse am Schnürchen haben; soll in allen Sätteln gerecht sein. Den Kleinen lehrt der Stock das Fürchten. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Auf dem Größeren lastet ein schwärzerer Alp. Wird er versetzt? Sonst mag er sich zu Haus ducken. Gilt er als ein Verlorener, dem jede Lust versagt wird, von dem jeder Reine seitab weichen muß. Weil er, vielleicht, in der Mathematik „das Klassenziel nicht erreicht hat". Mit der Mappe, die einen vom Bahnfahrgeld erkauften Semmel-

schatz birgt, irren Knaben durch nächtige Straßen, werfen sich in den Fluß oder auf die Schienen vor den heranbrausenden Eilzug, um vor den Geschwistern nicht, vor der Mutter am Pranger zu stehen. Häuslicher Schmach entläuft gesunde Jugend in den Tod. Und Herr Bakulus, der den Sinn des Kindes nicht aufzuriegeln, in ihm die Begierde nach dem Wissensstoff nicht zu wecken, in ein Funkengestöber aufzuregen vermochte, setzt sich, den allein Schuldigen, mit behaglich vorgebundenem Mundtuch zu Tisch. Faits divers. Nicht der Rede wert. Unser Lehrstand ist ja der beste der Welt. (Im Deutschland der Satten, Selbstgefälligen, dummdreist mit Gottesfurcht flunkernden ist Alles „besser als sonst irgendwo auf der Welt".) Für Schule, Jugendpflege, Jugendfürsorge geschieht ungeheuer viel. Mißstände sind in menschlichen Dingen nie ganz zu vermeiden. Daß unser Salz verdumpft, daß ringsum die Mißachtung des Geistes und der Persönlichkeit gezüchtet, mit Lug und Trug ein im billigen Reichsladen eingehandelter und schnell verschlissener Plunderpatriotismus in die Hirne gespeichert wird . . . . .: vor solcher Wahrnehmung, die zu dem stolzierenden Juchhe nicht stimmen würde, schließt sich das Auge . . . . ."

Kunstwart. (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 25. Jg. 1. Aprilheft (Nr. 13).

Abstinenten im Wahlkampf.

(Der Verfasser nimmt auf den Aufsatz „Der Fall Schifferer" im Vortrupp Nr. 4 bezug und berichtet kurz über die den Vortrupp-Lesern bekannten Tatsachen. Am Schlusse des Aufsatzes heißt es:)

„Ob man für richtig hält, seine Abstimmung davon abhängig zu machen, ob der Kandidat alkoholkapitalistischer Interessenvertretung verdächtig ist, oder nicht, das hängt natürlich davon ab, für wie wichtig man die Frage des Alkoholismus überhaupt hält.*) Darüber wollen wir heute nicht wieder sprechen. Wir teilen die Tatsachen hier nach dem „Vortrupp" mit, ohne weitere Schlüsse aus ihnen zu ziehen, als: daß unsere Parteiorganisationen in Zukunft taktisch klug daran tun werden, mit der wachsenden Kraft der Abstinenten zu rechnen."

*) Der „Kunstwart" selbst bekämpft das Alkoholkapital entschieden. **Vortrupp.**

Jg. 25. 1. Maiheft 1912.

Märtyrer-Pflanzen. Von Ign.

„Kaum haben die ersten Lenzesboten, die Weiden, sich mit den feinen, weißen Kätzchen geschmückt, so säbelt man die Weidenkätzchenzweige ab, die den Bienen die erste Nahrung bieten. In ganzen Bündeln werden sie in die Städte geschafft und verhandelt. Die Weide hat Leidensgenossen. Kaum öffnet das schöne Leberblümchen seine dunkelblauen Augensterne, und schon werden die Blüten abgerupft, ja, werden die Pflanzen mit den Wurzeln ausgerissen, denn „Waldleberblümchen" sind im Handel. In ganzen Gegenden ist die Hepatica schon selten geworden — von Jahr zu Jahr wird der deutsche Wald ärmer.

Wenn später im Jahre die schlanke Wasserlilie aus dem See schaut, dann geht's auch ihr geradeso. Wir treffen die weiße Seerose, die Seelilie in den Auslagen der Gärtner als Schmuck der Totenkränze. Eine Pflanze, die stetig ihrer Blüten beraubt wird, also zur Hauptsache auf vegetative Fortpflanzung angewiesen ist, muß verkümmern. Traurig wie das Schicksal dieser armen Märtyrer ist auch das Los des stolzen Königsfarns. Osmunda regalis wird mit dem Wurzelballen ausgehoben und in den Garten verpflanzt, wo er jedoch nicht entfernt die Lebensbedingungen seines natürlichen Standorts findet, ein Kümmerling wird und meist bald eingeht.

Soll ich an das Los der herrlichen Stranddistel erinnern, der „Dünen-Mannstreu", die in ihrer ganzen Herrlichkeit nur Ältere von uns überhaupt noch gesehen haben? Bald wird sie vielleicht in den Floren einen Totenschädel bekommen und die Bemerkung:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„ausgestorben". Besser hieße es: „ausgerottet durch die kindischen Triebe der Badegäste". Wir „Verwalter des Heute" haben die Verpflichtung, den späteren Geschlechtern das Landschaftsbild so zu überliefern, wie wir es vorfanden, nicht ausgeräubert, und ausgepowert, sondern eher reicher als ärmer. Soll Wandel geschaffen werden, so muß die Schule, die Kirche, die Presse mehr als bisher gegen den Unfug mobil gemacht werden."

Rund um uns

Was ist harmloser Federschmuck? Der deutliche Hinweis, den unser Leitartikel „Der reine Teint" (in der ersten Aprilnummer) auf die Verwerflichkeit der heutigen Federhutmode gab, hat uns einige Zuschriften eingebracht, die zeigen, daß Unklarheit herrscht über die Frage, was eigentlich „harmloser Federschmuck" sei, und welche Federn im Sinne des Naturschutzes „erlaubt" seien?

Wenn wir einmal davon absehen, ob es an sich geschmackvoll sei, einen ausgestopften Vogel oder Teile desselben auf einem Hute zu tragen, dann läßt sich die Frage kurz so beantworten: Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn die Federn von Schlachtgeflügel oder von Rebhühnern und Fasanen in der Federindustrie zu Hutschmuck verarbeitet werden, anstatt in die Müllgruben zu wandern. Man könnte sich sogar darüber freuen, daß diese Nebenerzeugnisse der Geflügelzucht und Jagd gewissermaßen nutzbar gemacht werden.

Da ist durchaus keine Gefahr, daß die Vögel nur um ihrer Federn willen, ausgerottet würden, denn diese Vögel werden schon ihres Fleischwertes wegen getötet, und ihr Fleisch ist — als Kaufsache — wertvoller als ihr Gefieder.

Ganz anders verhält es sich mit den Tieren, die nur ihres schönen, farbenprächtigen Federkleides wegen gesucht und herbeigeschafft werden, und deren Federn gerade dann auf dem Federmarkt und in der Mode einen Wert haben, wenn sie seltenen Vögeln entstammen. Die Träger solcher bunten oder schöngeformten Federn sind bei den heutigen Verkehrsverhältnissen und bei der weltumfassenden Organisation des Handels rettungslos der Vernichtung preisgegeben, wenn nur der Handel und nur die Mode zu befehlen haben, ob solche Federn auf Hüten getragen werden sollen. Der Handel fragt nur nach der Form und Farbe und nach dem Wert der Federn und kümmert sich nicht darum, ob die Federn einer seltenen Eule, einem Kranich oder Kolibri entnommen sind: solange Geld damit zu verdienen ist, werden die Federn herangeschafft, und wenn auch die letzten Vertreter einer Tierart deshalb getötet werden müssen.

Wenn also nichts dagegen geschieht, können wir es jetzt erleben, daß alles, was in der Vogelwelt bunt und schön ist, von der Damenmode einfach aufgetragen wird und für immer von der Erde verschwindet. Das ist dann eine bedauerliche Frucht unserer Entwicklung in Handel, Technik und Verkehr! Diese Entwicklung ist eine Gefahr für alle leicht auszuschöpfenden Vorräte der Natur, und sie wird zum Fluch der Menschheit, wenn nicht Gesittung und Gesinnung zugleich umsichgreifen und der schrankenlosen Gewinnsucht der Händler gewaltsam Grenzen setzen.

In diesen Wochen werden Reiher, Paradiesvögel, Möwen und selbst Eulen auf Hüten getragen. Der „Tag" brachte sogar die Abbildung eines Muffs, der aus dem Gefieder einer Eule hergestellt worden war. Dann sieht man auch schon die kleinen Flügel einiger Eisvogel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arten, zu einem Häufchen Putz auf Hüten zusammengebunden.

Man sagt, daß jetzt Kolibri in ungeheuren Mengen von den Federhändlern aufgestapelt werden und im nächsten Herbst oder Winter als Mode herausgebracht werden sollen. (Ein Pariser Schuster hat, nach dem „Roland von Berlin", sogar ein Paar Schuhe mit einer Unzahl von Kolibribrüsten garniert!) Hoffentlich lassen sich die deutschen Frauen rechtzeitig warnen, die Kolibrimode abzulehnen, sobald sie „lanziert" wird.

Eine Dame, die die Federn der einzelnen Vogelarten nicht kennt und sicher gehen will, daß sie durch den Kauf von Federschmuck nicht die Ausrottung seltener Vögel begünstigt, sollte keine anderen Federn tragen, als Straußenfedern; denn diese schönen, großen Federn werden von zahmen Straußen auf Farmen geerntet und bringen den afrikanischen Ansiedlern Gewinn. Gerade weil der Mensch aus Straußenzucht hohen Gewinn zieht, hat man den wildlebenden Strauß in allen unter europäischer Herrschaft stehenden Landgebieten gut geschützt und die Jagd streng verboten. Es liegt deshalb kein Grund vor, die Straußenfeder, diese wirkliche, durch die Geschichte anerkannte Schmuckfeder nicht als Schmuck zu verwenden. Im Mittelalter wurden die wallenden Federn auf Ritterhelmen und, von Ratsherren, Studenten und Kriegern, auf Hüten getragen. Die Straußenfedern waren immer eins der kostbarsten Erzeugnisse des schwarzen Erdteils. Der Handel des Mittelalters war noch nicht imstande, afrikanische Vorräte zu erschöpfen. Erst die Neuzeit hat den Elefanten in dem weiten Südafrika ausgerottet und hätte auch den Strauß vernichtet, wenn es nicht gelungen wäre, ihn zu zähmen und zu züchten. Es sei hier aber ausdrücklich gesagt, daß nur die Straußenfeder von lebenden Tieren genommen wird; alle anderen im Handel erscheinenden Federn stammen von getöteten Tieren. Die Straußenfeder nimmt also durchaus eine Sonderstellung unter allen jetzt für die Hutmode verwendeten Federn ein. **Vortrupp.**

Eine Frauenstimmrechtspredigt hielt vor kurzem in Bremen der als Verfasser des Buches „Schillers Frauengestalten" bekannte Pastor prim. Burggraf an St. Ansgari. Der Prediger führte aus, daß die Kirche mit der Entscheidung über das Frauenstimmrecht über ihre Existenz entscheide. Nur die durch das Stimmrecht gewährleistete nachdrückliche Mitarbeit der Frau könne die Kirche vor ihrem Untergang bewahren. Das Frauenstimmrecht sei die rettende Hand, die Gott der Kirche noch einmal reiche; sie auszuschlagen, würde ein ungeheuerer Frevel sein. Und das Stimmrecht allein genüge nicht. Die Frau müsse mitbestimmend Sitz in allen Körperschaften, bis hinauf in die Konsistorien und den Oberkirchenrat, erhalten. Endlich müsse in jeder Gemeinde eine Körperschaft, der nur Frauen angehören sollten, neben Kirchenvorstand und Kirchenkonvent gebildet werden. Dieser Frauenkirchenrat solle unter dem Vorsitz einer akademisch (auch theologisch) gebildeten Gemeindeschwester, die dem Prediger fast gleichgestellt sei, über religiöse Probleme verhandeln und das Wertvolle zur Nutzbarmachung für die Gemeinde herausschälen. Wegen ihres „Spürsinns für Ewigkeitswerte" könne die Frau gerade durch ihren Rat der Kirche unschätzbare Anregungen geben.

Die Predigt wird vermutlich eine ganze Anzahl Gemeinden veranlassen, das bereits in Aussicht gestellte kirchliche Frauenstimmrecht bald einzuführen. Ein mehr oder weniger beschränktes Frauenstimmrecht besteht bis jetzt in sechs bremischen Gemeinden. Einen Hauptanteil an diesem Erfolge des Frauenstimmrechtsgedankens in Bremen trägt sicher die unermüdliche Aufklärungsarbeit der bremischen Frauenvereine, die in außergewöhnlicher Geschlossenheit in einer Zentralorganisation, dem Frauenstadtbund, Aufgaben allgemeiner Art zusammen angreifen. **F. L.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Berichterstattung über Schülerselbstmorde ist beim Reichsverbande der deutschen Presse das nachfolgende Schreiben des Vorsitzenden des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands eingegangen:

An den Reichsverband der deutschen Presse richtet der Unterzeichnete im Namen und Auftrage des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands die ergebene Bitte, in seinen Kreisen dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der sogen. „Schülerselbstmorde" in der Presse, die geeignet ist, das Ansehen der höheren Schulen Deutschlands herabzusetzen, vermieden wird. Schon der vielgebrauchte Ausdruck „Schülerselbstmorde" ist irreführend, und es wäre dafür richtiger „Selbstmorde Jugendlicher" zu setzen. Hat doch die Statistik längst nachgewiesen, daß die Zahl von jugendlichen Selbstmördern in dem gefährlichen Übergangsalter vom Knaben zum Jüngling, die nicht eine höhere Schule besuchen, weit höher ist, als die aus den Kreisen der Schüler höherer Lehranstalten. Auch bei der Darstellung vom Selbstmorde eines Schülers wäre also zu wünschen, daß stets gewissenhaft nach den Gründen gefragt würde, und man würde dann in den bei weitem meisten Fällen finden, daß dieser mit dem Schulbetrieb nicht im Zusammenhang steht. Überhaupt aber wäre erfreulich, wenn die Presse der Behandlung des Selbstmordes Jugendlicher gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, zumal ja erfahrungsgemäß die Schilderung von Selbstmorden, wie die von anderen krankhaften Erscheinungen, verderblich auf jugendlich unreife Gemüter wirkt und zur Nachahmung verführt.

In vorzüglicher Hochachtung
(gez.) Rektor Dr. Poland,
erster Vorsitzender des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands.

Dazu bemerkt ein Freund des „Vortrupp":

„Angesichts der Tatsache, daß die Zahl der Schülerselbstmorde — nicht etwa der Selbstmorde Jugendlicher überhaupt — zu den Zeiten der Schulversetzungen zu unheimlicher Höhe anschwillt, mutet dieser Versuch einer Beeinflussung der öffentlichen Meinung wie eine Vertuschungsabsicht an. Es ist ja ohne weiteres erklärlich, daß unseren Schulmännern die Veröffentlichung derartiger Tatsachen nicht gerade angenehm ist, Tatsachen, an denen in den meisten Fällen neben dem Elternhause die Schule ihr gerüttelt Maß von Schuld trägt. Aber da wird mit dem unseligen Zensuren-, Zeugnis- und Versetzungswesen fortgewirtschaftet, und wenn, was mit mathematischer Sicherheit vorauszusehen, im kommenden Herbste wieder die unheimliche Kunde von einer großen Zahl von Kindertragödien durch die Presse läuft, dann wird die Lehrerschaft der höheren Schulen auch wieder einmal indigniert sein über die — „sensationelle Darstellung der sogenannten Schülerselbstmorde, die geeignet ist, das Ansehen der höheren Schulen Deutschlands herabzusetzen." Ich meine: die Presse kann aber gar nicht stark genug auf die Schäden der Erziehung hinweisen, deren Symptome die Schülerselbstmorde sind; denn nur auf dem Wege freimütigster Behandlung von derartigen Fragen und vor aller Öffentlichkeit ist eine Besserung zu erhoffen, zu deren Anbahnung sich die Fachleute in dieser — wie in allen übrigen Fortschrittsfragen — ja stets als ungeeignet erweisen." A. R.

„Freiländer" im Gebirge. Wir hatten schon einmal Gelegenheit, im „Vortrupp" *) auf das neuzeitliche Studententum aufmerksam zu machen, wie es die Verbindung Freiland in München und die ihr verwandten „Freischaren" zum Ausdruck bringen. Inzwischen ist auch in der Musenstadt des Breisgaues eine „Freiland"-Verbindung entstanden,

*) Vortrupp Nr. 1, S. 21—27.

deren Mitglieder, wie ihre Münchener Freunde, eifrige Gebirgswanderer und Schneeschuhläufer sind.

Ein Bericht der Freiburger Freiländer, der uns kürzlich zuging, weiß von dem frischen fröhlichen Treiben dieser Studenten, die als Abstinenten ihre Zeit nicht auf Bierbänken und in Kneipendunst hinbringen, viel Erfreuliches zu erzählen. Es heißt dort unter anderm:

„Schon in den Herbstferien hatten wir als Stützpunkt für unsere Wintertouren und Skifahrten ein kleines Bauernhaus in Breitnau (1000 m hoch) gemietet und unseren Anforderungen entsprechend hergerichtet. Obschon die Schneeverhältnisse letzten Winter im Schwarzwald ungewöhnlich schlecht waren, wurde das Haus doch ausgiebig benutzt. Bei seiner Einweihung spielten wir im Freien Hans Sachsens Fahrenden Schüler im Paradeis. Schon während der Einrichtung dieses Hauses, die uns deshalb so großen Genuß verschaffte, weil wir alles daran selbst ausführten (ein Raum wurde angestrichen, ein anderer neu tapeziert, Tische und Bänke gezimmert u. a. m.) erkannten wir die unschätzbare Bedeutung, die ein eigenes Haus in den Bergen für unsere Freiluftbestrebungen sowohl im Sommer wie auch im Winter haben mußte. Die großen finanziellen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines solchen Planes entgegenstellen, waren durch das Entgegenkommen eines Freundes, der uns eine tatkräftige Unterstützung in Aussicht stellte, bald gelöst. So suchten wir uns denn beim Toten Mann in der Nähe des Feldbergs auf 1200 m Höhe ein wundervoll gelegenes Plätzchen, das in geschützter sonniger Lage, mit Bäumen und einer Quelle versehen, zur Besiedelung wie geschaffen war und in jeder Hinsicht unseren Wünschen und Absichten entsprach. Nach langen Verhandlungen mit den Eigentümern, einer Genossenschaft von zwölf Bauern, gelang es uns, 1600 qm zu einem annehmbaren Preis zu erwerben. Ein Karlsruher Architekt der bereits im unteren Schwarzwald eine ähnliche Hütte gebaut hatte und als Schüler von Professor Riemerschmid in München für die Ausführung des Baues nach künstlerischen Gesichtspunkten volle Gewähr bot, machte uns den Plan, und ein Zimmermeister aus Oberried übernahm die Ausführung. Das Haus wird 7 m breit und 9 m lang. Es erhält einen Keller, einen Vorraum, einen Dusche- und Waschraum, eine hübsche Küche, ein geräumiges Wohn- und drei Schlafzimmer, von denen zwei im oberen Stockwerk sich befinden. Das Gelände in der näheren und weiteren Umgebung ist zum Skifahren in einer Weise geeignet wie wenige Plätze im ganzen Schwarzwald. Die Abfahrt vom Feldberg über den Toten Mann nach Kirchzarten ist berühmt als eine der schönsten in unserem Land. Auch im Sommer bieten sich unzählige Gelegenheiten, von hier aus größere Ausflüge zu unternehmen, besonders solche Gipfel und Täler zu besuchen, zu denen man von Freiburg aus an einem Tag nur schwer hin und zurück gelangen kann. Der ganze südliche Schwarzwald breitet sich vor uns aus ...."

Vortrupp.

Beim Vortrupp eingegangene Schriften. (Besprechung vorbehalten).

Von unten auf. Von J. C. Hartmann. Verlag des „Heider Anzeigers", Heide i/H. — Recht und Phantasie. Von Dr. Adolf Bachrach. Verlag von Hugo Heller & Co., Wien. — Kehrt zur Natur zurück! Von Adolf Just; Der neue Obstbau. Von Rudolf Richter; Die Bekämpfung der Obstschädlinge. Von Ludwig Ankenbrand; Der Jungborntisch. Von Adolf Just. Sämtlich im Jungborn-Verlag Rudolf Just, Bad Harzburg. — Gegenwartsnöte. Von C. A. Flügge. Verlag von J. G. Pucken Nachfl., Cassel. — Welche Rechte hat das uneheliche Kind und seine Mutter? Von Richard Burgemeister. Verlag von E. Schwarze & Co., Berlin S. — — Unter der blauen Fahne. Von Pastor Bonfleur. Verlag Blaukreuz-Buchhandlung, Herford.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 11 1. Juni 1912

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland.

Zweiter Brief.*)

Birkhain, den 20. Mai 1912.

Leuchtender Kigeri!

Ich bin an einem Platze, der einsam ist. Hügel mit Büschen umgeben mich. Ein See liegt zwischen hohen Bäumen, im Schilf seiner Ufer schwimmen Enten. Im flachen Wasser stehen Kraniche, und hoch in der Luft fliegen zwei Störche, die jetzt gerade aus Kitara herübergekommen sind, wo sie die Zeit zubrachten, in der es hier bitter kalt ist und Schnee und Eis mannshoch auf dem Lande liegen, wie du es kennst von dem Gipfel des Karisimbi. Das wilde Getriebe der Städte dringt nicht hierher, und ich könnte mir denken, ich sei in Kitara, am Ufer des Ruhiga, an den weiten Buchten des Urigi, wo der Schrei der Kronenkraniche weithin ertönt, wenn sie mit langsamem Flügelschlage über die reifen Kornfelder dahinfliegen. Es ist derselbe Schrei, den ich hier höre. Der Vogel aber sieht anders aus: ihm fehlt die buschige Krone, fehlt die weiße Brust. Bronzerot schimmert dennoch sein Hinterhaupt. Hierher bin ich gegangen, weil ich wirr wurde im Kopfe über das Neue und Widersprechende, was ich in diesem fremden Lande sah, und weil ich Ruhe haben wollte vor dem Lärm.

Strahlender Fürst! Wenn ich unter den tausenden engbekleideter Wasungu**) einherging oder nachts aus Träumen erwachte, dann war mir oft, als hätte ich Pombe getrunken. (Wie einst als mir Ibrahimu noch nichts von seiner Lehre gesagt hatte, die den Rausch eines Menschen für unwürdig hält.)

Über diesem Lande liegt etwas, wie ein großer Trug. Man sagt in Kitara: wo zwischen den Bergen Rauch aufsteigt, da sei eines

*) Vgl. die Einleitung zum ersten Brief, „Vortrupp" Nr. 9, S. 257.
**) Wasungu = Europäer.

Wanderers Ziel, denn da gibt es Wärme und warme Speise. Ein Handwerker brennt Schnitzwerk aus, die Eisenschmelzer sitzen in freier Luft an den Blasebälgen oder ein Schmied schmiedet Speerspitzen, Hacken und Nadeln. Drum ist dort ein reges Leben, und viele Menschen kommen und freuen sich über die Kraft und Kunst, die dem Volke innewohnt. Wenn ein Schmied von der Arbeit aufsteht, dann rühmt man die breiten Schultern fast mehr als die geschickten Hände.

In Deutschland ist sehr viel Rauch. Aber das ist kein Rauch, der eines Wanderers Augen auf sich zieht, der die Schritte beschleunigt oder das Herz höher schlagen läßt. Es ist kein Rauch in frischer Luft; es ist Rauch im Dunst, ja Rauch im Rauch. In langen, steinernen Röhren wird er zum Himmel geleitet. Aber der Himmel will ihn nicht, und so liegt er wie ein Frühnebel über der Erde. Und wenn er, als eine dicke, atemraubende Masse überallhin fließt, wie soll man irgendwohin eilen, sich seines Ursprungs zu freuen! Im Gegenteil: wer sich die Lungen nicht mit Rauch füllen lassen will, flieht die Plätze, an denen die vielen Eingeborenen zusammen wohnen, flieht auf das Land hinaus, wo die Luft noch rein und frisch ist. Denn unerträglich ist die Luft, die die Wasungu sich gewöhnen einzuatmen. Sie lieben es, zur Arbeit, zum Vergnügen, zum Unterricht, ja zum Gottesdienst in geschlossenen Räumen beisammen zu sein. Stundenlang. Jeder atmet Luft, die schon ein anderer geatmet hat. Dahinein mischt sich Rauch, Dunst und Essensgeruch. Es müssen viele von ihnen krank sein. Ich weiß das nicht; denn ich sehe nur gesunde Leute in den Straßen und glaube, daß sie die Kranken an einen anderen Platz schaffen.

Ich ging einem großen Rauch nach und kam in einen Trupp von Leuten, die denselben Weg gingen. Es waren Männer und Frauen, die alle nicht froh aussahen. Ich fragte einen jungen Sungu, weshalb er so schnell gehe, ob es da, wo er hingehe, etwas Schönes zu sehen gebe? Er lachte spöttisch und unfreundlich und sagte, er gehe zur Arbeit, und wenn er zu spät komme, schelte „der Alte". Und der Eilige hatte nicht Zeit, mit mir weiter zu sprechen.

Es gibt überhaupt keinen Sungu, der es nicht eilig hat. Jeder hat immer etwas vor, und jetzt weiß ich auch, weshalb der Sungu, der Kitara bereiste, die Männer so oft fragte: „Was arbeitest du?" Und weshalb er sich erregte, wenn er die Antwort bekam: „Tinkora mlimó; ningikala." „Ich arbeite nicht; ich bin vorhanden". Das erboste ihn, weil es in Deutschland keinen Mann gibt, der ohne Arbeit zufrieden sein dürfe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es sei denn, er habe viel Geld. Sie arbeiten alle, weil sie Geld haben wollen. Und wenn sie Geld haben, benutzen sie es nicht dazu, sich Glück zu verschaffen, was ja nichts kosten würde, sondern sie lassen sich von anderen, die Geld gewinnen wollen, einreden, sie müßten, um glücklich zu sein, alle möglichen Dinge kaufen, Dinge, die ganz unnütz sind und da gemacht werden, wo der Rauch aufsteigt.

Ich glaube, ein Mann, der mit wenigem auskommt und nichts kauft, ist in Deutschland nicht angesehen. Ein Mann aber, der sich mit tausend Dingen umgibt, die er aufbewahren, beschützen, verschließen und reinigen, ja, die er täglich ansehen muß, der gilt etwas. Und solch ein Mann kann doch zu nichts Rechtem Zeit haben, er kann auch nichts Nützliches tun. Er wird immer auf seinen Sachen sitzen müssen, anstatt in die Welt hinauszugehen und Lieder kennen zu lernen. Dazu gehört in Kitara nur ein Stock, ein geflochtener Beutel mit zwei Hölzern zum Feuerreiben und eine Zupfgeige. Wer das an sich nimmt, kann reisen, und wenn er, nach Monden, heimkommt, von den Tänzen und Liedern fremder Völker erzählen, von der Art, wie andere Völker den Elefanten jagen und wie sie die reifen Jungfrauen schmücken.

Das ist der Irrtum, der über dem Lande liegt: auch in Deutschland mag einst Rauch den Ort glücklichen Schaffens angezeigt haben; jetzt ist das vorbei. Zum Fluch wurde die Arbeitskraft, die das Feuer erzeugt, elende Sklaven sind die Eingeborenen, die mit der Kraft des Feuers arbeiten. Das sah ich, als ich dem Rauch nachging. In furchtbarem Lärm, der größer ist als die Gewitter des Frühlings, stehen Männer und Frauen und bewegen ihre Hände an den Maschinen. Sie stehen da, in schlechter Luft, in geschlossenem Raum und am ganzen Körper bekleidet. Sie machen eine Arbeit, die nie fertig wird, machen jahrelang dieselbe Arbeit. Wie viel besser ist es doch in Kitara! Da hat jede Jahreszeit ihre besondere Arbeit, und niemand braucht das ganze Jahr über am Blasebalg zu stehen oder Rindenstoff zu klopfen. Zur Bestellung des Landes müssen die Hacken fertig sein. Vorher hämmern die Schmiede und vor dem Schmieden wird das Eisen ausgeschmolzen. Der Rauch verzieht sich wieder, und die zartesten Pflanzen wachsen um den Hochofen herum. Und auch die Lungen der Menschen werden wieder rein.

Ich sagte, die Eingeborenen trügen sogar bei der Arbeit Kleider. Es ist so, und es wundert mich immer wieder. Alle Eingeborenen gehen nur bekleidet umher, und selbst zum Baden ziehen sie ein dünnes

Kleid an. Niemand hat das Recht, nackt zu gehen, ja niemand findet es anstößig und gemein, Kleider zu tragen. Selbst der König des Landes unterwirft sich dem Zwang der Kleidung. An dem Körper trägt er dicke, genähte Stoffe, den Kopf bedeckt er, und die Füße umkleidet er mit genähtem Kalbfell. Wie groß und erhaben bist du doch, Mukama, gegen ihn! Dein Kleid ist ein Bastfaden, an dem zwei geschnitzte Hörner eines Buschbocks hängen; ein gestreiftes Ziegenfell bedeckt deine linke Hüfte. Frei atmet deine Brust, die Sonne bescheint deine glatte Haut, und dein nackter Fuß berührt die fruchtbare Erde.

So gehe auch ich hier jetzt unbekleidet im Sande umher, wo mich keine Eingeborenen sehen. Wenn sie mich nackt sähen, würden sie mich verfolgen. Auch ich muß in diesem Lande Kleider tragen, wenn ich das Volk nicht aufreizen will. Es ist eine Qual für deinen freien Diener, ein Schmerz und eine Gefahr, die er nur auf sich nimmt um der Forschung willen und für die Wissenschaft Kitaras.

Du glaubst gewiß, die Bewohner des Landes außerhalb der großen Städte gingen nackt einher: nein, auch sie bekleiden sich vom Kopf bis zu den Füßen, und vor allem sieht man nie einen Mann, der keinen Hut auf dem Kopfe trüge. Wenn jemand in einer Stadt ohne Hut ginge, würden die Eingeborenen scharenweise hinter ihm herlaufen und ihn verspotten. Der Hut ist das Zeichen der Würde, und wenn er auch nur aus einem schmutzigen, schweißdurchtränkten Bündel Zeug besteht, es gilt als vornehm, ihn zu tragen. So kommt es, daß den meisten Wasungu die Kopfhaare aus Mangel an Licht und Luft wegfaulen und der Kopf kahl wird. Das ist denn auch eine große Sorge aller Männer, und sie geben viel Geld aus bei Leuten, die mit der Pflege des Kopfhaares anderer Eingeborener Geld verdienen wollen. Dort lassen sie sich viele verschiedene Flüssigkeiten empfehlen und verkaufen. Nur das eine tun sie nicht, was nichts kostet und in Deutschland wie in Kitara von dem ärmsten Manne am leichtesten gebraucht werden kann: keinen Hut auf den Kopf zu tun.

Die Wasungu sagen, man gebrauche einen Hut, um den Kopf zu wärmen und zu schützen und um damit zu grüßen. Ihr Gruß besteht nämlich darin, daß sie den Hut einmal vom Kopf herunternehmen und wieder hinauftun. Hinknien und in die Hände klatschen ist als Gruß ganz unbekannt.

Was sie an Kleidern am Körper tragen sollen, schreiben die Handwerker vor, die die Kleider nähen, und besonders die reichen Eingeborenen folgen ihnen darin unbedingt. Wenn du etwa meinst,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein kräftiger, schöner und geschmeidiger Körper komme in einem solchen Kleide zum Ausdruck, irrst du. Die Kleider der Männer werden so gemacht, daß jeder Schwache ebenso aussieht wie ein sehniger Mann, und daß kein Mann den Wunsch hat, seinen Körper zu verbessern oder sich davor bewahrt, den Leib zu entstellen: die Kleider verdecken jede Schwäche. Selbst die Frauen sehen bei der Wahl der Männer nicht auf die Schönheit und Kraft des Körpers, sondern auf die Form und den Wert der Kleider und des Hutes. Die Frauen wissen garnicht, wie ein schöner, gebildeter Körper aussieht. Sie heiraten dann einen Anzug und zugleich den Mann, der darin steckt. Die Unsitte der Kleider bringt es auch mit sich, daß die Männer und Frauen der Wasungu heiraten ohne voneinander zu wissen, wie sie nackt aussehen. Das würde in Kitara als Schande und niedrigste Gemeinheit angesehen werden, wenn es je vorkäme. Es wäre ein Verbrechen an der Zukunft des Volkes. In Deutschland gilt es als anständig.

Du wirst, großer König, wissen wollen, was ich selbst an meinem Körper trage, um unbelästigt durch die Städte der Eingeborenen zu gehen, und wie ich den Schmutz der Kleider ertrage?

Am Morgen nach dem Bade reibe ich die Haut mit Öl ein und ziehe Unter- und Oberkleider an. Die Unterkleider werden durch Bänder über den Schultern festgehalten. Das ist ein Schmerz, weil der Druck dieser Bänder den Oberkörper zusammenbiegt. Viele Wasungu sind dadurch gekrümmt, und ihr Rücken tritt weit hervor. Um den Hals knöpfe ich einen steifen Ring aus Pflanzenfasern, eine furchtbare Erfindung, die um so unverständlicher ist, als die Wasungu die Kunst, weiche Gewebe herzustellen, meisterhaft verstehen.

Über die Füße streifen die Wasungu enge Gewebe aus Schafwolle, wodurch sie die Zehen gewaltsam zusammenpressen, so daß es ihnen unmöglich gemacht wird, sicher zu gehen. Ich hielt den Schmerz nicht aus als ich es versuchte, die Gewebe an den Füßen zu tragen und habe den unteren Teil dieser Kleidungsstücke abgeschnitten, was niemand sehen kann, weil die ganzen Füße in Lederhülsen stecken, die dicht geschlossen sind. Diese Schuhe spielen in der Bekleidung eine große Rolle. Es klingt unglaublich: Auch die Form der Schuhe wechselt nach der Laune und dem Willen der Handwerker, und der Fuß der Eingeborenen muß die seltsamsten Formen annehmen, um in die Schuhe hineingepreßt zu werden. Ich selbst habe mir von einem Handwerker Schuhe nähen lassen, die so groß sind, daß ich meine Zehen darin frei bewegen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wasungu ziehen ihre Schuhe nicht aus, wenn sie in die Häuser hineingehen, sie baden ihre Füße nicht, bevor sie eintreten, sie halten aber darauf, daß das Äußere der Schuhe schön blank geputzt ist. Es wird mehr Mühe verwandt auf die Bereitung von Mitteln zum Putzen der Schuhe, als auf Einrichtungen, die Füße selbst schön zu bilden und gesund zu erhalten.

Wenn ich in meinen Schuhen gegangen bin und in ein Haus komme, dann ist mir jedesmal, als müßte ich die Schuhe ausziehen, vor der Türe ein Fußbad finden und eine Bank zum Sitzen, und ein Diener müßte kommen und mir die Füße waschen und ölen. Nichts von dem: an Plätzen, wo besondere Räume zum Warten eingerichtet sind, findet man Bücher zum Lesen und kann viele seltsame Dinge kaufen, die jeder Wanderer entbehren kann und ohne die Kitara noch heute auskommt; doch ist keine Gelegenheit, in der Zeit des Wartens ein Fußbad zu nehmen. Es hat auch kein Eingeborener den Wunsch, das zu tun, und so gehen sie denn vom Morgen bis zum Abend in denselben Kleidern und Schuhen und mit demselben Hut auf dem Kopfe, und weil sie am nächsten Tage dieselben Kleider anziehen wollen, dürfen sie nicht allzusehr schwitzen. Deshalb und um ihre Kleider zu schonen, müssen sie langsam gehen. Laufen ist nur den Kindern erlaubt. Die Erwachsenen laufen nie, weil sie aber immer Eile haben, gehen sie auch nicht: sie fahren. Durch den Mangel an Bewegung verändert sich ihr Körper so sehr, daß sie sich nackt nicht mehr zeigen könnten, selbst wenn es Sitte wäre, ohne Kleider zu gehen, und viele Männer sehen aus wie gemästete Hunde oder wie die Flußpferde von Ukonse.

Du fragst nach den Kriegern des Landes und nach den Frauen? Davon erzähle ich dir später.

Es sind große Entbehrungen, die ich ertrage um meinen Auftrag zu erfüllen, dies Land zu erforschen. Die Sitten des Volkes bedrohen mich und meine Gesundheit. Was mein Körper von außen erfährt, und auch was ich gezwungen bin, innen hineinzutun, während ich hier lebe, das schädigt mich.

Zwei Dinge nur begleiteten mich von der Heimat hierher: die Sonne, die meinen Rücken mit ihren Strahlen erwärmt und jener große Vogel, der früher als ich nach Kitara zurückkehren und meinem Könige Grüße bringen wird von

seinem Diener

Lukanga Mukara.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Sonne entgegen.

Der Sonne entgegen — weiter und immer weiter im goldenen Sonnenschein, zwischen blühenden Rosenhecken, an Fliederbäumen und Akazien vorüber, die ihre Blütenfülle schütteln und Lichtgarben in die Luft hängen, den Hügel hinan, wo der große Kastanienbaum steht, mit Millionen von Blütenpyramiden, die stolz und feierlich aus dem leuchtenden Grau sich erheben und zur Ehre des Himmels Lichter über Lichter entzünden, Pyramiden, die die Natur aus sich selbst gebaut hat, aus Erde und Morgentau und Sonnenlicht, und die sie über Nacht im warmen Frühlingsregen hat wachsen lassen. Ja, liebes Herz, wieder einmal ist der Sommer gekommen, wieder einmal ist die Erde jung geworden und hat ihr graues Gewand in lichtes Grün gekleidet und hat bunte Blumen und Blüten in den Rasenteppich gewoben und Lichter auf den Bäumen entzündet: süß ist der Duft, der all dieser schwellenden Kraft und siegenden Schönheit entsteigt, und die Luft selbst ist berauscht und der Himmel selbst scheint überwunden: schamvoll ob all der Schönheit dieser jungen, neugeborenen, knospenreichen Erde hüllt er sich noch zur Mittagsstunde in den Schleier des Frühnebels und zittert um Berg und Aue, um Blüte und Baum: so sah der Titan zum erstenmal die Liane, Perseus die Andromache und Paris die Helena ...

Der Sonne entgegen. Vergiß die Stadt mit all ihrer Arbeit, ihrem Schweiß, ihren Ausdünstungen und Bedrängnissen. Vergiß die hohen Häusermauern, die Steinplatten der Straßen, die Enge der Wohnungen, wo du das Atmen verlerntest und das Schauen dir abgewöhntest, das Schauen in wachsendes Leben, in den Himmelsdom, in die blaue Landschaft, in quellendes Wiesengrün, auf bunte Blumenpracht. Schließ die Augen. Was siehst du? Fühlst du noch immer den Druck der Decke deiner Wohnung, gehst du noch immer in den engen Gassen zwischen hohen Häuserwänden, die harten Steine unter den Füßen? Dann wandere weiter ...

Der Sonne entgegen. Bade die Augen im Lichte, laß sie sich volltrinken von dem Lebensduft, der der knospenden Erde entsteigt, bade dich selbst, bade deine Seele in diesem Meer von — Liebe, die die Natur dir spendet, trink dich satt von diesem einzigen Göttertrank, den die Natur dem Menschen beut.

Und nun schließ wieder die Augen. Fühlst du nun mit geschlossenen Augen das Wachsen und Blühen um dir, fühlst du die Unendlichkeit über dir, fühlst du den Geist der Natur in dir? Dann geh weiter und immer weiter: die Tore des Paradieses stehen offen, heute wie vor tausend und zehntausend Jahren — sie stehen offen jedem, der da glaubt an die Natur, an die Schönheit, an die Liebe. Denn die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wahre Schönheit kann nur Liebe sein, und die Natur ist Schönheit und Liebe....

Der Sonne entgegen. Sieh dort die weißblühenden Fruchtbäume, von Schneeflocken wie überschüttet. Vor einem Monde noch waren sie schwarz und dürr und trocken und taub und ohne Leben: heut lachen sie in Freude und Lenzesluft und bereiten eine Feier dem Himmel. Ja, ist dieses Frühlingsschauspiel nicht eine Feier, ein kirchliches Fest, das die Natur dem Himmel bereitet, der ihr nach Winters Schnee und Eis warme Luftwellen bringt, eine junge Sonne, die das Herz voll Liebe hat und aus allen Ecken und Verließen Knospen und Blüten zaubert. Scheint nicht die Erde jetzt selbst dem Gotte zu dienen?

Achte darauf, wie der Saft im Holze steigt, der Saft, den die Wurzeln aus der Erde saugen, wie der Saft durchbricht durch Rinde und Schale, als Knospe hinauslugt, zum Blatte sich faltet und in der Blume blüht! Hörst du nicht, wie es allüberall wächst, wie es treibt und steigt und Decken spaltet und Fesseln sprengt und Formen legt und dem Lichte entgegen sich reckt und dehnt und endlich siegend und jauchzend im Sonnenlicht blüht? Hörst du das nicht, dies gewaltige Drängen, dieses lebensstarke Wachsen hervor aus dem dunklen Schoße der Erde in das Licht und in die Himmelsluft hinein? Dann wandere weiter und immer weiter.

Der Sonne entgegen. Bis du fühlst, daß du ja selbst zu dieser wachsenden und blühenden Erde gehörst, bis es in dir selbst wächst und treibt und drängt, bis in dir selbst der Saft steigt und das Blut blüht. Du, der Mensch, der Erde schönste Blume, die nicht wie der Baum an den Fleck gebunden ist, die auf der blühenden Erde umherwandeln kann, wie ihr Gott.

Und dann wirf alle fremden Hüllen von dir. Zeige dich als Wesen der Erde, eins mit der Natur, Natur in der Natur: schäme dich deiner Kleider, dieses Blutmales deiner Sünden, und laß deine Haut am ganzen Körper trinken von Luft und Sonnenlicht, von Blütenduft und Himmelsliebe. Nun erst wirst du das Glück finden. Glückskinder sind Sonnenkinder. Der Sonne entgegen...

Dr. Heinrich Pudor.

Kriegsspiele.

Mit dem Ausdruck „Kriegsspiel" bezeichnete man bisher einen bestimmten militär-wissenschaftlichen Ausbildungszweig. Dieser verdankt seine Entstehung der einfachen Erwägung, daß die praktische Darstellung, Einübung und Prüfung der militärischen Formen und Lehren nur in beschränktem Maße in wirklichem Gelände und mit

wirklichen Truppen durchgeführt werden kann. So ist an die Stelle des Geländes der Plan, an die Stelle der Truppen ein System von Figuren, „Steinen" getreten. Die „Geländeübung" — anfänglich im Maßstabe der großen Herbstübungen, jetzt herab bis zur einfachen Vorposten-Aufstellung — ist durch „Planübungen" ersetzt worden. Ihre Ähnlichkeit mit Spielen, die gleichfalls auf die Bewegung gewisser Figuren auf einem Plan (Brett) aufgebaut sind, hatte zu der Bezeichnung Kriegs-„Spiel" geführt. Die „Planübung" — Kriegsspiel genannt — hat selbstverständlich eine Reihe von Nachteilen der „Geländeübung" gegenüber. Andrerseits ermöglicht sie aber wieder Vieles, was vom Geldstandpunkt aus Zeit- und anderen Rücksichten niemals oder nur ganz selten praktisch geübt und erprobt werden könnte.

Es wird also niemand behaupten können, daß das „Kriegsspiel" keine höchst ernsthafte, nützliche, ja notwendige Sache sei. Auch das Schachspiel ist eine ernsthafte Sache und alle Spiele sind es, sobald sie von einem höheren Standpunkte aus betrieben werden als dem, lediglich zur Unterhaltung oder dem Gewinn zu dienen.

Neuerdings hat aber das Wort „Kriegsspiel" eine andere Nebenbedeutung erhalten. Heute werden öfters von einem Jugendverein Knaben zur Teilnahme an einem „Kriegsspiel" eingeladen. Damit ist durchaus nicht eine „Planübung" gemeint. Es soll nicht auf der Karte mit Steinen gespielt werden, sondern die Jungen sollen selber „Krieg spielen". In anderen Fällen sollen sie Übungen von ausgebildeten Truppen ansehen, es soll ihnen „Krieg vorgespielt" werden.

Der leitende Gedanke hierbei ist, das Interesse der Jungen für den militärischen Dienst zu wecken und zu fördern, ihre Kenntnisse militärischer Dinge zu erweitern und sie für die Zeit vorzubereiten, wo sie kürzere oder längere Zeit selbst Soldaten sein werden.

Das Interesse der Knaben an militärischen Dingen braucht nicht erst geweckt zu werden. Das steckt jedem gesunden, normalen Jungen im Blute. Solange die Welt steht, hat die Mehrzahl der Knaben größere Neigung zu Waffen, Jagd und körperlicher Betätigung als zu Puppen, Kochlöffel und Büchern. Und die wenigen, die mehr zu Bücherwürmern veranlagt sind oder sich zu weiblichen Beschäftigungen hingezogen fühlen, ändern ihren Charakter schwerlich durch Teilnahme an militärischen Übungen. Es gibt wohl wenig Männer, die in ihrer Jugend nicht selbst „Soldaten" gespielt, sich ordentlich mit andern Jungen gebalgt oder in irgendeiner anderen Weise — und war es nur mit Hilfe von Zinnsoldaten — ihren militärischen Geist betätigt haben. Es ist wohl möglich, daß mit den zunehmenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahren unter dem Einfluß neuer Eindrücke und Gefühle — so in erster Linie in der Pubertätszeit — die Gedanken und Neigungen der jungen Leute in andere Bahnen gelenkt wird. Das mag besonders für Großstadtverhältnisse gelten. Aber das Militär übt nach wie vor seine Anziehungskraft aus. Beweis dafür ist schon, daß in den Manövern auch manche Erwachsenen mit großem Interesse den militärischen Übungen folgen, die sonst nur Spott- und Schimpfworte über den „Militarismus" laut werden lassen.

Umgekehrt wieder werden nicht selten die größten „Militär-Fanatiker" die eifrigsten Gegner des Militarismus, sobald sie gedient haben.

Woher kommt das?

Weil sie den Ernst der Sache kennen gelernt haben! Weil sie am eigenen Leibe erprobt haben, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, daß das Meiste sich schöner und leichter ansieht, als es ist, daß urteilen leichter ist als selbst machen — kurzum weil sie erprobt haben, daß das Militär kein „Spiel" ist! Und dabei haben nur die Wenigsten davon wirklich Kugeln um ihre Ohren pfeifen gehört, sie haben jedoch hunderte von Kilometern schwerbepackt in glühendem Sonnenbrand zurückgelegt, selbst dabei fühlen müssen, was ein einziger Tropfen Wasser, ein winziges Stückchen Brot wert sein kann. Sie haben schon im Frieden gelernt, daß das Soldatenleben kein Kinderspiel ist und am wenigsten der Krieg selber.

Nein! Der Krieg ist kein Spiel und soll und kann nie eins werden! „Der Krieg ist furchtbar wie des Gottes Geißel!" — ein Frevel, ihn zum „Spiel" herabzuwürdigen.

Je weiter wir uns von dem großen Jahr 1870/71 entfernen, je weniger Mitkämpfer unter uns leben, um so mehr verlischt das Verständnis für die furchtbaren Begleiterscheinungen des Krieges. Und um so wichtiger ist es, den Krieg nicht seiner Schrecken zu entkleiden!

Niemand wird Einwände dagegen haben, wenn unsrer Jugend unter sachverständiger Leitung in vereinzelten Fällen Gelegenheit geboten wird, militärischen Übungen beizuwohnen. Aber für die Bestrebungen unsrer Jugendvereine darf das nicht maßgebend sein und sie vor allem nicht einseitig beeinflussen. Das würde mehr schaden als nützen!

Die große Bewegung, die alle Staaten durchzieht, also nicht nur eine nationale ist, sondern ein Zug der Zeit, — „der Schrei nach der Jugend" — wie wir einen alten Ausdruck umbilden können, hat einen viel tieferen Ursprung und einen viel höheren Zweck als „Krieg zu spielen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht Krieg zu „spielen" — Krieg zu führen — ernsthaft, das ist sein Ziel!

Die Jugend dazu zu erziehen, daß sie den täglichen Kampf für das Leben aufzunehmen imstande ist, daß sie befähigt ist, diesen Kampf durchzufechten und dann als Sieger hervorzugehen. Wir müssen den Körper und den Geist der Jugend ausbilden und kräftigen, daß er sich wehren kann gegen alle feindlichen Einflüsse, die ihm schaden und die ihn unterdrücken können. Nicht nur gegen einen militärischen Feind! Das ist die Wehrkraft, zu der wir sie erziehen sollen!

Dieser Kampf darf nämlich nicht blindlings geführt werden. Ehe wir die Jugend für diesen Kampf freigeben, müssen wir überzeugt sein, daß wir nicht mehr Knaben hinausschicken, sondern Männer. Männer, die, ihrer Persönlichkeit bewußt, ihr Ich in die Wagschale zu werfen verstehen.

Aber auch Männer — die gehorchen können!

Und darin liegt eine Gefahr des „Kriegsspiels"! Daß es den Willen zum Gehorsam abschwächt!

Die allgemeine Meinung neigt wohl zu der Ansicht, gerade das Gegenteil wäre der Fall! Zugegeben! Dem Jungen wird vor Augen geführt, wie all die Übungen nur möglich wären auf Grund einer eisernen Disziplin, daß jeder Soldat, der nicht gehorcht, sich nicht nur strafbar macht, sondern auch das Ganze gefährdet.

Allein die Gefahr, die im „Kriegsspiel" ruht, besteht mit darin, daß der junge Mann nur allzusehr dazu neigt, auch den Gehorsam als Spiel anzusehen. Bei dem Jungen ist die rein menschliche Eigenschaft noch am allermeisten entwickelt, die gute Lehren solange gern und freudig anerkennt, solange er — sie nicht selbst zu befolgen braucht. Er weiß sehr wohl, was not tut — soll er aber darnach handeln, dann findet er stets Gründe, um zu beweisen, daß dies oder jenes für Alle gelte und unerläßlich sei — nur nicht für ihn! — Er wird immer dem Prinzen von Homburg mehr Recht geben als dem Großen Kurfürsten.

Der „eigene Sinn" soll beileibe nicht unterdrückt werden, aber er soll auch nicht in ein stetes Besserwissen, in Widerspruchsgeist und eingebildete Überlegenheit ausarten dürfen. Und diese Gefahr entsteht überall da, wo ernste Dinge zum Spiele werden. Weil es dem Jungen leicht wird, das zu erfassen, was man eigens für ihn zurechtgerichtet hat, was man ihm in einer Weise zeigt und vorträgt, die seinem Begriffsvermögen angepaßt ist, glaubt er, nun auch das Recht zu haben, über Dinge urteilen zu dürfen, die erst ältere und erfahrenere Männer wirklich verstehen können. Von

jeher dünkt sich der Untergebene gescheiter als der Vorgesetzte. Aber je oberflächlichere Kenntnisse jemand auf einem bestimmten Gebiete besitzt, desto mehr maßt er sich ein Urteil darüber an. Erst, wenn er tiefer eindringt, wird er schweigsamer und gerechter. Jede „Spielerei" erzeugt Oberflächlichkeit, und es ist bedenklich, einem Gedanken Vorschub zu leisten, der leider nur zu sehr unsre Zeit beherrscht: der Anschauung, daß auch einer, der nicht ganz hervorragende, außergewöhnliche Anlagen besitzt, auf einem anderen als auf dem dornenvollen Pfade des Lernens, der Erfahrung und der Selbsterziehung zur Meisterschaft gelangen könnte.

So ist es eben mit dem „Kriegsspiel". Der Junge, der von einem solchen „Kriegsspiel" nach Hause kommt, wirft mit Divisionen und Brigaden um sich, erklärt den Angriff der Kavallerie als einen Unsinn, bemängelt das Schießverfahren der Artillerie und schließt meist mit den Worten: „Wenn ich der Führer des 1. Korps gewesen wäre!" Er wird durch solches Kriegsspiel absichtlich darauf hingelenkt, über Dinge zu urteilen, über die er noch nicht urteilen darf, weil er noch nicht kann!

Wenn er aber dann einmal den Tornister am Rücken hat, das Gewehr auf der Schulter und keinen Morgenkaffee im Magen und niemand fragt ihn: „Wie würden Sie die Brigade aufstellen? — Sollen wir angreifen oder abwarten?" — sondern es heißt nur: „Marschieren — marschieren — marschieren!" Dann werden seine hochfliegenden Pläne ein wenig tiefer gehen. Er wird merken, daß „Soldat sein" schwerer ist als „Soldaten spielen" und der Krieg ein ander Ding als das „Kriegsspiel".

Wollen wir die angefangene Jugendbewegung nicht von vornherein in ganz falsche Bahnen lenken, so dürfen wir wohl Spiele ausnützen, um ernste Zwecke damit zu verfolgen, aber wir dürfen nicht ernste Dinge in Spielerei umgestalten, und so noch mehr der Oberflächlichkeit die Wege ebnen. Wir dürfen vor allem nicht einseitig werden und glauben, die militärische Erziehung sei der Grundstock der individuellen körperlichen und geistigen Weiterentwicklung. Das Umgekehrte ist der Fall. Aus der guten Entwicklung ergibt sich die größere Befähigung für militärische Zwecke. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß der Ausspruch: „Jeder Soldat trägt den Marschallstab im Tornister" heutzutage praktisch höchst anfechtbar ist. Er ist auch nicht soldatisch-deutsch gedacht, denn gerade dem deutschen Soldaten steht über dem Ehrgeiz die Pflicht.

Soweit demnach militärische Übungen in den Kreis der Jugenderziehung hereingezogen werden, darf dabei nie außer acht gelassen werden, daß immer erst auf einige tausend Mann ein General trifft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deshalb schlage ich vor, wir wollen unsere Jugend erst zu Soldaten erziehen, ehe wir sie zu Feldherrn machen, und wir wollen sie eindringlichst lehren, daß der Krieg — im weitesten, wie im engsten Sinne des Wortes — tiefer Ernst — aber nie und nimmer ein Spiel ist!*) **Oberleutnant E. M. Schuberth.**

Persönlichkeit in der Baukunst.

Große Sünden hat die Baukunst des letzten Jahrhunderts begangen. Sie wagte sich an alle Formen der Vergangenheit, lernte deren Aufbau kennen und glaubte nun fähig zu sein, alle Stilarten meistern zu können. Es ist keine Freude, die einzelnen Künstler kennen zu lernen, von denen leider heute noch viele einen unheilvollen Einfluß ausüben. Es ist kaum zu glauben: sie arbeiteten gleichzeitig an einer Kirche in romanischen Formen, einem Rathaus in gotischen, einem Herrenhaus in denen der Renaissance, einem Gerichtsgebäude im Barock und einem Ausstellungsgebäude im korinthischen Stile. Große Sünden hat diese Zeit dadurch begangen, daß sie alte Bauwerke im gleichen Stile ausbaute, wiederherstellte oder gar neu aufbaute.

Die Baumeister sahen nicht und wollen heute noch nicht sehen, daß die alten Werke noch anderes zeigen als äußere Stilmerkmale: es ist der Geist eines Jahrhunderts, das Streben, die Gedanken, die Sehnsucht eines Volkes während einer bestimmten Zeit. Die Kraft, die zur Bildung der entsprechenden Formen trieb, ist unnachahmlich. Wir fühlen sie, wir können ihre Hauptmerkmale kennzeichnen, aber es ist uns nicht möglich, zum letzten Grunde vorzudringen, oder vollständig zu erkennen, warum die Menschen so und nicht anders schufen.

---

*) Schon der Aufsatz: „Jungdeutschland" in Nr. 3 des „Vortrupps" warnte vor dem Militärischen in der Erziehung der Jugend zur Wehrkraft. Wie notwendig eine solche Warnung ist, zeigt unter anderem auch die Einladung, welche ein Berliner Verein, dessen Vorsitzender ein Stabsoffizier ist, im März erlassen hat, um junge Leute zu einem „Kriegsspiel" auf den Truppenübungsplatz in Döberitz hinauszuführen. Von „Kriegsschauplatz", „Mobilmachung", „Mobilmachungstag" ist da die Rede. „Die allgemeine Kriegslage" wird bekannt gegeben. „Gleichzeitig werden die Kriegsartikel, das sind die Verhaltungsmaßregeln, verlesen." Möglichst oft wird erwähnt, daß aktive Offiziere die Übung leiten. Auf Kasernenhöfen wird angetreten. Tatsächlich leiten auch aktive Obersten und Oberstleutnants diese Unternehmungen. Der Eifer ist gewiß lobenswert. Aber: Sieht man denn nicht, daß durch solche Übungen, die nur schwache Ableger des ernsten Heeresdienstes sind, die Jugendbewegung zu kurzer Blüte verdammt werden muß? Wie leicht denken sich die Herren, die einfach auf das Militär zurückgreifen, die Aufgabe, die Wandervögel und Pfadfinder mit Geschick unternommen haben! Der Säugling braucht nun einmal andere Kost als der Mann. Und gerade weil er ein Mann werden soll, gibt man dem Säugling die Nahrung, die ihm bekömmlich ist! **Hans Paasche.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich müssen die Sünden unserer Väter eine Ursache haben. Über sie zu spotten ist leicht; leicht auch, sich auf die Brust zu schlagen und zu sagen: Gott sei Dank, daß ich nicht bin wie jene. Wir haben erkannt: Alles was wird, muß eine Entstehungsursache haben. Wichtiger also ist es, nach dem Warum und Woher dieser Erscheinung zu forschen.

Eine der Hauptquellen hat ihren Ursprung in dem Augenblick, als James Watt eine Ahnung von der Kraft des Dampfes bekam durch Beobachtung eines Teekessels, dessen Deckel sich durch den Wasserdampf auf- und niederbewegte. Damals sehnten sich die Menschen noch nach Ruhe und Frieden. Das Ziel ihrer Arbeit, ihres Strebens waren diese Güter. Wir fühlen es aus allen Arbeiten, allen Äußerungen ihres Lebens. James Watt wird in sich immer das Klappern des Deckels gehört haben; er fühlte die Macht des Dampfes, er wird wie eine Landschaft aus dichtem Nebel, eine Anwendungsform des Dampfes in sich gesehen haben, er wird mondelang gerungen haben, bis die Trübe sich klärte und endlich die Urform der Dampfmaschine geboren war. Ein anderer, Stephenson, sah die Räder der Dampfmaschine sausen. Er wurde gezwungen nachzudenken, ob es nicht möglich sei, das Schwungrad als Wagenrad zu benutzen, daß durch den Dampf der Wagen sich fortbewegt. Aus diesen Gedanken entstand die Lokomotive.

Unzählige Entdeckungen und Erfindungen folgten diesen Schöpfungen. Das Streben nach Einklang mit allem, nach Ruhe und Frieden wurde als menschenunwürdig bezeichnet. Ein Sturm brach über Europa herein; wie die Pilze nach langem Regen schossen die Fabriken und Wohnhäuser aus der Erde hervor. Niemand dachte an Schönheit, niemand an Einklang und Form. Die Fabrikgebäude wurden nur zum Schutze der Maschinen aufgeführt. Der Arbeiter war ein Teil der Maschine, der jeden Augenblick ausgewechselt werden konnte, sobald er versagte; es gab ja genug. Was brauchte also Leben und Gesundheit dieser Menschen geschützt zu werden? Billig muß alles sein.

Die Menschheit hatte für nichts anderes mehr Sinn, als Geld zu erzeugen. Was ist Persönlichkeit, was ist Religion, was Innerlichkeit? — Das sind Sachen für Träumer. Die Zeit ist nicht zum Träumen, Zeit ist Geld! Die Menschen wurden vollends von der Bahn der Erlösung und Befreiung abgelenkt durch die Lehre Darwins und die hierauf folgende Entgöttlichung der Umwelt und Innenwelt des Menschen.

Eine Zeit, die von diesen Gedanken beherrscht wird, ist natürlich auch nicht fähig, den Geist der Vergangenheit zu erkennen; sie muß überall nur Äußerlichkeit und Berechnung, nirgends Gefühl und

inneren Schaffensdrang suchen. Wir wissen ja, wie sie behandelt wurden, die der Menschen alte Sehnsucht in sich trugen. Ich nenne nur Hebbel und Wagner, Feuerbach und Marée. In ihnen waren des Volkes beste Kräfte lebendig geblieben, die jetzt langsam wieder in allen zu erwachen beginnen. Wir verwenden die Erfindungen nicht mehr ausschließlich zur Erzeugung von Geld, wir fangen an, unsere Erkenntnis durch sie zu erweitern, wir versenken uns mit ihrer Hilfe in die Welt und ihre Gesetze. Wir wissen jetzt, der Geist vergangener Zeiten kann nicht nachgeahmt werden. Wer offenen Auges wandelt, wird sofort den Unterschied sehen zwischen einem Werke der gotischen Zeit und einem gotischen unserer Tage. Gewalt und Größe sprechen aus jenem, Kleinlichkeit und Äußerlichkeit aus diesem. Es fehlt die Persönlichkeit in der Nachahmung. Nur das wirklich Erlebte, innerlich Geschaute kann groß werden und auf andere eine große Wirkung ausüben. Wir haben Bauwerke, die Jahrhunderte zur Vollendung gebraucht haben. Immer aber ist der Geist des entsprechenden Zeitabschnittes zu finden. Das Rathaus zu Lübeck ist gotisch, erweitert wurde es während der Renaissancezeit, natürlich in ihren Formen; ebenso ist das Rathaus zu Bremen; die Grundanlage des Würzburger Domes ist romanisch, ausgebaut wurde er gotisch, und viel später wurde die Schönbornkapelle angefügt im Barock. Wie fein klingt die Eigenart der verschiedenen Zeiten zusammen. Die Zahl der Beispiele ließe sich vermehren; doch achte jeder selbst während seiner Wanderungen auf die Werke, er wird Wunder erleben und wird immer mehr erkennen, wie klein und häßlich die Werke aussehen, die in Formen fremder Zeiten ausgeführt wurden. Nochmals sei bemerkt: Beherrscht ein Baumeister die Formen der griechischen und mittelalterlichen Stile, so ist er doch niemals fähig, ein wirklich großes bezwingendes Werk mit diesen Formen zu schaffen. Kein Mensch kann einen vergangenen Tag noch einmal leben. Was hinter uns liegt, ist unwiederbringlich.

Es könnte nun gesagt werden: dann darf sich der Künstler nicht um die Formen der Vergangenheit kümmern.

Der Mensch muß die Ströme kennen lernen, die unsere Zeit aufgebaut haben. Er muß die Quellen aufsuchen, um einen Weg zu finden, der in die Zukunft führt. Die Vergangenheit ist der Unterbau für die Zukunft. Wie kann ich aber auf einen alten Grundbau ein Haus bauen, wenn ich ihn nicht genau untersucht und gemessen habe? Ich muß Einsturz befürchten. Wir haben auch gesehen, was entstehen kann, schaffen Geister, ohne die Vergangenheit zu kennen. Ich erinnere nur an das Wort: Jugendstil.

Der Künstler muß die Vergangenheit zum neuen Erlebnis gestalten, dann werden seine Werke immer Freude erwecken. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenwart beweist, daß alles hier Mitgeteilte mehr und mehr Allgemeinerlebnis wird. Ein schönes Beispiel aus letzter Zeit kann ich anführen. Der Dombauverein zu Freiberg i. S. hatte einen engeren Wettbewerb unter 5 Baumeistern ausgeschrieben zum Ausbau des alten gotischen Domes dieser Stadt. Bruno Schmitz-Berlin, ein Künstler, der wirklich aus eigener innerer Kraft schöpft, wird die Ausführung erhalten. Er erbaut unter anderem das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Wir wollen uns darüber freuen und hoffen, daß auch die Vertretungen des Volkes zu diesen Erkenntnissen gelangen. Der Jugend gehört die Zukunft, das Alter muß weichen; besonders die Alten, die ängstlich jeden erfrischenden Hauch abhalten. **Otto Riedrich.**

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Lebenserinnerungen von Heinrich Dräger.

Ein eigenartiges Buch ist es, aus dem wir unsern Lesern einige Stücke mitteilen wollen, ein Buch, dem heute noch die letzten Druckbogen fehlen, und das bis jetzt auch noch nicht einmal für die breite Öffentlichkeit bestimmt ist.

Heinrich Dräger, der Verfasser dieses Buches, und sein Sohn Bernhard sind die bekannten Erfinder der modernen Sauerstoffapparate, die Begründer und Besitzer des Drägerwerks in Lübeck. Den Fünfundsechzigjährigen, der auf ein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben zurückblickt, hat die begreifliche Lust angewandelt, die wichtigsten Dinge und Gedanken seines Lebens aufzuzeichnen. Die Freude am frischen zwanglosen Erzählen mag ihm zunächst die Feder in die Hand gedrückt haben. Vielleicht hat sich dann im Laufe der Darstellung die Absicht hinzugesellt, denen, die dem Verfasser nahe stehen, einen Einblick in dessen Entwicklung zu gewähren, und der Wunsch, daß das kommende Geschlecht aus den Erfahrungen des voraufgehenden lerne. Mag diese Annahme zutreffen oder nicht, jedenfalls kann dies — in der Form so anspruchslose — Buch viel zur Bereicherung des Lesenden beitragen, gibt es doch Aufschluß über das Wachsen und Werden eines Menschen, dem ein gütiges Geschick hervorragende Geistesgaben und die Kraft verlieh, diese Gaben bis zur äußersten Folge nutzbringend zu verwerten. Die Lebenserinnerungen Heinrich Drägers, die vorläufig als Manuskript gedruckt werden, sind kein Buch von sogenannter „literarischer" Bedeutung. Aber für diejenigen, die das Wesen des Lebens

und der Welt ergründen wollen, und die der Meinung sind, daß es die vornehmste Aufgabe des Menschen ist, den Mitmenschen von Heute und Morgen zu nützen, soweit die eigene Kraft reicht, ist dies Buch wertvoller und bedeutender, als manche künstlerisch vollendete Lebensgeschichte und mancher von der Kritik gepriesene Roman.

Heinrich Dräger entstammt den Hamburgischen Elbmarschen, den sogenannten Vierlanden. Er ist einfacher Leute Kind und hat sich mit rastloser Tatkraft aus den kleinsten Verhältnissen zu Bedeutung und Ansehen emporgearbeitet. Aber in dieser rastlosen Arbeit um Brot und Gewinn und Ziele des Ehrgeizes ist er nicht, wie so mancher in ähnlicher Lage, zum kalten Rechner und Anbeter des Goldes, oder zum platten Genußmenschen geworden, sondern im erfolgreichen Aufwärtsstreben hat sich ein Charakter und ein Mensch entwickelt, der mehr sehen und verstehen gelernt hat, als tausend andere, und der im heißen Lebenskampfe sich echte Menschenliebe erworben hat.

Aus den schlicht erzählten Lebenserinnerungen, von denen wir wünschten, daß sie über den engen Kreis, für den sie ursprünglich bestimmt sind, weit hinausdringen und Einfluß gewinnen möchten auf viele der Jungen und Jüngsten im Lande, drucken wir mit Erlaubnis des Verfassers einige Stücke ab; diese Stücke zeigen, in welcher Weise der später so erfolgreiche Erfinder seine technische Laufbahn begann. (Wenn das Werk erst vollendet vorliegt und — wie wir dringend wünschen und hoffen — einem unbeschränkten Leserkreise zugänglich gemacht werden sollte, möge es uns gestattet sein, vielleicht auch aus dem Schlußteile noch einen Abschnitt zu bringen.)

Zur Einführung des ersten Stückes, das wir abdrucken, sei kurz bemerkt, daß der Verfasser seinen Vater, einen einfachen Knecht, der in den freien Abendstunden die Uhren der Bauern auszubessern pflegte und auch neue Uhren anfertigte, schon früh verloren hat, und daher gleich nach Beendigung der in der ländlichen Heimat durchlebten Schulzeit gezwungen war, seine Mutter im Broterwerb zu unterstützen. Er sagt:

Für mich hieß es jetzt Geld verdienen. Zuerst half ich meiner Mutter beim Handeln und bei den Gartenarbeiten. Dann kamen Nachbarn und baten mich, ihre stehengebliebenen Uhren wieder in Gang zu setzen. Ich beschränkte mich zuerst darauf, die Uhren zu ölen. Aber allmählich bekam ich Mut. Ich nahm die Uhren mit nach Hause, nahm sie auseinander, reinigte die einzelnen Teile, putzte die Messingteile hübsch blank, setzte sie wieder zusammen. Wenn die Uhren dann ihre Schuldigkeit taten, bezahlte man mir gern meine Tätigkeit.

Da die Sache lohnte, wandte ich mich mehr und mehr dieser Beschäftigung zu. Meine Mutter förderte mit Rat und Tat meine neue Tätigkeit. Genau wie früher ihrem Manne, half sie mir häufig die Uhren zu neuem Glanz herrichten.

Ganz allmählich wurden mir auch Taschenuhren anvertraut. Doch auf diesem Felde merkte ich bald die Unzulänglichkeit meines Könnens. Besonders Taschenuhren, in denen Teile zerbrochen waren, widerstanden meiner Kunstfertigkeit. Wollte ich diese Aufgabe bewältigen, mußte ich Unterricht nehmen.

In Kirchwärder gab es keinen Uhrmacher. Hier war also in dieser Hinsicht für mich nichts zu holen. Das nächste für mich wäre gewesen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich hätte mich in Hamburg nach einer passenden Lehrstelle umgesehen; doch ist mir dieser Gedanke nie gekommen. Hamburg als längeren Aufenthaltsort zu wählen, war für mich und auch wohl für meine Mutter ein unvorstellbarer Gedanke. Hamburg war zu damaliger Zeit für unsere ländlichen Nasen ein einziger großer Schmutzhaufen . . . . . .

. . . . . .

Mein Blick richtete sich also in meiner Taschenuhrlernfrage auf die nächsten kleinen Städte, in denen Uhrmacher hausten. Da kamen nur Winsen und Bergedorf in Betracht. Winsen war damals eigentlich nur ein großes Dorf mit einem einzigen Uhrmacher. Dieser schlug mein Gesuch rund ab. Genau so ging es mir in Bergedorf. Wahrscheinlich hatten die Herren schon von meinem unzünftigen Treiben gehört und hatten nun keine Lust, spätere Konkurrenz noch besonders zu unterstützen. Holland war also in Not, doch kam mir durch Zufall unerwartete Hilfe.

An einem kalten Wintertage — ich war inzwischen wohl 17 Jahre alt geworden — wollten meine Mutter und ich nach Hamburg reisen. Da aber die Elbe durch Eis gesperrt war, also das sonst den Verkehr vermittelnde Dampfschiff seine Fahrten nicht machen konnte, mußten wir zu Fuß nach Bergedorf pilgern, um von da mit der Bahn weiter zu fahren.

Wir kamen frühzeitig auf dem Bahnhofe an und setzten uns ins Wartezimmer. Kurz vor Abgang des Zuges füllte sich das Zimmer derart mit Reisenden, daß sämtliche Sitzgelegenheiten vergeben waren. Dann kam noch ein alter Herr. Er ging bis in die Mitte des Zimmers und sah sich nach einem Sitzplatz um. Wie er sah, daß alles besetzt war, stützte er sich resigniert auf seinen Stock. Ich stand auf, näherte mich dem Herrn und bot ihm meinen Stuhl an. Der alte Herr nahm dankend mein Anerbieten an und setzte sich zu meiner Mutter, ihr ein Kompliment über ihren höflichen Sohn machend. Die Unterhaltung war im Gange, und wir fuhren zusammen im selben Abteil nach Hamburg. Unterwegs erzählte unser Begleiter, daß er Uhrmacher sei. Er habe in einer größeren holsteinischen Stadt ein bedeutendes Uhrengeschäft gehabt, doch hätte er dies an seinen Sohn abgetreten und lebe nun von seinem Altenteil bei seinem Schwiegersohn in Bergedorf. Ich hörte hoch auf. Dies war der Mann, den ich suchte, der mir helfen konnte. Wenn er auch kein Geschäft mehr hatte, Uhren und Werkzeug hatte ich selber. Ich erzählte ihm darauf meine Lage und fragte ihn, ob er mich unterrichten wolle. Die Antwort lautete: Mit Vergnügen. Besuchen Sie mich einmal in den nächsten Tagen, damit wir uns über die näheren Bedingungen einigen können.

Einige Tage darauf wanderte ich wieder durch die Felder nach Bergedorf, um meinen neuen Freund und künftigen Lehrer aufzusuchen. Wir wurden bald handelseins. Die Abmachung lautete: Ich konnte kommen, so oft ich wollte und mußte dann für jeden Lehrtag zwei Mark Kurant (= Mk. 2,40) bezahlen, durfte aber meine eigenen Uhren zur Reparatur mitbringen.

Die Sache war nach meinem Geschmack und für meinen Geldbeutel günstig. Uhren zur Reparatur konnte ich genug bekommen, und ich verdiente deshalb während meiner Lehrzeit manchmal das Doppelte und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dreifache des Lehrgeldes; ich hatte ferner auch Zeit, Reparaturen heranzuholen und abzuliefern; außerdem brauchte ich das Geschäft mit Wanduhrreparaturen nicht zu vernachlässigen. Jeden Tag, den mich mein Hausgeschäft frei ließ, pilgerte ich nach Bergedorf. Frühmorgens, wenn der Tag graute, mit dem Frühstück und Vesper in der Tasche, trat ich meine Wanderung an und arbeitete dann den ganzen Tag unter Anleitung meines Lehrers. Mittags aß ich im Kirchwärder Stammlokal „Stadt Lübeck"; eine Tasse Kaffee bekam ich von der alten gutmütigen Frau meines Lehrers, und abends stapfte ich wieder nach Hause, wo meine Mutter dann schon mit dem Abendbrot auf mich wartete.

Ich nahm zu an Geschicklichkeit, und unsre Kasse stand sich auch nicht schlecht dabei.

(Im Laufe der Jahre glückte es Heinrich Dräger, in seinem Erwerb vorwärts zu kommen und neben dem Verkauf und Ausbessern von Uhren die Vertretung einer Nähmaschinenfabrik zu erhalten. Aus dem Jüngling war inzwischen ein Mann geworden, der sich eine Familie gegründet hatte. — Die folgenden Stücke, die wir bringen, zeugen von den Schwierigkeiten und Hindernissen, die bei der mühsamen Erwerbstätigkeit zu überwinden waren, und weisen gleichzeitig auf den Weg hin, der den Strebenden aufwärts führte.)

Ich lief wieder hinter meinen Uhren- und Nähmaschinenkunden her, und meine Mutter stand ihrem Handel mit Manufakturwaren vor. So gingen zwei Jahre hin. Da im Frühjahr fing meine Frau an zu kränkeln. Im Herbste sahen wir schon, daß die Sache kein gutes Ende nehmen würde. Da ich jeden Tag aus dem Hause mußte, kam ihre Mutter zu ihrer Pflege. Mein Söhnchen wurde von meiner Mutter gehütet. Sie hatte eine brave Ziege, und bei deren Milch gedieh der Knabe. Zum Dank liebte er seine Großmutter und seine Ziege über alles. Ich konnte also beruhigt meinem Geschäfte nachgehen.

Wie schwer mein damaliger Beruf war, möge die nachfolgende kleine Episode, die mir in der Erinnerung geblieben ist, zeigen.

Es war im November. Ich fuhr morgens 10 Uhr mit dem von Hamburg kommenden Dampfer die Elbe hinauf bis Tespe, Geesthacht gegenüber. Ich ging nun auf dem hannoverschen Deich wieder zurück und besuchte Kunden und Reflektanten; aber ohne jeden Erfolg. Nachmittags setzte ich in Altengamme ziemlich mutlos über die Elbe, um nach Kirchwärder zurückzukehren. Als ich in Altengamme dort angelangt war, wo der Weg nach Curslack abzweigt, mußte ich mich entscheiden, ob ich den direkten Weg über den Elbdeich oder nach Curslack und dann durchs Feld gehen wollte. Ich hatte nichts verdient. In Curslack hatte ich vielleicht Aussicht, noch eine Nähmaschine verkaufen zu können. Von dem zurückgelegten Wege war ich müde. Außerdem begann es zu dunkeln und zu regnen. Aber ich mußte hindurch. Zu Hause saßen die beiden Mütter, lag die kranke Frau und spielte mein Knabe. Für alle mußte ich sorgen; ich durfte nicht müde sein. Also vorwärts, in die Herbstnacht hinein! Ich steuerte auf Curslack los. Das Bauernhaus, in dem, wie ich wußte, eine Nähmaschine begehrt wurde, war bald erreicht. Die Frau war auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Diele und lud mich ein, mit ihr in die „Döns" zu kommen. Nach einigen Redensarten über das aufgekommene schlechte Wetter steuerte ich auf mein Ziel los und erreichte denn auch im Laufe einer Stunde, daß die Frau die Maschine bestellte und mir gleichzeitig mitteilte, ihre Freundin wäre ebenfalls im Begriff, sich eine Maschine anzuschaffen. Das Haus der Freundin lag auf meinem Wege. Ich weiter, um auch dieses Geschäft noch abzuschließen. Es gelang mir. Wer war froher als ich. Aber nun meldete sich der Magen. Ich hatte den ganzen Tag wenig genossen. Noch einige Kilometer und ich erreichte das Wirtshaus an der „Neuen Brücke", wo ich vor Jahren mein erstes Glas bayrisches Bier getrunken hatte. Der damalige Wirt war allerdings nicht mehr der Eigentümer. Er hatte das Haus aus Ärger über den Verlust des Fährprivilegiums durch die Brücke verkauft. Ein junges, mir aber wohlbekanntes Ehepaar aus Altengamme regierte jetzt auf dem Besitztum. Ich wurde freundlich empfangen und konnte meinen Hunger stillen. Als ich zum Aufbruch fertig war — es war ungefähr neun Uhr, — fragte mich der Wirt verwundert: „Du willst doch nicht bei diesem Wetter noch nach Hause?" Ich erklärte ihm, weshalb ich es mußte. Er sah die Notwendigkeit ein und sagte: „Das Wetter ist nicht gut, der Weg ist weit und schlecht, und es ist die dunkelste Nacht, aber „Muß" ist ein strenges Gebot. Doch Du kennst jede Fußbreite des Weges; Gott geleite Dich. Nun aber muß ich erst meine Laterne anzünden, damit wir die Brücke finden und ich Dich durch die Pforte lassen kann". Er war der Brückenwärter. Für die Brücke wurde und wird noch heute Paßgeld erhoben. Abends wurde das Eingangstor geschlossen. Mein Wirt ließ mich durch das Tor und schloß es wieder hinter mir. Nun stand ich in dunkler Nacht. Der Regen, durch den Sturm gepeitscht, schlug mir ins Gesicht, und ich hatte acht Kilometer Feldweg immer am Graben entlang und noch eine Überfahrt vor mir. Allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit. Ich kam vom Brückenwege auf den Neuengammer Hausdeich. Ging auf diesem eine kurze Strecke entlang; bog nun über einen Bauernhof in den mir bekannten Feldweg und erreichte, wenn auch mit großer Anstrengung, wohlbehalten den Neuengammer Hinterdeich, überstieg diesen und gelangte nun, nachdem ich noch eine Wiese überschritten hatte, an die Goseelbe. Hier mußte ich den Fährmann von dem gegenüberliegenden Ufer herbeirufen. „Halöber!" Zum Glück war im Fährhause noch Licht, und es dauerte denn auch nicht lange, da sah ich den Fährmann mit einer Laterne aus der Tür treten und sich dem Ufer nähern. Die Kahnkette klirrte, und das Boot legte bald darauf bei mir an. „Guten Abend! Wir wollten gerade zu Bett; denn wir konnten unmöglich erwarten, daß bei diesem Wetter noch jemand so spät kommen würde". Ich entstieg dem Kahn und ging mit dem Fährmann ins Haus, um, wie es so üblich, noch eine Kleinigkeit „zu verzehren". Nachdem ich das Haus verlassen hatte, überschritt ich den Kirchwärder Norddeich und ging über einen Bauernhof ins Kirchwärder Feld. War der Weg schlimm gewesen, so war er jetzt geradezu bösartig und gefährlich. Ich sah nichts und stolperte über Baumwurzeln und rannte gegen am Graben stehende alte Weiden und Büsche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erst als ich an der im Felde stehenden alten Entwässerungs-Windmühle vorbei war und ins baumlose Feld kam, wurde es etwas lichter; ich konnte freier ausschreiten. Ich erreichte den „Fesenweg": er teilt das Kirchwärder Feld in zwei ziemlich gleiche Teile. Ich mußte auf diesem Wege eine Strecke entlang gehen, um dann links die Kirchwärder Südhälfte zu durchqueren. Als ich vom Fesenweg abbog, hatte ich zuerst ein Feld, das dicht mit Ellernbusch bewachsen war, zu überschreiten. Hier waren Augen eine ziemlich überflüssige Einrichtung; denn Licht zum Sehen war nicht vorhanden, dafür war es aber windgeschützt. Ich tastete mich hindurch und gelangte nun wieder auf freies Feld, auf den sogenannten En'ndamm, einen niedrigen Damm, an dem ein tiefer Entwässerungsgraben träge entlang lief. Als ich aus dem Dunkel des Gebüsches heraus auf den En'ndamm trat, sah ich in der Richtung meines Hauses aus dem Dunkel einen Lichtstrahl wie einen Kometenschweif gen Himmel ragen. Ich sank vor Schreck fast in die Knie, denn mein erster Gedanke war: Dein Haus brennt! Ich begann zu laufen, stürzte nieder, raffte mich aber wieder auf und rannte weiter. Als ich wohl einige hundert Schritte zurückgelegt hatte, sank der geheimnisvolle Strahl in sich zusammen. Ich erreichte etwas beruhigt das „Be'schott", eine Vorrichtung, den Graben abzuschließen, also eine Art Schleuse, mit der gleichzeitig eine Brücke verbunden war. Diese mußte ich überschreiten. Als ich auf der Brücke war, sah ich den Strahl wieder. Ich setzte mich wieder in Trab, doch führte mein Weg von jetzt ab durch die mit Obstbäumen bestandenen Gemüsefelder, und von freier Aussicht war nicht mehr die Rede. Ich wußte nicht, ob der Strahl da war oder nicht. Pudelnaß von Regen und Schweiß kam ich zwischen elf und zwölf Uhr vor meinem Hause an. Ich eilte die Freitreppe hinauf und trat ins beleuchtete Wohnzimmer. Meine Schwiegermutter saß auf dem Sofa und wartete auf mich. Es war nichts passiert. Ich erzählte die Erscheinung. Meine Schwiegermutter sagte resigniert und müde: „Kind, das ist ein Vorbote gewesen". Was sollte ich darauf erwidern? Nach Spott war mir nicht zu Mute, und Trostworte wären leere Worte gewesen. Ich habe nie erfahren, woher die Erscheinung stammte; doch neige ich zu der Annahme, daß unser Schornstein brannte. Es war ein moderner Regulierofen mit Anthrazitheizung und ein enger Schornstein mit großer Saugkraft. Ich denke nun, meine Schwiegermutter hat einige Male die Heiztür des Ofens aufgemacht; die hineinstürzende Luft hat den vielleicht leise glimmenden Schornstein zu heller Glut entfacht, und diese Glut hat in dieser tiefen Dunkelheit die über dem Schornstein schwebenden Regentropfen hoch in die Luft hinein beleuchtet. Wurde die Feuertür geschlossen, dann erlosch die Glut und die Lichtwirkung. Die Erscheinung kann aber auch an einem anderen Ort, nicht an meinem Hause, ihren Ursprung gehabt haben. Da aber der Himmel förmlich schwarz mit Wolken bedeckt war, so ist sie jedenfalls irdischen Ursprungs gewesen. Jetzt im Zeitalter der Elektrizität würde man die Sache mit „Es war ein Scheinwerfer" abtun.

Nach einigen Monaten starb meine Frau. Meine Mutter und ich waren jetzt mit unserm Knaben allein. Meistens aber waren die beiden verein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samt; denn ich mußte hinaus, um zu verdienen. Nicht jeden Tag waren meine Touren so schlimm, wie die geschilderte; aber leicht hatte ich es nicht, weil die Bevölkerung auf zu großer Fläche verteilt ist. Verkehrsmittel waren Dampfschiff und Schusters Rappe; „Räder" gab es damals noch nicht . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Ich hatte in Hamburg vor einigen Jahren auf dem Lager der Singer-Nähmaschinen-Kompanie einen jungen Herrn kennen gelernt. Er hieß Georg Balz. Sein Onkel, der Generalagent der Kompanie, hatte ihn aus der Heimat, der Rheinpfalz, nach Hamburg kommen lassen und beschäftigte ihn nun in seinem ausgedehnten Geschäfte. Er wurde mein Freund, und er ist es, trotz aller Stürme, die unsre Freundschaft durchmachte, bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode geblieben. Zu der Zeit, als ich über die Erfolglosigkeit meines Pumpenpatentes*) ins Klare kam, war Freund Balz nicht mehr im Geschäfte seines Onkels tätig. Er hatte mit seiner Hilfe eine kleine Fabrik gegründet und fabrizierte Nähmaschinen-Hilfsapparate.

Die deutsche Singernähmaschine war im Laufe der Jahre besser geworden, und sie begann, der Originalmaschine ernstlich Konkurrenz zu machen. Die deutschen Fabrikanten wandten dabei folgenden Trick an. Die Originalmaschine hatte von Anfang an wenig Nebenapparate; das Hauptgewicht wurde auf eine gute Naht gelegt. Die deutschen Fabrikanten priesen nun ihre Maschinen besonders unter Hervorhebung der vielen beigeordneten Nebenapparate. Dies zog, obgleich all die schönen Apparate meistens nur einmal, beim Kauf der Maschine, ans Tageslicht kamen. Der Generalagent war nicht geneigt, sich durch diesen Trick den Wind aus den Segeln nehmen zu lassen. Er veranlaßte daher seinen Neffen, die Fabrikation dieser Apparate aufzunehmen. Die Fabrik florierte.

Ich besuchte meinen Freund, so oft ich in Hamburg war. Ich kannte seine Maschinen, seine Leute, seine Fabrikate. Ich verkaufte mit den Nähmaschinen seine Apparate, und ich konnte sie auf der Nähmaschine anwenden. Was war natürlicher, als daß ich hier meinen Nagel einzuschlagen versuchte. Oder brachte mich Balz selbst auf diesen Gedanken? Ich weiß es nicht mehr. Nur das weiß ich: wir gingen häufig von seinem Geschäft in ein Weinlokal und bauten Luftschlösser beim funkelnden Tropfen. Der Lügengeist Alkohol ließ uns dann unsre Phantasiegebilde im rosigsten Lichte erscheinen. Das erste Werk, auf das ich mich, veranlaßt durch Balz, mit Feuereifer stürzte, war ein automatischer Spuler. Er mußte einen solchen haben, weil die deutsche Konkurrenz ihn bei ihren Maschinen ausbot. Die Original-Singer verfügte nur über einen gewöhnlichen Spuler.

Das Modell gefiel; es wurden einige Stück davon in Arbeit gegeben. Aber da versagten seine Hilfskräfte. Der Spuler verlangte präzise Aus-

*) Von diesem Patent, dem ersten, das der Verfasser erwarb, wird in dem von uns überschlagenen Abschnitte erzählt. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führung. Weder Meister noch Maschinen waren ihr gewachsen. Mein Modell ging, aber die danach hergestellten Spuler gingen nicht. Dann kam nach der Auslage des Patentes der Einspruch eines deutschen Fabrikanten. Balz war keine Kampfnatur; er verlor den Mut. Ich habe dann das Patent durchgefochten und die „Deutsche Nähmaschinen-Zeitung", ein Kampforgan gegen die Singer-Kompanie, hat den Spuler in ihrer Unschuld — ohne zu wissen, daß sie ihren Erbfeind lobte — über das Bohnenlied herausgestrichen. Aber die Zeit war hingegangen, der Rausch verflogen.

Eines Tages — wir saßen wieder im Keller vor perlendem Wein — da sagte Balz zu mir: „Weißt Du, was Du mir machen könntest?" Ich sah ihn gespannt an. „Einen Knopflochapparat. Der Apparat muß aber folgende Beschaffenheit haben: er muß an der gewöhnlichen Maschine, ohne diese verändern zu müssen, mit einer Schraube, die schon vorhanden ist, anzubringen sein. — Heinrich, wenn Du die Aufgabe lösest, dann fahren wir wirklich sehr bald in der Kutsche mit Gummirädern".

Nach Ablauf von vierzehn Tagen stand ich in seinem Kontor neben seinem Stuhle. Er hatte den fertigen Apparat und damit genähte, saubere Knopflöcher in der Hand.

Zögernd kam es aus seinem Munde: „Lieber Dräger, Du hast Großes geleistet". Da hatte er recht; ich hatte den Apparat mit meinem Herzblut geschaffen. Tag und Nacht hatte ich gearbeitet. Ängstlich hörte ich auf das, was er jetzt sagte: „Aber ich fürchte, daß ich damit in meiner Fabrik nicht fertig werde. Am besten ist es, Du gehst damit zu meinem Onkel".

Das Zimmer begann sich vor meinen Augen zu drehen, und ich hatte zu tun, mich aufrecht zu erhalten.

Er lud mich dann ein, mit ihm ein Glas Wein zu trinken. Ich verzichtete und verließ wankend sein Kontor. Was blieb mir übrig? Ich suchte das Neidlingersche Kontor auf. Der Chef war auf der Reise. Der Prokurist Sonntag nahm mir meinen Apparat ab und schloß ihn in einen Schrank, mich auf die Wiederkehr Neidlingers vertröstend.

Es hat tagelang gedauert, bis ich mich wieder meinen Geschäften widmen konnte; ich war ins Herz getroffen. Endlich war Neidlinger von der Reise zurück; ich fuhr nach Hamburg.

Er begrüßte mich; ich erzählte ihm von meinem Knopflochapparat. Herr Sonntag habe ihn.

Der Apparat erschien. Dann wurde eine Maschine beordert; ich zeigte meine Künste. Herr Neidlinger stand kühl dabei.

Was wußte der davon, wie mir zu Mute war.

Endlich sagte er: „Es ist gut; ich habe genug gesehen. Ich gebe Ihnen tausend Mark für den Apparat. Wenn Sie das wollen, dann gehen Sie an die Kasse, und lassen Sie sich den Betrag auszahlen".

Das war das Ende meines Traumes. Aber was sollte ich machen? Tausend Mark war für mich eine große Summe und immerhin besser, als garnichts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich ging zu meinem Freunde Müller an der Kasse und ließ mir den Betrag aushändigen.

Ich verbrachte die Nacht in Hamburg und besprach die Sache mit meinen übrigen Freunden. Das Resultat dieser Beratung war: Ich sollte am andern Morgen noch einmal zu Neidlinger gehen, um, wenn möglich, bessere Bedingungen für mich herauszuholen.

Ich ging hin. Neidlinger hörte mich ruhig an und sagte dann: „Lieber Dräger, ich will Ihnen gern für jedes Stück, das ich verkaufe, eine Mark geben". Ich war damit zufrieden; denn Neidlinger verkaufte damals schon weit über hunderttausend Nähmaschinen jährlich. Und wenn zu jeder Maschine ein Apparat geliefert würde? Herrje! Das waren hunderttausend Mark jährlich. Ich saß mal wieder in der Kutsche.

Ich verabredete mit Neidlinger, daß ich in seiner Werkstatt, wo mir bessere Hilfsmittel zur Verfügung standen als zu Hause, ein neues Modell anfertigen wolle, wofür er mir extra vierhundert Mark versprach. Das Modell sollte dann der Singer-Kompanie in Newyork übergeben werden.

Aber mich überfiel eine große Sorge. Der Knopflochapparat entsprach einem spezifisch deutschen Wunsche. Alle deutschen Fabrikanten suchten danach, um dem Konkurrenten, vor allem der Singer-Kompanie, das Wasser abzugraben. Es war ein in der Luft liegendes Problem und ich hätte bei deutschen Fabrikanten wohl ein besseres Entgegenkommen gefunden. Allein auf diesen Gedanken kam ich nicht; ich hing zu sehr an Neidlinger und Balz. Die Singer-Kompanie ging in ihrer unnahbaren Größe aufs Ganze. Sie baute lieber statt Apparate Spezialmaschinen. Standen doch im Neidlingerschen Geschäft zwei sogar verschiedene Maschinen, die Knopflöcher nähten. Für Wäschegeschäfte kam also mein Apparat überhaupt nicht in Betracht. Dies war das Gebiet der Spezialmaschine. Und bei ruhiger Überlegung mußte ich mir sagen, daß eine Hausfrau für ihre wenigen Knopflöcher kaum einen Apparat kaufen würde. Meine Hoffnung sank.

Das von mir angefertigte neue Modell wurde nach Amerika gesandt, nachdem vorher die Patente in den verschiedenen Staaten auf Neidlingers Namen angemeldet waren. Ich habe nie wieder etwas von der Sache gehört. Neidlinger wahrscheinlich auch nicht. Nach der Fertigstellung des Modelles blieb ich noch längere Zeit in der Neidlingerschen Werkstatt, um mich in der Reparatur der Nähmaschinen zu vervollkommnen. Dann ging ich wieder auf die Reise hinter Nähmaschinenkunden her.

So viel Enttäuschung mir auch die Knopflochaffäre brachte, so gab sie mir doch auch Gutes. Ich hatte während der Zeit nach meinen damaligen Begriffen nicht schlecht verdient. Und ich war klüger geworden. In Erfindersachen wußte ich, was ich in Zukunft zu tun hatte:

Ich mußte selbst Fabrikant werden. Die Erfindung mußte mit den einfachsten Mitteln herstellbar sein. Zum Geschäftsbetriebe durfte im Anfange nicht viel Geld gehören. Auf meiner Fahne stand jetzt: Selbst ist der Mann. Im übrigen trabte ich geduldig in meinen Arbeitsfielen weiter. Ich wartete auf meine Zeit. Die Tüftleritis war nach heftigem Aufbrausen latent geworden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Die nächsten Abschnitte des Buches zeigen, wie mit den Erfahrungen in der technischen Praxis die Erfolge wachsen. Der Verfasser siedelt nach Lübeck über und schafft dort die Anfänge der großen technischen Fabrik, die heute unter dem Namen „Drägerwerk" von ihm und seinem Sohne geleitet wird. —

Wir schließen mit einem Abschnitte, in dem der Verfasser in humorvoller Weise schildert, wie er die Geschichte seiner Familie zu ergründen sucht, und in dem er kurz den Erfolg seines Lebens andeutet.)

Die Neigung zur Mechanik konnte sich zu jener Zeit (zu Lebzeiten des Urgroßvaters des Verfassers) nur auf dem Uhrengebiet und auf dem Gebiet der Webstühle betätigen; denn andere mechanische Werke gab es kaum. Die Dampfmaschine tauchte erst auf, und zwar aus England kommend, als mein Vater ein Jüngling war, also rund 50 Jahre nach der Hochzeit meines Urgroßvaters . . . . . .

. . . . . .

Mein Urgroßvater wird wohl in dem kleinen Orte Bardowiek noch nicht viel Beschäftigung für seine Neigung zu mechanischen Werken, soweit Uhren in Frage kommen, gefunden haben; dafür waren desto mehr Webstühle vorhanden. Das Lüneburger Land versorgte noch in meiner Zeit die ganze Umgebung mit Leinwand für Hemden und Bettwäsche. Es galt im höchsten Grade für unfein, baumwollene Wäsche zu tragen. Die allerdings sehr einfachen Webstühle wurden ebenfalls im Lande hergestellt, und mein Urgroßvater und später mein Großvater produzierten den empfindlichsten Teil, den Kamm. Dieser bestand zum größten Teil aus Fischbein. Der Haupterwerb meines Urgroßvaters und auch meines Großvaters erwuchs wohl aus dem Gemüsebau, dessen Absatzgebiet in Hamburg lag.

Soviel ist sicher, mein Vater erbte seine Neigung, seine Geschicklichkeit und sein Wissen von seinen Vätern; doch ging er einen erheblichen Schritt weiter: er baute neue Uhren. Leider brach durch den frühen Tod meines Vaters die Entwicklungskette. Die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten der drei vorhergehenden Generationen gingen durch den Tod meines Vaters verloren. Ich erbte nur die Tradition, die Neigung und das väterliche Werkzeug, und durch meine Mutter, wie ich schon erzählte, die Kenntnis des Lötens. Diese Kunst habe ich, und noch mehr mein Sohn, derartig ausgebildet, daß aus allen Ländern Herren zu uns kommen, um von uns zu lernen. Wie sehr sind aber auch die Werkzeuge zum Löten, besonders durch die Hand meines Sohnes, ausgebildet. Es gibt nichts Interessanteres, als die erstaunten Gesichter der Besucher unserer Fabrik, wenn ihnen die Wirkung unserer neuen Werkzeuge vorgeführt wird. Hier liegen zwei Eisenplatten mit ihren Rändern aneinander lose auf dem Tisch. Der Arbeiter fährt mit einer kleinen Flamme an dem Ränderspalt entlang, und die beiden Eisenplatten sind untrennbar miteinander verschmolzen. — Dort, auf einem kleinen Feldbahnwagen, liegt eine ein Viertel Meter dicke Kruppsche Panzerplatte. Ein anderer Arbeiter schneidet mit einer ähnlichen Flamme die Platte, die den größten Geschossen standhält, mitten durch, wie einen Käse mit dem Messer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch zurück zur Geschichte meiner Vorfahren.

Vor einigen Jahren suchte ich mit meinem Sohne und meiner Tochter an einem herrlichen Sommertage das freundliche Bardowiek auf, um Nachforschungen im dortigen Kirchenbuche anzustellen.

In Bardowiek fuhren wir bei dem Hüter der Kirchenbücher, dem Pastor, vor. Wir betraten die umfangreiche Diele des hübschen, unmittelbar am Dome in einem großen, wohlgepflegten Garten liegenden Pastorats. Ein ländliches Dienstmädchen empfing uns, und es führte uns in das Zimmer des Pastors, uns verratend, der Herr Pastor halte just sein Mittagsschläfchen; er würde aber jeden Augenblick erscheinen. Wir setzten uns und sahen uns im Zimmer um. Es war sehr einfach. An der Wand einige Bücherregale, dann ein Klavier, ein Tisch und einige Stühle, das war alles. Ins Fenster schauten die großen Obstbäume des Gartens und dämpften das draußen flimmernde grelle Sonnenlicht zu einem behaglichen Dämmer.

Wir hatten wohl zehn Minuten gewartet, da öffnete sich die Tür, und in ihrem Rahmen stand der Herr Pastor mit finsterem Gesicht. Wir standen zu seiner Begrüßung auf, doch machte unser freundlicher Gruß anscheinend auf ihn keinen Eindruck. Wir teilten ihm unser Anliegen mit. Schweigend ging er an ein Bücherregal, ergriff zwei Bände, legte diese auf den Tisch und sagte: „Hier sind die Bücher, die Sie brauchen; forschen Sie, so viel Sie wollen, ich habe keine Zeit, ich muß in den Garten." Drehte sich um und ging. Wir sahen ihm verdutzt nach, brachen dann aber in ein fröhliches Gelächter aus und machten uns über die Bücher her.

Wir stellten nun außer dem schon Mitgeteilten folgende Daten fest:

Mein Großvater, Johann Heinrich Dräger, ist 1794 den 16. November geboren. Er war verheiratet mit Caroline, geb. Freudenthal.

Außer meinem Vater hatte mein Großvater noch mehrere Kinder; er war nach dem früh erfolgten Tode meiner Großmutter noch ein zweites Mal verheiratet gewesen. Auch aus dieser Ehe sind Kinder hervorgegangen.

Als wir mit dem Durchstöbern der Kirchenbücher fertig waren und unsere Notizen gemacht hatten, gingen wir in den Garten, unseren Pastor aufzusuchen. Der Herr hatte jetzt seine üble Laune, wohl die Folge des gestörten Mittagsschlafes, verloren, und es dauerte nicht lange, da waren wir mit ihm in der angenehmsten Unterhaltung. Sein anfängliches Verhalten erklärte er nun damit, daß er häufig von Leuten, die er nie gesehen und nie wieder zu sehen bekomme, der nichtigsten Sache wegen gestört werde, und daß sich darin besonders die Großstädter auszeichneten, die des Domes wegen kämen. Er solle dann über alles, besonders über das, was er nicht wisse, Auskunft geben. Dank habe er selten dafür.

Im Laufe der Unterhaltung fragten wir, ob noch lebende Verwandte von uns in Bardowiek vorhanden wären. Uns wurde die Antwort, daß mein Großvater mit seiner Familie ins Innere der Lüneburger Heide, nach Salzhausen, zog und dort starb. Die Söhne seien nach Amerika ausgewandert. Dies stimmte auch mit meinem Wissen überein. Doch fügte der Pastor hinzu: „Einen Verwandten haben Sie hier noch; doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heißt er nicht Dräger. Er stammt aus einer Seitenlinie und ist von Beruf Schneider".

Wir beschlossen, den Herrn aufzusuchen und ließen uns das Haus zeigen.

Wir durchschritten die leere Diele und klopften an die Zimmertür. Herein! Der Meister saß auf dem Tische und sah uns mißtrauisch von der Seite an. Ich erklärte ihm unser Kommen. Er nähte ruhig weiter. Da er uns nicht zum Niedersetzen aufforderte, okkupierten wir jeder einen Stuhl und setzten uns aus eigener Machtvollkommenheit.

Schließlich, als er begriffen, wer mein Großvater gewesen, und als ich die Bemerkung gemacht, daß es auch wohl sein Großvater, und seine Mutter also wohl eine Schwester meines Vaters war, da ließ er sich zu der Bemerkung herbei: „Nein! Mein Großvater war er nicht; aber ich habe von ihm gehört, man nannte ihn den Kesselflicker".

Ich liebe erstaunte Gesichter, und ich suche sie durch Kontraste hervorzurufen. Ich erwiderte daher mit ganz ernstem Gesicht, indem ich mich behaglich in meinen Stuhl zurücklehnte und dabei dem Schneider eine Zigarre anbot, die er sich eifrig anzündete: „Also Kesselflicker hat man ihn genannt. Daran erkenne ich, daß es mein echter Großvater war, den ich auch ungern mit Ihnen teilen möchte; denn ich müßte Sie als aus der Art geschlagen betrachten. Mein Vater und ich und erst recht mein Sohn, wir haben das Geschäft fortgesetzt, und nun sehen Sie einmal aus dem Fenster, das ist unser eigenes Auto. Sie merken also, das Geschäft bringt etwas ein".

Ich wollte, ich könnte dem Leser das Antlitz des guten Schneiders im Bilde vorführen. Verlegenheit und Verblüffung stritten sich im Gesicht meines Nichtvetters. Ich bin fest überzeugt, als wir von Verwandtschaft zu sprechen begannen, hat er gedacht: „Die wollen sich bei Dir einquartieren, nun wehre Dich".

Wir fuhren wieder zum Dorfe hinaus und haben noch lange über den Schneider gelacht. Den liebenswürdigen Pastor haben wir noch mehrmals besucht, und er hat diese Besuche durch seinen Gegenbesuch hier in Lübeck erwidert, um sich einmal die Kesselflickerei anzusehen.

Was andre sagen

Kunstwart (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 25. Jg., 2. Maiheft 1912.

Erwerbskrämpfe. Vom Herausgeber.

„Wer einmal die Geschichte des Alkoholkapitals schreiben will, wird auch auf eigentümliche Erscheinungen achten müssen, die man „Erwerbskrämpfe" nennen könnte. Insbesondere jetzt, wo der Alkoholkonsum abnimmt, steigern sie sich: all diese Versuche der durch hohe Mieten und sonstige Verpflichtungen vom Alkoholkapital drangsalierten Bier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirte, das Publikum „heranzukriegen". Es gibt kaum noch einen „Bockbierausschank", es gibt nur noch „Bockbierfeste". Dieser Ausdruck schon ist bezeichnend genug für den Alkohol: ein „Fest" über nichts, ein Feiern ohne Grund — Rausch des Wortes. Aber es „zieht" noch nicht genug. So kommen die „Kapellen" dazu, die durch Uniformen locken sollen, wie die berühmten Kavalleristen „in gelben Stiefeln", oder durch Toiletten. „Vier Kapellen", „Wunderbare Alpendekoration", „dreißig bayrische Madl" usw. Weiterer Grad: die Prämiierungen. „Prämiierung des jüngsten Großvaters" (Taufscheine sind mitzubringen), „Prämiierung der schwersten und der leichtesten Dame", „Prämiierung des kleinsten Damenfußes", „Prämiierung der engsten Taille" (eingeteilt für „Damen" je nach der Gewichtsklasse). Für wen, der nicht angetrunken ist, haben diese „Feste" noch irgend etwas mit gesunder Fröhlichkeit gemein? Wirken sie auf unsereinen nicht ganz eigentlich wie Grimassen von Krämpfen? Das sind sie ja auch, und oft nichts weiter als Ausdruck der Angst: wie zahl ich die Zinsen?"

Der Naturarzt. (Schriftleiter Dr. med. Fr. Schönenberger und Wilhelm Siegert.) 40. Jg. Nr. 4.

Reis, ein wichtiges Volksnahrungsmittel, wenn er ungeschält genossen wird. Von Zahnarzt Dr. Kunert.

Der Reis stellt ein ausgezeichnetes, kraftgebendes Nahrungsmittel dar, wenn er als Naturkorn, also ungeschält genossen wird. Wir würden einen großen Gewinn an Volkskraft zu verzeichnen haben, wenn er in unserer Ernährung eine größere Rolle spielte. Er könnte die Kartoffel mit ihren 75 Proz. Wasser ruhig etwas in den Hintergrund drängen. Reis enthält auch, worauf v. Bunge aufmerksam macht, sehr wenig Kali und ist darum vollkommen reizlos für die Nieren, im Gegensatz zur Kartoffel mit ihrem unerwünscht hohen Gehalt an Kali. Nierenkranke sollten daher, so rät v. Bunge, nur Reis statt Kartoffeln genießen.

Nur ist leider ungeschälter, bloß enthülster Reis vorläufig im Handel schwer zu haben. So, wie ihn uns dieser heute anbietet, ist er so entwertet (nur 0,82 Proz. Salze!), daß er ärmer an Mineralsalzen, also auch minderwertiger ist, als die Kartoffel (1,09 Salze!). Wir müssen also durch fortgesetzte Nachfrage den Handel dazu bringen, daß er einen wirklichen Naturreis liefert. Der sog. Naturreis der Reformgeschäfte ist auch geschält, also kein wirkliches Naturkorn. Von einem ungeschälten Reis würde man herzlich wenig zur Sättigung brauchen; der Asiate lebt bekanntlich „von einer Hand voll Reis". . . . . Gerade die jetzige Zeit der Teuerung ist besonders geeignet, zum Genuß der gehaltvolleren Nahrungsmittel überzugehen. . . . . Aber ganz abgesehen von allen wirtschaftlichen Vorteilen: wir müssen einfach von der Verkünstlung und Verfeinerung unserer Getreidearten ablassen, wenn wir weiterer Degeneration entgehen wollen. . . . . .

Die deutschen Reis-Importfirmen sträuben sich vorläufig noch mit großer Hartnäckigkeit dagegen, der bisher schon recht starken Nachfrage nach Naturreis zu genügen. Eine derartige Bremer Firma, mit der ich mich in Verbindung setzte, schrieb mir, ein solcher Naturreis sei ungenießbar, sei voll von Ungeziefer, sei leichter dem Verderben ausgesetzt, wobei sich dann Milben usw. ansiedelten, kurz, die Firma suchte mir diesen Naturreis auf jede Weise zu verleiden.

(Dem Verfasser gelang es indessen doch, sich ungeschälten Reis zu verschaffen. Er stellte fest, daß dieser Reis durchaus frei von Ungeziefer war und vorzüglich schmeckte.)

„. . . Ein solcher Reis schmeckt nämlich viel herzhafter, eben weil er die Salze noch enthält. Er quillt auch nicht so stark auf, wie der geschälte Reis; in-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folgedessen ist das Korn etwas fest und bietet, was man als außerordentlich angenehm empfindet, den Zähnen einen gewissen Widerstand, so daß man ihn gehörig kauen und mit Speichel durchmischen muß. . . . . Zu meiner Freude sind jetzt einige Reform-Detailgeschäfte bemüht, aus dem Auslande ein wirkliches Naturkorn zu beschaffen.

Der Sanitas-Gesellschaft (Gebr. Keller, Bahnhof Bennweier bei Colmar i. Els.) ist es gelungen, aus Italien einen ungeschälten Reis zu besorgen, der meinen Ansprüchen genügt. Dieser Reis ist von mir sowohl als Suppenreis wie als Milchreis probiert worden. Als Suppenreis ist er ganz ausgezeichnet; aber auch als Milchreis genossen hat er meinen Beifall gefunden. Es ist aber dabei zu beachten, daß er anders gekocht werden muß als geschälter Reis. Während geschälter Reis mit kochendem Wasser (Milch) zugesetzt wird, muß ungeschälter Reis unbedingt mit kaltem Wasser angesetzt werden. . . ." *)

*) Wie die Sanitas-Gesellschaft, so bringt auch die Firma C. Braun, Berlin S., Kottbuser Damm 5, jetzt Naturreis in den Handel. Ich verwende den Reis beider Firmen seit einiger Zeit und finde ihn ausgezeichnet. W. Siegert.

Rund um uns

Ein Pfadfinderbuch für junge Mädchen. (Herausgegeben von E. v. Hopffgarten. Verlag Otto Gmelin, München.) Es ist merkwürdig, wie sich die Idealgestalt des jungen Mädchens im letzten Jahrzehnt im Volksempfinden gewandelt hat. Früher hielt man die Heranwachsende mit den Worten: „Das schickt sich nicht für ein Mädchen" von jedem lauten, wilden Spiel zurück und, während die Knaben sich als „Indianer" betätigten oder sich in Lauf- und Geschicklichkeitsspielen übten, saß das Mädchen neben Mutter und Schwester und häkelte und stickte — — für den „Hamsterkasten". Jetzt ist es anders geworden. Die Notwendigkeit, im Berufsleben Arbeit zu leisten und Schwierigkeiten zu überwinden, schuf auch eine veränderte Mädchenerziehung, nicht nur in geistiger Hinsicht, sondern auch in Berücksichtigung der Stählung und Abhärtung des Körpers, Schärfung der Beobachtungsgabe usw.

Ein weiterer Grund mehr als früher auf die körperliche Entwicklung des Mädchens zu achten, ist die Notwendigkeit, der Entartung der Rasse nach Möglichkeit vorzubeugen. Durch den verschärften Lebenskampf, sowie durch das wachsende Wohlleben ist die Befürchtung eines solchen Niederganges, dessen Anfangserscheinungen bereits an der wachsenden Militäruntauglichkeit zu beobachten sind, durchaus berechtigt. Diesen Schäden unseres Kulturlebens kann aber nur die Natur selbst, die Rückkehr zu ihr, soweit dies in großstädtischen Verhältnissen möglich ist, entgegenarbeiten: Turnvereine, Arbeitergärten, Sportvereinigungen und anderes wurden im Hinblick hierauf ins Leben gerufen, vorerst für die Männer und Knaben. Jetzt wendet man sich auch den Mädchen zu, führt sie hinaus in Wald und Feld, lehrt sie sehen und praktisch zugreifen, und sucht sie gleichzeitig zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einfachheit, Hilfsbereitschaft und Kollegialität zu erziehen.

Nachdem schon die „Wandervögel" Mädchenabteilungen geschaffen, folgten die jungen Organisationen der „Pfadfinder" durch die Gründung des „Pfadfinderinnenbundes", die im Januar dieses Jahres unter reger Beteiligung weiter Kreise stattfand. Die eingangs erwähnten Gesichtspunkte lassen die Ziele erkennen, die der rührige Bund zu erreichen sucht. Um diese der Jugend nicht nur durch das flüchtige, leicht verwehte Wort zugänglich zu machen, gab die Leiterin der Berliner Zentrale, Frau von Hopffgarten, Heilbronner Straße 18, einen anregenden, praktischen Leitfaden für die heranwachsende weibliche Jugend heraus, das „Pfadfinderbuch für junge Mädchen". Es ist dazu bestimmt, in das Wesen und die Aufgaben der Pfadfinderinnen einzuführen und nicht nur zu neuen Pfaden auf frohen Wanderungen, zum Lesen von Karten und Kursbüchern anzuregen, sondern auch in ethisch-sozialer Beziehung neue Wege zu suchen und zu weisen. Kraft und Ausdauer, Hilfsbereitschaft, Wahrheitsliebe und Ehrgefühl sollen durch die Worte des Buches und die Taten des Bundes entwickelt werden; aber auch mit den praktischen Notwendigkeiten des Lebens, der Arbeit in Haus und Garten, werden die jungen Mädchen in diesem Leitfaden vertraut gemacht. Andere Kapitel behandeln die Gesundheitspflege und erste Hilfe, Turnen und Bewegungsspiele, wieder andere führen in die ersten Begriffe des Verkehrs-, Versicherungs- und Bankwesens ein. Der Geschicklichkeit in allerlei für Wanderer wichtigen Handgriffen ist ein weiterer Abschnitt gewidmet, und über soziale Erziehung wird aus berufener Feder Bemerkenswertes gesagt.

Gute Illustrationen beleben die Aufsätze, die zum Teil von Frau Hopffgarten selbst verfaßt, zum Teil von Mitarbeitern geschrieben sind, die ein besonderes Gebiet als Fachleute beherrschen. Aus ihrer Reihe seien genannt: Dr. Elvira Castner, Lili Droescher, Fanny Goetz, Anna Plothow, Elsbeth Krukenberg, Hauptmann M. Bayer, Stabsarzt Dr. A. Lion, Freiherr von Seckendorff. Ein Verzeichnis empfehlenswerter Bücher, die ein weiteres und eingehendes Studium der behandelten Gebiete ermöglichen, ist dem Bande beigegeben, ebenso wie ein Stadtplan und, zum Lesen von Wanderkarten, eine Zeichentabelle mit Erläuterungen.

So stellt sich das „Pfadfinderbuch für junge Mädchen" als eine wertvolle Bereicherung unserer Jugendliteratur dar und ist als Geschenkwerk auf das Wärmste zu empfehlen. Es wird die jungen Leserinnen in unterhaltender Weise in die Bestrebungen des Pfadfinderinnenbundes einführen und in ihnen die Lust erwecken, dieser trefflichen Organisation beizutreten. Denkende Eltern werden hierzu um so lieber ihre Erlaubnis geben, als der wöchentliche Beitrag, der vom Taschengeld seiner Mitglieder gezahlt werden soll, nur 5—10 Pfennige beträgt. Der Opferwilligkeit begüterter Eltern oder Jugendfreunde ist natürlich freie Hand gelassen. Die Unterstützung der Bestrebungen des Pfadfinderbundes und ähnlicher Organisationen ist aber als nationale Pflicht aufzufassen — dienen sie doch der geistigen und körperlichen Volkserziehung —, und die in ihnen ausgebildeten Mädchen und Knaben sind in mannigfacher Beziehung als eines neuen, seelisch und körperlich gesunderen Geschlechtes „Vortrupp" zu betrachten. **Emma Stropp.**

Ferien in England. „National Holiday Association" (Nationaler Ferienverein) heißt eine englische Vereinigung, die den Zweck hat, ihren Mitgliedern einen billigen und angenehmen Ferienaufenthalt zu verschaffen. Die Vereinigung ist auf folgende Weise entstanden: Eine größere Zahl von Freunden und Gleichgesinnten waren zusammengetreten, um ihre Ferien zu gemeinsamen Fußwanderungen zu benutzen. Nun machte sich bald die Schwierigkeit des täglichen Quartier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wechsels unangenehm bemerkbar. Der nächste Schritt war daher der, daß man einen bestimmten Platz als Standquartier auswählte und von dort aus täglich Streifzüge in die nähere und weitere Umgebung unternahm. In kurzer Zeit wuchs die Mitgliederzahl der Vereinigung sehr bedeutend; jetzt hat sie an 10—12 Orten entsprechende Lokalitäten gemietet, die während der ganzen Ferienzeit durchwegs sehr gut besetzt sind. Die Anzahl der Gäste beträgt je nach Größe der einzelnen Räumlichkeiten 20—50. Es sind größtenteils unverheiratete junge Leute beiderlei Geschlechts, doch sind auch ältere (natürlich auch Ehepaare) darunter. Kranke werden nicht zugelassen.

Unter diesen sogenannten „guesthouses" (= Gasthäuser, besser Ferienhäuser oder Unterkunftshäuser) darf man sich nun nicht etwa ein Hotel oder eine Pension vorstellen, es sind gewissermaßen große Familienhäuser mit einer großen Familie, den Sommergästen, darin. Bezahlte Kräfte sind hier auf das Notwendigste beschränkt (in jedem Hause eine Wirtschafterin und einige Mädchen für die Küche usw.), im übrigen aber erleichtern und unterstützen alle Gäste die ja in ihrem eigenen Interesse geschehende Arbeit nach Möglichkeit. So pflegen von den Gästen zwei hierfür besonders geeignete Herren die Führung der Ausflüge zu übernehmen, sie sind sozusagen die „Sekretäre des Äußeren", ein anderer, wenn möglich etwas älterer, Herr wird „Sekretär des Innern" und sorgt als solcher für Ordnung im Haus, sowie für entsprechende Unterhaltung an den Abenden. Ihm werden noch zwei oder drei „gesetzte" Damen der Gesellschaft (Untersekretäre oder Adjutanten) an die Seite gegeben, welche die Wirtschafterin bei ihrer Tätigkeit im Hause unterstützen und sie auf den Ausflügen vertreten. Auch allen übrigen ist Gelegenheit gegeben, auf die eine odere andere Art mitzuhelfen, mitzuwirken; und sie tun es gern, alle für alle, jeder für sich und die anderen. Auf diese Weise ist das Gelingen der Sache zu einem großen Teil auf freiwillige Mitarbeit der Gäste angewiesen, somit also diesen selbst in die Hände gegeben. Gerade dadurch wird das Leben und Treiben in diesen Ferienhäusern so angenehm, so lustig und wirkt auch auf die Teilnehmer sozial erzieherisch.

Dem Charakter und Zweck der Vereinigung entsprechend sind natürlich für jeden Tag Fußtouren angesetzt, die nach gemeinsam eingenommenem Frühstück angetreten werden, und von denen man meist erst gegen Abend zurückkehrt. Der nötige Proviant wird den Herren der Gesellschaft in kleinen Rucksäcken aufgebürdet, und die Mittagsmahlzeit das sogenannte „lunch" nimmt man in der Regel im Freien ein (wobei dann die Damen ihres Amtes walten). Die Hauptmahlzeit, das „dinner", ist nach englischer Sitte erst am Abend, ebenfalls gemeinsam, nach Rückkehr vom Ausflug (zwischen 6 und 7 Uhr), und nach 9 Uhr gibt es noch eine Tasse Kakao, Tee oder Milch mit „cakes". An den Abenden (bei recht schlechtem Wetter auch wohl tagsüber) ist im großen Wohn- oder Gesellschaftszimmer reichlich für Unterhaltung gesorgt, allerlei Spiele werden gemacht; wer's kann, erfreut durch Rezitationen, Gesang- oder Musikvorträge, auch getanzt wird mitunter, und manchmal ist sogar Theater gespielt worden.

Die Kosten eines solchen Urlaubs sind im Verhältnis zu dem, was geboten wird, recht gering: für den Aufenthalt im Ferienhaus (alles inbegriffen, auch das Essen außerhalb des Hauses) sind pro Woche 20—30 Mk. zu bezahlen; zu weiteren Geldausgaben hat man eigentlich gar keine Gelegenheit. H. W.

Heimatpflege. Eine erfreuliche Ergänzung zu dem, was unser Mitarbeiter Iven Kruse in seinem Aufsatze „Knicks" berichtete (vgl. Vortrupp Nr. 6, S. 183 bis 188), bildet eine Nachricht, die von den Tagesblättern vor einiger Zeit aus Lüneburg gemeldet wurde. Die Mitteilung — wir entnehmen sie dem „Hamburger Echo" vom 29. März d. J. — lautet:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Dorfblumenpflege. Der hiesige Landrat hat einen Erlaß zur Pflege der charakteristischen Blumen und Pflanzen, die in den Dörfern und auf dem Lande immer mehr aussterben, erlassen. Es wird darauf hingewiesen, daß die leuchtenden und bunten Blumen, die die Dorfstraßen und Anwesen zieren, und ihnen eine heimatliche Prägung geben, als ein wertvolles Stück Heimatpflege zu betrachten sind, das unbedingt den Reiz der Ortschaften zu erhöhen geeignet ist. Deshalb sollen die Dorfbewohner nach Möglichkeit dazu beitragen, daß das alte vertraute Bild einer deutschen Dorfstraße wieder entsteht und zu diesem Zwecke jeden geeigneten Fleck, vor allem die Hausgärten, mit solchen Blumen bepflanzen. Es ist hierbei besonders an Goldlack, die verschiedenen Lilienarten, Fuchsschwanz, Nelken, Glockenblumen, Astern, Malven usw. gedacht. Es sind dies die Blumenarten, die bereits die Vorfahren mit Liebe und Sorgfalt pflegten. Der Landrat hat sich selbst bereit erklärt, persönlich den Bewohnern in dieser Beziehung zur Seite zu stehen."

Herr Justizrat Trimborn, M. d. R. und M. d. A., teilte der Schriftleitung des Vortrupp mit, daß er den Vorschlag der Auslegung einer Anwesenheitsliste in den juristischen Kollegien, den ich in meinem Aufsatze: „Auch eine Universitätsreform" in Nr. 9 des Vortrupp kritisiert habe, im Preußischen Abgeordnetenhaus nur in scherzhafter Weise gemacht habe. Dies war aus dem Bericht der „Frankf. Ztg." und anderer Blätter nicht zu ersehen, während es aus dem von Herrn Justizrat Trimborn freundlichst übersandten Stenogramm in der Tat unzweifelhaft hervorgeht. Es ist mir ein Vergnügen, meine in diesem Punkte gegenstandslose Kritik mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzuziehen und dafür in die „große Heiterkeit" des Preußischen Abgeordnetenhauses einzustimmen. — Die übrigen Ausführungen meines Aufsatzes, insbesondere die positiven Forderungen in Fragen einer Universitätsreform, werden natürlich hiervon nicht berührt.

Dr. Ehrhard Kämpfer.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Spohr, Oberst a. D.: Die Behandlung von Wunden und Vermeidung von Operationen nach den Grundsätzen der Naturheilkunde. M. 1.50. Moritz Schnitzer, Warnsdorf i. Böhmen.

Velten, Wilhelm: Elementarlehrbuch der Esperantosprache. Geh. M. 1.20; geb. M. 1.80. — Schlüssel zu Wilhelm Veltens Elementarlehrbuch der Esperantosprache. M. 0.80. Deutsche Esperanto-Buchhandlung, Leipzig.

Winsch, Dr. W.: Über Wärmekultur. M. 0.60. Lebenskunst-Heilkunst, Berlin.

Schönenberger, Dr. med. Fr.: Ärztliche Winke für junge Eheleute. M. 0.30. Lebenskunst-Heilkunst, Berlin.

Simons, Gustav: Bodendüngung, Pflanzenwachstum, Menschengesundheit. M. 0.30. Lebenskunst-Heilkunst, Berlin.

Zschommler, G. Martin: Die richtige Kindererziehung im Hause. M. 0.40. Lebenskunst-Heilkunst, Berlin.

Riedlin, Dr. med. G.: Chronische Verstopfung. M. 0.40. Lebenskunst-Heilkunst Berlin.

Spohr, Dr. med. R.: Rheumatismus und Gicht. M. 0.30. Lebenskunst-Heilkunst Berlin.

Riedlin, Dr. med. G.: Fastenkuren und Lebenskraft. M. 0.75. Lebenskunst-Heilkunst, Berlin.

Carriere, E. und Werckmeister: Liederborn. M. 1.50. E. Carriere, Charlottenburg.

Engel, A.: Vogelschutz und Katze. M. 1.—. E. M. Waibel & Co., Berlin-Friedenau.

Stille, Sanitätsrat Dr. med.: Eßbuch für Kopfarbeiter. M. 1.80. Schweizer & Co., Berlin.

Pohlmann-Hohenaspe, A.: Der Staat und die Syndikate. M. 1.—. R. Voigtländer, Leipzig.

Ortmann, Max: Erbrecht, Testament und Nachlaßregelung. M. 0.75. Beamten-Wirtschaftsverein Berlin, Steglitz.

Nostradamus: Weltherrschaft oder Machtlosigkeit. M. 0.80. E. Leupoldt, Stuttgart.

Sperling, Sanitätsrat, Dr.: Hygienische Morgentoilette. Geh. M. 1.—; geb. M. 1.50. Otto Gmelin (Verlag der Ärztlichen Rundschau) München.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 12 16. Juni 1912

Hinweis.

Diese Nummer sollte einen Aufsatz von mir zur Frage des Zweikampfes bringen. Die große Zahl lesenswerter Beiträge, die uns erfreulicherweise andauernd zugeht, macht es aber für die Schriftleitung notwendig, Raum zu schaffen. Deshalb verzichte ich diesmal und stelle den Aufsatz für eine der ersten Nummern des nächsten Vierteljahres zurück.

Hermann Popert.

Waldläufertum.

Wer mit der Eisenbahn von Potsdam her nach der Reichshauptstadt fährt, den führt der Zug durch den Grunewald. Er ist ja durch den Kampf, den Großberlin um seine ungeschmälerte Erhaltung mit dem preußischen Forstfiskus führt, in seiner Bedeutung als „Lunge" der Riesenstadt bekannt geworden. Dieser märkische Wald, der so eigen schön dasteht, mit seinen rotstämmigen Kiefern, zwischen denen sich hin und wieder Laubwerk findet, ist dem Berliner ans Herz gewachsen. Die Menschen hier lieben ihn in ihrer Art so heiß, wie es eben nur Erdenkinder tun können, denen das Schicksal die Gaben der allgütigen Natur karg zubemessen hat.

Wenn der Zug den Wald durcheilt hat, dann steigt die Riesenstadt auf. Ein dumpfer Brodem liegt über den unzähligen grauen Häusern, die trotz allen Unterschieden doch nicht das Bild einer großen öden Steinwüste bannen können. Schwer atmet der Fremde, der an freie Berg- und Waldluft gewöhnt ist, wenn er in diesem Wirrsal von Straßen, Ecken und Plätzen ängstlich seinen Weg sucht. Denn um ihn braust der gewaltige Sang der Arbeit! Das hastet, drängt, stößt vorwärts, unaufhaltsam gleich einer Lawine. Schrill tönen die Warnungszeichen der Elektrischen, die Signale der Schutzleute; rollend und knatternd eilen Wagen dahin. Menschen rufen, schreien, laufen — vorwärts, nur vorwärts! O, es ist zermalmend, die Angst der Armen, Gehetzten zu sehen, denen die graue Sorge ihre Schmerzfalten auf die Stirn gemeißelt hat. Der Hunger nach Brot — oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Gier nach Geld geißelt sie. Nun schreien sie alle: Zeit, Zeit, daß es gellt ... Und das Verbrechen lacht, so sieghöhnend ...!

Die Maschinen surren und sirren, mahlen und knirschen, puffen und poltern. Glückselig stehen Menschen dabei, stolz auf ihr Werk. Die verblendeten Toren! Merken sie denn nicht, wie die Maschine heimlich das Mark unseres Volkes anbohrt? ... Dort drüben taumeln sie hinein, wo der Elendbrunnen sein süßes Gift, das pestet — „schenkt". — „Halt! Halt!" — Doch sie wollens trinken! Und höhnisch grinsend lacht die Dirne den treuen Warner aus. Sie wirft sich in all ihrer gleißenden Schönheit den starken Arbeitsmännern in den Arm, ihnen Kraft und Lebensglück stehlend, sie verseuchend, unser Volk vergiftend.

O armes Großstadtvolk! Du glaubst so reich zu sein und bist doch so unsagbar arm. Hörst du die Vögel heimlich zwitschern da draußen, siehst die Knospen schwellen und springen, schaust den Segen der Flur, ahnst die Reinheit des Wassers? Arme Gotteskinder! ... Und sie lachen über den Träumer, den keiner verstehen kann.

Keiner? Nein so arm ist die Großstadt nicht! Da wohnt doch trotziger Jungenmut drin, da lachen noch Mädel so herzig frisch, da ersteht ein neues Menschentum — Waldläufer nennt man sie.

Ist nun schon lange her, da ich mit glühenden Wangen und brennenden Augen über ein Buch gebeugt saß: „Die Waldläufer". Es war doch so schön, so schön der Wald, so sehnenswert die Menschen.

Und nun bin ich selbst ein Waldläufer geworden, und mit mir wurden's viele andere, alles gesunde starke Menschen, die wohl auch einst wie ich gelesen haben vom Waldläufertum. Wir brauchen kein „Wildwest" und sind doch echte rechte Waldläufer. Schüttelst du verwundert den Kopf, so höre:

Wenn drinnen in der Großstadt die grellen Lampen der Läden und Geschäfte erlöschen, dann strömen alle die Sklaven der Zeit hinaus in die Freiheit. Das glauben sie wenigstens. Aber in die Freiheit lockt es nur einzelne. Sie werden von den anderen wie Ausgestoßene behandelt, nur wagt man dies nicht offen zu zeigen. Denn diese furchteinflößenden, kräftigen, sonnengebräunten Kerle, denen die Arbeit am Tage eine Lust war, gehen nicht wie sie zu Tanz und Sinnengenuß. Leichten Fußes eilen sie, mit einer Handtasche unterm Arm, zum Bahnhof. In den Zug, der nach „Grunewald" fährt, steigen sie ein. Da findet man fröhliche Gesellschaft. Kecke Künstler sprudeln Scherze. Ernste Worte, Feierabendgedanken hören sie vom Handwerksgesellen, der den Tag über in hartem Fron am Schraubstock stand. Der dort in der Ecke — hm, das ist ein Diener der „heiligen Bürokratie". — Brr, wie's den Naturburschen kalt überläuft! Und sitzt nicht gar ein leibhaftiger Schulmeister daneben? Es ist so. Er hat wie sein Nachbar zur anderen Hand fröhlich die Bücher zugeklappt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als die Zeit da war, wo es hieß zum Waldlaufen gehen. — Eine wunderliche Schar! . . . Jetzt hält der Zug. — „Aussteigen" — „Grunewald". An anderen Tagen verläßt kaum einer den Zug. Doch heute steigen mit lautem Halloh fünfzig kräftige Jungmänner heraus.

Nun liegt der Bahnhof wieder verlassen da. Die „Fünfzig" aber ziehen frohgesinnt in den Wald hinein. Da ist noch ein Haus. Das greuliche Wort „Café und Conditorei" prangt über dem Eingang. Im Sommer dient es des Sonntags den Ausflüglern zur Rast. Hier ziehen die Waldläufer hinein. Jetzt müßte ein Wilhelm Busch zuschauen! Denn im Nu sind die gravitätisch dreinschauenden Plüschmöbel mit Kleidungsstücken aller Art geschmückt. Und derben Spaß und guten Witz lieben die sonderbaren Gesellen. — Schon sind sie fertig. Nur eine kurze Leinenhose, ein Trikot und ein Paar leichte Schuhe bekleiden noch den Körper, der prachtvoll durchgearbeitet ist. An diesen muskulösen Gestalten, bei denen kein faules Fleisch den Adel menschlicher Leibesschönheit verbirgt, hätte ein Mars seine Freude. — Und wie die Schar dieser schönen Gestalten in den schönen Abend hinaustritt, da klingt es so geheimnisvoll von Menschenreine und Keuschheit . . .

„Halloh!!" Nun stürmen sie dahin, wie die wilde Jagd, hinein in den finstern Wald, der Führer voran. Er ist der Erfahrene, ihm vertrauen die anderen fest. Denn nicht gefahrlos ist der Weg. Der breite Waldpfad ist längst verlassen. Auf schmalem Steg gehts den Hügel hinauf, hinab, durch Sand, durch Gestrüpp, über Stock und Stein. Doch des Führers Auge scheint die Dunkelheit zu bannen. Ruhig tönt sein Ruf: „Vorsicht! Wurzel — Baumstumpf — Graben — Stein". So sicher wie ein erprobter Steuermann auf dem Schiffe findet er Weg und Ziel. Sein hartes, Energie verratendes Antlitz zeigt den Adel, den nur Menschen, die wissen, daß ihnen ein kostbares Gut anvertraut ist, besitzen. Er ist in der Vollkraft des Jünglings. Jede Muskelfaser ist ihm untertan, gehorcht wie die Sinnesorgane seinem eisernen Willen. So mag der Germane seinen Herzog gewonnen haben. Der Freie begibt sich seiner Freiheit, wenn er weiß, daß er einem königlichen Manne folgen darf! Schaut, so schafft der Waldlauf Führer, die auch im Lebenskampfe Vorkämpfer sein werden.

Der Mond ist aufgegangen. Er gießt sein fahles Licht über den Wald. Erschreckt sehen die alten wetterfesten Bäume die heimliche Schar vorübereilen. Und die feinen, zahllosen Nadeln wispern, als wollten sie die Kraft und Schnelligkeit der Menschen bewundern. Denn aus diesen sehnigen, schlanken, muskelstarken Körpern quillt eine Urkraft hervor, die bannt und begeistert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da beginnt die Heide. Hast du die Heide beim wundersam geheimnisvollen Lauf in dunkler Nacht unter dem hellen Sternenhimmel gesehen, so wird sie dir ewig lieb sein... Jetzt gehts wieder durch eine Tannenschonung. Der weiche Boden lockt. Der Sportsmann wird wach. Ein Wettlauf beginnt. So leicht, so federnd fliegt man dahin. Es ist eine Lust —! Ein kerniger Schmerzlaut entschlüpft einem Paar Lippen. Die tückische Baumwurzel war schuld, daß er fiel. Doch lachend steht er wieder auf und läuft weiter. Das ist gesunde Art.

Zurück zum Waldrand gehts. Denn bald ist die Meile voll. O, wie fährt der Philister am Ofen zurück, wenn er hört: eine deutsche Meile, $7^1/_2$ Kilometer, ohne Aufhören in einer knappen halben Stunde laufen! Nur ruhig! Die Jungen können's vertragen. Da leisten Herz und Lunge ohne große Mühe, was die starke Laufarbeit fordert. Und in Schweiß gerät man auch vor Angst! Doch wenn ihr mir nicht glauben wollt, so fragt den Arzt, der uns Waldläufer untersucht hat. Er sagt euch auch, was Waldlaufen für die Gesundheit, für die zerarbeiteten Nerven bedeutet. Es ist ein Gesundbrunnen des Körpers. Kommt, tuts uns nach!

Und auch die Schönheit wohnt bei uns! Ruhig, märchenhaft liegt der Waldsee dort. Nur schwach heben sich die Umrisse des alten Jagdschlosses von dem schattenbildartig daliegenden Kiefernwalde ab. Gehts dann durch das Moor, so werden all die Elfen und Nachtgeister wach, die uns unsere Kindheit erhellen halfen. Sind wir denn nicht selbst im Märchenlande? ...

Die Schar hat ihren Waldlauf beendet. Frohgestärkt geht's bald der Heimat zu, und morgen: Arbeit und Leben, wahret euch!

* * *

Ich könnte noch viel vom Waldlauf erzählen. Selbst in die Weihnacht, als der weiße, glitzernde Schnee Himmelsglanz Wald und Flur gab, bin ich hineingelaufen. Das Fallen der Blätter, den buntfrohen Herbst, die Natur in ihrem Sterben hab ich so geschaut, wie des Maies Siegeszug, das große Osterfest der Natur. Vielleicht tue ich's auch einmal und erzähle von Waldlaufgaben, geheimnisvoll und schön, zur Herbst-, Winter- und Frühlingszeit.

Es ist kein Zufall, daß das Waldläufertum in der Großstadt wiedergeboren wurde. Tief steckt die Liebe des Deutschen zum Walde in seinem Blute. Geschichte, Sang und Sage beweisen es. Gerade in dem Steinmeer der Stadt mußte das Sehnen wach werden, Leib und Seele zu baden in der Reinheit und Schöne des heiligen Waldes. Dieses edle

Sehnen muß gestillt werden. Der Waldlauf tut es. Darum müssen alle Kulturarbeiter, darum sollen alle Deutschen Apostel des Waldläufertums werden, damit wir wieder helläugige, sonnengoldige Menschen, deren Bild uns eines Dürers Meisterhand im Hieronymus Holzschuher für unsere Zeit erhalten hat, in Deutschlands Gauen finden. Dann wird keiner von verknöcherten Lehrern, die der Jugend Steine statt Brot geben, reden können. Jungdeutschland aber wird die morschen Glieder, die auch nicht den Windhauch des Lebens aushalten können, verlieren und gesund, stark dastehen. Dann muß auch die Kultur, die Menschheit durch sie, zur hehren Größe, zur inneren Freiheit gelangen.*) **Alfred Rahn Donar.**

Auch eine Wehrvorlage — und zwar ohne Geldopfer.

Daß bei uns jährlich viele Tausende kerngesunde junge Leute nicht eingestellt werden können, weil kein Platz für sie vorhanden ist, dürfte bekannt sein. Ebenso, daß deshalb der verheiratete Landwehrmann die Flinte schultern und ins Feld ziehen muß, während jene zuhause bleiben und klug reden dürfen. Dieses Unrecht soll durch die jüngste Wehrvorlage beseitigt werden. Aber nur zum Teil kann Abhilfe eintreten, da auch die neuzugründenden Cadres bei weitem noch nicht ausreichen werden, unsre überschüssige junge Mannschaft aufnehmen zu können. Viele Tausende werden nach wie vor von der Dienstpflicht entbunden sein, denn durch die Aufstellung von 18 neuen Bataillonen, sowie durch eine geringe Erhöhung der Friedensstärke wird die Möglichkeit geschaffen, wohl nur ungefähr 20 000 Rekruten jährlich mehr einstellen zu können.

Wenn diese Wehrvorlage mit ihren 20 000 Mann in bezug auf Deckung der Kosten unsern Reichsboten noch manche harte Nuß zu knacken aufgeben wird, und das Gespenst der Erbanfallsteuer auf der einen Seite, der Argwohn vor neuen Verbrauchssteuern auf der anderen Seite, und die Furcht vor neuer Schuldenwirtschaft auf beiden Seiten noch manchen Redestrom entfesseln wird, so wird mein Vorschlag einer Wehrvorlage ohne jedes Geldopfer von jedem

*) Ein edler Brauch heißt der Kulturpioniere zu gedenken. Das Waldläufertum ist eine Pioniertat.

Unter den von England herübergekommenen Sportarten befand sich auch das „Croß-Country", das Querfeldeinlaufen. Aber es konnte in Deutschland nicht Boden fassen. Da kam Carl Diem, der Vorsitzende des Verbandes Berliner Athletik-Vereine auf den glücklichen Gedanken, es in den „Waldlauf" umzuwandeln. Für diese Sache setzte er sich dann mit seiner Person ein, mit dem Erfolge, daß allüberall in deutschen Städten das Waldläufertum erwachte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steuerscheuenden Patrioten, — und auch solche soll es geben — nur mit Freuden begrüßt werden.

Nun zur Sache: Das deutsche Heer zählt etwa 200 Infanterieregimenter, das sind 2400 Kompagnien. In jeder Kompagnie befinden sich nun durchschnittlich 3 bis 4 Mann, für die es persönlich ein Segen wäre, den bunten Rock wieder ausziehen zu dürfen, und eine noch größere Freude wäre es für den Kompagniechef, diese unglücklichen Leute loszuwerden. Unsre Aushebungskommissionen, das sei vorausgeschickt, arbeiten mit der größten Genauigkeit, so genau, wie es nur möglich ist, täglich einige 100 junge Leute abzufertigen. Liegt es nicht auf der Hand, daß bei dieser Massenarbeit dem Auge auch des erfahrensten Arztes manche solcher Leute entgehen, die sich in der Praxis als nicht recht geeignet für den schweren Soldatenberuf erweisen? Tauglich ist bekanntlich jeder, der keinen körperlichen Fehler hat, der einigermaßen kräftig erscheint, und der aller Voraussetzung nach sein Gewehr handhaben kann. Sind jedoch einige Monate ins Land gegangen, ist die Kompagnieschule vorbei, so wird jeder Kompagniechef seine Leute in bezug auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit genauer kennen, und er wird jetzt schon wissen, wer von seinen Leuten für die anstrengenden Übungen auf dem Truppenübungsplatze, sowie für das Manöver unbrauchbar ist. Zu diesen gesellen sich noch diejenigen, die während der Rekrutenausbildung längere Zeit krank gewesen sind, vielleicht monatelang an einer schweren Erkältung darniedergelegen, und nicht nur ihre militärische Weisheit vollkommen vergessen haben, sondern auf Wochen hinaus schonungsbedürftig sind. Sie werden also während der Abwesenheit der Truppe aus der Garnison zum Wachkommando abgeschoben. Müssen sie trotzdem ins Manöver mitgenommen werden, denn beim Wachkommando kann natürlich nur eine ganz beschränkte Anzahl Schonungsbedürftiger bleiben, so sind sie nach den ersten Märschen schachmatt, meistenteils fußkrank, und werden nach einem Lazarett abgeschoben. Sie sehen ihre Kompagnie während der ganzen Herbstübungen nicht wieder. Ich will nur kurz erwähnen, daß solche Leute meistens auch in ihrer Schießausbildung zurückstehen, ihre Übungen nur mit Mühe und Not erfüllen und die Kräfte und Nerven des Ausbildungspersonals über Gebühr in Anspruch nehmen.

Jeder Vernünftige wird nun fragen: warum werden diese Schwächlinge nicht entlassen, die ja doch nur eine Behinderung des Dienstes sind und als Feldsoldaten überhaupt nicht in Frage kommen können? Aber das hängt mit der gesetzmäßigen Forderung zusammen, nach langwierigen Paragraphen zu arbeiten, nach denen diese Leute als dienstunbrauchbar im Sinne des Gesetzes nicht aufzufassen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und würde ein Kompagniechef im Bündnis mit dem Arzte den vergeblichen Versuch machen, einen solchen Unglückssoldaten für nicht brauchbar zu erklären, so würden beide, namentlich aber der Arzt, mit so vielen Berichten geängstigt werden, daß ihnen die Unternehmungslust zu weiteren derartigen Wagnissen verginge. Der Kompagniechef hat sich also mit diesen Schmerzenskindern, die in allem hinterher hinken, abzufinden.

Mein Vorschlag geht also dahin, diese ungeeigneten Leute mit einem Federstrich beseitigen zu können, ohne Inanspruchnahme des in diesen Fällen erfolglosen Invalidisierungsapparates. Es müßte in das Ermessen der Regimentskommandeure gestellt sein, schwächliche und kränkliche Leute, die ihnen von ihren Kompagniechefs als solche vorgestellt werden, nach Beendigung der Kompagnieschule, sagen wir: im Mai, entlassen und dafür Ersatzrekruten, die zu Tausenden draußen herumlaufen, einstellen zu können. Entließe jede Kompagnie nur 3 bis 4 ungeeignete Leute, und würden an ihrer Stelle ebensoviele vom Arzte als besonders brauchbar bezeichnete Rekruten eingestellt, so käme das einer Erhöhung unsrer Wehrkraft von etwa 7 000 bis 10 000 Mann gleich, ohne einen Groschen Kosten zu verursachen.

Centurio.

Die Meisterin in der Fabrik.

Über die Arbeit von Frauen und Mädchen in Fabriken, besonders über die Arbeit der Ehefrau ist viel gesprochen worden. Es sei einem Manne der Praxis hier vergönnt, seine Meinung auszusprechen, einem Manne, der seit Jahren die leitende Stellung in einer Fabrik inne hat, von deren Angestellten ungefähr Zweidrittel Arbeiterinnen sind. Es bestehen in dem sehr lebhaften Industrieorte zehn Fabriken ein und desselben kleinen Gebrauchsgegenstandes, und im ganzen werden etwa 3000 Personen beschäftigt, von denen ungefähr 1700 Arbeiterinnen sind.

An der Tatsache der Fabrikarbeit des weiblichen Geschlechtes — möge man darüber denken, wie man wolle — ist für den Augenblick nichts zu ändern. Würde heute die Hand der Ehefrau in den Fabriken stillgelegt, so würde eine völlige Umwälzung der deutschen Industrie nötig sein. Das ganze Volk müßte seine Ansprüche an das Leben bedeutend herabsetzen. In noch viel größerem Maße wäre das nötig, wenn alle weiblichen Kräfte aus den Fabriken verschwänden, denn die Männerhand würde garnicht ausreichen, alle die nötigen Waren, d. h. alle nötigen Gebrauchsgegenstände herzustellen. Besonders alle die Fabriken, die für den Export arbeiten, würden so-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusagen stillgelegt werden. Wir haben Arbeiterinnen in den Fabriken, und können sie auch vorderhand nicht hinausbringen. Um bei Hochkonjunktur den Fragen nach Ware überhaupt genügen zu können, werden die Arbeiterinnen, die die Fabrik verlassen und sich verheiratet haben, aufgefordert, nach ihrer früheren Arbeitsstelle zurückzukehren, und es ist zu bemerken, daß diese jungen Ehefrauen auch gerne wiederkommen; es lockt das bare Geld, das nach jeder Löhnung dem Haushalte zugeführt wird. Und wenn sich später die Zahl der Kinder mehrt, so ist es leider oft sehr nötig, daß die Frau mit verdient, denn es ist nicht immer wahr, daß die Frau, auch wenn sie wirtschaftlich ist, mit dem Lohne des Mannes auskommen kann.

Die Hauptnotwendigkeit besteht unter diesen Umständen darin, daß die Fabrikarbeit des weiblichen Geschlechtes vernünftig eingerichtet wird, und da sind alle Bestrebungen, welche hierzu beitragen und helfen, kräftig zu unterstützen. Hierzu können aber die gebildeten Frauen beitragen, indem sie selbst in die Fabriken hineingehen. Der Vorschlag ist sehr ernst zu nehmen, obwohl er zuerst befremdet. *Frauen mit der nötigen Fachbildung, gepaart mit der nötigen Herzensbildung, sollten als Aufseherinnen oder Meisterinnen in den Fabriken Anstellung finden.* Je 20 bis 30 Arbeiterinnen, die heute einen Vorarbeiter oder „Meister" haben, müßten fortan von einer Meisterin beaufsichtigt werden. Das wäre dann schon ein Fortschritt, der viel Gutes brächte. So gut das gebildete Mädchen von heute im Kontor und als Erzieherin oft ein recht bitteres und hartes Brot bei Leuten essen muß, die an Bildung unter ihr stehen, so gut kann sie auch diese Posten einnehmen. Würde sie einiges Taktgefühl mitbringen, so wäre sie bald die Freundin aller Arbeiterinnen. Sie könnte vor allen Dingen auf sittlichem Gebiete sehr segensreich wirken. In Fabriken, wo der Meister herrscht, sind die Zustände oft unhaltbar. Eine sehr vorteilhafte Änderung würde aber eintreten, sobald an Stelle des Meisters eine Meisterin träte. Das Gehalt dürfte natürlich nicht geringer sein, als das eines männlichen Angestellten. Hier ist ein neuer Weg, auf dem gebildete Frauen ihr Brot finden könnten.

Es ist allerdings nicht ganz einfach, diese Anregungen in die Wirklichkeit zu übertragen, weil große Schwierigkeiten zu überwinden sind. Erstens werden die Fabrikanten sich dieser Neuerung gegenüber wenig freundlich, im besten Falle abwartend verhalten. Zweitens könnte man vermuten, daß die Arbeiterinnen selbst einer weiblichen Person nicht den nötigen Respekt entgegenbrächten, und drittens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird es an Angebot von Frauen mit den nötigen Vorkenntnissen für diese Stellen noch fehlen.

Die Unternehmer würden zuerst fragen, was haben wir von dieser Neuerung für Vorteile? Die Industrie hat an den Lasten für Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung schon genügend zu tragen. Ein Betrieb, der 150 bis 200 Arbeiter beschäftigt, sieht sich heute gezwungen, außer den Abgaben, welche er für diese Versicherungen zu tragen hat, noch eine besondere Arbeitskraft zur Erledigung der betreffenden Arbeiten anzustellen. (In manchen Städten ist die Einrichtung getroffen, daß die Krankenkassen- und Invalidenversicherungsämter diese Arbeiten gegen eine besondere Vergütung übernehmen.) Es ist auch anzunehmen, daß die Fabrikherren der Anstellung von Meisterinnen Mißtrauen entgegenbringen werden. Das Erproben neuer Einrichtungen überläßt man, solange nicht ein unmittelbar in Geld umzurechnender Vorteil damit verknüpft ist, gern anderen Leuten, besonders der lieben Konkurrenz. Der Widerstand von dieser Seite wird aber sofort fallen, sobald man sehen wird, daß bessere Arbeit geliefert wird, daß der Ton ein besserer, daß das Verhalten der Arbeiterinnen ein ganz anderes geworden ist, als zu den Zeiten, da der Meister noch herrschte.

Die Arbeiterinnen selbst werden dieser Neuerung wohl keinen zu großen Widerstand entgegenbringen, denn so intelligent ist die Arbeiterin heute doch, daß sie die Vorteile bald einsehen wird. Sie würde es sehr bald angenehm empfinden, wenn an Stelle des oft polternden und angetrunkenen Meisters eine weibliche Person träte, die es verstünde, sich dem Gedankengange und den Gefühlen der Arbeiterinnen anzupassen. Sie würde es bald als eine bedeutende Besserung ihrer Arbeitslage erkennen, wenn der Meister fortfiele, wenn es auch immerhin eine große Zahl von Meistern gibt, die sich nach jeder Richtung hin musterhaft zu ihren Arbeiterinnen zu stellen wissen. Die größte Schwierigkeit aber liegt bei den als Meisterinnen in Frage kommenden Personen selbst. Hier gilt es zuerst, Vorurteile zu überwinden, vor allen Dingen das große Vorurteil, das der Fabrikarbeit ein Makel anhänge. Findet man es doch heute schon häufig, daß sich junge Mädchen weigern, als Arbeiterin zur Fabrik zu gehen, und daß sie lieber als schlecht bezahlte Näherin oder Ladnerin ihr Brot verdienen, Es wird bei den für Meisterinnenstellen in Frage kommenden Personen noch ein viel größeres Vorurteil herrschen. Doch auch das wird überwunden werden. Die Abteilungen, wo der Meister Maschinen zu stellen und die nötigen Ersatzteile hierzu anzufertigen hat, müßten vorläufig auch noch weiter mit Männern besetzt werden; doch gibt es in unserer so vielgestaltigen Industrie Fabriken, wo für den Meister nur Waren-

kenntnis erforderlich ist, wie in Packstuben, Musterabteilungen usw. Hier müßte zunächst der Versuch gemacht werden. Der Verein für handwerksmäßige Ausbildung der Frau könnte dabei bahnbrechend eintreten, indem er an irgendeinem Orte für irgendeinen Industriezweig vorgebildete Frauen für diese Stellen anböte. Auf der Delegiertenkonferenz der hanseatischen Gewerbekammern zu Lübeck am 16. Januar 1912 hat man sich mit der Ausbildung und Weiterbildung der weiblichen Lehrlinge beschäftigt. Dieses galt nur dem handwerksmäßigen Betrieb. Bei unserer so ausgedehnten Industrie wäre es gewiß nicht schwer, weitschauende und tatkräftige Männer und Frauen zu finden, die den so notwendigen, edlen Beruf der Meisterin schüfen. Den Fabrikanten kann es gleichgültig sein, wo diese Kräfte herkommen; zu finden sind sie gewiß. Die Hauptsache ist, daß die Lage der Arbeiterin gebessert werde. Überall in der Industrie sind Kräfte nötig, die das Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum zu bessern versuchen, und dazu kann die zukünftige Meisterin viel beitragen. **Arnold Quincke.**

Eine für alle Kulturvölker gemeinsame Zeitrechnung.*)

Ein Telegramm meldete vor einiger Zeit, daß die neue republikanische Regierung in China den gregorianischen Kalender eingeführt hat. Da Japan bereits 1873 unsere Zeitrechnung annahm, wenn auch in einer der japanischen Eigenart angepaßten Form, liegt nichts unwahrscheinliches darin, daß nun die chinesischen Reformfreunde dasselbe getan haben sollen.

Jemehr sich Handel und Verkehr entwickelt, und je enger sich die Menschen aneinander anschließen, desto unverständlicher und unbequemer muß es erscheinen, daß die Kulturvölker sich nicht auf eine gemeinsame Zeitrechnung einigen. Wenn man bedenkt, daß selbst eine europäische Großmacht wie Rußland noch fest an ihrem „alten Stil" hält, und noch nicht den gregorianischen Kalender eingeführt hat, mag man die Hoffnung vielleicht für etwas keck halten, es könne nun die ganze Menschheit sich auf einen so vernünftigen Schritt wie die Einführung einer gemeinsamen Zeitrechnung, ähnlich wie die der Übereinstimmung in Münze, Maß und Gewicht, einigen. Ob aber nicht doch die Russen selbst und alle, die mit Rußland in Geschäftsverbindung stehen, das Unhaltbare der verschiedenen Zeitrechnung empfinden, die es mit sich bringt, daß der Jahreswechsel und die christlichen Festtage, die ja unmittelbar und mittelbar ihre Bedeutung

*) Dieser Aufsatz unseres norwegischen Mitarbeiters, Dr. Johan Scharffenberg, ist dem Vortrupp vom Verfasser in norwegischer Sprache zur Verfügung gestellt worden. Der Aufsatz ist von uns übersetzt und mit Zustimmung des Verfassers in einzelnen Teilen etwas gekürzt worden. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für das Geschäftsleben haben, in Rußland mit denen der westlichen Nachbarländer nicht zusammenfallen?

Es ist kaum erforderlich, die praktischen Vorteile einer gemeinsamen Zeitrechnung näher auszuführen.

Selbst wenn der Gedanke noch vielen phantasielosen Menschen ein zwar ganz hübscher, aber sehr müßiger „Neujahrstraum" zu sein scheint, will ich doch einmal versuchen, ihn in großen Zügen auszugestalten.

Ich beginne mit der Zählung der Jahre. —

Es ist selbstverständlich, daß eine allen Kulturvölkern gemeinsame Zeitrechnung in nationaler, politischer und religiöser Beziehung neutral sein muß. Man kann nicht verlangen, daß die Muhammedaner oder Buddhisten zur christlichen Zeitrechnung übergehen, oder gar, daß umgekehrt die Christen von der Flucht Muhammeds an rechnen sollen. Aber wird man überhaupt erwarten dürfen, daß die christlichen Völker ihre jetzige Zeitrechnung von der „Geburt Christi" als dem mutmaßlichen Ausgangspunkt aufgeben werden? (In Wirklichkeit deckt sich bekanntlich das Anfangsjahr unserer Zeitrechnung nicht mit dem Geburtsjahr Christi).

Nun läßt sich eine befriedigende Zeitrechnung eigentlich doch nicht auf einer Begebenheit aufbauen, die zeitlich nicht mit unbedingter Sicherheit bestimmt werden kann. Hierzu kommt das Unzweckmäßige, das in der Anwendung einer Zeitrechnung mit sinkender Zahl v o r und steigender Zahl n a ch einer bestimmten geschichtlichen Begebenheit liegt. Dieser Einwand trifft natürlich im gleichen Maße die Zeitrechnung der Muhammedaner und den anmaßenden und törichten Versuch der französischen Revolution, die Einführung der Republik in Frankreich 1792 zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung zu machen. (Richtiger gedacht ist übrigens insofern die naive Zeitrechnung der Juden „von der Erschaffung der Welt an", mit stetig steigender Zahl).

Es ist ein unterhaltendes Gedankenspiel, nach einem wirklich zweckmäßigen Ausgangspunkt einer allgemein gültigen Zeitrechnung zu suchen.

Den besten Anhaltspunkt böte natürlich das erste Auftreten des Menschen auf der Erde. Aber selbstverständlich werden wir kaum jemals in der Lage sein, den Zeitpunkt des ersten Auftretens des Menschen genauer als etwa nach Zehntausenden von Jahren zu bestimmen.

Wir können auch für die ersten grundlegenden Kulturfortschritte, wie den ersten Gebrauch einer Gerätschaft, die Entdeckung des Feuers, die erste rohe Zeichnung, die ältesten Schriftzeichen u. ä. ebenso wenig einen genauen Zeitpunkt bestimmen.

Selbst neuere Erfindungen in geschichtlicher Zeit, wie die der Buchdruckerkunst oder des Schießpulvers, lassen sich zeitlich nicht genau bestimmen. Die einzige geschichtlich genau bestimmte Begebenheit, die wichtig genug wäre, für die gesamte Menschheit den Ausgangspunkt einer gemeinsamen Zeitrechnung zu bilden, ist meines Erachtens Kolumbus' Landung in San Salvador am 12. Oktober 1492. Aber es besteht natürlich keine Aussicht, eine neue Zeitrechnung mit diesem Ausgangspunkt einzuführen.

Man muß — daran ist nicht zu zweifeln — überhaupt den Gedanken an eine neue Zeitrechnung mit einer bestimmten geschichtlichen Begeben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit als Ausgangspunkt aufgeben. Selbst wenn das Christentum nicht die Bedeutung besäße, die es tatsächlich, hat oder an dieser Bedeutung etwa Einbuße erleiden sollte, würden sich doch schwerlich die Kulturvölker der weißen Rasse zur Aufgabe der gewohnten Zahlbezeichnung der Jahre — der „christlichen" Zeitrechnung — verstehen. Aber will man auf der andern Seite die nichtchristlichen Kulturvölker anderer Rassen veranlassen, unsere Jahreszahlen anzuwenden, so muß die ausdrückliche Hervorhebung unserer Zeitrechnung als „christliche" durch die Zusätze „nach Christus" und „vor Christus" (die ja auch, wie schon bemerkt, nicht einmal ganz zutreffend ist) natürlich unterbleiben. Und vor allem müßte man für die Zeit „vor Christus" nicht sinkende Zahlen benutzen.

Ich schlage Folgendes vor:

Während unsere jetzige höchste geschichtliche Zeiteinheit das Jahrtausend ist, müßte künftig eine höhere Zeiteinheit gebräuchlich werden, nämlich 10 000 Jahre. Man könnte diesen Zeitraum mit dem griechischen Ausdruck „Myriade" bezeichnen und dann in der Geschichte mit der ersten, zweiten, dritten „Myriade" usw. rechnen. Jede „Myriade" beginnt mit dem Jahre 1 und schließt mit dem Jahr 10 000. Als die erste „Myriade" der Geschichte wird der Zeitraum gerechnet, der nach der jetzigen Zeitrechnung mit dem Jahre 10 000 „v. Chr." beginnt und mit dem Jahre 1 „v. Chr." schließt. (Die Historiker rechnen ja nicht wie die Astronomen mit einem Jahre 0).

Der Ausgangspunkt liegt dabei in vorgeschichtlichem Dunkel, und man wird kaum annehmen dürfen, daß die Geschichte einmal soweit wird zurückrechnen können. Aber sollte es doch geschehen, so braucht man nur die Nummer der „Myriade" zu ändern.

Innerhalb jeder „Myriade" wird also mit steigenden Zahlen gerechnet. Während z. B. nach der jetzigen Zeitrechnung Sokrates etwa vom Jahre 469—399 v. Chr." gelebt hat, würde er nach der vorgeschlagenen Zeitrechnung etwa vom Jahre 9531—9601 in der ersten „Myriade" gelebt haben.

Wenn man — wie das meistens geschieht — annimmt, daß Jesus etwa im Jahre 4 (?) „v. Chr." geboren und etwa im Jahre 32 (?) „n. Chr." gestorben sei, so würde man nach meinem Vorschlage sagen müssen: Jesus wurde geboren etwa im Jahre 9996 in der ersten „Myriade" und starb etwa im Jahre 32 der zweiten „Myriade".

Dieser Vorschlag hat somit den praktischen Vorzug, daß die neueren Jahreszahlen, die von den meisten Kulturvölkern gebraucht werden, unverändert bleiben, und nur die Zahlen in der Geschichte des Altertums sich verändern. Diese spielen aber in unserem täglichen Leben eine so geringe Rolle, daß die Änderung wirklich in den Geschichtsunterricht der Schulen eingeführt werden könnte, um so allmählich bei allen Kulturvölkern einzudringen.

Werden aber die nichtchristlichen Kulturvölker eine Zeitrechnung annehmen, deren ursprünglicher Ausgangspunkt der der christlichen Zeitrechnung war? Wenn die Bezeichnungen „vor Christus" und „nach Christus" in diesem Zusammenhange verschwinden, wird man allmählich nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem ursprünglichen Ausgangspunkt der Zeitrechnung nicht mehr fragen, als man es z. B. bei dem ursprünglichen Ausgangspunkt der Berechnung des metrischen Systems tut. Wie alle andern menschlichen Maße enthält auch die Zeitrechnung einen rein willkürlichen Ausgangspunkt.

Die größte Schwierigkeit würde übrigens, wie ich glaube, nicht die sein, die Japaner und Chinesen zur Annahme einer solchen Zeitrechnung zu veranlassen, sondern die christlichen Völker dazu zu bewegen. Wie unzweckmäßig die jetzige Zeitrechnung auch sein mag, so werden doch viele eine solche Änderung als „unchristlich" bekämpfen. Sie sollten sich aber doch nicht der Einsicht verschließen, daß von den heidnischen Völkern die Annahme einer ausgesprochen christlichen Zeitrechnung nicht erwartet werden darf.

Ich gebe mich zwar nicht der Illusion hin, daß ein Gedanke wie dieser schnell durchdringen werde. Er verdiente aber doch eine eingehende Erörterung auf einem der internationalen Historiker-Kongresse.

Die Historiker müßten die ersten sein, die eine gemeinsame Zeitrechnung, die ebensogut einem japanischen oder chinesischen Historiker, wie einem europäischen oder amerikanischen paßt, durchzuführen suchen. Es wäre auch in pädagogischer Hinsicht von Nutzen, die sinkenden Zahlen in der Geschichte des Altertums aufzugeben.

Ich komme nun zum Kalender.

Unsere jetzige Einteilung des Jahres in 12 ungleichlange Monate mit 28—31 Tagen in teilweise unregelmäßigem Wechsel wird niemand als sehr zweckmäßig bezeichnen können. Auch ist der Zeitpunkt für den Beginn des neuen Jahres willkürlich gewählt.

Die natürlichste Jahreswende scheint die Wintersonnenwende zu sein. Des Jahres kürzester Tag muß auch sein letzter Tag sein. Das Bewußtsein, daß die Tage wieder länger werden, und daß es mitten im Winter doch wieder einem neuen Frühling entgegengeht, scheint die richtige psychologische Grundlage dafür zu sein, den Jahresbeginn so nahe wie möglich an die Wintersonnenwende zu rücken. Da die Wintersonnenwende auf den 21. oder 22. Dezember fällt, könnte Neujahr auf den jetzigen 23. Dezember gesetzt werden. Dadurch würde Weihnachten — übereinstimmend mit seinem geschichtlichen Ursprung — ein Neujahrsfest der gesamten Menschheit sein. (Was natürlich die Christen nicht hindert, an dies Fest ihre religiösen Vorstellungen zu knüpfen. — Der Geburtstag Jesu ist ja ebenso unbekannt, wie sein Geburtsjahr.)

Gleichzeitig sollte man das Dezimalsystem auch für das Jahr einführen und es in 10, abwechselnd 36 und 37 Tage lange Monate einteilen. Die einfache Regel, die sich leicht merken läßt, könnte dann folgende sein: daß Monate mit ungerader Zahl auch die ungerade Tagezahl 37, Monate mit gerader Zahl die gerade Tagezahl 36 haben. Der Schalttag könnte wie bisher dem zweiten Monat angefügt werden.

In folgender Übersicht werden die Monate nach meinem Vorschlage mit Ziffer I—X bezeichnet. Es wird nicht schwer sein, neue Namen zu finden; die Monate VII—X können sehr gut September, Oktober, Novem-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ber und Dezember in Übereinstimmung mit der ursprünglichen Bedeutung ihres Namens heißen.

Neuer Kalender:		Gegenwärtiger Kalender:
I	: 37 Tage	23. Dezember — 28. Januar
II	: 36 „	29. Januar — 5. März
III	: 37 „	6. März — 11. April
IV	: 36 „	12. April — 17. Mai
V	: 37 „	18. Mai — 23. Juni
VI	: 36 „	24. Juni — 29. Juli
VII	: 37 „	30. Juli — 4. September
VIII	: 36 „	5. September — 10. Oktober
IX	: 37 „	11. Oktober — 16. November
X	: 36 „	17. November — 22. Dezember.
	365 Tage.	

Die Vierteljahrseinteilung muß natürlich fortfallen, da 10 : 4 nicht eine ganze Zahl von Monaten gibt. Der Nachteil scheint indessen durch die 10-Teilung des Jahres, unserem Dezimalsystem entsprechend, reichlich aufgewogen zu werden. (Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Zahl 10 an sich als Grundzahl die glücklichste Wahl bedeutet.)

An der Wocheneinteilung zu rühren, wird keinen Zweck haben. Bei 10-tägigen Wochen würden die Ruhetage für schwerarbeitende Menschen zu selten sein. 73 Wochen zu 5 Tagen würden Vielen gewiß nicht unwillkommen sein, aber das hieße doch, die Zahl der Ruhetage zu sehr vermehren.

Endlich wäre es sehr gut, wenn die Kulturvölker sich über die Stundenbezeichnung 1—24 einigen könnten. Wenigstens sollte man im Eisenbahndienst — dem Vorbilde Italiens folgend — diese Reform einführen. Sie würde sich dann gewiß sehr bald in größerem Umfange einbürgern.

Johan Scharffenberg.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

„Hogesünn" von Wilhelm Conrad Gomoll.

Es erschien bei Carl Reißner-Dresden ein Roman von Wilhelm Conrad Gomoll, der besonders herausgehoben zu werden verdient aus der Fülle des Gebotenen. Gomoll ist schon früher erfolgreich hervorgetreten als Lyriker und Epiker, aber erst nach heißem Ringen, nach langen Jahren des Wanderns und des Suchens, des

Kämpfens und Entbehrens ist ihm der Aufstieg gelungen und die Anerkennung geworden. Der Dichter ist ein Berliner Kind; er wurde 1877 als Sohn eines Handwerksmeisters geboren. Nach beendigtem Studiengang erfaßte ihn die brennende Sehnsucht aus der Enge seines Lebens empor zu wachsen. Wie ein Leuchtfeuer, daß auch in den dunkelsten Nächten seinen Schein wirft, das blinkt und mahnt und dem irrenden Schiffer den Weg zeigt, so lockte und leuchtete ihm ein Ziel, das ferne, ach so fern lag. Und dies heiße Sehnen trieb ihn aus den Verhältnissen, die ihn einengten und bedrückten, ein mächtiger Wandertrieb führte ihn fort von der zu engen Heimat. Er durchpilgerte sehnend und suchend die deutschen Gaue, er durchstreifte auf seinen Wanderfahrten die Schweiz, Frankreich, die Niederlande, ganz Italien und den Norden Europas.

Sein Erstlingswerk „Welt und Ich" erschien dann 1903, es enthielt lyrische Dichtungen und fand — obwohl das Gebiet: deutsche Verskunst reichlich, allzureichlich bebaut wird — warme Anerkennung und freudiges Lob, auch bei strengen und allgemein anerkannten Kritikern.

Es folgte 1906 dann ein zweiter Band Dichtungen: „Träume und Fahrten". Auch dieser zeigte die gleiche starke lyrische Kraft des Dichters, ein Schöpfen aus einer reichen Gedankenfülle und eine herzinnige Freude an der Natur und ihren Wundern.

Dann erschien 1908 „Vasumitra". Es ist diese Dichtung im indischen Gewande ein Bekenntnis zu einer gesunden — germanischen — Weltanschauung: Die Tat ist der Maßstab, an dem die Menschen gemessen werden. Nur wer in sich selbst zur Wahrheit und inneren Freiheit gekommen ist, steigt vorwärts und aufwärts, zur Höhe.

Gomolls jüngstes Werk liegt nun vor uns: Auf lübscher Scholle baut es sich auf: „Hogesünn". Hohe Sonne!... Kraft und Duft der Mutter Erde, die wiederum den Willen und die Macht zum Bauen und Schaffen stärkt, strömt aus dieser Dichtung hervor. Herrliche Naturschilderungen, klar und bis ins Einzelne naturgetreu gezeichnete Bilder aus der Enge der Kleinstadt Mölln, aus dem großen, reichen und mächtigen Lübeck — vor 100 Jahren — aus dem lübschen und mecklenburgischen Lande und vor allem aus der Familie, aus Haus und Hof und Werkstatt von Hogesünn steigen vor dem Leser lebenswarm und farbenprächtig auf. Christian Ring läßt Hogesünn aus dem Nichts entstehen: Werkstätten, wo der Hammer auf dem Ambos klingt, wo Säge und Dechsel, Pflug und Egge das hohe Lied und den Segen der Arbeit künden. — Doch es würde zu weit führen, auch nur einen ungefähren Überblick zu geben über den Inhalt des Buches, sind es doch drei Generationen, die am Geiste des Lesers vorüberziehen; sehen wir doch, wie ein stolzer Bau und ein starkes glückliches Geschlecht aufwächst: ein Schöpfer, der dem Ganzen seinen Geist einhaucht, sein Sohn als Erhalter und Mehrer, dann schließlich sein Enkel, der unter des energischen Vaters Augen und Hand aus seinen Träumen geweckt wird, so daß auch er frisch ans Werk geht, das Erbe zu mehren, dessen Kraft und Mut dann aber jäh zerbricht, als er sein liebes Weib und sein neugeborenes Kind tot vor sich liegen sieht. — Ihn hält nun nichts mehr, er sieht kein Ziel und kein Licht, er irrt gebrochen und dämmernden Geistes umher, streift, in Einsamkeit suchend, grübelnd, bis an die See hinauf, und der stolze Bau Hogesünn zerbröckelt, versinkt in Trüm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mer. In Lübeck, in einem der engen Armengänge findet er nach langer Irrfahrt endlich Ruhe, indem er, „der Fremde", seinem Leben selbst ein Ziel setzt. — So endet die Geschichte des stolzen Hofes Hogesünn und seiner Besitzer. Der Leser aber, der über diesen erschütternden Abstieg hinweg den Blick noch einmal auf das Ganze lenkt, findet den Faden, der durch mancherlei Wirrnisse des Lebens, klar und deutlich zu einer Weltanschauung führt, wie sie im Vasumitrabuche der Dichter in anderer Weise lehrte. So sagt er auch von Ulrich Martin Ring, dem letzten seines Stammes: „Nie ward ihm das, was den Menschen stark macht, was ihm das Leben, die Erde erst zu einem Garten werden läßt voll lauterer, beseligender Schönheit: der sieghaft in die Zukunft leitende Glaube an die Gegenwart, an die bezwingende, aufstrebende Kraft des gefesteten Willens im eigenen Selbst, der so machtvoll ist wie das nährende, gewaltig kreisende Blut der Erde." **Georg Asmussen.**

Wir bringen im folgenden, mit Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers, das siebente Kapitel des Romans.

Christian Ring wohnt bis der Bau seines Hofes „Hogesünn" vollendet ist, bei dem Bauernvogte und Gastwirte Find Otten. Maria Otten ist die jünste Tochter des Bauernvogts, Martha die ältere.

Weiterer einführender Bemerkungen bedarf es nicht.

Vortrupp.

Siebentes Kapitel.

Ein erstes Zucken, geheimnisvoll, über grauschwarzem Grunde. Nachtdunkel wogte. Und dann sprangen unsichtbare Pforten auf. Flammende Garbenbündel schossen empor, es brodelte und kochte am östlichen Himmel. Fackeln, Riesenfackeln wurden entzündet, stiegen herauf; sie strahlten Purpur, goldene Glut und unermeßlichen Glanz, sie riefen jauchzend den Kampf allem Nachtgewölk. Mit feuerschnaubenden Rossen, auf hellem, prunkendem Wagen kam der Lichtgott herangerollt, und unter jubelnden Strahlenfanfaren erwachte der Tag.

Die Erde erwachte. Es weckten sie Posaunenklänge und Hörnerchöre.

Sie schlug die Augen auf, atmete erfrischt im lustig wehenden Morgenwind; sie fand Demantenschnüre leicht durch ihr Haar geschlungen, und auf der wogenden Brust lag ein Schmuck von blitzenden, gleißenden Perlenbändern. Sie lächelte glücklich hinein in die schöne, keusche Morgenkühle, fand noch einmal Blumen neben dem Haupt, neben den Füßen, lächelte, und hoch im Bogen, gewaltig über sie hin, zog kraftvoll in strahlender Schönheit, siegestrunken, der Sonnengott.

Vorwärts, schon bis in die letzten westlichen Gründe hinüber, wälzte der goldene Wagen das segnende, glühende, flammende Feuermeer: Licht! . . .

Die Hähne auf Find Ottens Hof krähten. Sie krähten mit hochgestimmten, vollklingenden Kehlen, als gälte es, eine tote Stadt aus tiefem, starren Schlaf zu erwecken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Christian Ring fuhr aus seinem Traume auf. Er fand, als er an das Fenster trat, das Tagesgestirn schon hell am Himmel stehen, und es lag ein Oktobertag, ein Sonntag vor seinen Augen, wie er nicht schöner auszudenken ist.

In leiser Bewegung strich die Luft dahin. Sie brachte den herbstlich herben Geruch des Landes mit, sie war frisch und doch noch leicht erwärmt, sie säuselte in dem rot-gelb-gefärbten Laub der Lindenbäume, in dem der Gartenhecken, das im Schein der Sonne glühte und im strahlenden Reichtum dieses Morgens blinkte und blitzte.

Tausend Farben und tausend Stimmen hatte die goldene Frühe, und doch lag eine wundersame, schöne, friedliche Versonnenheit, wie ein zarter Schleier, über den ganzen Hof hingebreitet.

Stilles, goldenes Licht und zarte, milde Keuschheit waren an die Stelle der drückenden Sommerschwüle getreten, und selbst der Hauch der Reife, den die Luft allüberall hinführte, konnte diesen Eindruck nicht verwischen.

Der ganze Hof sah aus, als blickte er mit hellen Augen in die Welt hinein. Es war, als wüßte er, was dieser eben anhebende neue, seltsam schöne Tag für zwei seiner Menschen bringen würde ...

Bald danach fing das Leben an.

Schritte gingen hin und her; erst einzelne, dann mehrten sie sich, und ihre kurzen Klänge knüpften sich ineinander. Sie hatten alle etwas Sonntägliches, etwas Feierliches. Und so war es auch mit der Arbeit. Die Knechte strichen den Pferden beim Futterstreuen mit freundlichen Worten um die Schnauze, klopften ihnen die runden Bäuche, die glatten, kräftigen Hinterteile und glitten mit ein paar vollen Strichen über die dicken, schweren Schwänze hinunter: „Sonntag!" Die Mägde, die mit den Milchtrachten vom Weideland kamen, das dicht hinter der großen Scheune, gleich hinter dem kleinen Hausgarten begann, hatten helle, lachende Augen, auf deren Grund Feuer zu flackern schien, und die krausen Haarsträhnen, die ihnen der Morgenwind spielend losgezupft hatte, wehten wie Wimpel um ihre Schläfen und blitzten im Sonnenlicht: „Sonntag!"

Find Otten ging über den Hof. Er kam mit schweren, wuchtenden Schritten über die Diele, stand einen Augenblick in der Hintertüre des Hauses still und sah vergnüglich in die Morgenluft hinein. Seine Nase zuckte, schnüffelte, witterte, und dann schritt er von Tür zu Tür, von Tor zu Tor über sein ganzes Gewese mit frohem Gruß, mit frohem Wort: „Sonntag!"

Als Christian Ring über die Stiege nach unten kam, ging Find Otten schon über die langgestreckten, grünen Koppelwege, an denen die Weidenhecken im Morgenwinde flüsterten und ihre schmalen, silbernen Blätter spielen ließen. Die Hecken standen im sechsten Jahre, sie waren an einzelnen Stellen bald doppelt mannshoch und sollten im nächsten Frühjahr gestutzt werden. Es war ein ruhiges und schönes Wandern.

Auch auf Christian Ring wirkte der Morgen. Er hatte Martha in der Küche getroffen, und sie wechselten dort ihren Morgengruß. Aber es hielt ihn nicht lange; gleich nach dem Frühstück mußte er hinaus. Es trieb ihn etwas, eine Unruhe, aber eine andere als die des vergangenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tages. Die lag nun hinter ihm. So wie das Gewitter die Luft gereinigt, geklärt hatte, so hatte die Nacht auch in seinem Innern Ordnung und Sicherheit, eine Scheidung seiner klaren und unklaren Gefühle gebracht. Dieser Morgen nun war recht dazu angetan, ihn frisch zu stimmen, auch ihn einen Weg zu leiten, auf dem er dem Glück direkt entgegenlief.

Es war ein seltsamer Tag, eine seltsame Frühe.

Man kann es schlecht fassen, wie es war: Frühlingsfrische und Frühlingssonne, die über die herbstfarbenen Bäume strich. Aus den offen stehenden Scheunen kam der volle Sommerduft, und an den schmalen Wegen des Gartens standen die Herbstblumen: Georginen, Malven und späte Sonnenrosen, in hoher Blüte. Auf dem langen Beete vor der Laube, buntfarbig und taufrisch, leuchteten die Astern; in der maimilden Luft lag der feine Hauch der Herbstreife, und am Hecktor, feingesponnen, weißseidig, wie für ein fürstliches Brautkleid bestimmt, hing, schon vom Morgenwind durchs Land getragen, der Altweibersommer.

Ja, es war ein seltsamer Tag. Ein sanfter Glanz lag über dem ganzen Lande,und die blaue Luft färbte sich sacht hinüber in ein ganz helles, leuchtendes Rot. Es war die Stimmung, daß die Menschen, die sich draußen auf den Wegen hinter den Knicken trafen, mit frohen Morgenworten vom Segen des Jahres sprachen.

Ledig allen Zweifels, aller Unruhe, alles Lechzenden und ungestüm Drängenden, erfüllt vom Gefühl eines Irgendetwas, das grundgütig und das, weil es vorbestimmt, geschehen müßte, ging Christian Ring über den Hof. Er ging an den Ställen vorüber und bog, nachdem er auch an den Scheunen vorbei war, den schmalen Weg zum Garten ein. Jeder Schritt brachte seinen Augen Freude, und er kam tief in das grüne, schon mit rot und braun durchsetzte Gehege hinein. Sein Herz war nun ganz aufgegangen, war weit geworden; er dachte viel und nichts. Seine Hände strichen über die Büsche hinweg, und seine Augen sahen auf den Weg nieder, den seine Füße gingen.

Da aber stand mit einem Male Maria vor ihm.

Mit überraschten Blicken sahen sie sich an....

Ring wußte nicht, wie ihm wurde. Er fühlte nur, daß sein Herz wieder klopfte, und er sah, daß Marias Gesicht sich mit einem satten, verräterischen Rot überzog, das schnell aufstieg, über ihre frischen Wangen eine helle Glut ausgoß, ihre Ohrläppchen betupfte, daß sie glühten, und dann bis zu den weißen Schläfen wanderte.

Sie standen nun auf dem schmalen Gartensteig einander gerade gegenüber.

Kein Wort kam von ihren Lippen. Wäre Ring eine echte Bauernnatur gewesen, so hätte er wohl irgend ein Wort über das Wetter aus der Luft gegriffen und damit einen Anfang gefunden. So aber standen sie ratlos und stumm, und auch Christian Rings Gesicht überzog langsam ein roter Hauch...

„Schon so früh auf?" fragte dann aber doch Maria.

Es ging, wie es meist zu gehen pflegt: Frauen finden leichter in sich zurück, auch vertragen sie das Schweigen nicht so lange wie ein Mann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich komme schon von der Fohlenweide." Sie zeigte auf eine kleine seitliche Tür, durch die sie eben, vom Weideland her, gekommen war.

„Ja," antwortete Christian Ring, „ein Morgen wie dieser duldet keinen Schlaf."

„Es ist doch aber Sonntag ..."

„Eben darum! ..."

„Und wir saßen gestern Abend so lang auf."

„Ich saß noch länger."

„Ja, das weiß ich."

„So?"

„Unsere Kammern liegen so, daß ich's hören mußte."

Mit einem langen Blick sah Christian Ring das Mädchen an ... Wie sie da vor ihm stand!

„Das wußte ich freilich nicht", sagte er.

„Ja, und kurz danach fing es schon zu dämmern an, und all die Zeit haben Sie geschwatzt wie einer, der närrisch ist."

Sie lachte ...

Ihre blonden Haare wehten im leichten Wind und spielten mit kleinen, krausen Spiralen um ihre Schläfen und den weißen Nacken.

Wie sie da vor ihm stand! Sie sah so lieblich aus wie ein blühender Busch an einem Lenztage. Und doch: ihre ganze Art war jetzt wieder so selbstsicher wie damals auf dem Jungleuteball zu Johanni. Sie trug sich wieder so hoch aufgerichtet, als wollte sie mit der Schlankheit ihres Körpers vor ihm strahlen; sie hatte wieder den herrischstolzen Zug um die Mundwinkel, ja, gerade so wie damals, als Jürgen Rohrweder mit ihr tanzen und Laurid Larsen sie hatte küssen wollen. Doch der Ausdruck konnte das Blühende ihrer Lippen nicht abschwächen, der konnte ihre Wangen nicht grau und fahl werden lassen und vermochte auch ihren Augen den frischen, blanken, schelmenhaften Glanz nicht zu nehmen, der aus ihrer braunen Tiefe heraufschimmerte.

Er sah sie so, hellen Auges, wunderbar in ihrer Frische, vor sich stehen. Wohlgestaltet in allen Formen, gemessen in ihren Gebärden und mit viel edelen Feinheiten in den beweglichen Zügen, trug sie die Sonne wie ein breites Band auf dem Haar, war ganz vollerblühte Jugend, und es schien ihm, als habe sie der schöne Morgen noch schöner gemacht.

Ein inniges, herzliches Ergötzen an ihrem Anblick kam über ihn, und da schwoll sein Herz auf. Sein Blick wurde übermütig, und lachend sagte er:

„So, also wie einer, der närrisch ist?! ... Das ist schlimm! ... Aber ich bin es wirklich, Maria, ja, und ich bin es ... durch dich! Am Tage verfolgst du mich und nachts kommst du in meine Träume! Du beugst dich mit deiner reichen Schönheit zu mir, und will ich dich dann fassen, halten, so bist du fort und quälst mich!"

„Ach!" sagte sie, „tue ich das?"

„Ja, das tust du!"

„Schon lange?"

„Ja, schon lange!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie hielt ihre Augen fest auf ihn gerichtet, so daß er tief hineinsehen konnte. Es zuckte, flammte, zitterte auf ihrem Grund. Ring sah es, und nun wußte er, wie es um sie beide stand. Lachend sagte er dann, indem er leise und doch kraftvoll ihre Hände nahm und sie nach einem kurzen Blick schnell in seine Arme zog:

„Doch nun, Mädchen, nun habe ich dich! Und ich will dich halten! Ich will dich nicht mehr von mir lassen! Du sollst mein Weib werden! Ja?! Sag's doch, willst du? Und du sollst schalten und walten und strahlen auf Hogesünn!"

Da er sie dann fest im Arm hielt und küßte und sie „Deern, Maria, meine liebe Deern" nannte, schlang auch sie die Arme um seinen Hals und sagte schlicht nach der Art ihres Vaters zu ihm:

„Christian, ich habe dich schon lange lieb!"

Und sie küßte ihn mit ihren jungen festen, roten Lippen, daß er aufschauerte, daß sich ihm das Geheimnis ihres lebendurchpulsten Herzens zeigte: sie hatte sich nach ihm und seiner Liebe gesehnt. Sie hatte ihn seit langem mit wachen Augen betrachtet, und, was ihr ein still gehegter Traum gewesen, nun war es Erfüllung geworden, und so fanden sie beide ihr Glück wie eine schöne Blume am schmalen Gartenwege.

In dieser lichtdurchstrahlten, sonntäglichen Morgenstunde offenbarte sich vor Christian Ring das hehre Wunder: „Weib". — Aus dunkeler Tiefe stieg es vor ihm auf. Er preßte Maria an sich; er fühlte ihr junges, warmes Blut, das ihm stürmend entgegenschlug.

Brautleute! Brautleute auf dem Find Ottenschen Vogthof! . . .

Groß-Grönau ist eine kleine Welt. Drei Spannen lang und eine Spanne quer, das umfaßt. Ja, mehr nicht, wenn eine gute, durch rauhe Arbeit hart und breit gewordene niederdeutsche Bauernhand sich ans Messen gibt.

Über so ein Nest spuckt man bequem hinweg. Man brauchte es nicht einmal ordentlich zu können, es kann nicht fehl gehen. In Lübeck gab es früher Ratsherren mit guten, losen, geübten Mundwerken. Die spuckten, wenn es sein sollte, durch die Fenster ihres alten Rathauses den Möllner Ackerbürgern noch auf die Köpfe, ehe sie kamen, um ihnen die Stadt zu pfänden. Und die heutige Zeit ist nicht sittsamer geworden. Es gibt auch noch jetzt Meister in diesem Fache . . .

Vorn am kleinen, offenen Fenster der Schankstube, dessen Kreuz weiß in der Sonne blinkte, und dessen Scheiben freundlich blitzten, saß Schuster Johannes Blasius Mart bei seinem sonntäglichen Morgenschoppen. Er starrte auf die Dorfstraße hinaus, auf die schon lautlos, schwingend, schwebend die gelben, welken Blätter niederfielen, als Martha erregt, als wäre es ihr selber passiert, eintrat und Lore Lammers, der Großmagd, erzählte, was sie gerade von Maria und Christian Ring erfahren hatte.

Mart stutzte. Er horchte auf, fragte und bekam Antwort.

„So, also Maria! So . . ."

„Nun," sagte er dann voll Bedachtsamkeit — er zog die Unterlippe an und tat sehr wichtig — man hätte so etwas schon lange im Dorf erwartet:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Chawoll." Aber man hätte gedacht, daß Martha einmal nach Hogesünn ziehen würde. „Chawoll!" Schon wegen der kleinen Katt, mit der Ring so gut stände. „Aber so speelt dat Leben. Es ist ganz unberechenbar; denkt man weiß, wird's schwarz, sagt man ja, wird's sicher nein. Wo die Liebe hinfällt." Das sei die alte Sache, die die Groß- und Urgroßvordern schon an sich erfahren haben. Und er, Mart, konnte ja auch davon erzählen; alle Welt wußte es ja, daß er Julchen Timm geheiratet, die sich ihm eines schönen Tages in sein Herz hineingelacht hatte.

„Man ist nie sicher vor Überraschungen," sagte er dann. Er bewegte bedächtig nickend den Kopf, als müßte er seinen Reden selbst zustimmen und mehr Nachdruck verleihen. Kein Mensch sei davor sicher, am allerwenigsten aber die Unverheirateten, wenn sie so in ein gewisses Alter kommen. Für die liegt dann immer so ein unbestimmtes Etwas in der Luft. Der Frühling ist gefährlich, der Sommer, der Herbst, der Winter. Einmal ist's die laue, weiche Luft, mit der die Schwalben und die Störche wieder kommen, dann ist's der helle Glanz und das Vogelgesinge an allen Wegen, hinter jedem Knick, und die Wälder und Felder mit ihren geheimen Freuden.

Ja! Ja! Lore Lammers sollte nur nicht lachen. Sie wäre eine schmucke Deern, und die hättens ganz besonders nötig acht zu geben. Sie sollte schön fleißig an das denken, was er hier sagte. Wenn sie nächstens nach dem Duvennester Krug zum Oktobertanz ginge, zu dem die ganzen Schattiner und Wahrsower Burschen kämen, könnte sie's vielleicht schon gebrauchen. Oktober! Ja, da seien die waldigen Wege an der Absalonshorster Fähre, wenn's heimwärts geht, vorsichtig zu gehen. Auch die Zeit hätte es in sich, sie sei herbe und reif. Es sei kein mailiches Drängen, aber ein Drängen sei es doch. Und an den Hecktoren stehe dann schon wieder frühzeitig die Dämmerung, die die langen Winterabende vorbereitet, und wenn man wüßte, was da alles im Verborgenen gebraut würde, wo die Menschen sich nahe aneinander drängen, weil draußen scharf und kalt der Ostwind über das Land zieht.

Er sah sie lachend an und sagte mit breiter Wohlgefälligkeit sein besiegelndes „Chawoll!" Martha nickte ihm zu, und Lore Lammers kicherte in sich hinein wie eine junge Fohlenstute, die sich auf der grünen Weide noch ihrer Freiheit freut. Dann trank Schuster Mart aus. Er zahlte und ging. Und das, was er gerade gehört hatte, trug er durchs Dorf von Tür zu Tür. Es war eine gewichtige Neuigkeit, die da schnell die Runde machte, und die Männer und Frauen, die flüggen und halbflüggen, steckten die Köpfe zusammen. Bei Krämer Christensen traf man sich, um die Sache zu bereden, und der Pfennighandel seines Ladens blühte. Eine neidische Stimme meinte: „Find Otten, der schlaue Fuchs!" Aber sie wurde tot gemacht; denn die meisten wünschten den jungen Leuten ein gutes Glück.

Als Find Otten etwas später, auf dem Heimwege, durch das Dorf kam, nickte man ihm schon an allen Türen doppelt freundlich zu, und er erfuhr, was sich zugetragen hatte, noch bevor er nach Hause kam.

„Wo sind sie?" fragte er, als er die Hausschwelle betrat.

„Du weißt es schon, Vater?" Martha stand in der Küchentür.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Das ganze Dorf weiß es, und die Vögel flöten es auf den Hecktorpfählen," sagte er, und ein froher Zug glitt um seinen Mund.

Die kleine Katt ging suchen, und dann kamen sie aus dem Garten, hochaufgerichtet, mit blitzenden, lachenden Augen, und Find Otten führte sie in den Pesel, in die dunkelgetäfelte Staatsstube des Hauses, in der der alte Messingleuchter mit den vielen gelben Wachskerzen mitten unter dem schweren Holzwerk der massigen Balkendecke herabhing, wo an den Wänden geschnitzte Schränke, um den Tisch und an den Fenstern hochlehnige Stühle standen. Und der Vogt konnte ihnen durch die Augen bis in die hellen Seelen schauen. Auf ihren Gesichtern hatte das Glück schon mit großen, klaren Schriftzügen seinen Namen geschrieben, und es war zu lesen, als sie, stolz aufeinander, vor den Vater traten: Was bekomme ich für ein Weib! Was bekomme ich für einen Mann!

Da streckte ihnen der Vogt die Hände entgegen.

„Nun bin ich wieder ganz zufrieden, Kinder," sagte er, „nun ist wieder ein Bursch im Hause, und es schließt sich mein brüchig gewordenes Leben von neuem zusammen. Oft wollte ich es schon aufgeben. Nun will ich aber noch weiter bleiben. Ich will weiter arbeiten und will auf euch sehen, wie Ihr jung im Leben steht, und ich will mich an euch freuen. Daß ich das noch erleben konnte!"

„Es werden ja auch Sturmtage kommen," sagte er dann, „aber sorgt darum nicht. Die werden vorüber gehen. Die Sonne muß ja immer wieder kommen! Freilich, oftmals dauert's lange, und auch Ihr werdet es lernen müssen zu warten, zu warten wie ein Roggenfeld, das aufschoß und reifen will. Aber sie kommt. Und wenn Ihr dann rechtes Vertrauen zueinander gehabt habt, werdet Ihr sie mit doppelter Freude sehen. Sie belohnt die, die recht auf sie warten, und dann kann's ja an nichts fehlen; dann wird alles gut werden, zu unserer aller Freude."

„Das soll es gewiß, Vater," sagte Christian Ring.

Er hielt Marias Hand gefaßt und sah Find Otten ruhig und fest ins Gesicht.

„Sie sollen Ihre Freude haben, Vater! Nun hat unser Leben ja erst den vollen Klang bekommen, und jetzt soll kein Wort unerfüllt bleiben von dem, was ich gesagt habe; denn jetzt können wir mit doppelter Kraft Hogesünn zu Ehren bringen." —

Und dann gingen die beiden jungen Menschen über die Felder in den hellen Tag hinein. Sie mußten mit ihrem Glück, mit ihrem übervollen Herzen allein sein. Schnell verschwanden sie durch den Garten, hinter den Scheunen, hinter den hohen Weidenbüschen, die die Wege säumten.

Über Marias rechtem Arm hing aufgestreift, mit grünem Band besetzt, ihr großer Strohhut. Er pendelte mit jedem Schritt, den sie tat, wie ein Korb hin und her, und das Grün auf dem gelbweißen Stroh leuchtete. Sie gingen zwischen Koppeln und Weidestrecken hindurch den Weg nach Seekrug und genossen die Schönheit des herbstlichen Frühvormittags. Da der Weg sich ab und an wand, einmal ein wenig anstieg und dann langsam wieder abfiel, so bot er ihnen eine natürliche Abwechselung und hielt sie gleichmäßig frisch. Wie große Smaragde lagen die grünen Urweiden hinter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Gehöften, die sie passierten, auf denen sich das Vieh, rot und braun, schwarz und weiß gefleckt, tummelte. An rauschenden Erlenständen, an krattartigem, krausen Buchen- und Eichengesträuch gingen sie vorüber, und in der Ferne standen die grünen Waldsäume, die Tüschenbecker Tannen, die wie ein Heer um den See aufmarschiert zu sein schienen und den Hügel hinaufstiegen, auf dem Hogesünn lag. Und an der anderen Seite, mit Birkenstämmen weiß durchmischt, von Hornstorf herüber, grüßte der Wald des Klempauer Moors.

Sie bogen nach rechts ab, einen Weg, der halb unter Haselnußbüschen weiterführte. Christian Ring hatte den Arm um Marias Taille gelegt; die Luft wehte ihnen frisch um die Köpfe, und sie redeten von Gegenwart und Zukunft, redeten und scherzten.

„Ich fühle mich nun so, als wenn ich von Kindheit an alle meine Tage hier gelebt hätte. Wie schön ist solch ein Morgen. Weißt du, das wollen wir immer tun, so wie die Kinder umherstreifen, herumsuchen und erleben, damit ich jeden Weg und Steg kennen lerne. Auch wenn wir später auf Hogesünn sind. Und dann will ich dich führen."

„Ja, das wollen wir. So wie es Katt tut, du weißt es ja, bald hier und bald dort hin, nur, daß wir weitergehen wollen, bis zu den Mooren und auf die Heide."

„Und einen Sonntag Morgen mußt du dann mit mir an den Beidendorfer Weg, an das Hünengrab, das dort im Klempauer Wald liegt. Weißt du den Weg?"

„Ja! Wir gehen dann die Au entlang. Am Torfbruch vorüber, quer durch das Moor führt ein schmaler Steig, den man gut gehen kann, wenn es trockene Zeit ist."

„Kannst du den finden?"

„Ich kenne ihn ganz genau. Noch in diesem Frühjahr, ein paar Tage, nachdem du auf den Hof gekommen warst, ging ich ihn mit Vater. Und damals sprachen wir von dir. Denke mal, wir überlegten, was du und wie du wohl seist."

„Und nun weißt du's, liebe Deern?"

„Ja ... Ich glaube!"

Sie kamen an eine Stelle, von wo sie das blaue, sonnenglänzende Wasser des Blankensee Sees durch eine Mulde von weitem erblicken konnten. Der See lag da, ganz still, wie ein großes, schönes Auge, das unverwandt in den Himmel blickt. Kein Haus war zu sehen. Nur Äcker und Waldstücke, Äcker nah und fern, und der Himmel hoch über ihnen, unter dem die Vögel dahinzogen, dem die Lerchen singend entgegenstrebten, als wollten sie direkt bis vor die Thronstufen des lieben Gottes.

Da wurde es ihnen ganz wunderlich zu Mute.

Wie still das braune Land lag ... Christian Ring fühlte, wie es ihm mit tausend lieben Händen das Herz anrührte, und er faßte fester die Hände seines Mädchens.

„Maria!"

„Ja, Christian?"

„Wie schön das alles ist!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Liebst du das Land?"

„Ja, Maria! In mir ist mehr als eine Ader Bauer! Ach! ... wenn wir doch erst zusammen auf Hogesünn säßen!"

„Du Stürmer, du; du Ungeduld!"

„O du, das sagst d u so!"

„Was hatte Vater vorgestern Abend von dir gesagt? Ich habe es die ganze Nacht nicht los werden können: du hast die halbe Welt in der Tasche!?"

„Mehr noch, Deern!"

„Laß einmal sehen, Christian!"

„Hier, Mädchen, sieh!" — Er hob ihre Arme auf und sagte: „Hier habe ich die g a n z e Welt in meinen Händen!"

Dann mußten sie lachen und wurden fröhlich wie sorglose Kinder. Ihre Seelen waren wie lichte Seen klarblau, rein, gütig; ihre jungen Herzen schlugen hell und klingend: Leben! Liebe! und ihre Gedanken flügelten hin und her, her und hin, wie die Schwalben tun, die kleinen, schwarzblauen, schnellbeschwingten Luftsegler, an schönen, stillen, friedsamen Sommerabenden.

Sie gingen weiter ...

Am Wege, der nach Klein-Grönau führte, fanden sie unter einem Erlenbusch eine grüne, samtweiche Moosfläche. Sie machten eine Bank daraus und setzten sich nieder.

„Wie ist das alles nun so schnell und so schön gekommen, Christian?"

„Ja, liebe Deern, das kam so: die Wege in enerm Garten sind so schmal, daß wohl zwei Spatzen, die sich gleichgültig sind, gerade noch aneinander vorüberkommen können, aber nicht zwei Menschen, die sich lieb haben."

Maria sah ihn mit großen Augen an.

„Wie du erzählen kannst, Christian! ... Erzähle weiter!"

„Also: du standest plötzlich vor mir und sahst aus, als wärst du frisch vom Himmel gefallen."

„Ach, du!"

„Ja, Mädchen, ja! Dein ganzes Haar und deine Augen waren noch übervoll von goldener Sonne. Da nahm ich dich und stahl dich deinem Vater."

Er küßte sie, und in Marias Augen blitzte der Schelm auf; es war, als ob er durch blanke Fenster mitten in die Welt hineinlachte.

„Und ehe du mich stahlst, Christian Ring, wie war es da?" ... Sie lachte ihn an, daß ihre Zähne zwischen den roten Lippen blitzten ...

„Nun, wie war es da?"

„Wenn du es wissen willst! Ich sah d i ch auf dem Wege stehen ... grad wie ein Kalb!"

„Was?!" Er lachte. „Ich will dir helfen!"

Da aber sprang sie ihm davon. Und als sie sich hinter einer kurzen Hecke in Sicherheit gebracht hatte, rief sie: Und weißt du wie? So, so, ganz steifbeinig," und sie versuchte, es ihm vorzumachen, „so wie eins, das im Winter im Stall geboren worden ist und im Frühjahr beim Austreiben zum ersten Male auf das feine, frische Weideland kommt und darüber allen Zusammenhang seines Lebens verloren hat." ...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun fing ein heißes Jagen an. Und Christian Ring griff sie und zwang sie zu sich auf die Moosbank unter dem Erlenbusch. Und dann strafte er sie mit all der Fülle seiner Liebe, und sie hing an seinem Munde im seligen Spiel.

„Du Schelm! Du loser, wilder Schelm! So haben wir uns ja noch nicht gekannt! Du Ausbund und du Übermut! Höre, du liebe Deern, du Stolze du, möchtest du dir nicht doch noch lieber einen lübischen Ratsherrn holen? So einen, weißt du, mit altem Wappen, mit weißer, steifer Halskrause, der nur schwer den Kopf bewegen kann, wenn du ihm auf der Nase tanzst?"

„O nein, du bist mir schon recht. Das alte Wappen haben wir Ottens selber. In der Staatsstube auf Ofen und Schränken kann ich es dir zeigen. Und die Krause, nun, die will ich dir schon machen, weiß, ganz breit, ganz hoch und furchtbar steif. — Aber du darfst sie nur tragen, wenn ich nicht bei dir bin."

Da lachte Christian Ring.

„Was meinst du," sagte sie dann zu ihm, „was meinst du wohl, wie lange ich schon auf dich im Garten gewartet habe? Seit Johanni! Seit Laurid Larsen mich küssen und Jürgen Rohrweder mit mir tanzen wollte! Du standest damals steif wie ein Milchbock an der Saaltür, als wenn du dich verlaufen hättest und sahest mich nicht!"

„Maria," sagte er da zu ihr, „du bist nicht vom Himmel gefallen, nein, meine liebe Deern, du bist der Himmel selbst. Im Frühjahr soll die Hochzeit sein! Dann will ich dich nach Hogesünn bringen! Willst du? ... Deern! Deern! ..."

Als sie gegen die Mittagshöhe des Tages auf die Hofstelle kamen, hatten nicht nur Martha und die Kinder, sondern auch Find Otten die dunkelen, guten Festtagskleider an. Und alle guten Hausgeister kicherten ihnen vom hohen Dachfirst mit lachendem Frohsinn entgegen. Sie hatten sie über die Felder kommen sehen, die Hände ineinander und die Köpfe zusammengesteckt, und riefen nun im ganzen Hause: „Brautleute! Brautleute!"

Was andre sagen

Die Zukunft. (Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin.) 20. Jg. Nr. 31.

Ein Brief an den Herausgeber. „‚Wir leben im Zeitalter des Verkehrs', sagen die Menschen, lassen sich zu Dutzenden in der Eisenbahn zu Brei zerquetschen, in einem modernen Wolkenkratzer knusprig rösten oder auf dem Meer ertränken. Nach der ersten Meldung eines neuen Unglücksfalles raschelt ein Aufschrei des Entsetzens durch das Druckpapier der ganzen gesitteten Welt, die Parlamentarier erheben sich von ihren Plätzen, Sammlungen sollen die Not der Hinterbliebenen linder, nund die Versicherungsgesellschaften beschließen eine Erhöhung der Prämie für die gefährdeten Objekte. Der neue Wolkenkratzer wird um zwei Stockwerke höher, die Eisenbahn hat gerade die Ausmerzung ihres alten Materials abgeschlossen und

erhöht die Geschwindigkeit um drei Kilometer in der Stunde, und ein Jahr nach dem Schiffsuntergang wird bei der Taufe des Ersatzbaues „der ruhmvoll begonnenen Laufbahn" des Vorgängers gedacht. Für die öffentliche Meinung ist „der Gegenstand erschöpft". Indolenz? Mangel an Verständnis für die Möglichkeit einer Wiederholung der Katastrophe? Nein. Die Statistik erweist, daß nur jeder X-Tausendste zerquetscht oder gebraten wird, und auch der Prozentsatz der auf der Ozeanfahrt Ertrinkenden ist nicht größer als bei anderen modernen Verkehrsmitteln . . . .

. . . . . .

Ein anderes Bild. Ein Mensch wird, allem Anscheine nach unschuldig, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Empörung rast um den ganzen Erdball. Protestkundgebungen mit blutigen Zusammenstößen, Interpellation in fremden Parlamenten, telegraphischer Protest des Parlaments von Honolulu . . . Die Menschenrechte werden mit Füßen getreten! Sind die Menschenrechte aller, die alljährlich auf dem Altar des Verkehrs zu Brei zermahlen und zu Asche gebrannt werden, weniger mit Füßen getreten worden? Mußten sie nicht zum Gewissen Eurer Techniker dasselbe Vertrauen haben wie der Angeklagte zu seinen Richtern? Ja; aber was wollen Sie denn eigentlich? Wollen Sie das Rad der Entwickelung rückwärts drehen? Wollen Sie zur Postkutsche zurückkehren? Sicher nicht; nur das Urteil der auf diese Weise Hingerichteten in aller Öffentlichkeit nachprüfen und den Schuldigen ermitteln. Wenn als Schuldige „die Erfordernisse des modernen Verkehrs" ermittelt werden, dann wollen wir doch einmal sehen, ob die „Solidarität der Kulturvölker" nicht ausreicht, um zu einer Verlangsamung des „Fortraseschritts" der Verkehrsmittel zu gelangen. Daß die berühmten Schutz- und Sicherungsvorschriften im heutigen Raseverkehr nicht helfen, habt Ihr wohl an den Unglücksfällen erkannt, die in allen Betrieben immer wieder vorkommen. Seht sie einmal an, die Männer am Steuer, die Lokomotivführer und Chauffeurs: wie ihr Blick leer geworden ist von der steten Leistung des Maximums menschlicher Willenskonzentrierung.

Glauben wir denn wirklich, daß Kultur und Zivilisation leiden werden, wenn man sich international verständigt hat, über halbwegs erprobte Maximalgeschwindigkeiten der einzelnen Verkehrsmittel fürs Erste, etwa für die nächsten zehn Jahre, nicht hinaufzugehen? Handel und Wandel werden auch kaum darunter leiden; denn zur Erschließung der dunkelsten Erdteile und zur Verbreitung der Kultursegnungen dürften die heutigen Geschwindigkeiten wohl noch eine Weile ausreichen. Die Konkurrenz, dieses Gespenst, das unseren Lebensfunktionen das Tempo angibt, wird durch das internationale Abkommen ja gezwungen, auch nicht schneller zu fahren. Und das Ziel wäre leichter zu erreichen als der siebenstündige Arbeitstag, weil Kapital und Arbeit auf diesem Gebiet nicht Gegner sind."

Der Arzt als Erzieher. (Herausgeber: Otto Gmelin, München.) 8. Jg. Heft 4.

Die Nervenkrankheiten, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung. Von Dr. J. Finckh.

Daß man vom Arbeiten krank werden kann, ist ein Glaubenssatz für viele, an den man nicht rühren darf. Als einer der beliebtesten und häufigsten Gründe der Nervosität gilt wenigstens die „Überarbeitung", das „Abgearbeitetsein", und wenn man sieht, wie vielen Nervösen die Erfüllung ihrer Berufspflicht täglich schwerer und schwerer wird, so könnte man wirklich meinen, dieser Satz habe seine gute Berechtigung. . . . . Was hat es mit dieser Überarbeitung, mit erschöpften, abgearbeiteten Nerven auf sich? Sind das alles nur Phrasen, wohlfeile Entschuldigungsgründe für Vergnügungssüchtige und Träge? Zuweilen ja, aber doch nicht immer. Und damit kommen wir auf ein Gebiet, wo auch der Arzt etwas zu sagen hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es kommt darauf an, wie man arbeitet, und dann in zweiter Linie darauf, was man arbeitet. Vor allen Dingen soll man gern arbeiten, auch das Unangenehme und Schwere. Es kommt auf die Gesinnung an, mit der man täglich an sein Geschäft geht. Wer mürrisch, ohne Freude seine tägliche Arbeit verrichtet, verbraucht viel schöne Kraft und Zeit, um seine innere Unlust und Hemmung zu überwinden, er sieht überall Unannehmlichkeiten, über die er sich ärgert, verliert das Gleichmaß der Seele und gerät so ganz natürlich in einen Zustand nervöser Gereiztheit, der weder der Arbeit noch der Gesundheit dienlich ist. Wenn man in seiner Arbeit nur immer durchaus bei der Sache ist, ihr das ganze persönliche Interesse zuwendet, so ergibt sich die Freude daran schon von selbst, auch dann, wenn die Art der Tätigkeit Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten in sich schließt. Und diese fehlen nie, bei keiner Arbeit, und zwar um so weniger, je verantwortlicher die Tätigkeit, je gehobener die Stellung des Menschen ist. Wenn man es sich nur immer recht klar und lebendig vor Augen hält, daß es nie ganz glatt gehen kann, weil man in seiner Arbeit mit Menschen zu tun hat, die eben alle ihre Schwächen und Fehler haben, dann erspart man sich von vornherein viel Ärger und Verdruß, wenn einmal Komplikationen kommen, man erhält sich einen klaren und ruhigen Kopf für die Aufgaben, die nun wirklich geistige und körperliche Frische verlangen. Also, mit einem Wort, es kommt darauf an, mit welchen Voraussetzungen man an sein Geschäft geht.

. . . . . .

Nicht die Arbeit ist es, die einen gesunden Menschen mürbe und krank macht, sondern alles das, was uns bei der Arbeit aus dem gemütlichen Gleichgewicht drängt; Verdruß, Ärger und wie alle die kleinen Nadelstiche des täglichen Berufslebens sich zu erkennen geben mögen. Aber gegen sie alle gibt es ja glücklicherweise bewährte Hilfsmittel. Man darf sich nur nicht ärgern lassen. Dafür sind wir ja freie Menschen und haben die Macht in uns, uns selbst zu beherrschen, wenn wir nur wollen. Aber das Wollen, das zähe geduldige Festhalten an dem einmal als richtig Erkannten, das ist die Hauptsache, und das will gelernt und geübt sein."

. . . . . .

Soziale Studentenblätter. (Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Carl Sonnenschein, München-Gladbach.) 4. Jg. Nr. 1/2.

Kunsterlebnis, Ästhetentum und Sozialsinn. Von Emil Ritter.

„. . . . Es gibt heute eine Kunsterzeugung, einen Geschäftszweig im Kulturverschleiß sozusagen, die nur Genuß beansprucht und mehr gar nicht brauchen kann. Ihre Macher sind nicht Schöpfer, nicht einmal den Namen „Künstler" verdienen sie. Das Schimpfwort „Ästheten" ist für sie geprägt. Erzeugende Ästheten, zum Unterschied von den verbrauchenden Ästheten. . . . .

. . . . . .

Der „Gedankenkunst" in jeglicher Gestalt gilt ihr Kampf; sie ist nun einmal die Erbsünde der Deutschen. Gegen sie treten die Ästheten als Prediger der reinen Form auf. Die erleuchtetsten unter ihnen lehren einen feingegliederten Aufbau aller Lebensformen; das nennen sie „Lebenskunstwerk". Dabei soll nicht etwa die Lebensgestaltung aus der Lebensseele wachsen . . . ., sondern umgekehrt, den kunstvollen Formenaufbau darf man nachher füllen, mit was man immer will. Dem Bildungshaufen ist die Predigt wider die Formsünden sehr zu Herzen gegangen. Er verzweifelt daran, daß aus einer großen Lebensidee die harmonische Form schon wachsen werde. Mit dem Eifer des Büßers haben sich viele daran gegeben, ihre Umgebung und sich selber äußerlich (äußerlich!) zu erneuern. . . . . .

Der Formsinn, das sind nach ehemaligem Sprachgebrauch die fünf Sinne, ist bei den fertigen Ästheten bewundernswert fein geworden, man könnte fast sagen: der Ästhet ist ganz Sinn. Die ohnehin

empfindlichen Nerven des modernen Menschen hat er an sich zu einer beängstigenden „Reizsamkeit" gezüchtet. Aber ein Glück für seinen Daseinsbestand: hinter der Reizsamkeit bewahrt er einen großen, kalten Gleichmut. Alle Eindrücke, vorweg die der Kunst, erschöpfen sich in den wohligmüden Nervenzuckungen; sie dringen nicht ins Gehirn. . . . . .

„Es kommt alles auf das Tun an, das Genießen und Leiden findet sich von selber", hat Goethe noch gesagt. Der Sinn des Lebens ist Tat, ist Kampf. . . .

Der „Kunstgenuß" der Ästheten macht lebensuntüchtig, das Kunsterlebnis dagegen stärkt und reift zum Leben. Wer noch nicht vom Ästhetentum vergiftet ist, der kommt mit tieferem Wirklichkeitswissen, mit mehr Tatentschlossenheit aus der „Neunten", aus dem „Tannhäuser", von der Lektüre der „Auferstehung". Das Kunsterlebnis nährt, wie eben alles Gesunde und Echte, auch den Sozialsinn im einzelnen. Damit meine ich den einfachen deutschen Gemeinsinn; das fremde Wort ziehe ich hier nur vor, weil heutzutage bedeutsame Beziehungen darin mitschwingen. Der kraftvolle Sozialsinn, nicht das modische Sozialgetue, ist ein Trieb aus dem Innersten der Persönlichkeit. Mit der Persönlichkeit wächst auch dieser Trieb, und Wachstum der Persönlichkeit hinwiederum kommt aus dem Kunsterlebnis. Das Ästhetentum, das sich einen Kultus der Persönlichkeit nennt, ist in Wahrheit eine Verkümmerung. Es begrenzt, verengt, beschränkt, anstatt weit und kühn zu entfalten. Das Ästhetentum verfälscht das Leben. Das ist, als ob ein Parfümregen über einen harzduftenden Tannenwald niederginge. Im naturechten Sein der Menschenpersönlichkeit ist der Sozialsinn bewurzelt, und alles, was ihn tötet, ist eine Vergiftung der Persönlichkeit selbst. Die blasierte Vereinzelung des Ästhetentums, die Loslösung von Volk und Zeit ist Lebensgift. Solcher ästhetischen „Erziehung" ist nicht nur um der Gemeinschaft, sondern auch um des einzelnen willen entgegenzutreten. Wenn uns jedoch die Kunst erfahrungsreicher macht, uns in bewußte Beziehung zu allem Lebendigen setzt, nicht allein zur stimmungssatten Landschaft, sondern ebenso zum ringenden Mitmenschen, dann ist unser Verhältnis zu ihr rein und gesund. Wir erleben groß das Großgeschaffene und können nicht leicht zu viel an freudiger Hingabe tun."

Auf der Warte. (Schriftleiter: G. Ihloff und K. Möbius, Neumünster.)

(In einer Notiz über den Prozeß der Dresdner Alkoholinteressenten gegen Pfarrer Dr. Burk [vgl. Vortrupp Nr. 10 S. 297] heißt es:)

„. . . Nun jubeln Gastwirte, Bierbrauer und Schnapsbrenner im holden Verein, daß sogar die höchste Kirchenbehörde auf ihrer Seite steht, und versichern gnädigst, noch einmal Milde walten zu lassen und „einstweilen" die Institution noch mit ihrer Mitgliedschaft beehren zu wollen, welche den Interessen des Schankgewerbes so freundlich fördernd gegenüber steht, wenn das auch, wie wir gern zur Entschuldigung des Konsistoriums annehmen wollen, von ihm nicht beabsichtigt und gewollt wird. „Die Christliche Welt" nennt den Verweis des Konsistoriums ein Kuriosum. Die Reformation schreibt: Auch wir sind der Meinung, daß der Verweis das Landeskonsistorium in nicht zu ferner Zeit reuen wird . . . . . Gewiß, Dr. Burk hätte „vorsichtiger" sein können; aber durch allzugroße Vorsicht ist noch nie Großes geschehen. — Johannes der Täufer war sehr unvorsichtig, als er die Pharisäer und Sadduzäer — höchst angesehene und respektable Leute in damaliger Zeit! — „Otterngezüchte" nannte (Matth. 3, 7). Und wenn sich der Heiland wegen seiner Worte Matth. 12, 34; 23, 33 u. a. und wegen seines Auftretens bei der Tempelreinigung vor einem heutigen Gericht hätte verantworten müssen, dann wäre ihm wohl auch eine „empfindliche Strafe" sicher gewesen. Auch Dr. Martin Luther hat manches Wörtlein geredet, das ihm wenigstens 250 Mk. Strafe eintragen würde, trotz § 193. (Wahrung berechtigter Interessen.)"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Der Dresdner Armeegepäckwettmarsch. Im vorigen Monat wurde in Dresden der 4. internationale Armeegepäckwettmarsch veranstaltet, bei dem die Vegetarier und Abstinenten besonders gut abgeschnitten haben. Nach der uns aus Dresden zugegangenen Meldung kamen die 9 Vegetarier (und zugleich Abstinenten), die sich an dem Wettmarsch beteiligten, sämtlich ans Ziel, davon 7 (= 77,7%) innerhalb des Wettbewerbes, während von den übrigen 60 Teilnehmern nur 15 (also nur 25%) ans Ziel gelangten.

Über diesen Wettmarsch verbreitet der Deutsche Brauerbund in der Tagespresse eine Mitteilung, die sich von den Tatsachen sehr weit entfernt und so ziemlich das unerhörteste von dem darstellt, was sich der Brauerbund bisher an „Waschzetteln" geleistet hat.*) Wir werden in der nächsten Nummer des „Vortrupp" diesen Waschzettel einer eingehenden Kritik unterziehen und bitten unsere Leser, uns alle die ihnen zu Gesicht kommenden Zeitungsblätter, in denen sich die Brauernotiz findet, schicken zu wollen. Auch die Sendung solcher Blätter, die schon eine Berichtigung enthalten, ist uns erwünscht.

Vortrupp.

Der stumme Buchhändler. Am Fabriktor, auf dem Bahnhof, in der Wirtschaft, in der Wartehalle, in einem öffentlichen Park, kurzum überall wird er stehen, der stumme Buchhändler. Er wird seine Ware nicht aufdringlich anpreisen, denn er ist ja stumm; aber er wird trotzdem eindringlich und ermahnend wirken. Er wird auch nicht mit der Polizei in Konflikt kommen, denn er hält keine Schundliteratur feil; er wird besser als mancher Verkäufer über den Inhalt seiner Bändchen unterrichtet sein. Unser aller Freund wird er werden. Und mancher von denen, die heute noch aus Unwissenheit zum Nick Carter greifen, wird zu ihm kommen und ihm seine 20 Pfg. opfern. Er verkauft nämlich alles zu einem Einheitspreis, denn er ist ein Automat.

Der Gedanke, Bücher durch Automaten zu verkaufen, ist nicht neu; er hat an und für sich schon immer etwas Bestechendes gehabt, nur war es so lange nicht möglich gewesen, einen Auswahlautomaten zu konstruieren, und ein Automat, der stets nur einen Band oder im besten Falle zwei verkauft, ist für die Praxis völlig ungeeignet. Der gewöhnliche Mann aus dem Volke findet heute — das wird wohl niemand bestreiten — schwer oder garnicht den Weg zum Buchhändler. In das Sortiment geht er nicht, denn das ist ein „feines" Geschäft, in dem er leider auch sehr oft, wenn er nur ein billiges Bändchen kauft, etwas über die Schulter angesehen wird. Die Kolportage hat beim Vertrieb guter billiger Bücher versagt, die verschiedenen Versuche der Volksbildungsvereine sind, so weit es sich um die kleinen Mittelchen handelt, wie Jahrmarktsbuden, Ausstellungen, nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, und die Masse geht leer aus. Das Buch ist kein Verbrauchsartikel und läßt sich nicht wie dieser vertreiben. Man kann nicht an jeder zweiten oder dritten Straßenecke einen Buchladen eröffnen, um der Masse das Bücherkaufen zu erleichtern.

Jetzt weist uns die Firma Reclam einen neuen Weg mit ihrem Auswahlautomaten. Der neue Automat, zweck-

*) Vgl. übrigens den Aufsatz „Wie's gemacht wird", „Vortrupp" Nr. 8, S. 253—255.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dienlich und vornehm in der von Peter Behrens entworfenen Form, stellt ein kleines Schaufenster dar. Stets liegen (in 4 untereinander angeordneten Reihen zu 3 Stapeln) 12 verschiedene Bände bereit. Jedes Heft ist mit einem Streifband umgeben, auf dem in großer Schrift mit kurzen klaren Sätzen der Inhalt erläutert oder eine Charakteristik des Verfassers gegeben wird — besser, als es irgendein Verkäufer könnte, der ja in den seltensten Fällen über den Inhalt eines einzelnen Bandes unterrichtet sein wird. Die Handhabung ist sehr einfach. Die zwölf Stapel tragen Nummern je nach der Höhe (1. bis 4. Reihe) und je nach der Entfernung von der rechten Automatenseite (1 bis 3), so daß sich für das mittelste Buch in der obersten Reihe die Zahl 12, für das rechts liegende der zweiten Reihe die Zahl 21, für das links liegende der dritten Reihe die Zahl 33, für das mittelste der untersten Reihe die Zahl 42 ergibt, usw. Hat man sich für eines von den 12 Bändchen entschieden, so steckt man in den rechts am Automaten befindlichen Schlitz zwei 10 Pfg.-Stücke, stellt an den darunter befindlichen Griffen die Reihen und Stapelzahl ein, zum Beispiel auf 32, das mittlere Buch der dritten Reihe, und zieht dann an einem Griff. Das Buch fällt und kommt vorn aus dem Automaten heraus. Jetzt erscheint an seiner Stelle ein neues Heft, nämlich das unter dem gezogenen Bändchen angeordnete, sichtbar im Schaufenster. So wechselt die Auswahl fortgesetzt. Da jeder Stapel 7 bis 8 Bände enthält, so bietet ein einziger Verkaufsapparat, eine Auswahl von 80—100 verschiedenen Büchern. Vorläufig ist nur Unterhaltungsliteratur für den Verkauf in den Automaten in Aussicht genommen.

Durch den Bücherautomaten will die Verlagsbuchhandlung übrigens nicht nur den Kampf gegen die Schundliteratur aufnehmen, sondern sie will auch den Versuch machen, zum kritischen Lesen anzuregen, und dadurch das gedankenlose Bücherverschlingen all derer zu bekämpfen, die, nur das Stoffliche suchend, das Aufgenommene nicht überdenken und nicht innerlich verarbeiten. Zu diesem Zwecke gibt Reclam jedem durch den Automaten zum Verkauf gelangenden Band einen Aufruf bei, in dem dazu aufgefordert wird, in ein paar kurzen Sätzen ein Urteil oder eine Inhaltsangabe des Werkes niederzuschreiben und dem Verlag einzusenden. Für die besten Einsendungen werden monatlich Bücherprämien im Werte von 2—50 Mark zur Verfügung gestellt.

Hoffentlich wird der neuen Idee auch der gewünschte Erfolg zuteil werden, denn ohne Zweifel liegt hier ein leicht gangbarer Weg zur Verbreitung guter, billiger Literatur vor. Und durch ihn könnten viele Tausende die heute ihr Lesebedürfnis noch durch einen Kolportageroman zweifelhafter Art befriedigen, zum Buche, zum Buchhändler geführt werden, und wieder den Anschluß an die Kultur ihres Landes gewinnen.

Walter Aßmus.

Eine akademische Studienfahrt nach Ostafrika. Fünfzehn akademisch gebildete junge Männer haben vor einiger Zeit unter Führung der Breslauer Universitätslehrer Dr. Winkler und Dr. Zimmer eine Reise nach Ostafrika gemacht. Der Verlauf dieser Studienfahrt ist in einem Buche sorgfältig und schlicht beschrieben. Aus der Art, wie die Erscheinungen der Tier- und Pflanzenwelt erwähnt worden sind, sieht man, was dem jungen, mit reicher naturwissenschaftlicher Kenntnis ausgerüsteten Deutschen eine Reise in die weite Welt bedeutet. Es ist ein fortwährendes Wiederfinden von Erinnerungen, ein Vertiefen, ein Genießen, das nur Menschen, die Kenntnisse mitbringen, haben können. Die siebzehn jungen Deutschen hatten etwas hineinzutragen in das ferne Land, und sie haben gewiß auch für ihre Wissenschaft und für ihren Beruf frische Atemluft eingesogen. Geben und Empfangen war bei ihnen größer als bei vielen anderen. Das „Coelum non animum mutant qui trans mare currunt" bestätigt sich wieder. Man muß dringend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wünschen, daß solche verdienstvollen Unternehmungen wie diese Studienfahrt sich wiederholen und zu einer ständigen Einrichtung werden.

Etwas altmodisch macht sich bei der gut angelegten Reise die Andeutung der Trinkgebräuche bei den Deutschen draußen. Aber, obwohl es eine deutsche akademische Studienfahrt war, und also, wie viele wohl erwarteten, eine Häufung von Kommers, Bierehrlichkeit und Trinksitte, hört man heraus, daß die akademischen Afrikawanderer nicht darüber erfreut waren, wenn man ihnen zu Ehren Kommerse exerzierte und, am Rande der Steppe und des Urwaldes, einen stellvertretenden Bezirksamtmann dabei „schneidig" präsidieren ließ. (Einer, der das gelernt hat und es so leicht nicht wieder vergessen kann, findet sich leider in einer deutschen Kolonie immer). Feuchtfröhlichkeit, Salamanderreiben, „gemütliche Dämmerschoppen, lange Abende, bei denen es ‚scharf' herging und die ihre Nachwirkungen hatten", werden in Berichten immer seltener werden, und bald werden deutsche Akademiker die Erwartungen feuchtfröhlicher Zecher („Leute, die als Pioniere der Kultur in harter, entsagungsvoller Arbeit ihr Dasein fristen", nennen sie sich meist selbst) noch schwerer enttäuschen, ja werden als Apostel moderner Wissenschaft auftreten und veraltete Trinksitten ganz ablehnen. Das wird die Ordnung und Sicherheit einer solchen, nicht leicht zu leitenden Fahrt erhöhen und den Kolonien Nutzen bringen. Denn die fleißig dort draußen Schaffenden, alle die, welche dort Neuland bearbeiten sollen, werden durch nichts mehr in ihrem Lebensberuf geschädigt als durch die Einführung und Verschleppung der Trinksitten.

Wenn die deutschen Akademiker sich in ihrer Stellung zur Alkoholfrage vielleicht schon etwas unterrichteter hätten zeigen können, so war ein anderes von ihrer Reise ganz den neuen Anschauungen gemäß: Die Reisenden hatten keine Gewehre mit, „Jagdbeute" spielte keine Rolle. Und gerade das hob den Wert der Reise. Vögel und Steppentiere wurden beobachtet, und ohne den Wunsch, zu töten, bewundert. Und die großen Eindrücke, die alle Teilnehmer der Reise mitnehmen konnten, wurden durch keinen Wettlauf nach Trophäen gestört. Die Schilderung des Tierlebens in Steppe und Urwald verliert nichts dadurch, daß die Bemerkungen fehlen: ich erlegte dies und jenes.

Dadurch unterschieden sich die jungen deutschen Wanderer sehr von den Nur-Sportsleuten, die die Welt mit ihrer ewigen Aufzählung von getöteten Tieren langweilen und schreiben, „heute hatte ich eine erfolgreiche Schießerei".

Diese Studienfahrt war eine Leistung, für die man den Leitern und den Teilnehmern die Anerkennung nicht versagen kann. Wenn es einen guten Sport gibt, so nenne man das einen guten Sport: eine Schar anschauenshungriger junger Männer in die Welt hinausführen, die Reise vorbereiten und einrichten, Manneszucht halten. Das Beispiel der Breslauer sollte nicht vergessen werden.

Hans Paasche.

Gegen die Naturverwüstung. Im Namen der Heimatschutz- und Tierschutzbestrebungen hat kürzlich Rektor F. Bloh in Hamburgischen Blättern einen Weckruf „Gegen die Naturverwüstung" veröffentlicht, der auch über die Grenzen Hamburgs hinaus Beachtung und Beherzigung verdient. Wir teilen aus diesem Weckrufe folgendes mit:

„. . . . Ich übergebe den Inhalt eines Briefes, der mir vor kurzem zuging, hiermit der Öffentlichkeit, damit man sehe, was heute, trotz aller Bemühungen der Tierschutzvereine und trotz unseres neuen Vogelschutzgesetzes, noch möglich ist.

Hamburg, den 10. März 1912.

Sehr geehrter Herr!

Frau von Pf. war so freundlich, mir Ihre Adresse mitzuteilen.

Am Sonnabend, den 9. März war ich bei einer mir bekannten Dame. Sie hatte bei Herrn F., Kaiser Wilhelmstraße, eine Lerche gekauft. Als sie damit nach Hause kam, sah sie,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß das Vögelchen krank und auf beiden Augen blind war. Sie ging nach dem Geschäft zurück. Der Verkäufer sagte, es sei wohl möglich, daß sie einen von den geblendeten Vögeln bekommen habe. Er könne dabei nichts tun, denn er bekomme die Tiere so von einem Lieferanten. Man brenne den Lerchen mit einem glühenden Draht die Augen aus, damit sie besser sängen. Er zeigte der Dame noch einen ganzen Käfig voll solch armer Tiere.

Ich bitte Sie nun herzlichst, etwas für diese bejammernswerten Geschöpfe zu tun. Ich war von dem Anblick so krank, daß ich nichts essen konnte, überall verfolgt mich dies Jammerbild. Das Tierchen sitzt traurig in seinem Bauer und kann weder Futter noch Wasser finden.

Hochachtungsvoll

(folgt Name und Adresse).

. . . . . .

So wird von unseren Vogelfängern und Händlern die Lerche behandelt, die noch nie einem Menschen Schaden zugefügt und uns alle so oft mit ihrem fröhlichen Gesange entzückt hat. Wie oft ist sie, die im hohen Atherblau den jungen Frühlingstag begrüßt, und die unermüdlich bis zum Abend singt, von unseren Dichtern besungen worden! Aber wir brennen ihr die Augen aus oder fangen sie zu Tausenden, um sie reichen Schlemmern für die Tafel zu liefern! . . . . .

Wenn ich im Namen der Menschlichkeit mich zum Anwalt der gemißhandelten und vom Untergange bedrohten Mitgeschöpfe mache, so ist es mir keineswegs nur um die Erregung einer flüchtigen Rührung zu tun; damit wäre nichts gebessert. Wir müssen handeln, bevor es zu spät ist, und jeder hat die Pflicht, mitzuhelfen. Es bedarf nicht großer Opfer an Zeit oder Geld, aber alle sollten dieser Sache ein warmes und dauerndes Interesse schenken. Denn es handelt sich hier wirklich um eine wichtige Kulturforderung, um Bestrebungen, die nicht nur auf die Erhaltung der Natur und ihrer Schönheit, sondern zugleich auf die Verfeinerung des menschlichen Herzens gerichtet sind . . . . . .

Wir brauchen vor allem strenge gesetzliche Bestimmungen zum Schutz der Natur. Unsere gesetzgebenden Körperschaften und Behörden sollten sich endlich einmal aufraffen und zeigen, daß sie wirklich der Naturverwüstung Einhalt tun wollen. Die deutsche Reichsregierung sollte nicht nur in Deutschland und seinen Kolonien dem wüsten Morden entgegentreten, sondern auch im Auslande seinen mächtigen Einfluß nach dieser Richtung hin geltend machen: sie würde die Zustimmung der anderen Nationen schon finden, die uns zum Teil weit voraus sind. Wenn wir unsere dürftigen Tierschutzgesetze mit den amerikanischen und englischen vergleichen, so müssen wir, die wir uns mitunter als die geborenen Kulturträger gebärden, uns wirklich schämen."

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Kemmer, Dr. Ludwig: Moorpioniere. Geh. M. 1,50; geb. M. 2,25. Otto Gmelin (Verlag der Ärztlichen Rundschau), München.

Scharrelmann, Wilhelm: Piddl Hundertmark. Geschichte einer Kindheit. M. 2,00. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Frymann, Daniel: Wenn ich der Kaiser wär'. Geh. M. 3,00; geb. M. 4,00. Dieterichsche Verlagsbuchhandlg., Theodor Weicher, Leipzig.

Avenarius, Ferdinand: Literarischer Ratgeber des Dürerbundes. M. 3,00. Georg D. W. Callwey, München.

Nithack-Stahn, Walther: Das Christusdrama. Geh. M. 3,00; geb. M. 4,00. Wilhelm Borngräber (Verlag Neues Leben) Berlin.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 13 1. Juli 1912

Der Kampf ums eigene Heim und die Bodenreform.

Es ist in der frühen Morgenstunde. Die arbeitende Menschheit geht an ihr Tagewerk. Schon entströmt dichter Qualm den großen Fabrikschloten, hier und da ein langgedehntes gellendes Pfeifen, und allerorten setzen sich die mächtigen Hebel der Dampfmaschinen in Bewegung, mit ihnen zugleich all die zahlreichen Arbeitsmaschinen, denen sie Kraft verleihen. Heben wir einmal einen Augenblick im Geist die Dächer aller Fabriken im deutschen Land ab und schauen hinein. Vor den Maschinen stehen Menschen, gleichgültig und müde, denn die Arbeitszeit ist lang und die Arbeit einförmig; ihre Bewegungen sind mechanisch, sie sind fast selber zu Maschinen geworden. In den Kontoren gleiten die Federn hastig über das Papier, klappern die Schreibmaschinen, zermartern Menschen ihr Gehirn nnd spannen ihre Nerven aufs äußerste an, um die Produktion immer leistungsfähiger zu gestalten, um immer mehr Sachgüter herzustellen. Wozu? Wozu?

Draußen lacht die Sonne vom blauen, wolkenlosen Himmel herunter, ihre belebenden Strahlen durchdringen das All, Licht und Wärme spendend. Freudig wenden sich alle Pflanzen der Lichtgöttin zu, sie dehnen sich und strecken sich, treiben ihre Wurzeln ins Erdreich hinein und saugen in geheimnisvoller Weise Stoffe auf, um unbewußt zwar, aber darum nicht minder tatkräftig, ihre Eigenart zu gestalten und zu entfalten. Behend bewegen sich die Tiere in Wald und Feld, springend, fliegend, schleichend; sie wissen ihren Daseinszweck, er heißt Freude, Bewegung, Leben. Nur der Mensch, die „Krone der Schöpfung", verbirgt sich in dumpfen Gemäuern. Er hat die Fühlung mit der heimatlichen Mutter Erde verloren, das ist sein Verhängnis. —

Und dann kommt der Feierabend, alles zieht heimwärts. Aber ist das wirklich ein „Heim" zu nennen, in dem drei Viertel unseres Volkes wohnen? Sicher würden wir uns gegen den empören, der es wagte, mit dem Ansinnen an uns heranzutreten, wir sollten alle gleichmäßig graue Sträflingskleider tragen. Aber das „erweiterte Kleid" des Menschen, die Wohnung, ist zum Zuchthäuslergewand geworden: die Mietskaserne hat ihren Siegeszug in der deutschen Groß- und Mittelstadt längst vollendet! Der Ausdruck Zuchthäuslergewand für dieses Gebilde der Neuzeit ist eigentlich zu schwach; sie gleicht vielmehr der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwangsjacke des Irrsinnigen, die jede Bewegung unmöglich macht. Eng aneinder gedrängt wohnen die Menschen, — in Berlin allein gibt es 250 000, von denen je 6—13 zusammen in einer Wohnung mit einem einzigen heizbaren Raum hausen — moralische Verwilderung, Streit und Zank zwischen den einzelnen Mietsparteien sind die natürlichen Folgen. Wie abstoßend wirken die kahlen, unfreundlichen Zimmer, wie erstickend dumpf die Luft, der Arbeiter greift zur Mütze, er geht zur Kneipe, stürzt einige Glas Bier hinunter, und so verhüllt sich ihm das Elend seines Daseins für einige Stunden in einem rosigen, buntschillernden Nebel. In dieser Umgebung wächst unsere deutsche Jugend auf, ohne — Vaterhaus! Die Jungen und Mädchen können sich nicht in der frischen, freien Luft tummeln, denn es sind zu wenig Spielplätze da: die Straßen mit ihrem Riesenverkehr aber sind ein gefahrvoller Aufenthaltsort; so bleiben die Kinder zu Hause, verkümmern, werden bleichsüchtig und engbrüstig. Die geringe Militärtauglichkeitsziffer zeigt deutlich, wohin diese Zustände führen: zur Entartung unseres Volkes.

Aber wie konnten wir nur in dieses namenlose Elend geraten? Lebt nicht in jedes deutschen Mannes Seele der Wunsch nach einem eigenen Heim, sei es auch nur ein kleines Häuschen mit Garten, wo er nach eigenem Gutdünken schalten und walten kann? Die Kosten der Herstellung eines Einfamilienhauses sind nicht allzuhoch; auch der Arbeiter könnte die Zinsen für einige tausend Mark Baukosten sehr wohl aufbringen, namentlich wenn seine Ausgaben für Nahrungsmittel durch die Bewirtschaftung des Gartens vermindert werden. Wir wissen, daß im Ausland das Einfamilienhaus viel weiter verbreitet ist als bei uns.

Trotzdem ist das Einfamilienhaus in Deutschland zurzeit für die Allgemeinheit nicht möglich, weil der Preis des Bodens zu hoch ist. In den Hauptstraßen unserer Großstädte kostet jeder Quadratmeter Bodenfläche bereits Tausende von Mark. Je mehr man sich vom Zentrum der Stadt entfernt, desto niedriger werden allerdings die Preise, indessen innerhalb eines gewissen Umkreises von seiner Arbeitsstätte muß jedermann wohnen, und auch an der äußersten Grenze dieses Raumes sind die Bodenpreise meistens noch viel zu hoch, als daß darauf Einfamilienhäuser für die minderbemittelten Schichten, für Beamte, Angestellte und Arbeiter errichtet werden könnten. Durch die rasche Volkszunahme aber steigen die Bodenpreise immer weiter. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kaufte der Bauer Kilian einen Kartoffelacker in Schöneberg für 2700 Taler. In den siebziger Jahren wurde das gleiche Stück Land für sechs Millionen Mark verkauft. Doch keineswegs etwa nur in den großen Städten vollzieht sich ständig diese Wertsteigerung des Bodens. In Altenburg stellte der Magistrat

fest, daß das Gelände an den bebauungsfähigen Straßen in den Jahren 1871 bis 1909 einen Wertzuwachs von 1114,1 Prozent erfahren hat. Was bedeutet das? Nichts anderes, als daß im deutschen Reich jahraus jahrein Milliarden von Mark in die Taschen von Leuten fließen, die keine nennenswerte Arbeit dafür geleistet haben. Man hat ausgerechnet, daß jedes neugeborne Kind in Charlottenburg den Wert des Bodens um 2500 Mark erhöht. Das ganze Volk erzeugt diese Werte durch seine Arbeit und durch seine Zunahme, sie kommen aber allein dem Bodenspekulanten zugute. Mögen die arbeitenden Schichten zusehen, wie sie den Zinstribut in Form von ins Ungemessene steigenden Mieten aufbringen. Hier liegt eine wesentliche Ursache des sozialen Problems der Gegenwart. Der Boden ist keine Ware, die ungestraft in schrankenloses Eigentum übergehen kann, sondern er gewährt seinem Besitzer ein Monopol, das unter die Aufsicht der Gesamtheit gehört. Wir brauchen den Boden so notwendig wie Licht und Luft und Wasser. Wer den Boden besitzt, hat also damit auch die Menschen, die darauf wohnen und arbeiten müssen.

Wenn auch all die zahlreichen Sonderbestrebungen auf dem Gebiet des Wohnungswesens wie Gartenstadtbewegung, Heimstättenkolonien, Wohnungsvereine, Baugenossenschaften, unentbehrliche Helfer im Kampfe um die gesunde, menschenwürdige Wohnstätte sind, ein durchschlagender Erfolg wird ihnen erst beschieden sein, sobald eine gründliche Reform unserer bodenrechtlichen Verhältnisse erreicht ist. Das Programm der Bodenreformer lautet:

„Der Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, möge unter ein Recht gestellt werden, das seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte fördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, und das die Wertsteigerung, die er ohne Zutun des einzelnen erhält, dem Volksganzen nutzbar macht."

Vor allem ist eine zweckmäßige Besteuerung des Bodens von Wichtigkeit. Die Reichszuwachssteuer, ein Erfolg bodenreformerischer Arbeit, ist in dieser Hinsicht erst ein sehr bescheidener Ansatz, obwohl sie teilweise schon recht erkleckliche Summen eingebracht hat. Wichtiger als die Zuwachssteuer ist die allgemeine Einführung der Steuer nach dem gemeinen Wert, (d. h. nach dem Verkaufswert eines Grundstücks im Gegensatz zu dem Ertragswert). Wenn alles baureife Land zum vollen Verkaufswert und nicht, wie dies heute fast allgemein noch der Fall ist, nur nach seinem Ertrag als Kartoffelland versteuert wird, so ist der Besitzer bei genügender Ausbildung der Steuer gezwungen, entweder selbst zu bauen oder an Baulustige zu verkaufen. Das ist aber in doppelter Hinsicht segensreich für die Volksgesamtheit, einmal werden mehr Wohnungen hergestellt, und zweitens erhalten der Staat und die Gemeinden viel Geld für kulturelle Zwecke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bodensteuern aber können im Gegensatz zu Warensteuern nicht abgewälzt werden, im Gegenteil, sie wirken einem weiteren Ansteigen der Grundstückspreise entgegen.

Hand in Hand damit muß eine verständige Grundstückspolitik in den Gemeinden einsetzen. Es zeugt von wenig Verantwortlichkeitsgefühl für das kommende Geschlecht, wenn eine Gemeinde Boden verkauft, nur um ein momentanes Geldbedürfnis zu befriedigen; im Gegenteil sollte jede sich bietende Gelegenheit benützt werden, um neuen Boden zu erwerben. Das Gemeindeland aber wird zweckmäßig in Form des Erbbaurechts für gemeinnützige Wohnungszwecke verwendet.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, alle Forderungen zu erörtern, die der Bund Deutscher Bodenreformer [Geschäftsstelle: Berlin NW, Lessingstraße 11] vertritt*). Aus dem Gesagten aber ergibt sich klar und deutlich: Wer das Einfamilienhaus erstrebt, muß Bodenreformer sein.

Das Einfamilienhaus aber brauchen wir, wenn wir zu einer gesunden deutschen Kultur gelangen wollen. Die moderne Entwicklung bringt es mit sich, daß die menschliche Arbeit einstweilen immer mehr in mechanische Einzelverrichtungen zerlegt wird. Das ist an sich noch keineswegs ein Unglück. Auch eine scheinbar einförmige Tätigkeit läßt sich lebensvoll und interessant gestalten, wenn sie von lebendigen Menschen ausgeübt wird, von Menschen, die über den Kreis ihrer unmittelbaren Berufstätigkeit hinauszublicken verstehen und in ihrer Arbeit eine Aufgabe tief und schöpferisch erfüllen. Dazu aber ist notwendig, daß der Mensch mehr freie Zeit hat. Die großen Ersparnisse die durch die Fortschritte der Technik und durch die Arbeitsteilung gemacht werden, sollten in erster Linie zu einer Verkürzung der Arbeitszeit verwandt werden. Was für ein gesundes Gegengewicht gegenüber der Berufstätigkeit aber würde es sein, wenn jeder deutsche Mann die so gewonnene freie Zeit dazu verwendete, um sein eigenes Heim, sein Haus nach seiner Eigenart auszugestalten, um durch Gartenarbeit die Gesundheit seines Körpers zu kräftigen und dabei noch in der Beobachtung der Natur, des Werdens und Vergehens der Pflanzenwelt unersetzlich tiefe seelische Anregungen und Lebensanstöße zu empfangen; um sich seiner Familie, seinen Kindern zu widmen, die durch die gegenwärtigen Verhältnisse dem Vater ganz entfremdet werden. Die Voraussetzung für dieses Ziel aber ist der freie deutsche Boden, die Durchführung der Bodenreform. **Karl Feyerabend.**

*) Näheren Aufschluß gibt das Werk: Die Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not von Adolf Damaschke, im Verlag von Gustav Fischer, Jena erschienen. (Preis geb. Mk. 3.25.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausrottung der Wale durch den Menschen.*)

Schon sehr früh haben die Menschen begonnen, die großen Säugetiere des Meeres zu jagen. Aber dieser älteste, in vorgeschichtliche Zeiten zurückreichende, Walfang beschränkte sich auf die gelegentliche Erbeutung gestrandeter oder in enge Buchten verirrter Tiere. Aus diesem Fange hat sich dann bei den nordischen Völkern ganz allmählich eine regelmäßige Waljagd entwickelt, die aber mit ihren einfachen Hilfsmitteln eine Bedrohung des Bestandes dieser harmlosen Riesen nicht herbeiführte. Wenn wir von den Eskimos absehen, die vermutlich die ältesten Walfänger sind, sind die Normannen Norwegens die ersten, die regelmäßige Waljagd in Küstennähe trieben; sichere Nachrichten hierüber liegen schon aus dem 9. Jahrhundert vor. Während des ganzen Mittelalters waren es vornehmlich die Basken, die dem Walfang oblagen, dessen Blütezeit bei ihnen vom 11. bis zum 15. Jahrhundert reichte. Das Wort Harpune stammt aus der Sprache der Basken. Der Wal, den sie hauptsächlich jagten, war der Biskayawal, der ursprünglich an den Küsten der Bai von Biskaya sehr häufig war, durch die unablässige Verfolgung aber seltener und seltener wurde. Die Basken als kühne Seefahrer folgten

*) Es ist des Menschen vom zwanzigsten Jahrhundert unwürdig, Tiere auszurotten. Dem Menschen sind, dank seiner Entwicklung, Waffen in die Hand gegeben worden, mit denen er jetzt die größten und einsamsten Tiere der Erde in wenigen Jahren ausrotten kann. Aber, wie der Mensch unsrer Tage es der geistigen Arbeit unsrer Vorfahren dankt, daß er die Tiere durch Wasser und Luft und über das Eis der Gletscher hin verfolgen kann, (Tiere, die meist in paradiesischer Harmlosigkeit ausharren, bis sie das Ferngeschoß aus nächster Nähe trifft) so ist ihm auf der Höhe der Naturbeherrschung jetzt die große und schöne Aufgabe gestellt, seine Macht zu nützen, die hilflos gewordenen Gefährten des Paradieses in ihrer Schönheit und ihrem Wunderbau späteren Menschengeschlechtern zu erhalten.

Es sind meist Tiere, die dem Menschen keinen Futterhalm streitig machen und die vor unsren Waffen schon in die einsamsten Steppen und Eismeere geflüchtet sind.

Die Frage geht an alle denkenden Menschen:

Soll in Island der letzte Wal, in Venezuela der letzte Reiher, in Südamerika der letzte Albatroß, in Neu-Guinea der Paradiesvogel, in Sibirien der Blaufuchs getötet werden — oder wollen wir, Herren der Natur, kurz vorher Halt gebieten und der fortzeugenden Natur erlauben, sich zu ergänzen. Sie bietet es uns an. Sie gab uns den Verstand, die Not zu erkennen, und schuf lebende Wesen, die sich auch da noch ernähren, wo wir keinen Weizen und keine Baumwolle bauen können. In Eis und Schnee, blutwarme Geschöpfe. Unerschöpflich schien der Samen, den sie hinstreut, um das Leben zu erhalten. Ein Leben, das uns nützen kann, wenn wirs verwalten. Wir töten. Ohne Gefahr, ohne Lust, mit Waffen, die die einst bewundernswerten Jagdleistungen zu freudlosem Mord, ja fast zum Verbrechen stempeln.

Der Vortrupp wird seinen Lesern Aufsätze der besten Kenner einzelner Tierarten bringen. Dr. Japha hat die Schlachterei der harmlosen Wale in Island selbst angesehen. In den blutigen Tatsachen, die er schildert, liegt ein Aufruf an die Hilfe aller Edeldenken.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm dann weit hinaus in das offene Meer bis in den nördlichen atlantischen Ozean, und es ist wahrscheinlich, daß schon vor Columbus baskische Walfänger in die nordamerikanischen Gewässer ihrer Beute nachzogen. Tran und Fischbein waren der hauptsächliche Ertrag dieser Jagd, aber auch das Fleisch war als Fastenspeise geschätzt, bestand doch im 13. Jahrhundert in Bayonne ein besonderer Zoll auf Walfischzungen. Mit der fast völligen Vernichtung ihres Hauptjagdtieres in der Nähe ihrer Wohnsitze hatten sich die Basken eine reiche Erwerbsquelle verstopft die sie bei sparsamerem Gebrauche noch lange hätten genießen können. Der Schwerpunkt des Walfanges wurde so allmählich nach Norden verlegt, und die Engländer, Holländer, Skandinavier und Norddeutschen bemächtigten sich seiner. Als nun gar im Jahre 1596 Spitzbergen entdeckt wurde, in dessen Gewässern es von einer noch größeren und wertvolleren Walart, dem Grönlandwale, wimmelte, nahm der Walfang einen ganz ungeahnten Aufschwung. Das 17. Jahrhundert sah regelmäßig im Sommer viele hundert Fangschiffe an den Küsten Spitzbergens, dessen Buchten von den verschiedenen, am Walfang beteiligten Völkern besetzt und nach ihnen benannt waren. Es gab eine „Hamburger Bai", die Niederländer hatten ihre „Smeerenburg" usw. Spitzbergen war das Goldland des Nordens geworden und selbst heute, wo es zum guten Ton gehört, auf einem der schwimmenden Hotels eine Nordlandreise nach Spitzbergen gemacht, und womöglich dort ein paar Renntiere, oder doch mindestens Möwen zwecklos niedergeknallt zu haben, ist die Zahl der Menschen, die im Sommer nach Spitzbergen kommt, gering gegen die damaligen Zeiten. Die Herrlichkeit hat fast 100 Jahre gedauert, eine so lange Zeit war nötig, um den „gemeinen Walfisch", wie der Grönlandswal damals genannt wurde, auszurotten, so gründlich auszurotten, daß seit 150 Jahren kein Tier dieser Art östlich von Grönland mehr gesehen ist.

Die Nachfolger der Nordeuropäer, denen es sehr viel schneller gelungen war, als den Basken, in ihren Meeren den Walfang bis zur Erschöpfung zu treiben, waren die Nordamerikaner. Die Amerikaner begannen zwar auch schon im 17. Jahrhundert an ihrer atlantischen Küste den Walfang, aber im Großen betrieben sie ihn doch erst im 18. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert wurde dieser Betrieb nach Erschöpfung der atlantischen amerikanischen Küste, und damit des nördlichen atlantischen Ozeans überhaupt, nicht nur nach der Westküste Nordamerikas, sondern über die ganze Welt ausgedehnt. Amerikanische Fangschiffe vornehmlich befuhren alle Weltmeere von Nord nach Süd, von Ost nach West und brachten reiche Beute heim. Zahlen mögen das veranschaulichen: 1775 waren es erst 300 Fangschiffe, 1846 schon 730 und 1872 nur noch 218. Schnell aber gründlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben die Amerikaner gearbeitet: von 1835—1872 sind von den Amerikanern allein 292 714 Wale getötet! Unabhängig von diesem Großbetrieb, der sich über alle Meere erstreckte, bestand von Schottland aus noch Walfang im nördlichen Eismeer bis zur Gegenwart, sein Jagdtier war nur der Grönlandswal, und da dieser in dem Spitzberger Gebiet längst ausgerottet war, ging die Fahrt in die unzugänglicheren Teile des nördlichen Eismeeres, westlich von Grönland, wo die völlige Vernichtung aber auch nicht lange auf sich warten ließ: Von Dundee liefen 1861 8 Schiffe aus, die 121 Wale erbeuteten, 1871 waren es 10 Schiffe, die noch 133 heimbrachten, 1881 fingen 15 Schiffe nur noch 53 Tiere, 1891 9 Schiffe 15 und 1897 8 Schiffe nur noch 9; während also 1861 auf jedes Schiff noch 12 Tiere entfielen, war es 36 Jahre später nur noch ein Tier. Seither scheint auch hier der Grönlandwal völlig verschwunden zu sein, und ist damit in die große Reihe der Tiere eingetreten, die die unersättliche Habgier des Menschen ohne Not für immer von unserer Erde getilgt hat.

Der bisher geschilderte Walfang wurde in der Weise betrieben, wie wir es noch aus den Büchern unserer Kindheit kennen. Das Fangschiff hatte eine Anzahl großer Boote, von denen aus der Wal mit der Handharpune festgemacht und nach langer Jagd endlich getötet wurde, der Speck und die Barten wurden dem toten Wal auf hoher See entnommen, der übrige Kadaver blieb unbenutzt im Meere. Gegenstand der Jagd waren außer den verschiedenen Glattwalarten, trägen, plumpen Tieren mit dicker Speckschicht und sehr langen Barten, der Potwal, der zwar keine Barten lieferte, dafür aber noch Walrat und Ambra.

Von großen Walarten gibt es aber noch die Finn- oder Furchenwale, so genannt, weil sie eine Rückenflosse (Finne) und Längsfurchen am Bauche haben, während die Glattwale einen glatten Rücken und Bauch haben; sie sind sehr viel schlanker, haben nur kurze, minderwertige Barten und eine weniger dicke Speckschicht, ihr Fang war also viel weniger lohnend, zumal sie sehr viel schneller und ungebärdiger sind, und nur gelegentlich erbeutete man sie.

Das wurde mit einem Schlage anders, als der Norweger Svend Foyn in den 70er Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Harpunenkanone erfand. Er gründete eine Walfangstation in Nordnorwegen, zu der die Fangschiffe, kleine Dampfer, an deren Spitze sich die drehbare Harpunenkanone befand, die erlegten Finnwale schleppten; hier wurden die Riesenleiber mit Dampfmaschinen an Land gezogen und auf dem „Flenscheplan" zerlegt, der Speck zu Tran ausgekocht, die Knochen zu Knochenmehl, alles übrige zu Fleischmehl

oder Guano verarbeitet. Bald wuchsen die Walfangstationen längs der norwegischen Küste wie die Pilze aus der Erde und warfen reichen Gewinn ab, doch noch ehe die Wale hier ganz ausgerottet waren, wurde der Betrieb der Walfangstationen an der norwegischen Küste verboten. Die norwegischen Fischer glaubten nämlich, daß der Heringsfang, der für Norwegen von allergrößter Bedeutung ist, durch den Walfang geschädigt werde, da nach ihrer Meinung die Finnwale die Heringe an die Küste treiben. Jetzt ergoß sich aber die Flut der Walfangstationen über die anderen Küsten des nördlichen atlantischen Ozeans. Auf Island, den Faröer, den Shetland- und Orkneyinseln und auf den Hebriden wurden sie gegründet, ebenso auf Neufundland, Bäreninsel und Spitzbergen. Jede dieser zahlreichen Stationen hat mehrere Fangdampfer, die während der Sommermonate ununterbrochen der Jagd obliegen, und Tausende von Walen werden jährlich hingeschlachtet, allein von den schottischen Stationen 500—600. Wenn man bedenkt, daß diese Tiere sich sehr langsam vermehren, — die Tragzeit beträgt etwa 1 Jahr, und höchstens alle 3 Jahre wird nur ein Junges zur Welt gebracht — daß eine große Zahl der erlegten Tiere trächtige Weibchen oder noch säugende Mütter sind, so ist es klar, daß der Zeitpunkt der völligen Ausrottung durchaus nicht ferne liegt. Im nördlichen atlantischen Ozean ist schon eine merkbare Abnahme eingetreten und in den übrigen Meeren, auf die schon seit einigen Jahren der Betrieb gleichfalls ausgedehnt ist, wird sie in Kürze folgen.

Wenn hier nicht bald Einhalt geboten wird, ist es zu spät für alle Zeiten. Nur auf internationaler Grundlage ließe sich hier Wandel schaffen, es muß unbedingt eine Einschränkung des Walfanges eintreten, ehe nach völliger Ausrottung dieser gewaltigen Tiere der Fang überhaupt aufhören muß. Aber Eile tut sehr not.

Dr. Arnold Japha.

Die Rekrutierung der französischen Fremdenlegion.

Über die Zusammensetzung der berüchtigten Fremdenlegion herrscht vielfach eine ganz verkehrte Meinung. Das ist auch nicht zu verwundern; sind es doch nicht gerade viele Leute, die darüber Auskunft geben können, und haben doch diese wenigen noch dazu oft irgendeinen persönlichen Grund, nicht zu sagen was sie wissen. Der Unterzeichnete ist in der Lage, die Wahrheit zu kennen und sie aussprechen zu dürfen*).

*) Der Verfasser, ein Schweizer, ist früher evangelischer Garnisongeistlicher des ersten franz. Fremdenregiments in Sidi-bel-Abbes gewesen. **Vortrupp.**

Meistens glaubt man, die Deutschen der Fremdenlegion seien lauter Heeresflüchtige. Das ist unrichtig. Da die Truppe sich natürlich meist aus jüngeren Leuten zusammensetzt, so ist es auch natürlich, daß viele von den Söldnern mit der Wehrpflicht ihres Vaterlandes nicht im Reinen sind, sich nicht haben stellen können, oder kurz vor der Einstellung ins Heer das Land verlassen haben, oder eine Reservistenübung versäumt haben, oder endlich auch wirkliche Ausreißer sind. Die französischen Zeitungen aber stellen die Sache so hin, als ob die deutschen Söldner ihr Vaterland verlassen hätten, um den dort üblichen Mißhandlungen der Soldaten zu entgehen, „pour fuir les mauvais traitements, le knout, la schlague" (dieses scheindeutsche Wort soll eine angeblich im deutschen Heer bestehende Einrichtung bezeichnen). Und in Deutschland dreht man die Sache um und behauptet, in der roten Hose dienten lauter vaterlandslose Gesellen.

Eine andre falsche Meinung ist, die Legion sei eine Bande von entlaufenen Kettensträflingen, Spitzbuben, ganz verkommenen Lumpen. Daß solches Volk dort vertreten ist, kann nicht verwundern, ist doch die französische Legion der einzige Ort auf der Welt, wo jeder ungefähr gesunde Mensch dauernd Anstellung, Arbeit, Brot findet, ohne daß er zu sagen braucht, wer er ist und was er hinter sich hat, und ohne einen Beruf erlernt zu haben.

Es ist aber keineswegs wahr, daß in der Legion nur solche Deutsche dienen, die vom Regiment weggelaufen sind oder die ein Verbrechen auf dem Gewissen haben. Vielmehr haben von altersher in der Legion eine Menge braver Menschen, Reichsdeutsche, Österreicher, Schweizer, Belgier, gedient, die durch einen unglücklichen Zufall, als Opfer echt deutschen Wander- und Abenteuertriebs, oder in augenblicklicher Arbeitslosigkeit, oder im Kummer über ein Mißgeschick, ein Liebesabenteuer, einen dummen Streich, dorthin geraten sind. Und nicht wahr, darüber sind wir auch einig: es darf noch mancher zu den braven Menschen gerechnet werden, wenn er auch im jugendlichen Leichtsinn einmal etwas recht Bedenkliches begangen haben sollte.

Wie geht es nun bei der Anwerbung dieser Söldner zu?

Die wenigsten unter ihnen sind von zu Hause weggegangen in der Absicht, in Frankreich Soldat zu werden. Die jungen Leute gehen über die Grenze aus Neugier, aus Wanderlust, meist um Arbeit zu suchen. Da dauert es nun gewöhnlich nicht lange, bis sie von jemand auf die Fremdenlegion aufmerksam gemacht und zur Anwerbung ermuntert werden. Längs der ganzen Grenze von Dünkirchen bis Nizza und bis tief ins Land hinein, besonders aber in den Städten, ist sozusagen die ganze Bevölkerung bereit, jeden Fremden aufs Rekrutierungsamt zu weisen. In der Herberge, wo er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach Arbeit fragt, im Wirtshause, am Zollamt, auf dem Landjägerposten, bei der Polizei, überall spricht man ihm von der Legion als einer für ihn passenden Einrichtung. Wirte, Soldaten und Unteroffiziere, besonders aber Polizeibeamte und Landjäger (gendarmes) erklären sich bereit, den jungen Ausländer in die Kaserne zu bringen, nachdem sie ihm die Umschau nach Arbeit als hoffnungslos hingestellt, mit polizeilichem Heimschub und Ausweisung gedroht und über die Verhältnisse der Legion unverbindliche verlockende Schilderungen, ja über die Dauer der Verpflichtung und den Sold falsche Angaben gemacht haben. Besonders gefährlich sind für den jungen Deutschen und Schweizer die zahlreichen in Frankreich ansässigen Elsässer, weil sie sich auf deutsch mit ihm anbiedern; und ein gefährlicher Helfer ist natürlich auch der französische Wein. Alle diese Leute meinen es ganz gut, nämlich mit ihrem Vaterland; besser ein arbeitsloser Ausländer weniger auf der Straße und ein Mann mehr in unserem ruhmreichen Heere, sagen sie sich. Der junge Ausländer aber ist der Geprellte. „Es ist nicht wahr", behaupten entrüstet die Franzosen, „daß wir Werber unterhalten, es gibt bei uns keine Werber". Gewiß — die französische Republik wäre auch einfältig, Werber zu unterhalten, da ja ihre Polizeibeamten und Soldaten die Werbung umsonst besorgen und Tausende von Kneipwirten eifrig mitwirken.

Nun steht also der junge Mann in einem Rekrutierungsamt. Da gibt man ihm ziemlich wahrheitsgetreu Auskunft; denn nun bekommt er einen großen Bogen eingehändigt, worauf alles steht — außer daß das Legionsleben ein Hundeleben ist. Aber der junge Arbeiter oder Bauer kann ja meist nicht französisch lesen, und wenn er es kann, wer wird sich da die Mühe nehmen, einen eng und klein bedruckten Bogen sorgfältig zu lesen, wenn zwei Beamte neben ihm stehen und ihn drängen, wenn er den Kopf vom Wein erhitzt und voll von all dem Gerede hat? Ein Federzug, und man ist auf fünf Jahre mit Leib und Leben unbedingtes, widerstandsloses Eigentum der französischen Republik.

Das ist die Geschichte, die sich seit Jahrzehnten täglich wiederholt, in Lille, in Longwy, in Givet, in Nanzig, in Sankt-Didel, in Belfort, Pontarlier, Dijon, Nizza, Lyon, Paris. Man kann ruhig sagen: die Hälfte der angeworbenen Deutschen und Schweizer sind Opfer eines abscheulichen, vom französischen Staat begünstigten Mausefanges.

Dabei wirken ja besondere Umstände noch mit. Daß so überaus viele belgische Militärflüchtige angeworben werden, muß in der mangelhaften belgischen Heereseinrichtung (besonders lange Dienstzeit) begründet sein. Bei den Schweizern bestehen uralte Söldnerüberlieferungen, die trotz allen Warnungen den fremden Kriegsdienst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch heute mit einem gewissen romantischen Schimmer umgeben. Und vollends eine eigene Sache ist es mit den Elsässern und Lothringern. In den zwei ersten Jahrzehnten nach dem Kriege kamen diese scharenweise zur Legion, angeblich aus Liebe zu Frankreich, in Wirklichkeit aus Abneigung vor dem deutschen Heeresdienst. Je mehr dann diese Scheu schwand, desto weniger zeichneten sich die immer noch zahlreichen elsässischen Legionäre vor den anderen aus, und je mehr es im Elsaß nachgerade in jedem Dorf bekannt wird, wie es in der Legion zu- und hergeht, desto weniger Lust zeigten die jungen Leute, ihr Glück dort zu versuchen! Was in den französischen und elsässischen Zeitungen über die Tausende von Elsässern gesagt ist, die alljährlich unter der dreifarbigen Fahne Frankreichs zu dienen begehren, ist eitel Flunkerei. Tatsächlich nimmt die Zahl der jährlich Angeworbenen fortwährend ab. Nach amtlichen Angaben stammten im Jahre 1880 noch 53 v. H. der Legionäre aus dem Reichsland, heute bloß 11 v. H. In den neunziger Jahren kamen regelmäßig 600 oder 700 Elsaß-Lothringer zur Legion, 1896 waren es sogar 773, 1897 waren es 631, dann schwankte die Zahl mehrfach, sank aber doch sichtbar, und 1909 stellten sich nur 215 Elsaß-Lothringer. Es steht denn auch bei den Offizieren der Legion längst fest, daß die elsässischen Soldaten sich nicht mehr durch ein besseres Benehmen auszeichnen, daß auch aus dem Reichsland nachgerade ebensogut unglückliche oder zweifelhafte Leute (mauvaises têtes) zur Legion kommen wie aus dem übrigen Reich. Dieses langsame Versiegen der lautersten Quelle ist natürlich für die Franzosen besonders empfindlich, bedeutet es doch nicht nur eine Schwächung ihrer beiden Fremdenregimenter, sondern zugleich eine Abnahme des Vertrauens in einer einst gut französisch gesinnten Bevölkerung. Dieser Umstand trägt wohl mit bei zu der Gereiztheit, die sich der französischen Presse bemächtigt, wenn von der Legion die Rede ist.

Auch sonst nimmt der Zuzug ab. Es gibt zum Glück immer weniger Leute, die Lust haben, um 5 Rappen (4 Pfennige) tägliche Löhnung und eine wässrige Hungersuppe der französischen Republik als Kanonenfutter zu dienen. Die Aufklärungsarbeit trägt bereits ihre Früchte. Hoffentlich schmilzt die Truppe bald so zusammen, daß man sie ganz aufheben kann. Es ist etwas Unerhörtes, daß in unseren Tagen ein europäisches Land einen solchen Menschenfang treibt und eine derartige Truppe unterhält. Wir haben heute von dem, was sich mit der Ehre eines gesitteten Staates verträgt nicht mehr die Begriffe, die noch im achtzehnten Jahrhundert ziemlich allgemein galten. Die französische Republik täte gut, sich den heutigen Anschauungen anzupassen. Der gute Ruf eines Staates ist mehr wert als zwei Infanterieregimenter. **Eduard Blocher.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weshalb müssen wir uns mit englischer Kultur beschäftigen?

Unter den Entwicklungsgesetzen, denen das Leben des Einzelmenschen wie das ganzer Völker unterstellt ist, scheint mir von besonderer Bedeutung dieses zu sein, daß man ohne oft wiederholte Vergleichung mit anderen, die als Grundlage jeder Selbstkritik zu betrachten ist, den Maßstab für das eigene Wirken und für Wert und Entwicklung des eigenen Wesens verliert. Goethe hat diesen Gedanken (in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", 8. Buch, 5. Kapitel) in seiner weitschauenden Art in die folgenden Worte gekleidet: „Ruhig und vernünftig zu betrachten, ist zu keiner Zeit schädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge anderer zu denken, stellen sich die unsern unvermerkt selbst an ihren Platz, und jede falsche Tätigkeit, wozu uns die Phantasie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben."

Dieser Grundsatz kann für unsere Beziehungen zu England und zu seiner Kultur heutzutage besondere Wichtigkeit beanspruchen. Die Stellung beider Völker hat sich äußerlich und innerlich innerhalb der letzten Jahrzehnte in überraschender Weise verschoben. Statt eines von dem vornehmen Verwandten nur geduldeten, in seiner Tüchtigkeit zwar anerkannten, dennoch aber etwas von oben herab angesehenen Vetters ist der deutsche Michel über Nacht infolge seiner politischen und wirtschaftlichen Erfolge zur Ebenbürtigkeit herangewachsen. Und nun wird er von dem Engländer gelegentlich mit scheelen Augen angesehen, zuweilen wohl gar gehaßt. Andererseits hat das schnelle Hochkommen auf uns gefährlich gewirkt, wie dies in solchen Fällen stets zu gehen pflegt: wir sind in nicht geringer Gefahr, das von uns Errungene und die Eigenschaften, die uns diese Erfolge ermöglicht haben, zu überschätzen; auch kann man hier und da in Deutschland den Wunsch finden, den Vetter jenseits des Kanals ein wenig an die Wand zu drücken — was man sich übrigens ein klein bischen zu leicht vorstellt.

Ganz abgesehen von den politischen Gefahren dieser veränderten gegenseitigen Stimmung müssen wohl auch unsere kulturellen Verhältnisse unter ihrer Fortentwicklung in gleicher Richtung leiden. Aus jeder Seite der Kulturgeschichte droht das Gesetz, daß Völker, denen die Selbstkritik abhanden kommt, unrettbar dem Kulturverfall bestimmt sind. Nichts anderes kann sie davon erretten, als daß einer jener großen Männer erscheint, die ganze Nationen wieder zur Selbstbesinnung und zu ethischem Handeln emporzureißen wissen.

Und noch etwas Anderes zeigt uns die Kulturgeschichte an Dutzenden von Beispielen: Die Gefahr solchen Kulturverfalls wird niemals rechtzeitig erkannt, sobald ein Volk von jenem Kulturdünkel erfaßt ist, der in allem, was die eigene Nation angeht, nur Bewundernswertes, Großartiges, nicht zu Überbietendes erblickt, während er auf andere Völker geringschätzig oder verächtlich herabsieht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschland hat sich bisher von solchem Kulturdünkel unter allen Völkern der Welt vielleicht am meisten freigehalten. Und gerade dies hat ihm die größten inneren und äußeren Vorteile gebracht. Wer hätte vor $2^1/_2$ Jahrhunderten, als das deutsche Volk durch den 30jährigen Krieg zerschlagen, machtlos, all seines früheren Reichtums, ja scheinbar selbst aller Lebenskraft beraubt, darniederlag, voraussehen oder auch nur hoffen können, daß es ihm gelingen würde, sich wieder so emporzuheben, daß es nach der kurzen Spanne von etwa 2 Jahrhunderten nach außen machtvoll im Rate der Völker dasteht und daß seine innere Kultur sogar schon nach einem einzigen Jahrhundert in vielen Zweigen das leuchtende Vorbild anderer Völker werden würde?

Alles, was uns über Jugend und Alter der Nationen erzählt wird, beruht auf schiefen Vergleichen und unbegründeten Schlußfolgerungen. Tatsächlich finden auf das Leben der Völker nicht die Gesetze Anwendung, die für die Herausbildung des Einzelwesens aus einem Keim, für sein Aufblühen zu jugendlicher Pracht, für sein allmähliches Verwelken und Absterben und für sein Zugrundegehen maßgebend sind. Vielmehr können einem Volke mehrere Höhepunkte der Entwicklung beschieden sein, und was man vergleichsweise das „Altern" der Völker genannt hat, bedeutet nichts anderes als Krankheitserscheinungen sozialer, d. h. kultureller Art.

Für das Schicksal eines Volkes ist daher nichts von größerer Bedeutung als sein Wille, die sozialen und kulturellen Einrichtungen, die in seiner Mitte entstanden sind, stets von neuem auf ihre Gerechtigkeit und Brauchbarkeit zu untersuchen. Sobald dies versäumt oder durch Unverstand oder aus eigensüchtigen Interessen unmöglich gemacht wird, droht der Kulturverfall. Nach außen hin mag ein solches Volk noch immer machtvoll dastehen, der innerlich zerfallene Bau mag noch immer eine glänzende Fassade tragen, und man mag sich dadurch über die Gesundheit des Inneren täuschen lassen. Dennoch erscheint plötzlich ein Tag, an dem der Zusammenbruch erfolgt — und je später, desto schrecklicher. Der Kulturdünkel, der sich in den militärischen und politischen Kreisen Preußens gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingenistet hatte, erhielt 1806/07 eine furchtbare Lehre. Für das preußische Volk war es ein Glück, daß dies schon so bald geschah, denn nun vermochte es sich in den Jahren der Erniedrigung durch energische Reformtätigkeit sehr schnell wieder zu erheben. Spanien dagegen, das seine Weltherrschaft mehrere Jahrhunderte hindurch behauptet hatte, war durch Kulturdünkel innerlich so zerfressen worden, daß auch heute, nach dem äußeren Zusammenbruch, noch immer kaum Anzeichen innerer kultureller Neubildungen beobachtet werden können.

Betrachtet man unter diesen Gesichtspunkten die Kultur Englands, so wird man ihr eine außerordentliche Lebenskraft zuerkennen müssen. Trotz aller Übelstände, die sich dort im Laufe der letzten hundert Jahre entwickelt haben, ist seinem inneren Wesen eine fast unverwüstliche Gesundheit nachzurühmen. Müssen wir dies doch schon

daran erkennen, daß die fast unglaublichen Erfolge, die den Engländern auf den verschiedensten Gebieten (und noch dazu in kürzester Zeit) in den Schoß fielen, sie nicht mit so weitgehendem Kulturdünkel erfüllt haben, daß dadurch jede Selbstbesinnung und damit jede Reform unmöglich gemacht würde.

Noch zur Zeit der Königin Elisabeth kann man weder von einem britischen Reiche sprechen noch auch nur von seinen Anfängen. Ja, statt des „größeren Britannien (Greater Britain)", wie man das britische Reich heute vielfach nennen hört, gab es nicht einmal ein „Großbritannien (Great Britain)". Es gab nur England und Wales, daneben das feindliche Schottland und das noch feindlichere Irland; stand doch auf der „grünen Insel" die englische Herrschaft auf unsichersten Füßen. Die Zusammenschweißung dieser verschiedenen Landesteile in ein einheitliches Inselreich wurde erst allmählich vollzogen: und nachher, oder eigentlich gleichzeitig eroberten die Engländer die halbe Welt. Alle die tüchtigen Mannes-Eigenschaften, die in einem seefahrenden Volke durch seinen Beruf geweckt und entwickelt werden können — Mut, Geistesgegenwart, Ordnungsliebe, die Fähigkeit, sich unterzuordnen, der Wille, unbedingter Pflichttreue alles andere aufzuopfern — haben England in wenigen Jahrhunderten äußerlich und innerlich groß gemacht. Allen denkenden und sittlich fühlenden Völkern sind sie damit zum Vorbild geworden. Was sie in ihrer Kultur geschaffen haben, wird für alle Zeiten zu den wichtigsten Errungenschaften des menschlichen Geschlechts gezählt werden. Allenthalben auf der Welt haben sie dadurch sehr bedeutende Anregungen ausgestreut.

Wie wir auch im übrigen über den englischen Imperialismus und das englische Nationalgefühl denken wollen — das eine ist unbestreitbar, daß sie mit dem Fremdenhaß mittelalterlicher Völker oder mit der Selbstüberhebung so mancher modernen Nation (wie etwa der Magyaren) gar nicht verglichen werden dürfen. Was einer der scharfsinnigsten Kenner Englands, Professor G. von Schulze-Gaevernitz, über das englische Nationalgefühl sagt, trifft durchaus zu: „Das englische Nationalgefühl ist zugleich Kosmopolitismus: Der Dienst an der eigenen Nation erscheint als Dienst an der Menschheit. Denn die eigene Nation gilt als die Verwalterin der höchsten Kulturgüter, zu denen die übrigen Völker bewundernd und nachahmend aufblicken. Anglisierung der Welt bedeutet also Förderung der Menschheitskultur. Es ist überflüssig, darauf hinzuweisen, daß ein solcher Glaube ein nationales Machtmittel ersten Ranges ist."*)

Hätten wir von den Engländern nichts anderes zu lernen als dies, so würden die Anregungen, die wir ihrer Kultur entnehmen können, schon überaus bedeutungsvoll sein. Tatsächlich aber gibt es nicht einmal irgendein Einzelgebiet, auf dem wir sie uns nicht hier und da zum Vorbild

*) Prof. G. v. Schulze-Gaevernitz: Britischer Imperalismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1906) S. 50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen könnten. Es ist überflüssig, zu betonen, daß auch das Umgekehrte gilt. Die englische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts wäre gar nicht denkbar ohne Carlyle, der die sittlichen Grundlagen des Lebens seiner Nation durch seinen Feueratem zu neuer Glut angefacht hat. Wie aber wäre Carlyle denkbar ohne die deutschen Dichter und Denker, auf deren Schultern er steht? Jede Zeile seiner Werke ist ein Beweis für den ungeheuren Einfluß, den das deutsche Geistesleben auf ihn geübt hat. So sind es im letzten Grunde deutsche Kultureinflüsse, die England die sittliche und soziale Wiedergeburt ermöglicht haben, deren belebende Macht es im 19. Jahrhundert verspürte.

Ich führe diese Tatsache nicht an, damit wir uns in ihrem Glanze sonnen sollten. Nur dies möchte ich damit sagen, daß wir auch in übertriebenstem Stolze keinen Grund zu finden vermöchten, um kulturelle Anregungen Englands für uns abzulehnen. Wir haben der englischen Kultur mit vollen Händen gegeben — aber wir haben auch mit ebenso großem Eifer genommen. Hoffen wir, daß beide Völker in Zukunft ebenso verfahren werden.

Wenn wir von unseren Stammesverwandten in Österreich, in der Schweiz und im weiteren Auslande und von den Holländern absehen, so gibt es auf der ganzen Erde kein Volk, mit dem wir innerlich so große Wesensverwandtschaft haben wie mit dem englischen. Die Grundlagen des Geistes- und Kulturlebens Frankreichs, so interessant es uns sein mag, so sehr wir von seiner Anmut und dem Reichtum des Geistes gefesselt werden mögen, können sich doch an anregender und kulturbildender Kraft nicht mit denen messen, die England auf uns zu üben vermochte.

Und vor allem: alle die wichtigsten Eigenschaften, die den Kulturverfall eines Volkes zu hindern imstande sind, können wir bei den allzu temperamentvollen und weit mehr auf äußeren Glanz gerichteten romanischen Völkern viel weniger finden als bei den nüchternen Engländern: jene klare Selbstbesinnung über die Grundlagen der eigenen Einrichtungen und Zustände, und daraus hervorbrechend jenen tatkräftigen Reformwillen, der mit allem Veralteten aufräumt, sobald sich unwiderleglich gezeigt hat, daß es schädlich geworden ist. Die kritische Unterscheidung zwischen dem, was für Nation und Staat als gut und was als schlecht betrachtet werden muß, ist ebenso wie der Wille, für Stärkung des Guten und Verbesserung des Schlechten zu sorgen, in England seit langer Zeit durchaus heimisch. Auch hierfür mag ein Wort Goethes (aus der „Italienischen Reise") angeführt werden: „Das muß man den Engländern lassen, daß sie von langeher das Gute zu schätzen wußten, und daß sie eine grandiose Art haben, es zu verbreiten."

Wollen wir uns aus allen diesen Gründen von der englischen Kultur weiter anregen lassen, nachdem wir ihr schon so viel verdanken, so bietet sich jetzt dafür ein neues Mittel dar. Durch ein großangelegtes Unternehmen wird uns Gelegenheit geboten, die Kultur Englands in ihren verschiedenen Äußerungen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf den verschiedensten Gebieten durch Einzeldarstellungen aus der Feder von Fachleuten kennen zu lernen. Einer der besten Kenner Englands, der ausgezeichnete Anglizist der Universität München, Professor Dr. Ernst Sieper, hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, unter dem Titel „Die Kultur des modernen England" eine Sammlung herauszugeben, die in kritischen Einzelwerken die Gestaltung des englischen Kulturlebens aufzeigen soll. Zunächst haben die ersten vier Bände dieser Sammlung die Presse verlassen: die beiden ersten (aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes) behandeln die geistige Hebung der Volksmassen und die Beziehungen zwischen Volksbildung und Volkswohlfahrt in England, der dritte (aus der Feder des Herrn Architekt Berlepsch-Valendàs, München) die englische Gartenstadtbewegung, die für Deutschland in den letzten Jahren viele wichtige Anregungen geboten hat, der vierte endlich den englischen Präraphaelitismus (aus der Feder des Herrn Professor Dr. H. W. Singer, Dresden). Weitere Bände werden das englische Theater der Gegenwart, ferner die Regierungsweise und das politische Leben, das Erziehungswesen, die Hauptströmungen in der modernen Literatur, den Nationalcharakter, England als Kolonialmacht, seine Rechtsverhältnisse, die soziale Gesetzgebung, die Frauenbewegung und viele andere wichtige Themata behandeln.

Möge die Siepersche Sammlung dazu beitragen, uns mit gerechtem Sinn für die Beurteilung englischer Zustände und Einrichtungen zu erfüllen und uns zugleich für unsere eigene Kultur wertvolle Anregungen zu geben. Brauchen können wir solche in Hülle und Fülle; denn das moderne Leben hat eine solche Unzahl von Problemen sozialer und kultureller Art geschaffen, daß wir alle Erfahrungen, die für deren Bewältigung anderwärts gesammelt worden sind, alle alten oder neuen Gedanken, die zu ihrer Lösung beitragen können, mit rascher Aufmerksamkeit verfolgen müssen. Und nicht nur aus den Vorzügen — auch aus den Fehlern anderer Völker sollen und können wir lernen. Hat sich durch die Entwicklung in einem anderen Lande ergeben, daß ein bestimmtes Problem sich am besten in einer bestimmten Weise lösen läßt, so können wir uns alle Umwege ersparen, die wir wahrscheinlich machen würden, wenn wir von diesen Erfahrungen nichts wüßten.

Wo wir irgend können, sollten wir allerdings selbst vorauszuschreiten suchen. Auf mancherlei Gebieten haben wir unsere englischen Vettern überflügelt. Auch in Zukunft werden wir das erstreben wollen. Und so sei denn über die kulturellen Wechselwirkungen zwischen England und Deutschland für uns als Leitstern das schöne Wort eines Mannes gestellt, der sich selbst in unermüdlichem Fleiß zu den höchsten Leistungen emporgerungen hat; es war Leonardo da Vinci, dem wir das Wort verdanken: „Der Schüler taugt nichts, der seinen Lehrer nicht überflügelt".

Dr. Ernst Schultze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein Führer über uns hinaus.

Zehntausend ist eine geringe Zahl für die Menge der Bücher, die alljährlich allein in Deutschland erscheinen. Unter ihnen ist eine Menge Spreu, aber auch viel Weizen. Schneller als vor Jahrhunderten arbeiten heute die Geister, mit Riesenschritten dringen wir in die Erkenntnis der Welt und ihrer Probleme, in die Eroberung und Dienstbarmachung ihrer Kräfte ein. Was emsige Geistesarbeiter finden und schaffen, schlägt sich in ihren Schriften nieder. Die Bücher — die guten Bücher heißt das — sind die wahren „Dokumente des Fortschritts". Wer mit seiner Zeit fortschreiten, ja wer nur ihre alltäglichen Erscheinungen begreifen will, der kann ohne die Bücherwelt nicht mehr auskommen. Der moderne Mensch in Stadt und Land muß Schritt halten, muß ständig weiterlernen. Wie soll ers ohne den billigen, stummen Lehrer, der immer zur Hand ist, wenn man Lust hat zu ihm, der zu jeder Frage stillhält, seinen Vortrag wiederholt, so oft man ihn braucht, und für sich nichts beansprucht — das Buch?

Aber unter den Hunderttausenden von Büchern — wie da die herausfinden, die man da gerade braucht? Wo ist der Eingang in die Bücherwelt, wie findet man sich in ihren Gängen und Zimmern zurecht? Wie erlernt man, was gute, fördernde Bücher sind, und was bloß Spreu?

Ohne einen Führer ist das gar nicht möglich. Der Gelehrte kennt freilich sein Gebiet, und kann seinen Weg allein gehen. Aber der Gebildete, der Mann aus dem Volke, der Arbeiter, der Bauer, der Vater, der Bücher für seine Kinder sucht, die Familie, die gute Musik pflegen will — vorausgesetzt, heißt das, daß sie schon zu „helle" geworden sind, um auf einen der unzähligen zu Weihnachten und bei anderen Gelegenheiten von überall her „gratis und franko" erhältlichen, von interessierten Geschäftsleuten in Arbeit gegebenen „Kataloge" hereinzufallen? Vorausgesetzt, daß sie auch einen weder „katholisch" noch sonst konfessionell oder parteiisch gefärbten Rat begehren? (Nicht die Färbung des Rates an sich aus Partei- oder Geschäftsgründen wäre ja das Tadelnswerte, sondern nur daß diese Färbung verschwiegen oder geradezu abgeleugnet wird.) Für sie hat der Herausgeber des Kunstwarts und Gründer des Dürerbundes, Ferdinand Avenarius, ein Werk geschaffen, das sich aus kleinen Anfängen zu einer prächtigen Gabe für das deutsche Volk entwickelt hat. Der „Literarische Ratgeber des Dürerbundes" tritt soeben in neuester Auflage (1912) vor die Öffentlichkeit. Ein Stab von über 50 Hochschullehrern, Künstlern, Schriftstellern und anderen Berufenen hat die ungeheure Bücherwelt durchackert und sorgfältig nach den Bedürfnissen der verschiedenen Volkskreise gesichtet. Für vollkommene Freiheit der kritischen Tätigkeit und doch zugleich Einheitlichkeit des Ganzen hat eine der Aufgabe in unerreichtem Maße gewachsene Redaktion gesorgt. Unter ihrer Hand ist das Werk von Jahr zu Jahr an Umfang, Klarheit und Schärfe der herausgearbeiteten Grundgedanken gewachsen, und jetzt umfaßt es, bei einem Preise von 4 Mark (gebunden) an zweieinhalbhundert Seiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine blühende Welt umfängt uns, wenn wir die Deckel dieses Führers heben. Vom emsigen geistigen Bienenschaffen der Gegenwart — und Vergangenheit — ein Spiegelbild. Den Eingang und gewissermaßen Vorgarten bildet ein Kapitel „Ausdruckspflege". Mit kurzen Worten führt es in die Gedankengänge der „ästhetischen Kultur" ein. Im Gegensatz zum „Fachmann", der seinen Stoff vom Inneren aus angreift, geht das Verständnis des Laien von den Dingen dieser Welt von ihrem Äußeren, ihrer Form, von dem, wodurch sie den Sinnen auffallen und ihnen gefallen, aus. Die Betrachtung des als „schön" oder „häßlich" empfundenen Äußeren der Erscheinungen, des „Sinnenfälligen" an ihnen ists, war man als Ästhetik (Sinnenrecht, Sinnenwissenschaft) bezeichnet. Ihre bekannteste Äußerung ist Kunstschaffen und Kunstgenuß, die ja beide auf dem Sinneneindruck der Dinge beruhen. Aber die sinnliche Form einer Sache — sei es eines Natur- oder eines Kunstwerks — ist nur der Ausdruck ihres inneren Wesens, und nur soweit sie es ist, ist sie echt, wahr und schön, und die Freude an ihr gesund. Die bloße Freude nun an der Schönheit der äußeren Erscheinung eines Gegenstandes, eines Bildes, eines Hauses, einer Blume zum Verständnis ihres inneren Wesens zu veredeln, das sie gebildet hat, die Erziehung zum Verständnis der Form als Ausdruck des inneren Wesens, nennt man „ästhetische Kultur", „Pflege" des ästhetischen Sinnes. Avenarius hat das Wort „Ausdruckspflege", Pflege der Kunst, das Wesen einer Sache durch ihre Form richtig „auszudrücken", oder aus ihrer Form wiederzuerkennen, geprägt. Sie ist viel mehr als Erziehung zum bloßen Kunstverständnis. Sie umfaßt auch Heimatschutz, Naturschutz, Denkmalpflege, Anleitung zur Gestaltung von Kleid, Wohnung, Haus und Garten. Ja zuletzt ist sie der Ausgangspunkt alles Laienwissens überhaupt, das stets vom Interesse am Äußeren einer Sache zum tieferen Verständnis ihres Kerns vorgeht, und darum mit Recht diesem Führer an die Spitze gestellt.

Der kurzen Einführung folgt nun eine lange Liste geprüfter, mit gutem Gewissen zu empfehlender Bücher, in denen jede Frage, die auf diesem Gebiete auftaucht, beantwortet wird. Titel, Verlag und Preis, etwaige billige Volksausgaben sind genau vermerkt, und es kann sich nun jeder danach das gewünschte Buch in der Bücherei verschaffen oder es kaufen.

In gleicher Weise sind alle anderen Hauptabschnitte heutigen, in der Literatur wiedergespiegelten Wissens und Strebens behandelt. Geschichte und Theorie der Künste, die verschiedenen Wissenschaften, Sprache, Volkstum, alte und lebende Literatur aller Völker, gute Jugendschriften, Lebensbeschreibungen, Theater, Musik, Religion, Philosophie, Psychologie, Erziehungswissenschaft, Volkswirtschaft, Gesellschaft und Lebensordnung, Volksbildungswesen, Rechts- und Staatslehre, Handel und Gewerbe, Geschichte und Kulturgeschichte, Erd- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Mathematik, Technik, Gesundheitslehre ziehen wie lauter Häfen mit tausenden zur Fahrt bereiten Masten und voll wimmelnden Lebens an uns vorbei. Besondere Beachtung ist den Volksschriften und ihren billigen Ausgaben, der Jugendlektüre, der katholischen Literaturbewegung neben der evangelischen, der Frauenliteratur gewidmet worden. Es ist aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keineswegs nur die Masse des bewältigten Stoffes, auf der der Wert des Buches beruht. Wer tiefer eindringt, bemerkt mit Staunen die oft bahnbrechende systematische Leistung, wie sie z. B. in den Kapiteln „Psychologie", „Bühnenwesen", in den soziologischen und volkswirtschaftlichen Abteilungen, in der Behandlung des „Volksbildungswesens", in der bisher unübertroffen vollständigen Darstellung des Literaturzweiges der „Essays" — Aufsatzsammlungen — zu erkennen ist. Hier ist das Problem, die Wissenswelt des Fachmanns planmäßig und wohlabgestuft dem Schatz der Laien-Allgemeinbildung zuzuführen, in überaus frischer, schöpferischer, bahnbrechender Weise angegriffen. Die Literaturdarstellung ist zugleich ein Stück angewandter kritischer Erfahrung eines in diesen Fragen seit langem führenden Kreises, mit der ausgesprochenen Tendenz, den Wert der einzelnen Werke lediglich nach ihrer künstlerischen Kraft und Wahrheit zu beurteilen. Da sieht denn manches anders aus als in manchen „berühmten" Literaturgeschichten, und der Wald der Dichtung steht, sturmgereinigt, in frischem Laube vor uns.

Wem Bücher liebe Freunde sind, dem schlägt das Herz oft bis zum Halse hinan, wenn er hier auf so manches unfruchtbare Suchen, manchen seit Jahren vielleicht immer wieder durchs Hirn gezogenen Wunsch die Antwort erhält, wenn freudig Entdeckung auf Entdeckung längst als notwendig empfundener und also wirklich schon geschriebener Bücher folgt. Und nur ein Bedauern begleitet das Studium dieses Blätter, das schmerzliche: „Ach Gott, die Kunst ist lang — und allzu kurz das Leben!"

Aber nicht nur die Befriedigung persönlicher Wünsche, sondern eine nachhaltige, unentbehrliche Kulturwirkung verspricht dies Führerwerk deutscher Emsigkeit und Gründlichkeit im Angreifen unüberwindlich erscheinender Aufgaben. Ergreift Einen bei einzelnen Kapiteln — mich z. B. bei den Jugend- und Kunsterziehungsschriften — mal ein gelindes Grauen, wie gar viel Druckpapier doch für ewig Unzulängliches herhalten muß, so verbreiten dagegen andere eine wohltuende Beruhigung. Da führt uns z. B. der Abschnitt „Religiöse Literatur" heraus aus dem Gezänke und der Schlagwort-Philosophie von Gedanken-Parteien in den Dom der wissenschaftlichen Arbeit hinein, die auch hier geleistet worden ist. Da ist Rüstzeug, sich in den großen Fragen von Zeit und Ewigkeit zurechtzufinden, Panzer gegen die Oberflächlichkeit und Gehässigkeit, mit der „Weltanschauungen" in einer gewissen Öffentlichkeit „gegründet" und „überwunden" werden. Wie anders stellen sich nach der Einführung und nach den Titeln der naturwissenschaftlichen Bücherwelt die Probleme dar, von denen man so viel hört und so wenig versteht! Wie wächst über die traurige Tagesliteratur der kernige, grünende Wald echter, solider wissenschaftlicher Arbeit empor! Ebenso in den „sozialen Fragen". Ruhiges Wissen und lebendige Selbstkritik auf viel umstrittenen Gebieten zu verbreiten, an Stelle des Parteigezänks, mit dem wir sachliche Fragen zu „entscheiden" uns gewöhnt haben, abgewogene Kenntnisse zu setzen, den Blick vom oft allzulauten Gegenwartstag in die Breite und in die Tiefe der Geschichte und organischen Entwicklung geistiger Werte wieder abzulenken — das ist vielleicht die segensreichste Wirkung, die von diesem Werke ausgehen wird. **Hermann Häfker.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Kommunisten in Nordamerika.

I.

Nach der Überlieferung gründete in Hessen ein gewisser J. F. Rock im Jahre 1714 eine neue Religionssekte, aus der die jetzige „Gemeinde der wahren Eingebung" entstand. Zum praktischen Kommunismus (Gemeinschaftsleben) freilich ging die Sekte erst 1843 über, obwohl ihre Mitglieder schon von jeher, wegen ihres Glaubens verfolgt, einander in kommunistischem Geiste beigestanden hatten. Ohne an eine soziale Umgestaltung zu denken, bloß zu gegenseitigem Schutz, lebten und arbeiteten sie zusammen, und so entwickelten sich allmählich Gemeinschaftlichkeitsgewohnheiten. 1842 fühlte sich einer von ihnen „inspiriert" — offenbar unter dem Einflusse Cabets und Fouriers — und beantragte Gütergemeinschaft. Um diese einführen zu können, wanderten sie sofort nach Amerika aus, wo sie sich in Ebenezer, der heutigen Vorstadt Buffalos, ansiedelten. Nach zehn Jahren empfanden sie die Unzuträglichkeit der Nähe einer so großen Stadt und siedelten an die Ufer des Jowaflusses über, wo sie noch jetzt leben, und sieben Dörfer (Amana, West-Amana, Süd-Amana, Ost-Amana, Mittel-Amana, Hoch-Amana, Homestead) bewohnen. Sie zählen rund 1800 Seelen und besitzen 10 530 Hektar wertvollen Bodens.

1859 erfolgte die Eintragung der „Amana-Gesellschaft" als Körperschaft nach den Gesetzen des Staates Jowa. Ihre „Verfassung" legt Daseinszwecke und leitenden Grundsätze der Körperschaft dar. Besonders bezeichnend sind folgende Punkte: Die Grundlage der Organisation „soll auf immer Gott und dessen Religion" sein. Der erworbene und noch zu erwerbende Landbesitz mit allem, was dazu gehört, „soll gemeinsames Eigentum bilden". Landwirtschaft, Viehzucht und Industrie „sollen den Unterhalt der Gesellschaft sichern". Ein etwaiger Überschuß „soll von Zeit zu Zeit zu Meliorationen, zum Bau von Schulen, Versammlungslokalen oder Druckereien, zur Versorgung der alten, kranken und schwachen Mitglieder, sowie zu allgemeinen wohltätigen Zwecken verwendet werden". Im großen Ganzen ist das Christentum der Amaniten protestantisch, doch neigt es in manchen Dingen zum Quäkertum, und zwar nicht nur in der Verwerfung des Eides und des Krieges. Sie sind gegen alle „weltlichen" Zerstreuungen und Vergnügen, als „den Geist von Gott ablenkend", und kleiden sich außerordentlich einfach. Auch im Tode bleiben sie einfach: sie werden der Reihe nach, einer neben dem anderen, begraben. Gleichförmige weiße Steine, Platten, auf denen nur der Name und das Alter zu lesen ist, bilden das einzige sichtbare Denkmal des Verstorbenen.

Außer Ackerbau betreiben die Amaniten hauptsächlich Wollweberei und Baumwollspinnerei. Ihre Erzeugnisse sind wegen ihrer Vorzüglichkeit in den Vereinigten Staaten berühmt und beliebt. Gewissenlose Fabrikanten benutzen die Friedensliebe der Ansiedler, um, vor deren Verfolgung sicher, ihre Waren für amanitische auszugeben. Die Arbeiter sind nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überanstrengt, die Arbeit wird ihnen möglichst erleichtert, soweit es sich mit der Güte der Erzeugnisse verträgt. Der Arbeitstag hat in der Regel zehn Stunden. Die mit dem modernen Industrialismus verbundenen Übelstände fallen hier naturgemäß fort. Es gibt keinen Krieg zwischen Kapital und Arbeit, keine Abneigung gegen verbesserte Maschinen, keine hungernden Arbeitslosen, keine Sorge um Brot im Alter. Man verlangt nur, daß jedes Mitglied sein Bestes leiste — eine auskömmliche, behagliche Lebensführung ist allen sicher. Die Arbeitsscheu ist etwas Unbekanntes; dies gilt übrigens von allen Kommunistenniederlassungen — vielleicht, weil sich ihnen ursprünglich nur wertvollere Menschen anschließen und die Erziehung des Nachwuchses die Trägheit nicht aufkommen läßt.

Jedes Mitglied der Gemeinde gibt als Gesellschaftseinlage seine Dienste und sein Vermögen, um dafür nicht nur auskömmliche Ernährung, sondern auch behagliche Wohnung und einen Ladenkredit zu erhalten. Dieser „Kredit" dient zur Anschaffung von Kleidern und anderen Bedarfsgegenständen, die gemachten Einkäufe werden ins Kreditbuch des Käufers eingetragen. Wird der Kredit nicht erschöpft, so bleibt der Rest Eigentum des Betreffenden, falls er es nicht vorzieht, ihn der Gemeindekasse zu schenken. Der Jahreskredit jeder Person beträgt zwischen 35 und 75 Dollar. Trotz ihres Kommunismus erkennen, wie man sieht, die Amaniten eine natürliche Ungleichheit der Bedürfnisse an; macht doch z. B. der gebildete Arzt andere Ansprüche als der einfache Landmann. Überall, wo keine Geburtsaristokratie vorhanden, macht sich eine natürliche Aristokratie geltend.

Es herrscht Schulzwang für alle Kinder von fünf bis vierzehn Jahren. Nach den Schulstunden wird gespielt; nachher stricken oder häkeln die Mädchen, während die Knaben auf den Feldern und in den Fabriken arbeiten. Zur Trägheit bleibt keine Zeit. Interessant ist der „Schulwald", von den Schulkindern gepflanzt und aus prächtigen Nadelholzalleen bestehend. Die künftigen Ärzte studieren an einer der amerikanischen Universitäten und bringen dadurch äußere Einflüsse nach Amana. Überhaupt weicht die amanitische Abgeschlossenheit begreiflicherweise immer mehr den Einwirkungen des modernen Amerikanismus, namentlich durch die zahlreichen Ausflügler, die das merkwürdige Gemeinwesen besuchen. Wird erst — was wohl sehr bald geschieht — eine öffentliche Bücherei errichtet, so muß sich erst recht zeigen, wie zwecklos es war, Ebenezer zu verlassen. Später wird sich die Ansiedlung wohl ebensowenig in ihrer ursprünglichen religiöskommunistischen Gestalt erhalten können wie „Zoar", von dem noch die Rede sein wird.

Jede Familie hat eine eigene Wohnung inne und jedes Familienglied ein eigenes Zimmer. Jeder Familie ist ein kleiner Hausgarten zugeteilt; was sie in diesem anbaut, gehört ihr. Die Gärten sind ungemein wohlgepflegt und bringen viele Köstlichkeiten hervor, die nach auswärts verkauft werden dürfen; der Erlös gehört dem Verkäufer. Je eine größere Gruppe von Familien — 35 bis 50 — speist zusammen in einem der sogenannten „Küchenhäuser", deren es im größten der Dörfer sechzehn gibt. Hier finden wir also die genossenschaftliche Haushaltung durchgeführt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu jedem Küchenhaus gehört ein Garten, aus dessen Erlös die Gruppe beliebige Tafelbedürfnisse zur Ergänzung der vom Gemeinwesen gelieferten Lebensmittel anschaffen darf. Der Umstand, daß man vernünftig genug ist, private Gärten zu dulden, hilft die Klippe vermeiden, an denen manche Kommunistenkolonie gescheitert ist, die ihren Mitgliedern weder eigene Gärten, noch eigenes Geflügel gestatten wollte, weil ihr eine absolute mathematische Gleichheit aller vorschwebte. Ist jemand durch Krankheit oder sonstwie verhindert, das Küchenhaus aufzusuchen, wird ihm Speise und Trank in einem Korb gebracht.

Die Behandlung der Frauen ist sehr gut, doch wird der Verkehr beider Geschlechter nicht sonderlich ermutigt, da man glaubt, daß er die Gedanken von den höheren religiösen Lebensinteressen abzieht. Die Ehe gilt für minder gut als die Ehelosigkeit, dennoch — heiraten die meisten. Um ein allzu rasches Anwachsen der Bevölkerung zu verhindern, aber auch um übereilten Heiraten vorzubeugen, dürfen Männer nicht unter 24, junge Mädchen nicht unter 20 Jahren heiraten; auch muß jeder Ehebund mindestens ein Jahr vorher verkündigt werden.

Daß es in einer religiös-kommunistischen Ansiedlung wie Amana weder Verbrecher noch Arme gibt, ist nicht überraschend. Ebenso erklärlich ist die gute Behandlung der Haus- und Zugtiere, sowie die Vogelfürsorge, durch die sich die Amaniten in gleicher Weise auszeichnen, wie durch ihre Mildherzigkeit gegen die auswärtige Menschheit. Während des Bürgerkrieges opferte die Gesellschaft wohltätigen Zwecken rund 20 000 Dollar. Ein schöner Zug ist auch ihre große Vorliebe für viele und schöne Blumen. Dem Gesang wird eifrig gehuldigt, Musikinstrumente jedoch werden unter keinen Umständen geduldet — warum, weiß ich nicht.

In den Schulen der Niederlassung wird außer der deutschen auch die englische Sprache gelehrt, doch ist das Deutsche die Geschäfts-, Umgangs- und Kirchensprache. Die sieben Dörfer erinnern in Anlage und Bauart lebhaft an die Dörfer Deutschlands, nur sind die Häuser solider und behaglicher, die Dörfer weit schöner als im „Reich".

Die Amana-Gesellschaft, deren Vermögen trotz gelegentlicher Defizite stetig, wenngleich langsam wächst, nennt sich „Gemeinde der wahren Eingebung" darum, weil ihre Mitglieder an die „Kontinuität der Inspiration" (fortgesetzte Eingebungen) glauben. Doch glauben sie nicht, daß alle Eingebung „echt" ist. Seit dem Tode ihrer letzten „großen Führerin", Barbara Heinemann-Landmann, im Jahre 1883 ist keine „wahre Eingebung" mehr vorgekommen und der Zeitgeist wird wahrscheinlich verhindern, daß sie je wieder vorkomme. Der Kommunismus der Amaniten ist, wie gesagt, mehr religiös als sozial, und sie sind den Ideen, die dem modernen demokratischen Kommunismus zugrunde liegen, abhold. Aus der Mitte der Kirchenältesten werden die weltlichen Verwalter gewählt, denen die Mitglieder unbedingten Gehorsam schulden. „Autorität, Gehorsam, Brüderlichkeit" das ist der Wahlspruch der Kommunisten Amanas.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II.

Unweit der Stadt Cleveland im Unionstaate Ohio liegt die Ansiedlung Zoar („Land der Zuflucht"), 1817 von einem gewissen Pimler gegründet. Dieser war damals mit etwa 250 Landsleuten aus Württemberg nach Philadelphia eingewandert. Die Gefolgschaft Pimlers erkannte ihn als ihr Oberhaupt an, übte Gütergemeinschaft und hegte den Wunsch, sich in möglichster Entfernung von anderen Niederlassungen anzusiedeln. Daher scharrten sie ihr ganzes Geld zusammen, um in der damals recht entlegenen Gegend von Cleveland für 15 000 Dollars 5000 Morgen Landes zu erwerben. Dort angekommen, waren sie erschöpft und unbemittelt und mußten anfangs viel Ungemach ertragen. Zunächst wurde für Pimler ein, bald allgemein „der Palast" genanntes, großes Ziegelhaus mit zweiundzwanzig Zoll dicken Mauern erbaut, sodann folgten Wohnhäuser für die übrigen, Läden jeder Art und so weiter, und es dauerte nicht lange, da konnten die Zoariten sich rühmen, daß sie nichts von dem, dessen sie bei ihrer sehr einfachen Lebensweise bedurften, zu kaufen brauchten. Da Pimler die Kolonie gänzlich von der Umwelt abschließen wollte, ließ er zur Deckung aller heimischen Bedürfnisse eine Schmiede, eine Textilfabrik, eine Mahlmühle, eine Bierbrauerei und andere Werkstätten und Fabriken errichten. Aber im Laufe der Zeit ging es nicht mehr mit der Vereinzelung, denn die umliegenden Ländereien wurden besiedelt; die Kinder, die früher nur im Deutschen Unterricht empfangen hatten, mußten auch Englisch lernen, und bald wanderte mancher Zoarit, der sich in dem Dörfchen zu langweilen begann, aus. Im Beginne wurde der Kolonistenbestand durch Zuzüge aus Deutschland ergänzt, und dann, als solche ausblieben, ein Versuch mit Amerikanern gemacht, die sich aber allzu störrisch erwiesen. Nun gestattete Pimler das bislang verboten gewesene Heiraten; seither hat sich der Bestand lediglich durch Geburten ergänzt. Die höchste bisherige Anzahl der Zoariten betrug 300; seit Pimlers Tod nimmt sie, wie das in allen ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, langsam, aber stetig ab.

So lange Pimler lebte, vereinigte er die ganze Regierungsgewalt in seiner Person. Die von ihm erlassene Geheimverfassung, die auswärts nicht bekannt ist, enthielt — so viel weiß man — die Bestimmung, daß das Gemeindevermögen unteilbar bleiben sollte, so lange die Gemeinde aus mindestens drei Mitgliedern bestehe. Einige Unzufriedene hatten vergeblich versucht, bei den Staatsgerichten von Ohio die Umstoßung dieses wichtigen Punktes zu erwirken. Seit dem Tode ihres Gründers wurde die kleine Republik von drei „Kuratoren" regiert, die auf je drei Jahre gewählt und von einem Fünfer-Ausschusse überwacht wurden. Der Ausschuß trat aber, wie es heißt, so selten zusammen, daß die Kuratoren in Wirklichkeit allein die Leitung der Geschäfte führten.

Kein Zoarit war im Besitze von Geld. Alles vorhandene Geld befand sich in den Händen des Schatzmeisters, der dem Kuratorium angehörte. Alle produzierten Güter wurden an das Kuratorium abgeliefert und in dem großen Vorratsspeicher aufbewahrt. Nur die Kuratoren durften nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auswärts verkaufen und schickten jährlich einmal jemanden nach Philadelphia zum Einkauf von allerlei Dingen, deren man von auswärts bedurfte. Der Speicher wurde von zwei jungen Leuten verwaltet. Man bekam dort, was man brauchte, auf Grund von Anweisungen des Kuratoriums, das darauf sehen mußte, daß niemand mehr erhielt, als ihm gebührte. Gab es eine Hochzeit, so wiesen die Kuratoren dem jungen Paar ein Haus und den gesamten Hausrat usw. an. Stellte sich Familienzuwachs ein, so wurde eine neue Wiege bestellt, falls nicht gerade eine alte frei war. Nach jedem Todesfalle machte der Schreiner einen Sarg von der durch Pimler eingeführten Form. Auf dem Grabe wurde zu Häupten des Verstorbenen ein kleines Holzkreuz aufgestellt.

Gegenwärtig stellen die Ländereien der Gemeinde, ihr Viehbestand und ihre Ersparnisse einen Gesamtwert von einer halben Million Dollars dar. Da die Zahl der Zoariten für die zu bewältigende Arbeit nicht mehr ausreichte, mußten sie für den landwirtschaftlichen Betrieb viele Arbeitskräfte mieten. Auf diese Weise wurde die Abgeschlossenheit der Siedlung immer undurchführbarer. Übrigens kam es auch vor, daß ein Knabe oder ein junger Mann die Niederlassung heimlich verließ, während Mädchen es allerdings nicht wagten.

Die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung des Kommunismus entgegenstellten, wuchsen indessen immer mehr, und mit ihnen die Unzufriedenheit der einzelnen Mitglieder. So entschloß man sich denn im September des Jahres 1898, die kommunistische Form der Gemeinde aufzugeben. In einem Bericht über diese Umwandlung heißt es: „Im letzten Jahrzehnt war der Geist, der zur Gründung der Kolonie geführt, mit dem Dahinscheiden der älteren Mitglieder immer mehr ausgestorben, da die jüngere Generation der Zoariten an der kommunistischen Lebensweise keinen rechten Gefallen fand. Noch einmal versuchte man im Jahre 1897 den stets schärfer werdenden Zwiespalt der Ansichten durch Anordnung der Feier des achtzigjährigen Bestehens zu unterdrücken, um bei den jüngeren Mitgliedern den Geist für Gemeinschaftsleben wieder zu stärken. Aber es half nichts. Der Widerspruch gegen den Kommunismus erhob sich nur noch stärker als bisher und so wurde denn endlich beschlossen, die Genossenschaft aufzulösen und den gemeinsamen Besitz unter die Mitglieder zu verteilen. Auf gerichtlichem Wege ist nun die Parzellierung des Bodens erfolgt. Der Wert des gesamten, etwa 3600 Hektar umfassenden Grundbesitzes ist auf 410 000 Dollars geschätzt worden, wovon auf die 136 Mitglieder der Gemeinde im Einzelbesitz je ein Grundstück im Werte von etwas über 3000 Dollars entfällt. Die Fabrikanlagen, bestehend aus einer Gerberei, Säge- und Mahlmühle, Wollenweberei und Brauerei, wurden in die Teilung nicht mit eingeschlossen, sollen dagegen von jetzt an in Form einer Aktiengesellschaft betrieben werden. Nun wird ein jeder der Zoariten allein durch eigene Kraft für sein weiteres Fortkommen sorgen müssen.

Leopold Ratscher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Der Hamburger. (Herausgeber: Paul Bröcker, Hamburg.) 2. Jahrg. Nr. 8.

Gegen Alleen, Bäume und Büsche. Von Alfred Lichtwark.

„Der Name Allee für Baumgang, Baumweg, Baumstraße beweist schon, daß es sich um französische Einfuhr handelt. Das mittelalterliche Stadtbild kannte sie nicht. Erst im siebzehnten Jahrhundert beginnt sie, in die deutschen Städte einzudringen. . . . . .

Erst im neunzehnten Jahrhundert tritt die Allee gestaltend in das Städtebild.

Einmal durch natürliches Wachstum. Von den alten Toren aus führten Baumstraßen weit ins Land. Sie blieben bestehen, als die Stadt ins Land überquoll . .

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erst begann die Allee zu dem eisernen Bestand der Stadterweiterungspläne zu gehören.

Sie wird heute für jede neue Straße auf dem Landgebiet einfach vorausgesetzt . . . . . .

In der Theorie und für die sentimentale Betrachtung der Welt sind die Alleen eine sehr schöne und lobenswerte Einrichtung, in der Wirklichkeit oft ein Unfug. Ein Freund, der früher meine Abneigung gegen Alleen nicht teilte, schrieb mir: Ich bin bekehrt. Vor meinen Fenstern wächst nach Süden eine himmelhohe Baumwand auf, obwohl die Straße schmal und der Garten nicht breit ist. Im Erdgeschoß kann ich den Himmel nur vom geöffneten Fenster aus zu sehen bekommen, und auch das vielleicht nicht lange mehr. In meinem Garten gedeihen nur noch Blumen, die mit dem Licht des Vorfrühlings fürlieb nehmen, das die Erde erreicht, ehe die Bäume belaubt sind. Im Dunkel der Straße trocknen die Pfützen niemals auf, und die Luft wechselt nicht, weil der Wind nicht ankommen kann. Mache ich die Fenster auf, rieche ich Moder. Am liebsten würde ich auf die großen Bäume ganz verzichten, dann wäre meine Wohnung hell und sonnig, die jetzt nur im Winter vom Sonnenschein besucht wird — wer würde bei uns die Sonne aussperren, wenn er Wünsche erfüllt bekäme? Ich könnte alle Blumen züchten, für die ich Platz habe, hätte das ganze Jahr frische Luft und eine trockene Straße. Aber die Bäume stehen einmal da. Alle Bitten und Eingaben sind vergebene Mühe, denn den Anwohnern der Südseite, die unter dem Schatten nicht zu leiden haben, weil die Sonne ihnen nicht ausgesperrt werden kann, und weil tiefe Vorgärten sie von der Baumwand trennen, ist die Sache gleichgültig.

* * *

Aber das Übel der Allee ist so tief eingewurzelt, daß wir sobald nicht davon loskommen. Bei Stadterweiterungsplänen pflegt man aus der Vorstellung, Alleen wären gut, so viel Baumstraßen wie möglich vorzusehen. Camillo Sitte hat schon darauf aufmerksam gemacht, wieviel Platz verschwendet wird, um überall, auch wo der Verkehr sie nicht braucht, breite Straßen mit Baumreihen anzulegen. Er schlägt vor, den Baum an der Straße zu sparen und dafür zwischen den Häuservierecken vor Wind und Staub geschützt hie und da öffentliche Gärten anzulegen. Er macht darauf aufmerksam, daß es bei Straßen, die von Osten nach Westen laufen, genügt, an der Nordseite Bäume zu pflanzen.

Alle diese Vorschläge beruhen auf der Beobachtung älterer Stadtanlagen.

So haben seit mehr als hundert Jahren die Londoner die besten Erfahrungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemacht mit der Anlage ihrer Squares. . . . . .

Zu den Alleebäumen kommen nun noch überall in den kleinen Vordergärten Büsche und Bäume, die viel zu groß geworden sind. Bäume sind hier geradezu Torheit. Zu dem kleinen Raum der Vorgärten stehen sie außer Verhältnis. Man könnte ebensogut den Elefanten als Stubentier halten wollen. Der kleine Vorgarten muß mit den Mitteln der Hecke, des Blumenbeets und vielleicht noch des Rasens angelegt werden; das kann jedes Kind einsehen. Bäume und Büsche gehören nicht hinein, soweit sie nicht geschoren werden. Mich wundert, daß die Hygieniker nicht schon kräftiger mobil gemacht haben gegen die Alleen und Bäume, die Luft und Licht aussperren.

Die Alleen sind eine mechanische, und darum, wo es sich nicht um sehr breite Straßen handelt, verkehrte Übertragung der Kunstmittel des alten regelmäßigen Gartens auf die Stadtanlage. Die Einzelbäume und Büsche eine gedankenlose Übertragung der Prinzipien des freien landschaftlichen Gartens auf das Stadtbild . . . . . "

Erfurter Allgemeiner Anzeiger v. 29. Mai 1912.

Was uns not tut! Von Diplom-Ingenieur Süpke.*)

„Was uns not tut? Not tut uns vaterländische, mehr ideal gerichtete Gesinnung, die nicht bei jedem kleinen Beginnen ihr Profitchen machen möchte. . . . . Das große Bewußtsein einer stolzen Rasse, wie wir es zuweilen noch an dem Heidjer der Lüneburger Heide sehen, wo ist das im ganzen Volke geblieben? Die Zahl dieser stolzen Deutschen muß wieder größer werden, der Geist muß freier, das Auge klarer und die Gestalt elastischer werden! Solche Menschen werden unseres Reiches Größe sein. . . . . .

Kennen wir die Not unserer Zeit, die so vielfach ist! Noch viel davon ruft nach uns um Abhilfe. Doch wenn jemand daran erinnert, dann wird ihm erwidert: „Laß mich nur zufrieden, ich kenne es, ich habe schon mit mir zu tun." Ja, genug mit uns zu tun hätten wir, aber wir tun nur nichts mit uns.

Allerdings sehe ich tausend und abertausend Vereine, Vereine für all und jeden Zweck. Wer kennt sie alle! Doch wie steht es mit der Mitgliederzahl? Nun, da trennen sie sich scharf in Arbeitsvereine mit wenigen und Vergnügungsvereine mit sehr vielen Mitgliedern. Wir sollten den ersteren helfen, denn unsere Zeit bedarf ihrer. . . . . .

. . . . . .

Mögen sie nun heißen, wie sie wollen, die vaterländisch arbeitenden Vereine und Verbände, sofern sie deutsch sind und des Vaterlandes Größe durch des ganzen Volkes Tüchtigkeit erstreben, ruft sie und vor allem ihre Führer der „Vortrupp" zur Mitarbeit und Freundschaft. . . . ."

Rund um uns

Der Dresdner Armeegepäck-Wettmarsch.*) Der „Deutsche Brauerbund E. V." hat durch sein „Presse-Bureau" den Redakteuren der deutschen Tageszeitungen wieder einmal*) einen „Waschzettel" übersandt, den wir auf Seite 413

*) (Der Aufsatz behandelt unter anderm den „Vortrupp".)

**) Vgl. die Vornotiz im „Vortrupp" Nr. 12, S. 381.

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 8, S. 253 „Wie's gemacht wird".

in genauem Wortlaut und in genauer Form wiedergeben.

Der „Vortrupp" hat über den auffallenden Inhalt dieses „Waschzettels" genaue Erkundigungen angestellt; was dabei herausgekommen ist, ist dies: alle Behauptungen dieses „Waschzettels" (mit Ausnahme des ersten Satzes) sind Unwahrheiten:

Es ist unwahr, daß die drei Teilnehmer an dem Internationalen Armeegepäck-Wettmarsch, die tatsächlich dem Krankenhause überliefert worden sind, Abstinenten waren; wir haben die Namen und die Lebensumstände dieser drei Personen festgestellt. Es ist weiter unwahr, daß bei diesen drei Personen die „Lebensgeister im Krankenhaus durch Alkohol wieder geweckt werden mußten": Die amtliche Auskunft des Krankenhauses in dem sie gelegen haben, nämlich des Stadtkrankenhauses in Radeberg bei Dresden, sagt kurz: „Den Kranken ist hier kein Alkohol verabreicht worden." (Und unwahr ist sogar das, was der „Waschzettel" des Brauerbundes über den „Zustand" dieser drei Teilnehmer verbreitet; dieser „Zustand" war nämlich keineswegs „derartig, daß sie voraussichtlich längere Zeit, mindestens aber einige Tage im Krankenhaus werden zubringen müssen", sondern die genannte amtliche Auskunft des Stadtkrankenhauses zu Radeberg sagt kurz, daß sie „alsbald wieder entlassen werden konnten".)

Unwahr ist sodann die ganze Geschichte von den „weiteren sieben Teilnehmern, die auf halbem Wege erschöpft zusammenbrachen", und für die man sich „genötigt sah, Automobile zu requirieren, um die Erschöpften ebenfalls dem Krankenhause zuzuführen": Nach der Lage der Marschstrecke, die uns in allen Einzelheiten bekannt ist, und nach dem Urteil aller Ortskundigen, kommen als Krankenhäuser, wohin man diese „weiteren sieben Teilnehmer" hätte bringen können, nur in Betracht: das bereits genannte Stadtkrankenhaus in Radeberg, das Krankenhaus der Diakonissenanstalt zu Dresden, und das Garnisonlazarett zu Dresden-Neustadt. Laut amtlicher Auskunft der beiden letztgenannten Anstalten sind erkrankte Teilnehmer dort überhaupt nicht eingeliefert worden; laut amtlicher Auskunft des Stadtkrankenhauses zu Radeberg hat dieses lediglich die zuerst genannten drei Teilnehmer aufgenommen (die, wie schon dargelegt, keine Abstinenten waren). Die ganze Geschichte von den zusammengebrochenen „weiteren sieben Teilnehmern" ist also frei erfunden. Und da demnach diese „weiteren sieben Teilnehmer" überhaupt nicht vorhanden waren, so gehören auch alle Nebenumstände, womit der „Waschzettel" des Brauer-Bundes ihren „Zusammenbruch" ausschmückt, in das Reich der — — sagen wir: Phantasie, also sowohl die Behauptung, daß diese sieben Personen „Abstinenten und Vegetarier" waren, als auch die Behauptung, daß sie mit „Kognak und Sekt gestärkt" wurden. (Übrigens sind auch sämtliche Samariter, die beim Wettmarsch tätig gewesen sind, ausdrücklich befragt worden, ob sie etwa einem Erkrankten Alkohol verabreicht hätten: alle Samariter haben das ausdrücklich verneint.)

Unwahr ist endlich alles Wesentliche, was über Emerich Rath gesagt wird: Emerich Raths Kräfte sind weder erlahmt, noch ist er, als er durchs Ziel ging, „erschöpft und ausgepumpt" gewesen. Er ist vielmehr beim Passieren des Zieles in so ausgezeichneter körperlicher Verfassung gewesen, daß er bereits am folgenden Tage (Montag) seine Berufsarbeit in voller Frische ausgeführt hat, daß er am Dienstag Abend schon wieder für den Marathon-Lauf in Stockholm trainiert hat, und am folgenden Sonntag (den 19. Mai) die deutsche Boxmeisterschaft für Schwergewicht gewonnen hat.

Der „Mißerfolg" Emerich Raths (für einen Sportsmann seines Ranges ist es nämlich immerhin noch ein Mißerfolg, wenn man unter etwa 60 Teilnehmern als achtzehnter ans Ziel kommt) hatte lediglich die folgende Ursache: Rath hat sich durch Schuhdruck Blasen am Fuß zugezogen, die dann wund rissen; daher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat er vom elften Kilometer an barfuß gehen müssen, auf einer harten, steinigen Straße bei Sonnenbrand. Trotzdem Rath durch das Ausziehen der Schuhe viel Zeitverlust gehabt hatte, holte er bei dieser quälenden Art des Marschierens doch noch bis auf den sechsten Platz auf. Dann aber traten Blutblasen an den Fersen auf, und er mußte sich verbinden lassen. Trotzdem das einen neuen großen Zeitverlust brachte, und trotz der sehr heftigen Schmerzen an den Füßen, ging Rath die Strecke zu Ende und gelangte immerhin noch als achtzehnter an das Ziel — abgesehen von den schmerzenden Füßen in großartiger körperlicher Verfassung. (Diese sämtlichen Angaben entstammen einem eingehenden persönlichen Berichte Emerich Raths.)

Hiernach steht fest, daß alle Behauptungen des „Waschzettels" des Brauerbundes, die sich gegen die Abstinenz richten, unwahr sind. Aber das ist eigentlich noch nicht einmal das Schlimmste an der Handlungsweise des Brauerbundes. Noch schlimmer ist der Umstand, daß die Hauptsache aus dem Ergebnis des Wettmarsches in dem „Waschzettel" verschwiegen ist. Denn selbst dann, wenn alle Behauptungen des „Waschzettels" ebenso wahr wären, wie sie tatsächlich unwahr sind, wäre der fettgedruckte Schlußsatz des „Waschzettels" immer noch eine grobe Unwahrheit: der Brauerbund verschweigt nämlich, daß der positive Erfolg des Tages durchaus den Abstinenten gehört; unter den fünf Männern, die zuerst das Ziel erreicht haben, waren der erste Sieger und ebenso der zweite, vierte und fünfte sämtlich Abstinenten (und Vegetarier). Die Namen dieser vier Männer sind Wilmsmeyer, Männel, Busch (Sportsname Worthy) und Weißgärber.

Es ist sehr schwierig, für das Vorgehen des „Deutschen Brauerbundes E. V." eine Bezeichnung zu finden, die einerseits dieses Vorgehen beim richtigen Namen nennt, und anderseits den Leuten keine Gelegenheit gibt, die „formell" Beleidigten zu spielen. Am zweckmäßigsten dürfte es daher sein, festzustellen, daß auch das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen in diesem Falle nicht umhin könnte, einen „bestimmten, scharf zu umschreibenden Mißbrauch" *) anzuerkennen.

Die Lage des „Deutschen Brauerbundes E. V." — wird dadurch um nichts besser, daß er in dem „Waschzettel" versucht, sich durch die „Sächsische Zentral-Korrespondenz" zu decken. Denn der Inhaber dieser Korrespondenz, ein gewisser v. H., ist gleichzeitig einer der Berichterstatter des offiziellen Organes des „Deutschen Brauerbundes", nämlich der „Tageszeitung für Brauerei", wo v. H. am 16. Mai (also nur einen einzigen Tag nach dem Ausgabetage des „Waschzettels" des Brauerbundes) ebenfalls über dieses „Fiasko der Abstinenzler" berichtet hat, und zwar vielfach in genau den gleichen Redewendungen, die sich in dem „Waschzettel" des Brauerbundes finden. Die Maske, die der „Deutsche Brauerbund" durch die Herkunftsbezeichnung „Sächsische Zentral-Korrespondenz" dem Erzeugnis so verschämt umhängt, ist also weder undurchsichtig noch haltbar.

Bisher sind uns die folgenden deutschen Tageszeitungen bekannt geworden, die den „Waschzettel" des Brauerbundes (meist in voller Länge) abgedruckt haben, ohne den Brauerbund als Quelle anzugeben:

Augsburger Abend-Zeitung,
Blankenburger Harz-Zeitung,
Bote vom Welzheimer Wald,
Bremerförder Zeitung,
Coburger Zeitung,
Coburger Tageblatt,
Darmstädter Tageblatt,
Durlacher Wochenblatt,
Essener General-Anzeiger,
General-Anzeiger, Ludwigshafen,
Generalanzeiger für Wesel,
Hallische Zeitung,
Hanauer General-Anzeiger,

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 10, S. 305, Schlußabsatz; S. 306, Absatz 2; S. 308, Absatz 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu unserm Aufsatz: „Der Dresdner Armeegepäckmarsch" auf S. 410.

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Charlottenburg, Telephon: Charlottenburg 100.
Fasanenstr. 21.

Ew. Hochwohlgeboren

gestatten wir uns nachstehende Mitteilung ergebenst zur Verfügung zu stellen.

Hochachtungsvoll

Den 15. V. 1912.

Das Presse-Bureau des Deutschen Brauer-Bundes, E. V.

Auffallendes Ergebnis des Internationalen Armee-Gepäck-Wettmarsches, Dresden 1912.

Beim diesjährigen Internationalen Armee-Gepäck-Wettmarsch Dresden über eine Strecke von 30 km am Sonntag, den 12. Mai, mußten 3 Teilnehmer dem Krankenhaus überliefert werden.

Die Sächsische Zentral-Korrespondenz hebt hervor, daß diese drei Maroden Abstinenten sind und daß das Auffallende dieser Tatsache vermehrt wird durch den Umstand, daß weitere sieben Teilnehmer, die auf halbem Wege erschöpft zusammenbrachen, ebenfalls Abstinenzler sind. Die Korrespondenz berichtet:

> „Der bekannte preisgekrönte Emerich Rath-Prag blieb schon bei Beginn zurück. Seine Kräfte erlahmten so zusehends, daß er mit knapper Mühe die Strecke zurücklegen konnte. Er ging als Achtzehnter durchs Ziel, erschöpft und ausgepumpt.
>
> Drei weitere Teilnehmer, ebenfalls Abstinenten, brachen ab. Sie befanden sich in einem geradezu bejammernswerten Zustande und mußten ins Krankenhaus geschafft werden, wo sie noch am Sonntag abend bei hohem Fieber schwer krank darnieder lagen. Ihre Lebensgeister mußten im Krankenhaus durch Alkohol wieder geweckt werden. Ihr Zustand ist derartig, daß sie voraussichtlich längere Zeit, mindestens aber einige Tage, im Krankenhaus werden zubringen müssen.
>
> In Langebrück, ungefähr auf halbem Wege, mußten weitere sieben Teilnehmer, ebenfalls Abstinenten und Vegetarianer, ausscheiden. Auch der Zustand dieser Leute war bemitleidenswert. Man sah sich genötigt, Automobile zu requirieren, um die Erschöpften ebenfalls dem Krankenhause zuzuführen. Vorher aber waren sie mit Kognak und Sekt gestärkt worden."
>
> Von den übrigen Teilnehmern wird berichtet, daß sie in völliger körperlicher Frische und Elastizität am Ziel anlangten.

Diese Tatsachen stehen im krassen Gegensatz zu der Theorie, daß hohe körperliche Leistungsfähigkeit durch Abstinenz begünstigt wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hannoverscher Anzeiger,
Harzer Kurier (Thale),
Leipziger Allgemeine Zeitung (Amtsblatt),
Nordwestdeutsche Morgen-Zeitung (Oldenburg),
Saale-Zeitung (Halle),
Siegener Zeitung,
Pfälzische Rundschau,
Wirsitzer Kreis-Blatt.

Dazu kommt dann noch das „Amts- und Anzeigeblatt" in Eibenstock, das aber gleich seine starken Zweifel an der Richtigkeit der Sache ausgedrückt hat.

Eine Berichtigung haben von den genannten Zeitungen diese gebracht: Augsburger Abend-Zeitung, Coburger Zeitung, Coburger Tageblatt, Hallische Zeitung, Hannoverscher Anzeiger, Harzer Kurier, Nordwestdeutsche Morgen-Zeitung.

Die nun zu nennenden drei Zeitungen haben den „Waschzettel" abgedruckt, indem sie offen den Brauerbund (oder doch die Alkoholinteressenten) als Urheber der Behauptung angaben:

Heider Anzeiger und Zeitung (Im Sprechsaal),
Kurier für Niederbayern, Landshut a/Isar,
„Ostsee-Zeitung und Neue Stettiner Zeitung".

In den Sprechsaal nahmen — ohne Herkunftsbezeichnung — den Inhalt des „Waschzettels" auf:

Leerer Anzeige-Blatt,
Einbecker Zeitung,
Oldenburger Nachrichten.

Gegen die beiden Gruppen von Zeitungen, die den Inhalt des „Waschzettels" mit Quellenangabe oder im Sprechsaal abgedruckt haben, läßt sich vielleicht ein allzuschwerer Tadel nicht erheben. Desto schwerer wiegt der Vorwurf gegen die Zeitungen, die den „Waschzettel" im redaktionellen Teil abgedruckt haben, ohne ihre Leser über seine Herkunft aufzuklären — die also ihren Lesern verschwiegen haben, daß es sich um beweislose Behauptungen von Interessenten handle. Wenn allerdings die „Vegetarische Warte" über die Angelegenheit sagt: „Von den ..... berufenen journalistischen Organisationen muß erwartet werden, daß sie gegen Urheber und Verbreiter der ..... des Sportergebnisses — einschließlich der mitschuldigen Tageszeitungen — in rücksichtsloser Weise vorgehen werden", so ist es von Interesse, wie weit der Optimismus dieser „Erwartung" auf seine Rechnung kommen wird.

Am schlimmsten liegt jedenfalls die Sache bei dem „Bochumer Anzeiger und General-Anzeiger". Dieser hat in seiner Nr. 121 vom 24. Mai 1912 nicht nur den „Waschzettel" ohne jede Quellenangabe abgedruckt, sondern er hat sich den Abdruck auch als Inserat bezahlen lassen. Dabei hat er aber den Abdruck in einer Form vorgenommen, daß kein Mensch, der nicht Inseratenfachmann ist, auf den Gedanken kommen kann, es handle sich hier um etwas anderes, als um einen redaktionellen Artikel: Der Abdruck ist für den Nichtfachmann durch nichts von den auf derselben Seite stehenden redaktionellen Artikeln zu unterscheiden, während er in der Aufmachung nicht das allergeringste Gemeinsame mit den Inseraten auf der gleichen Seite aufweist. — Der gleiche Vorwurf trifft die „Allgemeine Zeitung Chemnitz" (Nr. 120 vom 26. Mai 1912). **Vortrupp.**

Der achte deutsche Abstinententag, der vom 26. Mai bis 1. Juni d. J. in Freiburg i. Br. stattfand, hat eine Entschließung gefaßt, die sich mit großem Nachdruck gegen die auch im „Vortrupp" wiederholt gegeißelten Machenschaften einzelner Gruppen des Alkoholkapitals richtet. Die Entschließung hat folgenden Wortlaut:

„Eine Anzahl von Alkoholinteressenten (es waren Großbrauer, Branntweinfabrikanten und ihre Verbündeten) hat im Laufe der letzten 12 Monate wiederholt den Versuch gemacht, hervorragende und führende Vertreter der deutschen Abstinenzbewegung durch gerichtliche Klagen und durch Anzeigen bei vorgesetzten Behörden zu schädigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Anstrengungen dieser Alkoholkapitalisten stellen sich uns nicht etwa als ein Kampf um das Recht dar, sondern als terroristische Akte, die den Zweck verfolgen, die Bekämpfer des Alkoholismus in ihrer bürgerlichen Existenz zu bedrohen und dadurch Unsicherheit und Schwanken in die Reihen der Abstinenten zu tragen.

Indem der achte deutsche Abstinententag diesen Tatbestand öffentlich feststellt, erklärt er gleichzeitig, daß solche und andere Versuche, die Abstinenten einzuschüchtern, durchaus wirkungslos sind und bleiben werden: weder gerichtliche Klagen, noch Verurteilungen, weder Denunziationen bei vorgesetzten Behörden, noch selbst Erschütterungen der wirtschaftlichen Stellung — noch endlich irgendwelche andere persönliche Repressalien — werden imstande sein, uns Vertreter der deutschen Nüchternheitsbewegung daran zu hindern, unsere als wahr erkannten Grundsätze mit aller Macht und Entschiedenheit zu vertreten; ganz besonders werden wir gegen die Irreführung der öffentlichen Meinung und gegen die systematische Verführung des Volkes zum Trunke (wie beides von großen Gruppen des Alkoholkapitales betrieben wird) mit der größten Tatkraft zu Felde ziehen, bis diese Schädigung des deutschen Volkes beseitigt ist."

Ein Frauenberufsamt. Der Gesamtvorstand des Bundes deutscher Frauenvereine hat in seiner letzten Sitzung in Berlin Anfang März beschlossen, aus der „Auskunftsstelle des Bundes für Fraueninteressen", die seit 12 Jahren unter der ausgezeichneten Leitung von Frau Levy Rathenau-Berlin besteht, ein „Frauenberufsamt" zu machen. Maßgebend für diesen Beschluß war die Tatsache, daß in den letzten Jahren eine große Anzahl von örtlichen Auskunftsstellen entstanden sind, die sich im Anschluß an die Berufungsberatungs-Konferenz im Herbste 1911 zu einem „Kartell der Auskunftsstellen für Frauenberufe" zusammengeschlossen haben und die in der Lage sind, mit Unterstützung der Kartell-Geschäftsstelle alle einschlägigen praktischen Aufgaben durchzuführen. Das Frauenberufsamt soll nunmehr die theoretisch-wissenschaftliche Erforschung des Arbeitsmarktes und die objektive Feststellung der mit dem Berufs- und Erwerbsleben der Frauen zusammenhängenden sittlichen, hygienischen und wirtschaftlichen Erscheinungen übernehmen. Das gewonnene Material wird nach sorgfältiger Bearbeitung allen an der Berufsberatung interessierten Organisationen zur Verfügung gestellt. Als erste größere Aufgabe hat das Frauenberufsamt die Erforschung der technischen Berufe ins Auge gefaßt und veranstaltet gegenwärtig eine darauf bezügliche Umfrage. Es sind etwa 1000 Fragebogen an chemische, elektrotechnische Maschinenfabriken, Baufirmen, Architektenbureaus versandt worden. Sie beziehen sich insbesondere auf folgende Punkte: Zahl der in den Betrieben beschäftigten technischen Beamtinnen, sowohl mechanischer Hilfskräfte wie vorgebildeter Kräfte, Feststellung der Arbeiten, die von beiden Kategorien von Beamtinnen ausgeführt werden, Feststellung der verlangten Vorkenntnisse sowie der im Betriebe gegebenen weiteren Ausbildungsmöglichkeiten, Gehaltsbedingungen, prinzipielle Festlegung der Ansichten über die Anstellung technischer Beamtinnen, ihre Ausbildung und Vorbildung und die Idee einer zentralen Stellenvermittlung. Der Begriff der technischen Berufe umfaßt einen großen Komplex ganz verschiedener Arbeitsgebiete, unter anderem das technische Zeichnen in Bureaus und Fabriken, bei Architekten und Baufirmen, in den Katasterämtern und Landkartenhandlungen, bei Behörden, eigenen Bahnverwaltungen, ferner in Laboratorien verschiedenster Art. In den Laboratorien sind es weiterhin eine Anzahl chemischer Berufe, in denen Laborantinnen, Technikerinnen usw. Verwendung finden. Auch die wissenschaftliche Photographie eröffnet den Frauen ein weites Betätigungsfeld. Die Zahl der technisch-gebildeten Beamtinnen in den in-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dustriellen Betrieben hat sich im Laufe von 10 Jahren verzehnfacht. Nach der letzten Zählung gab es im Jahre 1907 711 weibliche Techniker, und zweifellos hat sich seither ihre Zahl noch stark vermehrt.

Esperanto-Jubiläum. Am 2. Juni d. J. waren es 25 Jahre her, daß Dr. Zamenhof in Warschau mit der von ihm geschaffenen Hilfssprache „Esperanto" an die Öffentlichkeit trat. Mit Aufbietung ungeheurer Energie ist es ihm gelungen, seinem Werke Anerkennung zu verschaffen. Langsam, aber stetig breitete sich die Esperantosprache aus. Eine größere Anhängerschar erwarb sie sich zunächst in Frankreich, dann in England, Deutschland und den übrigen Ländern. Heute bestehen auf der ganzen Erde etwa 2000 Esperantogesellschaften, davon in Deutschland 210. Die Literatur in Esperanto ist auf mehrere tausend Bände angewachsen, und in 40 Sprachen sind Lehr- und Wörterbücher über Esperanto geschrieben worden. Mehr als hundert Zeitungen — in 28 verschiedenen Ländern — erscheinen in Esperanto. Auf sieben internationalen Kongressen, in Frankreich, der Schweiz, in England, Deutschland, Spanien, Nordamerika und Belgien haben die Esperantisten dadurch, daß sie sich in Esperanto wie in ihrer Muttersprache unterhielten, den Beweis für die Möglichkeit der künstlichen Hilfssprache erbracht. Durch weitverzweigte, teilweise weltumfassende Organisationen sind sie bestrebt, Esperanto als allgemeine Verkehrssprache im internationalen Verkehr einzuführen, und heute schon vermittelt Esperanto den Verkehr Hunderttausender von Menschen aller möglichen Rassen und Völker. In 300 Schulen niederen und höheren Grades ist Esperanto als Unterrichtsfach eingeführt.

Dr. Zamenhof, der sein Werk in verhältnismäßig jungen Jahren begann und heute im 53. Lebensjahre steht, sucht der Verbreitung der Esperantosprache unter anderem durch Übersetzen hervorragender Literaturwerke zu dienen. Alle die Romane, Erzählungen und Theaterstücke, die er aus dem Russischen, Polnischen, Deutschen und Französischen, sowie die Bibel, von der er beträchtliche Stücke aus dem Hebräischen übersetzt hat, sind Meisterstücke feinster Übersetzungskunst, die nur er als der beste Kenner seiner Sprache zustande bringen konnte.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Kipper, Joseph: Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland. M. 0,60. Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach.

Alafberg, Friedrich: Aufstieg. Bekenntnisse zu Gegenwart und Zukunft. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—, Xenien-Verlag, Leipzig.

Sieper, Prof. Dr. Ernst: Die Kultur des modernen England. In Einzeldarstellungen herausgegeben mit Unterstützung des deutsch-englischen Verständigungskomitees. R. Oldenbourg, München und Berlin.

1. Band:

Schultze, Dr. Ernst: Die geistige Hebung der Volksmassen in England. M. 4,00.

2. Band:

Schultze, Dr. Ernst: Volksbildung und Volkswohlfahrt in England. M. 4,50.

3. Band:

Berlepsch-Valendàs: Die Gartenstadtbewegung in England, ihre Entwicklung und ihr jetziger Stand. M. 4,50.

4. Band:

Singer, Prof. Dr. H. W.: Der Präraphaelitismus in England. M. 3.75.

Fehlauer, Dr. med. C. H.: Ratgeber für den Sommer und die Sommerfrische. M. 0,80. Verlag der „Hausarzt-Zeitschrift", Berlin W 9.

Krauß, Karl: Ist Rauchen eine Lebenshemmung? M. 0,50. Jugendbuchhandlung, Friedrichshagen bei Berlin.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 14 16. Juli 1912

Die 's am schwersten drückt.

Eine richtige Beurteilung der Dinge, von denen ich sprechen will, wird für zahlreiche Menschen dadurch sehr erschwert, daß reichlich viele Personen darüber reden und schreiben, die sie gar nicht ordentlich kennen. Darum tut der, der sie öffentlich behandelt, gut, zunächst darzutun, daß er nicht als reiner Laie redet. Aus diesem Grunde darf ich bemerken: Ich habe sechzehn Jahre lang zunächst der Reserve und dann der Landwehr ersten Aufgebotes als Offizier angehört und während dieser Zeit acht Waffenübungen abgeleistet. Erst Anfang Dezember 1911 nahm ich als Hauptmann den Abschied, gehöre aber für den Mobilmachungsfall dem Heere noch jetzt in diesem Range an.

Der Verfasser.

Das Doppelgesetz.

Beim Beginn der Reichstagsdebatten über den Zweikampf gab der Kriegsminister v. Heeringen eine Erklärung ab, deren sachlicher Inhalt die Bestätigung war, daß der deutsche Offizier unter dem Zwange zum Zweikampf steht. Jedem Sachverständigen war es bekannt, daß diese Erklärung einfach wieder einmal feststellte, was im Deutschen Reiche für die Offiziere der Wehrmacht gültiges Gesetz ist, seit das Reich besteht (und in den Einzelstaaten noch viel länger). Trotzdem wurde dem ehrlichen Soldaten v. Heeringen, gleich als spräche er etwas ganz Neues, Überraschendes, Unerhörtes aus, das Wort entgegengeschleudert: „Mit dieser Er„klärung stellt der Kriegsminister sich und das Offizierkorps außerhalb des „Gesetzes."

Wie jeder klangvolle Unsinn, der in der Öffentlichkeit ausgesprochen wird, hat auch dieses Wort bei manchem Eindruck gemacht. Das ändert nichts daran, daß es trotzdem Unsinn war: Natürlich, so ziemlich jedes Kind weiß, daß jeder Deutsche, also auch jeder deutsche Offizier, der zum Zweikampf herausfordert, oder der eine solche Herausforderung annimmt, oder der den Zweikampf ausführt, damit etwas tut, was das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bei Festungsstrafe verbietet. Aber ebenso wahr ist auch etwas andres: daß der Offizier (des stehenden Heeres, der Flotte oder des Beurlaubtenstandes), der das tut, dadurch einem andern deutschen Gesetze gehorcht, — nicht etwa nur einer ungeschriebenen Sitte, sondern einem ganz richtigen Gesetze, dessen Gültigkeit in der Reichsverfassung genau so verankert ist, wie die Gültigkeit des Strafgesetzbuches. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die verschiedenen Verordnungen über die Ehrengerichte im Heer und in der Marine, Verordnungen, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt in allen Teilen der deutschen Wehrmacht gleichmäßig Geltung haben, nach der Reichsverfassung (Artikel 61 Absatz 1, Artikel 63 Absatz 3) und nach § 8 des Reichsmilitärgesetzes (das wieder seinerseits in der Reichsverfassung ruht) vollgültig zu Recht bestehen. Und wenn nun auch in diesen Verordnungen*) nirgends mit dürren Worten ausgesprochen ist „unter den und den Umständen muß der Offizier zum Zweikampf schreiten", so hat doch unter den Auslegern dieser Verordnungen (und zwar mit Recht) niemals eine Meinungsverschiedenheit darüber geherrscht, daß das dennoch unzweideutig ihr Sinn ist, — und daß es damit, weil die Verordnungen zu Recht bestehen, gesetzliche**) Vorschrift ist. Der Inhalt dieser gesetzlichen Vorschrift ist im wesentlichen dieser: Ein Offizier, der beleidigt wird, soll davon seinem Ehrenrat***) Anzeige machen†). Der Ehrenrat hat, wenn er nicht etwa seinerseits die Ehre der Beteiligten für nicht berührt erachtet, einen Ausgleichsvorschlag aufzustellen, falls die Standessitte das „irgendwie" zuläßt. Sofern das aber nicht der Fall ist, erklärt der Ehrenrat, daß er sich nach Lage der Sache außerstande sehe, einen Ausgleich vorzuschlagen. Das ist aber nichts andres, als eine Umschreibung der Anordnung an den Beleidigten, nunmehr eine Herausforderung zum Zweikampf ergehen zu lassen. Ein Offizier, der jetzt diese Herausforderung nicht erlassen würde††), (und ebenso der Offizier, der von Anfang an die Beleidigung unbeachtet lassen oder lediglich Klage wegen Beleidigung erheben würde), würde auf ehrengerichtlichem Wege der Verletzung der Standesehre schuldig befunden, und „mit schlichtem Abschiede" entlassen werden; das hätte für ihn den gesetzmäßigen Verlust seiner Dienststelle zur Folge.

Ich bemerke: die Bestimmungen dieser Verordnungen sind alles andere eher, als übersichtlich oder auch nur klar. Sie sind sogar so schwer verständlich, daß ein Laie sich überhaupt nicht hindurchfinden kann, und daß auch jemand, der gleichzeitig Offizier und Jurist ist, ihren Sinn, und besonders ihr Ineinandergreifen in der Anwendung auf den einzelnen Fall, doch nicht mit Sicherheit zu verstehen vermag, wenn er nicht jedesmal jemanden zu Rate

---

*) Verordnungen vom 2. Mai 1874; 2. November 1875; 26. Juli 1895; 1. Januar 1897; 15. Juni 1897; 16. September 1898; 20. März 1899; 9. April 1901; 3. Juni 1901; 7. November 1901.

**) Daß eine „Verordnung" für die Gesetzgebung und für die Rechtswissenschaft unter einen andern technischen Begriff fällt, als ein „Gesetz im engeren Sinne", ist mir natürlich bekannt, ist aber hier ganz gleichgültig: Denn Verordnungen, die verfassungsmäßig zustande gekommen sind (und um solche handelt es sich hier), gehören genau so gut, wie jene „Gesetze im engeren Sinne" zu den „Gesetzen im weiteren Sinne"; das bedeutet, sie besitzen rechtmäßige Zwangsgewalt gegen die Personen, denen sie Vorschriften machen. D. Verf.

***) Der Laie achte besonders darauf, daß „Ehrenrat" und „Ehrengericht" zwei völlig getrennte Behörden sind. D. Verf.

†) Tut er das übrigens nicht, und ficht er vielmehr sofort unter Umgehung des Ehrenrates einen Zweikampf aus, so trifft ihn keinerlei ehrengerichtliche Ahndung, sondern es ist nur an den König über ihn „sofort zu berichten". D. Verf.

††) Es sei denn, daß sich vorher noch ein ehrengerichtliches Verfahren notwendig machen sollte, weil sich zum Beispiel erst jetzt der Verdacht ergibt, daß der Beleidiger gar nicht „satisfaktionsfähig" sei. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zieht, der praktische Erfahrung in den Arbeiten der Ehrenräte oder der Ehrengerichte hat. (Leider Gottes hat bei der Abfassung der Verordnungen die erfreuliche Deutlichkeit eines v. Heeringen nicht Pate gestanden!) Darüber aber, daß diese Verordnungen von den Ehrenräten und den Ehrengerichten so, wie angegeben, ausgelegt werden und auch pflichtmäßig ausgelegt werden müssen, hat nie eine Meinungsverschiedenheit bestanden. — Daß bei alledem doch niemand wissen kann, wie in einem gegebenen Falle die Entscheidung endgültig lauten wird, das liegt wieder an einer besonderen Bestimmung dieser Verordnungen: der Spruch des Ehrengerichts ist nämlich gar kein Urteil, sondern nur eine gutachtliche Äußerung des Ehrengerichts an den König, der dann erst seinerseits die eigentliche Entscheidung gibt, und zwar nach völlig freiem Ermessen.

Wir haben also im Deutschen Reiche in der Zweikampffrage den Rechtszustand, daß der Offizier unter einem Gesetz steht, das ihm den Zweikampf verbietet, und zwar bei Festungsstrafe; daß er aber gleichzeitig unter einem andern Gesetz steht, das ihm den Zweikampf gebietet, und zwar bei Strafe des Verlustes seiner Dienststelle: Es haben sich eben zwei verschiedene Rechtsentwicklungen, deren jede ihre eigene Quelle und ihren eigenen geschichtlichen Gang gehabt hat, noch nicht miteinander ausgeglichen, sondern haben sich beide in je einem geschriebenen Gesetze verkörpert. Das Deutsche Reich hat demnach tatsächlich über den Zweikampf für seine Offiziere zwei verschiedene, geschriebene Gesetze, die sich untereinander schlankweg widersprechen; gewiß ein seltener Fall, der aber hier eben doch vorliegt. Es ist wichtig, sich hierüber klar zu werden, weil man dann erkennt, daß die Handhabe zu einer Reform des Zweikampfzwanges, der gegen unsere Offiziere besteht, nicht in aufgeregten und unbegründeten Phrasen über „Gesetzlosigkeit" gegeben ist, sondern nur in der Abänderung eines tatsächlich bei uns vorhandenen, geschriebenen Gesetzes, das den Zweikampf gebietet.

Daß die Resolutionen, die der Reichstag schließlich gefaßt hat, einen wirklich brauchbaren Schritt auf dem Wege der Reform darstellen, glaube ich einstweilen nicht. Ich meine, es wäre mehr erreicht worden, wenn diese Resolutionen den Punkt erfaßt hätten, wo dieses bei uns bestehende Gesetz, das den Zweikampf gebietet, wirklich so unzweckmäßig ist, daß auch der, der nicht grundsätzlich Duellgegner ist, sich gezwungen sieht, anzuerkennen: hier muß eine Änderung eintreten. Diesen Punkt will dieser Aufsatz zeigen. Zuvor noch Einiges, was sonst zur Sache gehört:

Gesinnungswandlung.

Daß überhaupt Verhandlungen über den Zweikampf, wie man sie kürzlich im Deutschen Reichstage geführt hat, möglich sind, und daß sie zu solchen Resolutionen führen, wie man sie dann schließlich gefaßt hat, das zeigt, daß starke Kräfte in der Richtung arbeiten, den Zwang zum Zweikampf überhaupt zu beseitigen, ganz gewiß aber diesen Zwang als den Inhalt eines im Deutschen Reiche gültigen, geschriebenen Gesetzes. Und das ist gut so. Denn die Auffassung unsrer Zeit von Mannesmut und Manneswert ist eine durchaus andre geworden, als es die Auffassung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Zeit war, in deren Gesinnung und Empfinden das Gesetz, das den Zweikampf gebietet, seine Wurzeln hat. Nur, weil das so ist, hat ja die andre, die jüngere Rechtsentwicklung, nämlich die, die im Zweikampfverbot des Strafgesetzbuches ihren Abschluß gefunden hat, überhaupt bei uns entstehen können: solange die entgegengesetzte ältere Auffassung ganz ungebrochen war, hätten selbstverständlich Gesetze, wie die Zweikampfbestimmungen des Strafgesetzbuches, niemals auch nur in Betracht kommen, geschweige denn geschriebenes Recht werden können. Und es gehört nicht allzuviel Prophetengabe dazu, um zu sagen, daß der Tag kommen muß, wo diese jüngere Auffassung, nun sie sich überhaupt einmal bis zum Gesetz verdichtet hat, die ältere verschlingen wird: das schon allein um deswillen, weil heute unsre Offiziere, sobald ein, nach Auffassung des Ehrenrates dringlicher, Anlaß zum Zweikampf an sie herantritt, unter allen Umständen der Strafe e i n e s Gesetzes verfallen müssen, nämlich entweder der Festungsstrafe des Strafgesetzbuches, oder aber dem Verluste der Dienststelle, den die Verordnung über die Ehrengerichte androht, — und weil diese Rechtslage für jeden rechtlich denkenden Menschen unerträglich ist: Unser Rechtsgefühl verlangt, daß entweder das eine oder das andre Gesetz aufgehoben werde; und da es nun klar ist, daß Machtverhältnisse, die die Wiederaufhebung der betreffenden Stellen des Strafgesetzbuches gestatten würden, nicht wieder eintreten werden, so muß eben das, was eines Tages weicht, das auf älterer Grundlage ruhende Gesetz sein, das dem Offizier den Zweikampf gebietet. Also aus Gründen des Rechtsgefühls und übrigens auch um deswillen, weil der Grundgedanke, dem die Einrichtung des Zweikampfes als einer Pflicht des Ehrenmannes, und damit das Gesetz, das den Zweikampf gebietet, entsprungen sind, unter uns nahezu tot ist: Dieser Grundgedanke war nämlich, wie einer unsrer größten Strafrechtslehrer vor etwa zwei Jahrzehnten in einer Rektoratsrede das einmal ähnlich ausgeführt hat, (nicht etwa der Glaube, im Zweikampf werde Gott dem Rechte zum Siege verhelfen, sondern) der folgende: „Wenn ein Mann einen andern Mann einer ehrenrührigen „Handlung beschuldigt, und wenn dann der Beleidigte mit dem Beleidiger „einen Zweikampf ausficht, so hat der Beleidigte jedenfalls bewiesen, daß „er körperlichen Mut besitzt. Wenn er aber diesen Mut besitzt, so ist er „unter allen Umständen so ehrenhaft, daß es dann auf die Frage, ob er „die ihm vorgeworfene Unehrenhaftigkeit begangen hat oder nicht, nicht „weiter ankommt; mag er sie begangen haben oder nicht, sein körper„licher Mut gibt ihm unter allen Umständen das Recht, als Ehrenmann „betrachtet und behandelt zu werden. Deshalb können wir aber auch um„gekehrt von jedem, der als Ehrenmann behandelt sein will, fordern, daß „er diesen Beweis seiner Ehrenmannseigenschaft (den einzigen, den wir ver„langen) auf Anfordern jederzeit liefre." Es hat Zeiten gegeben, wo diese Auffassung recht hatte, weil sie für den Bestand der völkischen Gemeinschaft zweckmäßig war, und diese Zeiten liegen gar nicht einmal allzuweit hinter uns; überall da, wo die Herrschaft des Gesetzes unter den Volksgenossen noch nicht wirklich durchgeführt ist, kommt es, damit der Bestand der Gesellschaft gesichert sei, letzten Endes darauf an, daß unter allen Umständen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die obenauf kommen, die den größten körperlichen Mut haben, selbst für den Fall, daß sie nicht Das sind, was wir „ehrenhaft" nennen.

Für unsre Zeit dagegen hat jene Auffassung keinen Sinn mehr. Nicht als ob wir den körperlichen Mut nicht hoch schätzten. Aber es ist nicht mehr genug, daß man körperlichen Mut habe, damit man ein Ehrenmann sei, heute gehört mehr dazu: Wir würden den, der deshalb zum Zweikampfe antritt, weil er sich damit von dem Vorwurfe einer ehrenrührigen Handlung reinigen will, durch den Zweikampf auch dann garnicht als gereinigt ansehen, wenn uns durch den Zweikampf der Beweis des Mutes wirklich unter allen Umständen geliefert wäre. Wir würden selbst dann sagen: „Gewiß, „körperlichen Mut hast Du, aber den hat mancher Verbrecher auch. Jetzt „entkräfte, bitte, die und die Verdachtsgründe, die gegen Dich vorliegen — „sonst stoßen wir Dich aus, obwohl Du körperlichen Mut hast". Schon damit ist die alte für den Zweikampfzwang wurzelgebende Grundanschauung vernichtet. — Dazu kommt aber weiter, daß wir wissen, daß in unsrer Zeit die Mutprobe selbst durch den Zweikampf noch gar nicht erbracht wird. Bei der ungeheuren Gewalt, mit der sich heute im Deutschen Reiche — weit mehr als in jenen früheren Zeiten — öffentliche Meinung, Standessitte usw. auf den Willen des Einzelnen legen, läßt sich vielfach garnicht feststellen, ob das, was sich äußerlich als der zum Zweikampf nötige „Mut" zeigt, nicht im Grunde nur die Tatsache ist, daß der „Mutige" die öffentliche Meinung, Standessitte usw. noch mehr fürchtet, als die Gefahren beim Zweikampf. Und wenn das, wie nicht selten, der Fall eines Gatten oder gar Familienvaters ist, der auch seine Frau oder seine Kinder mittelbarer schwerer Schädigung durch den Zweikampf aussetzt, so ist unsre Auffassung durchaus geneigt, als den Beweggrund seines Antretens zum Zweikampfe ganz echte unverfälschte Furcht anzusehen, (nämlich den Mangel an Mut, die nächstliegenden Pflichten, die Pflichten gegen die nächstverbundenen Menschen, auf jede Gefahr hin zu erfüllen).

Und mehr noch: Ist in einer Volksgemeinschaft jene Grundanschauung der älteren Zeit — daß der Besitz bloßen körperlichen Mutes genüge, um jede Minderwertigkeit zu decken — einmal gefallen, so ergibt sich für die Volksgenossen aus der Beobachtung der tatsächlichen Verhältnisse sehr bald die begründete Befürchtung, daß der Zwang zum Zweikampfe nunmehr gerade dazu führen könne, die Minderwertigen zu begünstigen: die Minderwertigen, nämlich die, die eben nichts an wertvollen Eigenschaften besitzen, als allein den körperlichen Mut, oder auch (wie wir gesehen haben) nicht einmal den, sondern lediglich die größere Furcht vor der Meinung der Anderen. Es ist von ganz besonderm Interesse, daß bei dem germanischen Volke, das zuerst (schon etwa um das Jahr 1000 nach Christus) auf seinem Boden den Zweikampfzwang (und sogar den Zweikampf selbst) durch ein eindeutiges Gesetz schlechthin ausgerottet hat, nämlich bei den Isländern, eine Urkunde vorhanden ist, die darauf zu deuten scheint, daß gerade diese Beobachtung dazu mitgewirkt hat, die innere Stellung des Volkes zum Zweikampfzwange zu ändern. Es handelt sich um eine Stelle aus der Geschichte

des Viga-Glum, der sich zu dieser Zeit, als ganz junger Mann, in Norwegen aufhält, auf dem Edelhofe seines mütterlichen Großvaters, des Jarles (Grafen) Vigfuß*):

„. . . . . Es ging zu den Winternächten, und es wurde das Gelage zugerichtet und den Göttinnen das Opfer gebracht und alle sollten diese Minne trinken . . . Aber während der Abend hinging, und obwohl die Geladenen da waren, wollte doch keine rechte Freude aufkommen, wie man es für einen Empfang von Freunden und ein frohes Fest mit vielen Gästen hätte erwarten sollen . . . Als man zu Tische saß, erzählte man davon, daß Björn, der der Eisenschädel genannt war, mit seinen elf Leuten gekommen sei. Björn war ein gefürchteter Berserker; er stellte sich gern bei vielbesuchten Gastgeboten ein. Dann suchte er es dahin zu bringen, daß irgend einer etwas sage, das er sich zuziehen könnte. Darnach forderte er den Mann zum Holmgang. Vigfuß hatte nun gebeten, daß man recht zurückhaltend in seinen Worten sein möge: „Das ist eine kleinere Demütigung, als wenn wir noch Übleres auf uns ziehen". Und die Männer hatten es ihm zugesagt. Björn der Berserker trat in die Halle und versuchte sein Glück bei den Mannen. Er fing beim Letzten auf der einen Bank an und fragte ihn, ob er ebenso schneidig sei wie er, und der antwortete, daß er weit davon entfernt sei. Darauf frug er jeden der folgenden das Gleiche, bis er zum Hochsitz kam. Man versuchte es mit den verschiedensten Worten; aber darauf kam es immer hinaus, daß keiner sich ihm ebenbürtig nannte. Da trat er vor Vigfuß und frug ihn, wo er wohl meinte, daß ihm Ebenbürtige zu finden wären? Der aber sprach, er wisse keine. Da sagte Björn: „Das ist gut geantwortet und wohl überlegt, ganz wie zu erwarten war; denn du bist ein rühmlicher Mann; du hast ein langes Leben nach Wunsch geführt und nirgends eine Minderung deines Ruhmes erfahren; es wäre nicht recht, wenn ich anderes als Gutes gegen dich spräche. Aber das muß ich dich noch fragen, ob du dich mir gleich achtest?" Vigfuß antwortete: „Da ich jung war und im Wiking, da tat ich auch wohl einiges, das zu rühmen wäre, und ich weiß nicht, ob ich mich damals mit dir verglichen hätte; nun aber schon gar nicht, wo ich alt und abgelebt bin". Björn wandte sich und fuhr fort längs der anderen Bank; er frug wieder, ob man sich ihm an Schneidigkeit vergleichen möge, aber sie achteten sich ihm nicht vergleichbar."

Niemandem, der die Augen aufmacht, wird es entgehen, daß auch unter uns, soweit wir der Sitte oder gar dem Gesetze des Zweikampfes gehorchen müssen, Jünger des Herrn Björn Eisenschädel eine große Rolle spielen dürfen. Alles knirscht, wenn selbst die verdienstvollsten Männer (wie in der Isländergeschichte der Jarl Vigfuß) ihnen tiefe Reverenz erweisen müssen; aber ganz umsonst. Denn solange der Zwang zum Zweikampfe herrscht, hat Jarl Vigfuß eben Recht mit der Bitte, gegen den greulichen Kerl recht zurückhaltend in seinen Worten zu sein: „Das ist eine kleinere Demütigung, als wenn wir noch Übleres auf uns ziehen."

*) Ich führe die Stelle an in der Übersetzung von Arthur Bonus. (Arthur Bonus, Isländerbuch, herausgegeben vom Kunstwart, München 1907 bei Georg D. W. Callwey; Band II, Seite 12 ff.) D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie groß die Gefahr, daß der Zwang zum Zweikampf den Schlechten gegen die Guten schütze, gerade bei uns in Deutschland ist, darüber belehrt uns ja besser als alles andre die Geschichte des früheren Schriftleiters der Kreuzzeitung, von Hammerstein. Der hat bekanntlich die Verfolgung einer schweren von ihm begangenen Straftat lange Zeit deshalb unterdrücken können, weil jeder, der ihn hätte anzeigen oder bezichtigen können, wußte, wenn er Das tue, so werde ihn Sitte und Gesetz des Zweikampfes zwingen, sich zunächst einmal vor Hammersteins sehr treffsichere Pistole zu stellen. — Gerade der Fall dieses Herrn v. Hammerstein (der war durchaus kein wertloser Björn Eisenschädel, sondern ein Mann von ganz hervorragenden Gaben) ist übrigens ein prächtiger Prüfstein, um daran den Unterschied der alten und der neuen Grundauffassung zu erkennen: In der älteren Zeit hätte Hammersteins körperlicher Mut ganz allein genügt, um ihn — trotz seines Verbrechens — zum Ehrenmanne zu machen; im Sinne jener Zeit war er ein Ehrenmann, weil er bereit und fähig war, jeden zu töten, der es ihm bestritten hätte; es war sein Unglück, daß er in der neueren Zeit leben mußte, der das nicht mehr genug ist.

Im stehenden Heer.

Wir haben gesehen: Ein mächtiger Wandel hat stattgefunden, ein Wandel der Anschauung, wie auch der Dinge selbst; das immer noch bestehende geschriebene Gesetz, das dem Offizier den Zweikampf befiehlt, hat seine lebendige Wurzel verloren.

Und dennoch glaube ich nicht, daß heute schon so starke Versuche gemacht würden, den Zwang zum Zweikampf zu beseitigen, wenn es nur die Offiziere des stehenden Heeres wären (die sogenannten „aktiven" Offiziere*)), von denen das noch gültige Gesetz den Zweikampf fordert. Das gilt in etwas schon um deswillen, weil gegenüber diesen Offizieren ein äußerliches Moment mitspielt, das für den Instinkt des Betrachters die ältere Auffassung hier noch einigermaßen wieder aufleben läßt: der aktive Offizier trägt ständig die Waffe an der Seite, und so steht ein Gesetz, das ihn zwingt, auch Streitigkeiten mit bewaffneter Hand auszutragen, wenigstens nicht im Widerspruch mit seiner äußeren Erscheinung. Mag auch die Waffe, deren er sich dann wirklich zu bedienen hat, tatsächlich eine ganz andersartige sein, als die, die er regelmäßig trägt: es ist doch um den Eindruck, den ein vom Gesetz erzwungener Zweikampf macht, ein wesentlich andres Ding, als wenn nun ein Mann, dem vielleicht seit Monaten keine Waffe in die Hand gekommen ist, plötzlich gezwungen wird, zur Erledigung eines Privatstreites zu fechten oder zu schießen. Der Hauptgrund aber, weshalb das Gesetz, das den Offizier zum Zweikampf zwingt, da wo es sich gegen den Offizier des stehenden Heeres richtet, auch der veränderten Anschauung unsrer Zeit leichter erträglich scheint, liegt darin, daß die Fälle, wo es hier in Kraft tritt, selten sind. Und das sind sie um deswillen, weil

*) Alles, was hier von den „aktiven" Offizieren des Heeres gesagt ist, gilt natürlich genau so von den „aktiven" Offizieren der Flotte. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Offizierkorps des stehenden Heeres in seinem Wesen und in seinen Einrichtungen eben auch einen starken Schutz gegen den Zweikampf hat:

Vor allem hat es den in seiner scharfen Abgrenzung nach außen hin, und in der Sorgfalt, womit es auch gesellschaftliche Berührungen mit völlig anders gearteten Menschen und Menschenklassen vermeidet. Ob darin, daß es das tut, sonst ein Vorzug oder ein Nachteil liegt, steht hier nicht zur Erörterung; hier interessiert nur die Ausschaltung vieler Anlässe zum Zweikampf, die so erreicht wird. — Und ist hierdurch für den Offizier des stehenden Heeres die Möglichkeit gesellschaftlicher Konflikte nach außenhin von vornherein stark beschränkt, so entfällt für ihn weiter in der Regel auch jeder Anlaß, mit Außenstehenden etwa aus beruflichen Gründen oder wegen Meinungsverschiedenheiten über Dinge des öffentlichen Lebens in Streit zu kommen: legt ihm doch sein Beruf als solcher die ausdrückliche Pflicht auf, jedes persönliche Hervortreten in öffentlichen Dingen zu vermeiden.

Nach innen hin aber ist für das Offizierkorps des stehenden Heeres die Möglichkeit, daß der Zwang zum Zweikampf praktisch werde, fast ebenso beschränkt. Zunächst darum, weil der Verkehrston unter seinen Angehörigen so vorzüglich ist, daß er schlechthin allen andern deutschen Ständen als Muster dienen kann.*) Sollte aber dieser Verkehrston von jüngeren Herren einmal gebrochen werden — es kommt zum Beispiel vor am Ende der „Liebesmähler" — dann tritt regelmäßig am nächsten Morgen die Zucht der älteren Kameraden vermittelnd ein. Wer unser stehendes Heer kennt, der weiß, daß der gesellschaftlich erfreuliche Menschentypus, den sein Offizierkorps als Ganzes darstellt*), vom Hauptmann an aufwärts überhaupt kaum mehr Ausnahmen aufweist, weil nämlich solche Ausnahmen, soweit sie bei den Leutnants und allenfalls Oberleutnants noch vorhanden sind, sehr bald ausgemerzt werden; darum ist der ältere Kamerad unbedingt geeignet und auch fast immer in der Lage, Zwistigkeiten der jüngeren Herren auszugleichen. — Hinzu kommt noch, daß im großen und ganzen die wirkliche echte Kameradschaft in unserm stehenden Heer*) so stark ist, daß sie dem Aufkommen eines ernsthaften Streites von vornherein einen Damm entgegensetzt, und, wenn doch einmal ein Zwist entsteht, die Beteiligten auch von innen heraus zur Versöhnung drängt.

Und so bleiben als durchweg alleinige Anlässe, wodurch Offiziere des stehenden Heeres tatsächlich in Zweikämpfe verwickelt werden, Kränkungen der Familienehre übrig — sei es nun, daß der Schuldige und der Gekränkte beide aktive Offiziere sind, sei es auch, daß, als Schuldiger oder als Gekränkter, der eine Teilnehmer am Zweikampfe ein Mann ist, der dem stehenden Heere nicht angehört. Es ist nun gar nicht zu leugnen, daß gerade diese Fälle um deswillen die Rechtlichdenkenden besonders erregen, weil nicht die leiseste Gewähr besteht, daß hier das Recht die Oberhand behalte; der Erfolg pflegt ja im Gegenteil leider zu zeigen, daß meistens der Schuldige den Verletzten noch überdies nieder-

---

*) Vgl. die Fußnote auf der vorigen Seite. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schießt. Aber diese Fälle sind eben doch alles in allem so selten, daß die Empörung, die sie erregen, für sich allein kaum die starke Bewegung gegen den Zwang zum Zweikampf bewirkt hätte, wie wir sie heute erleben.

Reserve und Landwehr.

Der springende Punkt liegt nämlich ganz wo anders; er hat mit dem Offizierkorps des stehenden Heeres nichts zu tun. Die Unzulänglichkeiten des vorhandenen Zustandes werden vielmehr erst da wirklich schmerzlich fühlbar, wo sich der Zwang zum Zweikampf — gemäß § 4 der Verordnung vom 2. Mai 1874 — gegen die Offiziere des Beurlaubtenstandes (der Reserve, Landwehr und Seewehr) richtet. Ein solcher Fall, der Fall des Oberarztes der Landwehr Dr. Sambeth, ist es ja auch gewesen, der die erregten Debatten im Reichstag ausgelöst hat. Man verstehe mich recht: ich rede hier von den Offizieren des Beurlaubtenstandes nicht für die Wochen, wo sie zu Waffenübungen eingezogen sind, und wo sie also zeitweise in den Dingen des Berufes und der Gesellschaft den aktiven Offizieren durchweg gleichstehn; für diese paar Wochen trifft der Zwang zum Zweikampfe sie nicht härter als die Kameraden vom stehenden Heer auch. Sondern ich rede von ihnen außerhalb der Zeiten der Waffenübungen.

Für den Reserveoffizier*), der nicht zu einer Waffenübung eingezogen ist — also für diesen Offizier während des überwältigend größeren Teiles seines Lebens — ist das Gesetz, das ihm den Zweikampf befiehlt, hundertfach drückender, als es das für den Offizier des stehenden Heeres ist:

Wir haben gesehen, wie für den aktiven Offizier dem Duellzwange ein starker Duellschutz entgegensteht. Dieser Schutz fehlt dem Offizier des Beurlaubtenstandes völlig:

Es fehlt vor allem die Mauer, die das Offizierkorps des stehenden Heeres nach außen hin abschließt; und daher ist für den Reserveoffizier stets die Möglichkeit gegeben, in Streitigkeiten mit Personen zu kommen, die von Ehrenrat und Ehrengericht für „satisfaktionsfähig" erklärt werden müssen, die aber durchaus nicht den Verkehrston besitzen, wie er im Offizierkorps des stehenden Heeres üblich ist; in Streitigkeiten mit Personen, die durch keinerlei Bande einer Kameradschaft mit ihm verbunden sind; in Streitigkeiten mit Personen, die nicht mit ihm zusammen unter der gemeinsamen, wohlwollenden Zucht älterer Kameraden stehen.

Wobei denn immer auch die Gefahr noch mitspielt, daß der Gegner zu den Minderwertigen gehört, von denen ich schon oben gesprochen habe: Björn Eisenschädel und Genossen. Für den Offizier des stehenden Heeres spielen die keine Rolle. In seinem Offizierkorps selbst würden sie schnell ausgeschaltet. Und außerhalb mit ihnen zusammenzutreffen, kann er eben leicht vermeiden; in der glücklichen Lage ist der Reserve-

*) Ich brauche das Wort „Reserveoffzier" von hier ab in dem allgemeineren Sinne, daß es die Offiziere der Landwehr und der Seewehr mit umfaßt, also ganz gleichbedeutend mit dem Ausdruck „Offizier des Beurlaubtenstandes".

D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

offizier nicht: wäre es selbst dann nicht, wenn er seinen gesellschaftlichen und beruflichen Verkehr ganz auf andre Offiziere des Beurlaubtenstandes beschränkte. Denn so hoch wir deren Offizierkorps im ganzen ebenfalls einschätzen dürfen, gewisse Menschenexemplare, die unter aktiven Offizieren überhaupt nicht aufkommen können, kann es doch nicht völlig ausmerzen: Leute, die während der Waffenübungen meist recht unbrauchbar sind, der Schrecken jedes Vorgesetzten, weil sie so ziemlich jedes Exerzieren und jeden Felddienst „umwerfen" — die sich aber desto mehr auf ihre „Ehre" als Offizier zugute tun, und dadurch ungemein lästige, und infolge des Zweikampfzwanges gefährliche Mitmenschen werden. — Nun kann aber der Reserveoffizier seinen Umgang gar nicht einmal auf andre Offiziere des Beurlaubtenstandes beschränken (und soll es übrigens um Gottes willen auch nicht, denn bei Anerkennung eines solchen Grundsatzes ergäben sich greuliche Zustände in Gesellschaft und Staat); unter andern Menschengruppen trifft er aber minderwertige und doch immer noch „satisfaktionsfähige" Personen jener Art genau so gut an: eine gewisse Sorte von akademisch Gebildeten und dergleichen.

In der Regel haben die sehr wenig zu verlieren (ihr Leben schätzen sie mit Recht nicht gerade hoch ein) und noch weniger zu — arbeiten. Ihnen ist es häufig ein angenehmer Nervenkitzel, einmal „va banque" zu spielen, und die Vorbereitung dazu stellt für sie eine ganz nette Ausfüllung ihrer sonst wenig belasteten Zeit dar. Aber das Gesetz, das den Zweikampf gebietet, verlangt dann von dem wertvollen Mann, der mit ihnen in Zwistigkeiten gerät, daß er (falls er Offizier des Beurlaubtenstandes ist), ein ganzes Leben voll Arbeit und Freude, seinen gesunden Körper und die Zukunft seines Geschlechts gegen einen solchen Windbeutel einsetze. Und fordert von ihm — was fast ebenso hart ist — daß er vorher noch ganze Tage seiner Zeit (die im Gegensatz zu der seines Gegners etwas wert ist) mit Verhandlungen vor dem Ehrenrate verliere.

Das Allerbedenklichste aber kommt erst: der Offizier des Beurlaubtenstandes wird nicht, wie der Offizier des stehenden Heeres, durch seine berufliche Arbeit auf einen bestimmten, in sich durchaus friedlichen, Kreis beschränkt. Oft bringt ihn vielmehr gerade sein Beruf mit der Außenwelt in harten Kampf. Man denke einfach an den Rechtsanwalt, dessen ganze Arbeit Kampf ist, auch an den Arzt, der heute so oft in den schwierigsten Erwerbs- und Standeskämpfen steht. Dem Reserveoffizier, der Rechtsanwalt oder Arzt*) ist, kann jeder Tag einen „zweikampffähigen" Konflikt bringen, von dessen Möglichkeit der glückliche Offizier des stehenden Heeres nicht einmal etwas ahnt. Einen Konflikt, den der Reserveoffizier entweder vertuschen muß, auf die Gefahr hin, daß irgend ein „Ehrenmann" das dem Bezirkskommando anzeigt und so diese Behörde zwingt, ein Ehrengerichtsverfahren gegen den Reserveoffizier zu eröffnen. Oder den er dem Ehrenrat vorlegen muß, mit der Aussicht auf die Möglichkeit eines

*) Der Arzt ist natürlich nicht „Offizier" sondern „Sanitätsoffizier" des Beurlaubtenstandes. Für die Dinge, die wir besprechen, macht das keinen Unterschied. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweikampfes, der unter allen Umständen eine schwere Gefahr für seinen Beruf, seine Erwerbsfähigkeit und sein Familienleben darstellt, sei es nun durch Tod oder Verwundung — sei es durch die Festungsstrafe. Denn, das vergesse man doch auch nicht, die Festungsstrafe wegen Zweikampfes, die den Offizier des stehenden Heeres in keiner Weise in seinem beruflichen Vorwärtskommen hindert, kann den Offizier des Beurlaubtenstandes, der in einem Berufe des freien Wettbewerbes steht, beruflich vernichten.

Hier liegt die größte Ungerechtigkeit des bestehenden Zustandes: Die bloße ordnungsmäßige Ausübung seines bürgerlichen Berufes kann den Offizier des Beurlaubtenstandes in Konflikte treiben, die im Wege des Zweikampfes auszufechten, ein geschriebenes Gesetz des Deutschen Reiches ihn zwingt. Desselben Deutschen Reiches, das ihn, wenn er diesem gesetzlichen Zwange folgt, durch ein andres Gesetz deswegen bestraft — unter Umständen mit der Wirkung schwerer Berufsschädigung. Und nun eine Folge davon, die direkt die Anständigkeit des Erwerbslebens unserer höheren Stände bedroht: Der Zwang zum Zweikampf, unter dem der Offizier des Beurlaubtenstandes steht, kann sehr leicht als Waffe benutzt werden, um ihn im bürgerlichen Wettbewerbskampfe gefügig zu machen — sei es durch eine Drohung mit einem Konflikt, der den Zweikampf herbeiführen muß, sei es durch eine Anzeige beim Bezirkskommando, wenn beim Wahrwerden der Drohung der Betroffene den Mut hat, keine Herausforderung zu erlassen, oder den Zweikampf zu weigern.

In Summa: Während im stehenden Heere dem Zwange zum Zweikampf so viel zweikampfhemmende Momente entgegenstehen, daß in der Wirklichkeit des Lebens ganz schwere Unzuträglichkeiten dort eigentlich nicht vorhanden sind, bedeutet derselbe Zwang für die Offiziere des Beurlaubtenstandes, soweit es sich um die Zeiten handelt, wo sie nicht zu Waffenübungen eingezogen sind, einen nahezu unerträglichen Eingriff in die Sicherheit ihres Lebens, ihrer Gesundheit und ihres Berufes. Einen Eingriff zudem, der durchaus nicht geeignet ist, die Tüchtigen zu begünstigen, sondern vielmehr die Minderwertigen — dafür nun zum Schlusse das hervorstechendste Beispiel: Nehmen wir einen Mann der eigentlichen Öffentlichkeit, einen Redner, einen Schriftsteller, den Schriftleiter einer Zeitung oder Zeitschrift. Setzen wir den Fall, daß dieser es mit seiner Berufspflicht ernst nimmt, und daß er es infolgedessen gar nicht vermeiden kann, mit einer ganzen Reihe von Menschen in Konflikt zu kommen, die an dem Bestehen minderwertiger Zustände ein Interesse haben. Und setzen wir weiter den Fall, daß dieser Mann Offizier des Beurlaubtenstandes ist. Dann muß er, weil er das ist, mit fast mathematischer Gewißheit niedergehetzt werden. Denn unter seinen Gegnern werden sich zweifellos eine ganze Reihe von Personen befinden, die im Besitz der „Satisfaktionsfähigkeit" sind, die aber wenig oder nichts zu verlieren haben und denen Ehrenhändel eine willkommene Unterbrechung der Ödigkeit ihres Daseins sind. Denen gibt dann das bestehende Gesetz die Handhabe, den Mann entweder zu fortwährenden Zweikämpfen zu zwingen, oder aber ihn in dauernde Verfahren vor den Ehrenräten oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ehrengerichten zu verwickeln.*) In beiden Fällen muß er endlich erliegen. Bei den Zweikämpfen, weil er schließlich einmal getötet oder schwer verwundet werden muß, und weil er außerdem die Häufung der Festungsstrafen beruflich nicht aushält. Und in dem andern Falle, weil die Kraft keines Menschen, und ganz gewiß keines Mannes, der ohnehin im Kampf steht, die Scherereien fortgesetzter Verfahren vor Ehrenräten oder Ehrengerichten ertragen kann.

Ich weiß sehr wohl, daß ein solches Niederhetzen eines Mannes der Öffentlichkeit praktisch nur selten vorkommt. Aber doch einfach nur aus dem Grunde, weil jeder, der heute Reserveoffizier ist, die Verhältnisse kennt und es deshalb von vornherein vermeidet, irgendwelche Ansichten zu äußern, die Konflikte mit irgendwem herbeiführen können — oder aber, wenn ihn sein Gewissen treibt, solche Ansichten doch zu äußern, rechtzeitig seinen Abschied als Reserveoffizier nimmt. Darin aber, daß das so ist, liegt geradezu eine völkische Gefahr: Gewiß, die Berufstätigkeit des Offiziers ist mit persönlichem Hervortreten in öffentlichen Dingen außerhalb der rein militärischen Kreise unvereinbar. Das gilt unverbrüchlich für den aktiven Offizier; das gilt auch für den Offizier des Beurlaubtenstandes, wenn und solange er den Beruf des Offiziers ausübt, das heißt während der Waffenübung; während dieser Zeit hat er sich in jeder Beziehung, und so auch in der Zurückhaltung gegenüber den Dingen des öffentlichen Lebens, zu verhalten wie sein aktiver Kamerad. Aber während des größeren Teiles seines Lebens übt der Reserveoffizier den Offiziersberuf eben nicht aus, und wenn er, wie es heute tatsächlich der Fall ist, auch während dieser Zeit, durch den Zwang zum Zweikampfe, gezwungen ist, alle möglichen Minderwertigkeiten bei Dingen und Menschen als unantastbar zu behandeln, so kommt das letzten Endes auf eine geistige Entmannung hinaus. Für Wert und Stellung unsres Offizierkorps des Beurlaubtenstandes ist es aber ebensowenig förderlich, wenn solche geistige Entmannung bei einem erheblichen Teil seiner Mitglieder Platz greift, wie wenn gerade die Männer, die die Entschlossenheit haben, sich solche Entmannung nicht gefallen zu lassen, diesem Offizierkorps fernbleiben oder aus ihm ausscheiden.

Ergebnis.

Ich habe den Zwang zum Zweikampfe besprochen, der heute unsern Offizieren durch ein geschriebenes Gesetz auferlegt wird. Ich habe dagegen absichtlich die Fälle gar nicht berührt, wo zwei Männer — in voller Freiheit und ohne sich durch Sitte oder Gesetz gezwungen zu fühlen — darüber einig sind, in ihrem Streite die Waffe entscheiden zu lassen. Ich denke gar nicht daran, zu behaupten, daß zwei Männer, die das tun, gegen die Moral oder gar gegen die Religion verstoßen (vorausgesetzt, daß sie die

*) Davor kann er sich nicht etwa dadurch schützen, daß er seinerseits peinlich „korrekt" bleibt, und jede Beleidigung in Rede oder Schrift auf das Genaueste vermeidet: denn die Gegner können ihren Zweck ja einfach dadurch erreichen, daß sie ihn beleidigen. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gefährdung ihres Lebens gegen ihre Angehörigen verantworten können.) Mir scheinen alle Untersuchungen darüber, ob der Zweikampf „an sich" unsittlich oder religionswidrig sei, schon um deswillen praktisch ganz belanglos, weil wir alle wissen, daß, wenn heute im Deutschen Reiche niemand mehr zum Zweikampfe gezwungen würde, hochgerechnet jedes Jahr noch einer vorkäme. Öfter würden sich zwei Männer, die ihn aus freiem Entschlusse wählten, gar nicht finden, weil — wie ich gezeigt habe — die Grundauffassung, aus der heraus der Zweikampf früher als Pflicht empfunden wurde, fast in uns allen tot ist.

Daß der Tag kommen muß, wo auch im Deutschen Reiche — wie es in allen andern germanischen Ländern schon geschehen ist — die Sitte und vollends das Gesetz fällt, die jemanden gegen seinen Willen zum Zweikampf zwingen*), halte ich für sicher. Der entscheidende Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel wird gemacht sein, sobald der Duellzwang für die deutschen Offiziere beseitigt ist, das bedeutet, sobald das geschriebene Gesetz aufgehoben ist, das heute den deutschen Offizieren auch wider ihren Willen den Zweikampf befiehlt. Ob es zweckmäßig ist, schon heute zu verlangen, daß dieses Gesetz auch für die Offiziere der stehenden Wehrmacht aufgehoben werde, kann zweifelhaft sein, besonders weil gerade für diese Offiziere der Zwang zum Zweikampfe nur selten praktisch wird. Unerträglich aber ist dieser Zwang für die Offiziere des Beurlaubtenstandes, und das kann jeder sehen, der sehen will. Sie zunächst sind von dem gesetzlichen Zwange zum Zweikampf zu befreien. Hier muß geholfen werden — ohne Verzug, heute. **Hermann Popert.**

Der König von Uganda an Bischof Tucker.

Im Mai 1911 verließ Bischof Tucker, der Leiter der evangelischen Mission Ugandas, sein bisheriges Arbeitsfeld. Bei dieser Gelegenheit richtete der noch minderjährige König des Landes mit seinen Regenten und vornehmsten Beamten an den scheidenden Bischof folgenden Brief**), der allgemeine Beachtung verdient.

Mengo, Uganda, Mai 1911

An unsern wahren Freund den Lord Bischof.

Mit tiefer Betrübnis schreiben wir Dir diesen Brief, denn die Zeit, da Du uns verläßt, ist herbeigekommen, und wir wissen nicht, ob wir Dich je wieder sehen werden.

Dies schmerzt uns noch viel mehr, wenn wir all des Schweren gedenken, das Du durchzumachen hattest, als Du zuerst in dies Land kamst, als wir in der Religion wie Kinder waren, und wir können es nicht ver-

*) Mehr ist auch in England nicht geschehen: ganz vereinzelte Fälle, wo zwei Engländer in voller Freiheit übereinkommen, ihr Zwist werde am Besten mit der Waffe ausgefochten, kommen vor; sie gehen dann allerdings zur Austragung des Zweikampfes auf französischen Boden. D. Verf.

**) Abgedruckt in den „Uganda Notes" Nr. 6, S. 87.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gessen, was Du um unsertwillen erduldet hast. Durch Deine Beharrlichkeit steht die Religion in Uganda an erster Stelle und das Evangelium ist den verschiedenen Volksstämmen unseres Landes verkündigt.

Wir können es nicht lassen, all des Vielen zu gedenken, was Du von 1890 bis jetzt in einem Zeitraum von 21 Jahren an uns getan hast. So lange wirktest Du in schwerer rastloser Arbeit für uns Baganda, damit wir Gottes Wort gründlich kennen lernen und in die rechte Liebe zu Gott kommen und es auch unsererseits wagen möchten, das Evangelium unsern Nachbarvölkern zu bringen.

Wir, die wir die Zeit, da Du zuerst zu uns kamst, miterlebt haben, freuen uns sehr, zu sehen, daß es jetzt soviel Menschen gibt, die Gott kennen und lieben gelernt haben, und daß es vielen eine große Freude ist, das Evangelium den benachbarten Stämmen zu bringen. Wie sehr freut es uns festzustellen, daß hierin Deine Arbeit und Mühe nicht vergeblich gewesen sind. Wir haben jetzt in Uganda viele Kirchen und Schulen, um unsere Kinder zu erziehen, und wissen genau, daß beim Bau dieser Kirchen und Schulen Du unser Haupthelfer warst. Aber vor allem danken wir Dir für die Hilfe, die Du uns erwiesen, indem Du bei dem letzten Aufenthalt in England bei Deinen Freunden Geld sammeltest, als Du hörtest, daß unsere Kathedrale vom Blitz getroffen sei.

Auch dafür danken wir Euch Missionaren, die Ihr unsere lieben Freunde seid, daß Ihr uns in unsern Schwierigkeiten mit der Regierung geholfen habt, einerseits dadurch, daß Ihr uns Alles, was wir nicht verstanden hatten, erklärtet und uns Euren Rat gabt, andererseits indem Ihr die Regierung über unsere Denkweise und Sitten aufgeklärt habt, so daß sie uns nichts auferlegte, was wir nicht verstanden, denn das würde zu vielen Unannehmlichkeiten und Mißverständnissen zwischen der Regierung und uns geführt haben.

Wenn wir all dessen gedenken, schätzen wir uns überaus glücklich zu wissen, daß Du in allem unser wahrer Freund und Helfer gewesen bist und eben aus diesem Grunde bedauern wir Deine Abreise so sehr. Wir wollen aber guten Muts bleiben, denn wir sind ja dessen gewiß, daß auch, wenn Du unsern Blicken entschwunden bist, wir in Gedanken und in Gebet miteinander verbunden bleiben.

Wir bitten Dich daher, beifolgendes Geschenk anzunehmen, welches wir Dir zur Erinnerung an uns, Deine Freunde, und an unser Land gegeben haben. Möge Gott Dich in Deiner neuen Arbeit segnen, daß Du sie mit der Liebe tust, mit der Du unsere hier getan.

Deine Dich liebenden Freunde

Daudi Chwa	Jakobo Kago	Samwiri M. Kango
Apolo Kagwa	Amon. Lumana	Blasio M. L. Kagwa
Z. K. Kisingiri	H. W. D. Kitakule	Paulo Mikwenda.

Wenn im Anfang des Briefes auf das Schwere hingewiesen wird, was Bischof Tucker in Uganda hat durchmachen müssen, so bezieht sich diese Äußerung wohl auf die Ermordung seines Vorgängers, des Bischof Hannington, sowie auf Christenverfolgungen, welche um die Mitte der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

achtziger Jahre in Uganda stattgefunden hatten. Als Tucker im Jahre 1890 ins Land kam, fand er nur ein paar Hundert getaufter evangelischer Baganda vor, ihre Zahl ist während seiner Tätigkeit auf über sechzigtausend gestiegen. Wer sich länger im Innern Ugandas und seiner Nachbarländer aufgehalten hat, ist erstaunt über den dort erfolgten Umschwung, von dem ja auch der Brief Zeugnis ablegt. Die Kulturarbeit auf dem Gebiet der Volksbildung, der Volksgesundheitspflege und der Volkswohlfahrt, welche Hand in Hand geht mit der Ausbreitung des Christentums, tritt uns dort überall entgegen: höhere Schulen, Werkstätten, Hospitäler, Handelsniederlassungen zum Ankauf der von den Eingeborenen kultivierten Bauwolle u. a. findet man namentlich in der Hauptstadt. Die fortschreitende Christianisierung Ugandas zeigt deutlich, daß der Sieg des Christentums in Zentralafrika dem Islam gegenüber nicht unmöglich ist, wenn die Missionsarbeit die nötige Unterstützung findet. Überraschend wirkt der mehrfache Hinweis der christlichen Negerfürsten auf die Pflicht, die Botschaft des Christentums an die Nachbarvölker weiter zu geben. Sollte es nicht zu denken geben, wenn die Vertreter eines eingebornen Volks im innersten Afrika so nachdrücklich die von ihnen empfundene Verantwortung für ihre noch nicht christianisierten Nachbarstämme im Brief zum Ausdruck bringen? E. Johanssen.

Die Oberlehrer und ich.

Zu dieser Aussprache an dieser Stelle veranlaßt mich die Tatsache, daß mehrfach bei der Schriftleitung dieser Zeitschrift der Versuch von Oberlehrern gemacht worden ist, meine Mitarbeit in den Dingen der Schulreform auszuschalten.

Wäre es nicht zweckmäßiger, mich des Irrtums auf pädagogischem Gebiet zu überführen?

Im ersten Februarheft dieses Jahres hat das „Freie Wort" einen Aufsatz von Fritz Tychow über das Thema „Oberlehrer und Presse" erscheinen lassen. Mit diesem Aufsatze, der mir sehr viel zu denken gegeben hat, will ich mich im Folgenden auseinandersetzen.

Er beginnt mit den Worten:

„Seit Monaten steht die Schule wieder im Mittelpunkt von sehr heftigen Erörterungen. Wenn man als Oberlehrer die in Zeitschriften, Zeitungen und in Buchform erschienenen Veröffentlichungen verfolgt, müßte man wohl am besten verschämt davonschleichen oder in Flammen des Zornes aufgehen. Mehr Gift und Galle, als jetzt, ist sicher selten gegen Schule und Lehrer aufgebracht worden, und es scheint nun glücklich so weit zu sein, daß von selbst eine rückläufige Bewegung kommen muß."

Es ist schon viel, daß heute die deutschen Oberlehrer die gegen sie herrschende Mißstimmung zugeben. Lange haben sie diese Tatsache nicht sehen oder nicht ernst nehmen wollen. Sie fühlten sich in ihrer Mehrheit doch wohl zu sehr erhaben über das Urteil der verständnislosen Menge. Schalt jemand in der Presse über den Geist oder über diese oder jene Einrichtung an den höheren Schulen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so konnte das nur als kleinlicher Racheakt erklärlich sein, als Racheakt irgend eines armen Tintenkulis, der es in seinem Schulleben nicht über die Quarta hinausbringen konnte; Racheakt für die Ohrfeigen, die ihm der Ordinarius verabreicht hat und für den Kummer, den ihm schlechte Noten im lateinischen Extemporale ins Elternhaus getragen haben. Wer auf die höhere Schule schalt, war ein Verblendeter. Der Gedanke, daß die Oberlehrer trotz unbestrittenen ehrlichen Strebens mit ihrer ganzen Pädagogik doch auf falschem Gleise sein könnten, wurde als absurd glatt abgewiesen.

Ich spreche hier aus eigenster und höchst schmerzlicher Erfahrung. Als ich mit meiner ersten pädagogischen Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland"*) hervortrat, in der ich wohl als erster deutscher Oberlehrer mit der Offenheit, die der Ernst der Sache erforderte, Schäden des höheren deutschen Schulwesens aufdeckte und Vorschläge zur Heilung machte, da geriet ich sogleich in Acht und Bann bei den Hütern ererbter pädagogischer Weisheit, und habe seitdem bis auf den heutigen Tag unter ihrer Verfolgungswut zu leiden. Im eigenen Kollegium bildete sich eine Partei gegen mich, die mich in leidenschaftlicher Weise bekämpfte. Ihr Wortführer hat mir das in einem eigenen Briefe ausgesprochen:

„Sie hätten nicht dem Publikum, dem großen, unverständigen — denn es gibt noch viele andersdenkende — die Handhabe bieten dürfen, die darin lag, daß nun alles schrie: Seht, so schreibt ein Sachverständiger."

Also der bloße Versuch, öffentlich die Schule als reformbedürftig darzustellen, wurde als ein Verstoß gegen den Geist der Kollegialität abgewiesen. Der Direktor meiner Schule**) bekundet sein Urteil zu diesem Problem mit den Worten:

Wer im Lehramte steht ist dabei naturgemäß nach zwei Seiten gebunden: durch Rücksicht auf seine Kollegen und den von ihnen vertretenen guten Ruf seiner Anstalt und durch die Rücksicht auf die Schüler und deren Eltern. Beides hat Herr Professor Dr. Gurlitt nicht ausreichend beachtet und sich dadurch viel von dem „Ungemach" zugezogen, worüber er so bitter klagt.

Von seinem ersten Buche, ‚Der Deutsche und sein Vaterland' sagt Herr Prof. Dr. Gurlitt selbst, er habe darin ein fast vernichtendes Urteil über unseren Schulbetrieb gefällt. Dies Urteil ist später nicht milder geworden, sondern hat immer größere Schärfe und Bitterkeit angenommen. Gewiß, es kann einem Lehrer im Amte nicht verwehrt werden, daß er an unserem Erziehungswesen abfällige Kritik übt. .... Aber sobald der Kritiker das allgemeine Gebiet verläßt und sich auf ungünstige Einzelbeobachtungen beruft, ist die Vermutung kaum abzuweisen, daß die eigene Schule ihm die Unterlagen dazu geliefert hat. ...

*) Berlin, Wiegandt und Grieben, 1902.

**) Dr. R. Lück, Direktor des Gymnasiums in Steglitz: „Das Steglitzer Gymnasium und Herr Prof. Dr. L. Gurlitt", Heidelberg, Carl Winters Universitätsverlag. 1907.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und selbst Prof. Friedrich Paulsen ließ sich zu einer solchen Auffassung verleiten*):

Es könnte sich auf Grund dieses Buches, dessen Verfasser fast von ihrem Entstehen an Lehrer an unserem Gymnasium gewesen ist, in gewissen Kreisen die Meinung bilden, als ob diese Schule zu all den bittern Anschuldigungen, die hier erhoben werden, Anlaß und Stoff geliefert habe.

Also, die Vermutung, daß ein solcher Verdacht entstehen könnte, mußte ausreichen, um mich zu befeinden und schließlich aus dem Amt zu drängen. Inzwischen und seitdem hat aber das deutsche Volk ganz anders, das heißt viel härter über die höheren Schulen gesprochen, als ich es je getan hatte. Das deutsche Volk, und nicht etwa unberufene Schwätzer, sondern Vertreter unserer höchsten Kultur, Männer, die als führend in Wissenschaft und Kunst anerkannt werden.

Ich konstatiere es mit Genugtuung; die Rollen haben sich vertauscht: der Tatsache, daß mich die deutschen Oberlehrer wegen meiner pädagogischen Reformbestrebungen und des dabei angeschlagenen Tones mit ihrem Haß verfolgen, steht eine andere viel gewichtigere gegenüber: die deutsche höhere Schule und ihre Vertreter stehen jetzt ihrerseits in Anklage vor dem deutschen Volke. Ihre Sache ist es jetzt, Aufklärung darüber zu geben, weshalb sie den Unmut des Volkes bis zu diesem Grade wachsen ließen, und weshalb sie die Warner, die rechtzeitig die Stimme erhoben, aus angeblich verletztem Standesbewußtsein zum Schweigen verurteilen wollten. Nicht ohne Schadenfreude — ich gestehe es offen — lese ich die fast weinerlichen Deklamationen der Herren, die noch vor kurzem so hoch erhaben standen über dem lächerlichen Geschwätz der Schulnörgler. Ich habe den schweren Kampf aufgenommen und durchgehalten in der Zuversicht, daß meine gerechte Sache endlich doch siegen müsse. Und sie hat gesiegt! Ich bin nicht mundtot geworden, bin nicht der Mißachtung der Mitwelt verfallen, bin nicht „erledigt", wie die Herren Oberlehrer zu sagen belieben, und nicht an meiner Ehre beschädigt, wie sie es wünschten. Die öffentliche Frage lautet jetzt ganz anders: Wie erringen sich die deutschen Oberlehrer in der Achtung des deutschen Volkes wieder die Vormachtstellung, die sie in älteren Generationen innehatten?

Als ich zur Zeit des Burenkrieges in London war, las ich in angesehenen englischen Zeitungen sehr eindringliche und ernste Betrachtungen über die Frage: „Why are we not loved?" Es

*) Vossische Zeitung vom 15. Oktober 1905, Sonntagsbeilage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war den Engländern eine schmerzliche Überraschung, daß sie der Liebe der anderen Völker bar und ledig wären. Sie hatten gemeint, durch ihre „liberale" Politik die Sympatien der ganzen Welt zu dauerndem Besitz erobert zu haben. Woher also plötzlich der Haß des Auslandes? Die Zeitungen suchten dafür mit redlichem Bemühen eine Erklärung.

So sollten sich auch heute die Oberlehrer in Deutschland die Frage stellen und sie öffentlich beantworten: warum sind wir nicht beliebt?

Statt dessen begnügen sie sich bisher mit Apologetik. Die Angriffe werden als selbstverständlich unberechtigt abgewiesen. So auch in dem Aufsatze von Tychow. Denn auch aus diesem klingt die Grundstimmung hervor: der Lehrerberuf ist unendlich schwierig — ich gebe das aus eigener Erfahrung mit starker Überzeugung zu, er ist außerordentlich schwierig — wir Oberlehrer tun was in unseren Kräften steht, und ihr anderen da draußen habt doch nicht die rechte Einsicht, um unsere Arbeit kritisieren zu können. Das Zugeständnis eigener Unzulänglichkeit scheint von allen Leistungen die schwierigste zu sein. Ich getraute mich wohl ein Buch über das Thema zu schreiben: „Warum ist der deutsche Oberlehrer unbeliebt", und ich würde es schreiben, wenn ich mir daraus einen allgemeinen Nutzen versprechen könnte. Den Unwillen der Oberlehrer würde ich nicht fürchten. Sie haben kein Recht auf meine Anhänglichkeit oder Dankbarkeit. Sie haben mich fallen lassen und mich in meinem schweren Kampfe gegen dienstliche Bedrückung ohne jeden Beistand und ohne ein Wort des Zuspruches gelassen. Ich aber hatte geglaubt, auch dem Oberlehrerstande zu dienen, wenn ich meine eigene Persönlichkeit auch im Amte zum Durchbruch verhülfe, denn schließlich ist doch jeder Stand nur so viel wert, wie die Summe der einzelnen Persönlichkeiten wert ist. Für eine Kollektivstandesehre habe ich nie rechtes Verständnis gewinnen können, und wenn ich Achtung beanspruche, so tue ich es nicht, weil ich Oberlehrer bin, sondern weil ich sie mir durch meine ganze Lebensarbeit glaube erworben zu haben.

Prof. Dr. L. Gurlitt.

Frankreichs Tod.

Aus Paris wird gemeldet, daß das Ministerium für die öffentlichen Arbeiten eine Statistik über die Bevölkerungsbewegung im Jahre 1911 veröffentlicht hat. Danach betrug die Zahl der Geburten 742 114, die Zahl der Todesfälle 776 983. Die Bevölkerung ging also um 34 869 Personen zurück. Die Zahl der Geburten war so

klein wie noch nie zuvor. Die Sterblichkeit war besonders stark in der Normandie, sowie in einzelnen Gegenden der Bretagne und der Provence.

Was bedeutet dieser kurze Bericht?

Nicht mehr und nicht weniger, als daß Frankreich im Begriffe steht, zu sterben. Frankreich mag seine militärische Wehrkraft so viel vermehren als es will, es nützt nichts gegen den Volkstod. Man könnte ja mit mathematischer Genauigkeit ausrechnen, zu welchem Zeitpunkte das französische Volk vom Erdboden vertilgt sein wird, unter der Voraussetzung, daß Geburten und Todesfälle in dem gleichen Maße beiblieben, wie im Jahre 1911. Aber das wäre ein Fehler. Hinter dem Berge geht die Fahrt wieder hinauf, und lange, bevor Frankreich entvölkert ist, wird das Land von anderen, lebenskräftigen Volksstämmen eingenommen sein. Das französische Volk ist sterbenskrank. — Es gibt gewiß viele Franzosen, die das mit Trauer sehen, aber die große Masse lebt dahin, ohne davon berührt zu werden und ohne dem auch nur einen Gedanken zu schenken. Ja, wenn Feinde ins Land kämen, da würden sie Frankreich tapfer verteidigen, da würden sie ihren letzten Blutstropfen vergießen für das Vaterland.

Aber das ist es nicht, dessen Frankreich bedarf.

Das Volk ist krank. Ihm täte Gesundung not, und es könnte gesund werden, wenn es seinen Zustand erkennen und die Willenskraft haben würde, etwas dagegen zu tun.

Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten und Degeneration.

Das ist die Krankheit, an der das französische Volk darniederliegt.

Der Alkoholismus ist auch bei uns sehr verbreitet. Die Statistik sagt, daß von dem Alkoholgifte jährlich bei uns etwa 9 Liter auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Aber in Frankreich ist der Alkoholverbrauch doppelt so groß, und die Folgen sind so unheimlich, wie sie der oben erwähnte Bericht des Ministers darstellt.

Nein, sie sind noch schlimmer.

Der Minister hat nicht die volle Wahrheit gesagt. — Er hat nicht berichtet, daß die Menschen, die in diesem Jahre Frankreich bevölkern, in körperlicher Hinsicht denen nachstehen, die im Vorjahre dort lebten. Es ist nicht nur die Zahl, die zurückgeht, es ist auch die Qualität. Das ist noch schlimmer.

Frankreich möchte gern noch mehr Soldaten haben. Sein Rivale, Deutschland, kann mehr und mehr einstellen, da die Bevölkerungsziffer noch wächst. Aber Frankreich geht zurück. Selbst wenn es die Rekrutenaushebung bis zum Äußersten steigern und die Bedingungen für die Militärtauglichkeit soweit wie möglich ausdehnen wollte, es ist einfach eine Unmöglichkeit, mitzukommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man kann ja wohl noch mit Soldaten prahlen, die auf dem Papier stehen. Aber mit diesen erringt man keine Siege. Während Frankreich heute ebensoviel Einwohner zählt, wie vor 40 Jahren, hat sich in der gleichen Zeit Deutschlands Bevölkerungszahl verdoppelt. Das ist eine Tatsache, die nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als daß Frankreich zurückgeht, daß seine Macht von Stufe zu Stufe sinkt, bis es eines schönen Tages für immer untertauchen muß. Keine Kanonen, keine Kriegsschiffe, keine Flugmaschinen, keine noch so schneidige Kriegsmaschine kann dagegen etwas ausrichten. Frankreich kann nur gesunden, wenn es sich vom Alkoholismus befreit.

Aber das will Frankreich nicht.

Es lacht über die, die ihre mahnende Stimme erheben. Der Alkohol bringt Geld in die Staatskasse — also muß Alkohol getrunken werden. Der Wein bringt Geld in die Taschen der Weinbauer — also muß die köstliche Traube in Völkergift verwandelt werden. Wein — Absinth — Kognak — Krankheit — Volkstod. Frankreich sieht nicht den Zusammenhang, obwohl er klar zutage liegt. Frankreich sieht ihn nicht — darum muß es sterben. Von einer Enthaltsamkeitsbewegung kann in Frankreich kaum die Rede sein. Es ist so schwer, etwas dafür zu tun. Die Regierung ist dagegen, die Volksvertretung ist dagegen, das Volk selbst ist dagegen, das Volk wird vom Alkoholkapital beherrscht — darum muß es sich zu Tode trinken.

Der Tod kann schön sein. Wenn der Kapitän auf seinem Posten steht und mit seinem Schiffe untergeht, um Passagiere und Mannschaft zu retten, so ist das ein schöner Tod, denn es ist der Heldentod. Wenn der Soldat als letzter auf der Schanze fällt, so ist es ein schöner Tod, es ist der Heldentod. Wenn der Retter mit denen untergeht, die er retten wollte, so ist es ein schöner Tod, es ist der Heldentod. Wenn der Greis auf dem Sterbebette liegt und dem Tode entgegenlächelt nach einem Leben voller Mühe und Arbeit, so kann es ein schöner Tod sein, denn die Zurückbleibenden nennen ihn mit Achtung und ehren sein Andenken.

Aber der Tod im Alkoholismus ist kein schöner Tod. Es ist ein Tod in Schmutz, Armut, Verbrechen, Elend. So ist es mit dem einzelnen Menschen, so ist es mit einem Volke, und sei es das stolzeste Volk, das je die Erde gesehen. —

Wenn du das Schicksal Frankreichs nicht teilen willst, so erhebe dich mein Volk! Erhebe dich und wirf das Joch von dir, das dich niederdrücken will in Elend und dich zum Sklaven des jämmerlichsten aller Laster, das je die Menschheit verheert hat, machen will. Recke deine Glieder und schüttle die Knechtschaft ab! Aber tue es jetzt, jetzt, wo es noch Zeit ist.

Erhebe dich, mein deutsches Volk!

D. Dirks.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

„Piddl Hundertmark"

von Wilhelm Scharrelmann.*)

Wilhelm Scharrelmann, der Bruder unseres Mitarbeiters Heinrich Scharrelmann, lebt in Bremen als Lehrer. Er gehört zweifellos zu denjenigen Dichtern, von denen wir noch Großes erwarten dürfen. Aber er gehört auch zu denen, die sich nicht gerade leicht durchsetzen werden. Gedankentiefe, eine oft überraschende plastische Anschauungskraft in der Darstellung, und ein feines und liebevolles Verständnis für sprachliche Form und Schönheit kennzeichnen alle seine Dichtungen. Manchen Menschen lernen wir erst schätzen und lieben nach einem langen und intimen Umgange, so ergeht es uns auch mit manchem Autor. Und wie es im alltäglichen Leben nicht immer die tiefsten und besten Menschen sind, die sich die Herzen im Sturme erobern, so erst recht nicht auf dem Gebiete der Literatur.

Ein solcher, der erst erobert werden will, ist auch Wilhelm Scharrelmann. Und doch gehört er keineswegs zu den erfolglosen Autoren! Sein Buch „Aus unseres Herrgotts Tagebuch" ist seiner Zeit wegen der darin verfochtenen Ideen viel und energisch diskutiert worden, und sein Weihnachtsmärchen „Die Himmelstür wird offen stehen" hat großen Anklang gefunden. Es ist eines der sehr, sehr wenigen für Groß und Klein wirkungsvollen Weihnachtsstücke, die überhaupt einen Anspruch auf strenge literarische Bewertung machen dürfen. Hoffentlich erobert es sich recht bald alle Bühnen und hilft dadurch mit, den seichten Ausstattungspomp der herkömmlichen Weihnachtsstücke für Kinder, die durchweg Theaterschund schlimmster Art bieten, zu verdrängen.

Wilhelm Scharrelmann trat vor einem Jahrzehnt etwa zuerst mit einem Bande Gedichte an die Öffentlichkeit, der den Titel „Anna Maria" trägt. Es sind meist kleinere Prosadichtungen, aber alle schönheitstrunken, stimmungsvoll und sprachlich fein durchgearbeitet.

Zwei Bücher sind von Scharrelmann im Verlage von A. Janssen-Hamburg erschienen: „Stimmen der Stille" und „Michael Dorn", ein Lehrerroman. Die „Stimmen der Stille" enthalten Lieder eines Vagabunden, eines Einsamen, der sich mitten im Trubel der Großstadt seine Tiefe und Innerlichkeit treu bewahrte. „Michael Dorn" ist einer der wenigen Lehrerromane der letzten Jahre, die auf die eigentlichen

*) Verlag von Egon Fleischel & Co. Preis 2 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Probleme des modernen Lehrers auch tatsächlich eingehen. Probleme, mit denen sich unsere Zeit noch viel mehr beschäftigen sollte.

Ein vor einigen Jahren herausgegebener Band von Skizzen und kleinen Erzählungen, „Die Fahrt ins Leben" ist im Verlage von Egon Fleischel in Berlin erschienen. Scharrelmann zeigt sich in dieser Sammlung von kleinen Novellen und Skizzen als ein Meister in der Gestaltung und Schilderung einfachster Lebensverhältnisse. Eine geradezu klassische Selbstverständlichkeit des Geschehens charakterisiert die meisten seiner Erzählungen.

Soeben ist nun ein neues Werk von ihm im gleichen Verlage herausgekommen: „Piddl Hundertmark", die Geschichte einer Kindheit. Auch dieses Buch zeigt die glänzenden Vorzüge seiner Erzählungskunst.

Wenn der Vortrupp heute seinen Lesern ein Kapitel aus „Piddl Hundertmark" vorlegt, tut er es allerdings weniger wegen des hohen literarischen Wertes dieser Dichtung, sondern vor allem, weil er dies neue Buch Scharrelmanns als ein wichtiges Dokument des Deutschtums unserer Zeit auffaßt. Es sind Bilder aus der Naturgeschichte des Großstadtkindes, die der Verfasser in einer sehr anheimelnden und zu Herzen gehenden Art vor uns aufrollt. Er bietet uns tiefe Einblicke in das Elend der Großstadtjugend, ohne doch irgendwie abstoßend zu wirken. Freimütig und ungeschminkt, aber auch nirgends platt oder brutal berichtet der Verfasser uns von den Entwicklungsjahren seines Piddl Hundertmark. Sein kleiner Held wird durch die Dichtung zum Typus des modernen Großstadtkindes, das unter Not und Entbehrungen herbster Art heranwächst und doch nicht verroht oder in dem unerbittlichen Kampfe ums Dasein zugrunde geht. Piddl Hundertmark ist ein durch und durch gesund empfindender Junge, den ein widriges Schicksal in sehr ärmliche Verhältnisse hineingestellt hat und dessen Jugendzeit wir in dem Buche Scharrelmanns miterleben.

Möchte der Verfasser uns recht bald auch den weiteren Lebensverlauf des kleinen Hundertmark malen. Piddl ist zu sympathisch und zu originell um den Leser nur in seiner Jugendzeit zu interessieren!

Wir wollen unsere Leser mit einem der ersten Kapitel des Buches bekannt machen.

In dem Hofe hinter Piddls Hause wuchs eine Sonnenblume. Kein Mensch wußte, wie der Same dorthin gekommen war, denn der Hof war dunkel und eng. Düster starrten die hohen, vom Rauch geschwärzten Mauern der Häuser in die finsteren Höfe hinab, die hinter den Häusern in der Winkelgasse lagen. Ob ein Kind das Samenkorn beim Spielen aus den blassen Fingern verloren oder der Wind es über die Dächer hinweg getragen hatte? Plötzlich, wie ein lebendiges Wunder, stand die junge Pflanze da und reckte die Blätter hungrig dem Lichte entgegen. Sie wuchs mit jedem Tage. Man konnte sie beinahe wachsen sehen. Sie hatte solche Sehnsucht nach der Sonne, deren Strahlen niemals in den engen Hof hinabstiegen, in dem sie stand und wuchs und wartete. Hoch oben, an den Gesimsen der Häuser, wanderten die Strahlen vorbei, als scheuten sie sich, in die finstere Schattenwelt der dunklen Höfe hinabzusteigen, wo hier und dort schmutzige weiße Wäsche regungslos auf rostigen Drähten trocknete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alte Kehrichthaufen von zerbrochenen Scherben und allerhand Gerümpel lagen und melancholisch düstere Kellerfenster auf die Höfe hinausschauten.

Als Piddl die Sonnenblume zum ersten Male sah, war er starr vor Erstaunen. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Das war ja ein Märchen! Eine richtige, lebendige Pflanze auf seinem Hofe. Wie rätselhaft schlank die Blume war, wie eine Prinzessin. Und wie schnell sie wuchs!

Täglich ging er hinaus in den Hof, um sie zu betrachten. Nach einigen Wochen war sie schon so groß, daß sie über die Holzplanke in den Hof des Nachbars gucken konnte — aber sie hörte nicht auf, zu wachsen. Es war, als wenn ihren Wurzeln aus dem feuchten Grunde des Hofes immer neue Triebkräfte zuströmten, die in ihren Adern zum Lichte empordrängten, als hätte auch den Erdboden, der so lange in Schatten und Finsternis gelegen, eine unbezwingbare Sehnsucht nach Licht und Sonne ergriffen, als könne er nun in der einsamen, lichthungrigen Pflanze die Erfüllung seiner Sehnsucht finden, und als strömten nun alle Kräfte des Erdreichs, das so lange brachgelegen, in schwellendem Verlangen der blaßgrünen Pflanze zu, die, von all der Sehnsucht um sie her ernährt und getragen, wuchs und wuchs ... Aber die Sonne hatte sie immer noch nicht erreicht. Nicht einmal der Wind spielte mit ihr in der modrig-dumpfen Luft der Höfe. Regungslos stand sie da, und endlich, als an einem Gewittertage die stickige Schwüle der Gassen auch in die Höfe hinabsank, meinte die Pflanze, die Sonne berühre sie mit ihren warmen Strahlen, und schlug ihr Auge auf, ein großes, goldiges Sonnenblumenauge, das voll verzehrendem Verlangen zu dem blauen Sommerhimmel hinaufsah.

„Sie blüht! Sie blüht!" schrie Piddl und tanzte vor Freude um die Blume herum, s e i n e Blume, die er so lange behütet und bewacht hatte und die nun stolz und aufgerichtet ihre erste Blüte dem Lichte entgegenhielt.

„Klara!" rief er über die Holzplanke in den Nachbarhof hinein. „Klara, meine Sonnenblume blüht!"

Klara war die Tochter des Flickschusters Dinghammer, der in der benachbarten Kellerwohnung hauste. Mit ihr spielte Piddl am liebsten. Sie war ein Mädchen von zehn Jahren, mit einer Fülle schwarzbraunen Haares, das ihr ungeflochten über die eckigen Kinderschultern fiel. Sie besuchte dieselbe Schule wie Piddl, und sie gingen meistens den Schulweg zusammen.

„Sieh nur mal hin, da oben sitzt die Blüte!"

„Ja," rief Klara erstaunt, „sie blüht!"

„Komm einmal 'rüber in unsern Garten," rief Piddl. Er nannte den Hofplatz heute einen Garten. Es stand ja eine Blume darin, eine richtige, lebendige Blume!

Klara kam.

Noch einmal wurde die Sonnenblume bestaunt.

„Wie groß sie geworden ist!" sagte Klara.

„Und wie stark!" beteuerte Piddl, indem er den Stengel vorsichtig hin und her bog. „Ich glaube, es kann ruhig 'n Sturm kommen, sie knickt nicht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Klara bog ihn ebenso vorsichtig ein wenig zur Seite. Leise schaukelte die Blume oben in der stillen Luft.

„Ein Sturm? Das glaub' nur nicht!" sagte sie wichtig, mit gerunzelter Stirn. „Stürme können Mastbäume brechen und Häuser abdecken."

„Vielleicht kommt ein Vogel und baut sein Nest da oben unter der Blüte," flüsterte Piddl und sah mit versonnenen Augen entzückt an der Blume empor. „'n Märchenvogel müßte es sein, weißt du, so'n Paradiesvogel mit langen, goldigen Federn in den Flügeln und einer kleinen Federkrone auf dem Kopfe."

„Wollen wir spielen?" fragte Klara.

„Wir könnten König und Königin spielen," entgegnete Piddl, „der Garten ist unser Park, und das Schauer da ist unser Schloß."

Auf dem Hofe stand ein alter hölzerner Kohlenschuppen, der die Residenz vorstellen sollte.

„Nein," sagte Klara, „ich weiß was Besseres. Ich hab' ein Märchen gelesen von der Prinzessin Konandir, die hat einen Pagen, und alles, was die Prinzessin sagt, das muß der Page tun."

„Und ich soll der Page sein?"

„Ja, und ich bin die Prinzessin Konandir. Du mußt mir meine Schleppe tragen!"

Mit spitzen, behutsamen Fingern faßte Piddl das Kleiderröckchen Klaras und schreitet gehorsam hinter ihr drein.

„Nun mußt du mir auch fächeln. Es ist eine so schwüle Hitze hier im königlichen Garten."

„Womit soll ich dir fächeln?"

„Brich doch ein Blatt von der Sonnenblume ab. Das ist doch ein feiner Fächer."

„Eigentlich ist es schade!" meint Piddl und zögert.

„Aber der Page muß alles für die Prinzessin Konandir tun," beharrt Klara ungeduldig.

Piddl gehorcht. Er bricht eins der großen Blätter von der Blume und bewegt es gehorsam vor Klaras Gesicht auf und ab.

„Nun gehe ich in meine Gemächer!" fährt Klara befriedigt fort. „Es ist Abend. Ich leg' mich in mein seidenes Bett, und du mußt vor meiner Tür schlafen und wachen."

Sie geht mit zierlichen, trippelnden Schritten zum Kohlenschauer und läßt Piddl vor der Türe stehen, der sich davor niederhockt.

Nach einer Minute erscheint Klara von neuem.

„Du mußt mich fragen, ob ich auch königlich geruht habe," flüstert sie Piddl zu.

„Hast du auch königlich geruht, Prinzessin?"

Klara nickt voll herablassender Gnade.

„Was für ein herrlicher Morgen ist es. Wir wollen einen Spaziergang durch meines Vaters Garten machen."

Feierlich machen sie einen Rundgang durch den dunklen Hof. Piddl trägt gehorsam Klaras Schleppe.

„Nun pflück' mir Blumen, Page."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gehorsam bückt sich Piddl und pflückt in den dunklen Ecken des Hofes Rosen, gelbe, weiße, rote Rosen, einen vollen, herrlichen Strauß.

„Ah!" sagt Klara, „danke!" und nimmt den eingebildeten Strauß aus Piddls Hand. „Aber die schönste hast du vergessen!" setzt sie hinzu und blickt zu der Sonnenblume hinauf.

Piddl erschrickt. Das kann doch ihr Ernst nicht sein.

„Die Sonnenblume meinst du?" kommt es stockend aus seinem Munde.

„Ja, die!" erklärt Klara.

Piddl schüttelt den Kopf. „Laß sie doch blühen," sagt er.

„Der Page muß alles für die Prinzessin tun," entgegnet Klara. „Hörst du, alles!"

Piddl schweigt.

„Ich kann ja auch gar nicht daran!" erklärte er kleinlaut.

„Grade drum!" fährt Klara eifrig fort. „Im Märchen, das ich gelesen habe — du kannst das Buch einmal kriegen, es gehört Heinz Meiners —, da muß der Page eine Rose pflücken, die hoch oben an der Burgmauer blüht! Und unten ist der Abgrund! — Ich glaube, wenn du aufs Schauer kletterst, geht es."

Piddl rührt sich nicht.

„Weißt du," fährt Klara fort, „dafür hat der Page dann auch einen Kuß bekommen, und die Prinzessin hat „Geliebter" zu ihm gesagt, und sie ist seine Braut geworden. Erst hat es der König nicht haben wollen, aber nachdem, als er gehört hat, daß der Page auch ein Königssohn gewesen ist, sind sie doch König und Königin geworden."

Piddl ist glühend rot geworden.

„Krieg' ich auch einen?" fragt er, mehr um überhaupt etwas zu sagen, als aus Verlangen.

„Erst mußt du doch die Blume pflücken," beharrt Klara. „Dann sage ich ‚Geliebter' zu dir, und dann — ja!"

Sie bricht ab und sieht ihn aus ihren braunen Mädchenaugen unschuldig an.

Es geht nicht anders, er muß die Blume pflücken, wenn er ein Page ist, der seiner Prinzessin treu ergeben.

Gewandt wie eine Katze klettert er auf das morsche Bretterschauer, dessen Dach unter seinen Füßen verdächtig knistert und knackt und jeden Augenblick zu brechen droht.

„Jetzt bist du an der Burgmauer! Jetzt kommt der gefährliche Augenblick!" ruft Klara.

Piddl sagt kein Wort. Innerlich schwankt er noch. Die schöne, große Blüte! Wie sie leuchtet mit ihrem Kranze gelber Blumenblätter.

„Du bist wohl bange!" ruft Klara von unten herauf.

Da beugt er sich hinüber, um die Blume zu fassen.

„Der Abgrund ist unter dir!" ruft Klara, nun wieder ganz begeistert von der Situation. „Da oben hängt die Blüte. Nur an dem schmalen Felsrand kannst du noch einen Halt finden."

Nun! Jetzt! Er hat sie gebrochen. Klara stößt einen Freudenschrei aus. Ihm ist, als hätte er ein Verbrechen begangen, wie er nun die große, tellerförmige Blüte in den Händen hält.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleinmütig und bedrückt klettert er vom Schauer wieder herunter.

„Nun bist du mein Geliebter," sagt Klara und nimmt die Blüte entgegen. „Geleite mich in meine Gemächer."

Mit Tritten, so zierlich, wie nur eine Prinzessin gehen kann, geht sie ihm voran in das Kohlenschauer.

„Du, es tut mir doch leid, daß wir die Blume abgebrochen haben," sagt er leise, als sie beide im Dunkeln stehen.

„Ach was," entgegnet Klara, „warum denn?"

„Nun hat die Blume kein Auge mehr," flüstert er bedrückt.

„Tu doch nicht so," sagt Klara, „wir haben doch so schön gespielt."

„Ja," sagt er, „schön war's wohl. Aber wie geht's nun im Märchen weiter?"

„Nun gebe ich dir einen Kuß, und dann bin ich deine Braut."

„Aber," stottert er leise — „du mußt nachher auch noch meine Braut sein, wenn — wenn wir nicht mehr spielen!"

„Ja, ist gut," sagt sie.

„Weißt du," tuschelt er, „eigentlich mag ich dich auch am liebsten leiden, und es paßt ganz gut, wenn du nun meine Braut bist."

„Du mußt es aber niemand sagen," flüstert sie.

„Du auch nicht."

„Nein."

„Auch Karl Langenberg nicht und Heinz Meiners auch nicht."

„Nein, ja nicht!"

Dann ist es einige Augenblicke ganz still.

„Nun muß ich auch den Kuß kriegen, wenn du meine Braut sein willst," fängt Piddl wieder an. „So ist das doch, wenn jemand eine Braut kriegt."

„Ja," bestätigt sie und gibt ihm einen.

„Na, dann wär' das abgemacht," sagt er und tritt wieder in den Hof hinaus.

„Ja," sagt sie und kommt auch mit gebücktem Kopfe aus der niedrigen Tür des Kohlenschuppens wieder heraus.

Verlegen stehen sie noch einige Augenblicke da, und dann geht Klara nach Hause.

„Adieu, Piddl!" sagt sie.

„Adieu, Klara!" antwortet er. — — —

Am anderen Tage ließ die Sonnenblume alle Blätter hängen. Schlaff und verwelkt hingen sie an dem hohen Stengel, der sich, halb umgesunken, schief an das Kohlenschauer lehnte.

Höhnisch standen die schwarzen Mauern und starrten auf die arme Pflanze, die sich so nach Licht und Sonne gesehnt hatte.

Piddl hatte Tränen in den Augen, als er es sah.

„Das ist meine Schuld," dachte er. „Ich hätte die Blüte nicht brechen dürfen."

Am Abend erzählte er es Klara.

„Ach was," sagte die, als sie neugierig mit ihm auf den Hof trat, „siehst du denn nicht, daß eine Ratte da ihr Loch gemacht hat?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Piddl schüttelte den Kopf. „Wir hätten die Blüte nicht abbrechen dürfen," sagte er leise und scheu. „Sie hat die Sonne nicht mehr sehen können, und wenn einer Blume das Auge ausgebrochen wird, muß sie sterben."

„Komm, laß uns lieber wieder auf die Straße gehen und spielen," sagte Klara, der es bei Piddls Worten ordentlich ein wenig unheimlich wurde, „hier ist so düster und still."

Und dann lag der Hof wieder wie früher da. Drüben bei Riedemanns hing schmutzige weiße Wäsche auf der Leine, und die rauchgeschwärzten Hauswände starrten wie sonst langweilig und öde in die Höfe hinab. Oben aus dem offenen Fenster einer Etage drang das Schreien eines Säuglings kläglich in die Stille hinaus, und leise begann von dem niedrigen Abendhimmel, der grau über den Dächern hing, ein feiner Regen herabzurieseln, der in perlenden Tropfen an den welken Blättern der Sonnenblume niederrann, die den Kampf ihres Lebens aufgegeben hatte und müde und welk an dem schwarzen Kohlenschauer lehnte.

Was andre sagen

Roland. (Herausgeber: Heinrich Scharrelmann, Blankenese.) 8. Jg. Nr. 6.

Die Notwendigkeit von Reformschulen. Von Dr. G. Liebe.

..... Schulreformideen allerorten. Und dabei sagt man, daß die Nachbarvölker teils mit Bewunderung, teils mit Neid auf unsere deutschen Schulverhältnisse blicken. Es mag sein, daß wir in manchen, meinetwegen in vielen Dingen allen zur Rechten und zur Linken über sind. Es mag sein, daß es Schulen gibt, in denen die Kinder ohne an Leib und Seele Schaden zu nehmen, freudig zu den Höhen der Wissenschaft geführt werden. Das aber sind Ausnahmen, die begnadeten Pädagogen und Erziehern zu danken sind. Das ganze System ist krank. Es gibt im allgemeinen wenig Menschen, die im offenen und ehrlichen Privatgespräche ihre Zufriedenheit mit der Schule ihrer Kinder kundgeben. Aber der Deutsche, der heute noch oft ein lieber Träumer ist und deshalb vor der bunten Wirklichkeit jeder Uniform ein leises Gruseln der Ehrfurcht und der Furcht auf dem Rücken empfindet (Köpenick!), schweigt lieber, als daß er sich und seinen Kindern Unannehmlichkeiten bereitet.....

Gesundheitlich verwerfen wir die Schule, die unsere Kinder halbe Tage oder länger in eine oft mit 50 oder gar 100 nicht immer nach Rosen duftenden Menschenkindern angefüllte Stube zwingt (Unterricht im Freien!), die Schule, die unsere Kinder stundenlang auf den engen Bänken sitzen läßt, obwohl wir wissen, wie schädlich das für die Heranwachsenden ist, die Schule, die zwar das Individualisieren in ihren Lehrbüchern predigt und von den Seminaristen im Examen verlangt, die aber, wie gesagt, vielfach eine Herde von so viel Köpfen bildet, daß der Lehrer zu tun hat, sie auch nur dem Namen nach zu kennen. Wir greifen die Schule an, die unsere Kleinsten aus fröhlichen Springern zu mürrischen, scheuen, stumpfsinnigen Hockern macht, aus vorlauten Fragemäulchen zu muffigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwämmen, aus denen nur durch Druck etwas herausgepreßt werden kann; die freudige Augen leer macht und die den unglaublichen Schaffens- und Arbeitstrieb kleiner Kinder durch ihre Daumenschrauben, eisernen Jungfrauen und sonstigen Quälmaschinen so wegeskamotiert, daß sie dann über Faulheit und Unaufmerksamkeit klagen muß. Das sind unnatürliche Verhältnisse. Wir verlangen gerade, daß die Kinder in natürlicher Weise erzogen werden, daß der Staat, der unsere Kinder zur Schule zwingt, sie körperlich nicht schädige, sondern zu gesunden Menschen und Staatsbürgern erziehe, und daß er sie nicht geistig abstumpfe, sondern erst recht zu schaffensfreudigen Menschen heranbilde.

Der Naturarzt. (Schriftleiter: Dr. med. Fr. Schönenberger und Wilhelm Siegert, Berlin.) 40. Jg. Nr. 6.

Naturreis.*)

Herr Dr. Kunert-Breslau schreibt uns: Die Firma Claus W. Weiß in Hamburg (Kehrwieder 13, Freihafen) sandte mir eine Probe von einem ganz ausgezeichneten asiatischen Reis ein. Derselbe entsprach genau dem Reis, den mir seinerzeit die in Nr. 4 des „Naturarzt" erwähnte Bremer Firma bemusterte.

Wie schon erwähnt, hat dieser asiatische Reis den großen Vorzug, nach dem Kochen körnig und von angenehmsten Geschmack zu bleiben, im Gegensatz zu dem vorerst im Handel erschienenen ungeschälten italienischen Reis, der (abgesehen von der Form als Suppenreis) leicht kleistrig wird und dann weichlich schmeckt. Dabei kann dieser asiatische ungeschälte Reis genau so zugesetzt werden wie geschälter, d. h. z. B. in kochender Milch oder kochendem Wasser, während der italienische kalt aufgesetzt werden mußte.

Die Firma Claus W. Weiß teilt mir mit, daß sie, wenn sie den Reis besorgen solle, einen ungefähren Überblick über den Bedarf haben müsse, da sie unter 100—200 Zentner nicht erhalten könne. In ungefähr 3 Monaten würde der Reis erhältlich sein.

Es ergeht deshalb an alle Interessenten, namentlich Reformgeschäfte, die dringende Bitte, der Firma ihren ungefähren Bedarf mitzuteilen.

Wir haben alle Ursache, der Firma dankbar zu sein, daß sie sich der Beschaffung dieses Naturreises unterziehen will. Ist erst der Anfang gemacht, dann ist der Bann für immer gebrochen, denn wer sich erst dem Genusse eines solchen Vollreises zugewandt hat und von der Wichtigkeit unverfeinerter Nahrungsmittel für unsere Entwicklung als Rasse und Nation überzeugt ist, der wird zum Genuß von geschältem Reis nicht so leicht wieder zurückkehren.*)

Kunstwart. (Herausgeber Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden) 25. Jg., 1. Juliheft 1912

Das Alkoholkapital auf dem Kriegspfade. Von Hermann Popert.

Auf dem achten deutschen Abstinententag zu Freiburg im Breisgau, der Ende Mai und Anfang Juni etwa zwei Wochen lang tagte, hatten Alkoholkapitalisten beschlossen, die große Propagandaversammlung der Abstinenten am Pfingstmontag zu sprengen. Das versuchten sie nun so:

---

*) Vgl. die ebenfalls dem „Naturarzt" unternommenen Ausführungen Dr. Kunerts in Nr. 11 des „Vortrupp". Ferner verweisen wir auf die Notiz „Ungeschälter Reis" von Dr. Lion (S. 446 in dieser Nummer des „Vortrupp"). **Vortrupp.**

*) Ungeschälten Reis führen unseres Wissens bis jetzt Carl Braun, Berlin S., Kottbuser Damm 5; die Sanitaswerke Gebr. Keller, Bahnhof Bennweier bei Colmar i. Els., und die Kolonie Eden. Voraussichtlich kommen nun alle Reformgeschäfte in die Lage, ungeschälten Reis zu besorgen.

Die Schriftl. des „Naturarzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihre badische Organisation versandte zunächst vor der Versammlung an eine große Anzahl von Brauern, Gastwirten usw. das folgende Rundschreiben:

„Streng vertraulich!

Einladung.

Am Pfingstmontag, 27. Mai ct., nachmittags 4 Uhr, halten die Abstinentenverbände in der Festhalle in Freiburg i. Br. eine große Hauptversammlung ab.

Die Abstinenten setzen alle Hebel in Bewegung, diese Versammlung zu einer großartigen Kundgebung in ihrem Sinne zu gestalten; deshalb ist es notwendig, daß auch Leute, die deren Ansichten nicht teilen, sich in der Festhalle einfinden, um gegebenen Falles den Auswüchsen dieser Wassertrinker entgegentreten zu können.

Wir bitten Sie deshalb dringend, auf Ihre Freunde, Bekannten, Angestellten usw. einzuwirken, damit sie am Platze sind und uns in jeder Art und Weise unterstützen."

Der Erfolg dieses Rundschreibens war, daß in die Versammlung, die im ganzen von etwa 3000 Personen besucht war, rund 300 Ruhestörer kamen, die, genauestens instruiert, von Anfang an versuchten, planmäßig Radau zu machen. Sie waren in Trupps im ganzen Saale verteilt, horchten dem Kommando bestimmter Führer und hatten vielfach gefüllte Wein- und Bierflaschen an Schnüren umgehängt. Es gelang manchen von ihnen im Laufe der Versammlung, mit Hilfe dieser mitgebrachten Vorräte betrunken zu werden. Jedenfalls spien einige von der Galerie her Bier unter die Versammlung.

Mit Hilfe dieser Leute sollte nun die eigentliche Sprengung der Versammlung auf dem folgenden Wege erreicht werden: Die arrangierenden Alkoholkapitalisten hatten bestimmte Anträge zur Geschäftsordnung aufsetzen und mit Maschinenschrift niederschreiben lassen. Diese Anträge hatten sie dann einzelnen der von ihnen abgesandten und instruierten Ruhestörer in die Hand gegeben mit dem Auftrage, sie ihrerseits zu unterschreiben und dem Vorsitzenden einzureichen. Von den Anträgen war einer so gefaßt:

„Unterzeichneter stellt hiermit den Antrag: Um den Eindruck der vorzüglichen Ausführungen des Gegenredners nicht zu beeinträchtigen, beantrage ich Schluß der Debatte und Annahme folgender Resolution:

Der gesunde Sinn der deutschen Bevölkerung wendet sich mit Verachtung von den Wenigen in der Abstinenzbewegung, die mit klarem Bewußtsein für die Sache eintreten, und bemitleidet die übrigen, die ohne jede klare Vorstellung die Albernheiten der Abstinenzbewegung mitmachen."

Kein Vorsitzender konnte natürlich eine Abstimmung darüber überhaupt herbeiführen; die Verweigerung der Abstimmung ließ sich aber als Vorwand für die Sprengung der Versammlung benutzen. Charakteristisch ist, daß einer der Männer, die diese Anträge einreichten, derart in Verfassung war, daß er auf Anfragen nicht einmal den Sinn des Antrages erläutern konnte.

Die Abstinenten hatten während der ganzen Dauer der Versammlung vollkommen Stillschweigen beobachtet und die Gegenredner ohne jede Störung reden lassen.

Bereits am Abend desselben Tages konnte auf dem offiziellen Begrüßungsabend des Abstinententages, in Gegenwart der Vertreter der bürgerlichen und militärischen Behörden, der Vorsitzende die Dokumente, die den Plan der Versammlungs-Sprengung bewiesen, vorweisen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Ungeschälter Reis. Die vorzüglichen Ausführungen von Dr. Kunert in Nr. 11 des „Vortrupp", mit denen ich vollkommen übereinstimme, geben mir Veranlassung, die Bedeutung des ungeschälten Reises bei der Entstehung und Verhütung der Beri-Berikrankheit ganz besonders hervorzuheben.

Lange war man über die Entstehung der Beriberi, die eine Entartung der Nerven und daher eine allgemeine fortschreitende Muskellähmung mit Muskelschwund zur Grundlage hat, völlig im Unklaren. Man nahm alle möglichen Arten von Vergiftungen an.

In der allerjüngsten Zeit hat es sich aber herausgestellt, daß nicht eine Vergiftung der Nerven, sondern eine mangelnde Ernährung der Nerven die Ursache der Beriberi bildet. Und zwar ist es der Ausfall an nervenernährenden Phosphorverbindungen, der die Nerven derartig schwer erkranken läßt. Gerade die reisessenden orientalischen Völker werden in erster Linie von der Beriberi heimgesucht. Die Ursache liegt aber nicht, wie man schon länger annahm, im Reis selbst, sondern in der Behandlung des Reises, der seiner Silberhaut beraubt, also „geschält" genossen wurde.

Zahlreiche Versuche besonders auf den Philippinen haben nun gezeigt, daß Beriberikranke geheilt wurden, wenn man ihnen die zu Reiskleie zerstoßenen Silberhäute als Heilmittel gab, ja man konnte an einem großen Material von Gefangenen nachweisen, daß die mit geschältem (cured) Reis ernährten Leute an Beriberi erkrankten, während die unter den gleichen Bedingungen mit ungeschältem (uncured) Reis ernährten Leute vollkommen frei von Beriberi blieben. Und in der Tat sind in den achtlos weggeworfenen Silberhäuten des Reises die Phosphorverbindungen enthalten, die der Nerv unter allen Umständen zu seiner Ernährung braucht. Es wäre daher dringend zu wünschen, daß mehr und mehr der ungeschälte Reis zur Verwendung gelangt.

Ähnlich liegen die Verhältnisse mit unseren Getreidearten. Durch die Verfeinerung des Mehles werden die wertvollen Bestandteile der Hülsen aus der Ernährung ausgeschaltet. Durch monatelangen Genuß derartigen Brotes bei sonst einförmiger Nahrung entstehen auf Segelschiffen gleichfalls Nervenlähmungen, die Nocht direkt als „Segelschiff-Beriberi" bezeichnet. Heilmittel auch hier, selbst oft noch bei den schwersten Erscheinungen: die phosphorhaltige Reiskleie oder die gleichfalls phosphorhaltigen Katjang-Idjoe-Bohnen.

Stabsarzt **Dr. Lion.**

Grundstückwahlrecht. Dem preußischen Abgeordnetenhause haben eine Anzahl Frauenpetitionen zum kommunalen Wahlrecht vorgelegen. Die einen verlangten eine durchgreifende Reform für Stadt- und Landgemeinden unter Zugrundelegung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für beide Geschlechter, andere wollten die Übertragung des bestehenden Wahlrechts auf die Frauen, und schließlich gab es ganz bescheidene, die nur die Forderung der selbständigen Stimmabgabe der grundbesitzenden Frauen in den Landgemeinden aufstellten, die zurzeit schon ein indirektes Frauenstimmrecht haben.

Keine der Petitionen wurde angenommen. Die Regierung erklärte, daß sie nicht beabsichtige, eine Revision der Gemeindeverfassungsgesetze vorzunehmen, Änderungen im Sinne der Frauenpetitionen würden aber eine vollständige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umgestaltung des geltenden Kommunalwahlrechts bedeuten. Bis zu einem gewissen Grade ist das richtig. Alle weitergehenden Petitionen haben die gänzliche Umgestaltung der kommunalen Gesetzgebung zur Voraussetzung. Aber es ist nicht recht einzusehen, warum nicht einmal die selbständige Stimmabgabe der grundbesitzenden Frauen zugelassen werden soll? Der Regierungsvertreter sagte: „Nicht deshalb wird die grundbesitzende Frau zum Wahlrecht in den Landgemeinden zugelassen, weil sie dem Manne hinsichtlich des Gemeinderechts gleichzustellen ist, sondern lediglich deshalb, damit der von ihr vertretene Grundbesitz bei den Gemeindewahlen nicht ausgeschaltet ist."

Nicht die Person besitzt also das Wahlrecht, sondern das Grundstück. Feld, Wiese oder Haus sind wahlberechtigt; aber sollte es diesen Trägern eines Bürgerrechts nicht ganz gleichgültig sein, ob der Stimmzettel, den sie nun einmal nicht selbst abgeben können, von einem Mann oder einer Frau in die Urne gelegt wird? Die Grundbesitzerin in den Landgemeinden der sechs östlichen Provinzen Preußens muß einen männlichen Bürger ihres Ortes beauftragen, die ihrem Grundstück zustehende Stimme in dem von ihr gewünschten Sinne abzugeben. Eine Kontrolle darüber, wie ihr Auftrag ausgeführt wird, hat sie in den wenigsten Fällen. Wozu solche veraltete Verordnungen, die vielleicht einmal früher einen Sinn gehabt haben, weiter mitschleppen? Eine grundlegende Revision der Gemeindeverfassung würde es nicht bedeuten, wenn durch das Gesetz anerkannt würde, daß die Grundbesitzerinnen in den Landgemeinden die Fähigkeit haben, ihr Wahlrecht persönlich auszuüben.

Allerdings irgendein Frauenrecht von Bedeutung wäre damit nicht erreicht; nach wie vor würde die Frau nur die Vertreterin ihres Grundes und Bodens sein. Um der Frau als Persönlichkeit Recht und Einfluß zu verschaffen, müßte in der Tat das Kommunalwahlrecht gründlich reformiert werden. Aber sollten sich nicht im Laufe von über 50 Jahren — so lange bestehen bereits Städte- und Landgemeindeordnungen in Preußen — die Zeiten so gewandelt haben, daß eine Revision am Platze wäre?

Die internationale Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform versendet soeben folgenden Aufruf an Männer und Frauen aller Kulturländer:

Leben heißt Sichentwickeln. Aller Entwicklung Sinn und Ziel ist Vervollkommnung. Kraft der natürlichen Gesetze hat ein gewaltiger Aufstieg des organischen Lebens sich vollzogen und im „Menschen" seine höchste Staffel erreicht. Aber nicht seinen Abschluß! Auch der Mensch, unterworfen den Gesetzen der Entwicklung, ist der weiteren Vervollkommnung fähig. Seine Einsicht lehrt ihn, diese Gesetze zu ermitteln; Verstand und Wille fordern, sie nutzbar zu machen für seine eigene Entwicklung: in sozialem Zusammenwirken, zielbewußt, die organisch-geistige Vervollkommnung seiner Rasse zu erstreben und damit den festen Boden zu schaffen für eine höhere menschliche Kultur, für edlere und zugleich glücklichere Lebensverhältnisse.

Die erste Vorbedingung aber einer stetigen, aufwärts leitenden Entwicklung ist die Gesunderhaltung der Rasse. Ihr vornehmstes Mittel ist die in der Gattungsfortpflanzung sich vollziehende Auslese. Diese stark, gesund und rein zu erhalten, sie dem Ziele der Vervollkommnung anzupassen und so das Geschlechtsleben des Menschen zugleich dem Wohle der Lebenden und dem Aufstieg der Gattung dienstbar zu machen, ist die höchste Aufgabe der fortschreitenden Zivilisation.

Von dieser Warte betrachtet, zeigt gerade das geschlechtliche Leben der Gegenwart Erscheinungen, welche den Fortschritt nicht nur hemmen, sondern aufs schwerste gefährden; welche in schärfstem Widerspruche stehen nicht nur zu der glänzenden Außenseite unserer Kultur, sondern auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu den durch die Wissenschaft vermittelten Einsichten in die Bedingungen unserer Entwicklung.

Wir sehen das heutige Geschlechtsleben in allen Gesellschaftskreisen beherrscht von der offenen und heimlichen Prostitution, der wahllosen geschlechtlichen Hingabe um materieller Vorteile willen. Wir sehen es durchseucht von Geschlechtskrankheiten, welche am Mark des Volkes zehren und in zahllosen Ehen die Erfüllung ihrer höchsten Zwecke im Dienste der Gattung vereiteln. Und während wir der Macht der Sexualität, die unser Blut durchflutet, mit heuchlerischer Verheimlichung begegnen, üben wir gegenüber ihren Schäden ein System der Vertuschung, das den besten Nährboden ihres Wachstums bildet.

Auf dem für die Geschlechtsauslese wichtigsten Gebiete, der Eheschließung, macht eine die Entwicklung schwer belastende Verquickung von „Geld" und „Liebe", eine verhängnisvolle Abhängigkeit der Gattenwahl vom wirtschaftlichen Interesse, auf Kosten der Gesundheit und Lebenstüchtigkeit der Nachkommenschaft, sich geltend. Die Ehe selbst, als wahrhafte, frei gewollte Monogamie das Ideal menschlich-geschlechtlicher Verbindung, wird nicht nach dem lebendigen Inhalt des Gemeinschaftsverhältnisses, nicht nach dem Wesen der Persönlichkeiten und ihrem Willen zur Verantwortung, sondern nach einer starren Formalität gewertet. Sie wird durch den lebenswidrigen Zwang der grundsätzlichen Unauflöslichkeit in Fesseln geschlagen. Fast in der Mehrzahl der Fälle glücklos, führt die Ehe zu ungezählten Ehebrüchen der Tat und mehr noch des Gedankens. Überdies aber zwingen die sozialen und wirtschaftlichen Ansprüche, welche die Ehe stellt, sowie verkehrte Maßnahmen der Staatsgewalt, viele Tausende von Männern und Frauen in den besten Jahren zur Ehelosigkeit, zum Verzicht auf Lebensglück und Nachkommenschaft. So hindert die heutige Ehe den Aufstieg, statt ihn zu fördern.

Durch die „Ehe" ward der außereheliche Verkehr geschaffen, zugleich aber verpönt. Doch nicht auf Seiten des Mannes. Der schuf sich die „doppelte" Moral; mit ihr die Verfemung der ledigen Mutter, die Achtung und Entrechtung des unehelichen Kindes, gleich verderblich für Mutter und Kind wie für die Gesellschaft selbst, die wertvollen Nachwuchs dem Verderb und der Verkümmerung überliefert.

Verdienstlich sind die charitativen Hilfsleistungen im einzelnen Falle. Indes, sie reichen nicht zu. Nur durch Beseitigung ihrer Ursachen, durch Umwandlung der sittlichen Anschauungen und zielbewußte gesetzgeberische Maßnahmen können die Schäden des sexuellen Lebens wirksam bekämpft und verhütet werden.

Eine gewaltige Arbeit zum Schutz der Mutterschaft und zur Reform des sexuellen Lebens ist zu leisten. Die diesen Zielen nachstrebenden Kräfte zusammenzufassen, ist am 30. September 1911 zu Dresden „Die internationale Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform" begründet worden. In der Erkenntnis, daß das Streben nach Gesundung der menschlichen Geschlechtsbeziehungen, der Gedanke der höheren Entwicklung der menschlichen Rasse nicht Halt machen darf an den Grenzen eines Landes, wollen wir aus allen Kulturvölkern diejenigen, die mit uns arbeiten wollen, seien es Verbände oder Vereine oder Einzelne, seien es Männer oder Frauen, zu vereinter praktischer Wirksamkeit sammeln.

Gegenwärtige Übelstände bekämpfend, das Verantwortlichkeitsbewußtsein der lebenden Generation wachrufend, stehen wir im Bunde mit der Zukunft. Wer mit uns eintreten will für die Verwirklichung dieser hohen Ziele, soll uns willkommen sein!*)

*) Beitrittsanmeldungen an den Vorsitzenden: Justizrat Dr. Rosenthal, Breslau XIII, Schillerstr. 2.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 15 1. August 1912

Seefahrt.

Es ist ein Bild, das überall wiederkehrt: der Knabe, der am Wasser spielt und ein Floß schwimmen läßt, das zu klein ist, ihn sicher über Wasser zu tragen. Er versucht, mitten darauf zu stehen. So trägt es ihn. Aber schon wenn er ein wenig nach der Seite rückt, kippt es. Er klettert mit nassen Kleidern ans Ufer und sieht bekümmert und mit Ehrfurcht auf die starke Strömung hinter dem Wehr. Dort kommt das Wasser von der Mühle und fließt weiter zum Strom und weiter zum Meere. „Wenn ich noch einen Balkenabschnitt von der Schneidemühle bekommen kann", denkt er, „und den mit dem Rest der Eggenleine am Floß verbinde, dann trägt es mich hinaus. Immer weiter fahre ich, bis zu der Biegung am Forsthaus dort unten, und dann bis nach der Stadt. Ein Strohdach stelle ich auf mein Floß und schlafen werde ich darauf." Schon liegt ein Haufe seltsamer Dinge, die der Schiffahrt dienen sollen, im Erlenbusch. Stangenabschnitte, Brettchen, Leinen, ein alter Treppenläufer, leere Zementsäcke. Am Sonntag ist Fritz bei den Vettern in der Stadt und fährt mit der großen Fähre über den Strom. Ganze Kutschwagen stehen darauf. Die Vettern finden nichts dabei. „Es ist doch die große Stadtfähre, eine alte Sache, über die kein Mensch sich zu wundern braucht." Höchstens, daß eine Zigarrenbude auf der Fähre steht und ein Schokoladeautomat: das ist merkwürdig. Und Fritzchen weiß zwar nicht, weshalb ihm die Redeweise der klugen Stadtvettern garnicht so großen Eindruck macht, es gefällt ihm nur nicht. Er hütet sich aber, von seinem Floß zu sprechen, auf dem kein Automat steht, ja das noch garnicht einmal sicher schwimmt. Dennoch kann er die Zeit nicht erwarten, bis er wieder am Holzplatz sitzt, wo es nach Kiefernborke riecht, und bis er wieder versuchen kann, ob das Floß ihn jetzt trägt, nachdem das große Zopfstück eines besonders trockenen Stammes untergebunden wurde. (Wie nur beide Vettern gleich an dem Automaten zogen. Zu dumm! Zwei Meter Ankertau hätte man für die zwei Groschen kaufen können!)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Fritz wieder auf seinem Flosse steht und es mit der Stange unter den Uferbüschen hinschiebt, fällt ihm ein, daß die Stadtfähre ebenso wie sein Floß über einer Wassertiefe schwimmt, und daß auch sie der Strömung und dem Winde ausgesetzt ist. Das kommt den Vettern, die sich mit dem Automaten beschäftigen, wohl gar nicht zum Bewußtsein? Wenn nun auch die große Fähre einmal schwanken und kippen würde? Was dann wohl die Vettern täten! Jedenfalls wäre der Automat für sie dann unwichtig. Fritz begann stolz zu werden auf irgend etwas, was er in sich fühlte und vor den Vettern voraus haben mußte. Es war gut, daß die Vettern nicht zugegen waren; denn die hätten, wenn er gesagt hätte, auch die Fähre könne kippen und untergehen, und es sei gut, die Vorsicht nicht zu vergessen, wahrscheinlich geantwortet: „Das ist ja Stuß. Erstens ist die Fähre städtisch konzessioniert und zweitens ist alles versichert." Und wenn beide Gründe auch eigentlich recht dumm waren, sie genügten Stadtkindern, denn die sind gewöhnt, ihr Verhalten auf Behörden, Beschwerdebücher und Ähnliches einzurichten und nicht auf Naturkräfte.

Seefahrt bleibt Seefahrt. Heute sind die Dampfer, die den Ozean durchqueren, so groß, daß Schwimmbäder und Tennisplätze eingebaut werden können. Sie mögen noch größer werden, immer bleibt die Tatsache bestehen: Dies alles schwimmt. Es schwebt über ungeheurer Tiefe, es wird hindurchgeführt durch Nebelmassen und Strömungen, zwischen Eisbergen und Felsen, es bewegt sich mit lebendiger Kraft auf andere schwimmende Massen zu und will, in jeder Sekunde, von klarem Verstande sicher gelenkt sein. Kein Seemann vergißt das. Ein ungesunder Zug der Zeit aber will, daß der Reisende, der für wenige Tage einen Dampfer betritt, möglichst wenig davon merke, daß er Seefahrt miterlebt. (Fast ist ein Blick auf die bewegte See auch unnötig; man kennt das ja aus dem Kino.) Man glaubt, dem Reisenden etwas zu geben, wenn man ihn während einer Seefahrt durch alle die Luxusräume hindurchlangweilt, die ein Ozeandampfer umfaßt. Vom Speisesaal, wo üppig gegessen wird, durch den Palmengarten, ins Pariser Café, in die Bar, durch die Schreibzimmer, Rauchzimmer, Spielräume, Lesesäle. Und in Wirklichkeit hat man ihm die großen Eindrücke einer Seefahrt genommen.

Aber nicht nur das: man hat ihn planmäßig davon abgehalten, sich mit den notwendigsten Kenntnissen auszurüsten, die jedem, der ein Schiff betritt, nützlich sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es liegt, zum Teil wenigstens, eine Absicht darin. Der Fahrgast, der sich am wenigsten um die eigentliche Seefahrt kümmert und das Ende der Seefahrt geduldig in dem für ihn bestimmten Raume erwartet, ist dem Schiffer der angenehmste. Solche Fahrgäste wünscht er sich. Deshalb löst der Reeder seine Aufgabe, Menschen an die fernsten Küsten zu bringen, einfach dadurch, daß er auf seinen Schiffen Räume für Fahrgäste schafft und diese darin beschäftigt. Er sagt sich: Für einen Viehtransport brauche ich soundsoviel Verschläge, soviel Heu, soviel Streustroh; für Fahrgäste, und für solche der ersten Klasse besonders, muß ich außer Betten und Futter auch Unterhaltung vorsehen, ich muß sie beschäftigen. Das tue ich, indem ich ihnen die größten Speisenkarten drucke, eine Musiktruppe spielen lasse und die Räume, in denen sich die reichen Leute aufhalten sollen, so ausstatte, daß die Bewohner aus dem Staunen nicht herauskommen.

Zwischen Schiffswänden, wo man alles auf Biegung, Stoß, Erschütterung eingerichtet wähnt, werden Marmorplatten und Spiegelglas aufgestellt. Die Außenhaut eines Schiffes läßt nur Fenster bestimmter Größe zu; auf dem Ozeandampfer aber müssen Räume geschaffen werden, die wie Hotelzimmer aussehen. Mit hohen Fenstern und Säulen, von Bambusgebüsch und Phönixpalmen umflattert. Der reiche Mann darf ja nicht daran erinnert werden, daß er zur See fährt. Was man auf einem Schiffe nicht vermutet, grade das wird eingebaut: ein Schwimmbad, ein Tennisplatz, eine Reitbahn. Keine unentbehrlichen Einrichtungen, sondern Sehenswürdigkeiten.

Wer heute noch in Hamburg und sechs Tage später schon in New York in ein großes Schwimmbad gehen kann, der kann auf dem Dampfer ein Schwimmbassin recht gut entbehren. Niemand wende ein, daß durch solche Einrichtungen dem Mangel an Bewegung abgeholfen werden soll. Wenn das Schwimmbad so eingerichtet wäre, daß es vielen Hunderten von Menschen am Tage offenstände, dann könnte man es gelten lassen. Das ist es aber nicht. Es ist als Luxusbad gebaut. Und ganz gewiß dient der Tennisplatz nur der Bewegung weniger, während viele zuschauen. Anstatt den Blick auf das Meer zu richten, auf den Horizont, die Wolken, die Sterne.

Die läppische Art, Menschen der wohlhabenden Klassen über den Ozean zu amüsieren, ist zu einem System geworden. Weil es dem Schiffer so beliebte, muß sich der Reisende während einer Seefahrt in einen Luxus fügen, den er nicht gewohnt ist und der ihm meist

zuwider ist. Beschäftigte Menschen, die nicht daran denken, in der Großstadt eine Bar zu besuchen, lernen auf dem dreihundertfünfzigsten Längengrade, was ein Champagnercobbler ist und wie ein Cocktail geschüttelt wird. Ein Beamter, der nach den Tropen reist, und dessen Körper sich langsam an den Wechsel des Klimas gewöhnen will, muß vierzehn Tage lang die ausgesuchtesten Diners essen und die unmöglichsten Getränke dazu trinken, sodaß er gegen Krankheit widerstandsschwach in der Tropensonne landet.

Es fragt sich nun, ob das System, das die Schiffer anwenden, berechtigt ist? Wenn alle Menschen, die als Fahrgäste der ersten Klasse eine Seefahrt machen, weltmüde Großstadtpflanzen wären, dann müßte die erste Klasse die Einrichtungen haben, die sie jetzt anstrebt. Wir hätten es dann glücklich zu einem lustigen Widerspruch gebracht: Auf dem festen Lande, zwischen den Häusern und Villen der Großstädte werden große Schiffsgebäude aufgestellt, die so echt sind, daß sie nach Tang und Teer riechen; wenn unsre Knaben sich daran sattgespielt haben und aus dem Kientopp das Übrige wissen, was an der Seefahrt „interessiert", dann jagen wir sie, damit ihr Blick erweitert werde, nach Amerika hinüber und lassen sie unterwegs Tennis spielen! Wo ist eigentlich das müde Kulturvolk, auf das das Zeugnis solchen Unsinns paßt? Und welches der seefahrenden Völker ist mit dem Zuschnitt gemeint? Die Deutschen, die Briten, die Amerikaner? Weil eine Minderheit irregeleiteter Menschen besteht, die unfähig ist, die großen Eindrücke der Seefahrt zu genießen, werden die Schiffsräume als Vergnügungslokale hergerichtet. Und die vielen Wanderer, die wollen, daß ihnen das Meer zum Erlebnis werde, müssen darunter leiden.

Der Schiffer und Reeder sagt, es gehe ihn nichts an, ob seine Fahrgäste andere Wünsche haben als die, die er befriedigt. Er will nur seinen Zweck erreichen, die Menschen nach der Größe ihres Geldbeutels zu beschäftigen. Sein Grund ist verständlich. Es muß aber gesagt werden, daß viele Reisende etwas Anderes wollen als den schwimmenden Jahrmarktsrummel, und daß sie einen Anspruch auf den Genuß reiner Seefahrteindrücke haben.

Es ist etwas Großes um die Seefahrt. „Das Meer", schreibt Friedrich Ratzel, „ist das größte Ganze an unserer Erde. Dreiviertel der Erde sind vom Meere bedeckt". Es ist den seefahrenden Völkern gelungen und gelingt ihnen täglich von neuem, den Welthandel und den Weltverkehr über das Meer hin aufrecht zu halten. „Erst die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Überbrückung des Meeres hat eine Menschheit möglich gemacht". Aber das eine muß stets bedacht werden: „Das Land unterwirft sich der Ackerbauer doch endlich einmal; das Meer wird nie ganz unterworfen". Eine Unsumme von friedlicher Arbeit, von Wissen, Einsicht und Geisteskraft ist fortwährend am Werke, um das Material und die Menschen zu bilden, die das Weltmeer beherrschen sollen. Und nur ein tüchtiges Volk kann die Männer hervorbringen, die den Aufgaben der Seefahrt gewachsen sind. Kühnheit, Weltkunde, Unternehmungsgeist, Erfahrung und eine Vorsicht und Verschlagenheit, die unter den Begriff der Seemannschaft fällt, vereinen sich in denen, die die Schiffe eines seefahrenden Volkes lenken. Es war eine große geschichtliche Entwicklung nötig, um die Menschen von einer Ferne zur andern vordringen zu lassen. Und wenn ein winziges Holzgefäß, mit mutigen oder verzweifelnden Männern bemannt, von unbekannten Winden getrieben, durch die schauerliche Einsamkeit und Nacht des Ozeans hindurch neue Küsten erreichte, dann ging ein Zittern durch die ganze Kulturwelt, ein Freudentaumel, eine Entdeckersehnsucht, deren letzte, schwächere Wellenringe gerade in unseren Tagen an den Polen der Erde branden.

Das heutige System will, daß der Reisende, der aus dem Inlande kommt, von all den großen Erinnerungen, die den Menschen mit dem Meere verbinden, nur die eine genieße: daß ihm die Menge aller an den Küsten des Weltmeeres wachsenden Gaumenkitzel auf dem Schiffe zur Verfügung stehe.

Auf demselben Schiffe wohnen in nächster Nähe der prassenden Gäste die einfachen Seeleute. Sie haben, in Schneesturm und Nebel, hart zu arbeiten. Es ist verständlich, wenn sie nach anstrengendem Seedienst die gehäuften Eindrücke des üppigen Treibens, das sie sahen, in der Hafenstadt wegwischen durch den Taumel einer Nacht, in der ihnen geputzte Weiber und Sekt für ihren sauer verdienten Lohn zur Verfügung stehen. Das Beispiel des Lebens, das sie sahen, wenn sie vom Schiffsdienst aufblickten, hat ihnen den Maßstab der Zucht genommen, hat ihre Phantasie berauscht. Ein Körnchen Bitterkeit bleibt zurück in dem, der die Geldvergeudung mit ansehen muß, und er selbst verstreut sein Geld, mit dem er eine Familie, eine alte Mutter zu versorgen hätte. Verstreut es, um den Gegensatz zu vergessen zwischen dem Luxus und seinem Tagewerk.

Das System der Vergnügung ist falsch und frevelhaft. Das Meer wird nie bezwungen werden. Eine Fahrt zur fernen Küste

bleibt eine Aufgabe, bleibt ein Erlebnis auch für den, der zum zehnten Male in seinem kurzen Erdenleben nach demselben Ziel hinüberfährt. Es kann nur zwei Arten von Menschen geben, die auf Ozeandampfern fahren: die reisefrohen und die ruhebedürftigen. Für diese beiden ist zu sorgen. Und für beide ist die Ablenkung durch seichte Genüsse hinderlich. Jedem aber sollte eine gewisse Beschäftigung mit seemännischen Dingen Bedürfnis und Pflicht sein. Auf See sollte jeder Reisende sich als Seefahrer fühlen und sollte sich freuen, als solcher behandelt zu werden. Ein Kriegsschiff geht nicht in See, bevor nicht bekannt gegeben ist, wo jeder einzelne Mann seinen Platz hat, wenn Feuer ausbricht, wenn die Rettungsboote zu Wasser gelassen werden. Was ist im Wege, daß auch die Millionäre, die in Kabinen für zwanzigtausend Mark über den Ozean fahren, an Deck antreten, um zu erfahren, wer rechts, wer links von ihnen auf der Ducht des Rettungsbootes sitzt, wenn das Schiff verlassen werden muß? Ein Sport sollte die Seefahrt sein. Aber kein solcher, bei dem an der Bar Wetten abgeschlossen werden über die Schnelligkeit des Schiffes, sondern einer, bei dem das ganze Wunderwerk menschlicher Seefahrkunst dem Reisenden im Angesicht der wildbewegten See zum Bewußtsein kommt. Dann wird auch nicht mehr der ernste, verantwortungsreiche Dienst der Schiffsbesatzung an dem Vergnügen der Reisenden Schaden leiden.

Wer das feste Land verläßt und über der Tiefe des Weltmeeres schwimmt, der soll nach den Sternen sehen, die dem Seefahrer den Weg zeigen. Er soll den Wind fühlen, der vom warmen Süden oder vom kalten Norden kommt. Er soll der Menschen gedenken, die vor ihm dasselbe Meer durchquerten und Gedanken und Taten an ferne Küsten trugen. Es soll sich auf der Höhe der Weltbeherrschung fühlen. Herrschen aber kann nur, wer auf sicherem Grunde steht, nicht wer tändelt und nascht und nippt und wem damit gedient ist, daß ihm in Schiffsräumen vorgetäuscht wird, er wohne nicht zwischen Spanten und Schotten, sondern in einem Luxushotel an der Riviera.

Noch nie ist der Gegensatz zwischen dem Luxus der Ozeandampfer und dem Ernst der Seefahrt so deutlich gewesen wie bei dem Untergange der „Titanic". Es darf gerade bei diesem grauenerregenden Unglück nicht gefragt werden, ob einzelne der Mitreisenden vielleicht, als das Schiff sank, verständiger hätten handeln können, wenn sie mit Schiffsordnung und Rettungseinrichtungen besser ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

traut gewesen wären als mit der Tanzordnung und Speisenfolge, nur die eine Frage darf jedem, der dem Geschehenen nachdenkt, kommen: Wozu war denn das alles, was da in der klaren Sternennacht zwischen Eisschollen versank, diese Vorkehrungen zum Prunken, Prassen und Protzen, dies kaum beendete Ballfest? Was hatte denn das mit der Seefahrt zu tun?

Schwer ist es, anzugeben, wie es auf den großen Dampfern zugehen müßte, und es muß der Erfahrung und Fachkenntnis überlassen bleiben, Wünsche der Zeit zu erfüllen. Hier muß nur ausgesprochen werden, daß selbst in der Jugend reicher Stände, so wie überall in Deutschlands Jugend, ein Wille besteht, der wo anders hinzeigt als auf den Luxus der Ozeanriesen. Wer nicht an einer Stelle steht, von der aus er sehen kann, welchen Weg die neue Jugend geht, wer nicht selbst den Rucksack packen und mit den Welteroberern an der Quelle irgend eines der Flüsse stehen kann, die sich zum Meere hin ergießen, der schlage das Juniheft des „Wandervogel" auf und erkenne aus dem Lichtbilde, daß Menschen heranreifen, die den ganzen parvenühaften Luxus einer einseitig wirtschaftlich entwickelten Zeit unter ihren Nagelstiefeln lassen. Wer es aber kann, der packe selbst den Rucksack und fahre als Wanderer über die deutschen Binnenseen. Von Schaffhausen zwischen grünen Ufern am Hohenklingen vorbei in den Bodensee oder von Waren aus über den Müritzsee mit seinen Kiefern- und Erlenwäldern. Und wenn er als echter Wanderer vorne am Bug steht und die Türme ferner Städte auftauchen sieht, dann fühle er die Wunderkräfte sich regen, die im Menschen entstehen durch die Gegensätze der Welteindrücke. Und dann wird er wissen, wie die jungen deutschen Wanderer die Meerfahrt wollen. Und wie die es wollen, so ist es recht und so muß es werden.

Nie wird das Meer bezwungen werden. Die Fähigsten und Besten eines Volkes fordert das Weltmeer in seinen Dienst. Ein Blick auf die wilden Gewalten des Ozeans, seine Stürme und Eisberge läßt uns ahnen, welch eine Summe edler Menschenkraft Tag und Nacht wirkt, um die Gefahren zu umgehen, die nie beseitigt werden. Auf der Kommandobrücke nicht nur, tief unten auch, in den Maschinenräumen, an surrenden Rädern, an Manometern und Ventilen wacht Nervenkraft. Und die Beherrschung all der Kenntnisse, die tausendjährige Erfahrung geklärt hat, muß immer neu erarbeitet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man hört nichts von all der Vorsicht, weiß nicht, was es für Arbeit kostet. Die Menschen und die Waren kommen in den Hafen herein. Schiffe ankern; eine Flotte kehrt von der Übung heim: das Alles sieht sich so leicht an. So selbstverständlich wie das Atmen eines Körpers, der doch lebt. Wenn aber der Atem des Weltverkehrs einmal stockte, wenn das Meer nicht, von vielen Tausenden von Seeleuten, täglich neu erobert würde, dann wären die Güter nicht, die wir als die gewohnten hinnehmen, solange die Flaggen auf den Schiffen hochstehender Völker wehen: Der Friede und das Brot der Völker.

Sollte es wirklich so wertlos sein, fünf Tage lang auf das weite Meer zu sehen und sich als Seefahrer zu fühlen?

Hans Paasche.

Ein Stück modernes Studententum.

Die Masse der deutschen Studentenschaft läßt sich in zwei große Gruppen einteilen. Auf der einen Seite die Korporationen, geschaffen durch den seit langem in unserem Volke sehr ausgeprägten Hang zu vereinsmäßig scharf umrissener Organisation. Auf der anderen die Nichtinkorporierten, d. h. diejenigen Studenten, die keinem dieser geschlossenen Kreise angehören. Der Zahl nach überwiegt heute die letzte Gruppe. Das war nicht immer der Fall. Noch vor wenig Jahrzehnten hatte die erste, in etwas anderer Form zwar als heute, auch zahlenmäßig ein so erdrückendes Übergewicht, daß die Nichtinkorporierten völlig verschwanden. So sah die Studentenschaft aus, die zur Zeit der Freiheitskriege und in den vierziger Jahren in den ersten Reihen der Kämpfer stand. Und an dieser großen Vergangenheit drohte sie zu sterben für das lebendige Leben, das seinen Gang weiterging und neue Werte schuf, mit denen sich recht und billig auch die Studentenschaft hätte auseinandersetzen müssen. Das tat sie aber nicht! Sie schlief und träumte, träumte von jenen großen Zeiten, in denen sie an der Spitze der Nation gestanden und gefochten hatte für die Freiheit des Vaterlandes. Freiheit und Vaterland!

Diese beiden Worte, für die man damals Gut und Blut eingesetzt hatte, gingen aus ihrem Traum als Spielzeug hervor. Als drittes kam, ebenfalls geschichtlich begründet, die Ehre hinzu. Mit den drei Worten hat die Studentenschaft Jahrzehnte lang gespielt — und verspielt. Sie verlor den Zusammenhang mit dem, was um sie herum wuchs und ward, und drohte, einer großen Weltfremde anheim zu fallen. Aber die Reaktion der Erkenntnis blieb nicht aus. Inzwischen war die Gruppe der Nichtinkorporierten, zunächst kaum beachtet, dann verachtet, mächtig gewachsen und suchte sich nun in einer Art Standesbewegung Geltung zu verschaffen. Und diese Bewegung, die wir heute die freistudentische nennen, warf eine Fülle neuer, gesunder Ideen in die Studentenschaft hinein, die wenigstens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teilweise festen Fuß gefaßt und sich mit wachsender Geschwindigkeit über die Hochschulen Deutschlands verbreitet haben. Zu diesen Gedanken gehört in erster Linie der:

Eine gesund und moralisch empfindende Studentenschaft kann die ungeheuren Opfer des Staates, also aller Mitbürger, nicht unausgesetzt hinnehmen, ohne von sich aus etwas für die Allgemeinheit zu tun!

Das in dieser Richtung wachsende Verantwortlichkeitsgefühl hat unsere Studenten in eine Arbeit hineingedrängt, deren Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Es schuf die Bewegung der akademischen Volksunterrichtskurse, die in nun schon zehnjähriger Tätigkeit sich die Sporen ehrlich verdient hat.

Ehrlich verdient! Denn die Schwierigkeiten, die man im Anfange zu überwinden hatte, waren nicht gering. Vor allem verschlangen die Existenzkämpfe der freistudentischen Bewegung, mit der die Kurse zunächst fast überall eng zusammenhingen, viel junge Kraft. Es fehlten die Mitarbeiter, die Lehrer. Auch auf der Seite des anderen interessierten Teiles, der arbeitenden Klasse, die den Kursen die Hörer liefern sollte, machte sich anfangs vielerorts einiges Widerstreben bemerkbar. Das alles verlangsamte das Sichdurchsetzen des neuen Gedankens, bewirkte aber auch die Stetigkeit der Vorwärtsentwicklung. Und heute stehen wir vor der immerhin schon ganz stattlichen Tatsache, daß ungefähr 800 Studenten an 10000 Hörer das tägliche Brot des Wissens gelangen lassen. So erfreulich das ist, die große Bedeutung der Volksunterrichtskurse liegt nicht darin, daß jedes Jahr mit Hilfe der Studenten „ein paar Tausend armer Leute besser lesen, schreiben oder rechnen lernen," also nicht so sehr in der geleisteten Arbeit. Wohl aber in der Zusammenarbeit! Hier steckt ein Stückchen ehrlichen Kampfes für die Gesundheit unseres Volkes! Mit dieser Zusammenarbeit wird, wenn wir uns vor Augen halten, daß sich die Klasse der Gebildeten in der Hauptsache aus der Studentenschaft ergänzt, langsam eine innere Annäherung der beiden großen Volksschichten erreicht und damit am Ausgleich der ungesund scharf gewordenen Klassengegensätze gearbeitet.

Dieser Gedanke sozialen Ausgleichens hatte etwas ganz außerordentlich Bestechendes. Man spann ihn weiter und sagte: „Mit Volksunterricht ist's nicht getan. Die Studenten müssen das Elend der niederen Schichten aus eigener Anschauung kennen lernen durch tätige Mithilfe an karitativer Arbeit." Man besann sich u. a. darauf, daß die Wirksamkeit der katholischen Vincenzvereine ursprünglich ein studentischer Gedanke gewesen war, und versuchte, der Studentenschaft dies alte Erbteil zurückzuerobern. Dafür war nun kein Platz innerhalb der Bewegung der Volksunterrichtskurse, die sich Existenz und werbende Kraft auf dem Boden völliger Neutralität in politischen und religiösen Fragen erkämpft hatte, einer Neutralität, auf die naturgemäß die neue — oder besser: wieder auflebende — Richtung keinen Wert legen konnte. Sie schuf sich also eine eigene Organisation in dem „Sekretariate sozialer Studentenarbeit" (München-Gladbach), das im Herbst 1911 seinen zweiten Jahresbericht der Öffentlichkeit übergab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um die bewundernswert vielseitige Tätigkeit des Sekretariates wenigstens in Kürze zu kennzeichnen, gebe ich aus dem Inhalte dieses Berichtes die Hauptpunkte in Schlagworten wieder:

193 „soziale Ferienvereinigungen" mit zusammen 313 Einzelveranstaltungen, z. B. heimatlichen Arbeiterkursen, Besichtigungen, Volksbildungsabenden, Kunstausstellungen, Vorträgen. — Akademische Vinzenzarbeit im Anschluß an die in den Universitätsstädten bestehenden Pfarrkonferenzen und in besonderen akademischen Vinzenzkonferenzen — Sammlung der ersten studentischen Erfahrungen auf dem Gebiete der Jugendgerichtshilfe. — Förderung der neugeschaffenen Residenzarbeit, die dem Studenten durch längere Tätigkeit an einer sozialen Zentralstelle (Gesellenhaus, Arbeiter-, Auswanderer- und Gewerkschaftssekretariat, Industriepfarre u. a. m.) genauen Einblick geben will in die Lebensverhältnisse der wirtschaftlich schwächeren Schichten der Bevölkerung.

Das ist in kurzen Zügen die geschichtliche Entwicklung des Gedankens sozialer Studentenarbeit und seiner Verwirklichung. Zusammengefaßt ergibt sich im Wesentlichen Folgendes als augenblicklicher Stand der Bewegung: Zwei Richtungen arbeiten nebeneinander. Die eine, deren Tätigkeit sich in der Hauptsache während des Semesters abspielt, beschäftigt sich mit Volksunterricht, und zwar auf der Grundlage völliger Neutralität. Als erweiternden Ausbau dieser studentischen Volksunterrichtskurse kann man die zweite bezeichnen, deren vielseitige Arbeit sich vor allem auf die akademischen Ferien erstreckt. Der grundsätzliche Unterschied der beiden Richtungen liegt darin, daß die zweite auch konfessionelle Tätigkeit nicht ablehnt. Und damit gräbt sie, fürchte ich, ihrem studentischen Charakter das Grab. Schon im Vorjahre ist behauptet worden: „Das ganze Unternehmen dient ausschließlich katholischen Interessen."

Das ist zweifellos nicht richtig. Man kann sich aber doch dem Eindrucke nicht entziehen, daß die Bestrebungen des „Sekretariates sozialer Studentenarbeit" mehr und mehr in konfessionelles Fahrwasser geraten und geraten müssen, je weniger Arbeitsmöglichkeiten auf neutralem Gebiete der weitere Ausbau der akademischen Volksunterrichtskurse dem Sekretariate übrig läßt. Für soziale Betätigung auf konfessioneller Grundlage ist aber der weitaus größte Teil unserer Studentenschaft nicht zu haben. Darum glaube ich, mit der Ansicht nicht ganz fehl zu gehen, daß die grundsätzlich neutrale Richtung sich als die lebensfähigere erweisen wird, möchte mich folglich im einzelnen auf die Bewegung der akademischen Volksunterrichtskurse beschränken.

Zunächst ein paar Tatsachen! Die in den meisten Hochschulstädten eingerichteten Kurse sind fast durchweg dem „Verbande der akademischen Arbeiterunterrichtskurse Deutschlands" angeschlossen. Diesem Verbande gehörten im Winter 1910/11 (der letzte Bericht liegt noch nicht vor) 25 Organisationen an. Es wurden im genannten Halbjahr 10979 Hörer von 759 Akademikern (darunter 20 Nichtstudenten) in 26 Lehrfächern unterrichtet, von denen 11 in mehrere Stufen (bis zu 5) eingeteilt waren. Von den 450 veranstalteten Kursen gehörten 314 zu dem, was man gemeinhin Elementarunterricht nennt. (Deutsch, Rechnen, Schreiben, Zeichnen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geographie und Geschichte.) Die übrigen 136 verteilten sich auf andere Lehrgegenstände, z. B. Algebra, Geometrie, Stenographie, Buchführung, Rechtskunde, fremde Sprachen u. a. m. — Mit der Veranstaltung der Kurse ist die Tätigkeit der Organisationen nicht erschöpft. Ein weiteres wichtiges Arbeitsgebiet sind Vorträge und Führungen, deren die kleine Organisation Darmstadt 4 im Winter 1911/12 veranstaltete.

Alle diese Zahlen sehen gewiß ganz nett aus, geben wohl auch ein einigermaßen anschauliches Bild vom Stande der Bewegung; das Wesentliche scheinen mir aber doch die großen Richtlinien zu sein, nach denen sich das ganze Unternehmen entwickelt hat. Nur ein paar Worte noch über einen dieser wichtigen Grundgedanken, der schon einmal gestreift wurde.

Auf Verständigung und innere Annäherung der beiden beteiligten Volksschichten ist bewußt die ganze Organisation der Kurse zugeschnitten. Zunächst einmal wurde alles, was irgendwie die bestehenden Gegensätze verschärfen oder Unstimmigkeiten hervorrufen konnte, von vornherein grundsätzlich vom Unterricht ausgeschlossen. Dazu gehören vor allen Dingen — das liegt ja schon in dem Begriffe der Neutralität — politische und religiöse Fragen; dann aber auch — und das ist durchaus nicht unwichtig — der Hang zur Schulmeisterei, der bei vielen Studenten, besonders den jungen, sehr ausgeprägt ist. Die leitenden Stellen erkannten das schnell und suchten der Gefahr vorzubeugen. So entnehme ich einem von der Zentralstelle des Verbandes herausgegebenen Heftchen „für den Kursleiter" folgende Sätze:

„Der Kursleiter muß bei der Anlage seines Unterrichtes stets die Eigenart der Hörerschaft berücksichtigen. Der Unterricht darf nicht die Gestalt eines Vortrags annehmen, sondern er muß ganz in Form von Frage und Antwort abgehalten werden. . . . . Auf diese Weise wird der Hörer gezwungen, selber zu denken und mitzuarbeiten; er muß sich Rechenschaft darüber ablegen, was er verstanden hat, was nicht, und er kann selbst durch Fragen und Bemerkungen zur Ausgestaltung des Unterrichtes beitragen. Dadurch erlangt er das Gefühl, nicht bloß Empfänger, sondern auch Träger des Unterrichts zu sein." Daß diese Sätze, in denen ausdrücklich nichts von Schulmeisterei gesagt ist, sich doch gegen nichts anderes richten als eine schulmeisterliche Lehrart, wird ohne weiteres klar sein. —

Neben der Umgehung alles Gegensätzlichen steht als gleich wichtig die Förderung der Zusammenarbeit, nicht nur in den Kursen selbst, auch in ihrer Organisation. Die Hörer sind durch die von ihnen und aus ihrer Mitte gewählten Vertrauensleute jederzeit Wünsche zu äußern berechtigt, an deren Verwirklichung sie selbst mithelfen können. —

Als drittes, ebenfalls nicht unwichtiges Bindemittel kommen die Feste hinzu, deren das gegenseitige Verständnis fördernde Kraft man ja nicht unterschätzen soll. Gemeinsam verlebte frohe Stunden als Abschluß gemeinsamer Arbeit machen die geknüpften Bande haltbar und dauerhaft. —

Ein Stück modernes Studententum! So darf man in Wahrheit den guten Willen nennen, dem die kurz geschilderte soziale Studentenarbeit ihre Lebenskraft verdankt! Den guten Willen, in bescheidenem Maße mitzuhelfen im Kampfe für die Gesundheit unseres Volkes. Bruno Wagner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die heilige Landesmark.

Da schreite ich mitten durch die wellige Fläche des Landes, das der Bauer pflügt; es liegt offen und ausgebreitet da für das fruchtbringende Walten des Sonnenlichtes, guter, schwerer Boden, deutsches Land. Aber die deutschen Menschen darauf werden immer weniger. Da strecken sich die wohnlichen Reihendörfer stundenweit, eins dem anderen die Hand reichend, von beherzten Männern mit deutscher Axt und deutscher Faust mitten in den breiten Grenzforst der Przemysliden reiche hineingegründet. Zu festgeschlossenen Vierecken sind die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Höfe zusammengeschoben, recht zum Schutze vor wilden Tieren des Waldes und fremdvölkischen Menschen, und sehen von ihren erhöhten Standorten selbstsicher herab. Dazwischen liegen die alten Städtlein mit dem geräumigen Marktplatz und dem Rathaus mitten darauf, in deren versinkendem Handwerk und Bürgertum doch noch manch guter Kern ererbter Tüchtigkeit ruht wie ein Glimmen unter der Asche. Und immer wieder kommt der Gedanke: wer doch diese Asche zu neuem Brand anblasen könnte, zu glühendem deutschen Leben in den Grenzmarken!

Die Hälfte dieser Sprachinsel, des Schönhengstgaues, der größten unter den zahlreichen Sprachinseln der Sudetenländer, liegt in Böhmen, die andere in Mähren. An der Kronlandsgrenze trafen wir oft zusammen, solange er noch hier war, mein Freund und Amtsgenosse aus dem Nachbarstädtchen von drüben, beide das Herz erfüllt von Sorge und Hoffnung für die völkische Zukunft der Gegend. Nun ist er fort und wirkt an einer bedeutenden Stätte deutschen Kulturlebens. Warum sollte er auch hier in lächerlich beengten Verhältnissen weiterleben mit einer Wirkungskraft von hoher Spannweite? Warum sich an schlechten Wirtshaustischen mit altväterischen Spießbürgern um Dinge streiten, die anderswo schon wieder überwunden sind? Statt im engen Kreise von Geistesverwandten selbst bei leichtem Gespräche zu wachsen und zu werden? Sie ziehen alle hinweg, die etwas wissen oder können, wenn es nicht Einsamkeitssucher, Grübler, Träumer oder Gescheiterte sind, die sich einspinnen wollen. Alle frischen Tatmenschen ziehen fort und überlassen die grüne Landschaft ihrem Schicksal und genug, wenn sie ihr eine Zeitlang ein freundliches Gedenken bewahren.

In der Weltgeschichte blättern wir nur mehr mit einer gewissen Vorsicht: gerade wenn uns eine Stelle besonders gefällt, kommt ein Fachgelehrter und erklärt sie für falsch. In der Weltgeschichte lesen wir vom Römerreich in der Kaiserzeit, wie es alle Truppen

von den Grenzen zurückberief, um sich zu verteidigen. Nun fluteten die Nachbarvölker frei über die offenen Grenzen herein. Die ewige Stadt hatte aber auch schon vorher alles an sich gezogen, alles, was wirken, werden, glänzen wollte als Staatsmann und Feldherr, Redner und Dichter. In die Provinz gingen sie nur, um rasch eine Straße nach Rom zu bauen. Wie jämmerlich klagt Ovid von seinem Verbannungsort am Schwarzen Meere. Da waren die Griechen der guten Zeit anders: überall griechisches Leben, griechische Kunst, griechische Götter, wohin auch das Schiff die Siedler ans Neuland trug. — Geheimnisvolle Regungen machen auch die kleinsten Einheiten des Lebens, die Zellen, durch. Da zieht sich der Zellstoff zusammen, kriecht in sich zusammen. Wird es absterben, unser Volk, oder Neues gebären, das sich in sich zusammenzieht und die Grenzen verläßt?

Landflucht sagen wir und denken zunächst an die Leutenot der Landwirte und Gutsbesitzer. Wir beurteilen sie vom Standpunkt der Heeresverwaltung: Rückgang der Tauglichenziffer. Wir beklagen sie mit Rücksicht auf die Volksgesundheit: Massengräber sind die Großstädte noch jetzt, trotz aller leise vorwärtsschreitenden Besserung. Am ärgsten wüstet diese Landflucht an den Grenzen unseres Volksgebietes: Mangel an deutschen Menschen ist die Grundursache der Schwäche unsrer Volksmarken, des Vordringens und Eindringens von Fremdvölkern in die klaffenden Sprünge und Lücken unsres Volksgefüges. Taglöhner und Dienstboten, Gehilfen und Meister, Ungelernte und Studierte drängen nach Westen, nach den großen Brennpunkten des Wirtschafts- und Geisteslebens, Polaken, Tschechen, Slowaken rücken nach. Wir denken immer zuerst an die greifbaren wirtschaftlichen Ursachen: dem höheren Lohn zieht alles nach. Da könnte ja mit Zulagen für die gemiedenen Gegenden geholfen werden. Laufen aber nicht noch immer Tausende von Idealisten brotlosen Künsten und Gewerben nach? Ist es nicht doch eine tiefe Sehnsucht nach regerem Leben, nach höherer Kultur, nach umfassenderer Wirksamkeit und feineren Genüssen, die ihre Anziehungskraft bewahrt selbst bei geschmälertem Einkommen?

Der Zug nach der höheren Kultur führt westwärts. Seit Jahrhunderten gilt den östlichen Nachbarn das deutsche Leben als das höhere Leben, und sie freuten sich, mit hineinzukommen, sich einfügen zu können, so wie wir viele Deutsche gegen Frankreich und England ziehen sehen. Nun wollen aber die eindringenden Glieder der Ostvölker unser Leben mitleben, ohne ihr Volkstum, ihre Sprache dranzugeben: e r o b e r n wollen sie unsre Kultur. Die Kultur, die aus der eigentümlichen Kraft und Begabung eines Volkes hervorgewachsen sein soll, wenn sie echt ist, die nur ihm zukommend und nützlich

sein kann, läßt sich die erobern, übertragen? Oder vielleicht rechnen wir alle manches zur Kultur, was nicht dazu gehört, während anderes fehlt. Ist das unsre Kultur, was unsre Volksgenossen in die Großstädte lockt, um sie zu verbrauchen, zu verbrennen? Oder ist es nicht etwas Volksfeindliches, Zerstörendes, was die landflüchtigen Massen in den Städten suchen? Muß nicht der Wille zur Kultur gepaart sein mit dem starken Willen zur Erhaltung der schöpferischen Kräfte, aus denen allein im Inneren des Volkstums neues Leben hervorgehen kann? Muß nicht die Kultur der Stärkung und Mehrung der Volksgemeinschaft dienen, statt sie zu verzehren?

Wir brauchen junge Geschlechter mit frischem Blut und stärkerem völkischen Lebenstrieb. Wir brauchen als Mittel dazu eine zielsichere Erziehung, die den Sinn der Jugend, die Kraft der Jugend weckt und schärft zum Zwecke der Arterhaltung und Volksausbreitung, die den heranwachsenden Deutschen Lebensaufgaben von völkischem Werte weist. Man kann nicht sagen, daß der Slawe dem leichteren, bequemeren Leben nachgeht, wenn er in deutsche Gemeinwesen eindringt und sich zu behaupten sucht. Er tut es zur Verwirklichung der völkischen Ziele, die auf der Schule und im Verkehr mit den Volksgenossen in sein Herz gepflanzt wurden. Wir haben eine solche Erziehung noch nicht. Bei uns gilt noch lange nicht der am meisten, der für die Volksgemeinschaft am wertvollsten ist. Aber ein besserer, strafferer Zug ist doch auch bei uns schon zu bemerken. Das Ringen nach Kraft und Stärke tritt mehr hervor, das Ringen mit Schnee und Eis, mit Wasser und Hochgebirge. Ist das Ringen um die eigene Art mit Nachbarvölkern nicht noch ein besseres Mittel zur Kraftentfaltung? Da baut sich der werdende Mensch noch ganz anders aus. In d e n Vorzügen, die den weitesten Widerhall finden im ganzen Umkreis der Sprachgemeinschaft und von keinem anderen Volk übertroffen werden; in denen die Schöpferkraft wurzelt.

Der junge Goethe in Straßburg, das damals französisch war! In Anknüpfung an die alten Zeugen der deutschen Vergangenheit fühlt er in seinem Innern die Deutschheit mächtig emportauchen. Er dichtet den Götz von Berlichingen. Er sammelt Volkslieder und schöpft aus dem Jungbrunnen volkstümlicher Liebeskraft eine neue Liedkunst. Hinter ihm stand Herder, der in den äußersten Nordostmarken aufgewachsen war mit seinem lebendigen Gefühl für das Eigene des Deutschtums und den Wert des Nationalen. Wir haben noch viele solche Männer, wie Arndt, der im schwedischen Rügen heranwuchs. Nicht leere Begeisterung für ein allgemeines, farbloses Deutschtum macht es aus, sondern Liebe und Treue zu einem bestimmten Teil des Volkes und Landes, zu einem bestimmten Stamm, einer besonderen Landschaft. Die man wert hält, dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu wohnen und zu leben, auch wenn Berlin noch größer und reicher wird. Die ganze Kraft einsetzen für ein Stück der deutschen Welt an Ort und Stelle! Nicht durch Papier hindurch, nicht als für einen Durchgangsposten. Das müssen die Gebildeten der Nation dem Volke vortun, und die unnatürliche Landflucht und Grenzenscheu wird aufhören.

Wortbegeisterung haben wir in Menge. Wir singen die „Wacht am Rhein" häufig genug. Wir wären auch heute bereit, im Kriegsfall an die Grenzen zu ziehen. Aber die Begeisterung läßt sich nicht aufwärmen. Das Feuer vom Jahre 1813 reicht nicht aus für den unaufhörlichen, schleichenden Völkerkampf unsrer Tage. Wieviele haben Stärke, Ruhe und Reichtum genug in sich, um ohne ständige unmittelbare Anregung durch fortgeschrittenere Kulturkreise auszuharren auf vorgeschobenem Posten, in einfachen Verhältnissen, mit geringer Bequemlichkeit, bei fühlbaren Entbehrungen der Sinne und der Seele? Natürlich abgesehen von denen, die dem Gesamtvolke an wichtigeren Stellen unentbehrlich sind. Wieviele sind fest genug, tief genug, die Stille, die Sammlung, die tägliche Berührung mit einem lebendig, wenn auch langsam fortwebenden Stück Volkstum höher zu schätzen, als die Theater, die bloß Bilder des Lebens geben, als die Berge von Büchern und Zeitungen, die vom Leben nur berichten, als die Vereine und Körperschaften, die ins Blaue hinein reformieren. Wo haben wir die deutsche Jungmannschaft, von der man sagen kann, sie nimmt es auch bei der Berufswahl und der Wahl des Wirkungsortes ernst mit den völkischen Pflichten, sie schützt unter Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit und Lebensarbeit die heilige Landesmark?

Dr. Emil Lehmann.

Woher kommen die Films?

Ein kinematographisches Bild entsteht auf wunderbare Weise. Auf der Leinwand vor dem Auge wechselt je ein grellbeleuchtetes Bild und eine Pause ab, während welcher die Fläche dunkel ist. Auf je ein Bild und eine Pause zusammen kommen etwa $^1/_{20}$—$^1/_{15}$ Sekunde. Infolge einer Eigentümlichkeit — d. h. eigentlich eines Mangels unseres Auges oder vielmehr unseres Nervenapparates — nehmen wir jedes grell beleuchtete Bild noch eine Weile im Auge wahr, nachdem es schon verschwunden ist. So kommt es, daß wir die dunkle Pause n a ch jedem Bilde bei einer kinematographischen Vorführung gar nicht oder doch nicht als solche wahrnehmen — das gesehene Bild überblendet sie. Nun stellt aber nicht jedes dieser Einzelbildchen dasselbe dar, sondern jedes einen etwas vorgeschrittenen Zustand eines Vorganges, z. B. eines fahrenden Zuges. Jedes Bildchen verschmilzt nun gleichsam mit dem folgenden, geht unmerklich darein über, die mitarbeitenden Seh- und Denknerven tun ein übriges, und so

kommt es, daß z. B. die zwanzig oder hundert Einzelaufnahmen eines sich erhebenden Armes sich im Kinematographentheater zu einem täuschenden Bilde dieses Vorganges, der Bewegung, vereinigen. Wie immer, so hat auch diese Erfindung nicht nach ihrem Wesen, sondern nach dem Schein ihren Namen erhalten, und zwar einen recht schönen ausländischen, und überdies sprachgesetzlich anfechtbaren: „Kinematographie", d. h. „Bewegungsaufschreibung". Richtiger gebildet wäre „Kinetographie", und schöner wäre ein deutsches Wort, nämlich — für die Vorführung selbst, die ja auch hauptsächlich gemeint ist — „Bilderspiele" oder dergleichen. Eine Sache zu Ende denken, kann nie schaden, darum noch ein Endchen weiter, zumal das Kapitel „Wörterneubildungen in der Technik" auch eins ist, das jedem Reformer ans Herz gelegt sei.

Durch fremde, geheimnisvolle Namen entfremden wir uns neue Erfindungen, während wir sie durch lebendige deutsche mit unserem Herzen, unserer Phantasie verknüpfen, sie zugleich erklären, und somit dem Volksverständnis näher bringen. Auch der Name soll „Ausdruck" vom Wesen eines Dinges sein: Ausdruckskultur, Ästhetik der Namengebung! — Also „Bewegungsaufschreibung" in dem gemeinten Sinne, nämlich „Aufschreibung" einer sinnlich wahrnehmbaren Bewegung, derjenigen, die wir sehen, ist die „Kinematographie" gerade nicht. Aber sie beruht — gleich einer Anzahl anderer Techniken — auf einer wirklichen „Bewegungsaufschreibung". Nämlich auf der photographischen Selbstaufschreibung unsichtbarer physikalischer Bewegungen, der Lichtwellen. Ebenso „schreibt" die Phonographie — genauer „schreiben sich phonographisch" die Klangwellen in Wachsmasse auf. In diesem Sinne habe ich mich gewöhnt, alle auf der Photographie und der Phonographie beruhenden, zugleich auf öffentliche Wiedergabe gerichteten Techniken als kinetographische zu bezeichnen. Besonders verstehe ich unter „Kinetographie" eine aus alle den genannten, einander notwendig ergänzenden Techniken — Kinematographie, Lichtbild, Phonographie und ihre Abarten — zusammengesetzte optisch-akustische Vorstellung. Soweit die Klarstellung der sprachlichen Frage, welche Abschweifung mir die Leser wegen der Klarheit, die notwendig allem weiteren zugrunde liegen muß, verzeihen wollen.

Nun zurück zur Entstehung unserer kinematographischen Bilder. Ich sagte, je ein Bild und eine Pause umfassen zusammen etwa $^1/_{15}$ Sekunde, 15—20 Bilder erscheinen in einer Sekunde (je mehr, desto besser das Bild!), also etwa 1000 in der Minute — ein fünf Minuten dauerndes „Bild" besteht also aus nicht weniger als 5000 Einzelbildern! Nun wird uns erst klar, was dazu gehört hat, sich diese Sache nicht nur auf Grund der optischen Gesetze auszudenken — sondern: sie auch nun praktisch auszuführen und sie bis zum gegenwärtigen Stande zu vervollkommnen! Wie es gemacht wird, davon spreche ich ein andermal. Jetzt erinnere ich nur: notwendig war, erstens — die Photographie überhaupt zu erfinden. Dann die lichtempfindliche Masse für Augenblicksaufnahmen. Dann einen photographischen Apparat, der gestattet, 20 Aufnahmen in der Sekunde — nein 5000 hintereinander in $^1/_{15}$ Sekunde Abstand, nein das-

selbe sogar stundenlang hintereinander zu tun! Das heißt: es muß in etwa $^1/_{100}$ Sekunde ein Bild aufgenommen werden. Dann muß in einem wirklich unvorstellbar kurzem Zeitraum die Aufnahmeöffnung zugemacht werden, es muß das aufgenommene Bild wegtransportiert und eine neue lichtempfindliche Schicht an seine Stelle gerückt werden und in abermals undenkbar kurzer Zeit der Apparat auf $^1/_{100}$ Aufnahmesekunde sein Auge wieder aufmachen und so ununterbrochen weiter. Soll die Aufnahme nachher brauchbar sein, d. h. mit jedem Apparat wieder vorgeführt werden können, so müssen all diese Bewegungen buchstäblich um das Tausendstel einer Sekunde und eines Zentimeters genau sein. Dasselbe wie bei der Aufnahme geht — entsprechend — bei der Wiedergabe mit Projektionsapparat vor sich.

Hierzu — wie zur Aufnahme — ist nun das wichtigste der Körper, der die Bildchen selbst trägt. Ursprünglich versuchte man, lauter Glasbildchen auf ebensoviel Plättchen zu machen. Der erste Erfinder — oder vielmehr Versucher — stellte eine große Reihe Kameras an einer Rennbahn entlang auf, die ein vorbeieilendes Pferd vermittelst Zwirnsfäden nacheinander auslöste. Das genügte natürlich nicht. Man ist auf ein Material gekommen, das zusammenhängend, biegsam, durchsichtig, verhältnismäßig haltbar und billig ist: das mit lichtempfindlicher Schicht behaftete Gelatineband: den Film. Die einzelnen Bilder auf diesem Bande sind etwa 2 zu $2^1/_2$ cm groß. Außerdem läuft an beiden Seiten ein Rand mit einer harmlos aussehenden Anordnung von Löchern, in die die fortbewegenden Haken des Vorführungsapparates greifen. Diese „Perforation" ist aber an sich ein kleines Wunder von technischer Genauigkeit. Denn überlegen wir uns: wenn 20 Bilder in der Sekunde durchlaufen, die 40 cm Länge haben, so laufen in einer Minute etwa 20 Meter mit 1000 Bildern durch den Apparat, das sind etwa 4000 Löcher! Sind diese Löcher nicht aufs Haar gleich weit entfernt, so rückt nach wenigen Sekunden das Bild auf der Leinwand hoch oder niedrig oder springt, oder die Haken greifen daneben und zerreißen den Film.

Man sieht: obgleich ja „Films" an sich auch in der gewöhnlichen, besonders der Liebhaberphotographie, gebraucht werden (das Wort an sich bedeutet bloß ein feines Häutchen), so erhebt sich doch der Film zur ruhmreichen Höhe einer vollendeten, ausschlaggebenden Hauptsache erst in der Kinematographie, und daher bezeichnet man die kinematographischen Bilder im körperlichen Sinne als „Films" schlechthin.

Ich habe im vorstehenden angedeutet, woher die Films im Sinne der Technik kommen, aber eine andere Fragebeantwortung wollte ich damit vorbereiten. Immerhin bitte ich das Gesagte genau im Gedächtnis zu behalten, da wir darauf zurückgreifen müssen, wenn wir uns zu berufenen Kritikern guter und schlechter Kinovorstellungen von der technischen Seite ausbilden und da Forderungen stellen wollen. Heute etwas anderes. An allen Orten sind Bewegungen im Gange, die Kinematographie zu „heben": sie zu einem brauchbaren Mittel zur Verbreitung echter Volksbildung und Volksunterhaltung zu machen. Neuerdings hat man in verschiedenen Städten (u. a. in Altona, Reichenberg i. B., Stettin) beschlossen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein „Kinematographentheater unter städtischer Regie" zu errichten, das natürlich nur musterhafte Vorstellungen geben soll. Insbesondere will es — sehr anerkennenswerterweise — nur „reale Lebensvorgänge" vorführen. Das heißt also, in die Kinosprache übersetzt, es will keine „gestellten", keine „dramatischen" Films bringen, sondern nur — „aktuelle". „Aktuell" nennen nämlich die Kinoleute alle Bilder, die — nicht aktuell sind, sondern vor Allem Naturvorgänge, Landschaften, Geographisches, Technisches usw. zeigen. Der Name mag von den mit hierher gerechneten zeitgeschichtlichen (politischen, Sports-) Films kommen, verrät aber zugleich in recht komischer Weise die Verlegenheit der Kinobesitzer, derartig unnützes Zeug durch einen sensationellen Namen zugkräftig zu machen. („Aktuell" heißt eigentlich, was ein brennendes augenblickliches Zeitinteresse, nicht aber dauerndes Interesse hat.) Für uns ist es kein Zweifel, daß diese „aktuellen" Bilder, d. h. die, welche „reale (= wirkliche, natürliche) Lebensvorgänge" möglichst getreu wiedergeben, die Hauptsache und der Adelstitel der Kinematographie sind. Denn sie sind etwas, das in der Tat nur diese Technik leisten kann; während Erzeugnisse menschlicher Phantasie, menschlich gefärbte Bilder von der Wirklichkeit durch die bildenden und redenden Künste allezeit viel großartiger geschaffen werden.

Ich meine nun mit der Überschriftsfrage: woher bekommen denn all diese Mustertheater usw. ihre Musterfilms? Mit dem Nebengedanken: können wir sie überhaupt bekommen? Dazu müssen wir die Frage einmal untersuchen: Woher kommen überhaupt die Films? Unwichtig ist die Frage nicht, zumal sich z. B. das Stettiner Stadtkinotheater (im Gegensatz zum Altonaer) auch trotz der überreichen Anzahl privater Kinematographentheater „ein gutes Geschäft" verspricht. Außerdem ist mir bekannt, daß andere Gemeinden längst ähnliches planen, ja man hat Aktiengesellschaften und private Unternehmungen darauf gründen wollen, Uraniainstitute und Vereine haben sich dran versucht, und, um es gleich zu sagen: sie sind vorläufig alle gescheitert an dieser Frage: woher kommen die Films?

Also mal ganz historisch-praktisch. Die Films für Deutschland kommen aus Berlin. Wer das südliche Ende der Friedrichstraße, von der Leipziger Straße auf und ab, bewandert, sieht da eine der großen Filmagenturen neben der anderen. Hierher fahren allwöchentlich die großen Filmaufkäufer — Theaterbesitzer und Verleiher. In kleinen Theaterräumen werden ihnen hier — je einige Wochen vor dem öffentlichen Erscheinen — die neuesten Erzeugnisse der Filmfirmen vorgeführt. Sie wählen danach und kaufen die Films, die sie brauchen, in einem oder mehreren Exemplaren an. Die Auswahl ist genügend für Die, die Sensationsschlager, Possen und das sonst ähnliche suchen. Für „Musterprogramm"sucher ist sie bedenklich gering. Viel mehr als vor etwa zwei Jahren wirds heute nicht geworden sein. Damals kamen nach, von Fachleuten mir einstimmig bestätigten, Angaben etwa 40 „Sujets" wöchentlich nach Deutschland herein. Unter diesen mag etwa ein Achtel aus „aktuellen" Films bestehen (deren Wert bloß dadurch, daß es Naturaufnahmen sind, nicht verbürgt wird). Der Rest sind „Kunst"aufnahmen: solche nach „gestellten"

Vorgängen. Ich erkläre hier aufs deutlichste und bestimmteste, und werde dem später genaue Untersuchungen und Beweise folgen lassen, daß diese letzteren sieben Achtel so gut wie ausnahmslos von jedem, der den Jugend- und volkserzieherischen Standpunkt mit einigem Ernst und Verständnis festhält, abgelehnt werden müssen. Es ist da für „Mustertheater" durchaus nichts zu holen — obwohl an sich gute Pantomimen für Kinematographie denkbar und wünschenswert wären. Hierüber später. Ich wiederhole: am gründlichen Beweis werde ich es nicht fehlen lassen.

Die durch die Berliner Geschäftsstellen nach Deutschland gelangenden Films werden fast ausnahmslos im Ausland fabriziert. Es gibt in Freiburg i. B. eine deutsche Filmfabrik, die Gutes, besonders Naturaufnahmen leisten soll. Es ist die einzige, hierfür selbständig in Betracht kommende. Im übrigen machen zahlreiche Kinobesitzer usw. gelegentlich Aufnahmen, auch die Berliner Filialen auswärtiger Fabriken nehmen vielfach auf, aber fast all diese Aufnahmen gehen nach Paris, London usw. und kehren unter dem Namen dieser Firmen zurück; außerdem bleiben sie an Zahl verschwindend klein. Der einzige deutsche Zweig der Kinematographie, den uns dafür aber auch das Ausland neidlos überläßt, ist die sogenannte „Tonbild"industrie. Diese bekannten Scheusäler werden in der Weise hergestellt, daß zuerst z. B. von einem Sänger eine Grammophonplatte besungen wird. Zum Rhythmus dieser Aufnahme mimt nun ein — Schauspieler, selten der wirkliche Sänger, eben die Gebärden des Singens, eine billige Dekoration wird etwa daneben gestellt, und das Ganze kinematographisch aufgenommen. Die — oft ja an sich ganz nette — Liedwiedergabe wird dann in Kinotheatern durch gleichzeitiges Voraugenführen des fuchtelnden und mundaufreißenden Mimen verschandelt. Schlagend nennt der „Fachmann" diese Geschmacklosigkeit ein „Tonbild".

Diese Tonbilder sind meist deutsch. Die kinematographischen Bilder aber kommen fast alle von Pathé, Gaumont, Raleigh & Robert usw. aus Paris; von Eklipse, Urban, Bioskope aus London; von Cines und anderen aus Italien, einige auch aus Norwegen, und wieder zahlreiche aus Amerika. In Wirklichkeit sind all diese Firmen so untereinander verquickt und verbunden, haben so in allen Hauptstädten nicht nur ihre (oft gemeinsamen) Verkaufsagenturen, sondern auch Aufnahmetheater (tauschen Aufnahmen unter sich aus usw.), daß es oft schwer ist, zu sagen, ob eine Firma mehr englisch, amerikanisch, französisch, italienisch oder nordisch ist. In Wirklichkeit werden wohl ein Dutzend Namen die selbständigen Firmen erschöpfen, die wirklich und im unerbittlichsten Sinne des Wortes „den kinematographischen Erdball" beherrschen; diese aber, die mit Riesenkapitalien arbeiten, sind alle untereinander kartelliert wie Pech und Schwefel und bilden in Wirklichkeit vielleicht den merkwürdigsten und gefährlichsten Welttrust, den es gibt. Denn die Petroleumerzeugung der Welt zu monopolisieren ist begreiflich, weil es sich um einen „homogenen" und mehr nach Menge als nach Wertunterschieden zu bemessenden Gegenstand handelt. Aber eine bestimmte

Art geistiger Nahrung für die an Zahl größten Bevölkerungsschichten des Erdballs zu monopolisieren — das ist wirklich etwas merkwürdiges.

Wir werden demnächst sehen, was dies „Monopolisieren" heißt, und, nachdem wir wissen, woher die Films kommen, sehen, — wie man sie bekommt. Hermann Häfker.

Englischer Sport.

Wer nicht in England gewesen ist, macht sich kaum einen Begriff davon, welchen Umfang, welche Bedeutung Sport und Spiel in diesem Lande haben, wie sie das ganze englische Leben durchtränken und bestimmen. Man muß dazu einmal an einem Sonnabend das Leben und Treiben auf den Spielplätzen beobachten. Allerdings wird in England eigentlich immer gespielt, in jeder Jahreszeit, an jedem Tage mit Ausnahme der Sonntage, wo nach einer merkwürdigen Auslegung des 3. Gebots auch Sport und Spiel ruhen, aber der Spieltag ist Sonnabend. Die englische Arbeits- und Geschäftswoche schließt am Freitag Abend oder spätestens Sonnabend Mittag, und dann fliegt jeder, der es sich irgendwie leisten kann, hinaus aus den Schreibstuben und Werkstätten in das schöne grüne Land, zu den Spielplätzen auf grünem Rasen und schüttelt den Staub des Alltags von Leib und Seele.

Es gibt ungefähr 20—30 verschiedene Sportarten. Aber von allen Spielen das volkstümlichste, das in allen Schichten der Bevölkerung mit gleicher Leidenschaft gespielt wird, ist das Schlagballspiel, auf englisch „cricket". Es ist das eigentliche englische Nationalspiel und wird heute wohl in allen fünf Erdteilen gespielt, überall, wo die Angelsachsen ihre Kultur hintragen. — An zweiter Stelle ist das Golfspiel zu nennen. Es wird allerdings nur von den höheren Gesellschaftsschichten gespielt, aber es hat den Vorteil, daß ihm weder Sommer noch Winter, weder Alter noch Geschlecht Grenzen zu ziehen brauchen. Es erfordert weder körperliche Anstrengung, noch viel Aufwand von Geist, nur eine gewisse Übung, leidliche Armkräfte und gute Augen. Es besteht darin, daß man mit einer möglichst geringen Anzahl von Schlägen einen Hartgummiball etwa 12—18 in einer Entfernung von einigen 100 Schritt angebrachten Löchern zutreibt. Wer die wenigsten Schläge gebraucht, hat gewonnen. Ein solcher Golfgrund hat unter Umständen eine Ausdehnung von 2—3 Kilometern, und natürliche und künstliche Hindernisse, Bäume, Hügel, Gräben erhöhen den Reiz und die Schwierigkeit des Spieles. Je nach der Lage des Balles zu seinem Ziel wählt man einen unter den vielen Schlägern, die einem von einem oder zwei Männern (caddies) in einer über die Schulter gehängten Ledertasche in respektvoller Entfernung nachgetragen werden. Da muß man die Engländer einmal beobachten! Wie sie, ohne ein Wort zu sprechen, tiefernst, mit feierlicher Würde, in Gruppen von zweien und vieren über den Golfgrund gesenkten Hauptes dahinschreiten. Wie sie dann die Entfernung des Balles vom nächsten Loch prüfen, die Beine auseinander stellen, weit ausholen und mit den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augen den fliegenden Ball noch lenken möchten. Und so spielen sie heute am Nil und am Ganges, am Stillen Ozean und in Amerika.

Die Bedeutung des Fußballspiels ist heute etwas gesunken. Es liegt mehr oder weniger in den Händen — oder den Füßen — von Berufsspielern. Dann kommt der Rudersport, Tennis, Hockey, Segelsport, Jagdreiten, und in neuerer Zeit ist auch Polo sehr in Aufnahme gekommen. Polo ist eine Art Fußballspiel vom Pferderücken aus, wobei der Ball mit langgestielten Hämmern dem Ziele zugetrieben wird. Es ist reiner Luxussport und erfordert einen außerordentlich großen Geldbeutel. Es gibt kaum einen Engländer, der nicht an irgendeiner Art von Sport interessiert wäre, und zwar in einer Weise, daß ihm der Sport das Wichtigste neben seiner Arbeit, wenn er eine hat, zu sein scheint. Auf Sportinteressen gründen sich Freundschaften, Sport bildet den Unterhaltungsstoff zwischen Freunden und Bekannten, am Familientisch wird eifrig diskutiert, wie der und der am Nachmittag beim Kricket gespielt hat. Es gibt mehr als 30 000 Fußball- und Kricketklubs in Großbritannien. Die Zeitungen widmen dem Sport täglich ganze Spalten und ganze Seiten, abgesehen von den Hunderten von Fachzeitungen und Sportzeitschriften, die riesige Auflagen haben. Und es sind nicht nur, wie bei uns, bestimmte Kreise, die sich am Sportleben beteiligen, sondern das gesamte Volk in allen Schichten, vom König bis zum Arbeiter, der seinen letzten Schilling ausgibt, um einem Fußball-„match" beiwohnen zu können, jeder hat seinen Sport. Der jetzige König soll einer der besten Schützen in England sein, der oder jener Minister ist eine Autorität im Golfspiel, der hält einen Rennstall, der hat eine Segelyacht; der Staatssekretär Grey sitzt am Wochenende an irgendeinem Bach in Devonshire und angelt und zieht anstatt der Forelle vielleicht einen neuen diplomatischen Schachzug aus dem Wasser. Es spielt in England auch jedes Alter. Man findet unter den Golfspielern Männer, die ihre 60 oder 70 Jahre nicht wie eine Bürde, sondern wie ein reifes Glück tragen und die den Ball so sicher und gewandt zum Ziele bringen wie nur irgendein Jüngerer. Und es mag auch vorkommen, daß bei einem Kricketspiel Großvater, Vater und Sohn, drei Generationen, sich im friedlichen Wettkampfe messen oder gemeinsam ihre Ehre verteidigen. Die Klassengegensätze und gesellschaftlichen Vorurteile, die in England schärfer ausgebildet sind als anderswo, hebt der Sport zeitweilig auf, und man kann auf einem ländlichen Kricketplatz den adligen Gutsbesitzer, den Pfarrer und den einfachen Mann aus dem Dorfe im Spiel vereint finden, ohne daß dabei der Lord oder der Pfarrer sich etwas ihrer Würde vergäben oder der Mann aus der tieferen Volksklasse sich geschmeichelt fühlte; dazu ist der Engländer sich seiner sozialen Stellung viel zu bewußt.

Diese Teilnahme aller Stände, aller Alter und aller Geschlechter gilt schon für das Sportleben jeden Tages oder für Wettspiele von Fußball- und Kricketklubs einer Grafschaft gegen die andere. Und nun mache man sich einen Begriff von dem, was die großen Sportereignisse des Jahres an Interesse, Zeit- und Geldopfer beanspruchen und aufregen. Monate-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lang werfen sie ihre Schatten voraus. Die Pferde, die bei den großen Rennen in Derby laufen sollen, werden dann populär wie nur irgendein Staatsmann; es werden Berichte ausgegeben über die Fortschritte beim Trainieren, man schließt Wetten, man kann den Tag nicht erwarten. Und dann kommt er endlich, der große Tag. In Automobilen, vollgestopften Eisenbahnen und Kremsern geht es hinaus. Hunderttausende und aber Hunderttausende. Die gewaltigen Volksmengen benehmen sich musterhaft; nur eine Seele, ein Gedanke, ein Fieber. Die Pferde mit den bunten Jockeys starten; es herrscht Totenstille; man würde ein Blatt zur Erde fallen hören; endloser Jubel, endloses Hochrufen umbraust den Sieger. König Eduard VII. ist vielleicht in keinem Augenblick populärer gewesen als da, wo er nach einem Rennen persönlich sein schweißüberdecktes und zitterndes Pferd, das ihm den Sieg erlaufen hatte, vor einer halben Million seiner Untertanen am Zaume über den Rennplatz führte.

Ein nicht minder großes Ereignis im englischen Sportleben ist die große, jährlich im Anfang Juni stattfindende internationale Ruderregatta bei Henley an der Themse.

Die Themse scheint hier gleichsam vorausbestimmt zu sein zum Schauplatz einer Ruderregatta. Sie, die sonst zögernd nur und in einer Unzahl von Windungen die grünen Weiden und lieblichen Hügelketten des Tales durchfließt, als habe sie Angst vor der großen Stadt, dem großen Leben und dem Weltmeere, die ihrer harren, hier fließt sie wie in einer plötzlichen Willensaufraffung eine Zeitlang schnurgerade dahin. Man male sich die Großartigkeit und Farbenpracht eines solchen Festes aus: Die Ufer umsäumt von einer ungeheuren bunten Volksmenge; auf dem Flusse sich stoßend, drängend: Boot an Boot, Ruderboote, Hausboote, Canoes, Punts, Motorboote, Dampfer, sodaß nur in der Mitte ein Raum für die Wettkämpfe frei gelassen wird. Und dann wieder die Stille, als ob die Welt den Atem anhielte, und als ob ihre Zukunft abhinge von den paar Leutchen im weißen Ruderhemd, die wie toll auf den unschuldigen Fluß losschlagen. — Auf der Themse kämpfen auch die beiden Schwesteruniversitäten Oxford und Cambridge um den Siegeskranz. Es kann einem Studenten keine größere Ehre widerfahren, als zu dieser Mannschaft zu gehören. Stolz trägt er das hell- oder dunkelblaue Abzeichen an seinem Hute, und sollte er gar zur siegreichen Partei gehören, so begleitet ihn diese Ehre durch das ganze Leben als Schrittmacher und Herold, der ihm Tür und Tor der Gesellschaft und der Berufslaufbahn öffnet.

Alle diese großen Veranstaltungen haben etwas von nationalen Festen an sich. Man möchte sie vergleichen mit den isthmischen Spielen der Griechen, wo Gau und Gau, Stamm und Stamm, Freund und Feind sich zum friedlichen Wettkampf und zu einem nationalen Einssein zusammenfanden. Wir können die Engländer um diese nationalen Feste beneiden. Wir sind in Deutschland ja so bitterarm an nationalen Festen, die das ganze Volk feiert!

Wie kommt es nun, daß gerade England das Land des Sports geworden ist, während das Sportleben bei uns erst in den letzten zehn Jahren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwacht ist und in den romanischen und slavischen Staaten Europas so gut wie gar keine Rolle spielt? Zunächst müssen wir wohl von einem besonders entwickelten Spieltrieb bei dem Engländer sprechen, dann aber die Ursache in seiner innersten Veranlagung suchen. Während der deutsche Geist mehr betrachtend-philosophischer Natur ist, widerstrebt dem englischen Geist die Beschaulichkeit und Theorie, er beschäftigt sich mit geistigen Dingen nur insofern, als sie zu einem praktischen Ziel führen. Der Engländer ist eine durch und durch aktive Natur, sein Instinkt treibt ihn zum Handeln, zum Sichbetätigen, zum körperlichen Ausleben, zum Beweisen von Mut, Geistesgegenwart, Ausdauer, Zähigkeit. — Der Deutsche zog aus in die Welt des Geistes und der Phantasie — Kant setzte der Welt in seiner Philosophie einen Richtungspunkt, nach dem sich alles Philosophieren vor und nach ihm zu orientieren hat; Goethe brachte unerhörte Schätze der Phantasie und Dichtung heim und breitete seine Persönlichkeit aus wie zu einem gewaltigen, harmonisch gewachsenen Baum, der mit seinen Zweigen Europa überspannen könnte; wir schenkten der Welt Unvergängliches im Reiche der Musik — — der Engländer zog aus und eroberte sich ein Weltreich, wie die Geschichte es nie gesehen hat, kolonisierte die halbe Welt und drückte ihr den englischen Stempel auf. Dieselben Eigenschaften, die ihn dazu trieben und befähigten, sind es auch, die in England das Sportleben zu so großer Blüte gebracht haben. Auch Spiel und Sport erfordern Lust und Liebe zur körperlichen Betätigung, erfordern Selbstzucht, Ausdauer, erfordern Lust zum Wagen, zum Siegen und zum Erobern.

Es sind noch andere Gründe mitentscheidend gewesen für die Entwicklung des Sports in England. Bedenken wir, daß in England viel früher und radikaler als bei uns die von der modernen Industrie heraufgeführten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eingetreten sind. England ist das Land der Großstädte geworden. Drei Viertel der gesamten Bevölkerung wohnen heute in der Stadt. Um so dringender wurde das Bedürfnis, durch Spiel und Sport in freier Luft das zu ersetzen, was in früheren Zeiten gesunde und natürliche Lebensverhältnisse gegeben hatten. Das wurde einfach eine Daseinsfrage, und die Engländer sind praktisch und klug genug, sie in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen und Sport und Spiel nicht als Luxus zu betrachten, sondern als einen der wichtigsten Faktoren nationalen Lebens und nationaler Erziehung.

Dazu kommt, daß England kein Volksheer besitzt und damit jene vorzügliche Schule der Disziplin, Männlichkeit und Gesundheit entbehrt, durch die ein Teil unseres Volkes immer noch sein Bestes erhält. — Schließlich kommt auch die Natur des Landes und des Klimas in Betracht. Nirgends auf der Welt gibt es so prächtigen Rasen wie in England. Er ist von der Natur gleichsam zum Tummeln und Spielen bestimmt, wie die Sandfelder der Mark Brandenburg zum Exerzierplatz geschaffen zu sein scheinen. Sommer und Winter ist er gleich grün, auch im Winter sinkt das Thermometer kaum unter Null, und so lassen sich manche Sportarten das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung betreiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorteile, die für England aus dem regen Sportleben erwachsen, liegen, wie ich schon andeutete, auf der Hand. Ich möchte sie noch einmal zusammenfassen, um sie um so klarer hervortreten zu lassen.

1. Sport, Spiel und Bewegung in frischer Luft halten den Engländer körperlich gesund in einer Zeit, wo die natürlichen Lebensbedingungen aufgehört haben, wo der Kampf ums Dasein doppelte Arbeitsleistungen, doppelte Nervenkraft vom Einzelnen erfordert.

2. Körperliche Betätigung, körperliches Ausleben in freier Luft erhält die Sinne frisch und schärft sie, erhält die Kraft und die Reinheit der Instinkte, worauf im letzten Sinne auch ein gesundes seelisches Leben beruht; die Jugend wird vor sittlichen Gefahren bewahrt; der ungezwungene Verkehr der Geschlechter auf dem Spielplatz erhöht die Natürlichkeit und Reinheit des Verkehrs zwischen ihnen und ermöglicht und fördert eine gesunde Wahl. Sie zwingt auch zu einer gesunden Lebensweise und ist ein erbitterter Feind des Alkohols.

3. Auch der Spielplatz ist eine Arena, wie das Leben; Sport und Spiel entwickeln Geistesgegenwart, Mut, Ausdauer, Energie, Selbstzucht und Selbstkontrolle.

4. Körperliche Bewegung im Freien, wenn in vernünftigen Grenzen betrieben, erhöht die Arbeitsleistung des Einzelnen wie des gesamten Volkes. Das gilt für den Hand- wie für den Kopfarbeiter. Abwechslung ist die Seele des Lebens und der Arbeit, sie bewahrt uns vor dem Raubbau, den unsere Zeit mit uns und unsern Kräften treiben möchte.

5. Die Vorteile in sozialer Beziehung: Gemeinsame Sportinteressen, gemeinsame Sportbetätigung einen die verschiedenen Stände und Volksklassen, die unsere heutige Kultur auseinanderreißt. Auf den Spiel- und Sportplätzen finden sich politische, wirtschaftliche oder konfessionelle Gegner zu gemeinsamen Interessen zusammen. Persönliche Berührungen veredeln die Form notwendiger Kämpfe in Staat und Gesellschaft.

6. Der Sport kann die Rasse auch vom ästhetischen Standpunkt aus veredeln. Ich war in einer Badeanstalt in Oxford überrascht, wie schön der Männertypus war, der da, aller Kultur und Unkultur entkleidet, — man badet dort nach nordischer Sitte vollständig nackt — zum Vorschein kam. Alles Muskeln, Sehnen, Kraft, Schönheit; die Bewegungen zwanglos und natürlich, ein Stück Griechentum! Da sah man, was der Sport und die durch ihn bedingte reine und natürliche Lebensweise vermag. Selbstverständlich ist die Oxforder und Cambridger Universitätsjugend, durch Stand, Abkunft und Geld aus der Masse herausgehoben, als Produkt günstigster Kulturverhältnisse nicht typisch für das englische Volk überhaupt; sie kann auch nur in sehr beschränktem Maße mit der deutschen Universitätsjugend, deren Aufgabe, deren wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse verschieden sind, verglichen werden, — und doch fällt ein Vergleich in dieser Hinsicht unbedingt zugunsten Englands aus.

7. Die großen Sportereignisse sind nationale Feste, und als solche stärken sie das Einheitsgefühl des Volkes.

8. Gemeinsame Sportinteressen vereinigen das englische Mutterland mit den Kolonien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich muß der Aufzählung dieser Vorteile des Sportlebens für England allerdings hinzufügen, daß sie nicht oder doch nur zum geringen Teile im Bewußtsein der großen Masse des Volkes bestehen. Nur die Klügeren und Gebildeten der Nation schauen von hoher Warte aus auf das Sportleben ihres Volkes. Die große Masse läßt sich eher von einem blinden Drang leiten und durchaus nicht immer von idealen Gesichtspunkten.

Ich muß auch hinzufügen, um vollständig und gerecht zu sein, was dieses intensive Sportleben mit sich bringt an Nachteilen, an Übelständen, Gefahren, Übertreibungen und Lächerlichkeiten.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Engländer, besonders die untern Volksklassen, oft mehr Zeit, Geld und Kraft für Sportzwecke verwenden, als sie verantworten können. Besonders gilt das auch für die Arbeiter, die ohne jedes Bedenken und als ihr gutes Recht ihre Zwei- und Fünfschillingstücke vom Wochenlohn opfern, um am Sonnabend Nachmittag einem großen Fußballwettspiel zusehen zu können. — Es ist auch nicht zu leugnen, daß viele Arten von Sport reiner Luxus sind, Gelegenheiten für Nichtstuer, Geld und Zeit „anständig" zu vergeuden, und daß mancherlei Sport ohne jeden gesundheitlichen und sittlichen Wert ist. Selbst die besten englischen Sportarten zeigen Symptome des Verfalls. So gerät das Fußballspiel u. a. immer mehr in die Hände von Berufsspielern. Fast jede größere Stadt unterhält deren eine ganze Anzahl, viele Grafschaften bilden mit großen Kosten eigene Kricketspieler aus, die dann gegeneinander ausgespielt werden. Schließlich ist noch auf den Unfug des Wettens in England hinzuweisen, wie ihn etwa der Rennsport mit sich bringt. Das Sportwetten in England ist mehr oder weniger ein Hazardspiel, das den Leuten den sauer verdienten Lohn aus der Tasche zieht und eine Handvoll von Schmarotzern reich macht.

Aber all diese Nachteile können bei weitem nicht aufwiegen, was der englische Sport an wahrhaft positiven Werten für England mit sich gebracht hat.

Es bleibt mir nun noch die Frage zu erörtern übrig: was können wir vom englischen Sport lernen?

Sie ist zum Teil schon beantwortet. Denn die Werte, die ich dem englischen Sportleben für England zuerkennen mußte, sie gelten für das Sportleben überhaupt, auch für das unseres Landes. Eins ist natürlich klar: die Übertragung englischen Sportlebens in Bausch und Bogen auf unser Land wäre eine Torheit mehr, die wir Auslandbegeisterten begehen könnten. Der englische Sport ist doch aus den besonderen englischen Verhältnissen und Bedürfnissen, aus englischem Seelenleben, aus der Natur englischen Landes erwachsen. Ein Volk kann doch nur durch das gefördert werden, was aus ihm selbst geboren ist, wie der Einzelne auch das nur recht eigentlich besitzt, was in ihm selbst verborgen lag und was die Außenwelt nur entwickeln mußte.

Was an englischen Sportarten für uns brauchbar ist, ist schon länger bei uns heimisch geworden: Tennis, Fußball, Rudersport. Auch dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kricketspiel, dem eigentlichen englischen Nationalspiel, wäre noch eine weitere Verbreitung auf deutschem Boden zu wünschen. Es steht dem nichts im Wege, und das Spiel bringt genug ethische und andere Werte mit sich.

Aber wir haben, was wir brauchen, in unserm eigenen Lande. Wir suchen, wenn wir englischen Sport krampfhaft nachahmen wollen, einmal wieder unsern Hut und haben ihn auf dem Kopfe. — Wir haben Flüsse und Seen, um in ihnen zu schwimmen; wir haben den glatten Sand am Meere, um auf ihm zu laufen; wir haben, was England nicht hat, das wegelose Glück unserer Waldungen*) und die offenen und weiten Felder, um sie zu durchwandern. Wandern ist recht eigentlich der deutsche Sport. Was er schenken kann an Gesundheit, Kraft, Lebensgefühl, Reinheit und Schwungkraft der Seele, das vermag kein Sport der Erde. Das Wandern bringt uns auch wieder den Quellen des Volkstums näher; es versöhnt und vermittelt zwischen Stadt und Land. — Dazu haben wir unsern deutschen Winter. Auf Schneeschuhen im Gebirge, auf Schlittschuhen über den gefrorenen See, Leib und Seele gebadet im Stahl der Winterluft! Das ist für uns wertvoller als englischer Sport. Diese deutschen Sportarten bringen uns auch in unmittelbare, intime Berührung mit der Natur; im Verkehr mit ihr, im Kampf mit ihr, geht etwas von ihrer Kraft und Reinheit in unsere Adern und in unsere Seelen über, und im innigen Zusammensein mit ihr stillen wir unseres deutschen Wesens tiefste Sehnsucht.

Daneben zwingen uns allerdings unser Klima und unsere großstädtischen Kulturverhältnisse auch zur körperlichen Betätigung in Innenräumen und zu einem Ersatz für natürliche Bewegungen, und da hat sich ja seit hundert Jahren unser Turnen glänzend bewährt. Es sollte neben den modernen Freiluftspielen nicht minder fleißig geübt werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir dem Turnen ein gut Teil unserer nationalen Kraft verdanken.

Es ist im letzten Grunde gleich, welchen Sport wir treiben. Die Hauptsache ist, daß wir überhaupt Sport treiben, daß wir es lernen, körperliche Betätigung in freier Luft nicht mehr als Luxus zu betrachten, als angenehme Art, Zeit zu vergeuden, und als Gelegenheit, in koketter Sportkleidung uns zu zeigen, sondern daß uns Aufenthalt und Betätigung in freier Luft ein Bedürfnis wird, wie Essen und Trinken. Unsere Zeit stellt unerhörte Anforderungen an Arbeitsleistung und Nervenkraft, die Großstädte wollen uns das Blut aus den Adern saugen, unsere Überkultur verweichlicht und entmannt uns. Es handelt sich heute um Sein oder Nichtsein unseres Volkstums. Ja, wir haben noch zum Teil die gesunden Bedingungen des Landlebens, aber wir dürfen unsere Augen

*) Dies Glück ist heute leider nur recht beschränkt. Wie wenig ist von den großen deutschen Wäldern früherer Jahrhunderte übrig geblieben! Was für öde Baumregimenter hat die moderne „rationelle" Forstkultur an Stelle des echten Waldes, des gemischten Baumbestandes gesetzt. Und wie viele Waldungen bleiben dem Wanderer um der Jagd und sonstigen Gewinnes willen verschlossen! **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht vor der großen Gefahr verschließen, die in der elementaren Strömung vom Lande in die Stadt besteht. Wohl hat schon eine gesunde Gegenbewegung eingesetzt, aber wir sind vom Ziele unserer Wünsche noch weit entfernt. Ja, wir haben noch unser Volksheer als festes Rückgrat. Aber können wir denn überhaupt noch von einem Volksheer sprechen, wo nur die Hälfte aller jungen Männer den Waffenrock trägt? Die Zahl derer, die unter nicht natürlichen Bedingungen leben und einstweilen leben müssen, bleibt und wächst; es bleiben die vielen Millionen, die in den Fabriksälen arbeiten, über Kontobüchern gebeugt sitzen, derer, die den Bücher- und Schulstaub atmen. Sport und Spiel und Betätigung in freier Luft können uns zwar nicht allein helfen, aber sie sind einer der wichtigsten Faktoren zur Gesundung. Die Lust dazu und das Verständnis dafür ist bei uns zwar in den letzten zehn Jahren erwacht und gewaltig gewachsen; aber sie sind noch nicht bewußtes Eigentum der großen Masse geworden, und es fehlt noch der sittliche Ernst. Man betrachtet es immer noch zu sehr als Luxus und als ein Vergnügen für Kinder. Und es ist in Wirklichkeit eine höchst ernste und wichtige Angelegenheit eines jeden erwachsenen Menschen. Man sehe sich doch um und zähle die Hunderte von Irrenhäusern, Nervenheilanstalten, Sanatorien, die heute mit unheimlicher Schnelligkeit an allen schönen Punkten Deutschlands aufschießen; man sehe sich doch einmal den Typus des Menschen in den Großstädten an, den unsere hochgerühmte Kultur dort geschaffen hat, in all seiner Häßlichkeit und Krankhaftigkeit.

Wie aber auch unser Sportleben sich entwickeln mag, eins muß uns immer als Richtschnur dienen: daß wir Sport nicht des Sports wegen treiben, sondern ganz allein im Hinblick auf die Werte, die er gibt, in deren erster Reihe stehen: Erhöhung unserer Volkskraft, Erhaltung und Gesundung der Instinkte und körperliche wie geistige Veredelung unserer Rasse.

Carl Boesch.

Was andre sagen

Kunstwart. (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 25. Jg. 1. Juniheft 1912.

Stadt und Land. Von Walter F. Classen.

„... Die Stadt schreit nach dem Lande. Ein Geschlecht können wir aus der alten ländlichen Kraft in der Stadt zu jener wunderbaren Leistungsfähigkeit erziehen, die niemals müde zu sein scheint. Dann können wir mit Ferienkolonien und Milchküchen noch lange für Nachkommenschaft sorgen — aber Talent, Schwungkraft, Phantasie, Gedankentiefe, die müssen unseren Kindern in dem Getobe der Stadt ersticken. Können wir denn gar nicht sehen, wie noch der gesunde Instinkt unseres Volkes um das Leben kämpft? Nicht die Städter, die am Waldrand oder Seerand faulenzen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meine ich; die sind teils zu müde und erschöpft, teils aber auch schon hoffnungslos oberflächlich und seelenarm. Das junge Geschlecht, meine ich, das freiheithungrig in Sturm, Wald und Winternacht hinauszieht nach schwerem Arbeitstag, von einem gewaltigen Heimweh getrieben. Die Arbeiterfamilien, meine ich, die mit zähem Fleiß den Sand urbar machen, mit welchem die Hansestadt ihre Marschen zuschüttet, bis eine neue Welle der Bebauung die eben aufblühenden Gemüsegärten wieder zerstört.

Wieviel Ödland, Heide und Moor liegt doch noch im Norden von Hamburg! Wann kommen einmal die weitblickenden Männer, welche elektrische Bahnen und Radfahrwege anlegen und Tausende von städtischen Arbeiterfamilien ansiedeln; das ist der einzige Weg für Handel und Industrie in Zukunft, die gesunde Volkskraft fortzupflanzen. Ein Teil der städtischen Arbeiterschaft muß auf eignem Gartenlande wohnen. — —

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

.... Wie sagt doch die Bibel: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Der Segen ist wahr, die Natur läßt das Leben sich stets neu erzeugen. Aber der Mensch zerreißt ihren natürlichen Kreislauf. Das ist die Gefahr für das deutsche Volk und die deutsche Kultur. Eine unerhört schnelle Entwicklung — aber der Grund, aus dem die Kräfte nachwachsen sollen, wird kleiner. Doch wir können es noch ändern. Wir sind trotz allem noch ein junges, starkes Volk. Wer es nicht glauben will, der sammle um sich einen Haufen Jugend — in der Stadt oder auf dem Land. Es ist zunächst die allerdringendste Aufgabe."

„Die Christliche Welt. (Herausgeber: Prof. D. Rade, Marburg.) 26. Jahrg., Nr. 23.

Kleine Mitteilungen. Von R.

„Von unsozialen Gepflogenheiten unsrer Kirchen war neulich wieder auf der Gießener Theologischen Konferenz die Rede. Man bedenke dazu, was die „B. Z. am Mittag" Nr. 139 vom 15. Juni zu berichten weiß: Vor das brandenburgische Konsistorium wurden aus Anlaß des Prozesses Stier Zeugen geladen. Die Ladung geschieht bei den ordentlichen Gerichten durch ein und dasselbe Formular: da sind wirklich alle preußischen Staatsbürger vor dem Gesetze gleich. Das Konsistorium aber (der ausführende Beamte natürlich) nüancierte die Vorladung je nach dem Stande der zu Ladenden wie folgt:

An den Kgl. Regierungspräsidenten v. d. S.

Euer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt als Zeugen zu vernehmen. Würden Sie die Güte haben, eine Zeit zu bestimmen, in der ich Sie in Ihrer Wohnung in Potsdam aufsuchen darf usw.

An den Kgl. Landrat v. A.

Ich bin beauftragt, Sie als Zeugen zu vernehmen. Würden Sie die Güte haben, eine Zeit zu bestimmen, die Ihnen zusagt. Mir wäre es am angenehmsten um x Uhr in meinem Amtszimmer. Um Ihre Zeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, können Sie vorher Ihre Angaben schriftlich fixieren.

An den Kassenrendanten Y.

Ich muß Sie als Zeugen vernehmen. Wollen Sie sich bitte am xten x Uhr auf meinem Amtszimmer einfinden. Sie können eine schriftliche Fixierung Ihrer Aussagen schon mitbringen.

An den Stellenbesitzer Z.

Ich habe Sie als Zeugen zu vernehmen. Sie haben sich am xten x Uhr dort und dort einzufinden. Im Falle des Nichterscheinens werden Sie mit 30 Mk. in Strafe genommen."

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Einer Gesinnung, deren nähere Bezeichnung überflüssig ist, entspringt die allerneueste*) Kundgebung des „Deutschen Brauerbundes E. V." Auf Seite 479 geben wir den allerjüngsten „Waschzettel" (vom 5. Juli 1912), den sein Pressebureau an die Redakteure der deutschen Tageszeitungen versendet, in genauem Wortlaut und in genauer Form wieder. Den wahren Tatbestand in dieser Angelegenheit kennen unsre Leser bereits aus dem Artikel „Der Dresdner Armeegepäck-Wettmarsch" in Nr. 13, S. 410 des „Vortrupp"; zu der „Erklärung" des Brauerbundes in dem allerneuesten „Waschzettel" ist daher das Folgende zu bemerken:

1. Es ist eine grobe Unwahrheit, wenn der Brauerbund jetzt behauptet, der von ihm verbreitete Bericht sei „nicht frei von Übertreibungen gewesen": An dem „Berichte" (das heißt an dem „Waschzettel" des Brauerbundes vom 15. Mai, abgedruckt im „Vortrupp" Nr. 13, S. 413) war vielmehr — mit Ausnahme des gleichgiltigen ersten Satzes — kein wahres Wort.

2. Eine eben so grobe Unwahrheit liegt in dem Satze „so bleiben doch die „Tatsachen bestehen, die von den Absti„nenten selbst zugegeben werden". Die Abstinenten (ebenso wie alle andern an dem Wettmarsch Beteiligten) haben zu dem „Bericht", den der deutsche Brauerbund durch den „Waschzettel" vom 15. Mai verbreitet hatte, nie etwas andres erklärt, als daß eben kein wahres Wort daran sei.

3. Gegenüber der Ableugnung (verbunden mit einer Verdächtigung der Gegner), die der Brauerbund in dem Schlußsatze des „Waschzettels" vom 5. Juli ausspricht, genügt der nochmalige Hinweis auf die Tatsache, die wir bereits in Nr. 13 (S. 412, Spalte 2) berichteten: Der Inhaber der Sächsischen Zentral-Korrespondenz, deren „Bericht" der Brauerbund „übernommen" haben will, ein gewisser v. H., hat nur einen einzigen Tag nach Ausgabe des „Waschzettels" des Brauerbundes vom 15. Mai, im offiziellen Organ des Brauerbundes, als Berichterstatter, ebenfalls über dieses „Fiasko der Abstinenzler" geschrieben, und zwar vielfach genau in den gleichen Redewendungen, die sich in dem „Waschzettel" des Brauerbundes vom 15. Mai finden. — Im Übrigen scheint der Brauerbund hier zu vergessen, daß sein Originalwaschzettel vom 15. Mai ja der Öffentlichkeit durch den „Vortrupp" (und gleich darauf auch durch den „Kunstwart", Zweites Juliheft 1912, S. 135) in genauer Wiedergabe bekannt gemacht worden ist. Es ist also wirkungslos, wenn der „Brauerbund" nunmehr erklärt, daß er nicht „inspiriert" habe, wo sogar feststeht, daß er — und zwar er einzig und allein — die massenhafte Verbreitung des „Berichtes" durch die Tagespresse*) sogar veranlaßt hat.

4. Ganz rührend (milde ausgedrückt) ist es, wenn in dem neuen „Waschzettel"

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 8, S. 253 und Nr. 13, S. 410.

*) Die Tageszeitungen, die wir in Nr. 13 angeführt haben, bilden — wie sich inzwischen herausgestellt hat — nur einen verhältnismäßig kleinen Teil derer, die den „Waschzettel" verbreitet haben. (Das in unsrer Nr. 13 genannte „Darmstädter Tageblatt" hat uns übrigens nachgewiesen, daß es nicht nur den „Waschzettel" des Brauerbundes vom 15. Mai, sondern auch eine Berichtigung gebracht hat.) Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Brauerbund sich damit entschuldigt, er habe doch den „Bericht der Sächsischen Zentral-Korrespondenz" mit Quellenangabe weitergegeben: Über den Zweck, den diese „Quellenangabe" verfolgt hat, sagt nämlich sehr treffend Ferdinand Avenarius im genannten Hefte des „Kunstwart": „Die Zeitungen, die diese „Mitteilungen teils aus gutem Glauben, „teils von wegen der Alkoholinserate „oder aus sonstigen praktischen Erwä„gungen bringen, teilen ihrerseits den „Lesern natürlich nicht mit, daß ihnen „das Presse-Bureau des Deutschen „Brauerbundes E. V.", also Alkohol„interessenten die Sache geschickt haben, „sondern es glitzert im öffent„lichen Sonnenschein als Quelle „eine „Sächsische Zentral-Korre„spondenz", unter der man sich „ein unparteiisches wissenschaft„liches Organ vorstellen kann".*)

5. Gänzlich unzutreffend ist die Behauptung, auch die „Fachpresse" habe den „Bericht der Sächsischen Zentral-Korrespondenz" „übernommen"; alle Verkehrtheiten über den Dresdner Armeegepäckmarsch, die in die Presse gekommen sind, sind Abdrucke des Brauer-Waschzettels vom 15. Mai. Und auf derselben Höhe steht die Behauptung, die Sächsische Zentral-Korrespondenz werde „von den Zeitungen viel benutzt": sie ist nämlich so unbedeutend, daß sie nicht einmal im Dresdner Adreßbuch verzeichnet steht.

Nachdem dem „Deutschen Brauerbunde E. V." von „Vortrupp" und „Kunstwart" nachgewiesen worden ist, daß alle gegen die Abstinenz gerichteten Behauptungen seines „Waschzettels" vom 15. Mai Punkt für Punkt unwahr waren, versucht er also nunmehr die vorliegende, wiederum gänzlich unwahre, Darstellung der Angelegenheit in die deutsche Presse zu bringen. Wie gesagt, eine nähere Bezeichnung der Gesinnung, die sich darin äußert, ist überflüssig; doch bietet diese Gesinnung und bietet die Handlungsweise des Brauerbundes, die ihr entsprungen ist, neues sehr belehrendes Material für das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen.*)

Doppelt zutreffend werden aber jetzt die Worte, die Ferdinand Avenarius in seinem mehrfach genannten Aufsatze über die Sache schreibt:

„Ich stelle mir einen vor, der gewohnt „ist, einen Kümmel in seinen Frühstücks„kaffee, einen Schnaps in seinen Mittags„wein zu gießen und nach drei Maß „abendlichem Hofbräu sich noch vier „Schlummerpünsche zu gönnen — und „ich behaupte: das moderne Alkohol„kapital brächte ihn doch in Harnisch, „wenn ihm nur die Alkoholfreundschaft „noch ein wenig Wunsch nach öffentlicher „Wahrhaftigkeit übrig gelassen hat". . . . . „Ob es unter den Forschern und denken„den Menschen heutzutage wirklich noch „einen gibt, der die gegenwärtige Alkohol„wirtschaft in Deutschland nicht für einen „Unsegen hält, das weiß ich nicht, ich „kenne keinen. Sollte es aber wirklich „noch solche Herren geben, so würde „ihnen das Alkoholkapital selber unmög„lich machen, für ihre Ansicht zu zeugen, „weil sie sich dadurch in den Verdacht „setzen würden, mit Verbreitung so „lauterer ‚Wahrheiten' wie dieser hier, „unter einer Fahne zu fechten."

Am Schlusse dieser Sache, die — weit über das Gebiet der Alkoholfrage hinaus — für die Reinlichkeit unseres ganzen öffentlichen Lebens von allerernstester Bedeutung ist, noch etwas für den Humor: Die Tageszeitung für Brauerei, das offizielle Organ des „Deutschen Brauerbundes" schließt einen Artikel, worin sie ihr eigenes Verhalten in dieser Sache mit allerlei Schelten auf die Gegner zu decken sucht, mit dem, an dieser Stelle und bei dieser Gelegenheit ganz köstlich wirkenden, Satze: „und die Wahrheit kommt, wenn auch spät, doch immer noch früh genug." **Vortrupp.**

*) Von uns gesperrt. Vortrupp.

**) Vgl. „Vortrupp" Nr. 10, S. 305, Schlußabsatz; S. 306, Absatz 2; S. 308, Absatz 3; Nr. 13, S. 412, Spalte 1, Absatz 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu unserm Aufsatz: „Eine Gesinnung, deren nähere Bezeichnung überflüssig ist" auf S. 477 f.

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Charlottenburg,
Fasanenstr. 21.
Telephon: Steinplatz 100.

Ew. Hochwohlgeboren

gestatten wir uns nachstehende Mitteilung ergebenst zur Verfügung zu stellen.

Hochachtungsvoll

Den 5. Juli 1912.

Das Presse-Bureau des Deutschen Brauer-Bundes, E. V.

Erklärung.

Der Bericht der Sächsischen Zentral-Korrespondenz über den Internationalen Armee-Gepäck-Wettmarsch, Dresden 1912 wurde von der Fachpresse und ebenso von uns übernommen und mit Quellenangabe weiter gegeben.

Dieser Bericht war, wie sich nachträglich herausstellte, nicht frei von Uebertreibungen. Die sonst zuverlässige und von den Zeitungen viel benutzte Korrespondenz hat auf unsere Anfrage zugestanden, daß sie in diesem Falle ihre Nachrichten nicht in vollem Umfange aufrecht erhalten könnte.

Selbst wenn die Sächsische Zentral-Korrespondenz, welcher allein die volle Verantwortung für die ungenaue Berichterstattung zur Last fällt, ihren Bericht nicht ohne Einschränkung aufrecht erhalten kann, so bleiben doch die Tatsachen bestehen, die von den Abstinenten selbst zugegeben werden.

Uns bleibt lediglich festzustellen, daß

böswillige Verbreitung unwahrer Tatsachen vorliegt, wenn angedeutet und ausgesprochen wird, daß der von uns in gutem Glauben von der Sächsischen Zentral-Korrespondenz übernommene Bericht von der Brauindustrie inspiriert sei.

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Pressebureau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Armeegepäck-Wettmarsch Gera (Reuß) am 30. Juni 1912. Als Sieger ging der Vegetarier und Abstinent Weißgerber in 3 Stunden, 14 Min. u. 49 Sek. hervor. Ihm wurde auch der von der Geraer Guttemplerloge „Osterland" für den besten abstinenten Wettgeher gestiftete Ehrenpreis zuerkannt.

Die Schädlichkeit des Korsetts. Zu dem Aufsatze im achten Vortruppheste über das Korsett möchte ich aus längeren Beobachtungen heraus zwei wesentliche Punkte hervorheben, von denen nur der eine in jenem Aufsatze gestreift ist.

Erstens ist es mit dem Ersatz des Korsetts durch das Mieder nicht getan. Es genügt der Hinweis auf die meisten Schulmädchen, die nicht Korsett, sondern vorwiegend Mieder tragen. Fast ausnahmslos bilden die Röcke auf den Hüften einen Wulst und schneiden trotz des Anknöpfens in die Weichteile oberhalb der Hüfte ein. Es muß eben, wenn die Einschnürung fortfallen soll, die Unterkleidung nach oben viel weiter hoch geführt werden, erst dann kann das Anknöpfen seinen Zweck erfüllen, jede Einengung zu verhindern. Wie oft sieht man Damen mit guten Reformkleidern, unter denen sich die Unterkleidung als deutlich eingeschnürt abzeichnet. Besondere Sorgfalt verdient die Art, in der Mieder oder Träger über die Brust geführt werden, da Unachtsamkeit hierin die Brust leicht schädigt. Also nicht halbe Arbeit tun. Hiermit hängt ein anderes zusammen, das viele Frauen — und nicht die schlechtesten — davon zurückhält, ihre Kleidung zu reformieren: die Furcht, schlampig zu erscheinen. Schlampige Reformtracht, wie man sie noch immer sieht, ist darum der ärgste Feind der Reform. Gut sitzen kann ein Reformkleid eben nur bei guter Unterkleidung. Dann aber kann jede Frau, die in der alten Modetracht gut gekleidet war, in der Reformtracht ebensogut sich kleiden und sicher besser. Allerdings ist bei denen, die vom Korsett zur Reform übergehen, dann eine Einschränkung zu machen, wenn jede Körperübung fehlt. Man kennt die Form der Ablehnung: das Reformkleid mache müde, es sei zu schwer auf den Schultern oder ähnliches. Vielleicht zeigt nichts besser die Wechselwirkung von Korsett und Körperkultur, als folgende Äußerung einer besonders verständnisvollen und selbständigen Mensendiecklehrerin*): Oft nähmen Damen nur unter der Bedingung Stunde, daß ihnen das Tragen des Korsetts nicht verboten würde. Man ließe sie denn auch gewähren, aber nach ganz kurzer Zeit hielten es die Damen im Korsett einfach nicht mehr aus und m ü ß t e n es ablegen.

Sehr lehrreich ist auch folgendes: Ein besonders schwaches Mädchen meiner Bekanntschaft wollte im Anfang der Übungen das Korsett auslassen, konnte es aber nicht durchführen. Nach wenigen Wochen Körperübung hielt sie es nun nicht mehr im Korsett aus und legte es dauernd ab. Es ist also höchstens ein Mangel an Elastizität, der verhindert, den verbildeten Körper wieder zu kräftigen. Diese Frauen können bei entsprechenden Übungen sicher sein, ihren Körper wieder so zurecht zu kriegen, daß ihnen die Reformtracht vorteilhaft steht. So oft eine Frau mit schlechtem Körper Reformtracht trägt, ist natürlich die Tracht als häßlich widerlegt. Daß die Zahl der Frauen, die in der Modetracht eine unglückselige und lächerliche Form haben, Legion ist, gibt keiner zu. Und regelmäßig wird behauptet: „Aber mein Korsett ist wirklich nicht zu eng".

Daß viele ältere Mütter mit vielen Kindern nur deshalb einen so stark verbildeten Leib haben, weil durch Korsett und Hüftröcke eine völlige normale Rückbildung der Bauchmuskulatur erstickt worden ist, ist einleuchtend, vorausgesetzt, daß überhaupt eine gesunde Muskulatur je vorhanden war.

Also auch hier heißt die Parole: g a n z e Arbeit und bei der Jugend anfangen! **Lisa Bausch.**

*) Frau Mensendieck ist eine Führerin auf dem Gebiete der Körperausbildung.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 16 16. August 1912

Ein Heldensang aus unsrer Zeit.

Ein gutgehendes Unternehmen.

Ob es wohl ein Theaterstück gibt, mit dem in anderthalb Jahrzehnten eine runde Million Mark verdient worden ist? — Jawohl, es gibt eines, oder genauer: es gibt ein Doppelstück, dem dieses beneidenswerte Schicksal beschieden gewesen ist: ich meine die „Vaterländischen Festspiele" des Herrn Paul Werning aus Berlin.

Seit mehr als 15 Jahren ist diese Dichtung in annähernd 600 deutschen Städten und Ortschaften aufgeführt worden; jedesmal etwa 10—11 mal, sodaß bisher im ganzen über 6000 Aufführungen herausgekommen sind. Mehr noch: an jedem dieser Orte hat sich dabei ein „Ehren-Ausschuß" für die Aufführung des Kunstwerkes gebildet. Darin saß gewöhnlich alles, was irgend etwas bedeutete. In Meldorf in Dithmarschen haben zum Beispiel dazu gehört: 1 Landrat, 2 Direktoren von höheren Lehranstalten, 1 Professor, 2 Amtsrichter, 1 Medizinalrat, 2 Bürgermeister, 1 Probst und 2 Pastoren (letztere drei sind gleichzeitig Kreisschulinspektoren), dann weitere Würdenträger mit akademischer Bildung, hinter denen noch eine Reihe von Amtsvorstehern, Vorsitzenden von Vereinen, Innungen und dergleichen kamen. Anderswo waren die Ausschußmitglieder ebenso gewichtige Personen.

Und weiter: In heller Begeisterung sind überall die Bürger, Bürgerinnen und Bürgerskinder herzugeströmt, um mitzuwirken. Es handelt sich nämlich um Dilettanten-Aufführungen, und bei jeder einzelnen sind Hunderte von Mitwirkenden nötig. Die bringen aus Begeisterung für die vaterländische Sache die größten Opfer an Zeit für die Aufführungen und für die Proben; ja, sie zahlen sogar noch Geld darauf, denn wenn auch Herr Werning die notwendigen Kostüme und Requisiten aus seiner Berliner Niederlage in der Friedrichstraße herleiht, so haben doch die Darsteller die Fracht für die gelieferten Sachen zu zahlen, und auch die Textbücher kosten zwanzig Pfennig das Stück.

Alles, was mitwirkt, wird getrieben durch einen sehr edlen Beweggrund: nicht nur durch die allgemeine Begeisterung für die große Sache, sondern besonders auch noch dadurch, daß ein Teil des Reinertrages jedesmal wohltätigen Zwecken zufließt. Die Innenseite des Umschlages eines mir vorliegenden Textbuches nennt zum Beispiel „Unterstützungs- und Sterbekassen", den „Vaterländischen Frauenverein", „die Sanitätskolonnen", und teilt mit, daß weiter auch zur Errichtung „patriotischer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Denkmäler" solche Reinerträge verwendet worden sind. Diese Vereine usw. hatten nach Herrn Wernings Angaben zu einer Zeit, als die Zahl der Vorstellungen erst 5000 betrug, zusammen schon etwa 320000 Mk. erhalten; Herr Werning selbst aber hatte inzwischen an derselben Sache ein Vermögen verdient, das zwischen dreiviertel Millionen und einer vollen Million Mark lag*). Dieses Wunder ist nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheint: Die Stadt Neumünster in Holstein beispielsweise hat etwa 35000 Einwohner, und 20000 davon haben die Festspiele besucht; in Itzehoe aber mußte die Eisenbahn Extrazüge fahren lassen, damit die Besucher nach den Vorstellungen wieder nach Hause kommen konnten. Dieses gewaltige Zuströmen von Zuschauern kommt eben daher, daß es Dilettanten-Aufführungen sind; man will doch seine Verwandten, Verschwägerten und Bekannten spielen sehen, und da die Aufführenden eben nach Hunderten zählen, wer ist schließlich nicht mit irgend einem von ihnen verwandt, verschwägert, bekannt, — besonders in kleineren Orten?

Alles in Allem: Herr Paul Werning hat die geschäftliche Seite des Unternehmens so glänzend organisiert, daß jedermann, der Sinn für geschäftliche Tüchtigkeit hat, daran seine Freude haben muß. Daß Herr Werning ein wirklich großer Organisator ist, zeigt sich auch darin, daß er die Arbeit, die andre Leute tun können, nicht etwa selbst tut: Schon gedichtet hat er die „Vaterländischen Festspiele" nicht selbst, sondern hat sie, wie er erklärt, durch einen „Dramaturgen" dichten lassen. Die Kostüme und Requisiten verleiht er zwar, wie gesagt, aus Berlin an die Darsteller, aber er läßt sich dann doch wenigstens die Fracht von ihnen bezahlen. Von den Proben leitet er zwei oder drei — sehr verständiger Weise nicht mehr — und als einziges Personal, das von ihm unterhalten wird, ist ein Friseur vorhanden.

Des Heldensanges Urgestalt.

Welch ein Meisterwerk muß das sein, das solche Massen begeistern kann, das einen Eindruck erzeugt und Gelder gebracht hat, wovor alles, was jemals einem Shakespeare, einem Schiller, einem Hebbel und Kleist geglückt ist — garnicht zu reden von den besten Volksdichtern, wie etwa Friedrich Lienhard — zur kläglichsten Kleinheit zusammenschrumpft!

Mir liegt die Fassung vor, die die „Vaterländischen Festspiele" zum wenigsten während der ersten 5000 Aufführungen gehabt haben. Das Textbuch rühmt, daß den Aufführungen in dieser Fassung unter anderm beigewohnt haben:

In Plön: Der deutsche Kronprinz sowie seine Brüder Prinz Eitel Friedrich und Prinz Adalbert;
in Bautzen: Die Könige Albert und Georg von Sachsen;
in Weimar: Der Großherzog und die Großherzogin-Witwe;
in Koburg: Der Herzog und seine Gemahlin;

*) Das ist berechnet im „Türmer", 13. Jahrgang, Heft 7, Seite 64.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Bernburg: Der Erbprinz von Anhalt-Dessau;
in Rudolstadt: Der Fürst und die Fürstin;
in Sondershausen: Der Fürst;
in Detmold: Der Regent und seine Gemahlin;
in Schwerin: Die Großherzogin-Witwe;
in Jena, Darmstadt, Altenburg und andern Orten verschiedene Prinzen und Prinzessinnen.

Die Festspiele zerfallen in zwei Abteilungen: die erste davon umfaßt: „Preußens Demütigung durch Napoleon I., seine Erhebung in den Freiheitskriegen, Deutschlands Sehnen nach Einigung, Barbarossas Erwachen", — die zweite Abteilung heißt: „Der deutsch-französische Krieg".

Gleich in der ersten Szene der ersten Abteilung des so von den Großen unsres Volkes geehrten Schauspieles werden uns eine Anzahl weiblicher Personen vorgestellt, die durch das ganze Stück hindurch die Hauptrollen tragen, es sind: Borussia, Klio, Gallia, Justitia und Germania. Eine Festspielordnung teilt uns mit — offenbar für den Fall, daß uns die sozusagen bürgerlichen Namen dieser Frauen noch nicht bekannt sein sollten — wie sie auf Deutsch heißen, nämlich (in derselben Reihenfolge): „Preußen", „Die Geschichte", „Frankreich", „Die Gerechtigkeit", „Deutschland". Der Text verwendet zwar nur die schöner klingenden lateinischen Namen, ich werde mir aber gestatten, regelmäßig die manchem geläufigeren bürgerlichen Namen zu gebrauchen, da ich den Inhalt des Stückes dann deutlicher darstellen kann.

Gleich im Voraus möchte ich berichten, daß sich die Damen „Preußen", „Die Geschichte" und „Die Gerechtigkeit" untereinander häufig mit dem Titel „Schwester" anreden.

Zu Beginn sitzt die Dame „Preußen" auf einem größeren Felsstück, stützt ihren Arm auf die neben ihr stehende Dame „Geschichte", sucht aber ausdrücklich um Erlaubnis dazu nach:

„Gestatte mir, den matten Arm zu stützen!
„Des Volkes Unglück hat auch mich geschwächt."

Die Dame „Geschichte" spricht mannigfachen Trost zu, unter anderm mit dem um ein Wort vermehrten bekannten Choralanfang:

„Was Gott tut, das ist immer wohlgetan!"

Die Dame „Preußen" erklärt dazu zwar:

„Dess' bin ich überzeugt!",

wird aber in Ansehung der Weltlage gleich wieder sehr betrübt, sie bemerkt unter anderm:

„Was tat der König, daß man seiner schmäht?"

und macht dann — wie man sagen muß, nicht ganz in Übereinstimmung mit der Weltgeschichte — Napoleon I. für die deutsche Uneinigkeit verantwortlich mit den Worten:

„Die Bande deutscher Kraft und deutscher Einheit
„Sie riß der Korse meuchlerisch entzwei;"

Die Dame „Geschichte" vertröstet nochmals auf die Zukunft, wird aber von der Dame „Frankreich", die nun hinzukommt, unhöflich unterbrochen:

„Genug. Gar töricht ist solch Prophezeien."

Die Neuangekommene rühmt dann ihren Kaiser Napoleon, die Dame „Preußen" aber kann sich dem nicht anschließen und findet für die bisherigen Taten des Kaisers vielmehr das Wort:

„Gemeiner Hohn auf jegliches Geschlecht."

Die Dame „Frankreich" besteht im Gegenteil darauf, was Napoleon tue, sei seine „Pflicht", und beginnt nun ihrerseits zu prophezeien:

„An beiden Polen pflanzt er seine Herrschaft auf."

Sie wird aber sogleich von der Dame „Gerechtigkeit", die nun auch neu hinzukommt, mit dem kräftigen Worte zurechtgewiesen:

„Nur nicht so hoch hinaus!"

Sie stellt zwar dieser Dame „Gerechtigkeit" gegenüber kurzerhand fest:

„— Ich frage nicht
„Nach Deinem Urteil",

muß dann aber hören, wie ihr Liebling Napoleon sehr scharf folgendermaßen charakterisiert wird:

„Und Freude, eitle Freude nur am Bösen,
„Von Pflicht und Nächstenliebe keine Spur."

Die Dame „Frankreich" konstatiert aber dem gegenüber durchaus unerschüttert:

„Die ganze Menschheit ist ihm gern zu Willen,
„Empfängt je nach Verdienst von ihm den Lohn"

und indem sie dann der Dame „Geschichte", die vor einem Umschlag des Geschickes warnt, wenig freundlich entgegnet:

„Erzähle deine Märchen und Gedichte,
„Wo Neigung man für derlei Kram verspürt,"

geht sie „triumphierend" ab.

Die zurückbleibenden drei Damen „Preußen", „Geschichte" und „Gerechtigkeit" äußern sich über die Weggegangene wenig freundlich. Bei diesem Gespräch wird die Dame „Preußen" von der Dame „Geschichte" folgendermaßen angeredet:

„Du Heldenweib, vom Herrgott ausersehen,
„Zu stärken, was des Korsen Hand erschlafft."

Die Szene endet damit, daß die Dame „Preußen" sagt:

„So will zu Gott denn für mein Volk ich beten,"

worauf die Dame „Geschichte" zu der Dame „Gerechtigkeit" äußert:

„Damit sie ungestört, laßt uns zur Seite treten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dem Gebet, worin es unter anderm heißt, daß vor Gott

„Nicht Frevelsucht nach Ruhm und nach Gewinn"

bestehen könne, tritt nach der Szenenanweisung eine „Engelsgestalt" auf, von der die Dame „Preußen" „in Schlaf gewiegt" wird*).

Im Traum sieht die Dame „Preußen" nun Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise. Die Szenenanweisung ordnet an, daß die Schläferin „seelisch entzückt, das Gesicht der Erscheinung zugewandt", ist — wobei die beiden Damen „Geschichte" und „Gerechtigkeit" seitlich wieder erscheinen. Friedrich Wilhelm drückt nun seine Meinung über seinen Gegner Napoleon mit den Worten aus:

„Soll ich es dulden noch, daß dieser Mann,
„Jedweden Taktes bar und ehrvergessen,
„Mich vor der Welt herabzuwürd'gen sich erfrecht?"

Die Königin Luise hat einige Bedenken wegen der allzu aristokratischen Einrichtung des preußischen Heeres und spricht dieses so aus:

„Der Adel nur allein befiehlt im Heere,
„Dies Recht ward exklusiv ihm zuerkannt;
„Mich dünkt's, daß besser es gewesen wäre,
„Wenn man den Bürger auch dazu verwandt."

Sie begründet das sehr verständlich so:

„Es dürfte Rang nicht und Geburt entscheiden;
„Denn Tüchtigkeit und Mut und Energie
„Ist nötig, um ein großes Heer zu leiten;
„Unmöglich aber ist dies ohne sie!"

Friedrich Wilhelm hält solche Bedenken für unbedeutend gegenüber seinem Bündnis mit dem Zaren von Rußland, das er in zwei Verszeilen so malt:

„Am Sarge Friedrichs schwor zu nächt'ger Stunde
„Freundschaft der russische Bär dem Zollernaar."

Ich glaube, daß diese Stelle des Werningschen Werkes von keiner andern Stelle dieser Dichtung, wenigstens in dieser Fassung, an dichterischem Werte übertroffen wird. Ja, ich glaube weiter, daß dieses gewaltige Bild eines Vogels und eines Vierfüßlers, die sich im grausigen Dunkel der Nacht, am Sarge eines großen Toten, Treue schwören, in der ganzen deutschen Dichtung unerreicht einzig ist. Einige Stellen in dem arabischen „Tausendundeine Nacht" bieten vielleicht Ähnliches, reichen aber doch auch nicht entfernt an Wernings Bildnerkraft und Ausdrucksmacht heran.

Nachdem die Dame „Preußen" diesen Traum zu Ende geträumt hat, erwacht sie und muß nun erst von der Dame „Geschichte" erfahren,

*) Man könnte auf den Gedanken kommen, ich machte einen schlechten Witz. Jedermann kann aber kontrollieren, daß die Szenenanweisung dieser Urform der Werningschen Festspiele wörtlich sagt: „Eine Engelsgestalt wiegt die ‚Borussia' in den Schlaf." D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß das, was sie geträumt hat, gar nicht Traum, sondern Wahrheit ist. Nachdem sich die drei Damen „Preußen", „Geschichte" und „Gerechtigkeit" dann mehrfach „Schwestern" tituliert haben, kommen Volk und Soldaten. Die Dame „Preußen" ergreift eine schwarzweiße Fahne, „winkt allen Mut zu", erhebt die Fahne, konstatiert:

„— den reinen Glauben
„soll keine Macht der Welt uns rauben!"

(der Verfasser verwechselt hier allerdings anscheinend den Krieg Preußens von 1806 mit dem Bauernaufstand der Tiroler unter Andreas Hofer) worauf die Musik mit vollem Orchester spielt: „Ich bin ein Preuße", und der Vorhang langsam fällt.

Zu Beginn des zweiten Aufzuges treffen wir die vier uns bereits bekannten Damen wieder. Die Dame „Preußen" stellt den inzwischen eingetretenen Mißerfolg von Jena und Auerstädt fest und wird von der Dame „Frankreich" verhöhnt. Dieser aber droht die Dame „Geschichte":

„Die Strafe folgt für allen Lug und Trug,
„Den du begingst —"

Als dann die Dame „Gerechtigkeit" in ähnlichem Ton zu reden beginnt, wird die Dame „Frankreich" ziemlich grob und schnauzt die „Geschichte" und die „Gerechtigkeit" an:

„— was die Zukunft bringt,
„Bleibt eurer Weiberklugheit auch verschlossen."

Die Dame „Geschichte", begreiflichermaßen ziemlich erbost, ruft dann der Abgehenden nach:

„Da geht sie hin, vom Größenwahn erfüllt,
„Weil ihr bisher das Kriegsglück hold gewesen!"

Schließlich gehen die zurückgebliebenen drei Damen aber auch weg, und die Szenenanweisung verzeichnet einen Männerchor.

In der nächsten Szene tritt ein „Barde" auf, den die bereits erwähnte Festspielordnung uns vorsorglich als einen „Sänger" verdeutscht. Er trifft sich mit zwei Bürgern, die aus Amerika zurückgekommen sind, weil sie dem bedrängten Vaterlande helfen wollen. Der „Barde" stellt aber kurz fest, daß sie zu spät eingetroffen sind:

„Sehr tapfer zwar hat unser Heer gestritten,
„Unglücklich aber auch!"

Er gibt noch einige Einzelheiten, wobei er Napoleon beschuldigt, dieser habe:

„— gemordet und geplündert.
„Wo er und wie er konnte —."

Einer der beiden Bürger spricht daraufhin einen — übrigens bei der Sachlage sehr milden — Fluch aus. Das aber gibt Herrn Werning oder seinem Dramaturgen Gelegenheit, eine Stelle zu schaffen, die an dichterischer Kraft an die beiden Tiere, die sich am Sarge Friedrichs des Großen Treue schwören, doch wohl heranreicht. Nämlich:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Borussia, also Preußen, tritt als Bettelweib*) von links auf und sagt wörtlich:

„— Grüß euch Gott!
„Doch flucht nicht! Ich hab' mehr als ihr gelitten,
„Befinde mich auch noch in großer Not,
„Möcht' d'rum die Herren um eine Gabe bitten."

Die Bürger haben keine Ahnung, wer sie ist, und scheinen auch im weiteren Verlauf der Szene nicht dahinter zu kommen. Der „Barde" dagegen folgt den Anweisungen des „Bettelweibes" und erzählt den beiden Bürgern nun des Längeren die Geschichte des unglücklichen Feldzuges von 1806. Napoleon wird von ihm gezeichnet mit den Worten:

„Als manchen Streich er gegen Fürst und Thron
„Aus Hochmut und Erob'rungsdünkel führte."

Auch berichtet er von der Begegnung des Franzosenkaisers mit der Königin Luise in Tilsit und zwar in dieser Weise:

„So schmähte er Luise's Frauenehre,
„Ließ tief den Schmerz vor deren Seele zieh'n.
„Wohl gab voll Hoheit sie ihm zu verstehen,
„Wie wenig Ehr' und Anstand er gezeigt,
— — — — — — — — — —
„Indes vermochte sie nicht zu verwinden
„Die Kränkung, die ihr dieser zugefügt:
„Von jenem Augenblick an ist die Edle,
„Von Krankheit schwer erfaßt, dahingesiecht."

Da die beiden Bürger die Königin Luise nie gesehen haben, so läßt die Dame „Preußen" die Königin „durch höhere Gewalt herbeigerufen" erscheinen, und zwar wieder in einer Szene mit Friedrich Wilhelm, (einer Szene, die anscheinend teils 1806 mit Luise als lebendem Menschen und teils 1813 mit Luise als Geist spielt). Zunächst stellt Luise fest:

„— Wir zehrten von dem Ruhme,
„Den uns der große Friedrich hinterließ!
„Er ist dahingewelkt wie eine Blume,
„Die rauhe Hand vom grünen Stengel riß.

Der Gedanke, den Schlachtenruhm Friedrichs des Großen unter dem Bilde einer Blume an einem grünen Stengel darzustellen — einer Blume, deren Zartheit im Gegensatz steht zu der Rauheit der Hand, die sie dann von diesem grünen Stengel abreißt — ist, soweit ich feststellen konnte, in der ganzen deutschen Literatur durchaus einzig! Plötzlich, wie gesagt, sind wir dann offenbar schon im Jahre 1813 und Friedrich Wilhelm erklärt auf die Aufforderung Luises (die nun plötzlich nicht mehr Mensch sondern Geist ist):

„So sei es denn! Napoleon empfange seinen Lohn
durch preuß'sche Heere,
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles
freudig setzt an ihre Ehre!"

*) Auch dies ist kein schlechter Witz von mir. Ich bitte, das Textbuch zu kontrollieren. D. Verf.

Die letzte Zeile ist ja ein Zitat aus Schillers „Jungfrau von Orleans"; dieses Stück war aber im Jahre 1813 schon ganz bekannt und sehr oft aufgeführt: so hat Wernings Dramaturg vielleicht sehr recht mit der Annahme, daß Friedrich Wilhelm dieses Zitat bei dieser Gelegenheit gebraucht hat.

Die beiden Bürger aus Amerika erklären ihr Einverständnis, und das Volk hinter der Szene ruft ein zweimaliges „Hurra!". Die Dame „Preußen" demaskiert sich nun, indem sie den Mantel des Bettelweibes fallen läßt und ruft:

„— Jetzt kommt es nah!
„Das ist mein liebes Preußen!
„Es ist bereit, den grimmen Feind
„Des Landes zu verweisen."

(Man achte besonders auch auf die tiefe Klarheit des Gedankens und des sprachlichen Ausdrucks: „Preußen" sagt von sich selbst „Das ist mein liebes Preußen!" Genau so gut könnte Herr Werning von sich selbst sagen „Das ist mein lieber Werning!") Darauf ruft die Dame „Preußen" die „Germania" um Hilfe an, worauf uns plötzlich diese, in einer andern Gegend, im Halbdunkel, im Gebet, vorgeführt wird. In diesem Gebete heißt es mit einer kleinen Abänderung unsres Nationalliedes:

„Nord und Süd sind feind einander,
„Von der Etsch bis an den Belt,
„Statt daß einer mit dem andern
„Brüderlich zusammenhält."

An Stelle dieses Zustandes wünscht „Germania" einen andern; nämlich die Vereinigung zu einem Volk, das:

„— des fränkischen Eroberers
„Sucht nach Machtvergrößerung dämpft."

Dies ist sehr nötig, denn:

„Preußen hat er schwere Wunden
„Unlängst wieder zugefügt."

Die Bühne wird heller und die Dame „Geschichte" tritt hinzu. Die hat inzwischen aber völlig vergessen, daß sie eben die „Geschichte" ist und also sozusagen von Amts wegen weiß, was in der Welt vorgeht. Deshalb ersucht sie darüber die „Germania" um Auskunft mit den Worten:

„Du bist betrübt, Germania, ich seh' dir's an,
„Auch sah ich vorhin dich andächtig beten;
„Drum siehst du mich jetzt eilends zu dir treten,
„Erzähl' dein Leid, laß seh'n, ob ich dir helfen kann."

Nachdem „Germania" sie einigermaßen informiert hat, so durch die Bemerkung, Napoleon habe

„Gesetz und Recht in jeder Form verletzt",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellt die Dame „Geschichte" fest:

„Zu höchstem Ruhm kann nur erheben
„Das Volk sich, das in tiefster Schmach
„Dem Freiheitsdrange sich ergeben"

und demnächst werde:

„— die deutsche Treue
„Auf Erden ohne Beispiel sein!"

Darauf ein Männerchor.

Wenn der dritte Aufzug beginnt, sind vierundfünfzig Jahre verstrichen, wir sind im Jahre 1867:

Arnold Kraft, ein Veteran von 1813, wird von seinem Enkel Hermann aufgefordert, von den Befreiungskriegen zu erzählen, die er ja mitgemacht habe. Aus seiner Erzählung sind die folgenden Stellen besonders bemerkenswert: Den Zustand nach 1806 schildert er sehr anschaulich so:

„Geplündert Land und Volk, verlegt die Grenzen,
„Bedroht sogar der König auf dem Thron.
„Es kamen Männer, die das Volk beseelten
„Durch Geistesblitze und durch Schwerterklang."

Bei der Schilderung der Begeisterung von 1813 stellt er fest, man habe für das Vaterland dahingegeben:

„— Sogar den Ehering,
„Der sonst des Gatten Treue soll beweisen!"

Auch weiß er zu berichten:

„Nun höre weiter! Ein noch junger Mann,
„Theodor Körner hieß er — rief in Liedern
„Das Volk zum Kampfe gegen den Tyrann*);
„Ganz Deutschland — sagte er — muß sich verbrüdern."

Wir hören dann von der Schlacht bei Leipzig und zwar besonders von der Erstürmung des Halleschen Tores unter Blücher. Die stellt sich Herr Werning folgendermaßen vor:

„Und eine Stunde später war man dem Tore nah.
„Schnell schlugen Pioniere hinein ein großes Loch,
„Und Blücher war der erste, der stürmend es durchflog."

Welch ein Gegenstand für einen Historienmaler: Blücher durch das Loch fliegend!

Am nächsten Morgen aber beteten — nach Arnold Krafts Bericht — Leipzigs Bürger:

„— nun gib uns noch deutsche Einigkeit,
„Denn nur ein ein'ges, großes, alldeutsches Vaterland
„Hält feindlichen Gelüsten gebührend Widerstand."

---

*) Die sprachschöpferische Kraft Herrn Wernings oder seines „Dramaturgen" zeigt sich ganz besonders in der Bildung abgekürzter Akkusative: Er sagt „den Tyrann" und „einen Prinz" (s. Seite 491), wo man bisher viel umständlicher „den Tyrannen" und „einen Prinzen" sagen mußte. D. Verf.

Hier unterbricht den Großvater der kleine Enkel Hermann, der offenbar gewohnt ist, sich in der Welt umzusehen und konstatiert (sehr zutreffend, denn wir schreiben ja 1867):

„Nun aber ist die deutsche Einigkeit
„Bei weitem ja noch immer nicht vorhanden!"

Und als ihn daraufhin der Großvater fragt:

„Hast du von Barbarossa schon gehört?"

antwortet der kluge Knabe:

„Ich weiß nur, daß das Volk ihn stark verehrt."

Der Großvater belehrt ihn nun, wie Barbarossa im Kyffhäuser in „tiefernster Stille" sitzt, in einer Stille, die sogar so still ist, daß ihre einzige Unterbrechung in dem Folgenden besteht:

„Kaum, daß man es zuweilen hörte,
„Wenn übern Berg ein Schäfer ging."

Zu des kleinen Hermann berechtigtem Erstaunen, dem er Ausdruck gibt mit den Worten:

„Ist's denn ein Traum nur — ist es Handlung?"

stehen Großvater und Enkel jetzt plötzlich selbst vor dem Kyffhäuser und wer tritt auf? Die Dame „Geschichte" und — Bismarck!! Die Dame „Geschichte" veranlaßt nun durch die Zauberformel:

„— Öffne dich, du Felsenkeller!"

den Berg, sich zu spalten, und man erblickt Barbarossa, nach der Szenenanweisung rot beleuchtet. Die Dame „Geschichte" stellt fest, daß sie den Bismarck

„— im Traum geführt hierher."

Von Barbarossa gefragt, was er hier wolle, fordert ihn Bismarck

„im Auftrag meiner Brüder, des deutschen Volks"

auf:

„Nimm Platz auf Deutschlands Kaiserthrone!"

Barbarossa antwortet im Kanzleistil:

„Wie kann ich mich dazu verpflichten!"

und stellt — da er die Geschichte offenbar besser kennt als Bismarck und dessen Führerin, die Dame „Geschichte" selbst, sie kennen — fest, seine Herrschaft sei vorbei, und ein Anderer solle das Reich errichten, der Bau werde gelingen:

„Kraftvoll durch Eisen und durch Blut!! —"

Bismarck stimmt zu und wird nun — (im Jahre 1867!) — folgendermaßen belehrt:

„Nun denn! Durch dich wird sich das Volk den greisen
„Geliebten Herrscher selbst erhöh'n
„Und ihn als deutschen Kaiser preisen:
„Wilhelm I. wird er heißen!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hierauf erscheint, während Barbarossa verschwindet, Kaiser Wilhelm I. im Krönungsmantel, weiß beleuchtet. Und Bismarck, ausgerechnet Bismarck, läßt sich, den Helm abnehmend, auf ein Knie nieder.

Die Musik spielt dazu den Präsentiermarsch.

* * *

Drei Jahre später setzt die zweite Abteilung ein: „Der deutsch-französische Krieg".

Unsre alte Bekannte, die Dame „Frankreich", tritt auf und stellt in Bezug auf „Germaniens Völker" fest:

„Zu lange schon schläft dieses Volk in Frieden!
„Vier Jahr wohl erst, doch ist zu groß die Frist!"

Sie prophezeit dann, sie werde nunmehr

„Preußen schnell und gänzlich überwinden."

Plötzlich aber tritt die Dame „Preußen" auf und wird von ihrer Gegnerin mit den folgenden, stark dichterisch wirkenden Worten begrüßt:

„Aha! Borussia!"

Die Dame „Preußen" fragt in begreiflicher Entrüstung:

„Was hat mein Ohr vernommen:
„Du sprichst vom Kriege wieder gegen mich!
„Wie konntest du auf den Gedanken kommen?"

worauf die Dame „Frankreich" mit ergreifender Offenheit erklärt:

„Mich treibt dazu die Rache gegen dich!"

Sie begründet dieses unfreundliche Gefühl unter Anderm so:

„Und immer größ're Macht erstrebt dein Haus;
„Es schlug zu diesem Zweck die eig'nen Brüder,
„Streckt jetzt die Hand nach Spaniens Krone aus!"

Die Dame „Preußen" bleibt zunächst sehr sachlich und meint nur:

„Das kommt davon,
„Wenn eifersüchtig man auf andre blickt.
„Das span'sche Volk ist selber es gewesen,
„Das aus dem Zollernhause einen Prinz*)
„Zu seinem König sich hat auserlesen.
„Kann ich dafür, daß solches es getan?"

Da die Dame „Frankreich" aber unbedingt auf Entscheidung durch die Waffen besteht, ändert auch die Dame „Preußen" ihren Ton, sie erklärt der Gegnerin:

„Der Leidenschaften Wuchtorkan brach los"

und als dann hinter der Szene die „Wacht am Rhein" gespielt wird, sagt sie von der Melodie dieses Liedes:

---

*) Vgl. die Fußnote auf Seite 489. D. Verf.

„Das klingt wie Zornesgrollen von des Gerechten Thron,
„Das klingt wie Gnadenzollen, wie stummer Demut Lohn,
„Wie gläubiges Frohlocken nach banger Zweifel Wahn"

worauf „Germania" hinter den Kulissen ihre Söhne zum Rhein ruft.

In der nächsten Szene stellt die Dame „Geschichte", die, wie uns erinnerlich, in früheren Jahren ihre Amtspflicht, die Vergangenheit zu kennen, nur sehr unvollkommen erfüllte, dieses Mal sogar schon die Zukunft fest. Sie erklärt nämlich, gleich bei Kriegsbeginn, von Napoleon III.:

„In Trümmer stürzt sein Reich, der Scheinmacht Flitter,
„Und weicht der deutschen sittlich starken Tat."

Die Dame „Gerechtigkeit", die sich bei ihr befindet, zitiert Schiller:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht"

ist aber jetzt ihrerseits den Ereignissen nicht gefolgt, und muß die Schwester „Geschichte" fragen:

„Wie kam's so schnell?"

weshalb ihr die Dame „Geschichte" von dem Zusammentreffen König Wilhelms und Benedettis in Ems erzählt. Die Dame „Gerechtigkeit" meint allerdings im Hinblick auf die spanische Thronfrage:

„Nach Recht und Billigkeit war dies kein Grund zum Kriege"

und als sie von ihrer Schwester „Geschichte" weiter erfährt, König Wilhelm habe sich in Ems

„— königlich, in Hoheit kühl"

benommen, begreift sie immer noch nicht, wie es denn eigentlich zum Losschlagen gekommen sei. Um sie endlich aufzuklären, aber mischt sich „Germania" in das Gespräch und zwar durch ein Zitat aus Schillers „Wallenstein", das mit einer kleinen Abänderung nunmehr lautet:

„Es gibt im Völkerleben Augenblicke,
„Wo man dem Schicksal näher steht als sonst,
„So hier!"

und erzählt, wie Bismarck die Emser Depesche redigiert hat. Die Unterhaltung der Damen wird durch ein lebendes Bild unterbrochen; Bismarck, Roon und Moltke bereden diese Redaktion, das heißt, Bismarck und Roon reden, während Moltke — getreu seiner Rolle als „großer Schweiger" — lediglich nickt. Nachdem dann die Damen „Preußen" und „Frankreich" sich noch etwas angeschrieen haben, wird der letzteren von der Dame „Gerechtigkeit", unter Zustimmung von deren Schwester „Geschichte", erklärt:

„So geh' denn hin, dich trifft das Weltgericht!"

Aus den Szenen des Krieges selbst sind am bemerkenswertesten drei Stellen:

Eine Frau, deren Mann im Felde steht, und die das beklagt, wird von dem plötzlich wieder auftauchenden Knaben Hermann, der jetzt etwa zehn Jahre alt sein muß, mit dem Zitat aus Schiller getadelt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
„Das halte fest mit deinem ganzen Herzen."

worauf sie jedoch erwidert (ihr Mann heißt auch Hermann):

„Mir bangt um Hermann, ihm ist was passiert!"

Gleich darauf bemerkt dann die Dame „Geschichte"

„Die Wunden stillt das rote Kreuz."

Zweitens: Anläßlich der Verwundung des einen Sohnes Bismarcks bei Mars la Tour deklamiert die Dame „Geschichte":

„Da steht der Kanzler selbst von Blut und Eisen,
„Zerdrückt der Vatertränen heiße Flut.
„Schwer schlug den eignen Sohn bei Mars la Tour
„Die Hand des Vaters, die den Krieg gewollt.
„Fürst Bismarck denkt: Behüt dich Gott, mein Sohn,
„Und trifft die Kugel heute mich, es sei!
„Nichtswürdig ist die Nation,
„Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.
„Wir Deutschen fürchten Gott,
„Sonst nichts in dieser Welt."

Hierauf, laut Szenenanweisung: „Choral".
Drittens aber — und das ist, dicht am Schlusse, eine der schönsten dichterischen Leistungen Herrn Wernings oder seines Dramaturgen — die Geschichte von dem französischen Posten, der

„ganz vereinsamt und alleine, in Gedanken still versunken"

auf seiner Wacht steht und zwar in der Nähe seines eigenen Häuschens. Er möchte selbstverständlich sehr gern seine Frau und sein Kind dort besuchen, doch

„Nein, die Pflicht bannt seine Schritte, die Gedanken
nur entschwinden,"

aber das ist auch schon sehr unzweckmäßig für ihn, denn auf diese Weise geschieht auch ein Malheur:

„Er merkt nicht, daß deutsche Posten seiner nahen
sich von hinten."*)

Unsre alten Freundinnen, die Damen „Geschichte", „Preußen" und „Gerechtigkeit", unterrichten uns dann über den Sieg bei Sedan, und mit etlichen lebenden Bildern endet das „Vaterländische Festspiel". — —

* * *

So, in dieser Fassung, ist also Wernings Heldengedicht wenigstens 5000 mal aufgeführt worden. So ist es durch wenigstens 500 deutsche Städte und Städtchen geschritten. So ist es den Fürstlichkeiten vorgeführt worden, die ich aufgezählt habe. So vor allem ist es das unverlierbare

*) Die Sperrung ist von mir, das Deutsch aber von Herrn Werning's Dramaturgen. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geistige Besitztum von, niedrig gerechnet, 30000 deutschen Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, geworden, die es in vielen Proben und Aufführungen immer und immer wieder als Mitwirkende miterlebt haben! Denn an jedem Orte ist jede Rolle meist dreifach besetzt und mehrere hundert Rollen sind, wie gesagt, bei jeder Aufführung zu besetzen.

Die glücklichen Dresdner.

Im Vorfrühling 1912 ward den Bewohnern der Königlich Sächsischen Haupt- und Residenzstadt Dresden die Kunde, die Vereinigten Königlich Sächsischen Militärvereine würden zu Dresden — im Vereinshaus in der Zinzendorffstraße — Festspiel-Aufführungen veranstalten; und gerade am Charfreitag ward bekannt, daß diese Festspiel-Aufführungen die Werningschen Festspiele seien. Im Ehrenausschuß saß der Geheimrat und Oberbürgermeister von Dresden, Herr Dr. Beutler, und im Verein mit ihm saßen da 5 Generäle (1 kommandierender dabei) und 5 Minister, dann der Oberhofprediger, der Präsident der zweiten Stände-Kammer, dazu andre höchste Beamte des Landes und der Stadt. Irgend jemand aber — der Name dieses Verantwortlichen ist nicht bekannt — hatte den König von Sachsen veranlaßt, das Protektorat über diese Festspiele zu übernehmen.

Die Namen der Mitglieder des Ehrenausschusses standen auch unter den unzähligen Plakaten, auf denen die „Festspiele" als „einzig schön und sehenswert" bezeichnet waren, Plakate, die die ganze Umgegend Dresdens bis hinauf nach Geising im Erzgebirge bedeckten.

Nun, das darf nicht verschwiegen werden, der Ausdruck „einzig schön und sehenswert" traf nicht mehr zu. Es hatte sich nämlich, wie schon gesagt, im April 1911 der „Türmer" — und es hatte sich ferner bereits früher (im November 1910) der „Kunstwart" — ziemlich eingehend mit den Werningschen Festspielen beschäftigt; beide hatten eine ganze Reihe der besonderen dichterischen Schönheiten des Werkes einem noch größeren Publikum zugänglich gemacht, als die Festspiele das von selbst taten. Und Werning hatte sich leider von diesen Kritikern etwas reichlich rasch beeinflussen lassen, sodaß den Dresdnern bei der Fassung des Heldensanges, die er ihnen nun vorlegte, fast alle die einzelnen Perlen, an denen sich die Leser des „Vortrupp" heute erfreuen konnten, vorenthalten wurden. Das war schade, aber immerhin: zu kurz kamen die Dresdner doch auch so nicht, denn, wie wiederum der „Kunstwart" im ersten Maiheft von 1912 feststellte: „Wernings Werk war trotzdem nach Inhalt und Geist vollkommen dasselbe geblieben", und — einige Perlen waren auch extra neu hinzugefügt worden: Wenn zum Beispiel, zum großen Bedauern aller Kenner, jetzt in Dresden die Stelle weggeblieben war, wo am Halleschen Tor bei Leipzig Blücher das „Loch" „durchflog", so war dafür diesesmal eine ganz neue Charakteristik Blüchers aus dem Munde des uns ja bekannten Veteranen Arnold Kraft gegeben. Der nennt jetzt Blücher einen:

„Mann, dem Vieles wir verdanken."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sodann: Die Stelle, wo sich die Dame „Gerechtigkeit", die vor Ausbruch des letzten Krieges den Ereignissen bekanntlich nicht hat folgen können, bei ihrer Schwester „Geschichte" Informationen holt, ist beinahe noch schöner geworden. Die Dame „Geschichte" stellt dieses Mal bei dieser Gelegenheit die sehr treffende Wahrheit auf:

„Wer irgend Gründe sucht für Streit und Hader,
„der findet sie sehr leicht und ohne Müh."

Ferner ist das Festspiel in der Dresdner Fassung (wie der Umschlag in Fettdruck mitteilt) „mit Berücksichtigung der Ruhmestaten der Königlich Sächsischen Armee" verfaßt, und deshalb tritt zu den uns bekannten Damen dieses Mal noch „Saxonia" (die Festspielordnung gibt auch hier vorsorglich die Übersetzung in den bürgerlichen Namen „Sachsen"). Der Glanzpunkt in ihrer Rolle ist dieser: Als 1870 die Dame „Frankreich" die Dame „Preußen" zum Kampfe herausfordert und im voraus frohlockt

„Jetzt ist es aus mit dir!"

kommt die Dame „Sachsen", zu erkennen an einer grünen Schärpe, eilig aus den Kulissen hervor und konstatiert sehr sachlich und gewissenhaft

„In deiner Rechnung fehlt ein Faktor nur,
„Du hast der deutschen Treue nicht gedacht!",

welche geschäftliche Notiz begreiflicherweise die Dame „Frankreich" in ziemliche Erregung versetzt. — Vor allem aber enthält die Dresdner Fassung des Werningschen Werkes eine ganz neue, große, dichterische Schönheit, die sich den beiden Tieren am Sarge Friedrichs des Großen aus der alten Fassung wirklich ebenbürtig an die Seite stellen kann. Die Dame „Geschichte" trifft nämlich nach der Schlacht bei Sedan die folgende Feststellung:

„Den Degen, der zu neuer Ruhmesbahn
„Den flügelmatten Adler Frankreichs leiten,
„Der Sonne zu ihn wieder führen sollte,
„Muß Frankreichs Kaiser, aus der Höh' gestürzt,
„Dem edeln Preußenkönig überreichen."

Also, bitte, der Tatbestand, den die Dame „Geschichte" hier feststellt, ist dieser: Frankreichs Adler war flügelmatt geworden. Er sollte zu neuer Ruhmesbahn geführt werden, sollte der Sonne wieder zugeführt werden und zwar vermittels eines Degens. Diesen Degen aber mußte Frankreichs Kaiser dem Preußenkönig überreichen. Da mitgeteilt wird, daß Frankreichs Kaiser vorher „aus der Höh' gestürzt war", so ist anscheinend die im Text nicht näher mitgeteilte Art, wie der Degen den flügelmatten Adler zur Sonne führen sollte, die gewesen, daß der Franzosenkaiser dem Adler voranflog und ihm mit dem Degen winkte, — vielleicht flog Napoleon aber auch hinter dem Adler her und munterte ihn durch schlagen oder „piken" mit dem Degen auf. Nun diese Einzelheit bleibt der Entscheidung jedes einzelnen Lesers oder Zuschauers überlassen, aber das schöne Bild als ganzes dürfte nun klar sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie diese Aufführung in Dresden auf einen Mann gewirkt hat, bei dem die deutschvölkische Gesinnung besonders ausgeprägt ist, dafür mag das zeugen, was dieser Mann über seine Eindrücke niedergeschrieben hat; die schärfsten Stellen daraus habe ich allerdings durch mildere Ausdrücke ersetzt:

„Ich habe die Aufführungen, nachdem ich den Text vorher gelesen, besucht; mein Gefühl für dieses Theaterwesen war zuletzt das eines heißen Bedauerns für die anwesenden Deutschen, die so etwas als Ausdruck ihrer vaterländischen Gefühle (nach ihrem Beifall zu schließen) gelten ließen; Bedauern aber auch für die Männer, die zur Empfehlung für so etwas ohne Prüfung (denn nur so ist es denkbar!) ihre Namen hergegeben haben: denn es ist Schlimmeres als „Geschmacklosigkeit", was da einem Publikum, das von bedeutenden Namen angelockt, voll Vertrauen kommt, angeboten wird! Es ist Verletzung der vaterländischen Gefühle. Die Art, wie hier große Gestalten unsrer Geschichte, Königin Luise, Bismarck, Roon, Moltke, Kaiser Wilhelm I., Barbarossa, verwendet werden, bedeutet einen Schlag gegen die Vorstellungen, die ein wahrhaft vaterländisch Gesinnter mit ihren Namen verbindet. Abgesehen davon, daß sie in unbeschreiblich hölzernen Posen lebende Bilder stellen müssen, sind sie gezwungen, ein so schlimm papiernes Deutsch zu reden und in so unsäglich lächerlichen, plump motivierten Situationen aufzutreten, daß man nicht ohne leises Schaudern daran denken kann: „Was würden wohl jene großen Deutschen empfinden, wenn sie das sehen könnten!" Wohl gemerkt: Ich mache nicht etwa den Darstellern irgendwelche Vorwürfe, sie sind vom besten Willen beseelt! Die Schuld liegt an dem Text, der diesen Aufführungen zu Grunde liegt."

Nachdem mein Gewährsmann dann diesen Text eingehend gewürdigt hat, fährt er fort:

„$2^3/_4$ Stunden lang geht das so weiter, und all die lahmen Erfindungen haben nur den Zweck, einige „effektvolle" „lebende Bilder" höchst dürftig zusammenzuleimen. ..... Das Orchester geht auf's Ganze und arbeitet resolut, schmachtet, wenn Königin Luise edel post, rasselt und heult in den erstaunlichsten Disharmonien, wenn Vater Blücher auf seinem Holz- (oder Pappe-)Pferd Leipzig stürmt, wobei wirkliche Knallkapselschüsse die Illusion erhöhen — und bei feierlichen Szenen, wenn Deutschland erhoben ist, erklingen blecherne Glocken, kurzum, es ist alles da! Für alles ist gesorgt, für's Gemüt, für's Ohr, für die Seele und auch ein bischen für die Nerven!

Um die Wahrheit zu gestehen, ich hatte schließlich keinen Sinn mehr für den Humor der Sache. Ich sah mir das Publikum an: ungefähr die Zuhörer, die sich ein wirklicher Volksdichter einmal im Theater wünschen möchte, und die er nie hat, wenn er einmal zu Worte kommt. Leute vom Lande und aus kleinbürgerlichen Familien, Soldaten und viele, die vielleicht nie oder nur ganz selten in ein ernsthaftes Schauspiel kommen. Jene im Namen des Vaterlandes geheiligte Reklame, die Bürgschaft eines Ausschusses, dem der Unterrichtsminister, der Intendant der Hoftheater, der Oberbürgermeister, hervorragende Schulmänner (darunter der Heraus-

geber einer Zeitschrift für deutschen Unterricht) angehören, — dieser Aufwand an öffentlicher Autorität hat diese Leute hierhergeführt. Ja, fühlt denn niemand, außer den Wenigen, die fernbleiben und schweigen, daß hier doppelt und dreifach gefehlt wird? Gefehlt wird gegen das Vertrauen, das jenes gutgläubige Publikum (und das ist kein Publikum, dessen Vertrauen man zu gering einschätzen sollte!) der amtlichen oder sonstwie begründeten Autorität der Ausschußmänner entgegenbringt; gefehlt wird gegen die Mitwirkenden, mögen sie auch für einen noch so wohltätigen Zweck sich plagen; gefehlt wird aber vor allem gegen die geschichtlichen Erinnerungen und gegen die echten vaterländischen Gefühle, wo sie wirklich vorhanden sind. Diese Gefühle bedeuten ein höchst kostbares öffentliches Gut, mit dem man von staatswegen sorgsam umgehen sollte. Wußte wirklich keines der Mitglieder des Ehrenausschusses, daß es kein besseres Mittel gibt, diesen Schatz an vaterländischem Empfinden, an Liebe zu den großen Gestalten unserer Geschichte, zu entwerten — als eben ein solches Theaterwesen? Man sollte sich doch wohl zu etwas strengerer Prüfung bei derlei Anlässen verpflichtet fühlen und solche Aufführungen lieber verbieten — wenn man nichts Besseres weiß — statt sie zu fördern. Selbst vorausgesetzt, daß ein großer Teil der Zuhörer kein besseres vaterländisches Empfinden kennen sollte als ein solches, wie es hier mit Zirkusmusik und schlechten Versen ausgedrückt wird (wir wollen das aber nicht fürchten, denn das wäre sehr bedenklich für uns Deutsche und für unser Reich!) — selbst dann dürfte man nicht von staats- und amtswegen eine solche sinnentbehrende Vorstellung von vaterländischer „Größe" dulden, geschweige denn sie verstärken. Was kann man beim „Volke" an echter Hingabe an die großen Aufgaben des Vaterlandes erwarten, wenn droben, in den führenden Kreisen, Dinge wie die Wernings chen „Festspiele" so wenig geprüft werden, ehe man sie unter der Empfehlung großer Namen eben jenem Volke vorsetzt."

So — und viel schärfer noch — schilt jener deutschvölkisch gesinnte Mann in Dresden!

Die Militärbehörden dort aber ließen die Regimenter der Stadt die Aufführungen kompagnieweise besuchen — und die Schulbehörden sandten die oberen Klassen der höheren Lehranstalten und der Bürger- und Bezirksschulen.

Die mundtoten Nörgler.

Ich berichtete bereits, daß „Kunstwart" und „Türmer" schon früher gesagt hatten, was von diesen „Vaterländischen Festspielen" zu sagen ist. Der „Kunstwart" hat ja nun gerade in Dresden seine Leitung, daher lag es seinen führenden Männern zu allererst ob, aufzutreten, als Werning mit seinem Werke in Dresden erschien. Im ersten Maiheft des „Kunstwart" erhob dessen Herausgeber, Ferdinand Avenarius, noch einmal sehr energisch seine warnende Stimme; als dann aber das Unheil seinen Lauf nahm, fiel der Kampf, da Avenarius damals von Dresden abwesend war, zwei jüngeren Herren aus seinem Stabe zu. Es waren das Hermann Ullmann (den ja die Vortruppleser auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als unsern Mitarbeiter kennen) und Wolfgang Schumann, der trotz seiner jungen Jahre bereits ein sehr angesehener Kritiker ist.

Die Herren hatten zunächst geglaubt, die bürgerliche Tagespresse Dresdens werde erkennen, daß es sich sehr sonderbar mache, wenn sie den Kampf gegen diese sehr bedenkliche Sache ausschließlich den sozialdemokratischen Zeitungen überließe, daß es vielmehr eine äußerst dankbare Aufgabe sei — gerade für solche Zeitungen, die den „vaterländischen" Standpunkt betonten — hier einmal gegen die Entwertung vaterländischer Dinge Front zu machen. Die Herren Ullmann und Schumann sandten daher allen drei bürgerlichen Zeitungen Dresdens (dem „Dresdner Anzeiger", den „Dresdner Neuesten Nachrichten", dem „Dresdner Journal") eine kritische Besprechung der Festspiele, wobei sie sich von vornherein bereit erklärten, sich auf alle von den Schriftleitungen etwa gewünschten Milderungen einzulassen. Die Antwort bestand aber nur darin, daß alle drei Zeitungen die Kritik zurücksandten. Dagegen brachte speziell der Dresdner Anzeiger (der das Amtsblatt der Stadt Dresden ist und einer Stiftung gehört, die vom Oberbürgermeister Dr. Beutler verwaltet wird) in der Zeit vom 9. bis 26. April im ganzen 6 lobende Besprechungen und Notizen über die Festspiele, worin es zum Beispiel hieß:

> „Das .... Festspiel .... ist aufgeführt worden ..... auch, um heutigentags mehr vaterländische Gesinnung in den Tausenden, die in die Theater strömen, um das Festspiel zu sehen und zu hören, wachzurufen oder sie zu stärken, um sie gegen den Ansturm vaterlandsfeindlicher Mächte zu stählen ....."

Und an andrer Stelle:

> „Deshalb sind diese Festspiele in ihrer farbenprächtigen, künstlerischen Ausgestaltung so recht geeignet, vaterländische Begeisterung auszulösen. Sie werden warmes, vaterländisches Empfinden wachrufen und in den empfänglichen Herzen der Jugend den Keim zu künftiger aufopfernder und treuer Liebe zum Vaterland wecken".

Endlich:

> „Über die bisher stattgefundenen Aufführungen herrscht nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung."

Nicht ganz so heftig, aber immer noch laut genug stießen auch die „Dresdner Neuesten Nachrichten" für Herrn Werning ins Horn.

Erst jetzt, als feststand, daß die bürgerliche Presse Dresdens in dieser Sache, wo es nun einmal wirklich um den Schutz vaterländischer Güter ging, völlig versagte, gaben die beiden Herren Ullmann und Schumann eine Broschüre heraus, die einen sehr energischen Obertitel hatte und den Untertitel: „Von deutscher Gesinnung und deren Pflege und von den Werningschen sogenannten Festspielen"*). Sie gaben der

*) Kommissionsverlag von Alexander Köhler, Dresden. Ich empfehle allen Lesern des „Vortrupp" die Anschaffung und Verbreitung dieser Broschüre, denn die Werningschen Festspiele gehen ohne Aufhören von Stadt zu Stadt weiter. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Broschüre eine auffallende rote „Bauchbinde", machten sie durch Inserate in den Dresdner Zeitungen bekannt, (diese bezahlten Inserate wurden natürlich nicht zurückgewiesen!) und ließen endlich in der Zinzendorfstraße vor dem Vereinshause, wo die Festspiele stattfanden, Flugblätter verteilen, worin auf die Broschüre hingewiesen wurde. Die „Bauchbinden", Anzeigen und Flugblätter trugen (und das ist für die Gesinnung, aus der die Verfasser handelten, bezeichnend) auch die Worte: „Für echten Patriotismus und besonnenes Deutschtum".

Mit dem Verteilen der Flugblätter ging es eigenartig: Aus dem Vereinshause, wo die Aufführungen stattfanden, brachen wiederholt Leute hervor, stürzten sich auf die jungen Burschen, die die Flugblätter verteilen sollten, schleppten die Jünglinge mit Gewalt ins Vereinshaus hinein und beraubten sie dort der Flugblätter. Einer dieser Helden wurde festgestellt — er legitimierte sich als Bäckergeselle; mangels weiterer Ermittelungen kann man nur aussprechen, daß ein Bäckergeselle als solcher kein Interesse daran gehabt haben kann, die Verteilung der Flugblätter zu hindern, und zwar durch eine Straftat zu hindern. Einmal, als sich die „braunen Radler", denen die Verteilung der Flugblätter oblag, sehr energisch gegen einen solchen Überfall wehrten, kam es vor dem Vereinshause sogar zu einer regelrechten Prügelei, und schließlich weigerten sich die „braunen Radler", den Dienst fortzusetzen.

Unglücklicherweise waren, wenn diese Überfälle stattfanden, Polizeibeamte nicht zur Stelle; einmal kamen welche, die man zur Hülfe herbeigerufen hatte, die schritten aber nicht gegen die Angreifer ein. Dagegen leisteten Schutzleute sehr Tüchtiges in andrer Richtung (vielleicht besonders angefeuert dadurch, daß man die Broschüre als „sozialdemokratisch" verdächtig gemacht hatte, weil ja, wie gesagt, die „Bauchbinden" aus rotem Papier waren!). Sie fanden mit Recht heraus, daß die Flugblätter gegen § 6 des Preßgesetzes verstießen, denn der Name des Druckers fehlte darauf. Deshalb konfiszierten sie die Flugblätter, wo sie ihrer habhaft werden konnten; jeder ablösende Beamte begann aufs Neue mit der Konfiskation; die dauerte fünf Tage lang, vom 5. bis zum 10. Mai und wurde — durch ein bei der Tüchtigkeit der Dresdner Schutzleute schier unerklärliches Versehen — auch dann noch fortgesetzt, als jener Verstoß gegen das Preßgesetz abgestellt war. Im Ganzen erbeuteten die Beamten 500 der gefährlichen Blätter. Und, wie gesagt, schließlich mochten die „braunen Radler" nicht mehr.

Das waren Polizeibeamte in der Zinzendorfstraße; aber es trat noch ein stärkerer Gegner gegen Ullmann und Schumann auf den Plan, ein Gegner, der nicht nur die Flugblätter traf, sondern auch die Zeitungsinserate und die „Bauchbinden". Der Gegner war das Gericht, und das kam so: Herr Ullmann und Herr Schumann hatten etwas vergessen, was der „Vortrupp" einmal so ausgesprochen hat: „Unsre Gesetze — oder jedenfalls deren ständige Auslegung durch unsre „Gerichte — machen es fast immer unmöglich, ‚deutsch' zu sprechen, „das heißt, Dinge so auszusprechen, wie der unverfälschte Sprachgebrauch

„des Volkes sie aussprechen würde"*). Und weil die Herren das vergessen hatten — oder weil sie es als Nichtjuristen vielleicht auch nicht gewußt hatten — so hatten sie „deutsch" gesprochen in den Flugblättern, in den Zeitungsanzeigen und sogar auf den „Bauchbinden." Und darum konnte nun der Leiter der Werningschen Festspiele an die erste Zivilkammer des Königlichen Landgerichts zu Dresden gehen und konnte von dieser verlangen: „Liebe Zivilkammer, verbiete bitte diesen ungemütlichen „Menschen, daß sie gegen meine schönen Festspiele diese Flugblätter „und diese Zeitungsanzeigen und auch diese ‚Bauchbinden' verbreiten!" Und die Zivilkammer verbot denn auch: erstens die Verteilung dieser Flugblätter und zweitens die Veröffentlichung dieser Anzeigen und drittens den Vertrieb der Broschüren in diesen Bauchbinden: alles bei einer Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark für jeden Fall der Zuwiderhandlung. Und die Dresdner Zivilkammer hatte recht damit, — wie die Gerichtspraxis einmal ist; ich hätte auch nicht anders entschieden. Denn 2 Worte, in denen die Herren Ullmann und Schumann wirklich deutsch gesprochen und die Sache beim rechten Namen genannt hatten, überschritten, wie die Zivilkammer sagte, „das Maß einer erlaubten Kritik in der Form des gewählten Ausdrucks". Sehr bezeichnender Weise erklärte das Gericht am Schlusse seiner Gründe ganz ausdrücklich: wenn nur diese beiden Worte vermieden würden, die das „Maß der erlaubten Kritik" überschritten, dann habe das Gericht gegen die Verbreitung der Druckfachen nichts einzuwenden. Das war ungemein charakteristisch für die innere Stellung, die der Richter zu der Sache hatte, und deshalb sehr erfreulich; nur: bevor neue Druckfachen (ohne die gefährlichen beiden Worte) hergestellt werden konnten, waren die „vaterländischen Festspiele" schon vorbei. Und als sie vorbei waren, erklärte übrigens auch die Polizei, daß gegen die Broschüre der Herren Ullmann und Schumann nichts einzuwenden sei! Jedenfalls war das sehr liebenswürdig. Und schadete Herrn Werning auch nichts mehr. . . .

Ein Nachwort.

Die meisten Leser werden das, was ich ihnen vorgeführt habe, im Grunde recht spaßhaft gefunden haben. Und doch möchte ich den Rat geben, lieber nicht zu lachen. Wie liegt's denn? Herr Paul Werning aus Berlin, ein glänzend begabter Geschäftsmann, versteht es vermöge dieser Begabung, in 15 Jahren eine runde Million zu verdienen, indem er aus den größten Erinnerungen, die wir Deutschen haben, ein Theater macht, wie ich es vorgeführt habe. Er gibt etwas, was er „Patriotismus" nennt, was aber in der genannten Broschüre von Ullmann und Schumann mit Recht so charakterisiert ist:

> „Demütiger Aufblick zu den Höhen einzelner Dynastien, blindes Gleichsetzen von Größe mit Schlachtentrara, liebedienerische Nachsicht gegen die eigenen kleinen Menschlichkeiten, unschönes Schmähen

*) „Vortrupp" Nr. 10, Seite 302 im Artikel: „Bischof und Konsistorium".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Gegners. Es fehlt jedes einfache Vertrauen des Volkes auf sich selbst, jedes Urteil über die den Weltlauf bestimmenden Kräfte, jede Kenntnis des Gegners, wie überhaupt der Tatsachensinn. Im Ganzen herrscht die Gesinnung, daß Germania, Borussia, Saxonia alle erdenkbaren edlen und deshalb vielverkannten Wesenszüge vereinigen, während Gallia alle schmutzigen Laster vertritt und der ewigen Rache darum verfallen ist."

Das alles wird uns vorgeführt in Versen, die — nun eben solche Verse sind, wie wir sie heute gelesen haben. Und: Das erscheint, nunmehr sogar schon seit 16 Jahren, an 600 Orten des deutschen Vaterlandes, an jedem durchschnittlich 10—11 mal. Überall arbeiten die vaterländischen Vereine (die geschickt am Ertrage interessiert werden) mit, und Hunderte von Dilettanten opfern Zeit und Talent, sogar unter eigenen Unkosten. Fürsten und höchste Beamte empfehlen Herrn Werning dem Volke, Zeitungen mit offiziell vaterländischer Gesinnung heben ihn in den Himmel und machen seine Kritiker mundtot. Selbst die Macht der Behörden muß wohl oder übel seinem Erfolge dienen.

Und alles das in einer Zeit, wo sonst unzählige einflußreiche Personen und Vereine versuchen, gegen alle minderwertige Literatur einen Vernichtungskrieg zu führen; in einer Zeit, wo sich das Volk überall, wo sich ihm gute Bücher oder gute Bühnenstücke bieten, geradezu mit Gier auf sie stürzt, wo man also ganz gewiß nicht die Entschuldigung hat, das Volk selbst wolle ja ein solches Theaterwesen wie das des Herrn Werning*); in einer Zeit endlich, wo uns eine Hochhaltung der vaterländischen Gedanken, die hier so bedenklich bloßgestellt sind, nottut, wie das liebe Brot!

Der Schuster Wilhelm Voigt zog eine alte schäbige Uniform an, die aus Tuch gemacht war, und der Bürgermeister von Köpenick ließ sich wie ein Lamm von ihm abführen. Der Unternehmer Paul Werning zieht eine Uniform an, die aus „Patriotismus" gemacht ist, und Bürgermeister, Landräte, Minister und Generäle lassen wie die Lämmer ihre Namen unter seine Geschäftsreklame setzen. — Ja, die Sache hat ihre Komik! Für den, der nicht dazu gehört! Wären wir Marsbewohner oder Chinesen, wir dürften lachen! Der Deutsche hat mehr Veranlassung, die Faust zu ballen. Etwas tun gegen die Sache darf er ja doch nicht. Nicht einmal den Mund auftun, sonst geht es ihm, wie es den Herren Ullmann und Schumann in Dresden ging.

Hermann Popert.

---

*) Den Beweis liefert jede Volksbibliothek; und wie „Dilettanten"-Aufführungen wirklich volkserzieherisch auf große Massen wirken können, das haben die Hebbel-Spiele in Wesselburen gezeigt, die von den Guttemplern geschaffen sind. Dort könnten die Herren, die, als Mitglieder der Ehrenausschüsse, das ihrer Meinung nach „vaterländische", Wirken des Herrn Werning fördern, einmal eine Ahnung davon bekommen, was eine Volksbühne ist, die in Wahrheit vaterländisch wirkt.

D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Müllheimer Eisenbahnunglück vor Gericht.

Meine langjährige Tätigkeit im Eisenbahnverkehrsdienst und meine Arbeit in der Nüchternheitsbewegung, die ich vor zehn Jahren — unter dem Widerstand kurzsichtiger Behörden — mit erfreulichem Erfolg in die Reihen der Eisenbahner getragen habe, wird es hinreichend rechtfertigen, daß ich auch in dem mir in Richtung und Zielen nahestehenden „Vortrupp" das Wort nehme, um mich zu dem erschütternden Eisenbahnunglück zu äußern, das sich am 17. Juli v. Js. vor der badischen Station Müllheim durch Entgleisung eines von Basel kommenden Eilzuges zugetragen hat. Ist es doch seit dem bekannten Spremberger Zusammenstoß zweier Züge (am 7. August 1905) das schwerste Eisenbahnunglück, das die deutschen Bahnen betroffen hat. Gleich dem Spremberger Unfall, bei dem 16 Personen ums Leben kamen und weit über 100 mehr oder minder schwer verletzt wurden, hat das Müllheimer Unglück die Öffentlichkeit aufs stärkste erregt und das Vertrauen zu der durch lange Jahre bewährten Betriebssicherheit der deutschen Bahnen auf eine harte Probe gestellt. Als am 29. Juli v. Js. in der Frankfurter Zeitung eine kurze Notiz erschien, wonach der Lokomotivführer des vor Müllheim entgleisten Zuges unter der Nachwirkung genossenen Alkohols gestanden habe (der Zusammenstoß bei Spremberg ist bekanntlich durch einen angetrunkenen Stationsbeamten verschuldet worden), da wurde mir eine Vermutung bestätigt, die jedem nahe lag, der weiß, mit welch peinlicher Sorgfalt die deutschen Eisenbahnverwaltungen bemüht sind, den sich auf ihren Linien vollziehenden Verkehr mit allen durch eine vorgeschrittene Technik ermöglichten Sicherheitsvorkehrungen zu umgeben. Der Schwere des Falles entsprechend ist sowohl die Voruntersuchung, die zehn Monate beansprucht hat, wie auch die beinahe 14 Tage währende kürzlich beendete Verhandlung vor der 2. Strafkammer des Landgerichts Freiburg mit geradezu mustergültiger Gründlichkeit und Sachkunde geführt worden. Das dazu erforderliche tiefe Eindringen in ein überaus kompliziertes fachtechnisches Gebiet hat, wie kaum betont zu werden braucht, an alle Beteiligten die höchsten Anforderungen gestellt. Bemerkenswert ist dabei auch die bei derartigen aufsehenerregenden Verhandlungen keineswegs alltägliche Sachlichkeit und — Ruhe, mit der in Freiburg Verhandlungsleiter, Staatsanwalt und Verteidiger zusammengewirkt haben, um den ungemein schwer aufzuhellenden Hergang bis in die geringsten Einzelheiten dermaßen klarzustellen, daß Schuld und Sühne zutreffend abgewogen werden konnten. Der darauf verwendeten über alles Lob erhabenen Arbeit und Mühe ist, abgesehen von ihrem eigentlichen und Hauptzweck zur großen Beruhigung des reisenden Publikums auch der Beweis zu danken, daß die badische Staatsbahnverwaltung den übrigen deutschen Bahnen in der Fürsorge für die Sicherheit des Verkehrs in keiner Hinsicht nachsteht. Wenn sie aus Anlaß des Müllheimer Unglücks überhaupt ein Vorwurf treffen kann, so wäre es, wie ich schon an anderer Stelle (im Juli-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heft der Süddeutschen Monatshefte) ausgeführt habe, die übelangebrachte, in diesem Falle geradezu verhängnisvoll gewordene Milde, mit der sie die Leistungen der schuldig befundenen zwei Beamten beurteilt hat, die sich beide als wenig geeignet für den ihnen anvertrauten verantwortlichen Dienst bei schnellfahrenden Zügen erwiesen haben. Der Lokomotivführer Platten ist in der gerichtlichen Verhandlung als ein vorzeitig gealteter, mit Gefäßverkalkung (leichter Gehirn-Arteriosklerose) behafteter Mann gekennzeichnet worden, und der Zugführer hat angesichts der drohenden Gefahr einen Mangel an entschlossenem Eingreifen gezeigt, der seinen unmittelbaren Vorgesetzten kaum bis zu dem Unglückstage hätte entgehen dürfen. Auf einige betriebs- und verwaltungstechnische Einrichtungen und Anordnungen, die vielleicht noch verbesserungsfähig und -bedürftig sind, habe ich an anderer Stelle hingewiesen. Hier ist es mir hauptsächlich darum zu tun, den Hauptschuldigen an dem schweren Müllheimer Eisenbahnunglück gebührend zu kennzeichnen: den schlimmsten Feind, den Deutschland in seinen Grenzen birgt, den größten Schädiger seiner Volkskraft und -Wohlfahrt, und zugleich die ausgiebigste Quelle schwerer Gefahren für die Sicherheit des neuzeitlichen Verkehrs, den Alkohol.

Ganz von selbst werden die Blicke dabei auf den Spremberger Unfall und seine Aburteilung durch die Strafkammer des Landgerichts Cottbus zurückgelenkt. Höchst befremdlicherweise ist diese damals entgegen den völlig klaren und überzeugenden Feststellungen der Voruntersuchung bei der Begründung des Urteils über den schuldigen Stationsbeamten davon ausgegangen, daß er „in keiner Weise unter den Einwirkungen des Alkohols gelitten hatte". Bei jedem Unbefangenen mußte diese Stellungnahme den Eindruck erwecken, als habe das Cottbuser Gericht unbewußt dazu geneigt, den an diesem Unfall, wie an vielen andern glücklicherweise minderschweren Unfällen, in erster Linie Schuldigen nach Möglichkeit zu entlasten, vielleicht deshalb, weil ihm durch das Strafrecht leider schwer beizukommen ist; denn eine besondere Vorliebe für diesen Übeltäter ist einer königlich preußischen Strafkammer doch keinesfalls zuzutrauen.

Wie dem auch sei: angesichts der überaus befremdlichen Schonung, die dem unverbesserlichen Missetäter damals (wie auch sonst vielfach) zuteil geworden, ist es doppelt erfreulich und anerkennenswert, daß die Freiburger Strafkammer ihn rückhaltlos entlarvt hat.

Nach den gerichtlichen Feststellungen*) hat der Lokomotivführer Platten des vor Müllheim entgleisten Eilzuges in der seinem Dienst vorangegangenen — ausreichend bemessenen — Ruhezeit, statt diese ihrer Bestimmung entsprechend zu verwenden, sich in verschiedenen Wirtschaften und Cafés dem Genuß alkoholischer Getränke hingegeben. Im Laufe von 15 Stunden hat er genossen: 3 Liter Bier, 1 Liter Wein, 1 Schnaps und — unmittelbar vor Dienstbeginn — ein Glas Apfelwein. An

*) Ich stütze mich dabei im wesentlichen auf die sehr ausführlichen Berichte der Freiburger Zeitung. D. V.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nahrung hat er in dieser Zeit eine Fleischmahlzeit mit Gemüse und — an dem Unglücksmorgen — ein Ei zu sich genommen. Dieser Alkoholgenuß und der Mangel an körperlicher Ruhe haben ihn dann bei der damals herrschenden Hitze bald nach Beginn der Fahrt in einen schläfrigen („dösigen") Zustand versetzt, der ihn unfähig machte, seinen Dienst ordnungsmäßig wahrzunehmen, und ihn, entgegen der ihm vor der Abfahrt in Basel behändigten Vorschrift, die Umbaustelle vor dem Bahnhof Müllheim statt mit „höchstens 20 km" mit 107 km Geschwindigkeit in der Stunde befahren ließ. Dafür ist er zu 2 Jahren 4 Monaten Gefängnis verurteilt worden, während der mitangeklagte Zugführer sein fahrlässiges Verhalten mit 6 Monaten zu büßen hat. Die Höhe beider Strafen ist mit Rücksicht auf die Schwere des Unglücks (14 Tote, 98 mehr oder minder schwer Verletzte, dazu der Materialschaden an Wagen, Lokomotiven usw. 300740 Mk. und für Entschädigungen an Verletzte und Hinterbliebene bis zum 23. Mai 1067425 Mk.) bemessen worden. Als strafmildernd ist für den Lokomotivführer sein kranker Zustand angesehen worden. Im übrigen hat das Gericht unumwunden der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß er nicht eingeschlafen und das Unglück nicht eingetreten wäre, wenn er seine Ruhezeit richtig benutzt und nicht unter der Nachwirkung des genossenen Alkohols gestanden hätte. Daß einzelne Tagesblätter, auch solche, die sich im übrigen eines gewissen Ansehens und größerer Verbreitung erfreuen, diesen Zusammenhang verschwiegen haben oder ihn nach Möglichkeit zu bemänteln bemüht gewesen sind, ist ein neuer unerfreulicher Beweis für die offenkundige Abhängigkeit mancher „Inseratenplantagen" von dem mächtigen Alkoholkapital.

Die Verwaltungen der Verkehrsanstalten (nicht nur der deutschen Eisenbahnen) werden nicht umhin können, die sich aus den Feststellungen des Freiburger Gerichts für sie ergebende Lehre in dem Maße zu verwerten, das ihrer Verantwortlichkeit für die Sicherheit des Verkehrs der Gesamtheit gegenüber entspricht. Klar und überzeugend hat das Müllheimer Unglück von neuem erwiesen, daß, wie in meiner Schrift „Alkohol und Verkehrswesen" (4. Aufl.) ausführlich dargelegt und begründet ist, die anläßlich früherer Unfälle alkoholischen Ursprungs (bei Spremberg, Tilsit usw.) erlassenen Verbote des Genusses alkoholischer Getränke im (Betriebs-)Dienst und in den kürzeren Ruhepausen unzureichend sind, daß sie vielmehr, wie ich (an angegebener Stelle) in Übereinstimmung mit dem auf diesem Gebiete hervorragend sachverständigen Verein abstinenter Ärzte längst empfohlen, unbedingt auch auf die Zeit von mindestens 8 Stunden vor Beginn des Dienstes — selbstverständlich also auch auf alle Ruhezeiten von geringerer Dauer als 8 Stunden — ausgedehnt werden müssen, wenn die von Kräpelin und andern Autoritäten einwandfrei festgestellten schädlichen Nachwirkungen mehr oder minder reichlichen Alkoholgenusses auf die Gehirntätigkeit vermieden werden sollen.

Als man sich unter dem frischen Eindruck der früheren Unfälle alkoholischen Ursprunges — nach dem Zugeständnis eines inzwischen ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

storbenen Eisenbahnministers schweren Herzens — zu den bekannten Alkoholverboten entschloß, konnte man Bedenken tragen, die persönliche (Trink-) Freiheit der Beamten in noch weitergehendem Maße zu beschränken. (In dem freien Amerika ist man bekanntlich längst anderer Meinung). Damals wurde der „mäßige" Genuß, dessen Grenzen anerkanntermaßen überaus schwankend und dehnbar sind, noch ziemlich allgemein als harmlos angesehen und der Alkohol in seinen verschiedenen Formen noch fast durchweg als ein unter Umständen geradezu unentbehrliches „Stärkungsmittel" betrachtet. Den neueren Forschungen der Wissenschaft hält diese Auffassung nicht mehr stand, und durch die rührige deutsche Nüchternheitsbewegung ist sie seither dermaßen erschüttert worden, daß auch in dem trinkfrohen Deutschland die durch das Müllheimer Unglück von neuem als unvermeidlich erwiesene Ausdehnung des Alkoholverbotes für Eisenbahnbeamte mindestens auf das von mir empfohlene Maß vollem Verständnis begegnen würde; auch unter dem mehr und mehr zu besserer Einsicht kommenden Personal.

Die unabläßigen Bemühungen der deutschen Nüchternheitsbewegung, insbesondere des Eisenbahn-Alkoholgegner-Verbandes, werden bei tatkräftiger Unterstützung durch die Behörden hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit dazu führen, daß, was die englischen Eisenbahner dank ihren mit allerlei Wohlfahrtseinrichtungen verbundenen gleichartigen Organisationen bereits erreicht haben, es im Lande heißt: nüchtern wie ein Eisenbahner. Dann werden Vorkommnisse wie das Spremberger und das Müllheimer Eisenbahnunglück so gut wie ausgeschlossen sein.

Otto de Terra.

Nachwort.

Wir möchten den Ausführungen des Herrn Eisenbahndirektor a. D. de Terra noch folgendes hinzufügen: Das Freiburger Urteil wird ein Hebel des Kulturfortschrittes werden, weil es — wie der Herr Verfasser mit Recht hervorhebt — den Verwaltungen der Verkehrsanstalten die Augen öffnen muß; auch wohl dadurch, daß es dem reisenden Publikum (und wer reist heute nicht?) einmal klar zeigt, wie sein Leben und seine heilen Knochen durch die einfache Tatsache gefährdet werden, daß deutsche Eisenbahnbeamte Alkohol genießen. Einfach durch diese Tatsache, nicht etwa erst durch einen sogenannten „Alkoholmißbrauch" unsrer Eisenbahnbeamten. Denn von einem „Mißbrauch" des Alkohols kann (wenn eben nicht der in Deutschland übliche und von den weitesten Kreisen gebilligte „Gebrauch" selbst ein „Mißbrauch" ist) bei dem Lokomotivführer Platten gar keine Rede sein: In 15 (fünfzehn) Stunden 3 Liter Bier (nach anderen Mitteilungen sogar nur 2 Liter Bier), 1 Liter Wein, 1 Schnaps und 1 Glas Apfelwein, das ist ein Quantum, das von Millionen Deutschen, die von jedermann für absolut „mäßig" gehalten werden, in weit kürzerer Zeit genossen wird. — Wir müssen sagen: Platten muß persönlich furchtbar hart dafür bezahlen, daß die Erkenntnis einer sehr einfachen Wahrheit sich erst jetzt durchzusetzen beginnt. Man bedenke, er hat

2 Jahre und 4 Monate Gefängnis zu verbüßen. Wofür? Dafür, daß er das getan hat, was ein großer Teil unsrer Alkoholkapitalisten durch den ihm ergebenen Teil der Presse täglich als erstes Menschenrecht des wahren deutschen Mannes ins Volk posaunen läßt: dafür nämlich, daß er „mäßig" Alkohol getrunken hat. Und zwar — das beachte man wohl — zu einer Zeit, wo ihm keine Dienstvorschrift diesen Alkoholgenuß verbot. Kurz: das Gericht hat eine Fahrlässigkeit darin erblickt, daß er so gehandelt hat, wie jemand, der die Alkoholfrage eben nicht genau kennt (und sie dank der systematischen Verdunkelungsarbeit, die große Verbände des Alkoholkapitals in der Presse ausüben*), wahrscheinlich gar nicht kennen kann), in tausend Fällen neunhundertundneunzig Mal handeln wird. **In der Verhandlung hat der Sachverständige, Irrenarzt Professor Marbe aus Würzburg, gesagt: „Es wird „Aufgabe der Bahnverwaltungen sein, von ihren Beamten absolute „Abstinenz zu verlangen."** Das ist so richtig, daß selbst Professor Hüppe aus Prag, (sonst Abstinentenhasser und Hauptredner einer Brauertagung) es ähnlich schon vor bald zehn Jahren ausgesprochen hat. Und angesichts der Toten und Verstümmelten von Müllheim wird der stumpfste Bierphilister eine Ahnung davon bekommen, daß er ein Lebensinteresse daran haben kann, daß — wenigstens andre Leute abstinent sind. Aber die deutschen Eisenbahnbehörden haben die Erkenntnis dieser Wahrheit vor dem Müllheimer Eisenbahnunglück leider eben noch nicht gehabt; **und der Lokomotivführer Platten bekommt 2 Jahre und 4 Monate Gefängnis, weil er — ja letzten Endes, weil er die Tatsachen über den Alkohol nicht besser gekannt hat, als seine vorgesetzte Behörde bisher auch.** (Mit anderen Worten: die Verurteilung Plattens beruht, unsrer Ansicht nach, auf einem Rechtsirrtum des erkennenden Gerichtes; das Urteil wird nützlich wirken, aber juristisch ist es ein Fehlspruch.) **Vortrupp.**

Reklamebombast.

Was man mit Bombast bezeichnet, brauche ich dem freundlichen Leser wohl nicht zu erklären. Wem aber das Wort doch nicht geläufig ist, dem sei mitgeteilt, daß Bombast eigentlich Baumwolle, Baumwollwatte ist und im übertragenen Sinne Aufgeblasenes (Wattiertes), volltönende Worte, Schwulst bedeutet. Reklamebombast wäre also Anpreisung in großartigem, pomphaftem Wortschwall.

Bombastische Worte bereiten mir bisweilen ein Vergnügen eigener Art. Zwar — „Vergnügen" ist hier auch ein wenig Bombast, oder wenigstens eine Übermalung mit Rosenfarbe, denn das Gefühl, das mich in jenen Fällen beschleicht, ist wohl dem Ärger ebenso nahe verwandt wie dem Behagen. Der Leser urteile selbst, wenn ich ihm

*) Vgl. Vortrupp Nr. 1, S. 31/32; Nr. 3, S. 91—94; Nr. 7, S. 222—224; Nr. 8, S. 251/52 u. 254/55; Nr. 9, S. 284; Nr. 13, S. 410—414; Nr. 15, S. 477—479.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im folgenden eine kleine Perlenschnur auserlesener Bombastworte vorgeführt haben werde.

Welch ein anderes Feld gäbe es wohl, das besser zum üppigen Gedeihen bombastischer Wortgewächse geeignet wäre, als das einer gewissen Reklame. Ich sage einer „gewissen". Reklame muß sein. Der Kaufmann kann sie gar nicht entbehren. Doch wie alle anderen Dinge und Hantierungen, die der Mensch schafft und treibt, vorzüglich, gut, mittelmäßig oder schlecht in allen Schattierungen ausfallen, so gibt es auch Reklame aller Art, auch solche, der man nur die auf den Ton „schlecht" gestimmten Eigenschaften zuerkennen kann. Und diese meine ich mit der „gewissen". In ihr gedeihen, wie gesagt, bombastische Anpreisungsworte ganz vorzüglich. Den Konkurrenten überschreit am besten die volltönende Macht eines großartigen Wortes, den wählenden Käufer überzeugt am schnellsten die gewaltige Wucht eines pomphaften Tonschwalles. Der Superlativ allein genügt schon lange nicht mehr. Die größten, schönsten, feinsten, vorzüglichsten, neuesten, modernsten, erstklassigsten (!), vorteilhaftesten, preiswertesten usw. Waren kann jeder anpreisen. Die „gerissene" Reklame braucht stärkere Worte. Der Marktschreier düngt die Treibbeete seiner Reklamesprache mit der Sucht, seine Konkurrenten auf alle Fälle zu übertrumpfen und aus dem Felde zu schlagen, und bewässert sie mit der Spekulation auf die Dummheit der Käufer. Auf solcher Weide wachsen prächtige Pflänzchen. Daß es meistens ausländische sind, — Fremdwörter —, das ist bezeichnend und interessant in vieler Hinsicht.

Eines dieser Pflänzchen heißt „Royal Perfekt-Präzisions- ..." Nehmen wir an, es handele sich um die Anpreisung einer Maschine, etwa einer Näh-, Strick- oder Schreibmaschine. Fabriken guter Maschinen haben eine langatmige lobende Bezeichnung dafür nicht nötig. Einem geringwertigen Erzeugnis aber werden unbedingt die hochtönenden Worte „Royal Perfekt-Präzisions- ... Maschine" mit auf den Weg gegeben. Nicht wahr, eine Maschine mit einem so prächtigen Namen muß doch notwendig etwas ganz vorzügliches sein? Wer einen Kauf beabsichtigt und die verschiedenen Anpreisungen mustert, muß sofort überzeugt werden: das ist die vollkommenste Maschine der Welt!

Der Welt. „Welt" hat sich zu einem deutschen Bombastwort entwickelt. Es steht aber selten allein, wie ja überhaupt ein einzelnes Lobwort von jenen Reklamepraktikern, die hier gemeint sind, nur in seltenen Fällen gebraucht wird. Sie werden meistens gleich viertel-dutzendweise dreingegeben. „Welt-Standard- ..." oder „Riesen-Welt- ..." oder „Imperial Welt- ..." oder noch anders, unter dem machts die Reklamedrommete nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Standard und Rekord sind ein paar feine Wörtchen. Der Marktschreier und der Angeschriene wissen wohl manchmal alle beide nicht, was sie eigentlich bedeuten. Sie wissen bloß, daß mit ihnen nur etwas Hochfeines, etwas unübertrefflich Gutes bezeichnet wird. Der Standard-Rekord-Hosenträger schlägt alle Hosenträger der Welt. „Erstklassigere" als ihn gibt es nicht. Kennen Sie, verehrte Leser, den Riesen-Paradies-Spargel, Marke „Standard"? Nicht? O, dann kennen Sie nur „minderwertige" Spargelsorten. Der Riesen-Paradies-Spargel, Marke „Standard" übertrifft die von der „Konkurrenz" angebotenen Arten um ein Bedeutendes. Er treibt die dicksten Stengel in märchenhafter Fülle vier Wochen früher als jene, ist der allerzarteste, besitzt herrlichsten Wohlgeschmack, ist kurz gesagt: der Spargel aller Spargel, der Spargel der Zukunft. Verlieren Sie keine Zeit, geehrte Hausfrau, sich sofort die Marke „Riesen-Paradies-Standard" zu besorgen. Sie werden entzückt sein und nebenbei viel Geld sparen, denn er ist bedeutend billiger usw. usw.

Und endlich — Hurrah! — ein herrlicher Damenpantoffel von entzückender Form, allerfeinstem Kunstleder und prima Absatzfleck, der Original Welt-Kaiserin-Pantoffel „Gloria". „Gloria" darf in keinem wirklich vornehmen Hause fehlen. Und Ihnen, hochverehrter Leser, kann nicht dringend genug die Welt-Elite-Marke „Superior-Brillant" empfohlen werden. Das ist allerdings kein Pantoffel, sondern eine „moderne" Rasierseife, die das „bekannte Spezialhaus für Kosmetik" als „Schlager" in den Handel bringt. — — —

Gewährt es dem — sagen wir: hartgesottenen Käufer, der diesen bombastischen Lob- und Lockssymphonien mit Kennerschaft gegenübersteht, nicht eine Art von Vergnügen, auf den Klang solcher großartigen Worte zu lauschen? Seinen Sinn betört die Musik ja nicht, seinen Geldbeutel bringt sie nicht zum Mitklingen, also macht ihm die Sache bis zu einer gewissen Grenze Spaß. Die Grenze liegt allerdings in nicht sehr weiter Ferne. Er wird des Tons doch bald überdrüssig, und nur e i n Gedanke vermag ihn zu trösten: es sind glücklicherweise nur wenige Musikanten, die solch bombastisches Geschmetter machen. Daß die wenigen zehnmal so viele feinere und reinere Stimmen überschallen, das ist zwar bedauerlich; aber für noch bedauerlicher muß man halten, daß auch bessere Musikanten bisweilen zu jener Marktposaune greifen und mit Royal-Welt-Rekord Radau machen. Mag der Kampf ums Dasein auch als Entschuldigung nicht gering gelten, die Ohren schmerzen dem feinhörigen Käufer aber doch, und er fragt bedauernd: Bricht sich das Gute wirklich nicht Bahn ohne bombastischen Drommetenschall, ohne Standard-Riesen-Kling-Klang-Gloria?

Paul Hundt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Volksgesundheit (Herausgeber: Dr. Victor Böhmert und Dr. Paul Scheven, Dresden). 29. Jg. Nr. 5.

Hygiene und Auto.

„... Viele schöne Straßen in Deutschland, die einst von Ausflüglern lebhaft benutzt wurden, sind jetzt entvölkert, weil das Auto mit seinem rücksichtslosen Fahren, seinem Staub, Schmutz und Benzindämpfen diese Straßen beherrscht. Die Wohnhäuser in solchen Gegenden haben an Wert verloren, Gastwirtschaften mit Gärten stehen leer, die einst das Ziel der nach langem Spaziergang Ruhebedürftigen waren. Man muß sehen, wie den lufthungrigen Stadtbewohnern bei dem Sonntagsspaziergange von den Autos mitgespielt wird. Da kommen Gruppen von Arbeitern oder kleinen Handwerkern im Sonntagsstaat mit Frauen, Kindern und Kinderwagen; harmlos fröhlich sich des schönen Sonntags und Sonnenscheins freuend. Plötzlich ein rasendes Auto! Es verschwindet im Augenblick hinter einer ungeheuren Wolke von Staub; nicht einmal die Nummer ist zu erkennen. Die Idylle der lustwandelnden Menschen ist gestört. Entrüstungsrufe, Verwünschungen ertönen, mancher Zornige hält unwillkürlich den Stock fester. ...

Und auch der Landwirt hat reichlich Ursache, den rücksichtslosen Autofahrern — und nur gegen solche, nicht gegen die rücksichtsvollen, richtet sich der Unwille — gram zu sein. Wie im sächsischen Landtage hervorgehoben wurde, frißt das Vieh das Heu von Wiesen nicht, die durch Autostaub dick verschmutzt wurden. Die Wiesen sind also entwertet. Die landwirtschaftlichen Zugtiere werden durch die ohne Rücksicht auf sie und wider die Vorschriften fahrenden Autos beunruhigt; Mensch und Vieh kommen oft zu Schaden. Natürlich ist es auch dem Landwirt ebensowenig angenehm, wie dem städtischen Ausflügler, Wolken von Autostaub schlucken zu müssen. Auch die Vegetation leidet; nicht nur auf Wiesen und Feldern, sondern auch in den Gärten, deren Obstbäume und Beerensträucher oft von einer grauen Staubschicht überzogen sind. Die Lößnitz bei Dresden ist eine der reizvollsten Gegenden Deutschlands. Wie der Abg. Schreiber im sächsischen Landtage mitteilte, ist dort an der Hauptverkehrsstraße jetzt ein Grundstück um das andere zu verkaufen, weil die Bewohner von dem Automobilstaub und durch die Benzindünste vertrieben werden. Vor einiger Zeit berichtete die „Kölnische Zeitung" von manchen schönen Rheingegenden das Gleiche.

Derartige Zustände fordern natürlich dringend eine Änderung. Das Recht des Autos auf die Landstraße kann nicht bestritten werden; aber dieses Recht findet seine Abgrenzung in den Rechten der Allgemeinheit, findet sie durch das öffentliche Wohl. . . . . Die Automobilvereine sollten gegen Mitglieder, die vom „Sausewahn" besessen sind, mit Nachdruck einschreiten . . . . . Gemeinden, deren Einwohner unter dem Autostaub leiden, haben die Verpflichtung, den Staub zu binden. Das nächste Mittel dazu ist die zweckentsprechende Besprengung der Straßen mit Wasser, die bisher fast immer nur in den Vororten oder in Villenorten eingeführt war. Am besten wäre es, man könnte den Staub dauernd binden. Die Versuche, die bisher nach dieser Richtung gemacht sind, haben den gewünschten Erfolg jedoch nicht gehabt. . . . . Als das beste Mittel gegen übermäßige Staubentwicklung gilt bei den meisten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sachverständigen die Pflasterung der Landstraßen. Damit wird man auch wohl schon in nächster Zukunft zu rechnen haben. Sachsen hat schon jetzt für die Pflasterung seiner Landstraßen erhebliche Mittel in den Etat eingestellt. Es sollen mit der Zeit sämtliche sächsische Staatsstraßen gepflastert werden, was einen Kostenaufwand von etwa 20 Millionen Mark verursachen würde. Die Rücksicht auf den Verkehr erfordert das. An eine Abnahme des Autofahrens ist nicht zu denken. . . . ."

Rund um uns

Sonntage — Sonnentage. Es gibt Menschen, die meinen, sie dürften sich nur des Sonntags freuen; und ich glaube sogar, sehr viele Menschen haben diese Meinung. Da laufen sie, wenn sie am Tage ihren Geschäften nachjagen und in ihrem Berufe tätig sind, mit mürrischer Miene umher, und wenn sie am Abend nach Hause kommen, fällt es ihnen schwer, ein freundliches Gesicht zu zeigen. Nur Sonntags sind sie lustig und guter Dinge; da braucht man ja keine Arbeit zu tun und kann sich in Behaglichkeit seines Lebens freuen.

Als ob es nicht noch eine andere Lebensfreude als behagliche Arbeitslosigkeit gäbe! Als ob nur der Sonntag voll von Sonne und der Alltag immer mit Wolken bedeckt wäre! Ach, reibt Euch doch einmal den Sand mürrischer Verdrießlichkeit aus den Augen, Ihr griesgrämigen Menschenkinder, und lernt die Kunst, auch den Alltag zu einem Sonnentag zu gestalten. Freilich, eine Kunst ist es und nicht einmal eine sehr leichte, weil kein Lehrer Euch darin unterrichten kann. Aber Ihr werdet's schon ohne Lehrer schaffen, wenn Ihr nur die eine Regel befolgt:

„Hab' Sonne im Herzen, und Alles wird gut!"

Oder ist es etwa eine Notwendigkeit, daß man bei seiner Arbeit mürrisch aussieht? Das glauben allerdings alle diejenigen, die die Arbeit als eine unumgängliche Unannehmlichkeit zum Erwerb des täglichen Brotes auffassen. Aber die Arbeit bietet dem Menschen denn doch mehr als eine bloße Einnahmequelle, sie kann ihm, wenn er will, eine Freude sein und aus dem Alltag einen Sonnentag machen. Habt Ihr es nie erlebt, wenn Ihr eine Zeitlang freiwillig in den Ferien oder gezwungen arbeitslos waret, daß Ihr es dann am Ende nicht mehr in Eurer Untätigkeit aushalten konntet? Was war's denn, das Euch zurückzog zur Arbeit? Etwa nur die Furcht, es könnte ohne Eure Hilfe in Geschäft oder Beruf etwas versehen werden? Oder nicht auch die Freude an der Arbeit? Mag sein, daß Ihr Euch dieses Gefühls nicht bewußt werdet. Aber da liegt's: Ihr müßt es Euch einmal und immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß dieses Gefühl der Arbeitsfreudigkeit in Euch schlummert. Rüttelt es nur einmal auf aus seinem Schlaf und haltet es wach!

Und es gibt noch so viele andere Dinge zwischen Himmel und Erde, an denen Ihr auch am Alltag Eure Freude haben könnt. Macht nur die Augen auf, wenn Ihr durch die Straßen geht, und lernt sehen! Oder glaubt Ihr, daß nur schön geputzte Sonntagsmenschen Euer Herz erfreuen könnten? Dann gebt nur einmal recht auf Euch acht, und Ihr werdet finden, daß unendlich Vieles in Euch einen freudigen Eindruck hervorzu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rufen vermag, vieles an dem Ihr bisher mit verschlossenen Augen vorbeigelaufen seid. Es gibt Menschen, die behaupten, eine Reihe gewaltiger moderner Geschäftshäuser, die mächtigen Eisenbauten einer Hochbahn, das lärmende Getöse eines Hafens, ein schlichter Mann im Arbeitskittel und viele andere Alltäglichkeiten seien mehr imstande, sie in erhabene Sonntagsstimmung zu versetzen als der sonnigste Sonntag mit seinen Sonntags-Kleider-Menschen oder etwa ein auserlesenes Sonntagsmahl!

Freilich, Ruhetage müssen sein; denn es ist notwendig, daß dem Menschen wirklich die Möglichkeit gegeben wird, nach sechs Arbeitstagen einmal auszuruhen. Es liegt ein tiefer Sinn in der alten Schöpfungsgeschichte, nach der selbst der Weltenschöpfer eines Ruhetages bedarf. Aber man sollte sich klar darüber sein, daß dieser Ruhe-Sonntag nicht allein der Bringer unserer Lebensfreude zu sein braucht, sondern daß jeder Alltag das Gleiche vermag: den Menschen ein Sonnentag zu sein.

Dr. H. G. Schmaltz.

Die Frauen in der Düsseldorfer Städtebau-Ausstellung. Am 24. und 25. Juli wurden die Mitglieder des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes und der von ihnen geladenen Vereine durch die Düsseldorfer Städtebauausstellung geführt, nachdem am Abend vorher im Rathaus Vorträge über den Beruf der Frauen in kommunalen Ämtern und über ihre Arbeit in solchen Ämtern vorausgegangen waren. Die Einrichtungen auf dem Gebiete kommunaler Wohnungsfürsorge, Gesundheits- und Krankenpflege interessierte die Frauen neben den Schulen und anderen Einrichtungen der Jugendfürsorge der Städte am meisten. Handelte es sich dabei doch um Arbeits- und Fürsorgegebiete, die die in kommunaler oder sozialer Arbeit stehende Frau in gleicher Weise wie die Hausfrau und Mutter betreffen. — Die Sorge für bodenreformerische Maßnahmen und Beschaffung von Kleinwohnungen steht z. Z. im Mittelpunkt kommunalen Interesses. Mit den Städten wetteifern die großen Industriellen, Arbeiterkolonien, Gartenanlagen, Beamtenwohnungen u. dgl. zu schaffen, unter ihnen Frauen als Inhaber großer Werke ebenso wie Männer. Pläne und Modelle der Kolonie „an der Jüch" in Bergisch-Gladbach (Erbauerin Frau Anna Zanders geb. Siemens) waren in dieser Hinsicht von besonderem Wert. — In Düsseldorf selbst steht bekanntlich die Säuglingspflege auf besonderer Höhe, sie ist vorbildlich durch den ganzen Regierungsbezirk organisiert. Pflegeschwestern der Fürsorgestelle und eine junge Ärztin hatten die Führung übernommen. In wirksamer Kinodarstellung ergänzte eine Reihe von Lichtbildern das in der Ausstellung Gebotene. Als Beispiel und Gegenbeispiel sah man in der Abteilung „Mutter und Kind" das richtig und falsch gekleidete, das künstlich und natürlich genährte Kind nebeneinander dargestellt. Frankreichs Wachstum an Menschen war in Gestalt eines Knäbleins gezeigt, daneben — erheblich größer und gesundheitsstrotzender — ein Knabe, der Deutschlands Jahreszuwachs darstellte. Aber traurig wirkte daneben, ebenfalls im Vergleich mit Frankreich dargestellt, der so viel größere Sarg, der die deutsche Kindersterblichkeit zeigte. Ein Sporn und ein Weckruf an die Gewissen aller Mütter und sozialen Arbeiterinnen war diese Darstellung, wie es auch die Wiedergabe der fehlerhaft ernährten oder, noch trauriger, erblich belasteten kranken Kinder waren. Tuberkulose-Verbreitung, Alkoholdegeneration, Einwirkung der Syphilis fand man in besonderen Abteilungen dargestellt, und die Frauen nahmen mit Ernst und Ergriffenheit die Erläuterungen der Führer entgegen. Sind doch unter den Mitgliedern des Frauenverbandes viele Frauen und Mütter, zudem sind in 22 zu neuer Statistik aufgeforderten westdeutschen Groß- und Kleinstädten über 1500 Mitglieder des Verbandes als städtische Waisenpflegerinnen, über 600 als meist vollberechtigte Armen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflegerinnen tätig. Im Armen- und Waisenrat (der leitenden Behörde) begegnen wir im Verbandsgebiet von Jahr zu Jahr immer mehr Frauen, in der Schulverwaltung, Prüfungskommission (für Hauswirtschaftslehrerinnen), in der Wohnungspflege und Trinkerfürsorge, den Jugendausschüssen, der Ziehkinderpflege, dem Säuglingsschutz, im Kuratorium von Waisenhäusern u. a. wächst die Zahl der ehrenamtlich tätigen Frauen aus den Reihen der Verbandsmitglieder. Sehr warm befürwortete die Referentin des Vorabends Hinzuziehung von Frauen auch in den Kommissionen zur Erteilung von Schankkonzessionen, da strengere Handhabung der Konzessionserteilung vorbeugende Wohlfahrtspflege bedeute, und von Frauen besonders befürwortet werden würde. Auch für das Gemeindewahlrecht der Frau trat sie — an das behandelte Thema anknüpfend — aus dem Grunde ein, weil die Wahl des Dezernenten für Armenwesen und der Einfluß auf die mehr oder weniger human gestalteten Methoden der Wohlfahrtspflege von sehr wesentlichem Interesse sowohl für alle kommunal arbeitenden als auch für die der Armenpflege anheimfallenden Frauen sei. K.-C.

Gute Wirkung. In Nr. 14 der „Vereins-Nachrichten des Vereins Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverleger" findet sich die folgende Mitteilung:

„Der Deutsche Brauerbund in Charlottenburg unterhält ein Preßbureau, das durch Vermittlung der Bierbrauer, Weinhändler usw. die Zeitungen mit Waschzetteln versorgt, deren Inhalt den Abstinenten den Garaus machen soll. So hatte das obengenannte Preßbureau auch Mitteilungen über den internationalen Armee-Gepäckmarsch in Dresden gemacht, wonach die Abstinenten eine große Niederlage erlitten haben sollen. Die Behauptungen haben sich als unwahr herausgestellt, und die Zeitungen kamen in die üble Lage, Berichtigungen aufnehmen zu müssen. Wir haben schon früher vor dieser zweifelhaften Hülfe gewarnt, die den Zeitungen durch Interessenkorrespondenzen zuteil wird. Dieser neueste Fall sollte zu ganz besonderer Vorsicht mahnen. Wir können die Abstinenzbewegung so viel oder so wenig fördern wie wir wollen, aber wir haben ganz bestimmt keinen Anlaß, dem Alkoholgenuß das Wort zu reden."

Wir begrüßen diese Mitteilung mit besonderer Genugtuung. Zeigt sie uns doch, daß die wiederholten Warnungen des „Vortrupp" vor der Zeitungskorrespondenz des Brauerbundes nicht ungehört verhallt sind und daß — in Schleswig-Holstein wenigstens — die Werbearbeit der Brauer für die Beibehaltung oder gar Steigerung des bisherigen Alkoholverbrauches nicht auf nennenswerten Erfolg rechnen darf. Hoffentlich gelangt auch die übrige deutsche Presse recht bald zu der Überzeugung, daß sie keine Veranlassung hat, den Alkoholinteressenten Vorspanndienste zu leisten. Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Breuer, Hans: Der Zupfgeigenhansl. Neunte Auflage. Friedrich Hofmeister, Leipzig 1912.

Fischer, Frank: Wandervogel-Liederbuch. 11.—20. Tausend. Friedrich Hofmeister, Leipzig 1912.

Scherrer, Heinrich: Deutsche Volkslieder zur Gitarre (Robert Rothe. 1. und 2. Folge). 2 Bände à M. 2.—. Friedrich Hofmeister, Leipzig.

Petersen, J.: Mehr Milch. M. 0,10. Mimirverlag Reutlingen.

Leuthold, Rud.: Selbstherstellung alkoholfreier Obst-, Trauben- und Beerensäfte sowie Kleinfrüchte-Konserven. M. 0,40. Mimirverlag Reutlingen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 17 1. September 1912

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland.

Dritter Brief.*)

Berlin, am 16. August 1912.

Kamerere Rugawa, Vater der Rinder!

Dies ist das dritte Mal, daß ich Dir schreibe, und Du wirst schon sagen: Lukanga soll doch heimkommen und soll uns erzählen, anstatt Boten zu senden mit dem beschriebenen Papier. Werde nicht ungeduldig! Komme ich bald, dann sah ich nicht viel, bleibe ich aber lange, dann kannst Du von mir erwarten, daß ich das Land der Wasungu genau kenne und so vieles in mich aufgenommen habe, daß ich jahrelang erzählen und du jahrelang zuhören kannst.

Was nun gerade das Handwerk des Schreibens angeht, so ist es rein unbegreiflich, daß mir in diesem Lande hier kein Sungu begegnet, der nicht schreiben gelernt hätte. Auch die Kinder der Bauern wissen mit Farbsaft und Federspalt umzugehen und können die Zeichen anderer lesen. Und die, welche sie das Handwerk des Schreibens lehren, glauben, daß die Bauern dadurch längere Ähren ernten und mehr Vieh besitzen.

Es ist gewiß, daß einige Wasungu vom Schreiben und Lesen Nutzen haben und sehr weise werden; manche im Volk aber verlieren auch durch dies Können, und sehr viele Zeichenkundige werden um nichts besser, denn sieh, es gibt in diesem Lande zwar Gesetze, die jedem gebieten, Schreiben und Lesen zu lernen, es gibt aber kein Gesetz, das verbietet, Schlechtes zu schreiben, Schlechtes zu lesen. Und so wird viel Schlechtes über ein Volk, das schreiben kann, hingeschrieben. Es kann kein Gesetz geben, das verbiete, Schlechtes zu schreiben. Denn wer will abmessen, wo die Grenze des Guten liege? Und gerade das Schlechte, das sich unter dem Schein des Guten

*) Vgl. die beiden ersten Briefe, „Vortrupp" Nr. 9 u. 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verbirgt, ist den Menschen am gefährlichsten. Die Wasungu haben Geschriebenes, das so gut ist und so rein wie die Luft in den Bergen von Bugoie in der Regenzeit. Aber wenige nur atmen diese reine Luft. Die meisten werden festgehalten im dumpfen Dunst der Sümpfe. Unter denen, die schreiben und Geschriebenes verkaufen, gibt es allzuviele, die nicht schreiben um den Lesern Notwendiges zu sagen, sondern nur um recht viel Geld zu bekommen. Deshalb schmeicheln und reizen sie die Leser und erzählen ihnen von einer Welt, in der auch der dümmste und faulste mit sich zufrieden sein muß, ohne daß ihm der Wille geweckt werde, zu Besserem hinaufzusteigen. Wie soll denn jemand Besseres wollen, wenn ihm Schlechtes als das Beste geschildert wird! So ist es mit dem, was geschrieben erzählt und weiter verbreitet wird unter Zeichenkundigen. Aber auch im täglichen Leben bringt das Geschriebene Gefahr.

Der Hutu in Kitara kann nicht schreiben und darf es nicht lernen. Er sieht sich den Mann an, der spricht, fragt nach seiner Herkunft und Vergangenheit und beurteilt danach den Wert seines Wortes. Mißfällt ihm der Sprechende, dann beachtet er ihn nicht. Der Bauer in Deutschland hat es schwer, hinter dem Geschriebenen den Mann zu erkennen, dem er vertrauen soll.

Du fragst gewiß, wie denn der deutsche Bauer Früchte ernte, obwohl er schreiben und lesen kann? Mukama, wie er das kann, ist mir auf meiner Reise im Lande klar geworden. Der deutsche Bauer weiß sich einzurichten: er macht vom Schreiben und Lesen wenig Gebrauch, und oft vergißt er es recht bald. Wenn er dann jemandem etwas mitzuteilen hat, dann schreibt er nicht, sondern geht, gerade so wie der Hutu, fünf Stunden über Land. Er bringt dann die Antwort, die besser ist als eine geschriebene, gleich mit nach Hause. So kommt es, daß trotz den Gesetzen, welche das Schreiben gebieten, das deutsche Land vor jeder Ernte von hohem Getreide wogt und das Wiesengras über den Rücken der Riedböcke zusammenschlägt.

Ich erzählte Dir schon, daß die Wasungu sich Menschen nennen, und ich weiß, weshalb sie es tun. Es ist ihnen von Riangombe, dem immer Wachen, eingegeben worden, sich als Menschen zu fühlen. Willst auch Du es begreifen, dann breite Du, Leuchtender, das Fell eines Otters am Hain Deiner göttlichen Ahnen aus, setze Dich dort ruhig hin und sieh den Termiten zu, die in ihrem Erdhause leben. Was bist Du diesen kleinen Geschöpfen? Dein Schatten streift sie,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie uns der Schatten einer geballten Wolke. Sie kümmern sich nicht um Dich. Nichts Größeres kennen sie unter der Sonne als sich. „Wir sind die Menschen", sagen sie, „sind die denkenden Geschöpfe, für deren Empfindung allein die Welt gemacht ist. Um uns dreht sich die ganze Welt". Die Wanderameisen und alle anderen Ameisen sind nach ihrem Begriff „Wilde" und von den Raupen und Käfern, die sie in ihre Baue schleppen, sagen sie, es seien Geschöpfe niederer Art, ohne Gefühl, ohne Verstand, nur mit „Instinkten" begabt. Sie sagen auch von sich, sie allein hätten die richtige Weltanschauung. So gab Riangombe jedem Geschöpf ein, sich für den Mittelpunkt der Welt zu halten und die Erde zu seinen Füßen zu sehen.

Es ist mit den Wasungu nicht anders. Auch sie glauben, die Erde sei um ihretwillen gemacht und halten sich für das beste, was auf dieser Erde hervorgebracht worden ist.

Schimmerndes Haupt, hat es der Schöpfer nicht weise eingerichtet, daß jeder mit seinem Lose zufrieden sein kann? Zufrieden ist, wenn er das eine tut: wenn er sich selbst erfüllt. Sieh, auch der Arme kann zufrieden sein, und nur der Hunger verbittert die, welche zusehen müssen, wie andere Nahrung vergeuden. Wenn aber jemand allein ist, kann er sogar Hunger ertragen: wo nicht gerade der unerträglichste Hunger ist, da kann selbst der Bedrückte, kann sogar der Arme zufrieden sein. Denn wenn einer reicher ist und sich mit mehr Schauspiel umgibt als der Arme, dann denkt doch der Arme, der Reiche sei nur für ihn da, daß er ihn mit seinem Glanz und mit den vielen bunten Sachen, die er der Reihe nach anziehen muß, erfreue, und er bedauert den Reichen noch, daß der nicht den Genuß des Zuschauens haben kann, weil niemand reicher ist als er. Und der Reiche und Mächtige vergißt, daß er eigentlich nur ein Schauspieler ist, der sich pünktlich bekleiden und bemalen lassen muß und pünktlich, von rechts oder links, auftreten, damit die Armen etwas sehen. Er vergißt das, glaubt sogar, der Arme sei nur um seinetwillen da, den Zuschauer zu bilden, und bedauert den Armen.

Hier will ich Dir als Beispiel ein Erlebnis mitteilen, das ich hatte. Ein großer Feldherr des Landes wollte sich den versammelten Kriegern zeigen, um ihre Waffenlust in Friedenszeit anzuspornen. Er wollte sich auch dem gemeinen Volke zeigen, und das stand dichtgedrängt auf dem Platze und sah zu. Auch ich war unter dem niederen Volke als Zuschauer. Es war ein heißer Tag. Der Feldherr kam. Er saß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf einem schönen Pferde, hatte dichte und schwere Stoffe um den Leib geschnürt und war auf dem ganzen Körper mit bunten Metallplättchen und Ketten behangen. Auf dem Kopfe hatte er, wie alle seine Krieger, ein umgekehrtes Gefäß, daran waren die Schwänze von weißen Hühnern befestigt. Wo er vorbeikam, schrie das Volk, und der Feldherr mußte dann mit dem rechten Arm seinen Kopf anfassen, wobei ihm sehr warm wurde. Viele buntbehangene Adlige folgten dem Feldherrn zu Pferde, und allen war sehr warm.

Da erkannte ich, daß der einfachste unter den Zuschauern auch diesen mühevollen Aufwand nur auf sich bezog und sich freier fühlen kann als selbst der bewunderte Feldherr und sein Gefolge. Neben mir sagte ein Mann zu einem anderen: „Du, Emel, komm, laß die man alleene schwitzen, mir jehn pennen." Aus diesen Worten, die zugleich die Sprechweise einer bestimmten Gegend wiedergeben, wurde mir das bestätigt, was ich dir heute schrieb: ein jeder sieht die Welt und seine eigne Stellung von der Mitte seines Kreises aus.

Und das ist auch der Grund, weshalb die Wasungu dazu kommen, sich Menschen zu nennen. Sie tun es ganz selbstbewußt, sie glauben wirklich, Menschen zu sein. Riangombe gab ihnen ein, sich als Menschen zu fühlen.

Gewiß, Mukama, sind die Wasungu keine Menschen; denn sie sind Heiden und wissen nichts von Riangombe und den Blumenopfern. Und dennoch sollten wir sie zu verstehen suchen und nicht glauben, allein erleuchtet zu sein. Riangombe schuf in jedem Geschöpf von sich ein anderes Bild und wollte auch, daß jedes seiner Geschöpfe auf seine eigene Weise groß sei. Gerade darin erkenne ich seine Größe und Erhabenheit. Und wenn ich dir auch manches schildere, was mir an den Sitten und an dem Denken der Wasungu allzu unsinnig erscheint, so sehe ich doch schon jetzt, daß wir die Wasungu nicht bessern und nicht ändern könnten, selbst wenn wir es versuchten. Denn wenn wir ihnen irgend etwas bringen wollten, unsere Sprache, unsere Tänze oder gar unsere Sitten und unser Denken, so würden wir ihnen etwas Fremdes bringen, was nicht in ihnen entstand. Sie würden es annehmen, aber wenn sie dann auch etwas hätten, was bei uns gut ist, so wäre es doch bei ihnen nicht gut. Ich spotte über sie; wenn aber gar nichts Gutes an ihnen wäre, dann würde es mich doch nicht locken, sie lange und gründlich zu betrachten. Mir fallen da die Worte ein, die Rugaba, der Weise vom Sabinjo, oft sagte: „In allem Seienden ist Gott und

Alles, was ist, ist groß. Nur was Gott dir nicht gab zu begreifen, das siehst du als klein an in der Natur. Er will, daß du es klein siehst; du darfst es aber nicht ändern wollen: denn es ist ebensogroß wie du."

Dem Stamme der Wakintu gab Riangombe die Fähigkeit, in anderen Geschöpfen Vollkommenes zu sehen. Deshalb sind die Wakintu die Menschen; jener Weise vom Sabinjo hat aber an deinem Hofe oft die Geschichte von dem Hunde erzählt, der einen Sinn mehr hat als der Mensch:

Du gehst mit dem Hunde und führst ihn an der Leine. Da drängt er vorwärts und schiebt sich mit Gewalt über eine Spur, die Dein Auge jetzt erst erkennt. Wie Du ein weißes Rind aus einer Herde herausfindest, so riecht der Hund die Fährte des einen Steppenbocks heraus, den er verfolgt. Und während Du im Bambusgehölz nicht drei Schritt weit siehst, sagt es dem Hunde der Wind, wo das Wild in der Nähe steht. Wie der Hund die Gabe hat, wahrzunehmen, was Du nicht erkennen kannst, so gibt es Geschöpfe, die andere Dinge mit Verstandeskräften ansehen und erfassen, als wir, und leichter ist es, zu sagen: „ich rieche nichts, also ist nichts da", als einzugestehen, daß unsere Gaben nur uns verbieten, Alles zu erkennen.

Ich erzählte Dir schon, Mukama, von der Kleidung der Wasungu und will Dir nun auch von den Frauen erzählen. Schwer ist es da für mich, den Dingen auf den Grund zu gehen. Nur das eine weiß ich schon gewiß: die Frauen der Wasungu werden künstlich mißgestaltet, und die entstandene Mißgestalt wird durch Felle, Stoffe, Geflecht, Leder und Federn wilder Tiere so umkleidet, daß eine neue Gestalt entsteht, die mit der natürlichen, schönen Frauengestalt, wie wir sie bei den Wakintu kennen, nichts mehr gemein hat. Nackte Frauen und Mädchen sieht man nirgends, weder auf den Straßen noch bei der Feldarbeit. Auch baden sie nicht alle, und die, welche baden, sind mit Anzügen bekleidet, und es ist nicht erlaubt, sie aus der Nähe anzusehen. Nur abends, wenn die Wasungu gemeinsam essen und tanzen, sind die Mädchen so gut wie nackt, und nur ein Teil des Körpers ist von Kleidung bedeckt. Sie dürfen es nicht wagen, ganz ohne Kleider zu kommen, weil ihr Leib aus zwei Teilen bestehet, die nur lose miteinander verbunden sind und durch ein äußeres, starres Gerüst zusammengehalten werden. Dies Gerüst nun verdecken sie auch abends durch ein wenig Kleidung. Aber natürlich nicht mehr als unbedingt notwendig ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hätten die Frauen das Gerüst nicht, so würden sie zusammenklappen und könnten nicht aufrecht gehen. Das Gerüst ist wahrscheinlich eine uralte Erfindung der Männer. Sie haben es, um trotz Trägheit und schlechten Lebensgewohnheiten an Ausdauer und Gesundheit überlegen sein zu können, den Frauen aufgezwungen. Das Leibgerüst ist so eingerichtet, daß die Frau nicht vollständig atmen kann. Der Leib wird an der Stelle, wo er sich ausdehnen soll, fest zusammengehalten, und ein Teil der Lunge fault innen und stirbt, weil er gehindert wird, zu leben. Es fehlt ihr nämlich der tiefe Atem. Infolgedessen kann die Frau nicht laufen und keine Bewegung ausführen. Deshalb verkümmert das Fleisch unter dem Gerüst, und der Körper wird oben und unten furchtbar dick, was die Wasungu schön finden. Schon im jungfräulichen Alter wird der Leib der Mädchen eingeschnürt, weil man fürchtet, sie könnten zu lange gesund bleiben. Der beabsichtigte Erfolg tritt auch ein: die meisten Frauen sind frühzeitig krank und hinfällig, und mit einer gewissen Schadenfreude sprechen die Männer dann von dem „schwachen Geschlecht".

Die Frauen bewegen sich in ihren Leibgerüsten wie aufrecht gehende Schildkröten. Du kannst es Dir gar nicht vorstellen, wie es aussieht, wenn eine Frau auf der Straße geht und die Beine unter dem steifen Gerüst bewegt. Und wenn sie erst die bewegungslose Masse ihres Leibes auf einen Sitz schiebt, wenn die Glieder hinunterhängen und der Kopf hilflos hin und her bewegt wird, dann empfindet ein gebildeter Neger etwas wie Mitleid mit solch mißhandeltem Geschöpf.

Ich denke oft an die biegsamen Gestalten der Mädchen von Kitara, wie sie sich über die Feldfrüchte neigen, wie sie mit bauchigen Tonkrügen auf dem Kopf einhergehen, und wie ihr Leib die unruhige Last des wogenden Wassers im Gehen zur Ruhe bringt. Und auch an den Tanz am letzten Fest der Königslanze muß ich denken. Die Mädchen schritten im Kreise um die Wand der Speere und hielten weiße Blütenzweige hoch zwischen den erhobenen Armen. Der volle Mond färbte sie zu Gestalten aus Silber und Ebenholz. Die Gestalten aber lebten. Wie die saftigen Stengel der Maisstauden im Winde, neigten sie sich im Takte, bei Trommelschlag und Flötenton.

Das steht mir vor meiner Seele, wenn ich hier in diesem Lande den freundlichen Ton der Flöte höre. Gar oft ist es, denn, wenn die Wasungu auch als Geschöpfe tief unter den Wakintu stehen, so

sind sie doch in Einem über alle Begriffe groß: in ihrer Kunst, mit Klängen und Tönen die Welt zu schildern. Sie reiben mit Pferdehaar auf gedrehten Schafdärmen, die über hohles Holz gespannt sind; sie blasen auf Hohlflöten, die viel schöner sind als unsere Bambusrohre und in Kuduhörner und Muscheln, die aus Metall nachgemacht sind und viele verschiedene Töne geben; sie schlagen auf Eisen, Holz und gestraffte Felle und bringen einen Strom von Tönen hervor, der oft mein Herz erregt, vor Freude und Schmerz. Ich glaube dann am Strande von Ukerewe zu sitzen und sehe die Sonne hinter den Kurwibergen untergehen. Von Ukara her weht der Wind, die Welle brandet, und Ibisse ziehen schreiend vorüber.

Ja, denke nur, Mukama, die Klänge der Wasungu sind aus meiner Jugend genommen! Wer brachte sie nur den Wasungu? Wer gab ihnen ein, in Tönen das Land zu schildern, in dem Lukanga zuerst geliebt und gelitten hat? Lukanga spricht die Sprache der Wasungu und bleibt ihrem Denken fremd; aber mit ihren Tönen sprechen die Wasungu eine Sprache, in der er sie tief versteht.

Diesen dritten Brief sende ich Dir, großer Mukama aus Deutschlands großer Stadt, geschrieben mit meiner Hand.

Dein niedriger

Lukanga Mukara.

Etwas vom Wohnwesen.

Jahrzehntelang ließ sich das deutsche Volk der Großstädte und der Industriegegenden blindlings und widerstandslos in die Ameisenhaufen der Massenmietshäuser treiben, und viele rühmten, wie bequem solches Wohnen sei, wie umständlich aber, ein kleines Haus mit Garten zu haben. Bis in stille Städtchen hinein, ja bis aufs Land wirkte diese Auffassung: die Großstadt war ja das Vorbild, nach dem in allen Dingen zu handeln jeder erleuchtete Zeitgenosse sich bemühte. Jahrzehntelang sah das deutsche Volk zu, wie einige besonders gescheite Leute sich des Bodens um die wachsenden Orte herum bemächtigten und ihn, so teuer sie nur konnten, verkauften. Und bald lernten auch die Bauern, daß der Boden noch mehr trug als Korn oder Gemüse. Die Gemeinden hüteten sich, ihrerseits Land zu kaufen und dadurch „das Geschäft" zu stören, veräußerten vielmehr oft das Land, das noch im Gemeinbesitz war. Mußte nicht das freie Spiel der Kräfte alles zum Besten kehren, mußte nicht das geheiligte Privateigentum ganz ungehemmt seinen Beruf erfüllen können, der ihm als Säule unserer Ordnung und Kultur zukam!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Zahl und die Ausdehnung der Großstädte, der Industriebezirke wuchsen und wuchsen, auf Wald, Acker und Wiesen ringsum legten sich gepflasterte Straßen, stellten sich vielstöckige Steinklötze, im alten Bereich der Ortschaften verschwanden die Gärten, der Bevölkerung dienten alle Errungenschaften moderner Technik und öffentlicher Gesundheitspflege, immer dichter schob sich die Einwohnerschaft zusammen. Der Preis des Bodens in den blühenden Siedelungen und um sie stieg trotz wiederholter Rückschläge von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Wer konnte, suchte für sich ein Rinnsal von dieser Goldquelle abzuleiten. Geschäft, Geschäft! Was dem Kaffee recht war, war dem Boden billig.

Und zugleich stiegen Deutschlands Gütererzeugung, seine Einfuhr und seine Ausfuhr, die gewinnbringenden Unternehmungen in fremden Ländern. Es begann ein reiches Land zu werden, das Einkommen des Bürgertums hob sich, die Arbeiter errangen höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit.

Aber merkwürdig, es schien nicht alles in Ordnung zu sein.

Es war doch nicht das Richtige, daß die Wohnungsmieten mit den steigenden Löhnen der Arbeiter, dem wachsenden Einkommen des Mittelstandes Schritt hielten, ja, rascher voranschritten. Dafür arbeitete man nicht! Der Boden trug dem Besitzer oder seinen Geldgebern Früchte, ohne daß Mühe und Aufwendungen hineingesteckt waren. Es war doch früher nicht so gewesen, daß $^1/_5$ bis $^1/_3$ der Miete lediglich zur Verzinsung des reinen Bodenwertes (ohne Straßen- und Sielkosten u. dgl.) verbraucht wurde, daß $^1/_4$ des Einkommens und mehr für Miete draufging.

Wer war sicher, ungeschoren wohnen bleiben zu können, so lange ihm die Wohnung behagte? Steigerung, Umzug waren böse und häufige Erscheinungen. Und mit wievielen mußte man in demselben Hause wohnen! Auf die Dauer war es auch kein Vergnügen, nur Häuserreihen und Straßen und da und dort etwas „sanitäres Grün" zu sehen. Wer niedrig wohnt, bekam wenig Sonnenlicht; wer hoch wohnte, war in Zeiten der Kränklichkeit, im Alter oben festgebannt. Und die Kinder! Der Hauswirt wollte sie nicht, die Straße war ein schlechter Aufenthalt, und die öffentlichen Spielplätze? — Es wäre doch gut, ein festes Heim, unkündbar, unsteigerbar, zu haben und etwas Garten dabei! Das gäbe mehr Ellbogenraum, die Kinder wären im Freien und doch unter den Augen der Eltern, und ein bißchen Gemüsebau oder Blumenzucht ließe sich auch treiben. Mußte es so sein, daß Blumen nur in Gärtnereien, im Garten der Reichen, in den öffentlichen „Anlagen" (dem Schutze des Publikums empfohlen) oder weit draußen wuchsen? Der Großvater hatte nur eine Kathe bewohnt, aber Stockrosen, Sonnenblumen und was sonst alles gezogen.

Und schließlich: Schwindsucht und Kindersterblichkeit rafften viele hinweg trotz Wasserleitung und Vorschriften über gesundes Bauen. Wohnungskrankheit nannten die Ärzte die Schwindsucht, Großstadtkrankheit den Brechdurchfall der Kinder. Die Geburtenhäufigkeit nahm stark ab; wer konnte mit vielen Kindern eine Wohnung bekommen! Und wie sah es mit den Männern aus: während z. B. die Landschaften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hannover, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Mecklenburg 100 militärtüchtige Männer hergaben, brachte die Stadt Hamburg im Verhältnis darauf keine 50. Und Hamburg bekam den stärksten Zuzug eben aus jenen Landschaften. Dergleichen konnte sogar Sozialdemokraten stutzen machen. Sie hatten bisher der Entwickelung dieser Dinge höhnisch zugesehen: da habt Ihr Eure kapitalistische „Ordnung"! Aber war es nicht doch richtiger, hier schon jetzt zu bessern? Sonst fand die neue Gesellschaftsordnung vielleicht ein lebensunfähiges Geschlecht? —

So erwachte langsam die Sehnsucht und der Wille nach besseren Zuständen, wie ein Feuer unter der Asche glimmt. Dann brach es durch und schlug rasch zu einer starken, wärmenden und leuchtenden Flamme auf. Ich rede von der Gartenstadtbewegung.

Ihre Forderungen wachsen aus dem, was anders werden muß in unserem Wohnwesen: keine Häuser mit vielen Wohnungen, sondern in jedem Haus möglichst nur eine Wohnung. Zu jeder Wohnung ein Garten, sei er auch nur 200 qm groß. Und das alles für die Teile des Volkes, die nicht über großes Vermögen oder bedeutendes Einkommen verfügen, d. h. für mehr als $^9/_{10}$ aller Deutschen. Die wirtschaftliche Grundlage aber ist: gemeinnützige Bodenhaltung! Das Hausgrundstück gehört nicht dem Einzelnen zu freier Verfügung. Sonst wird er es, wie sich immer wieder gezeigt hat, bei der nächsten Gelegenheit mit Gewinn verkaufen, und der alte Jammer beginnt neu. Eigentümer des Bodens sei der Staat, die Gemeinde, eine gemeinnützige Vereinigung der Bewohner, besonders eine Genossenschaft. Der Inhaber der einzelnen Wohnung hat ein unentziehbares Recht auf sie, solange er seine Pflichten erfüllt, und sie geht auf seine Erben über, er aber kann sie kündigen, ist also nicht an die Scholle gebunden.

Auf dieser Grundlage entstanden rasch mehrere Siedelungen in Deutschland. Sie bewiesen zugleich, daß der Gedanke wirtschaftlich ausführbar war. Das Buch „Die deutsche Gartenstadtbewegung" zeigt das im Einzelnen.

Gerade die beiden größten Städte des Reiches aber, Berlin und Hamburg, sind noch ohne Gartenstadtsiedelungen. Was es dort an „Gartenstädten" gibt, das sind reine Erwerbsunternehmungen, denen besonders die gemeinnützige Bodenhaltung fehlt. In beiden Städten bestehen echte Gartenstadtgenossenschaften, aber die hohen Bodenpreise und die ablehnende Haltung der städtischen Behörden bieten ihrer Arbeit schwere Hemmnisse. Die „Gemeinnützige Gartenstadtgesellschaft in Hamburg" hat, ihrem Namen zum Trotz, bisher nur auf preußischem Gebiet, in Wandsbek bei Hamburg, eine Siedelung errichten können (die jetzt fast 150 Wohnungen umfaßt), und plant die zweite auf dem Gebiete der Stadt Altona, die auf der Wandsbek entgegengesetzten Seite von Hamburg liegt. Die Städte Wandsbek und Altona unterstützen im eigenen wohlverstandenen Interesse die Genossenschaft kräftig. Eine zweite hamburgische Gartenstadtgenossenschaft wollte vorzüglich auf hamburgischem Gebiete arbeiten. Es gelang ihr aus den erwähnten Gründen nicht. Sie hat sich daher kürzlich aufgelöst und mit der Wandsbeker Genossenschaft vereinigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die so verstärkte Genossenschaft will auf preußischem Gebiete um Hamburg herum Siedelungen anlegen und hofft, schließlich auch auf hamburgischem Gebiete bauen zu können. Wie meistens, ist die Stadtverordnetenversammlung, in Hamburg Bürgerschaft genannt, der Sitz des Widerstandes gegen eine wirkliche Reform des Wohnungswesens, besonders der Bodenbesitzverhältnisse. Besetzen doch die Grundbesitzer 1/4 aller Sitze der Bürgerschaft, obgleich sie mit ihren Angehörigen nicht 1/10 der Bevölkerung bilden und obgleich großstädtische Grundbesitzer bekanntlich durchaus keinen besonders festen Besitzstand haben, sondern alle 5—10 Jahre ihre Häuser wechseln und oft nur Verwalter für ihre Hypothekengläubiger sind. Aber auch dieses Hindernis der Gartenstadtsache wird verschwinden. Geht es doch um das Dasein unseres Volkes!

Die Genossenschaft will auch die Frage der Geldbeschaffung entschieden in Angriff nehmen. Reich und Staat, besonders aber die Landesversicherungsanstalten und demnächst die Angestelltenversicherung leihen den gemeinnützigen Baugenossenschaften Geld zum Landkaufen und Häuserbauen. Einen Teil des Geldes aber müssen sie selbst aufbringen. Und da kommt es darauf an, durch eine kräftige Werbearbeit dem Gartenstadtgedanken und der lebendigen Überzeugung von seiner Lebensnotwendigkeit ein breites und tiefes Dasein in unserem Volke zu geben. Dann werden viele den Genossenschaften beitreten und — Geld anvertrauen. Jetzt geben sie's den Sparkassen, diese leihen es den Hausbesitzern, und so fördern die Sparer selbst die ihnen schädliche Entwickelung des Wohnwesens. Diese Gelder müssen der gemeinnützigen Wohnungssache zugeführt werden. Es handelt sich um gewaltige Summen: jährlich sind über 800 Millonen Mark zur Herstellung von Wohnungen für die breite Masse unseres Volkes erforderlich, während die jährlichen Sparkasseneinlagen im Reiche nach Abzug der Rücknahmen über 500 Millionen Mark ausmachen. Es ist klar, daß es große Arbeit kosten wird, auch nur einen nennenswerten Teil hiervon den Sparkassen zu entziehen und den Gartenstadtgenossenschaften zuzuführen. Aber sie muß geleistet werden, denn nochmals: es geht um das Dasein unseres Volkes.

Bruno Müller.

Gelehrte oder Lehrer.

Es handelt sich um unsre Jugend! Allerorten sind Vereine an der Arbeit, zu ihrem Wohle zu arbeiten, sie tüchtig und stark zu machen. Reformer sind am Werke. Und nicht zu wenige sind es, die eifrig sich bemühen, eine Schulreform herbeizuführen.

Ich fürchte, man verspricht sich zuviel von ihr, wenn man nicht zugleich auf einen Notstand an unsern Universitäten hinweist, der nicht eher behoben wird, als bis große Massen immer und immer wieder seine Beseitigung fordern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser Notstand ist der: es mangelt an unsren deutschen Universitäten an Stätten für die wissenschaftliche Pflege der Unterrichtskunde in allen ihren Zweigen. Gelehrte bilden unsre Universitäten heran, und das soll ihnen gewiß unbenommen bleiben. Aber sie bilden keine Lehrer heran, Lehrer, die unsre Kinder verstehen, und die umgekehrt auch von unsren Kindern verstanden werden. Und die haben wir bitter nötig. Oder glaubt irgend jemand, daß Reformen etwas nützen werden, wenn nicht auch die Menschen für derartige Reformen empfänglich sind? Aber sind sie das? Können sie es sein? Nein! Und viele wollen es ja auch garnicht sein. Allen Ernstes haben deutsche Oberlehrer es zurückgewiesen, als Erzieher gelten zu sollen. Allen Ernstes haben deutsche Oberlehrer erklärt, daß sie nur „Unterrichtsbeamte" seien und sein wollten. Unterrichtsbeamte — man mache sich dieses Wort in seiner ganzen Tragweite klar!

Ob ihnen das übel zu nehmen ist? Sicher nicht! Denn es konnte garnicht ausbleiben, daß es so kam. Eben weil an unsren Universitäten jede Möglichkeit fehlt, Erzieher heranzubilden. Oder will man etwa glauben machen, daß durch das Fachstudium unserer Tage (das ich als Gelehrtenarbeit durchaus zu würdigen weiß, und das bekämpfen zu wollen mir nicht einfällt) tüchtige Lehrer herangebildet würden? Gelehrte — ja; aber Lehrer — nimmermehr!

Und nun mache man sich folgendes klar: drei, vier, fünf, auch noch mehr Jahre Fachstudium werden den alten Sprachen und der Geschichte, den modernen Sprachen und der Germanistik, der Mathematik und den Naturwissenschaften oder irgendeiner anderen Kombination aus diesen Fächern gewidmet. Daneben wird hie und da ein Kolleg gehört oder belegt, dessen man zum Nachweis der allgemeinen Bildung zu bedürfen meint: irgendeine theologische Vorlesung für Hörer aller Fakultäten, eine Vorlesung über Goethe, über Schiller, über Lessing, eine Vorlesung aus der Geschichte der Philosophie, wenn es geht vielleicht auch eine Vorlesung über Psychologie, eine über Ethik, und wenn es hochkommt schließlich auch noch irgendeine Vorlesung aus dem Gebiete der Unterrichtskunde (Pädagogik), wie sie hin und wieder wohl an jeder Universität gehalten wird, oder gar eine aus dem Gebiete der Gesundheitslehre, das ganz gewiß von größter Bedeutung für den Lehrer ist, oder neuerdings gar über die Alkoholfrage. (Wo aber bleibt die Pädagogik mit allen ihren Arbeitsgebieten?) Man mache sich weiter klar: so vorbereitet macht der zukünftige Lehrer sein Staatsexamen, nach dessen Bestehen er sich dann eines Tages vor einer Klasse mit 20 oder 30 Jungen wiederfindet, die er unterrichten soll, die er erziehen soll. Kann er das?

Man wird einwenden, daß durch die Einrichtung des Seminar- und Probejahres ausreichend für die pädagogische Ausbildung unsrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lehrer an höheren Schulen gesorgt sei. Gewiß: diese Einrichtungen bestehen; und sie sind unbestreitbar aus ganz richtigen Gefühlen heraus entstanden. Aber eine gediegene pädagogische Bildung vermögen sie nicht zu geben. Selbst dann nicht, wenn die jungen Kandidaten einem Schulleiter unterstellt sind, der trotz ungenügender fachmännischer Ausbildung selbst ein leidlich tüchtiger Pädagoge geworden ist. Das Seminar- und Probejahr bedeutet auch in den glücklichsten Fällen keine fachkundige und planmäßige Ausbildung der angehenden Lehrer. Es läuft immer nur auf ein mehr oder minder planloses Herumexperimentieren hinaus, als das sich der erste Unterricht des Kandidaten oft nur für allzulange Zeit darbietet. Eben dieses planlose Herumexperimentieren ließe sich aber ohne weiteres vermeiden, wenn Gelegenheiten geschaffen würden, an kleinen Schulen unter sachkundiger Leitung und mit allen Vorsichtsmaßregeln zu erproben und zu prüfen, was jetzt planlos und verwirrt versucht und wieder aufgegeben und wieder von neuem versucht wird. Man hat diese zu schaffenden Schulen Versuchs- oder Übungsschulen genannt (beide Begriffe decken sich nicht ganz). Wo bestehen sie? — Es verlohnt sich kaum, davon zu reden, so spärlich ist heute ihre Zahl.

Aber sie sollen bestehen — diese Forderung vertritt heute jeder Lehrer, dem das Unterrichten wirklich Herzenssache ist. Es muß doch — im Interesse der Lehrer, wie der Schüler und Eltern — verlangt werden, daß der akademisch gebildete Lehrer dem seminaristisch gebildeten an pädagogischer Schulung mindestens nicht nachstehe. Heute noch kann die seminaristisch gebildete Lehrerschaft ihren Fachgenossen an den höheren Schulen in mehr als einer Hinsicht als Vorbild dienen. Eben diese seminaristisch gebildete Lehrerschaft ist es auch, die erstaunliche Arbeit leistet, selbst zu schaffen, was ihr der Staat nicht bietet, weil es an den leitenden Stellen an Männern fehlt, die einen Notstand erkennen an unsren Universitäten. Ich will nur an die von Lehrern geschaffenen, von Lehrern in der Hauptsache erhaltenen Institute in Leipzig und München erinnern, die sich die Pflege der für die Erziehung so wichtigen experimentellen Psychologie und Pädagogik zur Aufgabe gemacht haben. Muß nicht etwas Beschämendes darin liegen, daß diese wichtigen Arbeitsgebiete nur in privaten Instituten gepflegt werden, während der Staat abseits steht, ohne sich anzuschicken, nun ähnliche Institute wenigstens an allen Universitäten zu schaffen?!

Ich bin gewiß der letzte, der überall ein Eingreifen und Eintreten des Staates fordert. Und gerade auf dem Gebiete der Pädagogik scheint mir diese Forderung auch nicht die zweckmäßigste zu sein. Aber ich denke, die Forderung ist nicht unberechtigt, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dem Lande, in dem die Steuerzahler alljährlich rund 500 Millionen Mark für die Schule aufbringen, für die Pflege der pädagogischen Wissenschaft jährlich 250 000 Mark aufgebracht werden müssen. Denn mit dieser Summe ließe sich bereits erreichen, daß jede deutsche Universität ein pädagogisches Universitäts-Seminar besitzt*).

Es liegt mir fern, hier im Einzelnen ein eingehendes Programm für die Pflege der Pädagogik an den Universitäten aufzustellen. Das aber ist gewiß, daß von einer sachgemäßen Pflege dieser Wissenschaft alle anderen Disziplinen Nutzen haben werden; daß unser Volk selbst den größten Nutzen davon haben wird; daß wir alle für sie eintreten müssen, wenn wir weiterhin unsre Kulturgüter zu immer höherer Vollendung bringen wollen. Es ist deshalb die Frage der Errichtung pädagogischer Lehrstühle, pädagogischer Seminare, pädagogischer Laboratorien und Kliniken eine nationale Frage, die nicht nur die wenigen angeht, die dafür von Berufs wegen interessiert sind, sondern uns alle, die wir unsrem Lande eine gesunde, starke Jugend wünschen.

Dr. Karl Wilker.

Studentische Erziehungsgemeinschaften.**)

Der Geist kultureller Erneuerung, der sich in unsrer Zeit vielfach so verheißungsvoll zu regen beginnt, ist auch am studentischen Gemeinschaftsleben nicht spurlos vorübergegangen. Wenn auch „die alte Burschenherrlichkeit" in weiten Kreisen der Studentenschaft noch in unverminderter Lebenskraft zu gedeihen scheint, so sprechen doch sichere Anzeichen dafür, daß sie allmählich einer höheren Auffassung des studentischen Verbindungslebens weichen wird. Naturgemäß ist es ungeheuer schwierig, mit alten, festeingewurzelten Überlieferungen zu brechen, und deshalb

*) Wer sich für eingehende Berechnungen und Begründungen interessiert, den darf ich verweisen auf meine Schrift: Jugenderziehung, Jugendkunde und Universität. Eine nationale Frage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1911.

**) Die Stellung des „Vortrupp" zum deutschen Studententum wird den meisten unsrer Leser bekannt sein. In mehreren Aufsätzen haben wir auf die Bedeutung hingewiesen, die den nichtinkorporierten Studenten, der sogenannten „Freien Studentenschaft", für die Entwicklung des neuzeitlichen Studententums und Studentenlebens zukommt. Es ist aber auch wiederholt von uns betont worden, daß wir den Weg, den die freie Studentenschaft geht, nicht für den einzigen halten, auf dem „sich die deutsche Studentenschaft unsrer Zeit von den Überbleibseln des Mittelalters befreien wird". Zum gleichen Ziele führt zweifellos der Weg, den die wirklich neuzeitlichen Studentenverbindungen unsrer deutschen Hochschulen betreten haben. Zu diesen Verbindungen zählen vor allen die „Freiland"-Vereine und die Freischaren. Von den ersteren berichteten wir im 1. und 10. Vortrupphefte. Von den Freischaren handelt der obige Aufsatz.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben jene Versuche, auf vollkommen neuer ethischer und kultureller Grundlage ein zeitgemäßes, studentisches Gemeinschaftsleben auszubilden, eine gesteigerte Bedeutung.

Der Gedanke der zeitgemäßen, studentischen Verbindung wurde klar und ausdrücklich zuerst von der „Deutschen Akademischen Freischar" vertreten. Die erste Freischar wurde am 18. Februar 1907 zu Göttingen gegründet. Sie war aus dem Hamburger Wanderverein, einer Vereinigung „zur Umgestaltung der gesellschaftlichen Jugendkultur" hervorgegangen. Ihr Ziel war eine Reform des deutschen Studententums. Sie erhob scharfen Einspruch gegen die herkömmlichen Formen studentischer Geselligkeit, Kneipe und Bierkomment, und stellte der überlieferten Erstarrung und der geistigen Unfruchtbarkeit der Korps gegenüber das Ideal einer studentischen Erziehungsgemeinschaft auf, welche „die besten Gedanken unserer Tage spiegeln" und dem Einzelnen „eigentümliche, kraftvolle Entwicklung" gewährleisten sollte. Im langsamen, aber stetigen Vorwärtsschreiten hat die Deutsche Akademische Freischar die Ideen ihrer Gründer mit lebenswarmem Inhalt erfüllt.

Die Grundbedingung eines gesunden Wachstums der Persönlichkeit ist Widerstandsfähigkeit und Biegsamkeit des Körpers; außerdem aber ist eine planmäßige körperliche Erziehung die beste Schule der Ausbildung hoher Charaktereigenschaften, wie Mut, Ausdauer und Selbstbeherrschung. In diesem Sinne ist ausgiebige körperliche Betätigung ein Haupterziehungsmittel der Freischar.

Allsonntäglich zieht sie hinaus zu frischer Wanderung oder Bergfahrt, und froher Unternehmungsgeist sorgt dafür, daß immer neue, höhere Aufgaben dem jugendlichen Tatendrang gestellt werden. Den süddeutschen Freischaren bieten in dieser Hinsicht die Alpen ein großartiges Betätigungsfeld. Im Winter treten anstelle der Bergwanderungen und des Kletterspors die Skifahrten in die erhabene Einsamkeit des winterlichen Hochgebirges.

Aber auch den Flachländern bietet sich Gelegenheit genug, aus dem Umgang mit der Natur neue Kräfte zu schöpfen. Wandern und Schwimmen läßt sich in allen Hochschulstädten ermöglichen. Dazu kommt in manchen Orten der Ruder- und der Segelsport.

Dem Gebot innerer Folgerichtigkeit entspricht es, wenn Genußgifte, wie Alkohol und Nikotin, von den Fahrten wie überhaupt von allen Veranstaltungen der Freischar ausgeschlossen sind. Man lebt auf den Fahrten nach Wandervogelart, einfach und ganz unabhängig von zweifelhaften „Segnungen" der heutigen „Zivilisation". Daß die Ungunst der Witterung keine Rolle spielt, versteht sich von selbst. Neben den Wanderfahrten dienen auch Turnen und sommerliche Turnspiele der körperlichen Ausbildung.

Die Körperkultur ist aber nicht das Endziel der Freischarerziehung, sondern Mittel zu einem höheren Zweck. „Die Freischar ist ein Sammelpunkt und eine Erziehungsgemeinschaft solcher Studenten, die an eine Förderung der Menschheitsentwicklung durch menschliche Arbeit glauben, und die nach ihren Kräften für alle Bestrebungen eintreten wollen, die

eine Besserung der menschlichen Lebensbedingungen auf körperlichem, geistigem und sozialem Gebiete bezwecken"; so lautet Artikel 1 der Freischarsatzungen. Die Arbeit an der Besserung der menschlichen Lebensbedingungen setzt eine Willensrichtung voraus, der die Gemeinschaft höher steht als das persönliche Interesse.

Soziales Verantwortlichkeitsgefühl wird schon auf den Fahrten geweckt und gefördert, wo gemeinsam zu bestehende Gefahren ein hochentwickeltes Pflichtgefühl und selbstlose Aufopferungsfähigkeit erfordern; außerdem aber bietet die Freischar dem einzelnen eine „Erziehung zur Gemeinschaft" bei der Durchführung ihrer vielgestaltigen Veranstaltungen, wobei es gilt, sich in eine festgeschlossene Gemeinschaft einzufühlen und sich selbst einen fruchtbaren Wirkungskreis zu schaffen. Die Freischar läßt dem einzelnen die Wahl seines besonderen Betätigungsgebietes frei, verlangt aber von jedem wirkliche Leistung und unbedingte Zuverlässigkeit.

Nachdem so der soziale Wille geweckt und gestärkt ist, gilt es, ihm Ziel und Richtung zu weisen. Diesem Zweck dient die Aufklärung über die grundlegenden Fragen unserer Zeit, wie sie auf internen Vortrags- und Diskussionsabenden geboten wird. Philosophische und religiöse Probleme, Vererbungshygiene und Volkseugenik, Bodenreform, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Alkohol- und Sexualfrage sind die Hauptgegenstände der Debatten, die für Freund und Gegner reiche Anregung bringen. Eine zweckentsprechend ausgewählte Bücherei dient der Vertiefung des Urteils. Hat nun der einzelne auf diesem Wege eine gewisse Klarheit in den wichtigsten Problemen gewonnen, so ist es wiederum die Freischar, die ihn zu folgestrenger Stellungnahme und Betätigung veranlaßt kraft der unbedingten Überzeugungstreue und Wahrhaftigkeit, die sie von ihren Angehörigen fordert.

Der frische Hauch, der alle Lebensäußerungen der Freischar durchzieht, bürgt dafür, daß sie niemals in die schönrednerische Seichtigkeit eines Debattierklubs verfallen wird. Einer frohen, geistig hochstehenden Geselligkeit sind die Gesellschaftsabende der Freischar gewidmet. Vorlesungen, künstlerische Darbietungen, Musik und Gesang geben ihnen eine höhere Weihe. Zur Sommerszeit finden sie immer im Freien statt, fern vom Dunstmeer der Stadt.

Die Höhepunkte geselliger Freude sind die Feste der Freischar. Das gewaltig gen Himmel lodernde Sonnwendfeuer, die winterliche Schlittenfahrt und die Darstellung einer großen Dichtung auf der Naturbühne sind jedem Teilnehmer unvergeßliche Erinnerungen, fürwahr viel höherer Art als das Stiftungsfest eines Korps mit ungezählten Früh- und Dämmerschoppen.

So versucht die Freischar dem jungen Studenten die besten Entwicklungsbedingungen zu bieten: einen eng geschlossenen Kreis von Freunden, der ihn vor mancher Torheit zu schützen vermag, der ihm vielgestaltige Anregung, das Urteil Andersgearteter und die Kritik Reiferer gewährt, der ihn einführt in die Kulturprobleme unserer Zeit und vor gedanklicher Einseitigkeit bewahrt, der ihm eine Welt von reinen Freuden öffnet, die keinen üblen Nachgeschmack hinterlassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Ideal der studentischen Erziehungsgemeinschaft, der zeitgemäßen Korporation, hat in den letzten Jahren in der Deutschen Studentenschaft festen Fuß gefaßt. Neben den fünf Freischaren (zwei in München, je eine in Göttingen, Freiburg und Berlin) gibt es eine ganze Anzahl von studentischen Verbindungen, die ähnliche Ziele erstreben. Mehrere Ortsgruppen des „Deutschen Bundes abstinenter Studenten" haben sich zu abstinenten Verbindungen umgestaltet, wie z. B. „Freiland" in München und Freiburg i. Br. Auch in den Reformburschenschaften beginnt sich ein neuer Geist zu regen, und so dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß der gesunde und hochstrebende Geist, der in der Studentenschaft auch heute, wenn auch vielfach unter der Oberfläche, lebt, eine fortschreitende Erneuerung des studentischen Gemeinschaftslebens hervorbringen wird.

Dipl.-Ing. August Hallermeyer.

Zwischen Führerlosen und Geführten.*)

Gelegentlich alpiner Unglücksfälle, die Führerlose betroffen haben, pflegen die Zeitungen häufig die Randbemerkung beizufügen: „Natürlich wurde in gewissenloser Weise die Tour ohne Führer unternommen." Über derartige verständnislose Randglossen regen wir alten Führerlosen uns gar nicht weiter auf, weil wir wissen, daß das Urteil der meisten Unglücksreporter durch keinerlei Sachkenntnis in alpinen Dingen getrübt ist.

Viel trauriger als die von kritiklosen Berichterstattern gelegentlich alpiner Unglücksfälle verzapften Bemerkungen, ist der Umstand, daß auch unter den Alpinisten selbst, besonders unter denen, die aus der Ebene kommen, eine kaum glaubliche Verständnislosigkeit herrscht über die Absichten und Beweggründe der Führerlosen. Aber auch die Führerlosen lassen es zuweilen nicht an abfälligen Bemerkungen gegenüber den Führertouristen fehlen. Es ist meist ein Zeichen geringer Bildung, eine ganze Spezies von Menschen in den einen Topf eines leichtfertigen Urteils zu werfen.

Unter Führerlosen verstehe ich natürlich nicht dummdreiste Frechlinge, wie sie im Sommerüberzieher und mit Straßenschuhen ohne irgendwelche Ausrüstung auf eigene Rechnung und Gefahr zuweilen durch das Höllental auf die Zugspitze steigen, sondern Leute, die nach langer Übung mit Führern oder mit geübten Freunden in tadelfreier Ausrüstung Dinge unternehmen, denen sie gewachsen sind.

Zsigmondy-Paulcke unterscheidet überhaupt nicht Führertouristen und Führerlose, sondern selbständige und unselbständige Bergsteiger. Es ist ja auch im großen und ganzen gleichgültig, ob einer sich von einem behördlich autorisierten Führer oder von einem befreundeten erstklassigen Alpinisten am Seil herumziehen läßt. Führerlos steigt der, der

*) Dieser Aufsatz bildet die Einleitung zu dem jüngst erschienenen Werke: „Bergwanderungen in den Ostalpen" von Dr. A. Dessauer. Starker Band in 8°. Mit 10 Meisteraufnahmen in Lichtdruck. Verlag von Karl Kuhn in München. Preis 3.50 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstens imstande ist, eine Route selbständig zu finden, zweitens gegebenenfalls den Führenden abzulösen oder ihn zu unterstützen, und drittens den Führenden nach allen Regeln der Kunst zu sichern. Das verlange ich von jemand, der von sich behauptet, führerlos zu gehen. Natürlich wird meist von zwei Touristen einer der bessere Steiger sein. Es ist aber doch ein Unterschied, ob ein „Unselbständiger" sich von einem befreundeten Touristen oder von einem Berufsführer führen läßt. Der geübtere Freund wird das alpine Vorleben und die Eignung dessen kennen, den er ans Seil nimmt, und mit ihm nichts unternehmen, wobei er zu viel riskiert; er wird seinen Adepten unterrichten, und ihm gelegentlich saugrob kommen, wenn er sich schlecht benimmt. Wann frägt ein Führer — ausgenommen sind ganz erstklassige — seinen Touristen, was er alpin schon geleistet habe, ehe er ihn ans Seil nimmt? Wie oft kommt es vor, daß ein Führer seinem Touristen von einer schweren Tour abrät, weil er sich sagt, daß der Mann nicht geeignet sei? Fast nie. Die Führer sind auf den kargen Verdienst der Sommermonate angewiesen, und schwere Touren tragen unverhältnismäßig mehr als leichte. Es besteht überhaupt ein arger Mißstand in den Taxen. Ein tüchtiger Führer wird zu jeder Zeit lieber eine kurze schneidige Kletterei ohne Gepäck ausführen, als einen Jochübergang, beladen wie ein Muli. Nehmen wir an, die Führertaxe für den Delagoturm betrage 80 Kronen und die für den Übergang von Tiers über den Grasleitenpaß nach Vigo di Fassa 15 Kronen, so ist das ein schreiendes Mißverhältnis. Wer von der Vajolettthütte um 5 Uhr morgens aufbricht, kann um halb 8 Uhr auf dem Delagoturm stehen und um 9 Uhr wieder auf der Hütte sein. Der Führer hat zwar eine hart an die Grenze des Menschenmöglichen reichende Kletterei hinter sich, aber sie hat ihn selbst gefreut; nachmittags kann er noch den Winklerturm oder sonst einen machen. Der andere keucht den ganzen Tag mit seinem Gepäck dahin. . . . Sollte der hohe Lohn ein Entgelt für das Risiko sein, so ist diese Absicht beinahe verbrecherisch zu nennen; denn dann sind Touren wie Delagoturm, Guglia Brenta und andere einfach unbezahlbar. Man erhöhe die Taxen für die Jochübergänge, denn hier unterstützt der Führer nur die Bequemlichkeit zahlungsfähiger Touristen und schindet sich am meisten; man setze die Taxen für mittelschwere Hochtouren herab, z. B. Rosengartenspitze, Cristallo, Zugspitze durchs Höllental, Großglockner, Olperer usw., und bezüglich der ganz schweren Touren lasse man die Taxe schwanken je nach dem Können des Touristen. Denn es ist ungerecht, wenn X., der trainiert ist, seit Jahren klettert, den Führer sichert, das Seil nur zur Sicherung beansprucht, 80 Kronen für eine Besteigung des Delagoturms bezahlt, und der Y., der, um oben gewesen zu sein, frisch aus der Ebene importiert, im Schweiße seines und des Führers Angesichts sich wie ein Mehlsack hinaufziehen läßt, wobei der Führer jeden Moment gewärtig sein muß, daß der vordem „unternehmungslustige", jetzt vor Angst schlotternde Herr ihn hinabreißt, die gleiche Summe erlegt. Wenn ein Führer das Recht hat, für solch eine Führung bis zu 500 Kronen zu fordern, dann

werden diese famosen Charaktere bald nicht mehr die hehrsten Gipfel verunglimpfen. Wenn solch einer dann über die Führerlosen loszieht, so begreift man das. Denn er mißt das Können anderer Leute nach seinem eigenen.

Ich komme zur Gegenpartei. Szene auf der Zinnenhütte: Irgendein alpines Rauhbein frägt sein Gegenüber auf der Hütte, wo er gewesen sei. „Auf der Großen Zinne!" lautet die Antwort. „Allein?" „Nein, mit Führer!" Ein boshaftes Lächeln huscht über das Gesicht des anderen, er zieht die Unterlippe hoch und meint geringschätzig: „So, so, na, da ist ja nix dabei."

Nur dumme Leute setzen ohne weiteres einen Führertouristen herab. Es gibt Leute, die unabhängig sein wollen von den Launen eines Gefährten, und Leute, die in Not und Gefahr ihrem Führer ebenso beigestanden sind, wie es der Führer ihnen gegenüber getan hätte; ja, es gibt Leute, die vorausklettern und den Führer überhaupt nur mitnehmen, um nicht allein zu gehen, und unsere Besten sind zuweilen kameradschaftlich mit Führern gegangen. Ein Anfänger, der keine erfahreneren Freunde hat, soll von den Führern lernen; er setzt sich ungleich geringeren Gefahren aus, als wenn er auf eigene Faust beginnt oder mit einem gleich unerfahrenen Genossen. Jeder Hochtourist, der auf eigene Faust schwere Touren unternommen hat, hat mindestens eine Tour hinter sich, deren Anforderungen er nicht gewachsen war, deren Gelingen er seinem Glück verdankt. Nach dieser Entscheidungstour ist man dann tot oder ein Hochtourist. — Wer nicht mit Führern geht, der bilde sich wenigstens langsam heran. Es gibt ja so viele Kletterschulen. Aber auch wer mit Führern geht, wage sich nicht gleich an Elitetouren.

Ich suche vergeblich nach logischen Gründen, die einen bisher unbescholtenen Mann zu der gemeinen Handlung zwingen, einem braven Familienvater Geld in die Hand zu drücken und von ihm zu verlangen, daß er für ihn sein Leben riskiere. Daß der Tourist das seine mitriskiert, ändert nichts daran, daß es eine Charakterlosigkeit ist, einen Führer zu einer sehr schweren Tour zu engagieren, wenn man eben untrainiert aus der Ebene kommt und noch nie zuvor auch nur eine mittelschwere Tour unternommen hat. Was treibt denn diese Menschen zu Zielen, die doch nur für den Interesse haben können, der sie durch eigene Kraft bezwingt? Es kann sich doch nur darum handeln, später mit der Tour prahlen zu können. Eine Besserung erwarte ich mir erst, wenn an den Sektionsabenden nicht mehr so viel von klettertechnischen Dingen, von Kaminen, Wänden und Stufenhauen gesprochen wird, sondern mehr von wirklichen alpinen Beobachtungen und vor allem, wenn die Tourenberichte der Sektionen nicht mehr die Namen der Touristen angeben, welche die aufgezählten Gipfel bestiegen haben. Wer außergewöhnlich schwere Touren unternehmen will, möge seine eigene Haut zu Markte tragen — der Führerlohn ist keine Gegenleistung. Leute, die es höchst unpassend finden, auf anderer Leute Kosten zu leben, finden gar nichts dabei, auf anderer Leute Risiko hin Gefahren und Schwierigkeiten zu überwinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Alpinismus in schwierigem Gelände ist Sport. Das wird jetzt nach der unerträglichen psychologischen Zergliederung wirklicher und vermeintlicher Gefühle offen eingestanden, und das ist ein Fortschritt. Die meisten Sportsarten bestehen in Erhaltung der Balance unter erschwerten Bedingungen oder im Erreichen einer Höchstgeschwindigkeit. Manchmal sind beide Anforderungen vereint. Dazu sind teure Mittel nötig, Pferd, Auto, Jacht. Im großen und ganzen wird das kostspieligere Mittel die besseren Resultate erzielen. Das ist eben das Vornehme am Alpinismus, daß die Zuschauer fehlen, daß die Resultate unmeßbar sind, und daß der beste Mann das beste leistet mit den Mitteln, die für den Millionär die gleichen sind wie für den Diurnisten. Wer also schwierige Gipfel besteigt, zu deren Erreichung einzig und allein das Führerseil ihm verhilft, der schändet den Alpinismus. Jeder Sport, der meßbare Vergleiche zuläßt, wirkt verderblich auf den Charakter. Also raus mit den — noch dazu falschen — Maßen aus der Hochtouristik. Einsehen lernen: Wer ohne Hilfe den Antelao ersteigt, leistet mehr, als wer am Führerseil die Nordwand der Sorapis bezwingt, wer im wütenden Schneesturm oder im Hochgewitter den Kopf oben behält und eine Tour auf den Kesselkogel glücklich zu Ende bringt, leistet mehr als der, der bei schönstem Wetter sich den Schmittkamin an der Fünffingerspitze hinaufziehen läßt, und der nervöse, abgearbeitete Sekretär Lehmann aus Berlin, der die Zugspitze vom Eibsee aus mit Führer besteigt, leistet dasselbe wie der stud. med. Huber aus München, der jede Woche seit Jahren im Gebirge herumklettert, wenn der allein das Totenkirchl bezwingt.

Wer nicht in der glücklichen Lage ist, bergerfahrene Freunde zu besitzen, der gehe mit Führern. Wer mit Führern geht, meide extreme Touren, so lange er nicht imstande ist, im Notfalle an schweren Stellen den Führer abzulösen und ihn jederzeit nach allen Regeln der Kunst zu sichern. Wer mit Führer zu gehen pflegt, schelte nicht über die Führerlosen, aber auch selbständige Touristen sollen Führertouristen nicht von vornherein für minderwertig halten. Es gibt prächtige, erfahrene und schneidige Leute unter ihnen, denen nur die Gelegenheit fehlt, sich anzuschließen.

Zum Schlusse für die Führertouristen noch einige Worte, mit denen der gröbsten Mißbräuche von Führern und Führertouristen gedacht werden soll. Erstklassige Führer und erstklassige Touristen sind einander ebenbürtig. Infolge des ständigen Trainings ist der Führer körperlich schlagfertiger, der Tourist aber ist unternehmungslustiger, vielseitiger, weil er Eis, Urgestein und Kalk kennt, der Führer meist nur sein Spezialgebiet. Der Führerlose hat durch das Erschließen der Ostalpen dort den Führern indirekt einen Verdienst gebracht. Tüchtige Führer sind stets zuvorkommend und höflich gegen tüchtige Führerlose, und Führer erkennen meist instinktiv mit einem Blick, wer leistungsfähig ist. Bemerkst du, daß dein Führer gehässig gegen Führerlose ist, dann lass' ihn ziehen — er taugt nichts. Mute deinem Führer am Tage einer anstrengenden Tour nie zu, dein ganzes Gepäck zu tragen, mute ihm keine Tour zu, wenn er indisponiert scheint oder wegen objektiver Gefahren dir abrät. Auch Führerlose sollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Warnungen älterer Führer folgen; diese haben einen feineren Instinkt für bevorstehende Naturereignisse. Anderseits vertraue deinem Führer nicht blind, auch er ist ein Mensch wie du, kann stürzen, straucheln und Fehler machen, und zwar oft grobe — ich erinnere nur an den Tod des Dr. Pflaum, einen der krassesten Fälle. Das blinde Vertrauen auf den gewohnten Weg, das zu kurze und das falsche Anseilen, das gleichzeitige Steigen einer ganzen Partie bei sehr schweren Klettertouren sind die hauptsächlichsten und meist begangenen Fehler der Führer. Man dulde nie, daß der Führer lose Seilschlingen um die Brust behält, deren letzte direkt zur Brust des Touristen läuft, man bestehe auf Eis auf die zehn Meter Mindestabstand und dann — man lasse sich niemals hetzen, wenn nicht Wetter oder Dunkelheit dazu zwingen, niemals darum, damit der Führer noch eine zweite Partie führen kann. Man willige nach Möglichkeit auf dem Gipfel oder der Paßhöhe in Führertausch, aber verbitte sich energisch beschleunigtes Tempo. Geistig hochstehende Menschen ordnen sich in sportlichen Dingen dem Erfahreneren, wenn auch sozial niedriger Stehenden stets willig unter. Diese Unterordnung geht dem Führer gegenüber oft zu weit.

Zum Glück sind die Führer in überwiegender Mehrzahl tüchtige, ehrenhafte, ihrer hohen Verantwortung bewußte Männer von guten Manieren. Räudige Schafe gibts natürlich überall. Man knausere nie, überhäufe sie aber nicht mit Trinkgeldern, vor allem aber nie mit Vertraulichkeiten, mit Kuß und Umarmung auf dem Gipfel. Man teile mit ihnen die eigene Mahlzeit, vergesse nicht, ihren Namen ins Gipfelbuch einzutragen, schreibe keine überschwänglichen Bemerkungen ins Führerbuch — das wirkt immer lächerlich — und vergesse nie, daß Führen das Geschäft, der Gelderwerb dieser wackeren Leute ist. Daß der Gelderwerb die meisten in erster Linie zur Ausübung ihres Berufes treibt und daß patriarchalische Sitten nicht angebracht sind, seitdem Führer mit Streik und ähnlichen Dingen ihre Sektionen bedroht haben. Stets verdächtig ist ein Führer, der mit schlecht ausgerüsteten Touristen eine Tour unternimmt, besonders Wintertouren. Man mache nur Touren, bei denen man Genuß empfindet. Sonst kommt man vom Urlaub statt gestärkt nervös zurück. Sport, der kein Vergnügen mehr ist, ist kein Sport mehr, wenigstens nach einer Definition der „Jugend“:

„Mit Genuß und mit Vergnügen
durch die grüne Welt zu fliegen
und nach heißem Kampf zu siegen,
d a s i s t S p o r t.“

Ganz zum Schluß noch: Man verdamme nie einen Verunglückten, dessen Tun man nicht begriff, und denke, daß er jedenfalls ein Ideal vor Augen gehabt hat. Heutzutage, wo der Sport als kulturfeindlich hingestellt werden soll, hat man doppelt Ursache, als Sportsmann nie seine Bildung zu vergessen. Zwar sagt Zdarsky: „Nicht der Sport an sich wirkt bildend, sondern nur die Art und Weise, wie er betrieben wird.“ Und der Mann hat Erfahrung, wie bildend der Sport auf manche wirkt! Also vorsichtig mit Urteilen. Man denke an die Worte Paulckes:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Es gibt auf beiden Seiten Spreu, aber auch viel guten, vollwertigen Weizen, und ich habe stets gefunden, daß sich gute Führerlose und gute Führer vorzüglich vertragen und in den Bergen auch gegenseitig unterstützen, wenn sie zusammenkommen. Die öde gegenseitige Schimpferei und die scheelsüchtige Mißgunst ist vorwiegend die Betätigung bergsteigeisch minderwertiger Elemente auf beiden Seiten." **Dr. A. Dessauer.**

Kulturtorheiten.

Glossen zur Weltsprachenbewegung.

Es ist erstaunlich, wie weit es die Menschen gebracht haben. Vom Gipfel der Kultur ist die Menschheit freilich noch weit entfernt, sie hat kaum die ersten Vorhöhen erreicht. In Anbetracht der vielen Hunderttausende von Jahren, die sie schon geklettert ist, ist das nicht viel, aber doch mehr als man erwarten dürfte, wenn es wahr wäre, daß gegen Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen. Der Entwicklungstrieb der Menschen ist eben doch noch stärker, man kann ihn hemmen, aber nie ganz unterdrücken.

Träger der Entwicklung sind immer nur wenige, die Mehrheit arbeitet ihnen schon deshalb entgegen, weil sie aus Gewohnheit und Trägheit am Alten haftet. Der Fortschritt ist nur möglich, weil das Alte immer nur einer oder wenigen Generationen wirklich gewohnt bleibt, während der Entwicklungstrieb durch alle Generationen hindurch wirkt und ganz allmählich die Gewöhnung an das Neue bringt.

* * *

Es ist nichts so unbedeutend, daß sich nicht ganze Völker, nicht nur einzelne Menschen, die Köpfe darüber blutig schlagen könnten.

Das Konzil von Nicäa war nicht die erste, das Vatikanische wird nicht die letzte Versammlung gewesen sein, wo ernste, würdige und kluge Männer die Kultur der Erde und der Menschen Seligkeit zu retten glaubten, indem sie um ein Jota kämpften.

Auch Klugheit und Einsicht sind nichts Absolutes und richten sich nach Zeit und Gewohnheit. Was die Zeit anbetrifft, so sind die Menschen nur nach dem Kalender Zeitgenossen, im übrigen lebt jeder in der Zeit, die er begreift.

Die Menschen sind verschieden, und viel mehr leben in der Vergangenheit als in der Zukunft; nur der kann der Gegenwart ganz gerecht werden, der ihr etwas voraus ist.

* * *

Der Tor wird nicht einmal durch eignen Schaden klug, der Weise schon durch fremden. Es gibt Menschen, die fünfzig Jahre alt geworden sind und noch immer glauben, sie könnten sich nicht irren, —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unrecht habe immer nur der andre. Andere geben wenigstens die Möglichkeit eines Irrtums zu, auch wenn sie zunächst von ihrem Rechte noch überzeugt sind. Sie finden auf jedem Blatte der Kulturgeschichte den Ausspruch des Bischofs Remigius: Verbrenne, was Du angebetet hast, und bete an, was Du verbrannt hast.

Seit hunderten von Jahren, von Leibnitz bis Nietzsche, haben kluge Männer an die Möglichkeit gedacht, durch eine künstliche allgemeine Verkehrssprache neben der Muttersprache die Unzuträglichkeiten der Vielsprachigkeit der Völker zu beheben. Da es endlich gelungen ist, eine solche, allen vernünftigen Anforderungen genügende Sprache im Esperanto zu finden, behauptet die Mehrheit der Zeitgenossen, Esperanto sei eine Unmöglichkeit. Und seit 20 Jahren unterhalten sich Hunderttausende von Menschen in dieser Sprache, schreiben Briefe, Bücher und Zeitungen in ihr auf dem ganzen Erdball. — Es ist merkwürdig, wie überzeugt man von einer eingebildeten Unmöglichkeit sein kann, wenn man sich von der bewiesenen Möglichkeit durch eigene Anschauung nicht überzeugen will.

* * *

Aber schlimmer als die Feinde einer Neuerung sind manche Freunde. Die schlimmsten sind die, die entweder alles auf einmal oder nichts haben wollen.

Die Idisten*) sagen, und zwar mit Recht: Nicht in der Schaffung der Hilfssprache liegt die Hauptschwierigkeit, sondern in ihrer allgemeinen Einführung. Zu gleicher Zeit fordern sie aber jetzt schon, noch ehe überhaupt die Idee der Hilfssprache allgemein durchgedrungen ist, Verbesserungen des Esperanto, das als die einzige praktisch unwiderleglich erprobte Lösung des Problems anerkannt worden ist. Kein verständiger Esperantist behauptet, daß die Sprache in ihrer jetzigen Form ein unveränderliches, nie zu verbesserndes Idealgebilde sei. Alles Menschliche ist unvollkommen und dem Wandel unterworfen. Aber wir hätten heute noch keine Eisenbahn, wenn man mit ihrer Einführung gewartet hätte, bis alle Wünsche erfüllt sein würden, die irgendein Techniker, irgendein Volkswirt, irgendein Reisender haben mochte. Kein Unternehmen könnte durchgeführt, kein Kunstwerk geschaffen, kein Staat regiert werden, ja, kein Mensch könnte leben, wenn immer auf die Wünsche aller Rücksicht genommen werden müßte. Wie sollte da gar eine für alle Völker brauchbare Sprache aufgebaut, wie sollte sie bei allen Völkern eingeführt werden können, wenn nicht nur jedes Volk, sondern jeder Professor sie nach seinem Geschmacke haben wollte!

* * *

*) Die Idisten treten für „Ido", eine Abart des Esperanto, ein.

Der blutgetränkte Leidensweg der Kultur zeigt, wie schwer es ist, eine große Idee, die zum Wohle aller einen Fortschritt ins Leben bringt, bei der Menschheit durchzusetzen. Die Menschen hassen ihre Wohltäter. Es gibt zu viele Torheiten, die sie blindlings mitmachen, als daß sie Zeit hätten, über eine Weisheit nachzudenken. Eine neue Mode aus Paris, und wenn sie noch so geschmacklos ist, erobert in kurzer Zeit die ganze „Kultur"welt. Wie gewonnen, so zerronnen. Je wertvoller etwas ist, je dauernder der Segen, den es bringt, um so schwerer dringt es durch. Wie ein Wunder mutet es da an, was Esperanto in den 25 Jahren seines Bestehens erreicht hat. Bei j e d e m Kulturvolk hat es begeisterte Anhänger gefunden, so sehr ist es frei von Eigentümlichkeiten, die irgendeinem Volke, ich will gar nicht sagen unüberwindliche Schwierigkeiten, sondern auch nur eine besonders unbequeme Mühe bereiten könnten. Es hat in der Universala Esperanto-Asocio eine Organisation, die die ganze Erde umspannt, hat in 60 Ländern an über 1500 Plätzen Vertreter, die in nahezu 2000 Gruppen vereinigt sind, und eine Presse von rund hundert esperantistischen Zeitungen und Zeitschriften, deren Inhalt sich auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckt.

Dieser Erfolg ist ganz im Stillen erreicht worden, ohne staatliche Hilfe, ohne Unterstützung durch reiche Geldmittel, gegen Berge von Vorurteilen und Mißverständnissen, und gegen die ungeheure Macht der Tagespresse, die bis in die jüngste Zeit mit seltener Einmütigkeit die Esperantobewegung ablehnte oder totschwieg.

* * *

Glaubt man im Ernst, daß bei einer so wichtigen Angelegenheit der Menschheit eine Sache so weit durchdringen konnte, wenn sie nicht einem immer dringender werdenden Bedürfnisse entgegenkäme, wenn sie nicht in jeder Hinsicht geeignet wäre, diesem Bedürfnisse zu genügen, und wenn ihre Vorkämpfer nicht allen persönlichen Interessen zum Trotz in geschlossener Einheit zusammengehalten hätten? Alle erkannten, daß es sich um ein großes Gut handelt; da galt es, die Menschheit zuerst von der Idee zu überzeugen, galt es, zu zeigen, daß etwas notwendig und möglich ist, das vielen entweder unmöglich oder unnütz schien. Diese Aufgabe konnte und kann nur erfüllt werden, — denn es sind leider noch nicht alle Widerstände in diesem Hauptpunkte überwunden —, wenn man über die Sache selbst einig war.

Jede Sprache beruht auf Übereinkunft. Bei den Jahrhunderte alten Sprachen wird man durch das Leben der Sprache und durch ihre Geschichte gezwungen, der Übereinkunft treu zu bleiben. Die Wandlungen treten allmählich ein, indem hier und da durch immer weiter sich verbreitenden Gebrauch eine neue Übereinkunft an Stelle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der alten gesetzt wird. Wie sollte aber eine Sprache, die noch keine Geschichte und kein Leben hat, zu einer wirklichen Sprache werden, wenn man sie von Tag zu Tag ändern wollte?

Die Gegner einer sogenannten künstlichen Sprache haben recht, wenn sie sagen, kein einzelner Mensch kann eine Sprache schaffen. Natürlich nicht. Denn er kann nur ein System erfinden, nicht die Übereinkunft schaffen, die die Sprache erst lebendig macht. Ist diese aber erst bei einem größeren Kreise da und wird solange treu befolgt, bis sie allseitig angenommen ist, dann kann man nicht mehr von einer künstlichen Sprache reden. Sie ist durch den Gebrauch zu einer lebendigen Sprache geworden, die nur eine etwas andere Geschichte hat als die sogenannten natürlichen Sprachen, die ja auch nicht wie die Bäume gewachsen, sondern Schöpfungen des Menschengeistes sind, Schöpfungen stillschweigender Übereinkunft.

* * *

Da kommen nun einige große Gelehrte, aber kleine Praktiker und sagen: „Esperanto ist uns nicht vollkommen genug". Als wenn es sich noch um ein bloßes System, nicht schon um eine lebendige Sprache handelte!

Sie stehen vor einer großen, in langer Arbeit gebauten Stadt mit reich entwickeltem Leben und durchaus zufriedenen Bewohnern und verlangen, daß die Stadt niedergerissen werde, weil manche Straße bequemer, mancher Platz schöner hätte angelegt werden können. Und zu den Bewohnern sagen sie: „Zieht aus!" und zu denen, die einziehen möchten: „Bleibt draußen und kommt zu uns!" Wenn sie aber gefragt werden: „Was gebt ihr uns Besseres?" dann können sie keine Stadt zeigen, sondern nur Pläne, und jeder hat einen anderen, nach dem er seine Stadt bauen möchte.

Es gibt Leute, die sehen die Stadt vor Häusern nicht.

Leichter ist es, zehn Pläne zu machen, als einen zu verwirklichen. Während sich Esperanto allein zum lebendigen Gebrauch durchgerungen hat, stehen Dutzende von Systemen, die in den Augen ihrer Erfinder besser sind, auf dem Papier.

* * *

Was alles so an Vorzügen gepriesen wird! Welche Wichtigkeiten! Und wie schön manches in der Theorie klingt und wie jämmerlich es vor der Praxis standhält! Es ist so leicht, Nichtwissende und Nichterfahrene irre zu führen. Indem man ein paar Sätze in dem einen und anderen System nebeneinander stellt, glaubt man, das Urteil zu ermöglichen, welches das bessere ist. Ich könnte ein paar Sätze in tadellosem Deutsch schreiben, die die Mehrheit der Deutschen nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

versteht, und ebenso ein paar Sätze in einwandfreiem Russisch, deren Sinn, wenn auch nicht jedes Wort, fast jeder Deutsche verstehen würde.

Was weiß man vom Russischen, wenn man liest: Potschtamt (Postamt), telegrafirowatj, ssimpatitschnüi, akkuratnüi, buchgalter (Buchhalter), fabrika ssigar, cirkuljar (Cirkular), buterbrott (Butterbrot), konjak usw.

Ja, Russisch ist wirklich eine sehr leichte Sprache, und wegen ihrer aus den Beispielen ersichtlichen sofortigen Verständlichkeit sollte man sie zur Weltsprache machen.

* * *

Eine internationale Hilfssprache, die wirklich ihre Aufgabe erfüllen soll, kann nur e i n e sein, oder sie wird überhaupt nicht sein. Noch bevor eine Sprache allgemein anerkannt ist, ja, bevor noch überhaupt die Überzeugung von ihrer Möglichkeit und Notwendigkeit allgemein geworden ist, mit Verbesserungen zu kommen, die zu Spaltungen führen, und die so entstehenden Systeme als Dialekte zu verteidigen, die sich gegenseitig nicht zu bekämpfen brauchten, das heißt den Zweck der Sache vollständig verkennen. Nach den bisher erreichten Erfolgen von Esperanto ist nicht anzunehmen, daß irgendeine angebliche Verbesserung als selbständiges System Esperanto verdrängen wird. Selbst wirkliche Verbesserungen könnten nur verhältnismäßig unbedeutende Einzelheiten betreffen. Und sollte der spätere Gebrauch hier und da eine Änderung verlangen, so gibt es bei einer international eingeführten Sprache Mittel und Wege genug, solche Änderungen vorzunehmen, ohne das ganze bisherige Gebäude zu zerstören. Kein Esperantist zweifelt daran. Aber die Gegner, die Gleichgiltigen, oder die mit Esperanto nicht vertrauten Freunde der Idee, überhaupt, wer nicht weiß, was Esperanto ist und in welchem Maße es schon zu einem unschätzbaren Kulturfaktor geworden ist, was sagen sie? „Wir warten, bis das eine oder andere System allgemein angenommen sein wird; mögen die Freunde ihren Streit zuerst unter sich austragen."

Und dadurch geht kostbare Zeit verloren, wertvolle Kräfte werden in unnützem und schädlichem Kampfe vergeudet, und der Fortschritt kann um Generationen aufgehalten werden.

Wer da kleinliche persönliche Wünsche, die noch dazu von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk verschieden sind, dem unbedingt zuerst zu erreichenden Hauptziele voranstellt, der begeht ein Verbrechen gegen die Kultur.

Dr. Ernst Kliemke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Der Hamburger. (Herausgeber: Paul Bröcker, Hamburg). 2. Jg. Nr. 9.

Hoffmann von Fallersleben in Hamburg. Von Dr. Adolf Werner.

„. . . . Am 11. August (1841) reiste er (Hoffmann von Fallersleben) nach Helgoland. Hier entstand unser Nationallied, worüber Hoffmann folgendes schreibt: ‚Und doch tat mir bald die Einsamkeit recht wohl: ich freute mich, daß ich nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch mir gehören durfte. Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute, ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand dort am 26. August das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles." . . . Am 29. August spaziere ich mit Campe am Strande.

„Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisdor." Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm: „Deutschland, Deutschland über Alles" und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louid'or auf meine Brieftasche. . . . . .

. . . . . .

Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden.

Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Haydnschen Melodie in Noten, zugleich mein Bildnis, gezeichnet von E. A. Lill.'

Vom 6. bis 14. September verweilte er wieder in Hamburg und kehrte nach einer Kopenhagener Reise gegen Ende des Monats hierher zurück. Auch der badische Abgeordnete Welcker kommt nach Hamburg, ihm wurde am 5. Oktober ein Ständchen vor Streits Hotel am Jungfernstieg gebracht. „Die Schäffersche Liedertafel und die Turner erscheinen und singen bei Fackelschein und mit Begleitung von Hornmusik: „Deutschland, Deutschland über Alles!" Dann spricht Dr. Wille also:

„In der Gesinnung dieses Liedes der Deutschen, das wir so eben gesungen, und dadurch, daß es bei dieser schönen Veranlassung zuerst gesungen worden, eine Weihe erhielt, die es bald durch alle deutschen Lande tragen wird, sei hier dem heldenmütigen, nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutschen Volkes, insbesondere für Preßfreiheit, dem badischen Ständedeputierten Welcker, als dem Mann der Entschiedenheit in Richtung und Tat ein dreifaches Hoch gebracht."

Ein donnernd Hoch ertönt aus tausend Kehlen. Seit der Anwesenheit Blüchers in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmütigkeit nicht gesehen haben. . . . ."

Der abstinente Arbeiter. (Verlag: August Neumann, Berlin SO. 16, Engelufer 19.) 10. Jahrg., Nr. 13.

Branntweinschärfen von G. D. . . . . Seit einiger Zeit und ganz besonders um die Freiburger Pfingsttagung herum las und hörte man entrüstetes Geplärre über die von den Alkoholgegnern ausgestellten gesunden und kranken Organe des Menschen. Es paßt jenen Alkoholinteressenten selbstverständlich nicht in ihren Kram, daß Wissenschaft und Technik heutzutage so vortreffliche Anschauungsmittel vors Volk zu bringen vermögen. Und da gehts mit verhängten Don Quichote-Zügeln gegen uns los: die Sektion der Berliner Methyl-Leichen habe ergeben, daß deren innere Organe nicht so degene-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

riert waren, wie die Moulagen es darzustellen pflegen — — — also lügen die Abstineuten und die — Gelehrten . . .

Unglaubliche Dummheit! Jedes Kind versteht, daß jene Darstellungen der erkrankten menschlichen Organe von lange Zeit fortgesetzten Einflüssen erzählen und von chronischen Krankheiten, daß aber selbstverständlich eine den Methyltrinker in wenigen Stunden dahinraffende akute Vergiftung unmöglich dasselbe Krankheitsbild erzeugen kann wie eine Schädigung, die jahrelang oder gar jahrzehntelang Magen oder Niere, Herz oder Leber, Gehirn oder Lunge zerstört! Ein Kind begreift das. Die Herren Schnapsiers begreifens nicht, oder sie tun so, als begriffen sies nicht.

Sie treibens aber noch viel bunter. Nämlich so: Die Entartung der Organe sei früher manchmal vorgekommen. Heutzutage jedoch nicht mehr! Weil früher allerlei „Unreinheiten" in den Branntwein gemischt wurden, während die Technik es heutzutage gestattet, den Alkohol immer „reiner" herzustellen!

So! so! Da hat ja nicht nur unsereins, sondern sogar der deutsche — Bundesrat den Herren vom Destillierkolben bitteres Unrecht getan, der jetzt endlich, angeregt durch unseres Genossen Wurm Kritik*) vom 25. April, Ausführungsbestimmungen zu § 107 Absatz 1 des Branntweinsteuergesetzes vom 15. Juli 1909 erließ.

Aus diesen Bundesratsbestimmungen geht nun mit erschreckender Deutlichkeit hervor, daß nicht bloß „früher" allerlei „Unreinheiten" in den Schnaps gemischt wurden, sondern daß ihm bis auf den heutigen Tag die allerschädlichsten Stoffe, ja sogar scharfe Gifte zugesetzt zu werden pflegen! (Selbstverständlich bedient sich die Schnapsindustrie aller Länder der gleichen, zum Teil noch schlimmerer, überaus gefährlicher „Schärfen"!)

*) Siehe „Abst. Arb." Nr. 10 (11. Mai d. J.): „Das Nähere bestimmt der Bundesrat".

Nach dem „Deutsch. Reichsanzeiger und Königl. Preußisch. Staatsanzeiger" vom 21. Mai 1912 (Nr. 121, Erste Beilage) hat der Bundesrat sich veranlaßt gesehen, das Folgende zu verfügen:

I. Unter Branntweinschärfen sind solche Stoffe und Zubereitungen zu verstehen, die vermöge ihres Geschmacks oder ihrer berauschenden Wirkungen geeignet und bestimmt sind, den damit versetzten Trinkbranntweinen, einschließlich der Liköre und Bitterbranntweine (Bittern), den Anschein eines höheren Alkoholgehalts zu geben.

II. Als Branntweinschärfen sind insbesondere anzusehen:

1. Mineralsäuren,
2. Oxalsäure,
3. Gebrannter Kalk,
4. Äthyläther,
5. Salpetheräther (Salpetersäureester),
6. Essigäther (Essigester),
7. Fuselöl und fuselölhaltige Zubereitungen,
8. Kampfer,
9. nachstehende Pflanzenstoffe und deren Auszüge:
   a) Pfeffer,
   b) Capsicumfrüchte (spanischer Pfeffer, Paprikapfeffer, Cayennepfeffer),
   c) Paradieskörner,
   d) Betramswurzel,
   e) Ingwer,
   f) Senfsamen,
   g) Meerrettig,
   h) Meerzwiebeln,
   i) Seidelbast,
   k) Sabadillsamen.
10. Gemische, welche unter Verwendung eines der vorgenannten Stoffe hergestellt sind. . . .

Diejenigen Genossen, die im Jahre 1909, als der Boykott in Kraft treten sollte, die „feinen" Unterschiede zwischen Schnaps und „Likören" erfanden, mögen aus dem Wortlaut der Bundesratsverfügung ersehen, daß die Destillateure, soweit es sich um Betrug und schwerste körperliche Schädigung der Konsumenten handelt, nicht den mindesten Unterschied

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

machen und so kolossal gefährliche Ingredienzen wie Oxalsäure, gebrannten Kalk, Fuselöl, Paradieskörner, Meerzwiebeln, Seidelbast, Sabadillsamen und dergl. ganz genau so gut in den ordinären Schnaps wie in den „Likör", ja sogar in den „Bittern" hineinpraktizieren!

Aber hören wir weiter. In Absatz II der Erläuterungen, die der Bundesrat jener Verfügung mit auf den Weg gibt, heißt es:

Das hier gegebene Verzeichnis enthält diejenigen Stoffe und Zubereitungen, die, soweit bekannt, seither zumeist als Branntweinschärfen benutzt worden sind. Die Aufzählung will die im Absatz I vorangestellte allgemeine Begriffsbestimmung an der Hand der Praxis erläutern, soll und kann aber nicht erschöpfend sein, denn wenn das Verbot sich auf diese oder überhaupt auf eine bestimmte Anzahl von Stoffen und Zubereitungen beschränkte, würde es Fälschern immer möglich bleiben, andere für ihren Zweck geeignete Stoffe ausfindig zu machen und sich so der Vorschrift des § 107 des Branntweinsteuergesetzes zu entziehen. Nicht aufgeführt sind außerdem solche Stoffe, die zwar vereinzelt als Schärfen verwendet worden sind, bei denen sich aber die Unzulässigkeit der Verwendung wegen ihrer Eigenschaft als Gift ohne weiteres aus § 12 des Nahrungsmittelgesetzes ergibt. Hierher gehören z. B. Kantharіden und und Koloquinthen . . . .

Also! Die „Fälscher" . . . . . genieren sich nicht, sogar Gifte „vereinzelt" als Schärfen zu verwenden! Sie haben auf das Nahrungsmittelgesetz gepfiffen, und sie werden es weiter tun; denn wenn das Gesetz für sie nichts als einen Zwirnsfaden bedeutete, so wird die neueste Bundesratsverordnung ihnen auch nicht übermäßig imponieren. Sobald das Kapitalsinteresse spricht, müssen eben Gesetz und Volkswohl, Anstands- und Menschenpflichten schweigen!

Im Jahre 1909, als zu Leipzig der Schnapsboykott geboren ward, da wurde der volksgesundheitlichen Seite des Problems nur ganz schüchtern und beiläufig Erwähnung getan. Im September 1912, zu Chemnitz, wenn die deutsche Sozialdemokratie den Schnapsboykott mit allem Ernst und mit gehörigem Nachdruck verschärfen wird, dann soll — das wollen wir hoffen — . . . seine volksgesundheitliche Bedeutung nicht im Hintergrunde bleiben.

Rund um uns

Mehr Obst. Ein guter Apfel gilt mir als die feinste, gute Nüsse als die kräftigste Speise, oder wenn ich alles, was Eßbares auf Baum und Strauch wächst, unter dem Worte Obst zusammenfasse, kann ich auch behaupten: Obst ist die würdigste Nahrung für uns.

Eine entrüstete Ablehnung dieses Satzes habe ich in einer Zeitschrift, in der ein Dr. Hindhede und Dr. Selß ihre Ernährungsgrundsätze darlegen durften, wohl kaum zu befürchten.

Allerdings entspricht der Verbrauch an Obst bei uns auch nicht annähernd seiner überragenden Bedeutung. Bei der letzten amtlichen Obstzählung standen in Deutschland rund 170 Millionen Obstbäume, sodaß auf den Einzelnen etwa drei kommen; das heißt, jeder Deutsche verbraucht im Jahre durchschnittlich

80 Pfund Obst für rund 8 Mk., täglich also für etwa 2 Pfennig. Davon ist der zehnte Teil, im Werte von etwa 50 Millionen Mark, aus Amerika, Tirol, Frankreich und anderen Ländern eingeführt.

Tatsächlich spielt heute noch das Obst bei vielen Menschen die Rolle des fünften Rades am Wagen unserer Mahlzeiten. Nicht um den Hunger zu stillen, sondern weil sie so hübsch dreinschauen, prangen oft die verschiedensten Früchte auf den mehr oder weniger geschmackvollen Aufsätzen. Und weil sie weniger zum Essen, als zum Tafelschmuck dienen, zahlt man dafür Luxuspreise. Man sollte aber mindestens während des Sommers und Herbstes häufig die Abendmahlzeit nur aus Obst bestehen lassen, wie es die Jahreszeit gerade bietet, auch das Frühstück nehme man möglichst oft in der Form von Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen. Besonders bei geistiger Arbeit ist es gar nicht zu vergleichen, wie viel frischer der Kopf dabei bleibt, als wenn man schwer verdauliche Speisen wie Eier, belegte Brötchen und derlei genießt.

Mit der Erkenntnis vom hohen Werte des Obstes wächst unsere Achtung vor dieser Gottesgabe. Es ist ja ganz gut, wenn vorläufig in den Städten allerlei Früchte vom Wagen auf der Straße gekauft werden können; aber möchte sich jemand auf die gleiche Art sein Brot, die Butter mit der Hand in die Zeitungstüte füllen lassen? Es ist auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus besser, sich womöglich einen zuverlässigen Laden zu suchen, wo mit frischer Ware und reinlicher Behandlung gerechnet werden kann.

Und im Winter? Da empfehle ich, sich reichlich mit Vorräten zu versehen. Nüsse bekommt man in den sogenannten Reformgeschäften meistens haltbarer, weil sie da nicht, der schönen weißen Farbe der Schale wegen, geschwefelt sind. Äpfel bezieht man am besten vom Obstzüchter unmittelbar. Zahlt man dann für den Zentner 15—20 Mk., so hat man im Allgemeinen die Gewähr, daß man sorgfältig gepflückte, gut verpackte Ware erhält. Man vergleiche immer die Preise für ein Pfund Äpfel und für Fleisch, so wird man sich leichter entschließen, auf einmal 50 Mk. anzuwenden.

In zweiter Reihe kommt das eingekochte Obst in Betracht. Da wählt man als Haupt-Einmachefrucht diejenige, die im betreffenden Jahre am besten gediehen ist.*) Die verschiedenen Arten des Einkochens und der Frischhaltung nach dem Weckschen oder ähnlichen Verfahren sind ja erfreulicher Weise bekannt genug. Welch stattlicher und leckerer Anblick: ein ganzes Gestell mit Batterien großer und kleiner Gläser, in allen Farben leuchtend!

Aber —. Wenn sehr viele Menschen diese Vorschläge befolgen werden, was doch schließlich der Zweck dieser Zeilen ist, so stellt sich heraus: Es gibt nicht genug Obst. Wie kann abgeholfen werden? Wir brauchen mehr Bäume und gute Träger. Wer selber ein Stück Land zur Verfügung hat, der erkundige sich genau, welche Arten für seinen Boden, für seine Gegend empfohlen werden. Er pflanze wenig Arten, aber solche, die sich auch in der Reifezeit gegenseitig ergänzen. Endlich lasse er sich bei Pflanzung und Pflege von Fachleuten raten, kaufe sich etwa Richters Buch über den neuen Obstbau*). Denn wie oft

*) Über eine neue Art, Obstsäfte in emaillierten Holzfässern aufzubewahren, erteilt die Gesellschaft für Süßmostfässer in Tübingen Aufschluß.

*) Rudolf Richter, Der neue Obstbau. Jungborn-Verlag, Rudolf Just, Bad Harzburg. Preis 2.25 Mk. Richter übt kurzen Wurzelschnitt, verwirft den Schnitt der Zweige in ferneren Jahren. Rigolen und Baumlöcher nennt er schädlich, die Bodenlockerung erfolgt durch eine Humusschichte, die sich bei Kopfdüngung von selber allmählich bildet. Das Buch wird ergänzt von Ludwig Ankenbrands Werk im gleichen Verlage: Die naturgemäße Bekämpfung der Obstschädlinge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben Obstzüchter die Freude und Begeisterung für die Sache des Obstbaues verloren, wenn sie Jahr für Jahr vergebens auf den Lohn ihrer Mühe warten mußten.

Deutschland ist groß genug, sich selber sein Obst zu liefern. Hugo Krauß.

Der Weltbund der Krankenpflegerinnen in Köln. Von den deutschen Frauen außerhalb Rheinlands und Westfalens verhältnismäßig wenig beachtet, aber von Berufsgefährtinnen aus Deutschland und etwa 23 anderen Kulturländern desto reicher beschickt, tagte vom 3. bis 7. August in Köln der Weltbund der Krankenpflegerinnen unter dem Ehrenvorsitz von Mrs. Bedford Fenwick und der Leitung von Schwester Agnes Karll, der unermüdlichen Vertreterin und Förderin der Krankenpflegerinnenreform in Deutschland. Schwester Karll ist die Vorsitzende der Berufsorganisation deutscher Krankenpflegerinnen. Von der Bedeutung dieser Organisation kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß von den 70 000 Pflegerinnen, die wir insgesamt in Deutschland haben, nur 40 000 in geistlichen und weltlichen Verbänden organisiert sind. Unter den 30 000 Nichtorganisierten aber, so führte der Regierungsvertreter bei seiner Begrüßung des Kongresses aus, wählt die von Agnes Karll begründete Berufsorganisation, wie der Weltbund, dem sie angehört, es auch in andern Ländern tut, die zuverlässigsten, tüchtigsten aus. Für Vertiefung des Verantwortlichkeitsgefühls, für umfassendere Ausbildung und Schutz der Schwestern vor Überanstrengung, für Ausbau der Oberinnenstellung zu einer wirklich einflußreichen Stellung, für geklärtere Verhältnisse in betreff der Besoldung, der Alters- und Invaliditätsversorgung, der Frei- und Erholungszeit der Schwestern arbeitet die deutsche Organisation, arbeitet mit ihr der Weltbund. Sie tun es, weil von einem leistungsfähigen Schwesternstande das Wohl und Wehe so vieler leidender Menschen abhängt, weil genügender Nachwuchs für das Pflegepersonal, an dem es jetzt immer fehlt, erst dann gewonnen werden kann, wenn die Arbeits- und Lebensbedingungen der Schwestern — man darf fast sagen: menschenwürdiger geworden sein werden. Geheimer Medizinalrat und Regierungsrat Hecker aus Straßburg, der über die Überbürdungsfrage sprach, stellte nämlich auf Grund reichen statistischen Materials fest, daß nur 10% aller Schwestern länger als 10 Jahre in ihrem Berufe blieben. „Die Gesundheit", so sagte er, „wird zurzeit systematisch zugrunde gerichtet". Häufig vorkommende Selbstmorde und frühe Erkrankung der Schwestern seien in erster Linie auf Überanstrengung zurückzuführen. Schon die ganz jungen Lehrschwestern hätten außer theoretischem Unterricht und außer gelegentlichen zum Tagesdienst noch hinzukommenden Nachtwachen, täglich 10 bis 12 Stunden lang Dienst, die ausgebildeten Pflegerinnen sogar durchschnittlich täglich 14 Stunden. Und zu diesen 14 Stunden kommen auch für die älteren Schwestern wieder noch Nachtwachen, so daß Oberin Meyer aus Dortmund mit Recht von häufig vorkommender 18stündiger Dienstzeit sprechen konnte. Dabei minimale Gehälter, unsichere Alters- und Invaliditätsversorgung in sehr vielen Verbänden und Krankenanstalten. Das alles belegte Geheimrat Hecker mit statistischen Nachweisen. Das sind in der Tat sehr bedauerliche Zustände, bedauerlich ganz besonders, weil es sich hier um einen für die Volksgesundheit so bedeutungsvollen Beruf handelt.

Die Sorge des Mannes für Ausbau dieses echten Frauenberufes, für die staatliche Regelung, ist also ganz unzureichend gewesen. Kein Wunder, daß der Weltbund, der auch für umfassendere, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Schulung der Schwestern, für Einführung staatlicher Prüfungen wie sie nach England und Amerika neuerdings auch Deutschland erreicht hat, eintritt, sich auch ausdrücklich und einmütig für das Frauenstimmrecht erklärte, weil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Mann allein eben doch nur einseitig sieht und schafft, weil nur von Gemeinschaftswirken und Gemeinschaftseinfluß von Mann und Frau im staatlichen Leben Besserung bestehender Mißstände zu erwarten ist. Der nächste Weltbund-Kongreß wird in San Franzisko stattfinden. K.-C.

Mißstände im Prüfungswesen für höhere Lehrer. Wir leben nicht im Zeitalter der Scholastik, sondern in dem der Technik und Naturwissenschaften. Um das gesamte wirtschaftliche Leben unsrer Nation richtig verstehen und beurteilen zu können, sind eingehende naturwissenschaftliche Kenntnisse ein unbedingtes Erfordernis: sie sind es auch für diejenigen, die ihr Beruf nicht an sich schon auf dieses Feld führt, die aber in allen möglichen Fragen des praktischen Lebens die Entscheidung zu haben pflegen, in ganz besonders hohem Maße, also für die künftigen Verwaltungsbeamten, Nationalökonomen, Richter und Anwälte.

Und für die Lehrer, die keinen naturwissenschaftlichen Unterricht zu erteilen haben, sollten sie es nicht sein? Allem Anschein nach nicht. Denn in der Prüfungsordnung für das Lehramt an den höheren Schulen Preußens, des Königreiches Sachsen und der Sachsen-Ernestinischen Staaten Thüringens heißt es unter anderm:

„Die Prüfung besteht aus zwei „Teilen, der allgemeinen und der „Fachprüfung. Bei der allgemeinen „Prüfung kommt es nicht auf die Darlegung fachmännischer Kenntnisse an, „sondern auf den Nachweis der von „Lehrern höherer Schulen zu fordernden „allgemeinen Bildung auf den betreffenden Gebieten."

Geschichte, Erdkunde und Naturwissenschaft gehören nach dieser Prüfungsordnung nicht zur allgemeinen Bildung: nur der ist ein mit einer für das Leben und die Belebung des Unterrichtes genügenden Allgemeinbildung ausgestatteter Oberlehrer, der sich einen Überblick über die Religionslehre der christlichen Kirche, über die Geschichte der Philosophie, der Pädagogik seit dem 16. Jahrhundert und der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert erworben hat.

„Bei den Kandidaten", heißt es dann in der Prüfungsordnung weiter, „welche eine Lehrbefähigung in der „Religionslehre, der philosophischen Pro„pädeutik oder im Deutschen nachweisen, „ist von der allgemeinen Prüfung in „dem betreffenden Fache abzusehen". Diese Bestimmung ist an sich selbstverständlich. Nun aber kommt das Unlogische. Die Wahl der eben genannten drei Fächer für die eigentliche Fachprüfung ist durchaus keine Seltenheit, und die glücklichen Kandidaten kommen sofort um den ganzen Genuß der mündlichen allgemeinen Prüfung. Ganz anders, und ungleich schwieriger, wird die Sache für einen Kandidaten, der für seine Fachprüfung naturwissenschaftliche Fächer gewählt hat, meinetwegen: Chemie oder Physik, Geographie oder Mathematik und Zoologie — Botanik. Für ihn tritt dann die Allgemeinprüfung in allen vier Fächern in Kraft. Der Naturwissenschaftler muß sich eben auf die vier, ihm während seines ganzen Studiums vollkommen fern liegenden Fächer kurz vor dem Examen tüchtig einpauken, während der Kandidat der Philosophie, der Germanistik, und der Religion n u r diese Studien betreibt und in der Geschichte, der Geographie und in den Naturwissenschaften der krasseste Ignorant sein kann und darf. Gelinde gesagt, ist eben für den Naturwissenschaftler „das Maß der in der allgemeinen Prüfung zu stellenden Anforderungen" eine Ungerechtigkeit. Zwar haben ja Philologen und Historiker ebenfalls die ganze allgemeine Prüfung unter Umständen abzulegen; aber der Stoff derselben ist doch für diese Kandidaten lange nicht so fernliegend, wie für den Naturwissenschaftler.

Entweder muß, und zwar schon im Interesse der Fachprüfung, die „allgemeine" Prüfung gänzlich fortfallen, oder sie müßte, je nach der Art der Fachprüfung, mehr den Charakter einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ergänzungsprüfung tragen. Übrigens würde diese sogenannte „allgemeine" Prüfung vollkommen überflüssig, wenn man alle höheren Lehranstalten hinsichtlich des Ausbaues des naturwissenschaftlichen Unterrichtes einer gründlichen Reform unterzöge, wie sie von vielen trefflichen Schulmännern schon oft angeregt wurde, und wenn die höheren Lehranstalten bereits in der Reifeprüfung das verlangen wollten, was unter allgemeiner Bildung zu verstehen ist. Überhaupt sollte es ja mehr die Aufgabe unserer höheren Schulen sein, eine gute Allgemeinbildung für das Leben zu geben, als das Gedächtnis der Schüler mit unnötigem Wissenskram zu überlasten.

Was die Fachprüfung selbst anlangt, so sei an dieser Stelle nur erwähnt, daß Zoologie und Botanik zusammen als ein Fach gelten. In der Prüfungsordnung heißt es: „Die Lehrbefähigung „ist schon dann für die erste Stufe (d. i. „für den Unterricht in den Oberklassen) „zuzuerkennen, wenn der Kandidat nur „auf einem der beiden Gebiete die Lehr„befähigung für die erste Stufe, auf „dem anderen für die zweite (d. i. für „den Unterricht in Mittelklassen) nach„gewiesen hat". Wer also ein tüchtiger Botaniker ist, der ist auch ein tüchtiger Zoologe, und umgekehrt. Hierüber enthält man sich am besten jeglichen Kommentars*); man fragt sich höchstens: Warum fordert man denn in Zoologie und Botanik überhaupt eine Lehrbefähigung für die erste Stufe, wenn diese Fächer in den höheren Klassen fast nie gelehrt werden?

Wie es übrigens hinsichtlich der pädagogischen Tüchtigkeit des Kandidaten aussehen muß, das ergibt sich daraus, daß man von ihm außer jenem oben genannten kurzen Überblick über die Geschichte der Pädagogik nur verlangt, daß er bereits einiges (!) Verständnis für die hohen Aufgaben seines künftigen Berufes gewonnen haben soll. Diese Forderung, die doch wohl die allererste sein sollte, ist gewiß sehr bescheiden, ja das bescheidenste in der ganzen Prüfungsordnung überhaupt. Dafür freilich hat ja der angehende Oberlehrer auch ein Seminarjahr, ein Probejahr und vielleicht auch noch ein paar Jahre als wissenschaftlicher Hilfslehrer zu wirken. Innerhalb dieser Zeit wird sich die Frage seiner pädagogischen Fähigkeit schon entscheiden.

Unwillkürlich kommen einem hier die Worte Goethes in den Sinn: „Könnte man nur den Deutschen etwas „weniger Philosophie und mehr Tat„kraft, etwas weniger Theorie und „mehr Praxis beibringen! Was sie am „meisten bedürfen, haben sie in der Er„ziehung eingebüßt". Für unsere Zeit gilt das leider in noch höherem Maße. Denn es läßt sich unmöglich verkennen, daß die Ausgestaltung unseres gesamten höheren Schulwesens weit zurückgeblieben ist hinter der Entwicklung Deutschlands zur Groß- und Weltmacht.

Dr. Wilhelm Eckardt.

*) Ebenso gedankenlos wie die ganze Bestimmung über die Botanik- und Zoologieprüfung ist die Bezeichnung „erste Stufe", wo es sich tatsächlich um die letzte, die höchste Stufe handelt.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Lindt, Richard: Mißstände im Unterricht und im Prüfungswesen der Hochschulen und ihre Beseitigung. M. 0,65. Gustav Heydenreich, Charlottenburg.

Ponickau, Prof. Dr. Richard: Abstinenzpädagogik in der höheren Schule. M. 0,40. Quelle & Meyer, Leipzig.

Werkbund-Jahrbuch 1912: Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Eugen Diederichs Jena.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 18 16. September 1912

Der „Vortrupp" und die Frauenbewegung.

Wir wollen gerade jetzt, unmittelbar vor der großen Frauentagung zu Gotha, unsre Stellung zur Frauenfrage darlegen. Nicht etwa in dem Sinne, daß davon abweichende Meinungen über die Frauenfrage im „Vortrupp" nicht Platz finden dürften. Aber es scheint uns gut, eben einmal festzustellen, wie wir selbst — die Herausgeber und der Schriftleiter des „Vortrupp", in deren Namen ich spreche, — in dieser Frage stehen.

Als ich nun aber daran ging, die Gedanken über die Sache zu ordnen, da sah ich bald, daß es unmöglich sei, sozusagen ein durchgearbeitetes, systematisches Programm zur gesamten Frauenfrage zu geben: das würde bedeuten, ganze Bücher zu schreiben. Es blieb nichts übrig, als etwas einzelnes herauszugreifen, etwas einzelnes, worüber ich auf dem beschränkten Raum, der mir zur Verfügung steht, verständlich reden kann; etwas einzelnes, das sich aber auch *so* behandeln läßt, daß unsre Stellung zu manchen andern Dingen der Frauenfrage gleichzeitig klar wird.

Der jüngste Feind.

Ich hatte zunächst daran gedacht, über den Aufruf zu sprechen, den der „Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauen-Emanzipation" im Juni erlassen hat; ich habe dann aber bald gefunden, daß dabei nichts Brauchbares herausgekommen wäre. Denn eine Auseinandersetzung mit diesem Aufruf könnte deshalb Sachdienliches kaum ergeben, weil man eigentlich nur feststellen könnte, daß er sich gegen etwas wendet, was es gar nicht gibt: Wenn da gegen die heutige deutsche Frauenbewegung vorgebracht wird, sie erstrebe die „schematische Gleichstellung von Mann und Frau", so zeigt das eine ganz seltsame Unkenntnis des Programms der maßgebenden deutschen Frauenorganisation. Diese Organisation, der „Bund deutscher Frauenvereine", sagt nämlich in ihrem Programm ausdrücklich: „Aus der Tatsache, daß die Geschlechter ihrem Wesen und ihren Auf„gaben nach *verschieden* sind, ergibt sich, daß die Kultur sich um „so reicher, wertvoller und lebendiger gestalten wird, je mehr Mann

„und Frau gemeinsam an der Lösung aller sozialer Aufgaben wirken." Und wenn dann weiter der Aufruf — der sich ausweislich seines ersten Absatzes ausdrücklich gegen die deutsche Frauenbewegung richtet — sagt: „Wir bekämpfen alle Bestrebungen, die geeignet sind, „die Ehe zu lockern, die Familie zu schädigen, die Begriffe von Zucht „und Sitte zu verwirren ...", so ist dieser Angriff mit dem Worte „bedenklich" jedenfalls viel zu milde gekennzeichnet: das Programm des Bundes deutscher Frauenvereine sagt nämlich ganz klar „Mann und Frau sind mit ihrem ganzen sittlichen Verhalten in „gleicher Weise dafür verantwortlich, daß die Ehe als die höchste Form „der Geschlechtsverbindung aufrecht erhalten bleibt." Auch geben die Tatsachen dem Bunde deutscher Frauenvereine recht, wenn er in seiner Gegenerklärung festgestellt hat, daß der Kampf für die Reinheit der Ehe und der geschlechtlichen Sittlichkeit ein wichtiger Teil der Frauenbewegung selbst ist, und daß niemand diesen Kampf entschiedener, unablässiger und folgerichtiger gekämpft hat, als gerade die deutsche Frauenbewegung selbst. Schon diese beiden Beispiele genügen, um zu zeigen, daß man mit dem „deutschen Bunde zur Bekämpfung der Frauen-Emanzipation" gar nicht ernsthaft diskutieren kann, solange er sich nicht die Mühe nimmt, die Tatsachen, die vorliegen, wenigstens kennen zu lernen.

Ein ernsthafter Gegner.

Aber da ist etwas andres, darüber kann man reden. Es ist zwar nicht von heute und auch nicht vom letzten Gestern, aber der „Vortrupp" macht nicht in „Aktualität", und hat das ganz gewiß nicht nötig, wenn die Wirkungen eines Ereignisses andauern, obwohl es nun schon etwas mehr als zwei Jahre alt ist. Also: Am 4. Juli 1910 hielt im alten Rathaussaale zu München der führende Mann der deutschen Rassenhygiene, Professor Max v. Gruber, einen Vortrag. Der Titel des Vortrages hieß „Mädchenerziehung und Rassenhygiene."*); nach dem Inhalte, der weit mehr umfaßte, hätte der Titel sehr wohl auch „Frauenbewegung und Rassenhygiene" lauten können. Und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß Professor v. Gruber hier eigentlich alles das, was das Wesen der heutigen deutschen Frauenbewegung ausmacht, ablehnt, jedenfalls soweit es sich um Frauenerwerb und um die Erweiterung der staatsbürgerlichen Rechte der Frau handelt. Er lehnt das ab als unvereinbar mit den Forderungen der Rassenhygiene.

*) „Mädchenerziehung und Rassenhygiene", Vortrag, gehalten anläßlich der Generalversammlung des Verbandes zur Hebung hauswirtschaftlicher Frauenbildung, von Prof. Max v. Gruber. — München 1910, Verlag von Ernst Reinhardt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. Grubers Vortrag hatte unter anderm die Wirkung, daß v. Gruber in der deutschen Frauenbewegung so ziemlich der bestgehaßte Mann wurde und wohl bis heute geblieben ist. Das ging soweit, daß zwei Monate nach dem Vortrage eine führende Dame der Frauenbewegung für sich und für ihren Verband die Teilnahme an einem wichtigen Kongreß ablehnte, weil — Professor v. Gruber dessen Ehrenvorsitzender war. Solche seltsamen Temperamentsausbrüche waren ja immerhin dadurch zu erklären, daß sie sich an dem gewaltigen Temperament v. Grubers selbst, das an einigen Stellen des Vortrages geradezu vulkanisch hervorgebrochen war*), entzündet hatten. Aber in der Sache kam man damit um nichts weiter.

Denn: einmal schafft man einen Vortrag eines v. Gruber nicht dadurch aus der Welt, daß man sich mit Worten oder Taten über ihn erregt. Dazu ist die Wirkungsmacht dieses Mannes viel zu groß, der eben nicht nur ein beliebiger Professor oder Geheimrat ist, sondern ein Mann, dessen mächtiger Einfluß, besonders auf die akademische Jugend, darin ruht, daß er den Mut hat, auf allen Gebieten das zu

---

*) So zum Beispiel in dem Satze des v. Gruberschen Vortrages: „Eigentlich „sollten — Honny soit qui mal y pense — die jungen Mädchen wie die jungen „Kühe und Stuten geweidet werden." Dieser Satz hat eine ungeheure Masse temperamentvoller Entrüstung ausgelöst, die denn zweierlei übersah: Einmal, daß es sich hier doch eben wirklich nur um die ebenfalls temperamentvolle Einkleidung der Forderung handelte, das weibliche Geschlecht solle in den Entwicklungsjahren vor allen Dingen leiblich gekräftigt und nicht durch geistige Überanstrengung in diesen Jahren vorzeitig geschwächt werden. Und zweitens, daß Professor v. Gruber in den beiden unmittelbar folgenden Sätzen (die aber, weil nicht so schlagwortartig geprägt, nie mit kolportiert wurden), ausdrücklich verlangt: mit dem „Weiden" solle die Pflege und die Entwicklung von Gemüt, Charakter und praktischem Sinn, sowie der Unterricht in Hauswirtschaft, in Lebenskunde und Bürgerkunde verbunden werden. — Ich persönlich bin der Meinung, daß da, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie eine solche Schonung der Töchter in den Entwicklungsjahren zulassen, den Mädchen eine glücklichere Grundlage für das Leben gar nicht gegeben werden kann — auch dann nicht, wenn dieses Leben selbst später geistigen Leistungen und dem Kampfe für die Erweiterung der Frauenrechte gehören wird. Ich glaube auch, daß jeder zu der gleichen Meinung kommen wird, der die miserabeln Wirkungen der geistigen Überanstrengung in den Entwicklungsjahren kennt, der unsre männliche Jugend in unsren höheren Schulen vielfach ausgesetzt ist. — Ich als Mann würde ganz gewiß keine Beleidigung des männlichen Geschlechtes darin erblicken, wenn jemand Das ausspräche, was im sachlichen Inhalt ebenso wahr ist, wie, meiner Überzeugung nach, das vielgeschmähte Grubersche Wort: „Eigentlich sollten die Jüng„linge in den Entwicklungsjahren wie die jungen Stiere und Hengste geweidet „werden". Ich würde vielmehr sagen: „Donnerwetter, wie hat der Mann (oder „die Frau) recht! Wie schade nur, daß den meisten Eltern das Geld dazu fehlt, „um ihren Söhnen diese Wohltat zu erweisen."

D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leben, was er predigt*), und sich um Beifall oder Mißfallen nicht zu kümmern. Der Mann, dem wir unter anderm die prachtvolle Ansprache an die akademische Jugend Münchens verdanken, eine Ansprache, der er den Titel gegeben hat: „Die Pflicht gesund zu sein"**) — der Mann und seine Worte sind nicht einfach wegzublasen.

Weiter aber: die Grundlage, von der v. Gruber ausgeht, ist unerschütterlich richtig. Den Maßstab, woran er die Frauenbewegung mißt, geben ihm die Forderungen der Rassenhygiene. Auch der „Vortrupp" hat (im Leitartikel „Wahl" in der zweiten Nummer) ausgesprochen, „in den großen neuen Gedanken der Rassenhygiene „mündet vorläufig alles Gesunde ein, was in unserm Land und Volk „wächst und wird." Warum das so ist (und warum also v. Gruber recht hat, wenn er auch die Frauenbewegung an diesem Maße mißt) habe ich dort eingehend dargelegt. Hier sei neu hinzugefügt: Was die Forderungen der Rassenhygiene letzten Endes bedeuten, das faßt v. Gruber in dem Vortrage „Mädchenerziehung und Rassenhygiene" klar und treffsicher so zusammen „daß die Erzeugung und Aufzucht eines zahl„reichen, gesunden, kräftigen und tüchtigen Nachwuchses die wichtigste „Aufgabe und Pflicht eines Volkes sei; weitaus wichtiger, als alle „Güterproduktion und alles Männerwerk sonst." Völkern im Naturzustande brauchte man dieses Gebot nicht zu predigen, denn sie tragen es in sich. Unsrer Zeit aber muß man es predigen, weil sie im Rausche wirtschaftlicher Triumphe vergessen hat, daß es letzten Endes nicht auf die leblose Sache, sondern auf den lebendigen Menschen ankommt, daß weder der einzelne, noch auch das Volk schließlich irgend einen Vorteil davon haben, wenn sich lediglich die Sachgüter zu Bergen häufen, der Mensch dabei aber erdrückt wird. Und wo es einmal soweit gekommen ist, daß man dieses Gebot erst besonders predigen muß, da ist es auch berechtigt, an ihm alles andre zu messen: Nicht, weil es nun gälte, Gesundheitsfexerei zu treiben, sondern weil von der Erfüllung des Gebotes einfach das Weiterbestehen des Menschlichen überhaupt abhängt, auch das Weiterbestehen aller menschlichen Kultur; wie denn v. Gruber, in jener Ansprache an die Münchner Studenten „Die Pflicht gesund zu sein", selbst von der höchsten Blüte der menschlichen Kultur, von der Kunst, mit vollem Rechte sagt „denn „ein gesunder Nachwuchs wird immer wieder einmal dazu kommen, „hohe Kunst neu aus sich heraus zu schöpfen; für den Verkommenen „aber sind die größten Meisterwerke stummer Plunder."

*) Zum Beispiel braucht v. Grubers führende Stellung im Kampf gegen den Alkohol gegenüber Vortrupplesern nicht mehr besonders erwähnt zu werden. Auch hier wirkt er am allermeisten durch die Tat seiner Lebensführung: als Abstinent. D. Verf.

**) „Die Pflicht gesund zu sein" von Prof. Max v. Gruber. — München 1909, Verlag von Ernst Reinhardt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darum wägen auch wir vom „Vortrupp" die Frauenbewegung unsrer Zeit auf der Wage der Rassenhygiene. Würde sie hier zu leicht befunden, so wäre sie, auch unsrer Meinung nach, überhaupt gerichtet.

Aber wie wir nun versucht haben, diese Wägung vorzunehmen, da schien uns die Wage anders auszuschlagen, als sie das für das Auge v. Grubers getan hat. Ich will hier nicht etwa eine Kritik von „Mädchenerziehung und Rassenhygiene" geben. Schon um deswillen nicht, weil ich dazu eine Inhaltsangabe geben müßte. Und ich wünsche, daß nicht eine bloße Inhaltsangabe des v. Gruberschen Vortrages gelesen werde, sondern der Vortrag selbst: was ein Mann wie v. Gruber in so wichtiger Sache zu sagen hat, soll man immer selbst lesen, soll es unmittelbar auf sich wirken lassen, und soll sich dann selbst damit auseinandersetzen, wie auch wir das ja getan haben. —

Ich will vielmehr — ausgehend von der Grundlage, die mir mit v. Gruber gemeinsam ist — einen eignen, selbständigen Gedankengang entwickeln, der allerdings, wie sich zeigen wird, zu einem Ziele führt, das dem, das v. Gruber gefunden hat, sehr entgegengesetzt liegt. Ich will, um kürzer sein zu können, meine Untersuchung auch nur für ein einziges Gebiet der Frauenbewegung führen, für die Frauenstimmrechtsbewegung. Das wird genügen, denn die Forderung des Frauenstimmrechts steht — wie Marie Stritt im April auf dem deutschen Frauenkongreß zu Berlin gesagt hat — „heute als Alpha „und Omega der Frauenbewegung im Vordergrunde des Interesses". Und das wird auch besonders fruchtbar sein, denn gerade hier ist ein recht genaues Wägen möglich, ich meine natürlich für nüchterne Personen, die — sich nicht daran genügen lassen, in den (an sich sehr berechtigten) Entrüstungsgefühlen gegen die revolutionären Methoden eines Teils der englischen Stimmrechtsanhängerinnen*) zu schwelgen, sondern — Tatsachensinn besitzen, und daher die Wirkung einer Gesetzgebung selbständig prüfen können.

Wir Deutschen leben in einem Lande, wo das Frauenstimmrecht nur in ganz schwachen Anfängen vorhanden ist: unser Reich kennt es überhaupt nicht, und die Bundesstaaten kennen es für sich selbst ebenso wenig; nur für einige Gemeinden lassen einzelne von ihnen ein aktives Frauenstimmrecht zu, aber manchmal kann auch

*) Der normale deutsche Zeitungsleser erfährt nichts davon, daß die „Suffragetten" mit ihren revolutionären Methoden nur einen Teil der englischen Stimmrechtsanhängerinnen darstellen. In Wahrheit aber gibt es außer diesen „Suffragetten" (deren Organisation „Womens Political and Social Union" heißt) noch die „Suffragists", die in der „National Union of Suffrage Societies" vereinigt sind. Diese „Suffragists" verwerfen die Anwendung der revolutionären Methode („militant tactics") ausdrücklich und öffentlich. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das nur durch einen Vertreter ausgeübt werden. Von irgendeiner Bedeutung des Frauenstimmrechts für das öffentliche Leben des Deutschen Reiches oder seiner Bundesstaaten ist also schlechthin keine Rede. Dagegen gibt es eine ganze Reihe andrer Länder (wir werden sie gleich nennen), wo das Frauenstimmrecht Gesetz ist. Prüfen wir nun, wo die Rassenhygiene im öffentlichen Leben eine größere Macht ist, ob in jenen Ländern oder bei uns im Deutschen Reiche. Ein solcher Vergleich wird um so wertvoller sein, als das Deutsche Reich (sowohl als solches, wie auch in fast allen seinen Bundesstaaten) wohl das am besten regierte Land der Welt ist, das bedeutet: das Land, das die besten und gewissenhaftesten Beamten zur Ausführung der Gesetze und die bestarbeitende Technik der Gesetzgebung und Verwaltung hat. Soweit sich also etwa herausstellen sollte, daß Länder mit Frauenstimmrecht uns in den öffentlichen Dingen der Rassenhygiene überlegen sind, werden die Gegner des Frauenstimmrechts nicht etwa einwenden können, das liege daran, daß jene Länder bessere Beamte oder einen technisch besser arbeitenden Apparat für Gesetzgebung oder Verwaltung besäßen als Deutschland.

Tatsachen.

Das Wahlrecht zu den Staatsparlamenten haben die Frauen in den folgenden Ländern: Zunächst in sechs Staaten der nordamerikanischen Union (nämlich in Wyoming, Colorado, Utah, Idaho, Californien und Washington). Dann in den meisten englischen Kolonien, besonders in Neuseeland und in Australien (hier sowohl für das australische Bundesparlament, wie für die Parlamente der australischen Einzelstaaten), ferner auf der englischen Insel Man in der irischen See, sowie neuerdings in Norwegen und Finnland. — Ein umfassendes Wahlrecht für die Gemeindevertretungen besitzen die Frauen in denselben Ländern und außerdem in einer großen Anzahl weiterer Staaten der nordamerikanischen Union, sowie in England, Schweden, Dänemark und Island.

Über die Wirkung des Frauenstimmrechts liegen aus allen diesen Ländern eingehende Nachrichten vor. Wir werden prüfen, was diese Nachrichten über die Förderung oder Hinderung der Rassenhygiene melden, denn darauf kommt es uns ja an. Es ist aber auch von Interesse, vorher noch einiges Allgemeine aus diesen Nachrichten wiederzugeben. Auffallend ist zunächst, daß sich nirgends, wo das Frauenstimmrecht eingeführt ist, irgendeine Agitation zu seiner Abschaffung geregt hat. Dann: Der nordamerikanische Bundesstaat Wyoming besitzt das staatliche Frauenstimmrecht seit 1869, und durchschnittlich haben es rund 90 vom Hundert seiner wahlberechtigten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauen ausgeübt; und im Jahre 1901, also nachdem man 32 Jahre lang Gelegenheit gehabt hatte, am eigenen Leibe zu empfinden, ob die Wirkungen gut oder schlecht seien, haben Unterhaus und Senat Wyomings beschlossen, die Einführung des Frauenstimmrechts „jedem Staate und jedem Territorium Amerikas als eine Maßnahme „zu empfehlen, die eine höhere und bessere soziale Ordnung verbürgt." — Die Staaten Washington und Californien haben das Frauenstimmrecht erst um deswillen eingeführt, weil es in Idaho, in Colorado und in Utah so vorzügliche Ergebnisse gehabt hatte. Die späteren eigenen Erfahrungen dieser Staaten Washington und Californien gehen dann nach den vorliegenden Berichten dahin, daß sich das Frauenstimmrecht in den Dingen der Sozialpolitik, der Sitte, der Erziehung und des Rechts vortrefflich bewährt hat.

Hierbei ist, wie gesagt, von Dingen der Rassenhygiene noch nicht besonders die Rede, obwohl es ja klar ist, daß in diesen uneingeschränkten Anerkennungen auch das Zeugnis für gute rassenhygienische Wirkungen sachlich mit enthalten ist.

Hervorragend gute Wirkungen, speziell für die Rassenhygiene heben aber die Berichte aus Australien hervor: Durch den Einfluß der stimmberechtigten Frauen ist die Kinderarbeit in den Fabriken verboten, ist das Schutzalter der Mädchen erhöht, ist die Prostitution eingedämmt, sind Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen getroffen worden. Gerade auf Grund dieser rassenhygienischen Errungenschaften (und auf Grund der beiden andern großen Siege für die Rassenhygiene, von denen ich noch besonders sprechen werde, und die mit Hilfe des Frauenstimmrechts auch Australien erkämpft hat), hat die australische Regierung das Frauenstimmrecht als eine vorteilhafte Einrichtung öffentlich anerkannt. — Und aus Colorado rühmen Urteile, die vorliegen (und zwar Urteile von Männern), einen andern rassenhygienischen Fortschritt, nämlich die vorbildliche Jugendpflege, die man dem Einfluß des Frauenstimmrechts verdanke.

Diese Erfolge des Frauenstimmrechts dienen also schon der Rassenhygiene im engeren Sinne.

Zwei große Dinge.

Aber nun kommen wir erst zu den beiden für unsre Untersuchung wichtigsten Leistungen des Frauenstimmrechts für die Rassenhygiene. Ich nenne gerade diese Leistungen deshalb die für unsre Untersuchung wichtigsten, weil sie einmal sachlich von überragender Bedeutung sind, und dann auch, weil gerade sie unmittelbar einen Vergleich der Stimmrechtsstaaten mit dem Deutschen Reiche zulassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Erste ist dies: Das Frauenstimmrecht hat Großes für die Rassenhygiene geleistet in der Regelung der Erwerbsarbeit der Frauen.

Wenn — wie wir ja mit Professor v. Gruber glauben — die wichtigste Aufgabe und Pflicht eines Volkes die ist, einen zahlreichen, gesunden, kräftigen und tüchtigen Nachwuchs aufzuziehen, so ist es eine notwendige Voraussetzung für die Erfüllung dieser Aufgabe, daß die Frauen vor allen Dingen zu guten Ehefrauen und Familienmüttern herangebildet werden. Darum hat Professor v. Gruber unzweifelhaft recht, wenn er diese Heranbildung gleich im ersten Satze von „Mädchenerziehung und Rassenhygiene" fordert. Nun haben aber geschichtliche Mächte Verhältnisse geschaffen, die sich dem widersetzen. Nur wer diese geschichtlichen Mächte richtig erkennt, ist überhaupt in der Lage, zu begreifen, was die Frauenbewegung unsrer Zeit ist. Und daß sehr viele — besonders auch sehr viele Damen — diese Mächte immer noch nicht begreifen, das führt sie dann so häufig dazu, Vorwürfe gegen die Frauenbewegung zu erheben, die da an eine ganz falsche Adresse gehen. Es handelt sich um dies: Bis dicht an das Jahr 1800 heran brauchte fast jeder Haushalt in Stadt und Land eine große Anzahl von Frauenhänden, die seitdem in den allermeisten Haushaltungen mehr und mehr überflüssig geworden sind. Fast jeder Haushalt stellte nämlich damals das Allermeiste, was die Familie brauchte, selbst her — und zwar waren die, die es herstellten, die Frauen im Haushalte. Die Frauen einer Hausgenossenschaft fertigten, um nur Einiges hervorzuheben, die Kleider der Hausgenossen selbst an, und dazu noch aus Stoffen, die sie selbst vorher gesponnen und gewebt hatten. Die Frauen im Haushalte kochten und buken alles, was die Hausgenossen brauchten, sie zogen die Lichter und bereiteten die Seife — und so fort in unzähligen Dingen. Das war der kulturgeschichtliche Zustand der „Hauswirtschaft", den man heute nur noch auf dem Lande kennt, und auch dort in weit beschränkterem Umfange als früher. Nun aber setzten die Verbesserungen der Technik ein, erst einzeln und langsam, dann immer zahlreicher und immer gewaltiger. Man bekam immer vollkommenere Maschinen zum Fabrizieren jener Sachen; und man bekam weiter auch immer vollkommenere Maschinen (Dampfschiffe, Lokomotiven, Telegraphen, Fernsprecher), die das schufen, was wir den „modernen Handel und Verkehr" nennen. Da wurden dann die meisten Gebrauchsgegenstände außerhalb des Hauses so gut und so billig hergestellt und waren außerhalb des Hauses jederzeit so leicht zu bekommen, daß es sich nicht mehr lohnte, sie im Hause anzufertigen und in großen Vorräten aufzuspeichern. Und gleichzeitig ward der Raum, den die Haushaltung zur Verfügung hatte, in den Städten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

immer mehr beschränkt, denn die Bevölkerung, die reißend wuchs, drängte sich in denen zusammen; die Bodenpreise und der Mietzins stiegen, und daher wurden die Wohnungen kleiner und kleiner. Das alles engte das häusliche Arbeitsfeld der Frauen mehr und mehr ein, und damit verloren viele Frauen (erwachsene Töchter, weibliche Anverwandte), deren die alte „Hauswirtschaft" unbedingt bedurft hatte, die Möglichkeit, innerhalb der Haushaltung etwas herzustellen, was man dort brauchte. Ohne solche wirtschaftlich wertvolle Gegenleistung aber konnte man sie in der Haushaltung in der Regel nicht mehr ernähren, weil dazu das Einkommen nicht reichte. So wurden Frauen auf Frauen gezwungen, außerhalb des Hauses erwerbstätig zu werden; in unseren Tagen ist deren Zahl geradezu gewaltig geworden: nach der Berufszählung von 1907 betrug die Zahl der deutschen Frauen, deren Hauptbeschäftigung die Erwerbsarbeit außerhalb des Hauses ist, schon $9^1/_2$ Millionen. Und ihre Zahl steigt ständig. *Diese Tatsachen sind es, wie gesagt, die überhaupt eine „Frauenbewegung" erst geschaffen haben.* Denn sie, diese Tatsachen, die keine Frau herbeigeführt oder auch nur gewünscht hatte, diese Tatsachen schufen für die Frauen die Notwendigkeit, sich zu organisieren, um die Arbeit, die das Geschick ihnen ohne ihr Zutun aufgezwungen hatte, wenigstens zu einer menschenwürdigen zu machen. Es ist seltsam, wie dieser geschichtlich ganz klar liegende Ursprung der „Frauenbewegung" so häufig völlig verkannt wird, verkannt wird besonders auch von den satten und wohlgekleideten Damen, die sich über das „unweibliche" Hineindrängen ihrer hungrigeren und weniger eleganten Geschlechtsgenossinnen in die Männerberufe erregen, und dafür die „exaltierte" Frauenbewegung verantwortlich machen: weil sie zu unwissend oder zu denkfaul sind, um sich klar zu machen, daß diese verhaßte „Frauenbewegung" hier nicht Ursache, sondern eben Wirkung ist.

Nun, daß dieses massenhafte Hinausgedrängtwerden der Frauen in den außerhäuslichen Erwerb und damit auch in den Erwerbskampf, rassenhygienisch sehr bedenkliche Folgen hat, kann nicht bestritten werden. Einmal ganz gewiß deshalb, weil auch die Zahl der Ehefrauen, die in diesen Erwerbskampf geraten, steigt und steigt: die Berufszählung von 1907 ergab 2 800 000 Ehefrauen, deren Hauptberuf die Erwerbsarbeit ist. Und nach meiner Beobachtung des Lebens bin ich überzeugt, daß Professor v. Gruber recht hat, wenn er ausspricht, daß „die physische und psychische Kraft „der Frau — von einzelnen seltenen Ausnahmen abgesehen — nicht „ausreicht, neben der Erwerbs- und Berufsarbeit auch noch die un„geheure Last der Mutterschaft als Gebärerin, Ernährerin und Er-

„zieherin ihrer Kinder zu tragen". Aber zweitens (und das ist noch wichtiger, weil es nicht nur die ja einstweilen immerhin noch verhältnismäßig kleine Zahl der Ehefrauen angeht, sondern alle diese erwerbstätigen Frauen): Überall, wo Frauenarbeit auf den Markt geworfen wird, sind von Haus aus die Frauenlöhne niedriger, als die Männerlöhne; darin aber liegt eine ganz gewaltige rassenhygienische Gefahr: die Frau wird zur Lohndrückerin gegenüber dem Manne, die Frauenkonkurrenz wird eine Schmutzkonkurrenz. Und das macht einmal den Männern die Gründung eines Hausstandes immer schwieriger, dann aber bringen Frauenlöhne, die Hungerlöhne sind, die Frauen, die von diesen Löhnen leben müssen — also die gegenwärtigen oder die künftigen Mütter des Volkes, und damit die Rasse — herunter.

Das verzweifelt Ernsthafte dieser beiden rassenhygienischen Gefahren, die die als Massenerscheinung auftretende Erwerbsarbeit der Frau mit sich bringt, liegt vor allem darin, daß diese Erwerbsarbeit in unsrer Zeit schlechthin nicht beseitigt werden kann. Ich möchte gar keinen Zweifel darüber lassen, daß ich mit Herrn v. Gruber völlig darin übereinstimme, daß es rassenhygienisch (und damit, nach unsrer gemeinsamen Grundauffassung, überhaupt) unendlich viel erfreulicher wäre, wenn wir einen außerhäuslichen Frauenerwerb als Massenerscheinung nicht hätten; daß es ein „sozialer Mißstand" ist, daß wir ihn haben. Aber solange das Rezept nicht erfunden ist, die Masse der erwerbsbedürftigen Frauen wieder in die Betriebsweise der Hauswirtschaft zurückzuführen, — oder vielmehr ehrlicher gesprochen, weil niemals irgendeine Macht der Welt dieses Rezept erfinden oder gar in die Tat umsetzen wird —, so bleibt für die Praktiker eben nur das Problem stehen, wie die Zustände, die wir nicht vernichten können, den Forderungen der Rassenhygiene so anzupassen sind, daß sie weniger schädlich und schließlich womöglich unschädlich werden. Gerade wir, die wir in der Frau vor allem und allem immer wieder die Mutter sehen, dürfen uns nicht damit begnügen, die Forderung aufzustellen, „die Frau gehört ins Haus", weil wir ebensogut verlangen könnten, aus dem Jahre 1912 möge wieder das Jahr 1790 werden. Wir würden damit für die Rassenhygiene, die uns zuerst am Herzen liegt, jedenfalls weniger erreichen, als was für diese die Frauenstimmrechtsbewegung da, wo sie eine Macht im Staate ist, tatsächlich bereits erreicht hat. Die Frauenstimmrechtsbewegung hat nämlich die Beseitigung der weiblichen Schmutzkonkurrenz, und damit des Mißbrauchs unterbezahlter Frauenkraft überall zu einer ihrer Hauptprogrammforderungen gemacht. Sie hat

überall die Forderung aufgestellt, im Verhältnis zwischen dem arbeitenden Manne und der arbeitenden Frau solle der Satz gelten, „gleicher Lohn für gleiche Leistung". Und sie hat — darin stimmen die Berichte aus allen Frauenstimmrechtsstaaten überein — diese Forderung teils bereits durchgeführt, teils ihre Durchführung stark gefördert.

Nun der versprochene Vergleich mit dem Deutschen Reiche, wo wir kein Frauenstimmrecht haben, und wo infolgedessen auch der Einfluß der Frau in allen Zweigen der Staatsverwaltung gleich Null ist: es ist eine einzige Tatsache, auf die ich hinweisen will, aber sie genügt, denn in ihr verkörpert sich ein System: Mitte 1912 hat unsre Reichspostverwaltung den Beschluß gefaßt, im ganzen 8663 Beamtenstellen, die bisher mit Männern besetzt waren, allmählich durch Frauen zu besetzen, — aber mit der ausdrücklichen Begründung, daß auf diese Weise eine jährliche Ersparnis von sechs Millionen Mark möglich sei. — Weil wir in Deutschland kein Frauenstimmrecht haben, und keine Frauen in den Parlamenten, kann unsre Frauenbewegung diese Maßregel nicht beseitigen; sie konnte gegenüber diesem behördlichen Erlaß und gegenüber dem System, dessen Ausfluß er ist, das Interesse der Rassenhygiene nur dadurch verteidigen, daß sie in einem ihrer Organe*) „alle innerhalb der organi-„sierten Frauenbewegung stehenden Frauen" aufgefordert hat, „da-„gegen zu protestieren, daß der Staat Frauen dazu veranlassen will, „durch Unterbietung Männer aus ihrem Berufe zu verdrängen".

Jetzt zur zweiten der ganz großen Leistungen des Frauenstimmrechts für die Rassenhygiene. Und zugleich zum zweiten Punkt, wo wir die Macht der Rassenhygiene in den staatlichen Dingen der Stimmrechtsstaaten unmittelbar vergleichen können mit der Macht der Rassenhygiene in den Dingen der deutschen Staaten und Gemeinden. Es handelt sich um den Kampf gegen eine der größten unmittelbaren Rassenschädigungen, die die Welt kennt, um den Kampf gegen den Alkohol.

Gewiß, dank dem ungemein günstigen Zufall, daß gerade der deutsche Kaiser persönlich für diese Sache ein starkes Verständnis hat, sind im Wirkungsgebiet eines wichtigen Organs des Deutschen Reiches, nämlich der Flotte, gewisse leise Anfänge eines Fortschrittes zu beobachten. Und es kann sein, daß der Einfluß des Kaisers stark genug

*) „Neue Bahnen" (Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B.) Nr. 14 vom 15. Juli 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, um auch im Heere Ähnliches zu bewirken. Im übrigen aber ist die Stellung, die Reich und Einzelstaaten der Deutschen gegenüber diesem rassenhygienischen Problem, das von keinem andren an Wichtigkeit übertroffen wird, einnehmen, in einem kürzlich erschienenen Buche*) sehr hübsch so gekennzeichnet:

„Der erste zweifelhafte Bundesgenosse ist der Staat, in dessen Brust „zwei Seelen wohnen; die eine hat ihren Sitz in den Ämtern der „Medizinalreferenten, des Unterrichtsministeriums, der Versicherungs„träger usw., sie empfindet die schweren Leiden, die der Alkoholismus „dem Staatskörper zufügt und möchte seiner gerne Herr werden; die „andere ist von Sorge um die Staatsfinanzen erfüllt, sie sieht im „Trunke des Volkes den unerschöpflichen Born, aus dem noch weit „mehr Millionen zu schöpfen sind als er jetzt schon spendet, und bäumt „sich daher gegen alle Maßnahmen auf, die diesen kostbaren Brunnen „zum Versiegen bringen könnten. Aus diesem Parallelogramm der Kräfte „resultiert eine unsichere, schwankende, ... Haltung der Re„gierenden, die bald da-, bald dorthin neigen und angesichts ihrer un„leugbaren sozialen und kulturellen Pflicht, den Verbrauch einzuschränken, „mit Scheinhandlungen und armseligen Mittelchen das öffentliche Gewissen „zu beruhigen suchen. Der Staat zerbricht sich den Kopf über die Lösung „des unlösbaren Problems, wie man die Trunksucht einschränken könnte, „ohne den Verbrauch zu vermindern; sein Ideal wäre ein hoher Durch„schnittskonsum, jedermann sollte täglich sein ordentliches Quantum „hinter die Binde gießen, schon aus patriotischen Gründen, aber Exzesse, „Belästigungen der Öffentlichkeit, fatale, offenkundige Unglücksfälle in„folge Mißbrauchs sollten nicht vorkommen; also etwa der stille, in „aller Ruhe zur Entartung führende Alkoholismus der Franzosen mit „17 oder 18 Litern absoluten Alkohols auf das Jahr und den Kopf der „Bevölkerung, aber keine oder möglichst wenig Räusche dabei.

„Dieses ideale Ziel sucht man durch polizeiliche Vorschriften zu „erreichen; man . . . . schließt zu bestimmten Stunden die „Schankstätten, man erläßt ‚Verordnungen', durch die vor Trunksucht „gewarnt wird, und endlich, das ist die Hauptsache, denn es werden „beide Zwecke so schön dadurch verbunden, man verteuert die geistigen „Getränke durch hohe, stets steigende Steuern. Je mehr sie kosten, „desto weniger werden sie gekauft und getrunken, ist die Logik dieser „hochwohlweisen Regierungstätigkeit; leider hat diese Logik arge Löcher, „wie die Herren Finanzminister wohl wissen; darum stimmen sie gern „solcher Antialkoholpolitik zu."

Man darf hierzu vielleicht auch die erhebende Tatsache registrieren, daß das Deutsche Reich für die Bekämpfung des Alkoholismus neuerdings immerhin Summen auswirft, die für das Jahr an eine halbe Million von — Pfennigen herangehen; auch darf erinnert werden an die tiefe rassenhygienische Einsicht, die der Oberbürgermeister von Dresden, Geheimrat Beutler, dartat, als er im

*) „Die Rauschgetränke". Von Dr. A. Holitscher. Verlag von Melchior Kupferschmid, München.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sommer 1911 die Vertreter des Braukapitals seiner „Neutralität" versicherte — er hat gewißlich unter seinen großen und kleinen Kollegen viele, die es ihm in der Erkenntnis rassenhygienischer Probleme gleichtun.

Gegenüber diesen Zuständen in Deutschland genügt ein einziger Blick auf den tatkräftigen und erfolgreichen Kampf gegen den Alkohol[1], der ausnahmslos in allen Gemeinden und in allen Staaten geführt worden ist, wo die Frauen durch das Stimmrecht Anteil an der Regierung haben; der Blick genügt, um zu erkennen, wo in diesem Punkte die Rassenhygiene besser aufgehoben ist: Überall da, wo die Frauen die Gesetze mit machen, haben sie diese Gesetze zu Waffen gegen das schwere Rassengift Alkohol geschmiedet.

Woran es liegt.

Wo liegt nun wohl der Grund dafür, daß gerade in diesen beiden entscheidenden rassenhygienischen Fragen — also bei der Beseitigung des Mißbrauchs unterbezahlter Frauenkraft und beim Kampf gegen den Alkohol — der reine Männerstaat versagt, während die Hülfe des Frauenstimmrechts das Problem zur Lösung bringt? Man findet den Grund, wenn man sich klar macht, worin das Gemeinsame beider Fälle liegt: Beide Male besteht eine dringende, rassenhygienische Forderung, aber in beiden Fällen läßt die sich nicht verwirklichen, ohne daß gewisse wirtschaftliche Interessen geschädigt werden; im ersten Falle die Interessen von Arbeitgebern (oft auch des Staates als Arbeitgebers), im zweiten Falle die Interessen des Alkoholkapitals. Solche Probleme können nur von Menschen gelöst werden, die begreifen, daß die Fragen, die das Schicksal eines Volkes bestimmen, letzten Endes nicht die wirtschaftlichen sind, sondern die rassenhygienischen: weil es — ich sagte das heute schon einmal, aber es kann nicht oft genug gesagt werden — letzten Endes nicht auf die leblose Sache, sondern auf den lebendigen Menschen ankommt; weil weder der Einzelne, noch auch das Volk schließlich irgendeinen Vorteil haben, wenn sich lediglich die Sachgüter zu Bergen häufen, der Mensch dabei aber erdrückt wird.

Das aber wird eben erfahrungsmäßig von Parlamenten und Staatsverwaltungen, in denen auch Frauen sitzen, ohne weiteres instinktiv erfaßt, während es — ebenfalls erfahrungsmäßig — ein Wesenszug des reinen Männerparlamentes und der rein männlichen Staatsverwaltung ist, daß sich bei ihnen rein wirtschaftliche Dinge mit ungeheuerster Einseitigkeit in den Vordergrund drängen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mir scheint, es ist nicht allzu schwer zu erkennen, warum das so sein m u ß. Ich glaube, man kann das Wesen dieser Notwendigkeit gar nicht besser fassen, als in einige Worte Professor v. Grubers, die er in dem Vortrage „Mädchenerziehung und Rassenhygiene" — natürlich in ganz anderm Zusammenhange — ausspricht: „Mann „und Frau sind aber tiefgehend verschiedenartig; die Frau ist nicht „minderwertig, sondern eigenwertig! . . . Wie sie körperlich dazu „geschaffen ist, Mutter zu werden, so ist sie auch geistig ihrer „Hauptaufgabe angepaßt." Nun, dieser Mutterinstinkt befähigt die Frau nicht nur zur Aufzucht der eignen Kinder, sondern er gibt ihr auch ein unmittelbares Verständnis für das, was der Erhaltung und Aufwärtsentwicklung der ganzen Rasse dient, und verleiht ihr die Kraft, in Lebensfragen der Rasse über tausend und tausend Quisquilien finanzieller und juristischer Art hinwegzuschreiten, an denen reine Männerparlamente erfahrungsmäßig hängen bleiben. Das zeigt eben die Geschichte aller Parlamente, in denen auch Frauen sitzen, oder an deren Bildung Frauen wenigstens mitgewirkt haben.

Wohin man in Lebensfragen der Rasse gerät, wenn die Entscheidung über sie in der Hand reiner Männerparlamente liegt, das zeigt ein Beschluß des deutschen Reichstages vom Mai 1912. Der deutsche Reichstag hat es damals bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung abgelehnt, wichtige Teile der Mutterschaftsfürsorge zwingend zu machen: diese Teile waren das Schwangerengeld und sodann die Hebammendienste und die ärztliche Hilfe bei der Niederkunft und bei Schwangerschaftsbeschwerden. Die Ablehnung ist erfolgt, trotzdem eine Eingabe der Preußischen Landeszentrale für Säuglingsschutz vorlag, worin die Abgeordneten auf das dringendste gebeten wurden, diese Dinge unter den Zwang des Gesetzes zu stellen. Die Eingabe war unterzeichnet von Männern der Wissenschaft, von Universitätsprofessoren, von Leitern in Entbindungsanstalten und Kinderasylen. Es standen unter der Eingabe die Leibärzte des Kaisers und der Kaiserin, der Kabinettssekretär der Kaiserin, hohe Beamte, vortragende Räte im Preußischen Kultusministerium und die Gräfin Schwerin-Löwitz als Vorsitzende der Ortsgruppe Berlin des deutsch-evangelischen Frauenbundes. Alles das hat nichts genützt: nicht nur die Mehrheit des Reichstages, sondern auch die Regierung haben gefunden, die Sache sei zu teuer; ja, die Regierung hat sogar erklärt, wenn der Reichstag diese Dinge annehme, dann lasse die Regierung die ganze Reichsversicherungsordnung scheitern. — Mehr noch: die Mehrheit des Reichstages hat dann sogar schließlich noch den Grundsatz, daß Wöchnerinnen durch ein Wochengeld von acht Wochen unterstützt werden sollen, zu ungunsten der Landarbeiterinnen durchbrochen: gegenüber solchen

Wöchnerinnen, die Mitglieder der Landkrankenkasse sind und nicht der Gewerbeordnung unterstehen, kann nunmehr die Kassensatzung den Wochengeldbezug bis auf vier Wochen herunterdrücken.

Es ist nicht zuviel behauptet, daß derartige Beschlüsse in einem Parlament, in dem nicht der rassenerhaltende Mutterinstinkt der Frauen völlig ausgeschaltet gewesen wäre, niemals hätten gefaßt werden können. Man möchte sagen, daß dieser eine Vorgang im deutschen Reichstage genügt, um darzutun: Rassenhygiene ohne Frauenstimmrecht ist ein Messer, dem die Klinge fehlt; im reinen Männerparlament scheitern ihre dringendsten Forderungen an nüchterner Routine und kurzsichtigem Utilitarismus.

Urteil.

Ich bin nicht blind dafür, daß, wie jede irdische Einrichtung, auch das Frauenstimmrecht seine Nachteile hat. Auch einen Nachteil für die Rassenhygiene: es ist unvermeidlich, daß im Kampf für die Erringung des Frauenstimmrechts ein Teil weiblicher Kraft verbraucht werden wird, ein Teil, der also der leiblichen Weitergabe der Rassenkraft an das nächste Geschlecht dann nicht mehr direkt zugute kommen kann. Diese Verluste sind da, wenngleich allerdings ihre Zahl leicht überschätzt werden wird: man darf nicht vergessen, daß unter den Frauen, die für die Dinge der Öffentlichkeit, und besonders für das Frauenstimmrecht, arbeiten, nicht wenige sind, die die Jahre, und auch die erfüllten Aufgaben, der Mutterschaft hinter sich haben; und was die jüngeren angeht, so ist bei denen davon, die der Kampf verbraucht hat, sehr oft zu fragen: wären nicht die meisten von ihnen unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie der Frauenerwerb geschaffen hat (der Frauenerwerb, den heute bei uns in Deutschland noch kein Frauenstimmrecht den Forderungen der Rassenhygiene anpaßt), ohnehin nicht zur Mutterschaft gelangt? Immerhin, die Tatsache dieser Verluste, und damit eines Nachteils für die Rassenhygiene, muß zugegeben werden.

Aber diese Opfer sind eben nötig, damit sich das rassenerhaltende Wesen der Frau in der Zukunft erst wahrhaft und ungehindert entfalten kann, damit überhaupt die Rassenhygiene im öffentlichen Leben aus einem Ideal einiger Gelehrter und Vaterlandsfreunde eine Macht werde:

Vergegenwärtigen wir uns, was wir gesehen haben. Nicht theoretische Erwägungen, nicht vorgefaßte Meinungen, auch nicht Gefühle der Zuneigung oder Abneigung, sondern harte Tatsachen haben uns erkennen lassen: Alle Erfahrungen, die bisher gemacht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, sprechen eindeutig dafür, daß sich rassenhygienische Forderungen in der Öffentlichkeit nur durchsetzen lassen, wo Frauen in den Parlamenten und in der Staatsverwaltung mitwirken. Vor allem gilt das bei der rassenhygienischen Regelung des Frauenerwerbes: Der Frauenerwerb als Massenerscheinung ist eine Tatsache, die kein frommer Wunsch — und auch kein Haß und kein Geschrei über „Unweiblichkeit" — heute aus der Welt schaffen kann. Aber er läßt sich so regeln, daß er der Mutterschaftsaufgabe der Frau nicht mehr so feindlich ist, wie er das zum Beispiel heute in Deutschland unleugbar ist; Frauenstimmrechtsstaaten haben solche besseren rassenhygienischen Verhältnisse für den Frauenerwerb geschaffen, andre Staaten nicht. Und ebensowenig kann — das lehrt wiederum ganz eindeutig alle Erfahrung — die Mitarbeit der Frau in Gesetzgebung und Verwaltung entbehrt werden, wenn man die andern großen Rasseschädigungen, vor allem die Schädigung der Rasse durch den Alkohol, ernsthaft beseitigen will.

Im Endergebnis: die Opfer, die an weiblicher Kraft — und damit an Mutterschaftskraft — gebracht werden müssen, um das Frauenstimmrecht und damit die Möglichkeit besserer rassenhygienischer Zustände zu erreichen, sind immer noch unendlich viel geringer, und sind vor allem auch vorübergehender, als die Opfer an gleicher Kraft, die wir für alle Zeiten bringen müssen, wenn wir die Frau von der Mitwirkung in Parlament und Staatsverwaltung ausschließen.

Die heutige Frauenstimmrechtsbewegung, und überhaupt die ganze heutige Frauenbewegung, ist letzten Endes eine Bewegung für das Recht der Mütter des Volkes, kraft ihrer Erfahrungen und ihrer rassenhygienischen Instinkte das Geschick ihrer Kinder mitzubestimmen. Und ebenso ist sie umgekehrt auch eine Bewegung für das Recht des Volkes darauf, daß ihm bei der Leitung seiner Geschicke die Erfahrungen und die rassenhygienischen Instinkte seiner Mütter mit zugute kommen.

Die heutige Frauenbewegung ist die Vorstufe zu einer großen Mütterbewegung; in diesem Sinne möchte auch der „Vortrupp" ihr Organ sein.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wer ist gebildet?

Wie sich jede Münze im Laufe der Zeit abgreift, so auch unsere Worte und Begriffe. Je häufiger ein Wort in den Mund genommen wird, desto mehr wandelt sich seine Bedeutung, desto mehr wird es aber auch zur Phrase, die schließlich nur noch der oberflächlich Denkende anwendet, um unter ihr seine innere Unklarheit zu verdecken. Auch Begriffe wandeln ihren Inhalt, werden unklar und verschwommen.

So ist es auch dem Begriffe „Bildung" ergangen. — Der eine versteht dies, der andere das darunter. Wir sollten ihn überhaupt nicht mehr gebrauchen und ganz aus unserem Wörterbuche streichen; er ist schon zu sehr „ramponiert" und abgegriffen.

Doch gerade der Begriff „Bildung" ist einer der wichtigsten Grundbegriffe der Erziehungswissenschaft. Er hat den Erziehern und Lehrern jahrzehntelang den Weg für ihre Arbeit gewiesen. Durch Erziehung und Unterricht soll das Kind gebildet werden. Es soll zu einem Bilde werden. — Zu einem Abbilde des Erziehers etwa? — Man braucht nur diese Frage zu stellen, um zu erkennen, wie wenig die frühere Auffassung der Bildung noch der heutigen entspricht. Nein, nicht eine Kopie des Erziehers soll der Zögling werden, sondern ein Originalbild, eine Persönlichkeit.

Und dieses Ziel verfolgte man auch in den Jahrzehnten, als das Trugbild der „allgemeinen" Bildung die Köpfe verwirrte. Ja, wir haben das Idol der „allgemeinen" Bildung selbst heute noch nicht überwunden. Es beherrscht noch heute unser staatliches Schulwesen. Der „allgemeinen Bildung" wollen noch heute Volksschule und Gymnasium in ihrer Weise dienen. Und sie verstehen unter „allgemeiner" Bildung ein sorgfältig abgewogenes und ausgewähltes Wissen aus allen Gebieten menschlicher Erkenntnis, das in homöopathischen Dosen dem Kinde täglich vorgesetzt wird und das durch eine Unsumme von Fleiß und Geduld und durch immer wiederholte Übung dauernd dem Gedächtnis der Schüler eingeprägt werden soll.

Komisch! Trotzdem gerade im letzten Jahrhundert die Wissenschaft nach allen Richtungen hin in die Breite und Tiefe gedrungen ist und eine Ausdehnung erhalten hat, die vor hundert Jahren noch niemand ahnen konnte, so daß selbst der bedeutendste Gelehrte längst nicht mehr imstande ist, die ungeheuren Schätze des Wissens zu erfassen und zu umfassen, strebt doch die Schule noch immer unentwegt nach Abrundung des Lernstoffes und nach Übersicht. Sie wähnt sich immer noch im Besitze des roten Fadens, der den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schüler durch das Labyrinth unseres Wissens führen könnte. Ungewollt erzieht sie dadurch zu einem wertlosen, oberflächlichen Allgemeinwissen, dessen Erlangung eine Unsumme von Kraft fordert, das aber keine Kräfte im Kinde weckt.

Wir sind heute wohl so weit, daß wir allgemein den Unwert dieses falschen Erziehungsideals erkannt haben. Es steckt in ihm der letzte Rest des mittelalterlichen Ideals der Polyhistorie. Daß es sich tatsächlich in unseren Schulen noch um Vielwisserei handelt, beweisen das Realienbuch, die weltliche Bibel des Volksschülers, und die tausend Leitfädchen (Leidfädchen) und Lehrbücher (Lernbücher) des Gymnasiasten.

Im Gegensatze nun zu der hier gekennzeichneten Auffassung der alten Schule steht das neue Ideal der Schulreform. Sie sieht davon ab, dem Schüler immer aufs neue magere Übersichten über das endlos weite Gebiet des menschlichen Wissens zu bieten. Eine Sache, die kein Erwachsener mehr zu übersehen vermag, kann und soll auch das Kind nicht zu übersehen versuchen! Statt wertloser Übersichten will sie Einsichten vermitteln. Sie geht dabei von der sehr richtigen Erkenntnis aus: Es ist ganz gleichgültig (oder doch erst in zehnter Linie wichtig), an welchen Stoffen die Kräfte des Kindes wachsen, ob es mit sogenannten Lücken im Wissen ins Leben hinaustritt oder nicht. Wichtig dagegen ist allein, daß die Kräfte durch das Eindringen in irgend ein Wissensgebiet stark wachsen. Und zwar so tief soll das Kind in ein Wissen eindringen, daß die wertvollsten Kräfte, über die es verfügt, nämlich die produktiven, die schöpferischen Kräfte, angeregt werden.

Somit ist also im modernen Sinne nur derjenige wirklich gebildet, der sich in ein Gebiet des Wissens so hineingedacht und eingefühlt hat, daß er dadurch zu selbständiger geistiger Tätigkeit angeregt wird.

Ein Wissen, das nicht ein Können gebiert, ist und bleibt ein totes Kapital für den Menschen. Erst diejenigen Erkenntnisse, die die Schöpferkraft in Bewegung setzen, bedeuten für den Einzelnen und auch für die Gesamtheit wirklichen Kulturfortschritt.

Der alten Schule muß derjenige als der Gebildetste erscheinen, der das dickste Konversationslexikon im Kopfe trägt, der Zukunftsschule wird erst derjenige als der Gebildetste erscheinen, von dem die meisten produktiven Anregungen für das eigene Leben und für das der Gesamtheit ausgehen. Die alte Schule überfütterte das Kind, machte es lernfaul, träge und blasiert. Die neue wird in ihm den Hunger nach immer tieferer Erkenntnis zu wecken suchen. Die alte nahm wenig oder gar keine Rücksicht auf die Individualität, auf die besondere Veranlagung der Kinder. Alle Schüler sollten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglichst gleichmäßig in sämtlichen Fächern des Wissens fortschreiten. Die neue will allmählich mehr und mehr nur das Wissen vermitteln, wonach die besondere Veranlagung der Kinder selber verlangt.

Die alte Schule päppelte alle Zöglinge gleichmäßig mit derselben sorgfältig abgekochten Universalsuppe auf und war unerbittlich gegen diejenigen, denen die lauige Schulbrühe nicht schmeckte. Die Zukunftsschule wird das Kind an eine reichbesetzte Tafel führen und ihm selber die Wahl der Speisen überlassen.

Es herrscht tatsächlich eine Übereinstimmung zwischen physischer und geistiger Nahrungsaufnahme. Gerade wie körperliche Gesundheit auf einer Harmonie der physiologischen Prozesse beruht, so auch die geistige auf Harmonie der psychischen Prozesse. Unser Körper wächst durch Nahrungsaufnahme, Verdauung und durch Um- und Weiterbau des Körpers. Diesen drei Vorgängen entsprechen genau drei andere auf geistigem Gebiete. Auch unsere Seele nimmt Nahrung auf durch die fünf Sinne, durch die Erfahrungen und Erkenntnisse, die der Mensch macht. Auch sie muß die Eindrücke „verdauen", indem sie dieselben durchdenkt und gefühlsmäßig innerlich neuerlebt. Und dem Wachstume des Körpers entspricht dann auf geistigem Gebiete die schöpferische Tätigkeit des Geistes. Gerade wie ein Mensch, der immer nur physische Nahrung in sich aufnimmt und sie verdaut, aber nicht seine Kräfte in körperliche Arbeit umsetzt, schließlich vertiert und im eigenen Fette erstickt, so muß auch derjenige entarten, der gezwungen wird, geistig nur rezeptiv tätig zu sein. Ohne produktive Betätigung keine geistige Gesundheit!

Diese Erkenntnis hat sich in den letzten Jahren immer mehr Bahn gebrochen. Man erkennt aber auch mehr und mehr ihre riesige Bedeutung für die Zukunft unserer Nation. Dasjenige Volk wird im Kampfe ums Dasein als Sieger hervorgehen, das die größte Zahl produktiver Naturen hervorbringt, d. h. über die größte Zahl an Menschen verfügt, die auf irgend einem Gebiete des Könnens neue Werte schaffen, von denen Anregungen zu Neugestaltungen und Neugründungen hervorgehen.

Wir leben jetzt in einer Periode der Entwicklung, die uns täglich umwälzende Erfindungen und Entdeckungen auf technischem Gebiete beschert. So freudig wir nun auch diesen Aufschwung auf maschinellem Gebiete begrüßen dürfen, so sehr muß man bedauern, daß es sich hier doch nur um eine Einseitigkeit in produktiver Tätigkeit handelt. Schöpferisch kann und soll eine Generation aber auf jedem Gebiete sein.

Man wende mir nicht ein, daß immer nur verhältnismäßig wenige berufen seien, neue Gedanken zu finden und zu verwirk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen. Das stimmt einfach nicht!! Wenn man auch nicht umgekehrt behaupten darf, daß ausnahmslos alle Menschen schöpferisch veranlagt seien, so sind es doch zweifellos viel mehr als man gewöhnlich glaubt. Wer Kinder kennt, weiß das. Unter 50 Kindern sind bestimmt 40, die nach irgend einer Seite hin produktive Fähigkeiten offenbaren. Wer Kinderzeichnungen gesehen, Kinderaufsätze gelesen hat, wer Jungens beim Basteln und Formen und beim Spiel beobachtet hat, wer Kinder erzählen und fragen hört und sich mit ihnen längere Zeit unterhalten hat, wird mir Recht geben.

Und das ist der schlimmste Fehler, den die Schule gemacht hat, daß sie kein Verständnis hatte für das Schöpferische im Kinde. Mitleidig lächelte man, und als kindische Spielerei faßte man alles auf, was das Kind aus innerstem Drange selbst schuf. Ungeheure Kapitalien sind damit unserem Volksleben unrettbar verloren gegangen!

Allgemein beklagt man die große Zahl der Herdenmenschen in Deutschland, die nicht selbst denken, nicht selbst fühlen und die keinen eigenen Willen haben, die nur nachbeten, was sie von anderen gehört haben, nur fremde Empfindungen nachfühlen und nur tun, was andere ihnen vorschreiben und vormachen! — Und die wenigsten bedenken, daß die meisten dieser Herdenmenschen von heute einmal Ursprünglichkeit besaßen, als sie noch — Kinder waren.

Das beste Kapital unserer Volkskraft wird ruiniert durch eine falsche Erziehung, durch einen Unterricht, der ein verfehltes und unwürdiges Ziel erstrebt: Vermittlung einer „allgemeinen" Bildung als einer Summe „wichtigster Kenntnisse".

Soeben versendet der „Bund für Schulreform" seine Einladungen für den 2. deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde, der in München am 3.—5. Oktober d. J. stattfindet. Es sind tief einschneidende und für den Erzieher wichtige Fragen, die auf dieser Tagung verhandelt werden sollen. Professor Windelband, Heidelberg, spricht über „das Wesen der Bildung und ihre Bedeutung für die Schule". Sein Vortrag wird der grundlegende sein, alle nachfolgenden beschäftigen sich mit Folgerungen und Anwendungen einer modernen Auffassung des Begriffes Bildung für die Ausbildung des Lehrers.

Möchten doch von diesem Kongresse recht viele Anregungen zur Umgestaltung unseres Schulwesens ausgehen!

Heinrich Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie kommen die Films zu uns?

Woher „die Films" — die kinematographischen Bilderbänder — kommen, habe ich in einer der letzten Vortrupp-Nummern gezeigt. Der Leser wird sich erinnern, daß es ein eisenfester Trust von höchstens einem Dutzend ausländischer Firmen ist, der die Films zu liefern pflegt; und daß diese Firmen wieder, im Grunde genommen von einer oder zwei Firmen (Lumière, Edison) abhängig sind, die den Rohfilm herstellen. Diesen Rohfilm aber erhalten nur Großeinkäufer (zum Preise von etwa 55 Pfg. das Meter); und auch sie nur, wenn die betreffenden Gönner — nichts gegen sie einzuwenden haben. Das könnte aber leicht geschehen; sie würden, zusammen mit ihren Großabnehmern, gegen Jeden etwas wesentliches einzuwenden haben, der, wenn auch aus reinem Edelmut und lauterer Volksbeglückungsabsicht, — das Geschäft zu mindern oder zu stören versuchte.

Das „Geschäft" ist also ausschlaggebend für die Art, wie die Films zu uns kommen. Das Geschäft — nicht das der Kinobesitzer, ob Reformer oder Philister, sondern des Trusts. Worauf beruht dies Geschäft, und welches sind seine Interessen?

Das Geschäft beruht darauf, daß jedes Meter Film, das roh etwa 55 Pfg. kostet, unabänderlich für 1 Mark bespielt und fertig weiter verkauft wird. Das besagt also, daß je 1000 Meter Film Negativ und Positiv allein über 1000 Mark Herstellungskosten verursachen, und daß eine gewisse Menge Positive abgesetzt werden müssen, damit überhaupt ein Geschäft daraus wird. Zu den Rohkosten des Films treten dann noch die für Entwicklung des Negativs, Trocknen, Kopieren, Entwicklung des Positivs, abermaliges Trocknen, Durchlochen der Ränder usw. Das kostet mühsame, zeitraubende Arbeit, Gehälter und Löhne; dazu kommt die Amortisation (Abzahlung) von Maschinen und Einrichtungen, deren Preise in die Tausende gehen. Die Herstellung je einer Kopie hält aber je eine Reihe solcher Maschinen, Einrichtungen und Arbeitskräfte besetzt. Ein Haus, das Geschäfte machen will, muß also eine große Menge solcher Maschinen und Einrichtungen und gleichzeitig ein riesiges Arbeitspersonal haben. Das gilt schon für die einfachen Naturaufnahmen. Die meisten Aufnahmen entstehen aber ganz anders: es sind nicht Natur-, sondern „gestellte" Aufnahmen. Damit steigen diese Kosten ins Phantastische. Entweder diese „Dramen", Possen u. dgl. werden „im Hause" hergestellt. Dann gehört dazu eine vollständige Theateranlage von solchem Umfang, daß manche Hofbühne darauf neidisch sein dürfte; die Firma Pathé Frères hat z. B. allein in Paris drei solcher völlig ausgebauter Theater. Kinematographische Innenaufnahmen sind aber nur bei künstlichem (Kalt-)Licht möglich; dessen Anlage und Betrieb kostet wieder viele Tausende. Oder die Aufnahmen finden, wie es sehr häufig geschieht, im Freien — vor einem oft wunderbar schönen „echten" Natur- oder Kulturhintergrunde — statt; dann treten die Kosten für Reise und Beförderung ganzer Schauspielergesellschaften hinzu. Deren Gehälter — meist

werden die Darsteller dauernd engagiert — sind auch nicht zu vergessen. Es befinden sich oft riesige Reklamegagen für „Stars" darunter. So „gastierte" Mlle. Polaire, „die Dame mit der dünnsten Taille" (!) eine Woche in Deutschland „in zwei neuen Filmsensationen" für das „Riesenhonorar von 15 000 Mk." Solche Summen sind nichts seltenes. Ist es doch der Ehrgeiz dieser Firmen, womöglich die zugkräftigsten Namen zu gewinnen. Ferner kommen oft viele hunderte von Statisten, Kostüme, künstliche Aufbauten im Freien hinzu und ähnliches mehr. Rechnet man alles zusammen, so wird man es sich wohl erklären können, daß z. B. eine dramatische Vergewaltigung der Odyssee an 150 000 Mark, ein „Leben Jesu" der Firma Pathé Frères von 950 Meter Länge etwa 200 000 Mark „Spesen der Inszenierung" gekostet hat.

Es ist (und bleibt vorläufig) ein Stück Jahrmarkt, das Kinotheater, durchaus auf Augenblickswirkung angewiesen. Den Tausenden von Kinobesitzern in aller Welt können nur einfache, gleichsam automatische Geschäftsbedingungen geboten werden, deren Zweck es ist, die mit so ungeheurem Risiko hergestellte Ware sicher, reichlich und regelmäßig auch wieder loszuwerden. Es kommt hinzu, daß kein einzelnes Kinotheater einen Film kaufen kann. Das würde sich nur bei monatelanger Vorführung rentieren; aber das Interesse wenigstens der breiten Volksschichten ist gerade der „dramatischen" und „Sensations"-Kost gegenüber in höchstens einer Woche erlahmt. Viele wechseln sogar zweimal die Woche. Wenn also der Film in einem Theater eine Woche gespielt ist, so geht er in ein anderes, an einem anderen Orte; und so weiter zehn Wochen und mehr, bis er zerfetzt und wertlos ist. In der Tat muß also — in der einen oder anderen Form — stets eine ganze Reihe Filmabnehmer eine Einkaufsgenossenschaft bilden. Auch das beeinflußt nicht nur den Durchschnittswert der Ware (es muß „Fabrik"- und „Massen"-Ware sein), sondern zwingt zu einer großen, einfachen Geschäftsform.

Und das ist die folgende: alle Films kommen an einem bestimmten Tage in der ganzen Welt „heraus"; sie laufen nur einmal, und überall gleichzeitig; es wird nur die für diesen einmaligen Turnus nötige Zahl Abzüge hergestellt; nach deren Verbrauch ist der Film wertlos und wird nie wieder aufgelegt. *Auf dem Absatz einer Woche beruht also das ganze Filmgeschäft* — und er ist es, der nun das „Wie" bestimmt, nach dem Films zu bekommen sind.

Zunächst haben also die Filmfirmen das größte Interesse daran, daß die Kinotheater auch wirklich ihr Programm nur aus den jeweiligen *Neuerscheinungen* decken. Es kann dem Kinobesitzer unmöglich die Freiheit gelassen werden, seine Films „nach Geschmack" zu wählen. Würde das allgemein Gebrauch, so könnten, ja würden gewiß manche Bilder, die hunderttausende gekostet haben, liegen bleiben. Daß dafür ältere begehrt werden, wäre kein genügender Ersatz. Denn einmal bliebe *dies* Geschäft nicht in den Händen der Fabriken selbst. Ferner würde es die Ansammlung eines riesigen toten Kapitals an alten Negativen und Kosten für deren Registrierung, Verwaltung, oftmalige Probevorführungen usw. verursachen. In das ganze Geschäft würde Unruhe und Unsicherheit getragen werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und man wäre zu einem Rechnen mit bescheideneren Gewinnen und größerem Risiko gezwungen. Es kommt auch in Betracht, daß die Negative nur eine bestimmte Anzahl Abzüge aushalten und daher die Lieferungsmöglichkeit großer Firmen, selbst wenn von derselben Aufnahme mehrere Negative vorhanden sind, oft schon durch den Wochenbedarf erschöpft ist.

Aus diesem Grunde ist also ein Zurückgreifen auf ältere Films im Geschäftsverkehre nach Möglichkeit erschwert. Erhalten kann man sie — wenn nicht ein Zufall günstig ist, wenn nicht etwa irgendwo liegengebliebene Exemplare im Zwischenhandel sind — nur durch Barbestellung bei den Urfirmen im Ausland, ohne vorherige Prüfung. Mir haben früher einmal einige Firmen, besonders eine in London, die Vergünstigung gewährt, für eine Mustervorstellung des Vereins „Bild und Wort" Filmteile nach älteren Negativen unter eigener Auswahl kaufen zu dürfen. Die Arbeit beschäftigte mich und einen anderen eine Woche lang täglich bis zur Erschöpfung. Es wurde mir aber zur Bedingung gemacht, diese Vergünstigung überall als vereinzelte Ausnahme zu bezeichnen, und ich weiß, daß dem Inhaber eines „Muster"kinotheaters auf der Dresdener Photographischen Weltausstellung 1909 kurz zuvor der gleiche Wunsch von der gleichen Firma abgeschlagen worden war. Man muß dann auch meist den ganzen Film nehmen, kann nicht wählen. Und wenn man ihn hat, — was dann? Man bleibt damit sitzen! Denn schwerlich findet man einen Turnus von weiteren Abnehmern zusammen, wodurch erst (s. o.) die Sache geschäftlich — für Kinotheater usw. — erträglich wird! Eine solche Ringbildung wäre also die erste Bedingung für „Muster"-Kinotheater. Nur für Schulen, die bestimmte Films jedes Jahr in allen Klassen wieder gebrauchen, käme etwa ein gemeinsames Bilder-Archiv in Betracht. — Nun ist es nur die Frage, ob nicht die Filmfirmen, die jetzt noch einzelnen „Reformern" gegenüber entgegenkommend sind und die freie Auswahl alter Films gestatten, sich ablehnend verhalten werden, sobald sie merken, daß „System," also — drohende Konkurrenz daraus wird!

Praktisch und auf die Dauer werden also die Films zu Musterprogrammen nur in der Weise zu erhalten sein, daß die geeigneten Neuerscheinungen bei ihrer Probevorführung in Berlin neu auf Vorrat von einer „Einkaufsgenossenschaft", einem „Theaterring" angekauft werden. Aber das hat noch seine großen Schwierigkeiten. Vor allem wird es nicht leicht sein, die nötige Anzahl geeigneter Films zur regelmäßigen Veranstaltung von Mustervorführungen in unseren Kinotheatern zusammen zu bekommen. Denn abgesehen davon, daß in einem „Musterprogramm" in der Regel nicht ein buntes Zufallsdurcheinander von Films geboten werden darf, sondern ein „Thema" vorhanden sein muß, zu dem Films nur bei geduldigem Warten angesammelt werden können — abgesehen davon ist auch die Zahl der in Betracht kommenden Films überhaupt gering und wird es auch vorläufig bleiben. Die große Masse des Publikums verlangt ja in ihrer Sensationslust zu wenig nach „Musterprogrammen" und Naturbildern. Wo der Geschmack noch gesund war, ist

er schließlich doch durch die aufregenden Vorführungen der „gestellten" der Sensationsfilms verdorben. Man würde also auf absehbare Zeit hinaus mit den „Musterprogammen" nicht das beste Geschäft machen.

Daher nehmen die Firmen immer wieder die Riesenkosten „gestellter" Bilder auf sich — sorgen aber zugleich dafür, daß „aktuelle" Films (also Naturfilms, deren Herstellung allerdings viel billiger wäre) ihnen nicht das Geschäft verderben, sondern nur in bescheidenem Umfang hergestellt werden.

Von allen erscheinenden Films — und das sind in Deutschland wöchentlich etwa 40 „Sujets" — sind nun nur $^1/_{10}$ — $^1/_8$ ihrem Inhalt nach „aktuell"; und von diesen ist noch ein reichlicher Teil als inhaltlich oder formell unzulänglich für „Musterprogramme" auszuscheiden. Mit diesen wenigen Films allein kann man keine regelmäßige Wochenprogramme in der üblichen Art füllen. Ihrer Vermehrung — das ist bestimmt anzunehmen — wird der Filmtrust gerade bei steigender Bedeutung der Reformbewegung wütenden Widerstand entgegensetzen. Er wird mit Boykott und schließlich mit der Vorenthaltung des Filmrohmaterials an etwaige neuauftauchende Anstalten drohen, die den nötigen Bedarf selbst herstellen wollen.

Natürlich hat alles, auch solcher Kapitalistenwiderstand, seine Grenzen. Wir in Deutschland sind sogar besonders gut daran, weil wir — fast lauter ausländischen Firmen gegenüber — leichter Gesetzgebung und Zollkrieg im Kulturinteresse anwenden könnten. Deshalb ist auch eine friedliche Verständigung wohl denkbar. Unerläßliche Vorbedingung ist nur, daß alle, die im Kinowesen einen Umschwung zum Bessern herbeiführen wollen, sich zu einem ebenso eisernen internationalen Interessenring zusammenschließen, wie die „Sensationsmonopolisten", und daß dabei natürlich jedes privatkapitalistische Gelüste unter allen Umständen ausgeschlossen ist. Den ersten Vorstoß nach dieser Richtung hat der schon erwähnte Dresdner Verein „Bild und Wort" getan. Leider hat der Verein die ihm entgegenstehenden Hindernisse nicht überwinden können; er mußte eingehen. Es besteht aber die begründete Aussicht, daß er in neuer Arbeit und Organisation wieder aufleben und dann die gegebene Kulturaufgabe lösen wird.

Einstweilen müssen Reformtheater und ähnliche Unternehmungen sich darauf beschränken, seltener, etwa nur alle zwei Wochen, das Programm zu wechseln und nur Einzelvorstellungen zu geben. Man wird Lichtbilder, das gesprochene Wort, auch wohl Musik, zu Hilfe zu nehmen und einen Turnus bilden müssen. Inzwischen sind dann alle geeigneten neu erscheinenden Wirklichkeitsfilms in genügender Zahl auf Vorrat aufzukaufen, bis man ihrer so reichlich hat, um vollständige, einheitliche Musterprogramme aus ihnen zusammenstellen zu können. Eine ganz „individuelle" Gestaltung von Kinoprogrammen ist überhaupt unmöglich; sie können nur von einer berufenen Zentralstelle aus zusammengestellt werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine solche Zentralstelle (eine „Film- oder Programm-Verleihanstalt") als Mittelpunkt der Reformbewegung recht bald ins Leben gerufen würde. Hermann Häfker.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der „deutsche" Garten.

Jeder kennt die Redensart „das ist nicht weit her". Dem Urteil, das man mit ihr zu fällen beliebt, liegt eine Schwäche zugrunde, die uns guten Deutschen seit alter Zeit anhaftet. Was nicht von weit her bezogen ist, nicht aus fernen Ländern stammt, aus Frankreich, England, Amerika und noch weiter weg, das hat keinen besonders hohen Wert, es ist eben „nicht weit her". Die Geringschätzung heimischer Erzeugnisse kann nicht beißender ausgedrückt werden, als durch „nicht weit her".

Auf allen Gebieten menschlichen Tuns begegnet uns diese Vorliebe für Weithergeholtes. Es ist, als behandelten wir die eigenen Kinder bisweilen als Stiefkinder und wänden unsere Liebe den Adoptivsöhnen und -töchtern zu, die wir aus fremden Stämmen und fernen Zonen bei uns aufgenommen haben.

Da hat sich Herr Rentner Reichmann bei seiner Villa einen Garten anlegen lassen. Natürlich nicht von einem Gärtner am Orte, sondern von einem Gartenarchitekten aus Berlin. In diesen Garten möchte ich heute den freundlichen Leser im Geiste führen. Was wir dort zu sehen und zu hören bekommen, bildet für unser Thema vom „nicht weit her" eine vorzügliche Illustration.

Herr Reichmann gehört zu den „Gebildeten". Er weiß, daß alle Pflanzen, vom einfachsten Blümchen im Grase bis zum höchsten Parkbaume, ihre lateinischen Namen haben, mit denen der Kunstgärtner dem Publikum meistens mächtig imponiert. Er hat deshalb die schönsten Namen seiner Blumen und Büsche auswendig gelernt, — trotz seiner alten Tage —, hat sich namentlich auch eingeprägt, wo all die grünenden und blühenden Schätze seines Gartens herstammen, denn auch das imponiert, und erklärt uns nun in höchst bescheidenem Stolze die einzelnen Prachtstücke.

„Das hier ist Astilbe Arkudsi, das dort Aubrietia und da Muscari, Tradescantia und Audromea. Dort hinten Rudbeckia. Sehen sie hier Eschholtzia californica und da die Gaillardia."

Wie heißen die denn zu deutsch? fragen wir.

„Deutsche Namen haben sie nicht. Das sind Einführungen aus anderen Ländern. Diese Forsythia zum Beispiel stammt aus Japan, ebenso da die Kerria. Die Eschholtzia, wie schon der Beiname sagt, aus Kalifornien. Hier Heuchera und Calycanthus ebenfalls aus Nordamerika."

So so. Sie haben doch auch unsere lieben heimischen Blumen, die Anemonen, Primeln, Rittersporn, Schwertlilien, Astern und andre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ja natürlich," sagt Herr Reichmann, „aber die alten einfachen Sorten pflanzt man heutzutage nicht mehr. Hier habe ich die asiatische Edelprimel, Primula iberis, aus dem Kaukasus. Sie blüht rosa und viel früher als unsere alten schmutzigfarbigen Primeln. Das ist dort Anemone japonica, aus Japan, wie der Name sagt. Der Edelritterspor hier wird über zwei Meter hoch und hat ein viel leuchtenderes blau als der altmodische niedrige von vor zwanzig Jahren. Diese Glockenblume stammt aus den Karpathen, die Edeldeutzie hier wieder aus Japan, woher ja auch die schönen Chrysanthemum kommen und die Hydrangea da drüben. Und sehen Sie diese prächtigen chinesischen Edelpäonien, die alten Sorten sind nichts dagegen, was Größe und Farbenglut anbelangt."

Hm, die Farben sind allerdings recht kräftig, fast schreiend — — —.

„O bitte, das sind durchaus moderne Farbennüancen. Die alten mißfarbigen Arten können mit diesen nicht konkurrieren. Und vor allem die neuen Farben. Gab es früher blaue Schwertlilien? Hier stehen die neuesten Züchtungen. Sie sind eingeführt aus — aus — na, ich weiß nicht gleich woher. Überhaupt diese prachtvollen großen Blüten. Ist der Riesen-Feuermohn nicht gewaltig? Stammt aus Hinterindien. Dies hier werden im Herbst Prachtastern. Vom Himalaya. Wenn man an die simpeln Farben und die bescheidenen Blütchen unserer alten Bauernastern denkt, —!"

Allerdings, die sind bescheiden, sagen wir (doch Herr Reichmann hört den Doppelsinn nicht heraus). Die neuen Züchtungen scheinen sich sozusagen auf das Mastige zu werfen. Riesige Blumen, riesige Stauden mästet man heran.

„Mästet?" fragt Herr Reichmann ein wenig pikiert. „Nein, Mastprodukte sind das nicht. Das sind nur bewußte Steigerungen der Rasseneigenschaften jeder Pflanze."

(Wir können uns hier des Lächelns nicht erwehren, denn diese Redensart hat Herr Reichmann sicher von seinem Gartenarchitekten gehört und „bei sich eingeführt".)

„Sehen Sie diese Edel-Rudbeckia. Drei Meter hoch wird sie."

Woher stammt die denn?

„Wenn ich nicht sehr irre aus Kanada."

Kolossal. Bedeutend höher als unsere Sonnenblumen. Sonnenblumen haben Sie wohl nicht?

„Gehen Sie mir mit Sonnenblumen! Bauernblumen! Aber hier ist noch eine Tritoma, eine vorzügliche Einführung aus Südafrika "

Das nennt sich ja wohl Jasmin?

„Ja, aber orientalischer Edeljasmin. Viel feiner als unser hiesiger. Hier eine Lilie aus Palästina und daneben das amerikanische Riesen-Helenium."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie haben doch recht wenig einheimische Gewächse, Herr Reichmann.

„Ach, unsere alten Dinger! Die sind alle nicht weit her. Meistens klein und in häßlichen Farben. Und dann überhaupt: die alten Formen und Farben sind doch längst überholt. Die veredelten Neuzüchtungen und die neuen Einführungen stellen einen ganz bedeutenden Fortschritt dar."

Ja, ja, die Einführungen. Schließlich sind im deutschen Garten nur noch fremdländische Gewächse zu finden.

„O einige altbekannte habe ich auch."

Aber unsere heimischen sind leider nicht weit her.

„Eben. Wenn man was Gutes haben will, — — —"

Wir seufzen, haben genug gehört und gesehen und verabschieden uns von Herrn Reichmann und seinem „deutschen" Garten.

Paul Hundt.

Was andre sagen

Allgemeiner Beobachter. Herausgeber: Hugo Erdmann, Hamburg 1). 2. Jg. Nr. 9.

Kongreß für biologische Hygiene am 12., 13. und 14. Oktober 1912 zu Hamburg. Aufruf an alle Ärzte, Volkserzieher und sonstigen Freunde gesundheitlicher Volksbewegung. (Dem Kongreßvorstande, von dem der Aufruf unterzeichnet ist, gehören unter anderen an: Med.-Rat Dr. Bachmann, Hugo Erdmann (der Urheber des Kongreßgedankens), Dr. med. Holitscher, Frau Prof. Elsbeth Krukenberg-Conze, Dr. med. Rösler.)

„Mit weiten Kreisen unseres Volkes sind die Unterzeichneten der Überzeugung, daß es trotz aller Fortschritte der wissenschaftlichen Hygiene doch zurzeit noch an einer einheitlichen und volkstümlichen Gesundheitspflege fehlt, durch welche der Kampf gegen Krankheit und Entartung im weitesten Sinne dieser Worte wirksam geführt werden kann. Wir halten es daher für höchst notwendig, daß im Interesse des Volkes vor allen Dingen ein Ausgleich geschaffen werde zwischen den verschiedenen Richtungen der Heilkunde und jenen Volksbewegungen, welche auf eine gesundheitliche Lebensreform gerichtet sind. Erst auf dieser Grundlage wird der Arzt seiner wertvollsten Aufgabe gerecht werden können: Nicht nur Kranke zu heilen, sondern — was doch viel wichtiger und bedeutsamer ist — das Entstehen von Krankheiten zu verhüten.

Auf dem Hamburger Kongreß soll daher im vollsten Sinne des Wortes „Der Arzt als Volkserzieher" auftreten, also in einer wesentlichen Bereicherung und Erweiterung seiner Berufstätigkeit, wie sie einer modernen Auffassung seines Berufes entsprechen muß.

Worauf hat aber der moderne Arzt als Volkserzieher sein Hauptaugenmerk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu richten? — In erster Linie gesunde Konstitutionen zu schaffen und das Entstehen schlechter nach Möglichkeit zu verhüten. Zeigt uns allen doch die Erfahrung, daß eine ererbte gute Körperbeschaffenheit hochgradigen Selbstschutz mit sich bringt, wenn nur sonst die naturgemäßen Bedingungen zur Erhaltung dieser Eigenschaft geboten werden. Jeder Organismus entartet bekanntlich, wenn er nicht beständig durch seine natürlichen Funktionen und Reize geübt wird. Wir treten daher mit aller Entschiedenheit für eine aktive Hygiene ein, im Gegensatz zu jeder untätigen, verweichlichenden „Krücken-Hygiene".

Aber neben der Individual-Hygiene, die in ausreichendem Maße den Kongreß beschäftigen wird, muß selbstverständlich auch die Sozial-Hygiene unsere wichtigste Aufgabe sein. Auf Grund rassenbiologischer Kenntnisse gilt es daher, für eine Auslese der Tüchtigsten im Volke zu sorgen, um ein wertvolles „organisches Volksmassiv" in unserer Nation heranzubilden. Und die Mittel dazu bieten neben allgemeiner Volksbelehrung über vernünftige Lebensweise ein rechtzeitiger Unterricht in allen Schulen über die geeignete Pflege des Körpers, um schon in den Kindern die Freude am Gesunden, am äußerlich und innerlich Reinen zu erwecken. Nur durch solche Erziehung glauben wir am besten instinktmäßig der Forderung des Engländers Galton vorzuarbeiten, welcher in dem Gesundgeborenen (Eugenik) die einzige Möglichkeit sieht, der Degeneration durch Zurückgewinnung und Wiedergeburt ungebrochener Rassenkraft wirksam zu steuern.

Aber selbst im glücklichsten Falle, daß der Kampf gegen die Entartung von breiten Volksschichten mit Bewußtsein geführt wird, bliebe doch die Notwendigkeit bestehen, daß auch in den Parlamenten und sonst auf gesetzgeberischem Wege diese Bestrebungen wirksam unterstützt würden. So sind auch alle an diesem Kongresse beteiligten Kreise der Meinung, daß am Schlusse desselben Anträge gestellt werden müssen, welche den Behörden zur Stellungnahme zu unterbreiten sind; denn so anregend Kongresse dieser Art auch sein mögen, indem sie keimende Probleme dem Volke plötzlich sichtbar machen und es zur inneren Anteilnahme zwingen, so weiß doch jeder, wie leicht auch wieder die Wirkung solcher Tagungen vergeht, wenn nicht in den maßgebenden Kreisen, den Regierungen, ihren Gesundheitsbehörden usw. die Notwendigkeit einer tiefgreifenden Reform als dauernde Aufgabe erkannt wird; denn nur die Tat entscheidet. Weder ist es mit „sympathischer Stellungnahme" allein getan, noch darf man warten, bis die exakte Wissenschaft in dringenden Lebensfragen das letzte Wort gesprochen.

Wir wünschen daher nicht allein die Teilnahme der Ärzte und des Volkes an unserem Kongresse, sondern auch die Mitarbeit derjenigen Kreise, welche die Macht besitzen, die neugewonnenen Anregungen in die Tat umzusetzen, auf daß Worte und Taten sich decken."*)

Kunstwart (Herausgeber Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden. 25. Jg., 1. Juliheft 1912.

Pflegt Lindau! Vom Herausgeber.

Lindau, an und für sich eine der schönsten alten deutschen Städte, deren Erbauer und Fortbauer die Inselage mit feinem städtebauerischen Gefühl benutzt haben, Lindau ist dem, der über den Bodensee nach Bayern kommt, die erste deutsche Stadt, die er betritt, es ruft ihm gleichsam das „Willkommen in Deutschland" zu. Schon das Löwendenkmal beweist, daß man seine Bedeutung als Pforte in Bayern auch längst gefühlt und künstlerisch zu gestalten versucht hat. In solchem Sinne ist Lindaus Schönheit von Bedeutung fürs ganze Reich.

*) Wir werden in der nächsten Nummer des „Vortrupp" das vollständige Programm dieses bedeutungsvollen Kongresses mitteilen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber Fiskus ist nun einmal nichts als die berühmte Rechenmaschine, für die es erstens andere als ausrechenbare Werte und zweitens andre als Werte seines Ressorts nicht gibt. Der „kleine See", der Lindau vom Festland trennt und ihm so den einzigartigen Inselcharakter erhält, versumpft allmählich durch die Anschwemmungen am Eisenbahndamm, aber Fiskus lehnt ab, den durch eine Brücke zu ersetzen oder auch nur durch genügend große Flutöffnungen zu unterbrechen, Fiskus verbreitert ihn noch. Denn der entstehende Schaden liegt ja in einem andern Ressort. An Stelle des alten Bahnhofs soll ein neuer größerer und schönerer gebaut werden — wohl: freut euch noch heuer an den alten Bäumen davor, nächstes Jahr werden sie weg, und später wird hier zwischen dem Bahnhof und den gegenüberliegenden Häusern statt des umgrünten Empfangplatzes nur eine dürftige Straße übrig sein, muß man doch einen bahnärarischen Bau, um nur das Nötigste an Raum zu gewinnen, noch auf Walzen ein Stück zurückschieben. Könnte man nicht den Bahnhof statt nach hier nachher andern Seite hinausbauen? Ja, dann müßte man eben einiges ankaufen, und Fiskus spart. Die Nachteile sind ja da, aber sie liegen wieder nicht in seinem Ressort.

Reichs-Tor-Bauten sollten immerhin anders bewertet werden als Bauten im Innern. Pflegt Lindau! Wenn es sein könnte: pflegt es mit ein wenig besonderer Liebe! Bis wir einmal so weit sind, daß aus Fiskus, dem Automaten-Fiskus, das Organ geworden ist, das Organ im Ganzen.

Rund um uns

Vergebene Mühe. Das amtliche „Organ der deutschen Korpsstudenten", nämlich die „Akademischen Monatshefte" (Karl Rügemers Selbstverlag, Starnberg-München) bringt in seinem Heft 337 vom 1. Mai 1912 einen kleinen Aufsatz „Die Universität Frankfurt am Main". Darin spricht Herr B. Thurn, Mitglied des Korps „Starkenburgia" zu Gießen, unter anderem folgendes aus:

„. . . Wer weiß, wie die ‚alten' „Universitäten in 20 bis 30 Jahren „aussehen werden. Wie die noch „entstehenden? (Hamburg.) Wer weiß, „ob auf ihnen dann noch Platz ist für „die Korps, wenn sie im gegen„wärtigen Zustand beharren. Auch „die Korps müssen mit der Zeit fort„schreiten: niemand wird das be„dauern. Wenn sich auf der modernen „Universität Frankfurt die Korps et„was modernisieren (selbstverständlich „unter Beibehaltung der Grundprin„zipien), so würde ich das nur be„grüßen; wenn sie also etwa den „Trinkzwang abschaffen und statt in „Seckbach exzukneipen auf dem Main „Rudersport treiben."

Der „Vortrupp" hat schon in seiner zweiten Nummer*) scharf betont, daß das Studentenmaterial, das die Korps des „Kösener S. C." **) aufnehmen, von Haus aus in mancher Beziehung ein ausgesucht gutes ist. Wenn die Möglichkeit gegeben wäre, daß die Korps aufhörten, dieses ihnen anvertraute Menschenmaterial zwangsweise zu alkoholisieren*) und daß sie anstatt dessen

*) „Vortrupp" Nr. 2, S. 61. „Über Wesen und Wert des deutschen Korpsstudententums."

**) Siehe die Fußnote im „Vortrupp" Nr. 2, S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begännen, es im Sinne des Herrn Thurn wirklich zu erziehen, so könnten die Korps des Kösener S. C. aus einer Stätte zweckloser Schwächung deutscher Jugendkraft ein Hort für diese Kraft werden.

Aber diese Wandlung ist nicht möglich. Das ganze Wesen der Korps des Kösener S. C. ist derart eng mit dem Zwangs-Alkoholismus verknüpft, daß dessen Aufgeben für die Korps Selbstmord bedeuten würde: In dem gleichen Hefte des genannten amtlichen Organs der deutschen Korpsstudenten, wo Herr Thurn uns auf Seite 23 sein Ideal des künftigen Korpsstudenten der künftigen Universität Frankfurt zeichnet, finden wir auf Seite 34 die unentrinnbare Wirklichkeit, die diesen Jüngling erwartet: Auf dieser Seite 34 berichtet nämlich der Referendar Herr Lorey (Mitglied jenes Korps „Borussia" zu Halle, aus dem wir auf Seite 62 unsrer Nr. 2 erzählten) gerade aus Frankfurt a. M. das Folgende. [Wir zitieren wörtlich. Was als hier nicht zur Sache gehörig weggelassen ist, wird ordnungsgemäß durch Punkte angedeutet. Die Sperrungen sind von uns.]

„Wie schon wiederholt in den Vor„jahren fand am 29. März d. J. ein „S. C.-Hock nach unserm Vorort Seck„bach statt. Diese Ausflüge, welche „sich unter den jüngeren Alten Herrn, „Inaktiven und Aktiven zunehmender „Beliebtheit erfreuen, sollen von „jetzt an in jeden Ferien einmal „stattfinden. Es waren 35 Zecher „erschienen, welche sich ..... „bei einer aus Apfelwein und Mai„kräutern hergestellten Bowle und „reichlichen Mengen Bieres.. „.... weidlich labten. Einige der „Festgenossen gesellten sich zu späterer „Stunde zu dem Honoratiorentisch der „Seckbächer Bürger, um in angeregter „Unterhaltung und lebhaftem Zu„trunk diesen eine Vorahnung „der Universität Frankfurt und „ihrer spe-Bürger zu geben. „Als die Festleitung, von dem Ver„lauf und Besuch des Festes ‚voll' „befriedigt, zum Aufbruch blies, wurde „der Wunsch nach baldiger „Wiederholung solcher Veran„staltung laut ...."

Also: In demselben Frankfurt a. M., wo Thurns geistiges Auge die künftigen korpsstudentischen Universitätsbürger sogar während des Semesters trinkzwangfrei und in männlicher Körperübung auf dem Main sieht, benutzen die wirklichen Korpsstudenten (soweit sie als „Inaktive" oder „Alte Herren" dort ansässig oder als „Aktive" auf Ferien zu Hause sind) schon die Ferien dazu, um das zu tun, wovon Herr Thurn träumt, daß sie es sogar während des Semesters würden lassen können: in Seckbach „exkneipen", bis sie „voll" befriedigt sind. Und „in lebhaftem Zutrunk" geben sie den Spießern von Seckbach eine „Vor„ahnung der Universität Frankfurt und „ihrer spe-Bürger", soll also heißen ihrer künftigen Korpsstudenten. (Wie sie wirklich sein werden, nicht wie Herr Thurn sie träumt.)

Es bleibt eben — auch für die künftige Universität Frankfurt — bei dem Worte des alten Korpsstudenten Gustav v. Bunge (des berühmten Physiologen in Basel), das er über die Korpsstudenten gesprochen hat: „Wenn diese „Musensöhne nur den Versuch machen „wollten, ihre Art der Geselligkeit durch„zuführen ohne Alkohol — sie würden „in kürzester Zeit vor langer Weile aus„einanderfliegen nach allen Richtungen „der Windrose." Vortrupp.

Kalenderreform. Zur Frage der Kalenderreform haben wir mehrere interessante Zuschriften erhalten, die sich mit dem Aufsatze von Dr. Scharffenberg „Eine für alle Kulturvölker gemeinsame Zeitrechnung" (Vortrupp Nr. 12) beschäftigen. Da sich die verschiedenen Ausführungen inhaltlich zum Teil eng berühren, beschränken wir uns darauf, diejenige Zuschrift hier wiederzugeben, die in knapper Fassung das Wesentlichste der Kalenderreformfrage zusammenstellt. Es ist der bekannte Hamburger Meteorologe Adm. Rat Prof. Dr. W. Köppen, der uns schreibt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter den unzähligen verschiedenartigen Vorschlägen für eine Kalenderreform gibt es seit 30 Jahren eine Gruppe, die in verschiedenen Ländern und verschiedenen Varianten aufgetreten ist und Aussicht auf eine, wenn auch vielleicht späte, Verwirklichung hat, da sie eine gründliche Verbesserung ohne allzustarren Bruch mit dem Gewohnten erzielt und keine Änderungen einführen will, die nicht einen wirklichen Vorzug vor dem Bestehenden haben.

Diese Vorschläge sind 1887 von Hanin und Armelin in Frankreich, 1900 und 1910 von Grosclaude in der Schweiz, 1907 von Philip in Schottland, 1910 von Büsching und mir in Deutschland mehr oder weniger unabhängig voneinander gemacht worden. Alle sechs Vorschläge stellen sich folgende Aufgaben:

1. Ausgleichung und symmetrische Verteilung der Längen der 12 Monate.
2. Festlegung der Wochen und der beweglichen Feste.
3. Teilung des Jahres in 4 Quartale mit gleicher Datumtafel, abgesehen vom 365. Tag und vom Schalttag.
4. Erreichung dieses Zieles mit möglichst geringen Änderungen in den bestehenden Gewohnheiten.

In etwas anderer, aber ebenso klarer Weise waren diese Gesichtspunkte in einem längst vergessenen, den Urhebern der letztgenannten Projekte unbekannten Brief ausgesprochen, mit dem 1884 in der französischen Zeitschrift „L'Astronomie" ein Preis von 5000 fr. für die besten Vorschläge zur Kalenderreform ausgesetzt wurde. Danach sollten die leitenden Gedanken der Reform sein:

a) daß die Reform einzig vom praktischen Gesichtspunkt, der der allein wichtige sei, untersucht werden möge, wobei ihre Vorteile unzweifelhaft und so offenkundig sein müßten, daß die Völker sie leicht annehmen würden, ohne mit ihren Gewohnheiten und Überlieferungen zu brechen;

b) daß die Jahre, wie sie sich folgen, sich gleichen sollen;

c) daß die Tage des Jahres stets auf die gleichen Wochentage fallen;

d) daß der erste Tag des Jahres stets ein Sonntag sei;

e) daß die siebentägige Woche und das Jahr von 12 Monaten erhalten bleiben sollen, aber unter Herstellung eines besseren Gleichgewichts unter den Monaten.

In diesem Wettbewerb wurde 1887 Armelin der erste und Hanin der zweite Preis zuerkannt, obwohl der Vorschlag des letzteren den angegebenen Leitgedanken noch besser entsprechen dürfte, als der des ersteren. Mein eigener Vorschlag von 1910, der dem (mir damals noch unbekannten) von Hanin sehr ähnlich ist, hat den Vorteil, daß er am einfachsten erschöpfend ausgesprochen werden kann, nämlich in folgenden Sätzen:

„Jedes Jahr, und in Schaltjahren jedes Halbjahr, beginnt und schließt mit einem Sonntag. Der erste Monat jedes Vierteljahres hat 31 und kein Monat weniger als 30 Tage. — Ostern fällt auf den 8. April. Der 365. Tag gilt als 31. Dezember, der Schalttag als 31. Juni (oder auch — um von der jetzigen Rechnung möglichst wenig abzuweichen — als 31. Februar). Alles übrige bleibt wie es ist."

Daraus ergibt sich die (auf der nächsten Seite wiedergegebene) ewige Datumtafel, die für die vier Vierteljahre gleich ist.

Darin, daß die Zählung der Wochen in jedem Jahre neu beginnen soll, die Wochen also mit bezug auf das Jahr und die Monate nicht mehr, wie jetzt, verschiebbar sein sollen, stimmen die übrigen genannten Vorschläge mit diesem überein. Ihre Abweichungen bestehen in minder wesentlichen Einzelheiten: der 365. Tag und der Schalttag bleiben in ihnen ohne Bezeichnung, in denen von Armelin, Grosclaude und Philip auch ohne Datum. Der 1. Januar ist in diesen drei Vorschlägen nicht Neujahrstag, sondern Tag nach Neujahr; dabei nach Armelin und Grosclaude ein Montag, nach Philip ein Sonntag. Bei Grosclaude und Philip hat nicht der erste, sondern der letzte Monat jedes Quartals 31. Tage. Die Stellung des Schalttags ist überall verschieden.

Bis zur wirklichen Einführung eines dieser Projekte werden noch viele Hindernisse zu beseitigen sein. Die historischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag
Januar	1	2	3	4	5	6	7	—
April	8	9	10	11	12	13	14	—
Juli	15	16	17	18	19	20	21	—
Oktober	22	23	24	25	26	27	28	—
	29	30	31	—	—	—	—	—
Februar	—	—	—	1	2	3	4	—
Mai	5	6	7	8	9	10	11	—
August	12	13	14	15	16	17	18	—
November	19	20	21	22	23	24	25	—
	26	27	28	29	30	—	—	—
März	—	—	—	—	—	1	2	—
Juni	3	4	5	6	7	8	9	—
September	10	11	12	13	14	15	16	—
Dezember	17	18	19	20	21	22	23	—
	24	25	26	27	28	29	30	(31*))

*) Nur im Dezember.

Kalenderreformen von Julius Caesar, Gregor XII und der ersten französischen Republik geben manche Fingerzeige für eine neue Reform. Die Reform Gregors wurde durch ihren kirchlichen Charakter und durch die verlangte — praktisch ganz unnötige — Änderung des Datums so erschwert, daß sie in den protestantischen Ländern erst nach 118 bis 171 Jahren, in den griechisch-katholischen selbst heute noch nicht eingeführt worden ist. Die der französischen Republik dagegen war ein solcher Bruch mit allem Gewohnten und Bewährten, daß sie nicht über deren politische Grenzen hinauskam und nach 12 Jahren verschwand.

So weit der Weg zum Ziele auch noch sein mag, so sind immerhin einige beachtenswerte Schritte auf diesem Wege schon geschehen. Am 31. März 1908 hat sich der deutsche Handelstag dafür ausgesprochen, daß Ostern auf den ersten Sonntag nach dem 7. April verlegt werden möge.

Auf dem internationalen Kongreß der Handelskammern, der im Juni 1910 in London tagte, ging man noch weiter: Der Kongreß beauftragte den ständigen Ausschuß, eine Regierung zu veranlassen, daß sie eine diplomatische Konferenz zusammenberufe, die über die Festlegung des Osterdatums und die Annahme des festen internationalen Kalenders zu beraten habe.

Diesem Wunsche hat die Schweizer Regierung entsprochen, indem sie sich an die übrigen Regierungen mit der vertraulichen Rundfrage wendete, ob sie eine von ihr einzurufende Konferenz beschicken würden. Sie erhielt mehrere Zusagen. Die Sache scheint aber dann doch ins Stocken geraten zu sein, wahrscheinlich an der ablehnenden Haltung Rußlands.

Inzwischen sind dem englischen Parlament wiederholt Vorschläge in dieser Richtung vorgelegt worden. Die neueste Bill der Art legt Ostern auf den 12. April und den 1. Januar auf einen Mittwoch, was sich vielleicht dadurch erklärt, daß sie eine Einführung des neuen Kalenders schon im Jahre 1913 beantragt. So schnell wird man natürlich nicht zum Ziele gelangen. Aber durch solche Anträge wird die Aufmerksamkeit der Regierungen und des Publikums allmählich auf die Sache gelenkt und so eine notwendige Vorarbeit getan. In der oben von mir vorgeschlagenen Fassung würde die Reform in den Monaten September bis Dezember 1916 am glattesten, nämlich ohne Änderung des Datums und des Wochentags vor sich gehen. Ob wir dann schon so weit sind? W. Köppen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 19 1. Oktober 1912

Törichte Jünglinge.

Ich weiß von einem englischen Prediger, der einmal auf der Kanzel sagte: „Gott will, daß die Jünglinge keusch und die Jungfrauen tapfer seien." Das war beileibe keine Verwechselung, sondern sein voller Ernst.

Tapfere Jungfrauen und keusche Jünglinge! Wären sie es, — wären sie es alle, wieviel häßlichstes Elend verschwände von der Erde!

An den Prediger und seine Forderung mußte ich denken, als ich dieser Tage das folgende in der Zeitung las:

Ein Bonner Korpsstudent geht, nachdem er bei einer Sektkneiperei des Guten — nein, des Schlimmen! — zuviel getan hat, mit einer Straßendirne in deren Wohnung. Er verletzt das unglückliche Weib und noch eine andere, im gleichen Hause wohnende Frau schwer durch Messerstiche, wird verhaftet, wieder auf freien Fuß gesetzt und endlich von der Kölner Strafkammer wegen erblicher Belastung freigesprochen, nachdem der Sachverständige festgestellt hat, daß die Mutter des Angeklagten an Migräne leide und auf Alkohol stark reagiere. Die Kosten des Verfahrens trägt die Staatskasse.

Beim Lesen dieser düsteren Geschichte drängten sich mir unzählige Fragen auf, und noch am wenigsten quälend schien mir die nach der Berechtigung dieses aufsehenerregenden Urteils und nach seiner Wirkung auf die arbeitenden Klassen. — Nebenbei gesagt, was für einen Ehrennamen geben wir diesen Klassen. Wie beschämend wäre es, müßten die sogenannten „höheren" Klassen wirklich auf dies wahrhaft schmückende Beiwort verzichten! —

Viel schwerwiegender als die Frage nach der Berechtigung des freisprechenden Urteils ist meines Erachtens die nach der Möglichkeit der Tat.

Was hinderte diesen Jüngling daran keusch und die ärmste Frau tapfer zu sein? Natürlich meine ich nicht, tapfer im Augenblick der jählings hereinbrechenden Gefahr, des Todesschreckens beim Anblick des gezückten Messers, aber tapfer, als der Lebenskampf für sie begann, als es sich für sie, — freilich vielleicht schon in

ihren Kinderjahren, — darum handelte, ob sie mit mutigem Ausharren in ehrlicher Arbeit ihr Brot verdienen wollte oder so, — wie sie es dann tat.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Gelingt es mir, den ersten Teil der Frage zu beantworten, so beantwortet sich dieser zweite Teil von selbst, denn auch auf diesem düstersten Gebiet beeinflußt die Nachfrage das Angebot.

Was also wissen wir von dem Täter? Er war Korpsstudent, also doch wohl wohlhabender Leute Kind, aus „guter Familie", wie die Gesellschaft sich in bekannter Bescheidenheit ausdrückt. Ach nein, er war nicht aus einer guten Familie, seine Abstammung war nicht gut für ihn, er war „erblich belastet". Seine Mutter „reagierte stark auf Alkohol", was doch wohl heißen soll, daß dessen Wirkung auf sie ungewöhnlich stark war. Daß sie auch wegen ihrer Migräne so öffentlich an den Pranger gestellt wurde, erscheint mir befremdlich. Man wird in ärztlichen Kreisen seine Gründe dafür haben, aber es bleibt doch ein beklemmender Gedanke, daß die so weit verbreitete Migräne unter Umständen vor Gericht eine Rolle in der Frage nach erblicher Belastung spielen kann, und, was schlimmer ist, daß auch sie eine so verhängnisvolle Wirkung auf das kommende Geschlecht auszuüben vermag. Wie ungeheuer groß und schwer ist doch die Pflicht, sich gesund zu erhalten!

Sicher ist eins: der Alkohol hat hier mittelbar und unmittelbar seine grauenhafte Macht wieder einmal gezeigt, unmittelbar bei der unter seiner Wirkung begangenen Tat, mittelbar als Gift, das den Boden vorbereiten half, auf dem die Fähigkeit zu solcher Tat gedieh.

Wie mag der Sohn von dieser Mutter erzogen worden sein! Ob sie ihn gelehrt hat, die Frauen zu achten, die gleichwertige, notwendige Ergänzung des Menschengeschlechts in ihnen zu sehen? Vor dem Alkohol wird sie ihn nicht gewarnt haben. Sicher ist, daß er als von Haus aus brüchiger Mensch in die Erziehung des Korps kam. War es nun ein Glück für ihn, daß er in diese Erziehung kam, bedeutete es seine Rettung? Die Ereignisse geben die traurige Antwort. Nein, das Korps rettete ihn nicht. Nein, die hier Einfluß auf ihn gewannen, — einen ungeheuren Einfluß, wie jeder weiß, der die Verhältnisse kennt, — die lehrten ihn kneipen und pauken, die prägten ihm, als Inbegriff ihrer Überlieferungen, den sogenannten Komment ein, die forderten Ehrfurcht von ihm für ihren Grundsatz „strenger Wahrung der Mannesehre, frohen Genusses der studentischen Jahre, unwandelbarer Treue zu Kaiser und Reich".

Wie, und das konnte ihn nicht retten? Wo lag der Hinderungsgrund? Im Kneipen und Pauken? Tausende deutscher Jünglinge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden über die Zumutung, das glauben zu sollen, nur die Achseln zucken. Und doch ist das beides ein Hinderungsgrund, aber nicht der schwerwiegendste. Das Verhängnisvollste ist die völlige Verfälschung der Begriffe „Mannesehre und froher Genuß". Jener deckt sich in unzähligen Fällen völlig mit „Mensurfertigkeit", um mich einer Gegenüberstellung des berühmten Mediziners Adolf Kußmaul zu bedienen, und dieser mit dem unsinnigsten Alkoholmißbrauch. Und noch eins: Wo ist bei den Chargierten und dem Fuchsmajor die notwendigste Voraussetzung jeder Erziehungsarbeit: Menschenkenntnis und Vertiefung in die Wissenschaft, deren Gegenstand die seelischen Vorgänge sind? Hatte keiner von ihnen bemerkt, daß sie es in diesem Fall mit einem aufs äußerste gefährdeten Menschen zu tun hatten? Nein, sie hatten es nicht bemerkt, sie lehrten ihn kneipen und pauken und, — als ihrer Weisheit letzter Schluß, — Haltung bewahren, bis er eines Tages die verlangte Haltung nicht mehr bewahrte, bis er nach dem „frohen Genuß" eines Sektgelages mit zugleich umnebelten und aufgepeitschten Sinnen hintaumelte zu einem anderen Genuß, der seiner „Mannesehre" so wenig Abbruch tat wie sein halbbetrunkener Zustand.

Es ist klar, der unselige Held jener üblen Geschichte mußte von den Korps mit Abscheu und Ekel abgeschüttelt werden. Wie aber, wenn er nicht zum Messer gegriffen hätte? Dann wäre er Korpsstudent geblieben, hätte es zu einem Amt oder Beruf gebracht, geheiratet, bestenfalls nur eben seine verbrauchte Kraft mit in die Ehe gebracht, schlimmstenfalls seine Frau krank und unglücklich gemacht, auf alle Fälle aber minderwertigen, erblich belasteten Kindern das zweifelhafte Geschenk eines von Anfang an wurmstichigen Lebens beschert.

Und ist das nicht der Lebenslauf von Tausenden? Die Statistik gibt darauf eine in unheimlichem Maße bejahende Antwort.

Ihr Toren, die Ihr die Leuchte Eures geistigen und leiblichen Lebens nicht mehr mit dem Öle der Gesundheit speisen könnt an dem hohen Tage, da ihr der Braut entgegengeht! Die Ihr den heiligen Lebensfunken nicht ungetrübt mit reinen Händen weitergeben könnt, die Ihr keinen Teil habt an der Kraft und Schönheit der Zukunft! Ihr verschüttet Euch selbst den klaren Lebensquell, daß er versiegt. Keine Welle brandet, von Euch ausgehend, an die Gestade der Zukunft. Ihr seid keine Stufe zu Höherem, Ihr seid ein Ende, das elende Ende hoffnungsloser Geschlechter!

Ich bin von dem abschreckenden Fall — das Wort in seiner trübsten Bedeutung, — eines Korpsstudenten ausgegangen, aber unrecht wäre es zu verschweigen, daß die gleichen Gefahren unzählige junge Leute in allen Volkskreisen zum Straucheln bringen,

wie ja auch allgemein bekannt ist, daß sie sie alle nicht verschonen, Studenten, Schüler, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter. Eins aber wollen wir andererseits nicht vergessen. Die Korps nennen sich die Blüte der deutschen Studentenschaft, sie beanspruchen eine bevorzugte Stellung, die sie tatsächlich auch einnehmen. Ihre Mitglieder sind die Vornehmsten und Reichsten, Träger unserer besten Adelsnamen, Abkömmlinge der großartigsten Lebensbezwinger in Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft. Ihnen allen hat das Leben es leicht gemacht, wahrhaft frohen, edlen Genuß zu finden. Sie alle tragen eine Doppellast der Verantwortung, denn weite Kreise blicken heute noch in überlieferter, erwartungsvoller Hochachtung zu diesen Bevorzugten auf, sind heute noch bereit, der Leitung dieser glänzenden Jünglinge zu folgen. Wie gern schafft unser deutsches Volk sich einen Helden und schmückt ihn mit der Glorie der schönsten Mannestugenden. So mögen doch diese Träger alter, ruhmreicher oder auch neuer von Glanz umgebener Namen wirklich die Ersten sein, Führer zum Guten, nicht Verführer kraft ihrer gehobenen Stellung. Mögen sie das gute Beispiel geben, das uns so not tut, und niemand wird ihnen das Recht bestreiten oder mißgönnen, auf ihre klingenden Namen stolz zu sein.

Ich habe oben gesagt, der zweite Teil der Frage nach der mangelnden Tapferkeit der Frauen, die das Opfer solcher häßlichen Tragödien zu werden pflegen, beantworte sich mit der Lösung der ersten von selbst. Ich will einschränkend hinzufügen: für die, die eine Ahnung davon haben, wie diese Frauen aufwachsen, in was für elenden Wohnungsverhältnissen, in welch unausweichlicher Nachbarschaft von Ereignissen, die ihnen nur zu oft zu früh schon jede Regung der Scham ersticken müssen. Ist es doch die schwerste Klage und Anklage der besitzlosen Männer, die unsere Massenquartiere mit ihren Familien bevölkern, daß sie ihre Töchter nicht unberührt erhalten können. Und, man vergesse doch nicht: das bedeutet einem rechtlichen Arbeiter dasselbe wie einem Familienvater der sogenannten gebildeten Klassen. Wer das Gegenteil behauptet, kennt diese Männer und ihren Kummer nicht.

Doch davon ein andermal. **Melanie Ebhardt.**

Salvator, Oktoberfest und andere alkoholische Kulturrückständigkeiten aus München.

Ich setze den Fall, ich schlage einen Betrunkenen, der mich oder eine Dame in meiner Begleitung belästigt, nieder und habe dabei das Unglück, ihn schwerer zu verletzen, als ich gewollt hatte, so bestraft mich das Gericht vielleicht ziemlich streng, umsomehr als der Staatsanwalt in seine Anklage-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rede die Bemerkung eingeflochten hat: „Wie können Sie, als gebildeter Mensch, an einem wehrlosen Betrunkenen so brutal Ihr Mütchen kühlen?" Die Herren Geschworenen aus den Ortschaften Nandlstadt und Zeismering billigen mir sicherlich keine mildernden Umstände zu, weil sie ja selbst wissen, wie leicht man sein Räuschchen hat.

Ich nehme an, der gleiche Angetrunkene, durch irgendeine Kleinigkeit gereizt, rennt einem Vorübergehenden, der ihn vielleicht unabsichtlich auf den Fuß getreten ist, sein griffestes Messer in den Leib, der unglückliche Passant jedoch trage die Vorbedingung zu einem bedeutenden Menschen in sich, er gehe ferner an dieser Verletzung zugrunde, so billigen dem Täter die gleichen Geschworenen mildernde Umstände zu, weil er die Tat im Rausch verübt hat. Verletze ich also einen Betrunkenen, so werde ich bestraft, als wenn ich einen Vollmenschen verletzt hätte; verletzt der Betrunkene einen Vollmenschen, so werden ihm mildernde Umstände zugebilligt. Deshalb trinkt sich auch der Bursch im frommen Niederbayern erst mildernde Umstände an, ehe er den mißliebigen Nebenbuhler beseitigt. Solange der Rausch nicht als Schande gebrandmarkt wird, wird es auch in dieser Hinsicht nicht anders. Der Rausch wird aber nie als eine Schande angesehen werden, solange alljährlich Volksfeste ihm zu Ehren gefeiert werden.

Hoch oben, wo man den schönsten Blick über München hat, steht der Zacherlkeller. Hier wird alljährlich eine ungeheure Menge jenes süßen betörenden Naß ausgeschenkt, das sich S a l v a t o r heißt. Der Münchner und noch in höherem Grade die hier weilenden Fremden, besonders die norddeutschen Studenten, fühlen sich verpflichtet, mit diesem Quantum innerhalb 8 Tagen fertig zu werden. Es hat auch noch nie länger gedauert. Jede Generation, bei der das vorkommen würde, würde sich schämen. Gegen Abend wälzen sich johlende, schreiende, schwankende Massen, Männlein wie Weiblein über die Frauenhofer Brücke herein in die Stadt. Die jungen Männer, besonders wenn sie aus Norddeutschland sind, werden durch den Genuß des Salvators zum Sport angeregt. Dieser Sport besteht darin, keine Dame an sich vorübergehen zu lassen, ohne sie durch Worte oder Handgreiflichkeiten zu belästigen. Wer aber glaubt, es sei für den Nüchternen eine leichte Aufgabe, eine Dame zu beschützen, der täuscht sich. Denn sobald man mit solch einem besoffenen Kerl anbandelt, wird die gesamte Gesellschaft solidarisch und fühlt sich beleidigt, wie wenn man in Altvenedig die Maskenfreiheit verletzt hätte. Wer aber glaubt, es könnten das nur die untersten Schichten der Bevölkerung sein, die so handeln, der täuscht sich. Gerade die sind am wenigsten dabei. Denn die haben an Nachmittagen des Werktags keine Zeit. Die Mehrheit der Trinker besteht aus Studenten, Künstlern, Kaufleuten und Söhnen wohlhabender Eltern, die sonst nichts sind als das. Die Weiblichkeit, die mit schiefem Hut und geöffneten Druckknöpfen, den Arm um die Taille des soeben eroberten Kavaliers, unbändig lachend, teilnimmt, besteht zum größten Teil aus stellenlosen Ladenmädchen, Biermädchen, Kellnerinnen, Modellen und Gelegenheitsprostituierten.

Ein Bild: Drei Studenten, Lieder gröhlend, die sie durch unartikuliertes Juhuhgeschrei zuweilen unterbrechen, ein schwankendes Kokottchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit glänzenden Augen und dunkelrotem Gesicht, mit wirr in die Stirn hereinhängendem Haar, in der Mitte, umringen eine anständig ihres Weges gehende Dame. Die Dame verbittet sich das zuerst, und als sie keine Ruhe bekommt, schlägt sie dem Zunächststehenden resolut ihren Regenschirm ins Gesicht. Leider sind das seltene Ausnahmen. Die Münchner Damen sind viel zu gutmütig und haben zu wenig Selbstvertrauen bei solchen Affären. Auf der anderen Seite der Straße gehen ein mir wohl bekannter Arzt und ein Rechtsanwalt, Korpsbrüder. Sie haben den Vorfall mit angesehen, gehen auf den gezüchtigten Studenten zu, geben ihm lachend die Hand und sagen: „Na, Meier, diesmal bist Du aber schön abgefahren." Dann schließen sie sich, obgleich selbst nüchtern, der besoffenen Gruppe an.

Ich nehme an, der Meier, natürlich auch Korpsbruder, hätte in höchster Not als Familienvater in seinem Bureau 10 Mark unterschlagen mit dem festen Vorsatz, diese am Monatsersten wieder zu ersetzen, durch eine Kassenrevision sei er aber entdeckt und mit drei Wochen Gefängnis bestraft worden. Ich nehme an, dieser Meier hätte einem anderen den Zweikampf verweigert, weil er selbst vor kurzem eine reizende junge Frau nach Haus geführt und der Herausforderer ein durch und durch verseuchtes Individuum mit denkbar bewegtem Vorleben gewesen sei, ja ich nehme an, daß der Meier infolge ungenügender Finanzen einen abgeschabten Rock oder ein Beinkleid mit vorhängenden Knien auf dem Leib gehabt hätte. Ei wie schnell wären seine Korpsbrüder, sobald sie seiner ansichtig geworden, verschwunden, oder hätten sich sonstwie vor der Blamage einer solchen Begegnung zu schützen gewußt.

Alkoholische Lustbarkeit herrscht auch im Monat Oktober, wenn draußen auf der Theresienwiese mit vielem Musikgedudel das Oktoberfest seinen Anfang genommen hat. Die Belästigung von Damen ist bei dieser Gelegenheit keine so handgreifliche, das Anbandeln geht etwas intimer, dafür um so erfolgreicher vor sich. Die Studenten fehlen fast ganz, denn sie sind noch in den Ferien. Es ist mehr bäuerlicher und provinzlerischer Einschlag, der hier seine Lebenslust geltend macht. Nicht, daß ich gegen das Oktoberfest selbst etwas einzuwenden hätte. Ich liebe die einzigartige Budenstadt, die von Jahr zu Jahr farbenfreudiger und stilvoller wiederkehrt, außerordentlich. Das lustige und fidele Treiben der farbenfrohen Landbevölkerung, die Schaustellungen bieten sicher Erfreuliches. Warum derartige Schaustellungen aber ständig mit solch ungeheurem Konsum von Biermengen verbunden sein müssen, das sehe ich nicht ein. Auf der Festwiese wimmelt es natürlich von Dämchen, die eigens zu diesem Zweck nach München gefahren sind. Auf der Festwiese, in den Bierhallen, von deren Dimensionen sich der Nichtkenner schwerlich eine Vorstellung machen kann, ertönt in regelmäßigen Zwischenräumen ein Lied oder eigentlich ein Trinkspruch, den entweder ein Wirt oder ein ihm nahestehender Komponist aufgebracht haben mag. Dieser Trinkspruch trägt jedesmal dem Pächter mindestens einen Hektoliter Bier. Er heißt „ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit, eins, zwei, drei, gsuffa." Das Merkwürdige dabei ist, daß dieses selbstgegebene Kommando als Massensuggestion wirkt, und daß jeder, der als Gentleman angesehen sein will, dieser Suggestion nachkommt

und ein möglichst großes Quantum aus dem steinernen Krug vertilgt. Es gibt auf der Wiese keine halbe Liter, es gibt nur ganze Liter. Das ist allerdings nicht ganz richtig. Denn der Krug wird trotz des unglaublichen Preises von 40 Pfennigen höchstens zu drei Viertel vollgeschenkt. Überhaupt sind die Preise für Lebensmittel auf der Wiese schwindelhaft hoch, und die gebotenen Lebensmittel weder erstklassig in Qualität, noch einigermaßen genießbar zubereitet. Es ist an allem gespart, mit Ausnahme von Pfeffer und Salz. Daran fehlts nicht, denn der Gast soll auch gehörig Durst bekommen. Man würde für das Geld, das man auf der Wiese für ein einfaches Abendessen ausgibt, ganz gut in einem erstklassigen Etablissement ein Souper mit drei Gängen speisen können, säße dabei nicht auf einer Holzbank, vor einem blechernen Tisch ohne Tischdecke, ohne Serviette, eingekeilt in fürchterlicher Enge, nach langem Schreien und Winken endlich von einer verärgerten Kellnerin mißmutig bedient, sondern in einem Klubsessel nebst dem entsprechenden Zubehör. Nun sollte man denken, daß solche Preise nur die oberen Zehntausend das Oktoberfest auskosten lassen. Weit gefehlt! Gerade die Massen sind es, Leute, die durch ihrer Hände schwere Arbeit knapp im ganzen Tag verdienen, was sie zusammen mit ihrer Frau oder ihrem Sprößling — leider ist Kindern der Zutritt in die Bierbuden durchaus nicht so streng verboten, als es wünschenswert wäre — bei einer einzigen Mahlzeit verbrauchen. Ist mal die erste „Maß" im Magen und übt der Alkohol seinen zerstörenden Einfluß auf Vernunft und Willenskraft aus, dann folgt auch bald die zweite Maß, dann kommt das unvermeidliche „Backhendl". Darnach werden eine Menge Schaustellungen besucht. Man möchte auch einmal Auto fahren, das Auto hält dann vor irgendeiner Weinkneipe, und nach Mitternacht ist nicht nur der ganze Wochenverdienst beim Teufel, man hat noch Schulden bei irgendeinem Freund, und die Arbeitslust am nächsten Tag ist so gering, daß der Polier oder der Vorarbeiter oder ein Aufsichtsbeamter die Entlassung ankündigt.

Die harmloseste der Münchner Bierfeierlichkeiten ist der Maibock. Er ist insofern die echteste Münchner Veranstaltung, als sie fast durchweg vom Münchner Publikum besucht wird und selten die mit einigem Unrecht so berühmte Gemütlichkeit grob gestört wird. Hier tut auch zuweilen das gute Münchner Publikum mit, gehört doch nach seiner Ansicht der Maibock mit zur Frühjahrskur, ist es doch für die Gesundheit des ganzen Jahres unumgänglich notwendig, in aller Frühe zur Einleitung des Tages ein Gläschen Bock zu trinken. In den großen Restaurationen der Stadt sitzen bei Musik Männlein und Weiblein dicht gedrängt nebeneinander, und der Maibock findet in seiner kupplerischen Wirkung nicht gerade allzuviel Widerstand.

Wenn durch das Obenstehende die Leser zu der Anschauung kommen sollten, daß der Münchner ein fürchterliches Sumpfhuhn sei, so würde mir das leid tun. Der Münchner selbst trinkt durchaus nicht mehr als irgendein anderer Städter. In München wird verhältnismäßig weniger getrunken als in kleinen Provinzstädten und absolut und relativ weniger als z. B. in Berlin. Von Jahr zu Jahr geht der Bierkonsum zurück. Ärzte und Lehrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben ihre Schuldigkeit getan. In den Schulen werden die Kinder auf die Gefahren des Alkohols aufmerksam gemacht, und immer seltener sind die Fälle, daß Kinder Bier erhalten. Als Partei sind es vor allem die Sozialdemokraten, die auf die arbeitenden Massen aufklärend einwirken. Ein typisches Zeichen für ihre Tätigkeit ist der Umstand, daß bei einer Münchner Festlichkeit, bei welcher an einem einzigen Tage die größten Massen feiern, nämlich am 1. Mai, nur ganz ausnahmsweise der eine oder andere angeheitert durch eine Straße torkelt. Wer bei uns trinkt, sind in überwiegender Mehrzahl die Landbewohner und vor allem die auswärtigen Studenten. Der Münchner Bürgersohn aus besseren Kreisen ist selten abstinent, aber er ist noch seltener ein Säufer. Für jemanden, der betrunken die Straße unsicher macht, hat er einen ganz bestimmten Ausdruck, und der heißt „Kloifl". In diesem Ausdruck, der einen derb rustikanen Menschen bezeichnet, liegt soviel Verachtung, als man eben in einen Ausdruck hineinlegen kann. Ist der Betrunkene besser gekleidet, brüllt er und belästigt die Passanten, so wird er leider, aber nicht immer ganz ohne Berechtigung, einfach als „Saupreuß" bezeichnet. Man sieht also, daß der Münchner Leute, die sich so aufführen, nicht als Münchner besserer Herkunft estimiert, daß er sich sagt: so führt sich ein anständiger Münchner nie auf. Denn nichts liegt dem Münchner ferner als das Belästigen anderer Menschen.

Seit Jahren beobachte ich, daß, je mehr in München der Sport zunimmt, desto mehr der Abscheu vor den Bierlokalen wächst, und München ist Deutschlands erste Sportstadt, daran ist kein Zweifel, und zwar die Stadt desjenigen Sports, der von allen Sportarten am meisten Nüchternheit, Geistesgegenwart, Gewandtheit, körperliche Kraft und geistige Fähigkeiten verlangt, nämlich des Alpinismus. Die Zahl der Skiläufer in München ist Legion, die Rasensportarten werden eifrig betrieben, die Zahl der Reiter ist im Wachsen begriffen, und in den letzten 5 Jahren hat sich auch der Wassersport in ungeahnter Weise mächtig entwickelt. Man sieht also, Einseitigkeit kann man dem Münchner nicht vorwerfen. In den großen Zentralen des Münchner Sports, z. B. im Hotel Finsterlin in Fischhausen, das in einer Woche Tausende von Skifahrern passieren, spielt das Bier eine recht untergeordnete Rolle, wogegen der Verbrauch an Zitronenlimonaden ans fabelhafte grenzt.

Was ist nun der Zweck meiner Worte? Zwei Dinge habe ich im Auge. Erstens: Die Studenten, die aus Norddeutschland kommen, möchten sich doch von dem Wahn befreien, daß es in München zum guten Tone gehöre, möglichst viel Bier zu trinken. Es gehört in München auch nicht zum guten Ton, auf der Straße zu brüllen und Damen zu belästigen. Tun sie es dennoch, so geben sie sich sofort als Nichtmünchner zu erkennen und verschärfen außerdem den Unterschied zwischen Süd und Nord zu ungunsten ihrer Stammesbrüder. Denn es ist faktisch richtig, was ich oben schon erwähnte; wer anständig gekleidet besoffen Radau macht, wird hier einfach als „Saupreuß" bezeichnet. Eine Zufälligkeit ist das nicht.

Zweitens: Ich rede jetzt als Arzt aus der Erfahrung einer zehnjährigen Praxis heraus: Während der Salvatorzeit, in geringerem Maße

nach dem Maibock, hauptsächlich aber nach dem Oktoberfest schwillt die Zahl der Geschlechtskranken in ganz auffallender Weise an und neun Monate danach die der unehelichen Geburten. Das kann ich einwandfrei statistisch feststellen. Das Merkwürdige dabei ist, daß der Münchner Fasching, der doch wahrhaftig frei und ungezwungen sich gibt, der doch wahrhaftig die Sinnenlust in allen Gesellschaftskreisen zu hellem Brand aufflammen läßt, während dem aber der Alkohol keine solch dominierende Rolle spielt, bei weitem nicht die Zahl der Geschlechtskrankheiten so auffallend hinaufschnellen läßt wie die Münchner Bierfeierlichkeiten.

Dr. A. Dessauer.

Bestellungszwang.

Auf einer Seite meiner Wohnung blicke ich hinein in eine Schrebergartenkolonie, die gleich hinter einer belebten Straße, aber doch abseits vom Verkehr liegt. Die Anlage bietet besonders im Frühling, wenn die vielen Bäume und Bäumchen mit weißen und rot angehauchten Blüten prangen, einen herrlichen Anblick. Tagtäglich stehe ich dann am Fenster und freue mich dieser Blütenpracht. Im Sommer tut das Grün dem Auge nicht weniger wohl. Hunderte von fleißigen Menschen finden dort in ihrer freien Zeit Erholung und Freude. Beamte, Handwerker, Arbeiter, alle sind vertreten, verschieden an Stand und Ansehen, aber gemeinsam ist ihnen die Liebe und Aufopferung, mit der sie sich ihres Gärtchens annehmen. Denn lieb ist ihnen das kleine Fleckchen Erde, das sie bauen, geworden. Wer diese Leute nicht beobachtet hat bei ihrer Arbeit am frühen Morgen vor der Arbeitszeit, oder spät am Abend nach Feierabend, wer ihre Freude aus ihren Reden nicht vernommen hat, wie sie sich über eine Blüte, ein Reis, ein Stöckchen, ein Bäumchen, eine Frucht freuen, der weiß von solcher Liebe freilich nichts. Wer sie aber kennt, der weiß, daß in den Kreisen der Schrebergärtner ein gut Teil deutschen Geistes und Gemütes lebt, wie er sich zeigt in der Liebe zur Scholle und in ihrer Pflege, in der Liebe zur Natur und in der Freude an ihr. Es ist eine Geistesrichtung, die wohl wert ist, gehegt und gepflegt zu werden.

Wie die Leute an dem kleinen Stückchen Land hängen, wie sie es unter ihrer Hände Arbeit lieb gewonnen haben, wenn es auch nicht ihr Eigentum, sondern nur erpachtetes Land ist, das zeigte mir einst die Trauer und der Schmerz einiger Pächter, als sie hörten, daß der Teil der Anlage, in dem sich auch ihr Gärtchen befand, eingezogen werde, damit eine Straße hindurch gelegt und der Platz der Bebauung erschlossen werden könne. Und wenn auch der Schrebergärtner stets mit Bangen auf diesen Augenblick gefaßt sein muß und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefaßt ist, der ihm sein Gärtchen nimmt, so ist es ihm doch sehr schmerzlich, wenn er, der lange gefürchtete, dann wirklich eintritt.

Freilich, wenn die Zeit, wenn der Verkehr, wenn des Ortes Wohlfahrt eine solche Einziehung fordert, dann muß wohl des einzelnen Wunsch zurückgestellt werden hinter die Bedürfnisse der Gesamtheit. Die Notwendigkeit hat zu entscheiden.

Ist es notwendig, so frage ich mich, daß ein Teil dieser schönen Gärtchen zerstört wird?

Dabei blicke ich zu einem anderen Fenster meiner Wohnung hinaus, nach vorn. Was sehe ich da? Vertrocknete, verbrannte Wiesen, die seit einer Reihe von Jahren brach liegen. Gelände ist's, das der Bebauung erschlossen ist, Straßenzüge mit Fußwegen, die teilweise seit ihrer Anlage schon wieder von Gras überwuchert sind, führen hindurch. Ein Jahrzehnt mag das Land so liegen — solange kenne ich's wenigstens ungefähr. Vielleicht liegts noch einmal so lange. Wer weiß? Aber gebaut wird nicht.

Es mag ja vielleicht manche Gründe haben, daß dies nicht geschieht. Man kann sie ja nicht wissen, man kann nur raten. Sollen etwa nicht zuviel Wohnungen im Ort entstehen, damit die Mietpreise nicht gedrückt werden? Hat sich für die geforderten hohen Bodenpreise noch kein Käufer gefunden? Werden die Bauplätze vielleicht noch gar nicht verkauft, weil die Preise noch nicht so hoch sind, wie die Besitzer, vielleicht Spekulanten, es erwarten? Wartet man vielleicht auf einen günstigeren Bebauungsplan, der wieder eine Steigerung des Bodenpreises nach sich zieht? Wer soll das wissen? Der Uneingeweihte weiß nur: das Land liegt brach seit Jahren.

Braches Land? Haben wir denn soviel Land, daß wir es brach liegen lassen können durch Jahrzehnte hindurch? Es mag ja ein verhältnismäßig kleines Stück Land sein, das hier so gut wie keine Bestimmung hat. O doch, es hat eine, eine Anzahl Kinder tummeln sich auf den Wiesen, einen Teil hat man als Spielplatz, einen anderen im Winter als Eisbahn hergerichtet. Und es ist gewiß gut, daß für solche Zwecke sich Land findet. Aber muß dennoch das ganze Land brach liegen? Für alle die, die sich hier frei bewegen wollten — es sind nicht allzuviele — genügte ein weit kleineres Stück. Es sind ja hier — den Schmuckplatz, auf dem sich auch noch Spielplätze finden, nicht gerechnet — ungefähr 30 000 qm, die brach liegen. Dabei finden wir an einer anderen Seite des Ortes noch eine weit größere unbebaute Fläche.

Ist es notwendig, daß dies Land brach liegt? Ist unser Volksboden nicht wertvoller? Brauchen wir ihn nicht notwendiger?

Er bleibt gewiß nur wegen der Spekulation unbebaut liegen. Es gehen doch dabei eine Menge Zinsen verloren. Die Besitzer

müssen aber daran gar kein Interesse haben. Sie haben vielleicht auch gar keinen Zinsverlust, weil der Bodenpreis so wächst, daß die verlorenen Zinsen wieder mit herauskommen, wenn auch dadurch die Bebauung und infolgedessen die Miete teurer, mithin die Lebenshaltung weiter Volkskreise geschädigt wird.

Zu diesem einen Übelstand kommt aber zugleich der, daß man einen Teil des Landes, trotzdem wir uns durch unseren eigenen Boden nicht ernähren können, der Bestellung entzieht. Der Ertrag mag ja für einmal im Verhältnis zum ganzen Volk gering sein. Aber durch die Jahre hindurch! Wird nicht durch solche Verschwendung die wirtschaftliche Abhängigkeit unseres Volkes erhöht? So kann wohl heute jemand große Ländereien kaufen und — nicht benutzen zur Schädigung der Gesamtheit.

Es ist wohl unbedingt notwendig, gegen solche Verschwendung des einzelnen, die auf Kosten der Gesamtheit geht, Front zu machen. Es müßte möglich sein, daß in solchen Fällen die Gesamtheit gegen den einzelnen vorgehen und ihn zwingen kann, seinen Grundbesitz in angemessener Weise zu verwerten. Wer den Boden zu teuren Preisen kaufen und auf eine weitere Steigerung des Bodenpreises zu seinem eigenen Nutzen und zum Schaden der anderen warten kann, der hat auch die Mittel, diese Flächen zu bestellen. Den muß die Gesamtheit zwingen, aus seinem Boden wenigstens die erreichbare Rente zu ziehen. Dadurch wird im Interesse wirtschaftlicher Selbständigkeit die Produktionsfähigkeit erhöht. Zugleich aber wird die Gesamtheit dadurch, daß man zwangsweise einen erheblichen Zinsverlust für den Spekulanten unmöglich macht, in etwas vor der künstlichen Steigerung, die die Zinsen ja doch wieder mit bringen müßte, geschützt.*) Das gänzliche Brachliegen für Ländereien dürfte nur auf eine sehr beschränkte Zeit gestattet sein.

Zwang, und immer wieder Zwang, wird man da wohl den oder jenen einwenden hören.

Ja, Zwang! Wenn eben Leute, die durch ihren Besitz Verpflichtungen gegen die Gesamtheit haben, diesen nicht nachkommen, im Gegenteil, die Gesamtheit in ihrem eigenen Interesse offensichtlich

*) Der Bestellungszwang würde noch einen andren Nutzen mit sich bringen, der schon zu Eingang des Aufsatzes angedeutet wurde und den wir nur deshalb nicht größer nennen als den Nutzen an Geldeswert, weil er unmeßbar ist. Wir meinen aber, der gesundheitserzieherische Wert landwirtschaftlicher Tätigkeit kann garnicht hoch genug angeschlagen werden. Viele Einflüsse arbeiten zum Schaden des Stadtvolkes und führen es tiefer und tiefer in Krankheit und Tod. Soll es vor dem Untergange bewahrt bleiben, so muß es am Duft des aufgebrochenen Ackers genesen. **Vortrupp.**

schädigen, dann muß die Gesamtheit zu Zwangsmitteln greifen, um sich gegen solche Ausnützung durch den einzelnen zu wehren.

Tagtäglich führen mir so die Schrebergärten an der einen und das brache Land an der anderen Seite meiner Wohnung die Notwendigkeit der Regelung der Bodenfrage im Interesse der Gesamtheit vor Augen.

Walther Kluge.

Die Ruhehalle.

„Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!" Das ist der Grundton, der immer wieder durchklingt, wenn man den modernen Menschen sich über die glänzenden Errungenschaften der neuzeitlichen Kultur äußern hört. Der Mensch hat sich im weitesten Sinne des Wortes zum Herrn der Erde gemacht und schickt sich außerdem an, das Reich der Lüfte zu erobern. Überall aufsteigende Linie, Triumphe auf jedem Gebiet, Sieg über Sieg im geistigen, wirtschaftlichen, gesundheitlichen Leben.

Aber wie sieht die Kehrseite der Medaille aus? Man sehe einmal die Kinder dieses vielgepriesenen Zeitalters, die all' die herrlichen Kulturgenüsse genießen dürfen, mit prüfendem Auge an. Tragen sie das Zeichen der Befreiung auf der Stirn? Sehen sie aus wie ruhmgekrönte Überwinder? Ach, wie selten begegnet man Menschen, bei denen man den Eindruck hat, daß sie bewußt die begnadeten Söhne einer neuen großen, reichen Zeit sind! Es geht ein Klagen durch die Welt über die tiefgreifenden Schädigungen, die das moderne Leben mit sich gebracht hat. Die geistigen Führer des Volkes reden von einer immer mehr um sich greifenden geistigen Degeneration; die für das körperliche Wohl der Menschen Verantwortlichen von zunehmender körperlicher Entartung. Diese greift besonders unter der Bevölkerung der Städte, namentlich der Großstädte, in erschreckender Weise um sich. Der bekannte Psychiater Arndt äußert sich darüber folgendermaßen:

„Die städtische Bevölkerung ist eine entartende, entartete. Sie geht unter, stirbt aus. Die Entartung beginnt mit bleichsüchtigen und nervösen Zuständen, mit einer gewissen Widerstandslosigkeit, Reizbarkeit. Dieselben nehmen zu. Neurasthenie entwickelt sich; größere geistige Begabung, große Talente, Genies treten auf; dann zeigt sich Hysterie, Epilepsie, Vesanie, letztere namentlich in der Form der Verrücktheit. Fortpflanzungsunfähigkeit kommt zum Vorschein; die Geschlechter sterben aus, vielfach nachdem erst noch größerer Schwachsinn und selbst Blödsinn, schwächerer oder stärkerer Kretinismus zu Tage getreten sind."

Diese traurigen Degenerationserscheinungen beruhen zum großen Teil auf der übertriebenen, fast raffinierten Entwicklung der Geistesfähigkeiten, die an der Tagesordnung ist; daneben aber müssen wir, wie Frau Dr. Beß M. Mensendieck in ihrem vortrefflichen Buch „Körperkultur des Weibes" in sehr anschaulicher Weise darlegt, einen großen Teil der Schuld „der Kompliziertheit und dem Tempo der Kulturmaschinerie" zuschreiben, „die einen ganz unverhältnismäßigen

Teil unserer Vitalität durch Nebenermüdungen in Anspruch nimmt, Nebenermüdungen, die unser Geist nicht zählt, wohl aber unser Körper, welcher alle Anstrengungen summiert und seinem Aussehen aufdrückt. Darunter gehören: mehr Pflaster- und Treppenlaufen als früher, längeres und öfteres Verweilen in schlecht ventilierten Räumen wie Theater, Konzert-, Vortragssälen, überfüllten Kaufhäusern, Kaffeehäusern, Eisenbahn- und Trambahncoupés, in welchen auch hygienisch gebildete Leute noch immer nicht auf Ventilation bestehen, und wo man sich ruhig die ganze Strecke hindurch von dem schlechten Atem seines Nachbarn ernährt, als ob derselbe Nektar und Ambrosia für unsere Lungen wäre!" —

Glücklicherweise hat die Erkenntnis von den gefährlichen Wirkungen des Kulturstadiums, dem wir angehören, zu einer nicht mißzuverstehenden Reaktion geführt. Seitdem den Menschen durch tausend schmerzliche Erfahrungen klar geworden ist, daß nur der Gesunde weiterkommt, werden von allen Seiten und mit Aufbietung aller Mittel Versuche gemacht, nicht nur an der Gesundung einzelner Bevorzugter zu arbeiten und sie zu erleichtern, sondern auch Einrichtungen zu treffen, die für das Gesamtwohl des Volkes wichtig und fördernd sind. Großartige hygienische Neuerungen sind in jeder Hinsicht getroffen worden. Sie alle zielen darauf hin, die kostbare Lebenskraft des Menschen zu schonen und zu stärken, unnötigem Kräfteverbrauche vorzubeugen und die Ersetzung von in harter Arbeit verzehrten Kräften durch neue möglichst zu begünstigen.

Bei den ausgezeichneten hygienischen Maßnahmen, die man in immer wachsender Ausdehnung trifft, ist man in mancher Hinsicht zurückgekehrt zu den einfachen praktischen Mitteln längstvergangener Zeiten und zu der natürlichen Weisheit alter Kulturvölker. So hat man z. B. mit den zunächst in Sanatorien und sonstigen Heilanstalten verordneten Ruhekuren zurückgegriffen auf die Lebensgewohnheiten der Griechen und Römer, die, in unbewußter Empfänglichkeit für den wohltätigen Einfluß des Liegens auf den gesamten Organismus, dem gewohnheitsmäßigen Liegen eine viel größere Bedeutung einräumten als wir, und die manche Tätigkeit, die wir nur im Sitzen oder Stehen auszuüben gewohnt sind, z. B. das Essen, liegend verrichteten.

Die physikalisch-diätetische Heilkunde, die in neuerer Zeit besonders wieder aufkommt, hat den Gedanken, durch Ruhe eine Reihe von Zuständen günstig zu beeinflussen, besonders praktisch verwertet, und die Kunde von den glänzenden Erfolgen der Freiluftliegekuren, der Körper und Geist in gleicher Weise erquickenden Luft- und Sonnenbäder ist in weite Kreise gedrungen. — Leider aber sind tausende von geplagten Menschen, bei denen eine entsprechende Ruhebehandlung Wunder wirken würde, trotz aller hygienischen Aufklärung immer noch der Ansicht, daß es allerdings für den kranken Menschen ganz in der Ordnung sei, der Ruhe zu pflegen, daß sich solches „Faulenzen" aber für den gesunden nicht „schicke". Wüßten diese Menschen, wie erschreckend wenig wirklich „Gesunde" es überhaupt gibt, und daß unzählige unter denen, die sich selbst für gesund halten, doch mehr oder weniger Opfer irgend einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der „modernen" Krankheiten: Nervosität, Neurasthenie, Psychasthenie, Hysterie sind, so würden sie mit aller Kraft die guten Vorschläge der Männer unterstützen und fördern, die am Volkswohl arbeiten und darauf bedacht sind, auch dem vermeintlich gesunden Menschen zu helfen, indem sie ihm Mittel an die Hand geben, den Körper zu stählen, zu schützen und stark zu machen für die tausendfachen Anforderungen des Lebens. Der Erreichung dieses Zieles sucht auch der Gedanke der öffentlichen Ruhehallen dienstbar zu werden, angeregt und zum ersten Male praktisch verwertet von dem Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sommer in Gießen, während der internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911.

Ihm selbst hat die Beobachtung der überaus schädlichen Wirkung starker Ermüdungen große Besorgnisse für die „überanstrengten Nerven der lebenden Generation" geweckt. Die Gelegenheiten zum „Ausruhen", die dem von weiten, beschwerlichen Wegen, von beruflichen Mühen aller Art, von abspannenden Ausstellungsbesuchen, von den mannigfachen Anstrengungen des verwickelten großstädtischen Verkehrslebens Ermüdeten sich darbieten in Gestalt von überfüllten Restaurationen und ähnlichen ungeeigneten Räumlichkeiten, sind durchaus nicht ausreichend, wenn man, wie Sommer in seinem Aufsatz über „Die weitere Entwicklung der öffentlichen Ruhehallen" (im 4. Hefte des VI. Bandes der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten) sagt, „mit der Idee der psychischen Hygiene und der Schonung der Nervenkraft endlich ernst machen will". Dann muß — das ist das Wesentliche bei seinen Vorschlägen — „die öffentliche Organisation der Ruhe eine der ersten und bis zu einem gewissen Grade lösbaren Aufgaben" sein, eine Aufgabe, die nicht eine „Form sozialen Zwanges, sondern eine vermehrte Gelegenheit zum Ruhen und Schlafen mitten im Getriebe der Großstädte und des modernen Verkehrs" erstrebt. Denn „eine halbe bis eine Stunde Ruhe ist imstande, das ermüdete Nervensystem wieder aufleben zu lassen und den Erschöpften beispielsweise in dem Getriebe einer Ausstellung wieder arbeits- und genußfähig zu machen."

Sehr gut wird diese „Regeneration durch Ruhe" von Frau Dr. Mensendieck in ihrem oben erwähnten Buche wie folgt veranschaulicht: „Die Ruhe schafft ebenso wie der Ernährungsprozeß Energie; durch sie werden die abgenutzten Organe wieder erfrischt. Im Schlafe ruhen alle Tätigkeiten des Gehirns, und in diesem Zustande völliger Ruhe kann dieses Organ die durch die Arbeit verbrauchten Elemente aus dem nährenden Blut, welches das Gehirn durchspült, neu aufbauen und kann sich der angehäuften Ermüdungsstoffe entledigen. Das Gehirn nährt sich während seiner Tätigkeit nicht. Während der Muskel zu seiner Erholung nur Ruhe nötig hat, bedarf das Gehirn zu seiner Erholung außer der Ruhe auch noch des Schlafes. Daß die längere Entziehung des Schlafes allein schon eine Zerrüttung des Nervensystems hervorrufen kann, ist bekannt. (Die Neurasthenie beruht nämlich auf einem Mißverhältnis zwischen der Ernährung des Gehirns und der von ihm geforderten Arbeitsleistung.)

Die Natur selbst — von der die Menschen so gerne als der ‚fürsorglichen Mutter' sprechen, hat den Schlaf zum Zweck der Erholung eingesetzt. Was aber tun ihre weisen Kinder, die Menschen? Sie wähnen, der Körper habe nur solange reichliche Nachtruhe nötig, als er wächst. Einmal erwachsen, ist er ein Gebilde, das wie eine Kautschukpuppe für's Spiel des Lebens herhalten muß. Einmal erwachsen, hat der Körper gar nichts mehr mitzureden. Man ist jetzt nur noch Geist, gieriger, hastender, alles verschlingender Geist; und dieser Geist setzt sich gewissermaßen wie ein Reiter auf das Rößlein, das sich Körper nennt und — reitet es zu schanden. Er hetzt es über Berg und Tal des immer komplizierter werdenden Kulturlebens einer möglichst baldigen Erschöpfung zu.

Daß unter solchen Verhältnissen ein gesundheitlich ideal funktionierender Körper undenkbar ist, liegt auf der Hand, und daß aus solchen Faktoren auch ein nachteiliger Einfluß auf die Schönheit des Körpers resultieren muß, ist nicht schwer einzusehen".

Ähnliche Erwägungen veranlaßten Sommer, mit seinen Vorschlägen für die zweckmäßige Errichtung von städtischen oder staatlichen Ruhehallen an die Öffentlichkeit zu treten. Die Forderungen „Geräuschlosigkeit, Bequemlichkeit, Reinlichkeit, leichte Zugänglichkeit, völlige Trennung der Abteilungen für die beiden Geschlechter, Billigkeit" waren für ihn bei Aufstellung seiner Pläne maßgebend. In welcher Art diese zum ersten Male in die Wirklichkeit übertragen wurden, ergibt sich aus der Mitteilung der Geschäftsleitung der Dresdener Ausstellung, auf der, wie gesagt, die erste probeweise Ausführung der Idee ermöglicht wurde, an Sommer:

> „Die Ruhehalle ist in dem zum Königlichen Großen Garten gehörigen, mit alten Bäumen bestandenen Teile des Ausstellungsgebäudes an etwas abgelegener Stelle hinter den Staatspavillons Japans und Rußlands auf einer Grundfläche von etwa 265 qm errichtet worden. Der Platz ist so ausgewählt worden, daß ein Baum in der Mitte steht, der den beiden Höfen der Herren- und Damenabteilung Schatten spendet. Die Höfe haben je 4,5 × 12,5 = 56,25 qm Fläche. In jeder Abteilung sind sechs Kabinen vorhanden mit je 2,1 × 3,6 = 7,56 qm Grundfläche. Die Kabinen sind in Höhe von 2,75 m mit einer Nesseldecke überspannt und je mit einer Chaiselongue, einem Nachttisch und einem Stuhl ausgestattet. Sie sind verschließbar und mit größerem, hochgelegenem Fenster nach dem Park versehen. Vor den Kabinen stehen in dem Hofe fünf Ruhestühle im Freien, die durch eine große Anzahl Wellwände so umstellt sind, daß der einzelne Ruhende sich den Blicken der anderen entziehen kann. Für jede Abteilung ist ein großer Waschraum mit Waschgelegenheit eingerichtet, und zwischen den beiden Eingängen befindet sich ein geräumiges Zimmer für die Wärterin, welche die Hallen zu beaufsichtigen und die Eintrittskarten auszugeben hat. Bemerkt wird noch, daß sowohl auf den Chaiselongues in den Kabinen wie auf den Ruhestühlen im Freien ein mit Leinen überzogenes Polsterkissen, sogenanntes Schlaraffiapolster, sich befindet, das nach jeder Benutzung frisch überzogen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Einbau von Aborten war zunächst vorgesehen, stieß jedoch dann wegen der Lage der Ruhehallen deswegen auf Schwierigkeiten, weil in diesem Teile des Königl. Großen Gartens keine Schleusen eingebaut werden konnten, so daß eine Abschwemmung unmöglich gewesen wäre. Ohne eine solche glaubten wir jedoch, zumal in heißen Sommertagen, das Auftreten von Geruchsbelästigungen fürchten zu müssen. Es ist deshalb nur im Waschraum durch Anschlag auf die nächste Bedürfnisanstalt hingewiesen.

Die Benutzung der Ruhehalle ist eine sehr rege. Vor allen Dingen sind in den Mittags- und zeitigen Nachmittagsstunden meist sämtliche Schlafgelegenheiten belegt. Die Gebühr für Benutzung einer Ruhekabine beträgt 50 Pfennig für die Stunde, zuzüglich 5 Pfennig städtische Billetsteuer, und 30 Pfennig für die Benutzung eines Liegestuhles im Freien."

Die Errichtung dieser ersten Ruhehalle kam einem starken Bedürfnis des Publikums entgegen, das bewies bei diesem ersten Versuch der starke Andrang zur Halle, und dafür sprechen die vielen anerkennenden Einträge in das für die Besucher in der Halle aufgelegte Album. Sie äußerten sich zum größten Teil sehr erfreut, ja begeistert über die neue, wohltätige Einrichtung. Es fehlt in diesem Album — und das ist gerade sein tieferer Zweck — natürlich nicht an Vorschlägen zu Verbesserungen und zur Beseitigung von Mängeln (z. B. Fehlen der Heizung), die jedoch fast alle nur durch den augenblicklichen Zweck — Bestimmung der Halle für die bis zum Herbste dauernde Ausstellung — bedingt waren.

Jedenfalls wurde „das wirklich vorhandene Bedürfnis nach solchen Hallen, das bis dahin von vielen Behörden noch nicht genügend anerkannt war, auf Grund dieses Dresdener Versuches vollkommen ins Klare gestellt." Doch stellte sich bald heraus, daß „hier, wie so oft, zwischen dem Bedürfnis des Publikums einerseits und der Einsicht und dem Willen von Behörden andererseits ein außerordentlicher Unterschied vorhanden ist." Vergeblich versuchte Sommer unter Berufung auf die Dresdener Erfolge dauernde Einrichtungen dieser Art durchzusetzen, indem er an eine Reihe von großen Städten des In- und Auslandes, im ganzen an 52, ein Rundschreiben folgenden Inhalts sandte:

„Der Unterzeichnete übersendet in der Anlage ergebenst einen Aufsatz aus der Psychiatrisch-neurologischen Wochenschrift über die öffentliche Ruhehalle, die bei der internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden auf meinen Antrag und nach meinem schon früher entwickelten Plan errichtet worden ist.

Es handelt sich nun weiter um die Einrichtung solcher Hallen in den größeren Städten und Verkehrszentren. Die Kosten des in Dresden errichteten Baues belaufen sich auf etwa 6600 Mark; bei der Ausführung für die Dauer müßte wohl etwas mehr gerechnet werden. Das finanzielle Ergebnis wird voraussichtlich so sein, daß bei der Ausführung solcher Hallen vonseiten der Städte kein finanzielles Risiko zu erwarten ist. Die Hauptsache ist von vornherein die richtige Wahl des Platzes. Daß diese Einrichtungen einem weit verbreiteten Bedürfnis entsprechen und ein wirkliches Mittel der sozialen Hygiene sind, ist durch den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erfolg bei der Dresdener Ausstellung erwiesen. Die Halle kann bei der Hygiene-Ausstellung noch bis Ende Oktober, und wahrscheinlich zum Zweck des Studiums noch etwa vierzehn Tage länger besichtigt werden.

Ich bitte nun, die Frage einer solchen Einrichtung in dortiger Stadt zu prüfen und, wenn möglich, den Plan durchzuführen.

Eine Frankfurter Baufirma hat sich erboten, die Pläne und Kosten-Voranschläge aufzustellen und würde jedenfalls bereit sein, dieselben dort vorzulegen, wenn nicht die Aufstellung der Baupläne auf Grund meiner Skizze und des Dresdener Modells dort in die Hand genommen wird. Ich bitte, mir Ihr Urteil und Ihre Entscheidung gefl. mitzuteilen."

Die Antworten auf dieses Schreiben lauteten zum größten Teil gänzlich abweisend mit der Begründung, daß „zur Zeit nicht das Bedürfnis vorliege, einer solchen Einrichtung näher zu treten", daß außerdem der Mangel an geeigneten Plätzen und pekuniäre Schwierigkeiten dem Bau solcher Ruhehallen im Wege ständen usw. Die Antwort des Berliner Magistrats hatte beispielsweise folgenden Wortlaut:

„Wir haben mit Interesse von Ihren Ausführungen über Aufstellung von Ruhehallen in Großstädten und Ausstellungen Kenntnis genommen, bezweifeln aber sehr, daß in einer Großstadt in der Nähe von Verkehrszentren ruhige Plätze zu finden sein werden, welche in dort aufgestellten Ruhehallen eine Beruhigung der Nerven oder gar einen ungestörten Schlaf ermöglichen. In Berlin halten wir eine derartige Einrichtung jedenfalls nicht für durchführbar."

Andere Stadtverwaltungen (z. B. die von Stuttgart) erklären ganz kurz und bündig, daß sie „beschlossen" hätten, „der Sache vorläufig nicht näher zu treten". — Nun ist es aber einmal das Los fast aller Neuerungen, daß sie — selbst die vortrefflichsten — zunächst auf gründlichen Widerstand stoßen, wie es ja auch hier der Fall zu sein scheint. Und doch darf man auch hier auf einen Wandel der Anschauungen hoffen, da es sich um eine Sache handelt, die jeden Einzelnen etwas angeht. Denn jeder hat wohl schon auf der Reise, während eines verhältnismäßig kurzen Aufenthaltes, empfindlich das Fehlen einer geeigneten Räumlichkeit zum ungestörten, wenn auch zeitlich beschränkten Ausruhen empfunden. Die Wartesäle sind meistens überfüllt, und auch wenn das nicht der Fall ist, so ist es doch für den erschöpften Reisenden, der sich oft, ohne jedes innere Bedürfnis, verpflichtet fühlt, eine „Erfrischung" zu sich zu nehmen, um seinen unbequemen Platz zu „bezahlen", ein Ding der Unmöglichkeit, sich wirklich auszuruhen bei dem Gewirr von Geräuschen und Tönen, das den rauchigen Raum noch ungemütlicher macht, geschweige denn sich hinzulegen, die steifen Glieder zu recken und zu strecken, das Wonnegefühl, das bei dem „Relaxieren, dem Loslassen der Körperspannung" den ganzen Menschen erfüllt, zu empfinden. Er weiß, daß es mit Schwierigkeiten, zum mindesten aber mit unnötigen Kosten verbunden ist, für die Dauer kurzer Stunden zwecks ungestörten Ausruhens ein Hotelzimmer aufzusuchen; wie herrlich wäre es da für ihn, wenn er gegen ein niedriges Eintrittsgeld in einer öffentlichen Ruhehalle die seinen augenblicklichen Bedürfnissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entsprechende Erholung finden könnte. (Vielleicht wäre es ganz praktisch, den Versuch zu machen, mit Badeanstalten öffentliche Liege- und Ruhehallen zu verbinden, deren Besuch jedem gegen Entrichtung eines möglichst niedrigen Eintrittspreises — auch ohne Badezwang — ermöglicht wäre.) Hoffentlich lassen sich die maßgebenden Kreise, die Stadtverwaltungen und staatlichen Behörden allmählich überzeugen von der hohen Bedeutung, die hygienisch vollendete, an geeigneten Plätzen errichtete (nämlich „in ruhigen Seitenvierteln der belebten Stadtteile, womöglich, falls öffentliche Plätze ohne zuviel Straßenlärm vorhanden sind, auf diesen"), allen zugängliche öffentliche Ruhehallen für die Erhaltung und Stärkung der Volksgesundheit gewinnen könnten. Die riesigen Summen, die der Staat für die Errichtung und Erhaltung von Krankenhäusern der verschiedensten Art aufzubringen hat, würden sich gewiß durch organisierte Fürsorge auch für die „Gesunden" um ein Bedeutendes herabsetzen, so daß die Ausgaben für die öffentlichen Ruhehallen sich bald durch die größere Leistungsfähigkeit und erhöhte Widerstandskraft des Volkes in gesundheitlicher Beziehung bezahlt machen würden.

Dr. Pauli.

Der Karzer.

Die deutschen Universitäten des ausgehenden Mittelalters nahmen wirtschaftlich und rechtlich eine ganz andere Stellung ein als unsere heutigen Hochschulen. Mit Pfründen und Privilegien belehnt, insbesondere mit reichem Grundbesitz ausgestattet, waren sie vielfach in der Lage, ihre finanziellen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu decken. Mit dieser wirtschaftlichen Selbständigkeit verband sich die rechtliche, die in der eigenen Gerichtsbarkeit lag. Nicht nur die Studierenden, sondern auch die Professoren, ja sogar nur mittelbar mit der Universität in Zusammenhang stehende Personen, wie z. B. die Universitätsbuchdrucker, unterstanden dieser Gerichtsbarkeit.

Trotz des überaus zähen Konservatismus der deutschen Universitäten hat sich in alledem sehr viel geändert. Wohl verfügen heute noch manche von ihnen über ein ansehnliches eigenes Vermögen, aber es reicht schon längst nicht mehr aus, um den Etat ins Gleichgewicht zu bringen; so decken beispielsweise in Leipzig, einer verhältnismäßig wohlhabenden Universität, die eigenen Einnahmen kaum $^1/_4$ des mehrere Millionen betragenden jährlichen Aufwandes. Von der eigenen Gerichtsbarkeit dagegen ist nur in dem Universitätsgericht ein sehr bescheidener Rest übrig geblieben.

Soweit das Universitätsgericht nicht die Funktionen einer einfachen Verwaltungsbehörde ausübt, ist seine Aufgabe, über die Einhaltung der Disziplinarvorschriften für die Studierenden*)

*) Von diesen Disziplinarvorschriften und ihrer Reformbedürftigkeit ist in Nr. 2 des Vortrupp die Rede gewesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu wachen und deren Verletzungen zu ahnden. Dabei stehen ihm eine Reihe stufenweise sich verschärfender Strafmittel zur Verfügung, vom einfachen Verweis bis zur Relegation. Ein ganz besonderes und eigentümliches Strafmittel ist jedoch der Karzer. Karzer kann in der Regel vom Universitätsgericht selbständig verhängt werden; außerdem hat der Studierende Anspruch darauf, ihm zudiktierte Haftstrafen im Karzer abzusitzen.

Aus längst entschwundenen Tagen unserer Großväter und Urgroßväter liegt in vieler Augen noch eine romantische Glorie über der Karzerhaft. Zu Zeiten, wo es als Ruhm des Studierenden und Zeichen von echter Burschenfreiheit galt, nächtlich auf der Gasse zu randalieren, ehrsame und harmlose Bürger zu belästigen oder um ihr Geld zu prellen, mit der Stadtwache oder den Pedellen handgemein zu werden, da war es ein Blatt in solchem Ruhmeskranz, auch auf dem Karzer gesessen zu haben. Die Wände des alten Jenenser Karzers zeigten, vielfach mit Humor und wirklich künstlerischer Vollendung ausgeführt, in Wort und Bild die Spuren dieses Treibens, das seinen Höhepunkt darin fand, wenn es selbst den Karzer zum Schauplatz eines Gelages machen konnte.

Aber sind dies alles wirklich nur Zeichen vergangener Zeiten? Ist nicht vielmehr auch in Bezug auf den Karzer in manchen akademischen und besonders studentischen Kreisen jene Pseudoromantik noch lebendig, die Burschenfreiheit und studentische Fröhlichkeit nicht unterscheiden kann von einem halb rohen, halb kindischen Sichgehenlassen unreifer, ihrer Pflichten sich nicht bewußter Gesellen? Geben doch allzu oft Studierende selbst durch ihr Benehmen dazu Anlaß, den Karzer „zurzeit noch als unentbehrlich" zu bezeichnen, wie dies vor wenig Jahren ein hervorragender Rektor der Leipziger Universität tat.

Aber selbst zugegeben, daß ein Strafmittel von der Art des Karzers nicht entbehrt werden kann, so stellt doch eben der Karzer selbst nicht nur eine Strafe, sondern auch ein Privileg dar, und eben darum ist er zu verwerfen. Dies Privileg besteht nicht sowohl darin, daß der Universitätsstudent hier einen Vorzug vor den Studierenden anderer und gleichwertiger neuerer Hochschulgattungen genießt, die bezeichnenderweise den Karzer nicht eingeführt haben, auch nicht nur in der äußeren Annehmlichkeit für den Studierenden, statt in polizeilichen Gewahrsam nur in die custodia honesta der Universität wandern zu müssen, sondern vor allem gerade in der zwar veralteten, aber traditionellen Auffassung, die die Karzerstrafe mit einer gewissen Glorie umgibt und ihr so den Charakter einer Strafe nimmt. Es kann aber nicht scharf genug dagegen Front gemacht werden, wenn eine der Studenten un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würdige Handlungsweise, sei sie nun eine bloße Albernheit oder eine wirkliche Ehrlosigkeit, bei ihm mit milderem Maße gemessen wird als bei anderen, insbesondere bei gesellschaftlich niedriger stehenden Leuten.

Und hier kann man leider viele unserer ordentlichen Gerichte von dem schweren Vorwurf nicht freisprechen, mit dem schlechtesten Beispiel voranzugehen. Zu Dutzenden lassen sich Fälle aufzählen, wo Studierende für studentische Späße, die man besser Roheitsdelikte nennen könnte, mit Geld- oder Haftstrafen davon kommen, zu derselben Zeit, wo um ihre Existenz kämpfende Arbeiter für ein in begreiflicher Erregung gefallenes Wort ins Gefängnis wandern. Man braucht sich wirklich nicht zu wundern, wenn das Schlagwort „Klassenjustiz" viele Gläubige findet.

Als richtiger Standpunkt erscheint aber gerade der entgegengesetzte. Nicht mildere, sondern schärfere Be- und Verurteilung verdient der Gebildete, der sich unwürdige Ausschreitungen zuschulden kommen läßt, und wenn manchen studentischen Kreisen noch das Gefühl sozialer Verantwortung fehlt, daß sie dem Volke nicht das Bild von Prassern und Müßiggängern bieten und so den gesellschaftlichen Gegensätzen Nahrung geben dürfen, so ist es ihnen rücksichtslos beizubringen. Der erste Schritt auf diesem Wege aber ist die Beseitigung des überlebten Karzer-Privilegiums.

Dr. Paul Roth.

Materialverschwendung und Materialgefühl.*)

Durch Einflüsse tiefgreifender Art, die wir nicht meistern konnten und die ein allgemeines Verlangen nach billigen Preisen zur Folge hatten, ist das Niveau der gewerblichen Arbeit in ganz Europa im vergangenen Jahrhundert beträchtlich gesunken. Es mag sein, daß diese Tatsache durch das Eintreten der Maschinenarbeit in den Wirtschaftsprozeß zunächst ganz unausbleiblich war, aber es kann

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz von Karl Schmidt, Werkstätten Hellerau, mit Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers dem jüngst bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Jahrbuche des Deutschen Werkbundes. Wir sind der Ansicht, daß die Wiedergabe dieses Aufsatzes die treffendste Empfehlung des für Fachleute und Laien gleich lesenswerten Buches ist. Es führt — den Zielen des Werkbundes gemäß — den Titel: „Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit" und will, wie Dr. A. Paquet im Vorworte bemerkt, „besonders den weiten Kreisen der deutschen Industrie und des Kaufmannstandes Einblick geben in die für unsre Volkswirtschaft und für unsre Stellung unter den Kulturvölkern so bedeutungsvolle Bewegung" des Werkbundes. — Das Jahrbuch kostet im Buchhandel — trotz seiner reichen und vornehmen Ausstattung und des Umfanges von 109 Quartseiten — nur 2 Mark.

Vortrupp.

nicht genug bedauert werden, daß auch den Menschen, und zwar Produzenten wie Konsumenten, das Gefühl für edles Material und anständige Arbeit darüber verloren gegangen ist. Wenn wir in Deutschland wieder eine Qualitätsindustrie entwickeln wollen, so muß nach dieser Seite vor allen Dingen abgeholfen werden. Im vergangenen Jahrhundert ist ein Schatz gewerblicher Überlieferung für immer verloren gegangen. Auch die Wissenschaft hat hierbei zersetzend mitgewirkt, indem sie Surrogate lieferte. Man braucht nur ein Stück Leder von vor hundert Jahren in die Hand zu nehmen und ein Stück von heute, um das zu erkennen.

Vor längerer Zeit stand ich mit einem Eisenfachmann vor den Würzburger Schloßtoren, die vielleicht 200 Jahre alt sind. Das sind eiserne Tore ohne jeden Anstrich, aber auch ohne jede Spur von Rost. Zu unserem Erstauen stellten wir fest, daß das Schmiedeeisen von damals tatsächlich von edlerer Qualität war als das beste von heute. Es wurde gedrückt, gehämmert, gedichtet und durchgeschmiedet, bis es schließlich ohne jede Pore war. Unser heutiges Eisen wird in den stolzesten chemischen Prozessen hergestellt, wenn man es aber unter der Lupe ansieht, sieht es aus wie ein Stück Schwamm und ist in einem halben Jahr an der Luft verrostet.

Es ist bekannt, daß gutes Holz für Möbel in Deutschland kaum noch zu haben ist, und es wird nicht mehr lange dauern, daß man Möbel aus deutschem Holz nur noch in den Museen sehen kann. Aber auch die Balkanländer, Rußland, Amerika sind schon zur Hälfte abgeholzt. Eiche ist in den letzten 20 Jahren um etwa 60 v. H. im Preise gestiegen! Ähnlich liegt es mit den meisten anderen Rohmaterialien. Es ist merkwürdig, wie schwer die einfache Tatsache begriffen wird, nämlich daß das Rohmaterial — und mit ihm natürlich auch der daraus hergestellte Gegenstand — am billigsten bleibt, wenn es gut und gewissenhaft verarbeitet wird. Wenn wir Holz zu Schundmöbeln verarbeiten oder wenn wir, wie eine Dresdner Fabrik photographischer Artikel, hunderttausende photographischer Apparate, das Stück für 3 Mark herstellen, so arbeiten wir eigentlich Feuerholz und verwüsten das Material, versündigen uns an einem Naturprodukt. Die Erde gibt Rohmaterialien nur in beschränkten Mengen her. Verbrauchen wir soviel Material als die Erde jährlich wachsen läßt, so werden wir für die Materialien einen mäßigen Normalpreis haben, könnten wir weniger verarbeiten, so würde durch starkes Angebot der Preis sinken, verbrauchen wir aber mehr, so steigt der Preis im Verhältnis des Mehrverbrauches. Nicht allein, daß wir damit die Güter verteuern, sondern wir leben auch auf Kosten unserer Kinder und Enkel. Es ist eine Sünde und Schande, so zu verfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wird immer der Einwand gemacht, die große Masse der Abnehmer sei einfach nicht imstande, gute Arbeit zu kaufen. Das ist nur solange richtig, als unter den Leuten die Einsicht und der Sinn für das Echte so wenig verbreitet sind, daß sie zwischen Schund und guter Ware keinen Unterschied anerkennen, als den des Preises. Wäre dieser Sinn mehr verbreitet, so würden sicherlich viele Leute sich lieber in ihrer Einrichtung, in den Dingen des Gebrauches auf das Notwendigste beschränken, um diese wenigen Dinge dann in guter Beschaffenheit und edler Form zu besitzen. Wenn in unserer deutschen Produktion alles Rohmaterial nach bestem Wissen und nach bestem Können verarbeitet würde, so würde die Art der Arbeit sehr zu unserem Wohlstand beitragen. Denn gute Arbeit hält 100 und 200 Jahre, ja auch noch länger. Das Geld, das man für gute Arbeit bezahlt, ist so gut angelegt wie ein Vermögen in Staatspapieren. Nur verbildete Menschen sind nicht mehr imstande, dies einzusehen.

Deutschland muß jedes Jahr für 2 Milliarden Rohmaterial im Ausland kaufen. Wenn wir aber nur um die Hälfte besser arbeiteten wie bisher, so könnten wir jedes Jahr 1 Milliarde in der Tasche behalten, wohlhabender sein, höhere Löhne zahlen. Außerdem stünden wahrscheinlich die Waren dann in der übrigen Welt in viel höherem Ansehen, würden lieber gekauft und besser bezahlt werden. Die hohen Materialpreise sind so oft die Ursache, daß man die Löhne, wie es sehr wünschenswert wäre, nicht auf die notwendige Höhe bringen kann, daß unser Export zum großen Teil ein Export auf Kosten unserer Arbeiter, unserer Menschenkräfte, unseres Volkes und unserer Gesundheit ist. Diese Worte kann man nicht laut genug sagen, nicht oft genug wiederholen. Es steht viel schlimmer in dieser Beziehung als wir glauben. Voriges Jahr waren in der italienischen Abteilung der Weltausstellung in Brüssel jene süßlich-sentimentalen Marmorfigürchen aufgestellt, wie sie Italien in Massen produziert. An den geschmacklosesten hingen zahllose Visitenkarten mit den Namen der Besteller, und zu unserer Schande muß ich sagen, waren klassisch Gebildete, deutsche Ärzte, Juristen usw. die Mehrzahl der Käufer. Dieses ganze große Publikum hat keine Ahnung, von welcher Gewissenlosigkeit es ist. Es sind oft dieselben Leute, die Vereine gegen Schundliteratur gründen; aber daß sie zwischen lauter Schundarbeit sitzen, ist ihnen nicht bewußt, zwischen Arbeit, die, wie Friedrich Naumann sagt, nach hungrigen Kindern aussieht, nach schwindsüchtigen Näherinnen und nach schlecht bezahlten Arbeitern! Wären solche Leute nicht notwendiger selbst das Objekt eines Vereins gegen Schundarbeit? Man muß ihnen erst noch begreiflich machen, daß der niemals ein

anständiger Mensch sein kann, der sich mit billiger, d. h. unanständiger Arbeit umgibt.

Was uns zu tun übrig bleibt, kann man an irgend einem japanischen oder chinesischen Gegenstand sehen, der nicht gerade für den Export nach Europa oder Amerika gearbeitet ist, ja sogar an Gegenständen, die von den Wilden gearbeitet sind. Jeder kennt die wundervolle Qualität chinesischer und japanischer Keramik. Im Gewerbe der Schwertstichplattenarbeiter, hat bislang ein Lehrling neun Jahre lernen müssen, um alle Methoden und Überlieferungen der Legierung, der Ornamentierung, kennen zu lernen. Wenn wir hören, daß in Indien ganze Dörfer auf eine Farbe gestimmt sind und kein Bauer so geschmacklos wäre, durch irgendein Kleidungsstück sich aus diesen Farbenakkorden herauszustellen, wie weit stehen wir zurück!

Es muß uns gelingen, in den nächsten 20 Jahren wenigstens eine größere gebildete Schicht in Deutschland zum Bewußtsein dieser Dinge zu bringen. Wenn in Deutschland das Bedürfnis nach edler Qualitätsarbeit geweckt wird, so bin ich überzeugt, daß wir für die nächsten hundert Jahre die Welt mit Architektur und Kunstgewerbe versehen werden. **Karl Schmidt.**

Pünktlichkeit.

Kein Lesestück.

Es gibt Geschichten in unseren Lesebüchern, die zum eisernen Bestand gehören. Seit hundertfünfzig Jahren oder länger. Und noch hundertfünfzig Jahre oder länger. Die konservierende Wirkung der faustdicken Moral darin hilft ihnen zu diesem ehrwürdigen Alter. Eine Geschichte ist da von einem Bauern, einem armen, der den Feind und seine Pferde an strotzenden Haferfeldern vorbei zu einem magern Haferfeld hinführt. — „Warum hast du uns den Proviant nicht von den anderen Feldern nehmen lassen?" fragte der Offizier. — „Weil sie nicht mir gehört haben", sagte der arme Bauer.

Die Geschichte ist mir immer verdächtig vorgekommen. Zucker ist süß und nahrhaft. Aber Saccharin ist unangenehm süß und gar nicht nahrhaft. Jedoch, die Geschichte ist nicht totzuschlagen.

So wenig wie eine andere von dem Lohn der Pünktlichkeit. Irgend jemand ist pünktlich um jeden Preis. Lieber läßt er alles andere fahren. Dafür kriegt er natürlich auch einen wundervollen Lohn, der brave Friedrich, während der unpünktliche Ulrich — alle Bösewichter heißen Ulrich in den Lesebüchern — bekleckert dasteht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich war auch bei dieser öligen Geschichte ein wenig mißtrauisch von jeher. Leider nicht genug. Sonst hätte es nicht gestern früh passieren können, daß nicht der böse Ulrich bekleckert dastand, sondern ich, der bitterbrave und pünktliche Friedrich.

Und das kam so: Als ich eilig um die Ecke bog, stand ein blinder Mann mit blauer Brille da und tastete mit seinem langen Stocke an der Mauer. Er hatte mich gehört und sagte still und ruhig:

„Bitte, Herr, wo ist das Kantonsspital?"

„Das Kantonsspital?" sage ich geschwind und sehe mit Mißvergnügen die Straßenbahn davonfahren, die ich zur Schule benutzen wollte, „das Kantonsspital ist nicht von weit hier — ich will Sie führen."

„Ein Stückchen wenigstens", setze ich vorsichtig hinzu, denn weit hinten sehe ich die nächste Straßenbahn auftauchen. Und wenn ich die nicht nahm, kam ich wieder zu spät in die Schule und riskierte vielleicht ein brummiges Gesicht von unserem Rektor.

Und dann führte ich den Blinden fürsorglich, schielte aber mit einem Auge immer nach der näherkommenden Straßenbahn.

„So, guter Mann", sage ich, „jetzt noch da hinüber, dann sind Sie da —." Und schon war ich aufgesprungen auf die Straßenbahn, gerade recht noch — beinahe hätte es mir den Arm ausgerissen, so scharf mußte ich im Fahren hinauf. Aber den Dank des Blinden, der mir mit seinem langen Stecken freundlich nachwinkte, kassierte ich noch ein.

„So", sagte ich mir innerlich voll Selbstbefriedigung, „jetzt war ich gut und pünktlich."

Da kommt in voller Fahrt ein Lastauto die Straße herunter und fährt direkt auf den Blinden zu, der nach meiner Weisung eben über die Straße ging — langsam, bedächtig.

„Whuuup!" brüllt die Huppe. Der Blinde bleibt wie festgewurzelt stehen. Er weiß, für Blinde hat es keinen Sinn, in wirren Ängsten dahin und dorthin zu springen vor Gefahren, welche sie nicht sehen können.

„Whuuuup!" brüllt die Huppe nochmals wütend. Und dann sehe ich noch, wie es den Blinden umreißt.

Dunkel wird es mir vor meinen Augen. ‚Linke Hand am linken Griff'! und schon bin ich, von einem heißen Gefühl gepeitscht, instinktiv abgesprungen — laufe zurück — da steht schon ein Haufen Menschen bei dem Blinden.

Einer hat ihn aufgehoben.

„Nur gestreift, Gottseidank!" sagt er, „auf ein Haar wär's über ihn gegangen — auf ein Haar hätte ihm überhaupt nichts mehr weh getan", setzt er grimmig dazu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und dann führen sie ihn zu dritt das kleine Stücklein weiter zum Kantonsspital. Und ich gehe nebenher, bleich und stumm. Kein Wort getrau ich mir zu sagen: der Blinde hätte meine Stimme noch erkennen können, die Stimme eines Menschen, der aus Pünktlichkeit . . .

Und dann bin ich mit einer starken Verspätung in die Schule gekommen. Ich habe kein brummiges Gesicht von unserem Rektor über mich ergehen lassen müssen. Aber ein anderes Gesicht sieht mich seit gestern unverwandt an — stumm und still — und dahinter grinst die Fratze der Pünktlichkeit um jeden Preis.

Der Teufel soll sie holen. Mir ist gar nicht gut seitdem.

Fritz Müller, Zürich.

Was andre sagen

Der Türmer. (Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthus, Berlin). 14. Jahrg. Heft 12.

Geburten-Rückgang.

„Es erregte in weiten Kreisen Aufsehen, als im Jahre 1900 die Statistik der Bevölkerungsbewegung in Frankreich einen Überschuß der Todesfälle über die Geburten verzeichnen mußte. Seitdem ist das Geburtendefizit daselbst beständig gewachsen und mit dem Jahre 1911 auf 35 000 angeschwollen. Dieses den anderen Ländern bisher fremde Phänomen ist nun, wenn auch in ungleich schwächerer Form, auch in Preußen aufgetreten und hat in ganz Deutschland begreifliches Erschrecken wachgerufen, denn man ist es in den letzten Jahren gewöhnt gewesen, in der Unfruchtbarkeit der französischen Bevölkerung ein Zeichen des langsamen Verfalls der Nation zu erblicken. Sollte dem deutschen Volk in etwas fernerer Zeit dasselbe Schicksal bevorstehen?

Eine gewisse Beruhigung kann der Umstand gewähren, daß unsere Geburtenzahl zunächst noch nicht unter die Sterblichkeitsziffer gesunken, augenblicklich also noch eine Volksvermehrung zu verzeichnen ist. Allein man darf sich deswegen doch nicht der Tatsache verschließen, daß der fortschreitende Rückgang der Geburten in Preußen lediglich darum nicht zu einem Rückgange der Bevölkerung überhaupt führt, weil einstweilen die Sterbefälle noch in stärkerem Maße zurückgehen — infolge von Fortschritten der Hygiene, der Säuglingsfürsorge usw. Während im Jahre 1901 auf je 1000 Einwohner in Preußen 36,52 Lebendgeborene kamen, ist diese Ziffer 1910 auf 30,83 heruntergegangen. Während in Berlin 1876 noch 46,9 Lebendgeborene auf je 1000 Einwohner kamen, ist diese Ziffer 1910 auf 20,83 gesunken.

. . . . . .

. . . . . Immerhin ist man sich . . . doch einigermaßen klar darüber, daß der Geburtenrückgang im wesentlichen eine Folgeerscheinung der sozialökonomischen Wirtschaftsveränderungen ist, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen haben: die wachsende Verteuerung der Lebenshaltung und die gleichzeitige Erhöhung der Ansprüche

hat naturgemäß eine Zunahme der ledigen Frauen im gebärfähigen Alter und ein Hinaufrücken des Heiratsalters bei beiden Geschlechtern bewirkt. Von den nahezu 10 Millionen Frauen, die in das Erwerbsleben eingetreten sind, ist fast die Hälfte verheiratet und wird dem Familienleben völlig entzogen. Eine weitere Ausjätung der Geburtenzahl und Frequenz erfolgt durch sozialpathologische Ursachen, insonderheit durch Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus und Säuglingssterblichkeit. . . . . Prof. Dr. Julius Wolf hat in einem kürzlich veröffentlichten Buche „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft" nachgewiesen, daß wir in Deutschland bereits Gegenden haben, die auf das Zweikindersystem losteuern.

. . . . . .

Die nächstliegende Maßnahme gegen das Zweikindersystem ist das Verbot der der Einschränkung der Kinderzahl dienenden Mittel, und voraussichtlich wird der Reichstag ein dahin zielendes Gesetz vorgelegt bekommen. . . . Diese Maßnahme wäre ein sehr oberflächliches Abwehrmittel. Das Zweikindersystem herrscht in den Kreisen der Intelligenz vor und entspringt durchaus nicht immer dem Wunsch nach Bequemlichkeit, sondern der durch die sozialen Verhältnisse den Eltern aufgezwungenen Erwägung, daß es besser sei, zwei Kinder gut als vier oder fünf mangelhaft zu ernähren und zu erziehen. Weit bedenklicher als dieser Grundsatz zahlreicher Eltern ist da das Verhalten des Staates selbst seinen Angestellten gegenüber. Es gibt in Deutschland kaum eine Behörde, die ihren Beamten das jugendliche Heiraten empfiehlt oder es gar befördert. Im Gegenteil warnen die Behörden ihre Angestellten vor dem Heiraten ohne Mitgift und verbieten häufig geradezu die Ehe vor Erlangung eines bestimmten Einkommens. Der Staat weiß also recht wohl auch, daß Kinder Geld kosten.

Es läßt sich nach alledem leicht ausdenken, welche Maßnahmen bei den an der Oberfläche haften bleibenden Anschauungen in Preußen-Deutschland herauskommen werden: Propaganda gegen den Maltusianismus, Überwachung gewisser Anpreisungen von Geheimmitteln, etwas mehr Beratungsstellen für Alkoholkranke, ein bißchen mehr Säuglingsreform und Wohnungsfürsorge. Allein mit solchen kleinen Mitteln wird man das Kinderlosbleiben, den „Rassenselbstmord", wie Roosevelt es genannt hat, kaum merklich in günstiger Richtung beeinflussen. Denn die Zustände, die zur Kinderlosigkeit führen, bleiben genau dieselben, und Frankreichs Beispiel lehrt, daß selbst Geburtenprämien und Strafsteuern für Ehe- und Kinderlose die ehemalige Norm des Geburtenüberschusses nicht mehr herzustellen vermögen. . . . . ."

Der Helfer. (Schriftleiter: Dr. med. H. Moeser, Köln). 16. Jahrg. Nr. 8.

Das natürliche Schwitzen. Von H. Stöcker.

„Junge, laß das Laufen und Springen bleiben, gleich schwitzest du wieder und bist müde beim Nachhausegehen!"

„Mutter, das macht ja doch nichts, ich freue mich, daß ich mal schwitzen darf; unser Lehrer sagte, das Schwitzen wäre gesund." —

„Das hab ich mein Lebtag noch nicht gehört! Das Schwitzen macht müde und schlaff! Komm, setze dich ruhig hin!"

„Bitte, Mutter, lasse mich doch spielen und springen, die anderen Kinder laufen doch auch und werden beim Schwitzen nicht schlaff! Wenn wir nach Hause gehen, will ich auch wacker laufen!"

„Nun, meinetwegen laufe und springe! Aber wehe dir, wenn du morgen krank bist!"

Wie ein Quecksilbermännchen eilte Fritz vergnügt zum Kreise seiner Kameraden zurück und beteiligte sich lachend und jauchzend am Spiel auf der Wiese. Nicht lange dauerte es, da perlte ihm der Schweiß von der Stirn! Rock und Mütze flogen zur Seite, und vor Freude strahlten ihm Auge und Wange. Und in der Nacht schlief Fritz wie ein Dachs und erwachte mit lachenden Augen in sonniger Frühe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meine bessere Ehehälfte denkt über das Schwitzen anders, als Fritzens Mutter. Alle drei Wochen heißt es bei ihr: „Morgen ist Schwitztag!" Ich freue mich jedesmal, wenn ich dieses Zauberwort höre. In aller Frühe stehe ich, teilweise im Adamskostüm, in unserer Waschstube und schwinge das Pendel der großen Waschmaschine und flöte und singe dabei. Es dauert nicht lange, dann bricht sich der Schweiß durch alle Poren und fließt über Brust und Rücken, wie Bächlein durchs Gebirge. Wandert das letzte Wäschestück aus der Maschine zur Bleiche, dann fliegen Waschschwamm und Frottiertuch über meinen Körper, und dann suche ich wie neugeboren mein Studierstübchen auf, von wo aus ich durchs Fenster auf dem frischgrünen, weißgedeckten Rasen das Werk meiner Hände mit zufriedenem Auge nochmals überfliege.

Es ist doch etwas kostbares, wenn man bei der Arbeit, beim sportlichen Spiel oder bei gymnastischen Übungen einmal so echt und recht auf natürliche Weise schwitzen kann! Leider scheuen die meisten Menschen, besonders die Großstädter das natürliche Schwitzen mehr noch als die kühle Brause nach dem warmen Vollbade. In dem törichten Glauben, das Arbeiten schände, und das natürliche Schwitzen mache die Muskeln erschlaffen, suchen sie jeder körperlichen Anstrengung aus dem Wege zu gehen und lassen lieber andere Leute für sich schwitzen, zum Schaden für ihre Gesundheit und ihren Geldbeutel. Das natürliche Schwitzen ist zum Gesundbleiben so notwendig, wie das tägliche Brot. Sowohl für unseren Geist, wie unseren Leib ist es eine Wohltat, wenn der Körper regelmäßig in der Woche ein paarmal zum Schwitzen gebracht wird. . . . . Graben, Holzhacken, Sägen, Marschieren, Turnen und Sportübungen usw. sind die vorzüglichsten Mittel, um ein natürliches Schwitzen wachzurufen. Wehe uns, wenn wir die Muskel- und Hauttätigkeit gering achten und wir von einer natürlichen Schweißerzeugung zurückschrecken.

Das natürliche Schwitzen kann durch das künstliche aber nie voll und ganz ersetzt werden. Der durch Dampfbäder hervorgerufene Schweiß ist eben ärmer an Giftstoffen, als der natürliche Schweiß.

Das natürliche Schwitzen ist also das beste Mittel, den Körper zu entgiften. . . . ."

Rund um uns

Kongreß für Biologische Hygiene in Hamburg. In der vorigen Nummer des „Vortrupp" ist der Aufruf abgedruckt worden, den die Veranstalter des Kongresses für Biologische Hygiene in Hamburg an die Ärzte, Volkserzieher und Freunde gesundheitlicher Volksbewegung richten. Wir sind der Ansicht, daß die Dinge, die auf diesem Kongresse zur Sprache kommen werden, alle Lebensreformer interessieren müssen. Darum weisen wir unsre Leser nachdrücklichst auf diesen Kongreß hin, der am 12.—14. Oktober d. J. in Hamburg tagt und den Besuchern folgende Veranstaltungen bieten wird:

Sonnabend, den 12. Oktober: 9½—1 Uhr mittags Kongreßsitzung: Vorträge von Dr. med. Kost, Alsbach („Neues Denken in der Medizin"), Med.-Rat Dr. Bachmann, Harburg („Der humorale Konstitutions-

begriff"). — 5 Uhr nachm. Versammlung der Mitglieder der Medizinisch-biologischen Gesellschaft. — 8 Uhr abends Kongreßsitzung: Vorträge von Dr. med. Kleinschrod, München („Über das biologische Prinzip der Ernährung"), Dr. med. Gisevius, Berlin („Der Wert der Homöopathie für biologische Hygiene"), Dr. med. Holitscher, Pirkenhammer („Alkohol und Entartung").

Sonntag, den 13. Oktober:

9½—1 Uhr mittags Kongreßsitzung: Vorträge von Clara Ebert, Koburg („Die Mission der Frau bei Rassenverbesserung"), Dr. med. Robert Hessen, Berlin („Der Rückgang der Geburten in Deutschland"). — 8 Uhr abends Lichtbildervortrag von Kunstmaler Fidus-Höppener.

Montag, den 14. Oktober:

9½—1 Uhr mittags Kongreßsitzung: Vorträge von Prof. Dr. Holle, Bremerhaven („Ziele und Wege des biologischen Unterrichts"), Heinrich Driesmans, Berlin („Eugenik und Kulturparlament").—8½ Uhr abends Volksabend: Ansprachen von Abgeordneten verschiedener Vereine. Vorträge von Gustav Simons, Berlin („Volkswirtschaft und Volksgesundheit"), Dr. med. Winsch, Berlin („Die Verständigung der Schulmedizin mit der Naturheilbewegung").

Als Ersatzredner oder Diskussionsredner haben sich unter anderen vormerken lassen: Elsbeth Krukenberg-Conze, Adele Schreiber-Krieger, Dr. von Borosini, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Alle angeführten Vorträge finden im „Curiohaus", Rotenbaumchaussee 9—17 statt. Mit dem Kongreß ist auch eine Ausstellung der einschlägigen Literatur verbunden. Wer Anträge an die Hamburger Kongreßleitung zu richten hat, wird gebeten, seine Anträge rechtzeitig dem Sekretariat des Kongresses (Hamburg 1, Alsterdamm 2) einzusenden.

Die Teilnehmerkarte, die für alle Veranstaltungen des Kongresses mit Ausnahme des (am Sonntag um 3 Uhr im Curiohause stattfindenden) Festessens gilt, kostet 5 Mark.

Die Kartenausgabe erfolgt vom 15. September an. Geldsendungen sind zu richten an den Kassenwart Johann Wieser, Hamburg 1, Alsterdamm 2.

Zur Oberlehrerfrage. Zwei Briefe.

I.

Sehr verehrter Herr Dr. Popert, mit Staunen lese ich in Ihrem geschätzten Blatte Nr. 14 S. 431 einen Aufsatz von Herrn Prof. L. Gurlitt, der sich mit meiner Arbeit „Oberlehrer und Presse" aus dem „Freien Wort" auseinandersetzt.

Dabei werde ich als einer jener Oberlehrer bezeichnet, die alle Angriffe auf den Stand „als selbstverständlich unberechtigt abweisen". Ich traute kaum meinen Augen, als ich diese Zeilen las, und würde an eine Verwechslung geglaubt haben, wenn nicht der erste Satz aus meinem Aufsatz richtig zitiert worden wäre. Trotzdem vermute ich, daß Herrn Prof. Gurlitt meine Arbeit nur in einem verstümmelten Nachdruck bekannt geworden ist. Denn in meinem Aufsatz wird direkt das Gegenteil behauptet. Es heißt dort u. a. wörtlich:

„Sehr erklärlich, daß auch uns das Blut wallt (gegenüber den maßlosen Angriffen), aber wir kommen damit zu keiner Verständigung. Wir müssen versuchen, uns auf einen Nichtlehrerstandpunkt zu stellen, unsere eigenen Schülerjahre zurückrufen, um die Angriffe auf uns zu verstehen, die denn doch nicht nur von üblen Mäklern gegen die Schule gerichtet werden. Seine eigene Arbeit gewinnt man nur allzuleicht zu lieb und täuscht sich über ihren Wert und ihren Erfolg. Wir selbst haben ja auch manches an Schuleinrichtungen und an uns gegenseitig auszusetzen; wenn es andere tun, geht es uns leicht, wie den fritzischen Soldaten, die auf den alten König schimpften, aber den Fremden verprügelten, der einstimmte."

Niemals hab ich in einem meiner Aufsätze Gurlit erwähnt, aber einem jungen

Kollegen, der in einer Zuschrift über eine andere Arbeit von mir die Notwendigkeit einer gründlichen Schulreform zugibt, noch neulich die Lektüre Gurlittscher Schriften empfohlen. Ich möchte Herrn Prof. Gurlitt auf meine Aufsätze und Besprechungen im laufenden Jahrgang der Grenzboten aufmerksam machen. Er wird dort vielleicht viel Verwandtes finden. Was mich aber von Gurlitt und Ostwald scheidet, ist der Ton, in dem diese beiden Vorkämpfer zu schreiben pflegen. Man muß auch einen erbitterten Kampf „mit Heiterkeit und Geistesfreiheit" kämpfen können; und die gewinnt man nur durch klare reine Sachlichkeit. Daher versuche ich überall die Mangelhaftigkeit der Schuleinrichtungen und der Persönlichkeiten psychologisch zu erklären und finde, daß die Anklagen gegen die Lehrer, deren Berechtigung ich niemals irgendwo bestritten habe, deswegen menschlich verkehrt sind, weil unter den heutigen Schulverhältnissen ein Lehrer ein Held sein müßte, um den Ansprüchen zu genügen.

Außerdem darf man nicht immer auf „die Oberlehrer" schelten: il y a fagots et fagots. Ich stehe selbst in einem lebhaften Kampfe gegen die Scharfmacher und Banausen in unserem Stande. Aber das Verallgemeinern der Angriffe ist unleidlich und erschwert uns praktischen Reformern die Arbeit ganz erheblich. Ostwald hat sicher viele fortschrittliche Oberlehrer ins feindliche Lager zurückgejagt, vielleicht auch Gurlitt; ich kann das schlecht beurteilen, weil ich im Auslande war, als Gurlitt aktuell wurde. Sieben Jahre habe ich in Holland und Belgien ganz andere Schulverhältnisse kennen gelernt, und manches bei uns erscheint mir abgeschmackt und reaktionär, so die ganze Titelfrage, gegen die ich wiederholt geeifert habe.

Man darf nur nicht immer glauben, weil das und das im Ausland anders ist, wäre es bei uns schlechter. Wir haben noch immer das Zeug dazu, gute Schulmeister hervorzubringen, und es wird gar nicht lang dauern — ich wette mit Gurlitt auf höchstens 10 Jahre — dann haben wir wieder ein modernes Schulleben, das uns kein anderer so leicht nachmacht. Was hat es für Zweck, die Sachen zu übertreiben — und was ist es für eine Kampfesweise, einen Aufsatz umzukehren, um sich in Erinnerung zu bringen!

Es kann mir nicht gleichgiltig sein, in Ihrem geschätzten Blatte, dessen Bestrebungen ich sehr nahe stehe, auf den Kopf gestellt zu werden. Daher bitte ich Sie, mich durch Abdruck dieser Zeilen wieder auf die Füße zu stellen.

Mit aufrichtiger Hochschätzung
Ihr ergebener
Fritz Tychow.

II.

Herr Fritz Tychow stellt sich uns hier als meinen Gesinnungsgenossen vor, der von mir nur mißverstanden wurde. Ganz gleich stehen wir allerdings doch nicht zu der Oberlehrerfrage. Ihm „wallt das Blut" bei den „maßlosen Angriffen" gegen die Oberlehrer, während ich mit all meinen Sympathien so sehr auf seiten der Schüler und Eltern stehe, daß mich deren Zornesausbrüche in meiner Oberlehrerwürde nicht kränken können. Aber, wenn ich Tychow falsch verstanden und irrtümlich den Oberlehrern zugezählt habe, die alle Angriffe auf ihren Stand „als selbstverständlich unberechtigt abweisen", so will ich mich keinen Augenblick besinnen, meinen Irrtum einzugestehen und ihn um Entschuldigung zu bitten. Er wird dann auch meinen Ton in diesem Falle wenigstens als angemessen gelten lassen. Er wird mir aber auch glauben, daß es mir fern lag, ihn kränken zu wollen. Seine Kundgebung war mir gerade wertvoll als ein Dokument der beginnenden Selbstbesinnung unseres Oberlehrerstandes, während sich gleichzeitig in Sachsen die Oberlehrer unter Führung eines Herrn Dr. Rosenmüller zusammenschlossen zur Abwehr von Angriffen gegen die Oberlehrer. Das scheint mir das ungeeignetste Mittel zur Besserung des Verhältnisses zwischen Schule und Haus, und es mag sein, daß ich unter dem Eindruck dieser Kundgebung zu einer falschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wertung der Bestrebungen gekommen bin, denen Herr Fritz Tychow dient.

Ich will es ihm nicht übel nehmen, daß er im Zorn auch seinerseits ungerecht wird. Ich soll mich haben „in Erinnerung bringen" wollen, also aus purer Eitelkeit geschrieben haben. Das habe ich nicht nötig. Vor einigen Wochen schrieb mir ein Lehrer, der an dem wissenschaftlichen Kursus in Posen teilnahm: „Sie werden Mode! Von keinem Erzieher ist hier so viel die Rede, wie von Ihnen. Ich habe auch von der Regierung ein Thema über Ihre und Scharrelmanns Pädagogik zur Bearbeitung bekommen."

Und zum Schluß noch ein zweites Wort über den Ton. Wenn Herr Tychow eine Ahnung davon hätte, wie ich angefeindet worden bin von meinen früheren Vorgesetzten und Kollegen, so würde er sich nicht über meinen Ton, sondern nur darüber wundern, daß ich überhaupt noch sprechen kann und nicht längst auf dem Kirchhof liege. Darüber brauche ich selbst nichts mehr zu sagen, weil jetzt eine neue Generation herangewachsen ist, die mich in meinem Kampfe gesehen hat und darüber Zeugnis ablegt. Ich empfehle allen denen, die sich das Urteil von meinen Gegnern haben trüben lassen, die Lektüre der soeben in zweiter Auflage erscheinenden Schrift meines ehemaligen Schülers Hans Blüher „Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung. 1. Heimat und Aufgang." (Berlin-Tempelhof, Bernhard Weise, Berlinerstraße 15.)

Daraus nur zwei Sätze (S. 45): „Eine Flut von Schmähungen ging über Gurlitt her, und doch ist er es gewesen, der die große pädagogische Reform ins Rollen brachte und die Gärung erzeugte. Er hat bei weitem den frischesten Wind in das Erziehertum hineingeblasen." Und (S. 47): „Man hatte ihn entzweigehetzt, weil er ein Ketzer war und an die Heiligkeiten (der alten Schule) nicht glauben wollte. Dann hat man seine Lehren beherzigt, aber man verleugnete ihn, wie es dem Columbus nicht gegönnt wurde, seinem Amerika den Namen zu geben. Der Sieger war er. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland, und Steglitz war am wenigsten dazu veranlagt, Propheten zu achten . . ."

Wenn mein Bild so im Andenken meiner Schüler lebt, so brauche ich selbst nicht mehr mich „in Erinnerung zu bringen". Aber Tychow war von mir gereizt, wenn auch nur leicht und durch ein Mißverstehen, und deshalb nehme ich ihm diese kleine Spitze nicht übel, sondern biete ihm als einem wackeren und kampfesfrohen Streitgenossen die Rechte zum Versöhnungshandschlag.

Steglitz. Prof. Ludwig Gurlitt.

Das ungarische Unterrichtsministerium als Zeuge für die Madjarisierung. Die handgreiflichsten Belege für die Madjarisierungsbestrebungen der ungarischen Regierung liefern die amtlichen Berichte des Unterrichtsministeriums selbst. Ganz unverhüllt treten hier die Erfolge zutage, die durch die ungarischen Schulgesetze herbeigeführt werden wollen. Auch der letzte Bericht aus dem Jahre 1910 läßt, wie seine Vorgänger, die Genugtuung durchleuchten darüber, daß die Verstaatlichung und Madjarisierung nichtstaatlicher Schulanstalten so erfolgreich gewesen ist. Stünden der Regierung nur die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung, so würde bald kurzer Prozeß gemacht. Denn über den Widerstand der bisherigen Schulerhalter würde man sich ohne die geringsten Skrupel hinwegsetzen. — Um ganz klar zu sehen, halten wir uns die ministeriellen Zahlen vor, am besten im Vergleiche mit früheren Jahren. Dabei beschränken wir uns auf die Volksschule, die zum Haupt-Tummelplatz der Niederringung aller Nichtmagyaren ausersehen ist. Auf die Mittelschulen hat sich der Staat ohnehin schon einen übergroßen Einfluß gesichert. Außerdem ist hier die Ausbeute viel geringer und die Schwierigkeit, sie ganz einzuziehen, noch zu groß. Von den 210 Mittelschulen des ganzen Landes sind nur 65 autonom, während die andern vom Staate abhängig sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Zahl der staatlichen Volksschulen wächst jährlich um 150—200. Im Jahre 1907 waren es gar 234 — selbstverständlich vorwiegend auf Kosten der andersprachigen Bewohner Ungarns. Die ungünstige Verschiebung zeigt sich am stärksten in bezug auf die Schulen mit deutscher Unterrichtssprache. In den Jahren 1880 bis 85 gab es:

2753	madjarische,	1051	madjarisch-deutsche u. 701 deutsche Schulen,
in den Jahren 1886—90:			
8649	madjarische,	987	" " 657 " "
im Jahre 1895:			
9603	"	792	" " 464 " "
im Jahre 1900:			
10325	"	720	" " 383 " "
im Jahre 1905:			
11664	"	317	" " 272 " "
im Jahre 1910:			
12894	"	—	" " 443 " "

Vom Jahre 1906 werden madjarisch-deutsche (also doppelsprachige Schulen) gar nicht mehr ausgewiesen, sondern wo sie bestehen, zu den deutschen gezählt, deshalb hier die höhere Zahl.

Mit der Abnahme der deutschen Schulen vermindert sich auch die Zahl der deutschen Lehrer, die bis zum Jahre 1910 um 300 abnimmt.

Die schärfere Beleuchtung aber erhalten obige Zahlen erst, wenn man sie mit der Kopfzahl der Nationalitäten zusammenhält. Nach der Zählung von 1900 (die letzte Zählung 1910 kommt noch nicht zur Verwendung) hatte Ungarn 19254559 Einwohner, darunter 8651520 Madyaren und 10603039 Nichtmadjaren. Auf diese entfielen 12894 madjarische und bloß 3561 andersprachige Volksschulen. In Prozenten ausgedrückt stellt sich: die madjarische Bevölkerung auf 45,4%, die nichtmadjarische auf 54,6%, die Zahl der madjarischen Schulen auf 72,4%, der nichtnichtmadjarischen auf 27,6%. 45% der Bevölkerung haben also 72% sämtlicher Volksschulen inne, und so kann der ministerielle Bericht feststellen: „Von den Schülern mit nichtmadjarischer Muttersprache besuchten fast $^2/_3$ madjarischsprachige Schulen." Dies gilt aber nur im allgemeinen. Für die Deutschen zeigt sich das Verhältnis noch ungünstiger, indem von der deutschen Schuljugend heute volle $^4/_5$ in madjarischer Sprache und bloß $^1/_5$ in der Muttersprache unterrichtet werden. Und auch dieser geringe Bruchteil wird von Jahr zu Jahr kleiner. Die Deutschen Ungarns verlieren jährlich etwa 1500 Kinder an madjarische Schulen. Im Jahre 1910 genießen von 241518 deutschen Schulkindern bloß 49364 deutschsprachigen Unterricht. Von diesen entfallen auf die siebenbürgisch-sächsischen Schulen allein 35724, auf alle anderen Teile Ungarns nur 13640. Das heißt es werden von 2 Millionen deutscher Bürger $^1/_4$ Million, also der achte Teil derselben, in deutscher Sprache, die anderen $^7/_8$ sozusagen ausschließlich in der madjarischen Sprache geschult. Von den Schulen deutscher Sprache haben übrigens nur die sächsisch-deutschen eine nennenswerte Bedeutung. Die übrigen können kaum in Betracht kommen, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie keine deutsch gebildeten Lehrer haben. Diese erhalten, wenn auch deutscher Nationalität, ihre Ausbildung in staatlichen Anstalten, und diese nach madjarisch-staatlichem Zuschnitt erzogenen Lehrer

haben in der Regel für immer ihr deutschnationales Bewußtsein verloren. So ist denn der allgemeine Rückgang des ungarländischen deutschen Schulwesens unter den gegebenen Verhältnissen besiegelt. Und es können somit die sächsischen Schulen in Siebenbürgen als die einzigen wirklich deutschen Schulen Ungarns bezeichnet werden. W. M.

Noch ein Wort zur „Elternpflicht". Elternpflicht nennt der Verfasser von Helmut Harringa in seinem gleichnamigen Aufsatz im Aprilheft des „Vortrupp" die Sorge um die sexuellen Nöte der Jugendentwicklung, und seinen klaren warmherzigen Ausführungen ist vollinhaltlich beizustimmen. Dem tut auch eine irrtümliche Auslegung statistisch gewonnener Zahlen nicht Eintrag, Wesen und Wert des Appells an Eltern und Erzieher bleiben davon unberührt. Die Enquete, auf die Hermann Popert hinweist, stammt nicht von mir, sondern von dem Kölner Arzt Meirowsky her, ich habe sie nur anläßlich eines Vortrages in München über „Sexuelle Pädagogik und sexuelle Abstinenz" in ihren Ergebnissen erwähnt. Richtig sind die Angaben in dem Aufsatz „Elternpflicht" hinsichtlich des prozentarischen Verhältnisses der Gymnasiasten an der Selbstbefleckung, zwei Drittel aller Schüler werden nach den Feststellungen von Meirowsky davon ergriffen, und in etwa 23% der Fälle konnten schädliche Folgen nachgewiesen werden, die Seelenleben wie Körper betrafen. Weniger zuverlässig sind die Ziffern hinsichtlich der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten auf der Schule, man ist hier mehr auf Mutmaßungen und Analogieschlüsse angewiesen, Meirowsky berechnet sie mit etwa 20% in den oberen Klassen der Gymnasien. Was nun die Verhältnisse bei den Studenten anlangt, so begreifen die gefundenen Zahlen nicht etwa die gesamte studierende Jugend in sich — und hierin liegt der wesentliche Irrtum — sondern nur diejenigen, welche die Studentenkrankenkasse der Breslauer Hautpoliklinik in Anspruch genommen und bereits geschlechtlichen Verkehr ausgeübt hatten. Von ihnen hatten 45% als Schüler, 25% während des Abiturientenjahres und 29% als Studenten den ersten Sexualverkehr vollzogen; nur 1% waren unberührt geblieben; 73% hatten sich infiziert. Alle diese Zahlen dürfen also nicht etwa für die Allgemeinheit der Studierenden herangezogen werden, sondern beziehen sich einzig und allein auf ganz konkrete, ich möchte sagen, segmentarische Verhältnisse.

Dr. Julian Marcuse, München.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Otto, Heinrich: Der Gehsport. M. 0,60. Grethlein & Co., Leipzig.

Ostwald, Wilhelm: Der Monismus als Kulturziel. M. 0,50. Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky, Wien.

Christensen, A.: Politik und Massenmoral. Geh. M. 3,—; geb. M. 3,60. B. G. Teubner, Leipzig.

Schatzgräbersammlung des Dürerbundes. Georg D. W. Callwey, München.

Heft 73:
Friedrich der Große. Von ihm und über ihn. M. 0,20.

Heft 74:
Heidenstam, Werner von: Schwedische Geschichten. M. 0,10.

Heft 75:
Björnson, Björnstjerne: Blacken. M. 0,10.

Heft 76:
Schieber, Anna: Aus Kindertagen. M. 0,10

Heft 77:
Bertsch, Hugo: Kleine Abenteuer. M. 0,10.

Heft 78:
Weber, Max Maria von: Die Gazellenjagd der Araber. M. 0,10.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 20 16. Oktober 1912

Deutscher Naturschutz.

I.

Die deutschen Jäger.

Die weiße Rasse hat in unserer Zeit eine geistige Wandlung von unübersehbarer Wirkung begonnen: ihre Stellung zur Natur, zu allem Lebenden in der Natur wird eine andere. Das Leid der geschändeten Natur war niemals, seit die Erde besteht, so groß wie jetzt, unter der nichtsschonenden Macht des Welthandels, des Verkehrs, der Industrie. Maßlos sind die im Nehmen, im Verschleppen und im Füttern ihrer Maschinen. Was irgend die Erde an lebender Schönheit und Pracht hervorbrachte, muß ihnen dienen. Solange noch eine Gazelle lebt, deren Fell auf dem Weltmarkt Wert hat, ein Wal im Eismeer, ein Paradiesvogel im Urbusch entlegener Inseln, solange ruht die geschäftige Betriebsamkeit nicht, gepaart mit menschenunwürdiger Gedankenlosigkeit und Kurzsicht. Nicht vor den letzten Trägern von Keimzellen irgendeiner Art machen die Vernichter Halt, die sich rühmen, Organe der Volks- und Welt-„wirtschaft" zu sein. Die es nur sind, solange unter Wirtschaft das Ausbeuten ohne Rücksicht auf die Zukunft verstanden wird. Da erheben nun vorgeschrittene und weiterdenkende Menschen ihre Stimme. Sie wollen der Vernichtung Einhalt tun und warnen zuerst, man solle die Quellen, die „wirtschaftlichen" Vorteil bringen, nicht für alle Zeiten verstopfen. Sie warnen, als ob ihnen der wirtschaftliche Nutzen am Herzen liege. Aber wenn ihre Warnung auch wirklich hilft, Schätze zu erhalten und deren regelmäßige Ausbeutung zu sichern, sie ist nur ein Vorwand: viel höher geht ihr Streben. Sie wollen nicht nur Gegenstände wirtschaftlicher Ausbeutung schaffen, und keine Naturdenkmäler nur, die ja ein Vorwurf für die Menschheit sind; sie wollen an jeder Stelle der Erde die Lebensgemeinschaft hergestellt wissen, die möglich ist; wollen der Natur die Mittel zurückgeben, den Einklang und das Gleichgewicht alles Lebendigen wiederherzustellen. Nicht darin zeigt sich der Mensch als Herr der Natur, daß er die Erfindergabe, die ihm gegeben wurde, dazu benutzt, alles Leben zu vernichten, sondern er wird erst zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herrn der Natur, wenn er ein gütiger Herr wird, der die Schöpfung tiefinnerlich versteht und mit jedem hilflosen Geschöpf mitempfindet. Das ist die neue Lehre.

Wo sie in Deutschland hervortritt, berührt sie sich mit einer eigentümlichen Erscheinung: der deutschen Jägerei. Die dringendsten Aufgaben des Naturschutzes liegen nämlich im Wild- und Waldschutz*). Und darin hatten in Deutschland die „Männer der grünen Farbe" auf ihre Art schon immer etwas geleistet. Sie waren Hüter der Naturschätze und hatten sich über ihre Aufgaben gewisse Anschauungen gebildet, mit denen die Naturschutzbewegung zu rechnen hat. Diese Anschauungen, die nicht ohne Einfluß auf die Stellung des ganzen Volkes zur Natur blieben, haben zum Mittelpunkt die Begriffe vom Nutzen und Schaden der Tiere, eine Unterscheidung, mit der der heutige Naturschutz nichts mehr anzufangen weiß. Die deutschen Jäger haben ihren Naturschutzbegriff außerdem auf der Voraussetzung aufgebaut, daß der Mensch das unbestrittene Recht habe, Lebendes zu töten. Der Begriff „schädliche Tiere" machte das Recht des Tötens gewisser Tiere zu einer edlen Pflicht, und der Jäger übt diese edle Pflicht als Beschützer der Tiere, die er zu gegebener Zeit töten und nutzen will. Im Rahmen dieser Voraussetzungen haben sich nun die deutschen Jäger so eine Art Komment ausgearbeitet, in dem die Begriffe edel und roh noch einmal erscheinen, während es doch vom Standpunkt des großen Naturschutzes aus ganz unmöglich ist, anzuerkennen, daß jemand, der mit gewaltsamem Eingriff ein Leben vernichtet, „den Schöpfer im Geschöpfe ehre".

Der Jäger möchte gerne, daß es eine edle Art des Tötens gäbe, daß es irgendein Maßhalten gäbe, das löblich wäre. Deshalb schuf er sich den Begriff des „weidmännischen" Jagens, den — Mordkomment. Dieser Komment kennt folgende Unterschiede: der Jäger jagt „weidmännisch" (ehrt also den Schöpfer), wenn er nur eine gewisse Zahl von Lebewesen („Kreaturen" sagt der Jäger) in einem gewissen Zeitabschnitt zum Tode befördert. Die Zahl der nach dem Komment erlaubten „Kreaturen" ist verschieden und richtet sich annähernd nach der Größe, der Häufigkeit und vermeintlichen Schädlichkeit des Wildes. Der Komment verpönt bei einigen Tieren das Töten, während sie schlafen, bei einigen, während sie stehen und nicht laufen, verbietet das Töten, während sie Junge bei sich tragen, bei „nützlichen", erlaubt es bei sogenannten

*) Vorzüglich unterrichten über den Naturschutz die Schriften: L. Ankenbrand, Naturschutz und Naturschutzparke (Melchior Kupferschmid, München) und Dr. Konrad Günther, Der Naturschutz (Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schädlichen Tieren. Es ist „weidmännisch", also edel, ein gehetztes Tier, das festgehalten wird und wehrlos ist, mit einem Spieß abzustechen. Den Bauer dagegen, der zur Nachtzeit, beim Vollmond das Wildschwein schießt, das seine Äcker verwüstet, verachtet der Komment und lobt den großen Herrn, der das Wild so zahm machen läßt, daß er es eines Tages ohne Mühe vom Jagdwagen aus schießen kann. Den Schöpfer im Geschöpfe glaubt auch noch der Jäger zu ehren, der edle Tiere in Schlageisen fängt, in denen die Tiere ihre Knochen bei vollem Gefühl brechen und stundenlang auf ihren Tod warten, und keine Zeitung weigert sich, Annoncen solcher Qualgeräte aufzunehmen. Die Eisen dienen ja dazu, „schädliche" Tiere zu töten. Derselbe Jäger, der keinen Rehbock töten würde, bevor der das rote Sommerhaar trägt, geht bei einer Hasentreibjagd vergnügt rauchend von einem Treiben zum nächsten, während ihm der hilflose Schmerzensschrei todwunder Tiere (die wie Kinder schreien), das Brechen der Knochen unter den Stockschlägen roher Treiber, das langsame Verhauchen des Lebens noch in den Ohren klingt. Rohes Gelächter begleitet die verzweifelten Sprünge halbgelähmter, zuckender „Kreaturen". Der Weidmann zählt nur: ‚Sechs in diesem Treiben, also zwei mehr als der Nachbar'.

Nein! Es gelingt den Jägern nicht, vor der neuen Naturauffassung ihr Handwerk zu rechtfertigen und es edel zu nennen. Wohl mag eine Handlung nach ihren Sittenregeln besser oder schlechter gewertet werden; das Töten von Tieren kann nie als eine edle Handlung hingestellt werden. Es liegt tief unter der Weltanschauung, die den Naturschutzgedanken trägt, und Völker, die Buddhas Gebot „Tötet nicht, achtet das Leben" befolgen, können auf uns Europäer herabsehen.

Und doch ist etwas Wahres an dem Wort vom edlen ‚Weidwerk', doch steht das eine fest: wenn heute zum Kampf für die Erhaltung des Lebens aufgerufen wird, dann stehen unzählige Wildtöter in der vordersten Reihe der Kämpfer und setzen ihre ganze Kraft begeistert ein für den Gedanken: Gebiete zu schaffen, in denen jedes Geschöpf vom Menschen unbelästigt leben kann. Wie erklärt sich der Widerspruch?

Es gibt gar viele Männer, die aus Liebe zur Natur Jäger geworden sind. Es trieb sie hinaus, in die Freiheit und Wildnis, dorthin, wo der Mensch Erlebnisse mit Tieren sucht und sich gewöhnt hat, seine Kräfte im Überlisten wilder Tiere zu erproben. Da war und ist es noch Sitte, als Beweis der tiefen Erlebnisse in einsamer Natur, die Jagdbeute heimzubringen, die meist nur dem kühnen, ausdauernden Jäger erreichbar ist. Solange es keine Lichtbildaufnahmen gab, konnte diese Beute nur das Tier selbst sein. Das Töten

aber ist vielen Jägern nicht Freude, sondern tiefer Schmerz, und sie warten nur darauf, daß eine gewaltige Macht die Tiere der Wildnis schütze und es jedem verbiete, zu töten. Dann, wissen sie wohl, wird nur der wahre Naturfreund die Anstrengung des Lebens in der Wildnis auf sich nehmen; Mordlust und Gewinnsucht werden fernbleiben. Unerträglich aber ist ihnen der Gedanke, daß eine fremde Hand ihr geliebtes Wild ergreife. Sie gönnen es dem Fremden nicht. Drum nehmen sies selbst. Sie machen den Mord zur Feier und erleben in tiefen Zügen die Einsamkeit der Natur. Sie töten schnell, töten schmerzlos und glauben ihr geliebtes Wild, den Zeugen tiefer Waldeinsamkeit, zu lieben, wenn sie ihm den Tod von ungeschickter, von roher Hand ersparen. „Verloren bist du ja doch. Deshalb: mein sollst du sein." Das ist ihr Gedanke. Und doch: es ist viel Schmerz dabei. Und in mancher wachen Stunde quält solchen Jäger die Erinnerung an ein Stück Wild, dem das Geschoß nicht schnellen Tod, sondern langes Leiden brachte. Ists nicht ein Übergang zu Höherem, dies „edle Weidwerk"? Und haben solche Weidmänner nicht ein Recht, sich der Natur und allem Lebenden näher zu wissen, als die unzähligen unwissenden und stumpfen Menschen, denen es ganz gleich ist, ob Wald und Feld von Tieren belebt sind, und die es nicht lockt, die Tiere zu beobachten, sie kennen zu lernen? Es ist so, und in der Tat sind in Deutschland die Jäger in erster Linie berufen, dem Naturschutzgedanken Verbreitung zu schaffen, ja es sind bekannte und erfahrene Weidmänner, deren Namen mit den Fortschritten im Wildschutz in Verbindung gebracht werden. So kommt es, daß der reine Naturschutzgedanke in Deutschland vielfach auf das Mißverständnis stößt, es handle sich bei dem Wildschutz um eine Wahrung der Interessen von Jägern im Gegensatz zu den Interessen wirtschaftlich arbeitender Menschen, denen ein wildes Tier ein Paar Pflanzen zerstört, ein paar Stück Vieh tötet. Es darf sich aber bei dem Naturschutz nicht um die Interessen der Jäger handeln, und fehlerhaft wäre es mit dem Sittengesetz der Jäger den Naturschutz treiben zu wollen, der heute Aufgabe der Zeit wurde. Der Naturschutz geht über die Jäger hinaus und kann in ihrem Anschauungskreise nicht wurzeln. Das mag ein Beispiel aus der Öffentlichkeit bekunden.

Vor dem Schöffengericht in Bremen wurde Ende März dieses Jahres ein Prozeß verhandelt, den die Zeitungen den „Robbenmetzgerprozeß" nannten und aus dem hervorgeht, mit welchen Anschauungen die Naturschutzbewegung in Deutschland zu rechnen hat.

Den Anlaß zu dem Prozeß gaben folgende Vorgänge: Ein Teilnehmer der Zeppelinexpedition nach Spitzbergen hatte über eine Seehundjagd für ein Jugendbuch eine Skizze geschrieben, die bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tierfreunden und Schriftstellern Ärgernis erregte, weil aus ihr hervorzugehen schien, daß der Verfasser über das Töten harmloser Tiere Witze machte.

Die Jagdschilderung beginnt nämlich mit folgenden Sätzen:

> „Pistölchen heizen, meine Herren!" — Beng! — „Ja, so leicht ist die Sache nicht." — Beng! Beng! — „Meiner hat gezeichnet!" — „J wo, hat nur gelacht!"

Ein bekannter Dichter rügte die Schilderung mit sehr harten Worten. Daraufhin fühlte sich der Verfasser des Beitrages beleidigt und klagte. Jetzt wurden Gutachten von „Sachverständigen" beigebracht, und man konnte zwei Gruppen von Gutachtern unterscheiden. Die einen nannten sich „Kenner der Polarjagd" oder waren Teilnehmer der geschilderten Seehundjagd. Für diese war die Hauptfrage, „ob es bei der geschilderten Jagd „weidgerecht" hergegangen sei?" Sie bejahten diese Frage. Die andern fragten sich, ob die Darstellung der Jagd zu beanstanden sei und bejahten dies.

Und jetzt kommt das Merkwürdige: das Gericht versuchte, sich den Begriff „weidgerecht" selbst zu eigen zu machen, und es heißt in dem Urteil (das den Verfasser der Kritik jener Schilderung wegen Beleidigung verurteilt), der Artikel mache den Eindruck, daß die Jagdteilnehmer mehr geschossen haben, als direkt weidgerecht hätte geschehen müssen. Während der Naturschutz also zu dem Lebenden überhaupt Stellung nimmt, beschäftigt sich sogar ein deutsches Gericht mit der Frage nach dem Maß weidgerechten Tötens. Eine müßige Frage ist das natürlich, ähnlich der anderen, die besonders die Militärgerichte fortwährend beschäftigt: was ist mäßiger Genuß narkotischer Gifte? Wie es unmöglich ist, diesen Begriff so festzulegen, daß einem Gericht bei seiner Entscheidung behaglich ist, so ist es zwecklos, entscheiden zu wollen, ob es „weidgerecht" sei, bei einer Reise in herrenlose Wildgebiete an dem einzigen Tage, an dem sich gute Jagdgelegenheit bietet, zwei oder fünf oder fünfzig Seehunde totzuschießen. Es scheint aber so, daß, wer wirklich „weidgerecht" sein will, es vermeiden muß, auf Seehunde und ähnliche Geschöpfe zu schießen. Denn wenn man fordert, der Jäger solle sich erst einmal die Gewißheit verschaffen, daß er mit dem Töten nicht einen rohen Eingriff in das Familienleben der Tiere begehe und nicht Tiere töte, auf die hungrige Junge warten, dann antworten die „Kenner", das ginge dort oben nicht. Und da der Begriff der Weidgerechtigkeit, die in Deutschland gilt, dort oben nicht zu brauchen ist, wenn man Tiere töten will, begnügt man sich mit einem neuen Begriff der Weidgerechtigkeit, dem Wieviel? Aber mit diesem Wort kommt man auch wieder in Schwierigkeiten. Einer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seits rühmt man sich, viel geschossen zu haben, andrerseits betont man, nicht zuviel geschossen zu haben. Und dieses seltsame Messen ist so zur Gewohnheit geworden, daß selbst ein Gericht es als maßgebend anerkennt. Ist es aber nicht nutzlos, sich zu entrüsten, wenn die Teilnehmer einer Jagdreise irgend eine Anzahl von Tieren töten? Kein Mensch gibt sich heute die Mühe, ehe er nach dem Eismeer reist, zu fragen, ob das, was man dort töten wird, der regelmäßige Überschuß eines gewissen Tierbestandes ist, oder ob es die letzten Stücke einer Tierart sind. (Ja, die meisten dieser Trophäenjäger laufen grade den letzten Vertretern einer Tierart nach, nicht um sie lebend zu beobachten, sondern um sie zu töten und sich zu rühmen, etwas Seltenes geschossen zu haben.) Es ist auch beinahe zwecklos, Tiere schonen zu wollen, solange kein allgemeiner Schutz ausgeübt wird und irgend jemand das Recht hat, im Auftrage eines Händlers zu töten, was ihm erreichbar ist. Gegen das, was der Handel vernichten läßt, spielen die Jagdexpeditionen keine Rolle. Man sollte sich deshalb nicht darüber den Kopf zerbrechen, ob die Herren, die in der herrlichen Polarwelt auf ihre Weise gejagt haben, auch nach unsern Begriffen „weidgerecht" gewesen seien. Denn es gibt gewiß viele Naturfreunde, die sich nicht zu der Anschauung bekehren wollen, daß es „weidgerecht" sei, auf Tiere zu schießen, deren sichere Erbeutung so sehr fraglich ist, wie die Erlegung von Seehunden und Robben auf einer Eisscholle. Und so denkende Menschen wollen auch nicht lernen, auf edle Gesinnung stolz zu sein, wenn sie bei solcher Jagd nur zehn oder nur fünfzig Tiere erbeutet haben, und wenn sich diese Strecke nicht auf einen, sondern auf zwanzig Tage verteilt. Das sind Äußerlichkeiten, die lehren, wie weit der Mensch, der solchen Sittenmaßstab erfindet, entfernt ist, das geistige Band zu sehen, das alle Geschöpfe verbindet.

Gewiß fühlt sich mancher Weidmann nicht ganz sicher, wenn er sich das Recht anmaßt, Tiere zu töten. Weidmann sein heißt nämlich heutzutage die Natur tiefinnerlich lieben und dennoch töten. Das Recht, zu töten, bleibt im echten Weidmann wohl immer ein bestrittenes Recht. Ein Begriff des weidgerechten Tötens, der sich vor dem Forum reiner Menschlichkeit rechtfertigen ließe, gibt es nicht. Nur eine gewisse Menschenart fußt sicher auf dem eingebildeten Recht und schießt so leichthin auf Lebendes in der Natur. So: Beng! zwischen zwei Zügen an der Zigarette. Oder mit weltmännisch gelangweiltem Grinsen. Oder mitten aus einem Fünfuhrteegespräch heraus, beim Fasanentreiben.

Die Stellung der deutschen Jäger im Anschauungskampf der Gegenwart ist eine der merkwürdigsten menschlichen Erscheinungen. Es gibt echte Jäger, die einsam werden und wie Verliebte heim-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich einhergehen, bevor sie das Wild in seiner Heimat aufsuchen. Sie wollen nicht Großstadtluft in den Wald hinaustragen und fühlen auch, daß die Stadt kein Verständnis für das Erlebnis des Waldes haben kann. Sie werden unwillig, wenn jemand von allem, was ihnen der Aufenthalt in der Natur brachte, nur das eine wissen will: wieviel hast du — getötet?

Wieviel? Dazu einige Beispiele. Ist die Antwort: „nichts", dann kommt der Jäger in den Ruf, ein ungeschickter Jäger zu sein. Es ist menschlich, daß das nicht jedem gleichgültig ist, und daß auch er sich bemüht, recht viel geschossen zu haben. Sagt einer: „zehn Eisbären", so ist er ein Held. Obwohl es, wenn man eigenem Erlebnis, Bildern und Büchern glauben darf, nichts gibt, was weniger Heldentum erfordert, als eine Bärentötung. Das Tier sitzt, nichts Schlimmes ahnend, auf einem Eisblock und sieht dem Jäger zu, der sich „klopfenden Herzens anbirscht". Auf zehn Schritte bekommt der Bär das Geschoß in die Rippen, und weil er nicht weiß, was das bedeuten soll, gleich noch ein zweites aus dem Repetiergriff. In den seltensten Fällen gelingt es, und am besten durch Wegnehmen und Töten der Jungen, Bären zum Angriff auf Menschen zu bewegen. Selbst davon und von einer Bärin, die totwund geschossen ihrem Jungen zu Hilfe kommen will, werden ‚rührende' photographische Aufnahmen gezeigt. (Wenn „Weidmänner" erst begonnen haben, sich an solche Dinge zu gewöhnen, ist es dann noch zu verwundern, daß für tierische Schreie, für Schmerzenslaute, Erschrecken und jähes Entsetzen der Ausdruck gebraucht wird: „hat gelacht"? In der Tat finden es manche Jäger, wie aus einem Gutachten des „Robbenmetzgerprozesses" hervorgeht, ganz in der Ordnung, daß jemand das Töten von Tieren humorvoll schildert! „Hat gelacht!" Solch Ausdruck ist doch ganz nützlich, solange es Töten, weidgerechtes oder handwerksmäßiges, gibt; denn er härtet unser Gemüt ab und hilft uns, die Tiere leichter mißzuverstehen. Wir fürchten fast, daß ihr Schmerzensschrei uns verständlich werden könnte! Ja: Abhärtung der Gefühle tut dem Jäger not; die Geschöpfe Gottes könnten sich leicht so vertraut zu ihm stellen, daß er nicht mehr töten könnte! Darum rechtzeitig: „Pistölchen heizen" meine Herren. Und den „Humor" nicht verlieren.)

Sagt einer, er habe zwanzig Büffel erlegt, so gilt er heute unter Jägern als Aasjäger; wer zwanzig Adler getötet und ebensoviel Nester ausgenommen hat, heißt „Adlerkönig" und wird als Held verehrt. So ist denn dieser ganze Maßstab nur eine Folge gewisser Vorurteile, und die Zahl getöteten Wildes hat mit dem Wildschutz so wenig wie mit dem Begriff des Weidmännischen zu tun. Wer ein einziges selten gewordenes Tier tötet, ist schließlich ein größerer Frevler als der, welcher aus der großen Zahl ein Dutzend und mehr erlegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was weidgerechte Gesinnung ist, weiß jeder ernste Jäger. Es ist die Sehnsucht nach einem Zustand, in dem der naturliebende Mensch nicht mehr zu töten braucht. Niemals aber darf man es dem Jäger so leicht machen, wie das Bremer Schöffengericht, und den Begriff „weidgerecht" abhängig machen von irgendeiner Zahl getöteten Wildes. Das „wieviel" hat nur eine gewisse Berechtigung, wo es sich um die im Weltnaturschutz zu lösende Frage des geregelten Abschusses großer Wildbestände handelt, deren Überschuß die Menschen ernten zu müssen glauben.

Und wenn einmal getötet wird, dann kümmert es den Naturfreund nicht, ob die Zahl der getöteten Tiere sich auf zwei oder zehn Schützen verteilt. Hier schießen einige angesehene Reisende zwanzig Seehunde, und alle Welt spricht davon, weil es eben angesehene und bekannte Männer sind, um die es sich handelt, und einige Meilen davon ladet ein Segelschiff hunderttausend schnell abgetrennte Rückenstücke vom Fell der Seehunde. Nur angeschossen werden die Tiere, mit Schrot, damit sie, blutüberströmt, auftauchen und geschlagen werden können (während die mit der Kugel geschossenen untergehen). Da wären schließlich Zahlen und Zustände, über die man sich entrüsten könnte! Doch niemand spricht davon. Und in der stolzen Handelsstadt steckt jemand das Geld ein. Jemand, der mit Seehundfellen handelt und, wenn die alle sind, mit Reiherfedern oder sonst irgendetwas. Ein Seelenloser, dem die Natur nur etwas ist, was er nach Geld durchstöbert.

Was kann also dem Naturschutzgedanken die Beschäftigung mit dem Komment der deutschen Jägerei nützen? Das Beispiel lehrt es: nichts. Der Naturschutz, wenn er irgend erfolgreich sein will, darf keine Interessen der Jäger anerkennen. Und er tut das auch nicht oder, wo er dem Jäger etwas einräumt, tut er es nur zum Schein, um die treuen Helfer und Förderer nicht zu verletzen. Der Schutz der Tierwelt verlangt nichts Anderes, als eine strenge Abwehr der Mächte, die heute das Banner der Zerstörung über die Erde tragen: des Welthandels und der Industrie. Nur ob ein Tier auf dem Weltmarkt Wert hat, das ist entscheidend dafür, ob es vernichtet werde oder geduldet. Die Maßnahmen zum Schutz der Tierwelt müssen dahin gehen, den Handel mit Teilen begehrter Tiere, ebenso wie einst den Sklavenhandel, aussichtslos zu machen. Sobald das geschieht, wendet der Handel seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu, und die Tiere sind gerettet.

So sind in amerikanischen und australischen Staaten die seltensten Federn für den Handel wertlos geworden, weil es gesetzlich verboten ist, Reiherfedern auf Hüten zu tragen. Und in britisch-afrikanischen Kolonien wird das Verbot, Tiere zu schießen, in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

großzügiger Weise wirksam erhalten durch die Zollpolizei, die nur solche Trophäen durchläßt, für deren Erbeutung eine festgesetzte, hohe Summe vorher bezahlt wurde. Diese Summe aber ist so groß, daß sie dem Handel mit der Trophäe keine Aussicht auf Gewinn mehr läßt. Damit hat England den einzig möglichen Weg gezeigt, in unserer Zeit des Weltverkehrs Tiere zu schützen.

Wo solche Gesetze bestehen, kann ein Volk in Ruhe an die Aufgabe gehen, die Jugend zu tieferem Naturempfinden zu erziehen, und braucht nicht ängstlich aufzumerken, ob eine Jägerei im Töten so maßzuhalten wisse, daß die Natur nicht verödet werde.

Während unerbittliche Mächte an der Vernichtung arbeiten, neigen die Deutschen dazu, sich über Fälle von Mangel an weidgerechter Gesinnung zu entrüsten, und glauben damit die Vernichtung aufzuhalten. Entrüstung könnte nur fruchten, wo sie in Kleinarbeit erfolgreich ist, wo eine gewaltige Volksmehrheit gegen barbarische Sitten ankämpft, etwa gegen das Tragen von Vogelleichen auf Hüten. Aber solchen Kampf vorzubereiten, dazu ist es bereits zu spät, und schnelle Taten sind jetzt not. Niemand bleibe also bei der irrigen Annahme stehen, daß die Jäger als solche es seien, die den Bestand des Lebenden in der Natur gefährdeten und daß etwas für den Naturschutz geschehe, wenn man den Jägern Entrüstung oder Lob austeilt. Die Pflege weidmännischer Gesinnung berührt, wenn sie überhaupt in Betracht kommt, immer nur die aus Liebhaberei Jagenden und nicht die Beauftragten des Handels und der Industrie, welche töten, sammeln und nehmen, wo es gesetzlich erlaubt ist. Eine Naturschutzbewegung, die sich damit begnügte, den Jägern Verantwortung zuzuschieben, würde die Vernichtung vielleicht aufschieben, nicht verhüten. Denn die Jäger haben garnicht Macht über den Bestand des Lebenden auf der Erde und während sie noch ihre Gesinnung veredeln, breitet sich rundum die Vernichtung aus, wie Herbstfeuer in den Steppen.

Wo immer eine schützende Hand sich über lebende Naturschätze ausbreiten kann, da muß sie es jetzt tun. Alle wirtschaftlichen, alle künstlerischen Aufgaben können von den Menschen immer noch gelöst werden, und nichts ist verloren, wenn ein Volk ein paar Jahre später auf den Höhepunkt seines Reichtums kommt; wenn aber durch unsere Schuld Geschöpfe der Natur ganz vom Erdboden vertilgt werden, das ist nie wieder gut zu machen. Mit jeder Tierart, die uns von Urzeit bis hierher begleitet hat, die unsrer Phantasie oft Nahrung war und uns in trüber Zeit wohl selbst zur Nahrung werden mußte, verschwindet ein Stück unsrer selbst.

Da helfe heute, wer helfen kann, und schütze im Tiere den Menschen.

Hans Paasche.

Zur Tagung der Praktiker in Hamburg.

Ein Wort zum Kongreß für biologische Hygiene von einem seiner Vorstandsmitglieder.

Ein Hygiene-Kongreß ganz eigener Art, fürwahr! Da gibt es kein „Ehrenpräsidium", bestehend aus Ministern, hohen und höchsten Würdenträgern, im Vorstande drängen sich keine Exzellenzen, wirkliche und unwirkliche Geheimräte, Universitätsprofessoren und Autoritäten, in der Tagesordnung spielen die Bakterien und andere Krankheitskeime, die Laboratorien und Tierversuche keine, nicht einmal die geringste Rolle. Was ist das für ein sonderbarer Kongreß? Verdient er nicht Mißtrauen? Soll dort nicht etwa Kampf gegen die Wissenschaft, Abkehr von der exakten Forschung, bedenkliches Entgegenkommen für gewisse, dem tiefwurzelnden Hange zum Mystizismus entspringende Volksregungen gelehrt werden?

Nein! Nichts liegt den Veranstaltern*) ferner. Sie hegen tiefste Verehrung vor der Wissenschaft, vor der naturwissenschaftlichen Beobachtung, vor der gründlichen, bis auf den tiefsten Kern gehenden Durchdringung der Probleme, vor der Wahrheitssuche, die sich weder durch praktische Rücksichten noch durch die Volksstimme vom Wege abdrängen läßt. Sie wollen nichts mit jenen Bewegungen zu tun haben, die, auf reiner Erfahrung aufgebaut, viel zu viel den Wünschen und Empfindungen der Masse Rechnung tragen und den Tageserfolg in oberflächlicher Weise zum Maßstab machen. Wird der Hamburger Kongreß für biologische Hygiene, der vom 12.—14. Oktober abgehalten wird, auch ohne Mithilfe der staatlich anerkannten Vertreter der Wissenschaft veranstaltet, so soll und wird er doch in keiner Weise den Lehren der modernen hygienischen Forschung entgegentreten, auf deren Ergebnissen er fußt.

Sein Zweck ist im Gegenteile der, die große Öffentlichkeit, breite Massen des Volkes, die diesen Lehren heute noch ganz teilnahmslos, ja mißtrauisch gegenüber stehen, für die Gesundheitslehre zu gewinnen. Er soll die Wege suchen und finden helfen, auf denen das Volk zu gesundheitsmäßiger Lebensweise erzogen und gedrängt werden kann. Es handelt sich um die Lösung des ungeheuer bedeutungsvollen Problems, alle Handlungen der Menschen, ihre Arbeit, Wohnung, Ernährung, Erholung und ganz besonders ihre Fortpflanzung so zu gestalten, daß der Erkrankung und der Entartung vorgebaut wird. Nicht der Schutz vor Seuchen und vor An-

*) Der Urheber des Gedankens dieser Tagung ist — wie wir schon in unsrer Nr. 5 und 17 mitgeteilt haben — Herr Hugo Erdmann in Hamburg, der Herausgeber der Halbmonatsschrift „Der allgemeine Beobachter". Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steckung darf den Hauptinhalt der Gesundheitslehre bilden, sie muß darauf ausgehen, die gesamte Ideologie des Volkes abzuändern, zu durchdringen, sie muß den Abscheu vor Kränklichkeit, Schwächlichkeit, Unreinlichkeit und Verkommenheit in jedem Individuum von Kindheit an wachrufen, auf daß der Rassenverderbnis Einhalt getan wird.

Das kann nur geschehen, wenn die Hygiene dem Volke nicht in der Form von unverständlichen und unverstandenen Verordnungen, Vorschriften, Drohungen und Strafen entgegentritt, sondern sich an dessen Instinkte und Gefühlsregungen wendet, nicht in hochmütiger Weise über die unbeholfenen und schiefen, oft auch von vorteilsuchender Seite mißbrauchten und entstellten Schöpfungen der Volksseele zur Tagesordnung übergeht, sondern sie sich zunutze zu machen sucht. Es ist sicher wenigstens zum Teile Verschulden der Vertreter der offiziellen Hygiene und der ausführenden Staats- und Gesellschaftsorgane, wenn den Fortschritten der Wissenschaft zum Trotze ein so außerordentlich großer Teil des Volkes in einer allen Regeln der Gesundheitslehre hohnsprechenden Weise lebt. Man hat eine glänzende Theorie geschaffen, aber nur schlecht verstanden, sie dem täglichen Gebrauche anzupassen.

Aus England kam der Begriff der Eugenik zu uns, den Galton geprägt hat. Sie soll der zunehmenden Entartung der Völker und Rassen durch Beeinflussung der Gesundheit, Stärke und Leistungsfähigkeit der kommenden Geschlechter vorbeugen, die bei der Zeugung einsetzt, das Geborenwerden kranker, entarteter Keime zu verhüten sucht. Dieser Zweig der Rassenhygiene ist jung und in seinen wichtigsten Belangen der Klärung bedürftig; die Lösung der meisten Fragen steht noch aus. Aber auch hier dürfen wir wie auf dem Gebiete der Individual- und der sozialen Hygiene nicht lange warten, weil von Geschlecht zu Geschlecht unersetzliche Verluste eintreten, der Verfall vorwärtsschreitet, die Regeneration immer schwerer und unvollständiger wird. Die Lösung des gewaltigsten neuzeitlichsten Problems: dem Volke die Fortschritte der Kultur und der Zivilisation zu erhalten und näher zu bringen, es aber von deren Schattenseiten und Gefahren zu befreien, duldet keinen Aufschub. Alkoholismus, Syphilis, Tuberkulose, Wohnungselend, Ernährungssünden, Stillungsnot, Schul- und Erziehungsgebrechen, Tabak und Kaffee, verkehrte Zuchtwahl und Auslese, gewisse Auswüchse und Mängel der sozialen Fürsorge und Humanität, manch andere Schäden sonst noch, sie alle zehren an dem Marke des Volkes. Gegen sie muß der Kampf auf allen Punkten aufgenommen werden, wir müssen den Erziehern des Volkes die Notwendigkeit dieses Feldzuges mit größtem Nachdrucke vor Augen führen. Die Pflicht, gesund zu sein und für die Gesundheit all

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derer zu sorgen, für die man verantwortlich ist, also in erster Reihe für die der Nachkommen, muß jedem Volksgenossen als wichtiges Sittengesetz eingeprägt werden.

Das soll der Kongreß für biologische Hygiene in Hamburg tun, dazu, wenn anders ich seinen Zweck richtig verstehe, wurde er einberufen. Hat die prunkvolle Internationale Hygiene-Ausstellung des Vorjahres in mustergültiger Weise gezeigt, was die Wissenschaft schon erreicht und entdeckt hat, so soll in Hamburg in schlichter und unaufdringlicher Weise darüber beraten werden, wie man das Allerwichtigste dieser wissenschaftlichen Ergebnisse zum Gemeingute machen kann, die Regeln nämlich, nach denen der einzelne leben muß, um gesund zu bleiben und gesunde Kinder zu zeugen. Dieses Wissen gehört ins Volk! Und darum wäre es überaus töricht, dabei exklusiv vorzugehen, jene Männer und Frauen auszuschließen, die im Volke leben und Einfluß auf die Massen besitzen. Da muß und soll jeder mithelfen und als Berater, als Freund willkommen sein, ist er nun Allopath oder Homöopath, Schulmediziner oder Naturheilanhänger. Nicht um Krankheitsheilung handelt es sich ja, sondern um Schutz und Erhaltung der Gesundheit; da gibt es keine Schulen und keine Parteien; biologische Hygiene, die auf der Lehre vom Leben ruht und das Leben durchdringt, sie soll der Hamburger Kongreß dem deutschen Volke bringen. **Dr. med. Holitscher.**

Das eiserne deutsche Prag.

Ein paar deutsche Hochschüler, leicht kenntlich an Kappe und Band, gehen nach altem Recht und Brauch des Sonntags ruhig über den Graben, die schönste und am meisten deutsche Straße von Prag. Da kommt ein tschechischer Festzug mit einer Masse von Mitläufern. Gedränge und Stockungen. Ein tschechischer Herr in Gehrock und Zylinder empfindet die Anwesenheit der buršaci (deutsche Studenten) störend. »Provokace!« ertönt es in seiner Umgebung und verdichtet sich zu lauten hanba-Rufen (hanba: Schande, Schmach). Höhnisch schreit man einem Deutschen den nationaltschechischen Gruß »Nazdar!« ins Gesicht. Die besonnene Zurückhaltung der Angefeindeten erregt die Menge erst recht, und einer reißt dem nächsten Studenten die Kappe herunter. Dieser wehrt sich, und so kommt es zur Schlägerei. Grell erklingt ein slawisches Hetzlied: »hrom a peklo« (Donner und Hölle: den Deutschen natürlich!), der erste Angreifer aber zieht mit der deutschen Mütze auf dem Slawenschädel als Held bewundert von dannen. Mühsam weichen die Deutschen Schritt um Schritt gegen die schützenden Mauern des Deutschen Hauses zurück.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Polizei hat nichts gesehen oder kann nicht heran. Soll aber wirklich einer der ärgsten Hetzer festgenommen werden, so beschuldigt er ohne weiteres den Deutschen des ersten Schlags, und sogleich sind zehn, zwanzig Landsleute bereit, dies zu beschwören.

Das ist ein Augenblicksbild aus dem deutschtschechischen Völkerstreit. Das ist gleichzeitig ein allererster tschechischer Sprachunterricht. Auch kürzlich, gelegentlich eines großen allslawischen Sokolfestes (Sokol = Turner, wörtlich: Falke) kam es zu solchen Ausschreitungen. Sie waren aber den Festveranstaltern selbst nicht recht, weil das Fest eine mehr offizielle Färbung aufweisen sollte, weil man Staatsgelder dafür erlangt hatte und sogar ein deutscher Minister, der Unterrichtsminister, anwesend war. Da paßten solche Vorkommnisse nur schlecht zu der laut beteuerten und gut gespielten Friedensliebe der Tschechen bei den deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen. Bei diesen fordern die Tschechen bekanntlich mit allem Nachdruck die einheitliche Verwaltung des Königreiches, die Zweisprachigkeit der Landeshauptstadt aber wollen sie nicht zugestehen.

So kam es bei dem Sokolfeste nur zu einer Anzahl mehr oder weniger schwerer Verwundungen und Verletzungen deutscher Studenten. Sonst aber können solche Deutschenhetzen — eine Schande für das ganze deutsche Volk — recht bös ausgehen, wie es namentlich Ende der neunziger Jahre mehrfach geschah. Da wurden einmal fast unter den Augen einer schwachen Behörde drei Tage lang deutsche Laden und Wohnungen geplündert und die Deutschen auf der Straße und im Hause bedroht. Deutsche Anstalten und Schulen wurden zerstört und deutsche Waren und Einrichtungsgegenstände auf offenem Platze verbrannt. Schließlich macht dann immer das Standrecht solchen Hussitenbräuchen ein Ende.

Aber alle Verfolgungen haben das Deutschtum Prags zwar verringern, aber nicht vernichten können. Es steckt zuviel an deutscher Arbeit in dieser schönen Stadt. Man braucht nur durch die Gassen zu wandern, um überall daran erinnert zu werden: diesseits und jenseits der Moldau. Die Moldau selbst, die im deutschen Böhmerwalde entspringt, führt zu dem breiten, prächtigen Strom deutschen Wirtschafts- und Geisteslebens hinauf, führt zur Elbe, die über Dresden nach Hamburg zieht. Prag selbst ist als Stadt eine deutsche Gründung, ja der Name selbst ist nach neueren Auffassungen deutsch und bedeutet Prägestätte, Zollstätte. Man denkt daran, daß ein fränkischer Kaufmann Samo als erster unter den Tschechen ein Reich gegründet haben soll. Von den slawischen Przemysliden erhielten die Deutschen Prags besondere Vorrechte. Beherrschend treten im Stadtbilde noch heute die gotischen Baudenkmäler aus den Tagen des Luxemburgers Karls IV.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervor, der diese Stadt, die von Wien und Berlin fast gleich weit entfernt liegt, zur Hauptstadt des Deutschen Reiches machte. Wie ein steingewordener Ausdruck tatkräftigen deutschen Kaiserwillens wirkt die Linie vom Veitsdom auf dem Hradschin über die statuengeschmückte Brücke mit ihren Turmbauten zur scharfzinkigen Teinkirche und zum Pulverturm. Von daher rührt die ehrwürdige deutsche Universität, die älteste auf deutscher Erde. Von hier sind wichtige Ansätze zur Schaffung der neuhochdeutschen Schriftsprache ausgegangen. Auch die reichen Barockkirchen, die vornehmen Barock- und Rokokopaläste erinnern an deutsches Leben, an alte deutsche Adelsgeschlechter, an Männer wie Wallenstein oder weiterhin an die liebliche Zeit, da Mozart nach Prag reiste, um im Deutschen Landestheater seinen Don Giovanni aufzuführen. Und auch neuerdings spricht sich unter der wüsten Masse stil- und kulturloser Bauwerke die wirtschaftliche und geistige Bedeutung Deutschböhmens in einer Reihe ansehnlicher Bauschöpfungen vernehmlich aus.

Kein Wunder, wenn es den Angehörigen eines kleinen Volkes schmerzt, daß selbst die einzige große Stadt, das nationale Zentrum, das goldene slawische Prag in solchem Maße das Gepräge des zehnmal größeren mächtigen Nachbarvolkes trägt. Aber die Deutschböhmen können Prag nicht aufgeben, dürfen es nicht. Die Bedeutung des Prager Deutschtums mit seinen unersetzlichen geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen Anstalten und Körperschaften gestattet es nicht, die geographische Gestaltung Deutschböhmens erlaubt es nicht, für das ebenso wie für die Tschechen Böhmens über deren Binnenland hinweg Prag der natürliche Knoten- und Vereinigungspunkt ist, und die Stellung des ganzen deutschen Volkes verbietet es. Prag ist für unser Gesamtvolk so wichtig, daß es ein bedauerliches Ergebnis unserer neuesten völkischen Geschichte wäre, wenn es heißen müßte: Straßburg gewonnen, aber Prag verloren.

Freilich verlangt das Ausharren auf diesem Platze von den Deutschen bedeutende Opfer bis in das persönliche Leben hinein. Eine Festung ist keine Heimat, wie es in einem neuen Roman heißt. In einem unglaublich zähen und quälenden Alltagskampf sucht das Tschechentum mit den städtischen Behörden an der Spitze die Stadt von allem, was deutsch ist, zu reinigen und den Deutschen den Aufenthalt zu verleiden. Alle Schwachen und Schwankenden sucht es zu sich hinüberzuziehen. Nur wer fest und unabhängig ist, hält das auf die Dauer aus, und es gibt hier Männer bis zu Hofräten hinauf, denen die Tränen nahe sind, wenn sie der beständigen zurücksetzenden Hemmungen gedenken, denen sie ihres Volkstums wegen ausgesetzt sind. So ist in der Stadt, die ausschließlich aus dem tschechischen Umland zuwächst, von Deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur eine seltsam vereinzelte, sozusagen in der Luft hängende Oberschicht vorhanden, ein Kopf ohne Körper: Männer der Wissenschaft, des Großgewerbes und leitende Beamte, dazu Studierende und Angestellte. Deutsche Arbeiter, Dienstboten, Handwerker fehlen fast ganz.

Das ist das größte Opfer des Deutschen, der in Prag lebt, daß ihm die ständige Berührung mit dem einheitlichen, geschlossenen Volkstum in allen Schichten und Abstufungen fehlt, die so wohltut und vorwärtsbringt, so sehr auch dafür die Beziehungen innerhalb der allein vorhandenen deutschen Oberschicht leichter und enger werden, wie zum Beispiel auch das Verhältnis von Professoren und Hörern. Das ist das Schmerzlichste für verdienstvolle, völkisch wirkende Männer, daß ihnen hier der Zusammenhang mit dem Volke leicht verloren geht, daß sie in das lebendige Volk nur wie aus der Ferne wirken können und daß oft die schönsten Pläne und Unternehmungen, wenn sie aus dem ganz besonderen Boden Prags hinausgetragen werden, in dem deutschböhmischen Lande draußen nicht recht einschlagen und gedeihen wollen.

Das slawische Mütterchen Prag ist den Deutschen eine böse Stiefmutter, und das zusammengeschmolzene Deutschtum hat eine eiserne Schar werden müssen, um standzuhalten. Eine Schar von Helden an Volkstreue, von Heiligen an Opfersinn. Auch der deutsche Jude hat hier treulich mit durchgehalten und seine Zugehörigkeit zur deutschen Kulturgemeinschaft teuer bezahlt. Freilich ist es auch wieder ein erhebendes Bewußtsein, das alle Deutschen gemeinsam erfüllt, auf wichtigem, entscheidendem, schicksalsvollem Posten zu stehen. Eine erhöhte Bedeutsamkeit durchdringt alles Tun im Beruf und außerhalb bis in die kleinsten Handlungen. Es ist eine hohe Schule völkischer Pflichterfüllung, in der man lernt, deutsche Eigenbrödelei und Eigensüchtelei um des Volkswohls willen zu überwinden. Man lernt als Höchstes, daß scharfe Selbstzucht, umfassende Lebenserneuerung und innerliche Vervollkommnung die eigentliche Aufgabe, den Kern wahrhafter Schutzarbeit bilden. Hierher sollte man die zahlreichen Deutschen senden können, die Scheu tragen, sich geradeheraus zu ihrem Volk zu bekennen, und die den scharfen Wettkampf der Völker für etwas Kulturhemmendes halten.

Nach altem Herkommen wechselt der deutsche Hochschüler gern den Studienort. Er will die Jahre leichter Beweglichkeit nützen, um etwas Wertvolles zu erleben, er geht berühmten Gelehrten nach oder schönen deutschen Landschaften und anregenden Städten. Für die Hochschüler im Deutschen Reiche sollte es zur Regel werden, mindestens ein Semester in deutschösterreichischen Landen zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringen, um an Ort und Stelle die für unser ganzes Volk so bedeutsamen völkischen Bewegungen kennen zu lernen und mitzuerleben. Das ist mehr wert, als begeisterte Verbrüderungsreden bei großen Schützen- und Sängerfesten und ähnlichen Anlässen. Unsere Studenten sollten sich auch bei der Wahl des Studienortes nach völkischen Gründen richten: nicht nur fragen, wo man in der Wissenschaft am weitesten kommt, wo man ein gutes Stück deutscher Kunst sehen kann oder ein schönes deutsches Land, oder wo man am besten rudert und segelt. Oft ist ein Semester an dem oder jenem Ort von entscheidender Bedeutung für das ganze künftige Leben und die Lebensarbeit: man sollte auch fragen, wo man für sein deutsches Volk am tüchtigsten arbeiten und wirken lernt. Da kann die ehrwürdige alma mater im Böhmerlande nicht warm genug empfohlen werden. Mit den mannigfaltigen Anregungen eines reichentwickelten geistigen, wirtschaftlichen, künstlerischen und geselligen Lebens sind alle Vorzüge der engen Arbeitsgemeinschaft kleinerer Hochschulen verbunden. Zudem ist jede Stärkung und Förderung der Prager Schulen und der Prager deutschen Minderheit dringend geboten. Den guten alten Spruch: „Nach Ostland wollen wir reiten" können wir freilich nicht alle wörtlich erfüllen. Für den reichsdeutschen Studenten, wenn er es halbwegs tun kann, genügt es vollauf, seiner völkischen Ausbildung ein freiwilliges Studiensemester zu widmen, um mitzuarbeiten und mitzustreiten im eisernen deutschen Prag*). **Dr. Emil Lehmann.**

Zollfragen.

Die Frage nach der Berechtigung irgendwelcher Zölle soll hier nicht aufgeworfen werden, auch soll hier nicht die Frage erörtert werden, ob Zölle für ein Volk oder einen Teil des Volkes von Nutzen sind. Ich will die Zollfragen, daß heißt die Abgaben oder Steuern, die der Staat von der Einfuhr einer Ware vom Auslande nach dem Inlande erhebt, und die heute im Wirtschaftsleben der Völker eine so große Rolle spielen, von einer anderen Seite betrachten.

In unserem deutschen Vaterlande herrscht heute Freihandel, dem Austausche von Landeserzeugnissen und Fabrikwaren werden heute inner-

*) Der Ortsrat Prag des deutschen Volksrates in Böhmen (Prag, Graben 26) hat in der Sorge um die Erhaltung der deutschen Hochschulen in Prag und um die Kräftigung der Prager deutschen Minderheit ein schönes, mit vielen Abbildungen geschmücktes Buch „Prag als deutsche Hochschulstadt" herausgegeben. Darin ist alles Wissenswerte über die Stadt und ihre Geschichte, über die deutsche Universität und technische Hochschule, über das geistige und wirtschaftliche Leben und über die Wohn- und Lebensverhältnisse der Studierenden enthalten. Dieses Buch wird an alle, die Prag zum Studienort wählen wollen, unentgeltlich versendet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halb der Grenzen des Reiches keine Schranken mehr gesetzt, vor allen Dingen werden in unserem Vaterlande von dem Verbrauche dieser Waren im Allgemeinen keine Steuern oder Abgaben mehr erhoben. Es sind noch einige, wenige städtische Gemeinden vorhanden, die diese Abgaben von ihren Bürgern erheben, den sogenannten octroi; jeder Mensch sieht das aber als ein Überbleibsel aus früheren Zeiten an und fordert dessen schnellste Beseitigung.

Vor Zeiten war das anders. Jeder Staat, und wenn er der kleinste war, suchte sich gegen den anderen durch Zollschranken abzusperren. Der berühmte Finanzminister Ludwig XIV., Colbert, stellte den Grundsatz auf: jedes Land müsse wirtschaftlich möglichst selbständig sein, jeder Pfennig, der für die Einfuhr von Rohprodukten vom Auslande nach dem Inlande ausgegeben würde, sei volkswirtschaftlich verschwendet, vor allen Dingen liege der Reichtum eines Volkes in dem Besitze möglichst vieler Edelmetalle. Die Ausfuhr mache ein Volk arm. Dem Austausche von Gütern wurde damals wenig Beachtung geschenkt. Alle Länder in Europa richteten sich nach diesem System, das nach seinem größten Verfechter Colbertismus oder auch Merkantilismus genannt wurde.

Um nun das Geld für die Beschaffung von Roherzeugnissen im Lande zu behalten, versuchte man außereuropäische Pflanzen einheimisch zu machen. Der Anbau von Tabak in der Pfalz, am Niederrhein und in der Neumark ist hierauf zurückzuführen. Ebenso der Anbau der Maulbeerstaude zur Zucht der Seidenraupe. Die Gewinnung der Baumwolle und deren Verarbeitung war damals noch ziemlich unbekannt, alle Kleidungsstücke mußten aus Wolle hergestellt werden. Mehrere Staaten in Deutschland suchten die Schafzucht zu heben, ich nenne Sachsen und Brandenburg. Von alledem ist nur ein Teil des Tabakbaus geblieben, die Volkswirtschaft von heute hat andere Wege gefunden.

Die Herrschaft des Colbertismus hat bis zur französischen Revolution gedauert. Unter der Herrschaft Napoleon I. lernten weite Gebiete in Deutschland erst den Segen des Freihandels in den Grenzen größerer Staaten kennen. Besonders wurde die Industrie in Westfalen und im Rheinlande durch die Zollgesetzgebung des französischen Kaiserreiches mächtig gehoben. Der Grundsatz des großen Korsen ging dahin, die Völker dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihnen viel zu verdienen gab. In den Archiven einer lebhaften Industriestadt Westfalens, die damals zum Großherzogtum Berg gehörte, wird noch die Abschrift eines Bittbriefes aufbewahrt, der den Kaiser bat, das Großherzogtum dem Kaiserreiche einzuverleiben, damit die heimische Industrie durch Anschluß an das große Land Vorteile habe.

Nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft brach die Industrie des europäischen Festlandes zusammen. Die wieder eingerichteten Staaten stellten sofort die alten Zollgrenzen wieder her, und die inzwischen — infolge der Kontinentalsperre — in England in Massen aufgehäuften Waren überschwemmten die Länder und wurden zu jedem Preise verkauft. Der letzte Rest von Nationalvermögen, den die napoleonischen Kriege dem Volke noch gelassen hatten, wurde hierdurch geraubt. Nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Wiener Frieden mußte das deutsche Volk wirtschaftlich wieder von vorn beginnen, das ganze frühere Elend der Kleinstaaterei fing wieder an. Es zeigte sich aber sofort, daß die größeren Staaten diesen wirtschaftlichen Niedergang leichter überwinden konnten, denn sie stellten ein größeres einheitliches Handelsgebiet dar und setzten dem Austausche von Waren innerhalb ihrer Grenzen keinen Widerstand entgegen.

Nach der Neuordnung der deutschen Verhältnisse begann auch langsam die Industrialisierung unseres Vaterlandes, die bis heute unaufhaltsam weiter gegangen ist — ob zum Segen des Volkes, steht hier nicht zur Erörterung. Mit dem Streben nach politischer Einigung trat aber auch der sehr lebhafte und berechtigte Wunsch hervor, durch den Zusammenschluß zu großen Zollgebieten große wirtschaftliche Einheiten zu erzielen. Unter den damaligen Zuständen hatten die industriereichen Dörfer des sächsischen Erzgebirges oft ganz besonders schwer zu leiden. Paßte es einem der größeren benachbarten Staaten Preußen und Österreich, den Zoll auf Holzspielwaren zu erhöhen, so traten sofort Hungersnöte unter der Bevölkerung auf. Das sächsische Königreich war damals schon nicht in der Lage, seine Bevölkerung zu ernähren. Die alten und lebhaften Handels- und Industrieplätze der preußischen Westprovinzen hatten auch oft schwere Erschütterungen, die durch die Zollverhältnisse der damaligen Zeit hervorgerufen waren, durchzumachen. Mit Macht drängte die zunehmende Bevölkerung nach Erweiterung der Zollgrenzen. Am 1. Januar 1834 trat der erste Deutsche Zollverein auf die Dauer von 8 Jahren zusammen. Durch diesen Vertrag hatten sich 18 Staaten zu einem einheitlichen Zollgebiete zusammengeschlossen. An den Grenzen dieses Zollvereinslandes wurde für gemeinsame Rechnung ein Zoll für gewisse eingeführte Waren erhoben, zwischen den Vereinsstaaten fielen aber alle Zollschranken. Durch Erstarkung der Industrie und durch Verbilligung ihrer Erzeugnisse, traten die Vorteile der Zollvereine bald zutage. Im Laufe der Jahre schlossen sich weitere Staaten diesem Zollvereine an. Durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde ganz Norddeutschland, und durch die Reichsverfassung vom 16. April 1871 das ganze heutige Deutsche Reich zu einem Zollgebiete erklärt. Die Hansestädte Bremen und Hamburg blieben als Freihandelshäfen vorläufig noch außerhalb der Zollgrenzen, sind aber seit 1888 auch einbezogen. Nur noch einige Hafengebiete der norddeutschen Handelsplätze sind zur zollfreien Lagerung von Waren aus dem Auslande freigegeben.

Im Deutschen Reiche, dem einheitlichen Zollgebiete, hat seit dessen Errichtung Handel und Industrie einen ungeahnten Aufschwung genommen. Bei der Gründung hatte das Gebiet rund 40 Millionen Einwohner. Heute ist die Bevölkerung auf beinahe 65 Millionen gestiegen. Wie damals drängen heute weite Kreise des Volkes nach Erweiterung der Zollgrenzen. In politischen Blättern und in Fabrikantenfachschriften ist der Ruf nach einem Mitteleuropäischen Zollbund schon aufgeworfen und lebhaft erörtert worden, und im Laufe der Zeit muß er kommen. Unseren doch verhältnismäßig kleinen Zollgebieten in Europa, treten die beiden ungeheuren von Rußland und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Vereinigten Staaten von Amerika, mit ihren fast unerschöpflichen Bodenschätzen gegenüber. Unsere westeuropäischen Staaten werden im Laufe der Jahre von diesen beiden völlig abhängig werden. Die Politik wird nicht mehr zum größten Teil in den Amtsstuben der Minister gemacht, sondern in den Kontoren der großen Handelsherren. Paßt es heute einigen amerikanischen Trustmagnaten, das Liter Petroleum im Preise um 2 Pfennig zu erhöhen, so müssen wir in Europa diesen Mehrpreis unweigerlich bezahlen, denn jene Leute können warten, aber Millionen von Familien in Westeuropa sind auf dieses Beleuchtungsmittel angewiesen und müssen Petroleum kaufen, wenn sie nicht im Dunkeln sitzen wollen. Ähnlich so verhält es sich mit vielen anderen Handelsgegenständen.

Um diesen großen, immermehr erstarkenden Wirtschaftsgebieten in irgendeiner Weise entgegentreten zu können, ist der Gedanke eines West- oder Mitteleuropäischen Zollvereins nicht von der Hand zu weisen. Ein europäischer Zollverein von mehr als 100 Millionen Einwohnern hätte jenen großen Gebieten auch Werte entgegenzusetzen, man würde sehr bald geneigt sein, sich durch Zollverträge zu verständigen. Was eine solche Annäherung — unter anderem für die Erhaltung des Weltfriedens — bedeuten würde, brauche ich wohl nicht zu erörtern. Rein politische und dynastische Fragen spielen ja heute im Leben der Völker nicht mehr die Rolle wie einst. Heute sind es wirtschaftliche Fragen, die die Völker trennen oder einen. **Arnold Quincke.**

Mehr Pflege des Patriotismus in der Schule!

Wir Schulleiter, wir Väter werden dazu gedrängt, uns an die Regierung zu wenden, daß sie mehr für Pflege des Patriotismus in den Schulen sorge.

Was hilft alle Verbesserung der Methode, alle Hebung des Lehrerstandes, was hilft die beste Heizung und Ventilation, wenn nicht das hochheilige Ziel erreicht wird, den Patriotismus in der Jugend zu einer lebendigen Kraft zu machen!

Da werden alle möglichen Ziele aufgestellt, zu denen die Schüler geleitet werden sollen: sie sollen harmonische Persönlichkeiten werden, sie sollen für das praktische Leben reifen, sie sollen zur sozialen Arbeit sich befähigen, sie sollen die Bildung ihrer Zeit verstehen. Aber wo bleibt der Patriotismus?

Insbesondere sollte die Regierung auf dessen Pflege ein sorgsameres Auge richten.

Da hat die Regierung etwa eine Verfügung an die Schulen ergehen lassen „betreffs zweckmäßiger Ausgestaltung von Schulfeiern am Sedanfest und am Geburtstag S. M. des Kaisers zur Erzielung der Hebung vaterländischer Gesinnung", eine Verfügung, die durchaus unschädlich im Sande verlaufen könnte . . . .; aber . . . aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nun ist da sicherlich irgendein untergeordneter Regierungsassessor, wenn nicht ein Büroschreiber mit der Stilisierung beauftragt, und — weiß der Himmel, wie so etwas möglich ist — auf einmal ist die Sprachverderbnis, diese Unlustseuche, hineingetragen in die heilige Stätte der Jugendbildung. Sprachverderbnis! Sünde am heiligen Geist der deutschen Sprache! Pfui über die mufflige Schreiberseele, die die tintenbeklexten Hände an den weißen Marmorsäulen abwischt! Es sollte doch Reinheit herrschen hier in diesen Räumen, wo Freude am eigenen Volkstum, also Patriotismus gepflegt wird. Freude am eigenen Volkstum! Ist denn nicht die Sprache dieses Volkstums wohlgebildeter Leib? Und nun erdreistet sich ein Sudler, diesen Leib in eklen Karikaturen zu verhöhnen. Nein, es gibt Dinge, wo Nachsicht und Duldsamkeit aufhören. Wenn die Würde und Heiligkeit, wenn Thron und Altar unserer Sprache angetastet werden, dann muß der Unwille sich erheben. Wirklich, die Regierung sollte mehr darauf achten, daß der Patriotismus in den Schulen gepflegt werde.

Dazu kommt noch ein anderes, — und hier darf ich vor einer Denunziation bei der Regierung nicht zurückschrecken: es gibt Schulleiter, ja, es gibt Schulleiter, die solche Verfügungen, wie die oben angedeutete, nicht im Sande verlaufen lassen, sondern breit treten und den Büroschreiberstil im Unteroffizierston komponieren und an dem Tage, wo wir den äußeren Vertreter unseres Volkstums, den Kaiser feiern, die Jugend gegen „den inneren Feind" aufhetzen. Die Regierung darf erwarten, daß man sie davon unterrichtet: an dem Tage, wo wir uns unseres herrlichen Volkstums freudig bewußt werden wollen, wo wir alle Hände ausstrecken, um eins zu werden mit den deutschen Brüdern, wo wir tiefste Brunnen der Kultur graben wollen, aus denen alle erfrischenden Trunk trinken, da treiben Schulleiter eine rohe und grobe Verhetzung, wecken gemeine Instinkte und leiten die Jugend zur Selbstbefleckung an.

Die Regierung weiß solches nicht, sonst würde sie mehr für Patriotismus in den Schulen sorgen.

Ach, diese Jugend! Wie offene Scheunen liegen ihre Seelen da und warten darauf, daß die vollen Erntewagen freudigen, starken Deutschbewußtseins in sie einfahren. Aber sie sind noch „tumb" und einfältig, diese Seelen. Wenn es heißt: Krieg um Marokko! oder Linienschiffe bauen! dann jubeln diese jungen Seelen und glauben, ihr Gestammel sei die Sprache unseres Volkstums. Darum sollte die Regierung helfen, daß nicht Phrasen gedroschen werden, sondern das edle Korn unseres Volkstums, aus dem nahrhaftes Brot gebacken wird, und nicht Schaumbrezeln, bei denen das Volk verhungert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe schon Leute getroffen, die so kindlich waren, eine primitive Selbstsucht mit Patriotismus zu verwechseln: wenn die Sextaner sangen: Deutschland, Deutschland über alles, oder die Primaner in den Aufsätzen, besonders in Einleitung oder Schluß, von der Unübertrefflichkeit Deutschlands schrieben, so entzückten sie sich an dem Patriotismus der Jugend.

Die Regierung aber wird es wissen, daß Patriotismus nicht ist ein Jubeln, wie herrlich weit wir es gebracht haben, sondern daß Patriotismus ist ein Schmerz, wie weit wir entfernt sind vom Geiste Luthers und Goethes, daß Patriotismus ein Ekel sein kann an deutschem Wesen, weil solches Wesen nicht das Wesen des deutschen Volkstums ist.

Die Regierung hat vielleicht noch nicht genauer die Religionsbücher angesehen, in denen der Name und die Geschichte Martin Luthers stehen und dann Brotkrusten folgen, hart und trocken, vor Jahrhunderten gebacken. Daran soll unsere Jugend sich sättigen! Daraus soll sie Freude am deutschen Volkstum gewinnen? Sie soll sich die Seele weiten und verdirbt sich den Magen.

Nein, wirklich, die Regierung sollte mehr für Patriotismus in der Schule sorgen. Die Scheunen stehen offen, aber nicht für Müll.

Es wird nötig sein, die Aufmerksamkeit der Regierung auch auf die Lesebücher für die Jugend zu lenken. Das sollen die Schatzkammern sein für das Edelste unserer Dichtung. Gibt es einen Weg, der tiefer in das deutsche Volkstum hineinführte? Gibt es eine heiligere Aufgabe als die, hier Gold- und Talmiware zu sondern? Die Regierung hält es nicht für richtig, wenn einer evangelischer Religionslehrer ist und das Evangelium lächerlich macht; sie hält es nicht für passend, wenn einer königlicher Offizier ist und für die Sozialdemokratie Propaganda macht. Sollte sie es nicht auch für unpassend halten, wenn einer die Jugend in die deutsche Dichtung einführen soll und ihnen gesinnungstüchtige Reimerei vorsetzt nach dem Muster:

Wer heilig, treu am Glauben hielt, der hebe
Mit mir empor sein freies Haupt und lebe!

Deutsches Lesebuch für Unter-Sekunda von Geh. Reg.-Rat Muff, 13. Aufl. S. 306.

Warum haben denn Goethe und Schiller, Hebbel und Mörike gedichtet, wenn unsere Untersekundaner Lebkuchenverse dargereicht bekommen?

Nein wirklich, der Patriotismus sollte im deutschen Unterricht mehr gepflegt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gibt ein widerwärtiges Fremdwort: Chauvinismus, d. h. das Maulheldentum eines vaterländischen Protzentums. Es gibt aber noch eine Karikatur des Chauvinismus, die bisher keine Bezeichnung gefunden hat: das Protzentum eines Parteifanatismus, der sich für Vaterlandsliebe ausschreit. Das ist ein böser Feind, das ist der innere Feind. Tief unter den Richtungen und Parteien, den Meinungen und Doktrinen liegt die große, heilige deutsche Kultur; für sie zu reifen, sie zu verstehen, sie zu erleben, an ihr teil zu haben, das ist Patriotismus. Darin sich zusammenfinden heißt deutsche Einigkeit, und daran mitarbeiten heißt an deutscher Größe mitarbeiten.

Wer die großen Güter seines Vaterlandes besitzt, hält fest an ihm. Das gilt schon von den Rittergütern, und der Großpächter pachtet mit dem Gute den „Patriotismus". Dies ist verständlich und natürlich. Nur sind die Güter äußere, und deshalb ist dieser Patriotismus zunächst ein äußerlicher. Es soll geschehen, und es geschieht wohl auch, daß den Besitzer dieser Güter die Liebe zur nährenden Mutter auch zur Seele dieser Mutter führt. Dann wird sein Patriotismus wahr und echt: er beruht nicht mehr auf dem Grundbesitz des Gutes, sondern auf dem tieferen Grund der Kulturgüter. In diesem Patriotismus findet er sich zusammen mit Deutschen aller Parteien und fühlt den Druck von Bruderhänden.

Laßt die Schulen den Schacht graben, der zu den Müttern führt. Das ist nicht Sache der Erkenntnis, sondern Sache des Erlebens. Es handelt sich ja um vergangenes und künftiges Geschick Deutschlands. Für beide gilt Gottfried Kellers Wort:

Seine unsichtbaren Hüter
Lehnten am Standartenschaft,
In den goldnen Wappenröcken:
Das Gewissen und die Kraft.

Im kleinen Kreis des Schülerlebens soll sich beides entfalten: das Gewissen und die Kraft; dann wird der kleine Kreis der Schauplatz großen Erlebens.

Es gibt eine deutsche Ethik, die lehrt Wahrhaftigkeit um jeden Preis, Hingabe an die Sache um der Sache willen, Schätzung der Seele über den Profit und Verehrung der Helden. Das waren Werkzeuge deutscher Kultur. Und es gibt eine Schulethik, die lehrt: Schwindeln ist nicht Lügen, Disziplin ist wichtiger als Moral, Träume und Eigenwille taugen nicht zum Examen, und Geheimräte sind Ideale.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist die große Kulturaufgabe der Schule, an Stelle dieser Schulethik die deutsche Ethik zu setzen. Das ist die Bahn zum Patriotismus. Gebt die Bahn frei!

Was kann die Regierung tun?

Sie kann wenig tun! Aber sie tut schon viel, wenn sie das läßt, was sie tut. Wenn sie nicht reglementiert, wo es sich um persönliches Leben handelt. Wenn sie nicht meint, Patriotismus lasse sich ziehen wie Zuckerrüben. Wenn sie die Lehrer, die freie, deutsche Persönlichkeiten sind, wachsen läßt.

Wenn sie etwas tun wollte, was sich lohnt, so wäre es dies: Geheimräte müßten zu uns in die Schule kommen, die nicht die Tintenflecken des Büros an den Fingern und den Parteikatechismus unter dem Arme tragen, sondern den Glanz deutscher Kultur im Auge. Wenn jeder Schulrat ein Missionar ist, dann steht es gut um die Pflege des Patriotismus in der Schule.

Unsere Schule von heute ist methodisch fortgeschritten. Wer wollte das leugnen? Wie sorgfältig durchgearbeitet ist die Methodik des deutschen Aufsatzes seit Laas, Lehmann u. a. Aber das Ergebnis? Nachdem ich über ein Jahrzehnt deutschen Aufsatzunterricht in Prima erteilt hatte, verglich ich einmal die Primaneraufsätze, die um 1850 angefertigt waren und im Archiv des Gymnasiums lagen. Es waren die Aufsätze der Generation, die das deutsche Reich mit baute; einer Generation, deren Unterricht sich noch wenig der liebevollen Einzelmethodik und der kommentierten Schulausgaben erfreute. Mein Eindruck von diesem Vergleich führte zu der bangen Frage, ob unsere Schüler an Selbständigkeit und Unbefangenheit des Gedankens sich mit dieser Generation messen könnten.

Ich habe den Unterricht in den Schulen Frankreichs beobachtet. Befriedigt hätte ich heim kommen können; denn die Methode schien mir im allgemeinen primitiv zu sein gegen die unserer Schulen. Aber ich sah eine Frische und Lebhaftigkeit der Klassen, ein munteres Sichregen und Kräfteentfalten, das methodische Mängel ausglich. Disziplinierung der Armee ist ein positives Gut, Disziplinierung der Schulen ein zweischneidiges Schwert.

Eben jetzt tritt ein neuer Gedanke in die Schule ein: der Arbeitsunterricht, sei es, daß die Schüler an den Experimentiertisch, sei es, daß sie vor die Quellenbücher gestellt werden.

Ein fruchtbarer Gedanke! Aber werden nicht Schulräte und Methodiker sich über den Gedanken hermachen und ihn so lange methodisch bearbeiten, bis Lehrer und Schüler auf Schritt und Tritt gegängelt werden, „zur Selbständigkeit" gegängelt?

Unsere Flieger und Luftschiffer würden nicht fliegen lernen, wenn sie nicht das Leben riskierten, und ein großer Deutscher hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesagt: Knaben müssen gewagt werden! Kommen wir denn vor allem Wägen und Erwägen noch zum Wagen?

Fühlt ihr wohl, daß in dem Kampfe für eine neue oder für die alte Schulethik ein Kampf um das Deutschtum gekämpft wird? Wagemütige, selbständige, freudige Wandervögel werden den Weg zur deutschen Kultur finden. Die wird dann auch kein gesinnungstüchtiges Reimgeklingel irre machen am Patriotismus; denn sie finden ihren Weg — vermöge des Gewissens und der Kraft.

Prof. Dr. Vieth.

Was andre sagen

Der Türmer. (Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin-Schöneberg.) 14. Jahrg. Heft 11.

Heimat und Vaterhaus. Von P. Berendt.

„. . . Man höre sie sprechen, jene Heimatlosen, die Verbitterten und Bitteren; man höre sie klagen, wie sie alle sich nach einem Stückchen Erde sehnen und danach schreien, nach der Scholle, wo sie ihre Kinder erziehen, wo sie sterben möchten.

Im Blumentopf, auf dem Balkon zeigt der Heimatlose seine Heimatliebe, dort blühen die Reste deutscher Poesie, dort, im Hinterhaus, dort im Blumentopf, dort im Schrebergarten, dort beim Spaziergang.

Und doppelt erfreulich ist es, wenn man sieht, es sind noch Reste deutscher Poesie und Heimatsliebe vorhanden: das deutsche Wesen ist also doch noch nicht verschwunden.

Wo findet der Großstädter heute noch die Poesie, die das Heimatland ausübt? Wo kann er sich noch Begriffe von einem Volkslied, einem Märchen, von Sagen und Fabeln und von der Geschichte machen? Wie kann sich seine Phantasie beleben, wenn ihm Tiere und Berge, Ruinen, Wiesen und Bäche fehlen? Wohl wird noch heute in der Schule das schöne alte, einfache und tiefsinnige Volkslied gelehrt, auch Märchen, Fabeln, Sagen und Geschichte: wo aber wird dem Kinde das alles lebendig gemacht? Durch leblose Bilder?

Die „klappernde Mühle am rauschenden Bach", ein „summendes Bienchen" oder „Sehet, wie der Bauer seinen Samen aussät" — wer kennt das aus der Praxis, welches Stadtkind vermag sich von diesen Dingen rechte Begriffe zu machen? Wo ist Leben, wirkliches, wahres, volles Leben in der Schule? Auf diese Art will man den Kindern theoretisch Poesie und Heimatsliebe „anlernen" — anlernen läßt sie sich überhaupt nicht, die Praxis dringt in Gemüt und Seele —, und wenn jene theoretisch erzogenen Kinder sich auf den Rasen eines Stadtparks werfen, dann kommt ein Wächter oder Schutzmann als Hüter deutscher Poesie: grobe rauhe Worte, die einer Kinderseele so wehe tun, vielleicht sogar Schulanzeige oder Strafmandat folgen . . . . . .

Man gehe die neueren Straßen einer Großstadt entlang: Mietshäuser, Mietshäuser . . . beinahe abstoßend gleichmäßig schauen die Balkons auf uns herab, und doch, und doch . . .

Dort wohnen Menschen, warme, kämpfende Menschen, die in Blumen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

töpfen aus Heimaterde Leben ziehen. Wie sie wachen über jeden Windstoß, wie sie das zarteste Hälmchen, die erste Blüte pflegen und anstaunen ... Für zwanzig Pfennig Blumenerde: daraus sprießt ein Ersatz der bäuerlichen Heimatsliebe; dort ist sie, die Heimatliebe, Beruf, hier, für zwanzig Pfennig, nur Neigung; wie werden doch Begriffe in unserer modernen Welt umgewertet und verwandelt! . . . . . .

Warum treten Reich, Staat und Gemeinde der Heimstätten- und Wohnungsfrage nicht näher, warum treten sie denn nicht für eine gesunde und normale Bodenreform ein und überlassen alles wüsten Spekulanten? Warum müssen denn die großen Stadtgemeinden zum Nutzen des platten Landes größere Abgaben tragen? . . . . . .

Ist es denn überhaupt möglich, sich in einem Mietshause mit drei, vier oder fünf Etagen und zehn oder noch mehr Mietern ein Vaterhaus vorzustellen? Ein Vaterhaus muß im Freien liegen und von der „Heimat" umgeben sein; zum mindesten ist damit stets ein Stückchen Land, ein kleines Gärtchen verbunden; dort müssen die Kinder spielen, die Erwachsenen sich heimische und heimliche Plätzchen schaffen können: welches Mietshaus, selbst wenn es ein Palast ist, bietet das? . . ."

Die Freiheit. (Schriftleiter: Eduard Blocher und Dr. med. A. Fick, Zürich.) 20. Jhrg. Nr. 17.

Wie's gemacht wird. Von A. F.

Beim Empfang des „Deutschen Ausschusses" durch den Kaiser am 5. Herbstmonat waren unter Anderen drei Züricher Studenten anwesend, als Vertreter der Gesellschaft deutscher Studierender „Teutonia". Der Kaiser fragte die Herren, was sie studierten. Zwei antworteten: „Chemie". Darauf der Kaiser: „Es ist erstaunlich, was die Chemiker alles fertig bringen; jetzt stellen sie sogar den Kautschuk synthetisch her; neulich bin ich in einem Wagen gefahren, dessen Radreifen aus künstlichem Kautschuk angefertigt waren. Und wissen Sie, aus was der Kautschuk hergestellt wird? Aus Alkohol! Da wollen wir nur hoffen, daß in Zukunft weniger Alkohol getrunken wird, damit genug für Kautschuk übrig bleibt."

Ein Freund bat mich, als Ohrenzeugen, ihm für die „Neue Zürcher Zeitung" das niederzuschreiben, was beim Empfang des „Deutschen Ausschusses" an bemerkenswerten Äußerungen vom Kaiser getan worden sei. Ich erfüllte diese Bitte und schrieb die vom Kaiser an die Studenten gerichteten Worte so nieder, wie sie hier stehen. Mein Freund schickte die Blätter ungeändert an die „Neue Zürcher Zeitung" ab. Am 10. Herbstmonat erschien der kleine Aufsatz im dritten Abendblatt. Aber o weh, der Rotstift des Schriftleiters hatte die Worte: „Wir wollen nur hoffen, daß in Zukunft weniger Alkohol getrunken wird" als staatsgefährlich gestrichen und statt dessen gesagt: „Aus Alkohol! Sorgen Sie, daß genug Alkohol übrig bleibt."

Der Sinn der Worte, die der Kaiser wirklich gesprochen hat, ist sonnenklar. Der Sinn des verstümmelten Berichtes der „Neuen Zürcher Zeitung" ist ganz unklar. Die Worte können nämlich bedeuten: Ihr Studenten, trinkt weniger, daß für die Kautschukbereitung genug übrig bleibt. Es kann aber gerade so gut folgendes gemeint sein: Ihr Chemiker, macht nicht zu viel Kautschuk, damit genug Alkohol zum Trinken übrig bleibt.

Da der Doppelsinn erst durch die wahrheitswidrige Streichung zustande gekommen ist, so weiß man, welche der beiden Deutungen die „Neue Zürcher Zeitung" ihren Lesern auf die Zunge legen will.

Für uns Gegner der feuchtfröhlichen Trinksitten zeigt dies Vorkommnis wieder einmal die bekannte Tatsache: Wenn Rücksicht auf seine Heiligkeit den Weingeist mit der Pflicht wahrheitsgetreuer Berichterstattung in Widerspruch gerät, dann hat sich der Geist der Pflicht zum Henker zu scheren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauenstimmrecht. (Schriftleiterin: Dr. Anita Augspurg, München.) 1. Jahrg., Heft 5.

Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Von Lida Gustava Heymann.

„Wirr ging es in den letzten Monaten in den verschiedenen Parlamenten und im öffentlichen Leben bei den Männern her. Viele Frauen sind den Verhandlungen, die allein von Männern geführt wurden, und den Beschlüssen, die allein von Männern gefaßt wurden, mit Kopfschütteln und stummem Staunen gefolgt.

Überblicken wir das bunte Durcheinander, dann drängt sich dem politisch entrechteten Geschlecht unwillkürlich die Frage auf: „Wie würden Männer urteilen, wenn Frauen im öffentlichen Leben, soweit sie heute daran teilnehmen können, bei ähnlichen Fällen in gleicher Weise vorgehen würden?" Die Antwort auf diese Frage ist an der Hand von Beispielen leicht gegeben.

Man setze an die Stelle des tobenden ungarischen Männerparlaments mit Revolverschlußakt eine tobende Frauenstimmrechtsversammlung, in der Schüsse auf die Präsidentin abgegeben werden. Lesen wir nicht alle im Geist die Urteile der Presse unter Überschriften, wie: „Hier werden Weiber zu Hyänen", „Wahnsinnig gewordene Suffragettes", „Hysterische Weiber", „Das Vaterland in Gefahr" usw. Die Revolvertat würde einer Frau „im gefährlichen Alter" zugeschoben, deren Nerven durch das aufregende öffentliche Leben überreizt seien, und aus der Tat die „logische" Folgerung gezogen, daß, da alle Frauen ins gefährliche Alter kommen, alle auch wahnsinnige Taten in der Zeit begehen und somit die gesamte Frauenwelt für das öffentliche Leben nicht tauglich sei, sondern sich aufs Haus beschränken solle. Zum Schluß würde dann die Behauptung aufgestellt, daß die Versammlung wieder einmal den Beweis der völligen politischen Unreife des weiblichen Geschlechts erbracht habe, und daß man sich wohl hüten solle, solchen Individuen politische Rechte einzuräumen.

Ein anderes Bild. Nehmen wir an, zwei früher befreundete Frauen würden sich in der gleichen schamlosen Weise, wie Taft und Roosevelt um die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten, um die Präsidentschaft des Weltbundes für Frauenstimmrecht balgen. Schnell wäre die gesamte Presse mit dem Urteil fertig, nämlich: daß solche Vorgänge wieder einmal gezeigt hätten, daß die spezifischen Eigenschaften des weiblichen Geschlechts: Eitelkeit, Herrschsucht, Ruhmsucht usw. es unfähig machen, im öffentlichen Leben eine leitende Stelle einzunehmen. Und Frauen, die sich so aufführen, würde weiter argumentiert, fordern das politische Wahlrecht! — es ihnen geben, bedeutet Niedergang des politischen Lebens usw. . . . . .

Wie aber würde die Kritik der Männer ausfallen, wenn Frauen soviel reden, reden und reden würden und sich in Parteigezänk ergehen, wie z. B. die Abgeordneten des Bayerischen Landtages in dieser Session, ohne auch nur die geringsten praktischen Resultate zu zeitigen. Die allgemeine, vernichtende Kritik würde lauten, Schwatzsucht, Zanksucht, Subjektivität und Kleinlichkeit machen die Weiber unfähig für das politische Leben, sie sind nicht imstande, große politische Fragen von ihren persönlichen Angelegenheiten zu trennen, ergo, wer sein Vaterland liebt, sorge dafür, daß man die Frauen vom politischen Leben fern halte, damit dieses durch sie nicht versumpfe und auf ein niedriges Niveau gebracht werde. . . . ."

Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft. (Zusammengestellt im Reichsamt des Innern, Berlin). Jahrg. 1912, Nr. 106.

Ausfuhr von Federn und Vogelbälgen aus Britisch-Ostindien.

Die Ausfuhr aus Britisch-Ostindien von Federn und Vogelbälgen, abgesehen von solchen von Haustieren, wie Hühnern, Enten, Gänsen usw., sowie von Straußen und solchen für naturgeschichtliche Zwecke, ist gesetzlich verboten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Zuwiderhandlung gegen diese Vorschrift wird mit hohen Strafen belegt.

Trotz des Ausfuhrverbots werden in Anbetracht der guten Preise, die in Europa und Nordamerika für Reiherfedern gezahlt werden, alljährlich immer wieder von Eingeborenen und auch von in Indien ansässigen europäischen Firmen Versuche gemacht, Sendungen im Schmuggelhandel auszuführen. Wie groß dieser Handel sein muß, läßt sich vielleicht schon daraus ersehen, daß in den Jahren von 1903 bis 1910 nicht weniger als zusammen 49 Fälle in den Häfen von Kalkutta, Bombay, Madras und Rangoon entdeckt wurden. Doch scheint die Regierung nunmehr sehr streng vorgehen zu wollen, denn bei einer als seidene Lendentücher in einem Werte von 8000 Rs. deklarierten Sendung von Osprey-Federn, die letzthin im Rangooner Hauptpostamt entdeckt wurde, wurde der Absender mit einer Geldstrafe von 15000 Rs. (ungefähr 20500 Mk.) belegt. Derartige hohe Strafen dürften vielleicht in Zukunft die an diesem illegitimen Handel Beteiligten abschrecken.

(Bericht des Kaiserl. Generalkonsulats in Kalkutta vom 27. Juli 1912.)

Rund um uns

Der Wolf im Schafspelz. Ein neuer Beitrag zur Psychologie des Alkoholkapitals.

Daß das Umsichgreifen der Abstinenz als einer gesunden und vernünftigen Lebensführung den Vertretern des Alkoholkapitals einige Beklemmungen bereitet, ist jetzt so ziemlich allgemein bekannt, und man hat schon viel von den gewaltigen Anstrengungen gehört, die dieses Kapital seit einigen Jahren macht, um ein Zurückebben des Verbrauches der geistigen Getränke zu verhindern, mit Hilfe von Mitteln, die vom sittlichen Standpunkte aus nicht immer als unanfechtbar bezeichnet werden können. Weniger bekannt ist jedoch, daß das Alkoholkapital es sich neuerdings allen Ernstes angelegen sein läßt, auch die Direktoren deutscher Schulen in seinem Sinne zu beeinflussen, sie gegen die Aufklärung der Jugend über die Gefahren des Alkoholgenusses scharf zu machen. Von seinem Standpunkte aus ist das ja leicht zu begreifen, denn eine über den Alkohol aufgeklärte Jugend bedeutet unfehlbar über kurz oder lang einen Rückgang des Verbrauches an Alkohol, und damit einen Rückgang des den Unternehmern zufließenden Gewinnes. Wer die Berliner „Tageszeitung für Brauerei" liest, das offizielle Organ des Deutschen Brauerbundes, des Verbandes alter Herren der „Cerevisia" und anderer am Biere interessierter Organisationen, der weiß, daß dies Blatt schon seit einiger Zeit bemüht ist, dem mangelhaften pädagogischen Verständnis der deutschen Lehrerschaft durch aufklärende Aufsätze geeigneter Art aufzuhelfen, die allerdings immer so angelegt sind, daß der Bierverbrauch bei Befolgung der brauereipädagogischen Ratschläge nicht zu kurz kommt*). Neuerdings aber hat der „Deutsche Brauerbund" sogar einen direkten Vorstoß nach dieser Seite unternommen, durch Versendung einer ausführlichen Zuschrift an Direktoren deutscher Schulen. Zunächst ist uns die Sache von Breslau bekannt geworden; ob auch sonstige Direktoren damit beglückt worden

*) Vgl. z. B. den Leitartikel „Schülerverbindungen" in der Nr. vom 4. Sept. der „Tageszeitung für Brauerei", der sich besonders gegen Prof. Ponickaus Abstinenz-Pädagogik wendet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, darüber dürfte man Näheres in der Geschäftsstelle des Deutschen Brauerbundes wissen. Nach allem freilich, was über die Wirkung der Brauerepistel in Breslau verlautet, haben die Absender keine Ursache, von ihrem Vorgehen besonders erbaut zu sein. Denn, ganz offen gesprochen, sie haben es wirklich etwas zu plump angefaßt und bei den Direktoren eine Naivität des Urteils vorausgesetzt, vor der doch schon das Lebensalter, sollte man meinen, diese Herren einigermaßen schützt. So lange wenigstens nicht das Gegenteil nachgewiesen wird, wird man es als undenkbar erklären dürfen, daß deutsche Schuldirektoren sich zur Erhöhung der Brauereidividende vor die Bierwagen des Deutschen Brauerbundes spannen lassen.

Doch nun möge das Schriftstück selbst folgen, aus dem der künftige Kulturhistoriker sehr wertvolle Aufschlüsse über die derzeitige Stimmung des Alkoholkapitals und seine Arbeit im Dienste des Volkes gewinnen kann.

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Berlin-Charlottenburg, im Juli 1912.

Herrn Direktor . . . . . .
Breslau.

Die günstige Beeinflussung der Jugend, die durch Wandervereine und sonstige pädagogische Bestrebungen sie auf den Weg gesunder Lebensführung, innigen Zusammenhanges mit der Natur, kernfester Gesinnung und Vaterlandsliebe hinleitet, wird in Gefahr gebracht dadurch, daß die organisierte Abstinenzpartei beständig versucht, auch diese idealen Bestrebungen ihren mangelhaft legitimierten Zwecken dienstbar zu machen.

Diese Zwecke stimmen mit den idealen Zielen der erwähnten pädagogischen Bestrebungen nicht überein. Vielmehr handelt es sich um einen Versuch der organisierten Abstinenzvereinigungen, ihre Anhängerschaft zu vermehren, um zahlende Mitglieder zu gewinnen und heranzubilden. Zu diesen selbstsüchtigen und den Regierungen bereits verdächtigen Propaganda-Interessen soll die heranwachsende deutsche Jugend beitragen.

Die Publikationen der organisierten Abstinenzpartei werden unter der Maske der Nächstenliebe den Freunden und Erziehern der Jugend in die Hände gespielt. Diese Publikationen sind mit Trugschlüssen und unbewiesenen Behauptungen durchsetzt. Ihr Inhalt ist irreführend und falsch. Die verschwindend kleine Interessentengruppe (Guttempler, Fabrikanten sogenannter alkoholfreier Getränke usw.), die unter dem angemaßten Titel einer Förderung des Allgemeinwohls durch Flugblätter, Vorträge, Ausstellungen usw. die öffentliche Meinung bearbeitet, verdient die Duldsamkeit nicht, mit welcher man ihre Kundgebungen ohne Kontrolle passieren läßt.

Alle, die dazu berufen sind, in der Alkoholfrage mitzusprechen, haben die Gewissenspflicht, die scheinbaren Aufklärungsbestrebungen der fanatischen Verkünder eines so phantastischen Problems wie es die Totalabstinenz ist, einer scharfen Prüfung zu unterziehen.

Als Beispiel aus der letzten Zeit sei hier hingewiesen auf die amtliche Kundgebung der Kreisregierung der Pfalz, welche auf Grund guter Kenntnis der einschläglichen Verhältnisse sich gegen eine unkritische Duldsamkeit der Abstinenzpropaganda wendet. Es heißt da u. a.:

„So wichtig die Erziehung der Jugend zur Mäßigkeit, namentlich im Genuß alkoholischer Getränke sei, so unterliegt es doch ernsten Bedenken, die schulpflichtige Jugend zu gedachtem Zweck ohne weiteres einer internationalen Organisation mit einem angeblich aus Gründen der Disziplin geheim gehaltenen Ritual und mit strenger Gehorsamspflicht gegen eine geheime internationale Leitung zu überlassen. Nach den vorliegenden Angaben über den Zweck und die Organisation des Guttemplerordens fehle es an ausreichenden Bürgschaften dafür, daß in dessen Jugendlogen auf die Erziehungsgrundsätze und Aufgaben der zunächst berufenen Faktoren, namentlich der Familie und der Schule, entsprechend Rücksicht genommen würde. Dies sei um

somehr von Bedeutung, als den Jugendlogen des interkonfessionellen Guttemplerordens die besondere Aufgabe zugeteilt sei, der Jugend nicht nur die Grundsätze der Abstinenz einzuprägen, sondern sie auch zu einer interkonfessionellen Moral zu erziehen, als deren Grundlage die Nächstenliebe und das Pflichtgefühl bezeichnet werden. Auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus erfordere die Guttemplerbewegung Beachtung; denn ihr Ziel sei nicht nur die Beschränkung, sondern die vollständige Ausschaltung der Erzeugung und des Umsatzes alkoholischer Getränke."

Die vom Ministerium des Innern angeordneten Erhebungen, die eine umfassende Darstellung aller Bestrebungen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs und seiner Folgen bezwecken, erstrecken sich auch auf alle Bemühungen zur Aufklärung des Volkes über die schädlichen Wirkungen des übertriebenen Alkoholgenusses. Da kann es nicht ausbleiben, daß auch diejenigen „Aufklärungsbestrebungen", durch welche auch die Jugend in den Bann der wissenschaftlich und volkswirtschaftlich unhaltbaren Abstinenztheorie geschlagen werden soll.*)

Die Gefahr der Überschätzung der Abstinenzidee beruht darin, daß alte Werte umgestoßen werden sollen, hohe volkswirtschaftliche Werte. Sie liegt in der Duldsamkeit gegen eine Gruppe von Schwarmgeistern, die sich in dünkelhafter Reformiersucht als Volksbeglücker aufspielen. Selbst Männer der Wissenschaft lassen sich vielleicht anfangs verblüffen. Aber schon heute ist die Wissenschaft von der Abstinenzidee weit abgerückt. Das trügerische Schlagwort vom „Alkoholgift" ist als unhaltbar erwiesen. Zur Genüge bekannt sind die absprechenden Urteile einer Anzahl Universitätsprofessoren. Der deutsche Abwehrbund gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung ist jederzeit bereit, die Belege zu liefern, nicht minder der deutsche Brauerbund.

*) In der uns vorliegenden Abschrift des Schreibens hat der Satz diese verstümmelte Form. Vortrupp.

Vor mehr denn Jahresfrist hatte die deutsche Brauerunion begründeten Anlaß, durch eine dringende Mahnung die sie am 27. Februar 1911 an die Lehrer und Erzieher richtete, auf die schwere Verantwortung hinzuweisen, welche sie dadurch auf sich laden, daß sie einen Mißbrauch der Schule zu Propagandazwecken im Sinne der Abstinenz dulden.

Heute gibt uns zu einem ähnlichen Protest ein Merkblatt Anlaß, das, wie uns mitgeteilt wird, die Schüler der Volksschule Ofenerstraße in Breslau in ihr Lesebuch einkleben mußten.

Wir wenden uns gegen dieses Symptom und wenden uns gegen die Quelle, deren Ausfluß dieses eine Symptom ist, indem wir für das Recht eintreten, daß die scharfe Grenze, die zwischen Alkoholgenuß und Alkoholmißbrauch besteht, nicht trügerisch verwischt werden darf zu gunsten einer Interessentengruppe, die im Verfolg ihrer Sonderinteressen die Wahrheit zu beugen sich nicht scheut.

In vorzüglicher Hochachtung

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.
Das Präsidium.
R. Funke, Brauereidirektor, F. Mildner, Geh. Kom.-Rat., G. Haase, Geh. Kom.-Rat, H. Humbser, Geh. Kom.-Rat.*)

Für Nicht-Breslauer sei bemerkt, daß an der Ofener Straße in Breslau nicht nur die Volksschule liegt, deren Schüler das Alkoholmerkblatt in ihre Lesebücher einkleben mußten, sondern auch die große Haasesche Brauerei, deren Besitzer eine so rührende Besorgtheit um das Wohl der Jugend verrät. Vermutlich erscheint ihm die Zahl der biertrinkenden Schulkinder

*) Es ist für uns von besonderem Interesse, hier den nicht wegzudeutenden Beweis zu erhalten, daß für ein Unternehmen, das den deutschen Brauerbund in so starkem Maße bloßstellt, nicht etwa untergeordnete Organe des Bundes verantwortlich zu machen sind, sondern die leitenden Männer selbst: die Herren Direktor Funke, Geh. Rat Mildner, Geh. Rat Haase und Geh. Rat Humbser. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Breslau noch zu klein. In der Tat, nach einer bald darauf vom städtischen Schularzt Dr. Moritz Cohn in der Schlesischen Zeitung v. 25. Aug. d. J. veröffentlichten Statistik haben sich unter 1745 befragten Breslauer Schulkindern „nur" 173 = fast 10 Prozent als regelmäßige Biertrinker herausgestellt, gegenüber 1116 gelegentlichen Biertrinkern. Zu den ersteren gehören insbesondere die Kinder von Gastwirten, Brauern, Bierkutschern usw., und vielleicht hat Geh. Kom.-Rat Haase gerade aus diesen Kreisen die Kenntnis der schrecklichen Tatsache, daß sogar Volksschulkinder vor dem Alkohol von Schulwegen gewarnt werden.

Soll man nun der Brauerepistel noch die Ehre erweisen, sie Satz für Satz zu zergliedern? Das wäre gewiß nicht uninteressant, hieße aber doch wohl die Urteilsfähigkeit unserer Leser zu gering einschätzen. Sie haben selbst schon bemerkt, wie beflissen die Verfasser ihre eigentlichen Absichten unter tönenden Phrasen und biedermännischem Mienenspiel zu verhüllen suchen, wie sie den genugsam von der politischen Presse beleuchteten Erlaß des bayrischen Kultusministeriums gegen den Guttemplerorden jetzt unter der Firma der Kreisregierung der Pfalz neu aufwärmen, als wäre er etwas ganz neues, wie sie sogar von „Gewissenspflicht" zu reden wissen, wie sie es fertig bringen, von einer „scharfen Grenze, die zwischen Alkoholgenuß und Alkoholmißbrauch besteht" als etwas allgemein Bekanntem zu reden, obwohl diese Grenze lediglich in ihrer Phantasie besteht, und wie sie andererseits auf das sorgfältigste und peinlichste vermeiden, auch nur ein Sterbenswörtchen von der heute feststehenden wissenschaftlichen Erkenntnis zu verraten, daß der Alkohol einer der gefährlichsten Feinde der Jugend ist, und daß es daher Gewissenspflicht jedes Erziehers ist, die Jugend vor dem Alkoholgenuß zu bewahren. Eine ganz hochgradige Unverfrorenheit verraten die Herren auch darin, daß sie deutschen Schuldirektoren die angeblichen Urteile von Universitätsprofessoren in der Aufmachung des sogenannten „Abwehrbundes gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung" anbieten, wobei sie natürlich die als ganz harmlos angenommenen Adressaten nichts davon ahnen lassen, daß besagter „Abwehrbund" in Wirklichkeit nur ein Konsortium von Schnaps- und Weininteressenten ist. Und das zu einer Zeit, wo der Unfug dieser „Urteile" von zuständiger Seite längst öffentlich beleuchtet worden ist! Nun, mögen die Herren nur fortfahren, ihre Geschäftsinteressen in solcher Weise zu vertreten! Um so eher wird im Deutschen Volke das Bewußtsein dafür sich verbreiten, was die richtige Antwort auf Praktiken dieser Art ist. Schon jetzt liegen genug Anzeichen dafür vor, daß die Versuche des Alkoholkapitals, sich auch noch in die deutsche Jugend hineinzudrängen und dabei deren Lehrer und Erzieher als Agenten zu benutzen, von vornherein keine Aussicht auf Erfolg haben. Der für Januar 1913 anberaumte erste deutsche Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung, der mit Unterstützung der Oberschulverwaltungen der größten Bundesstaaten in Berlin tagen soll, wird in den weitesten Kreisen Licht über diese Frage verbreiten. Und eben jetzt, wo die Epistel der Herren Funke und Genossen bekannt wird, erfährt man von einer bedeutsamen Generalverordnung, durch die das Kgl. sächsische Kultusministerium alle höheren Schulen des Landes auf die erzieherische Seite der Alkoholfrage hinweist und zu praktischen Maßnahmen im Sinne der Jugendenthaltsamkeit anregt, unter gleichzeitigem Hinweis auf die Ponickausche Schrift: „Abstinenzpädagogik in der höheren Schule". Diese und andere Tatsachen ähnlicher Art sind gewiß schmerzlich für das Alkoholkapital, aber jeder einsichtige Volksfreund weiß heute, daß es sich hier um nichts Geringeres als um die Gesundheit unseres Volkskörpers handelt, und daß hier Werte in Betracht kommen, die nimmermehr den Geschäftsgewinnen des Alkoholkapitals geopfert werden dürfen.

Prof. Dr. M. Hartmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Döbeln in der Welt voran! Das gute Städtchen Döbeln im Königreich Sachsen wird nun doch auch mit den Werningschen Festspielen beglückt.*) Wir sagen absichtlich „doch auch." Denn der „Verkehrsausschuß" von Döbeln, der seinen Mitbürgern das Meisterwerk vorführt, hat zuerst eine nicht ganz ungerechtfertigte Bänglichkeit verspürt. Er hatte nämlich von den Aufklärungsartikeln im „Kunstwart" und „Vortrupp" Kunde bekommen. Aber am 15. September 1912 tat ein hochoffiziöser Artikel im „Anzeiger" von Döbeln der Welt kund und zu wissen, mit welchen Gedanken der „Verkehrsausschuß" jenes Zagen aus seiner Brust gebannt hat. Das Tiefste und Köstlichste aus diesen Erwägungen gibt der Satz wieder: „An „jedem Schau- und Lustspiel, ganz abgesehen von Opern und Operetten, läßt „sich kritisieren". Und in ebenso überlegener wie wirksamer Weise wird jeder etwaige Protestversuch des Döbelner Untertanenverstandes schon vor der Geburt erledigt durch die Berufung auf Döbelns geistige Aristokratie: „Wenn angesehene „und belesene hiesige Herren sich entschließen, trotz der ‚Vortruppbewegung' „diese Festspiele zu unternehmen, so darf „man überzeugt sein, daß sie sich das „überlegt und sich informiert haben". Das „Fest" soll vom 6. bis zum 21. Oktober dauern. Heil Döbelns führenden Männern! Vortrupp.

Wahrheitswidriger Angriff auf die Kunstwartleitung. Der Herausgeber des „Kunstwart", Dr. h. c. Ferdinand Avenarius, ersucht uns um Abdruck der folgenden Zeilen:

Unter der Überschrift „‚Vornehmer' Antisemitismus" ist im „Berliner Tageblatt" ein Aufsatz erschienen. Es heißt darin u. a.: „Der Kunstwart hält sich „viel zu gut auf seinen vornehmen „Charakter und behauptet, in der Juden„frage einen ganz objektiven Standpunkt „zu besitzen, aber dieser, tageblattdeutsch „zu reden, von ihm ‚besessene Stand„punkt' hindert ihn nicht, notorische „Antisemiten in seiner Zeitschrift schrei„ben zu lassen. In einem Artikel hat „der agrar-antisemitische Schriftsteller „Ph. Stauff den Abgeordneten Gothein „und den von diesem geleiteten Verein „zur Abwehr des Antisemitismus in „höchst persönlicher und von gröblichen „Unterstellungen wimmelnder Weise an„gegriffen. Avenarius hatte den Artikel „ohne irgendwelche Einschränkungen „aufgenommen und lehnte später sogar „eine Richtigstellung des Abgeordneten „Gothein aus nichtigem Grunde ab."

Diese Darstellung ist teils unwahr, teils unwahrhaftig.

Unwahr ist, daß ich eine Richtigstellung des Abgeordneten Gothein abgelehnt hätte. Ich habe mich vielmehr schon in einem ersten und nochmals in einem zweiten Briefe bereit erklärt, sie zu veröffentlichen, unter der Bedingung, daß die persönlichen Beleidigungen gegen den antisemitischen Debatteredner weggelassen würden.

Unwahrhaftig ist sie, insofern das „Berliner Tageblatt" Tatsachen verschweigt, die den Sachverhalt in ganz anderes Licht stellen. Das B. T. verschweigt, daß die Äußerungen des Antisemiten in einer Sprechsaalaussprache über das Judentum stattfanden, die den ausgesprochenen Zweck hatte, Juden und Nichtjuden durch offene Darlegung ihres Denkens und durch die gegenseitige Besprechung ihrer Beschwerden einander besser kennen zu lehren. Dieser Zweck wäre verfehlt gewesen, wenn nicht wenigstens ein Antisemit auch seine Meinung von den Dingen dargelegt hätte. Das B. T. verschweigt zweitens, daß diese Debatte von einem Juden eingeleitet, daß sie in weit überwiegender Zahl von Juden geführt und daß sie von dem einleitenden Juden mit einem Schlußwort beendet wurde. Diesem jüdischen Herrn ist auch der Beitrag des Antisemiten vor dem Druck vorgelegt worden, und er hat ihn in seinem Schlußwort berücksichtigt. Das B. T. ver-

*) Vgl. den Aufsatz „Ein Heldensang aus unserer Zeit", Vortrupp Nr. 16, S. 481 ff.

schweigt drittens, daß die Redaktion des Kunstwarts noch ausdrücklich erklärt hatte, was sich bei Sprechsaalbeiträgen ja eigentlich von selbst versteht: daß sie sich mit keinem der Redner identifiziere. Das B. T. verschweigt viertens, daß die Redaktion durch mich in einem eigenen, langen Aufsatz ihren, vom Antisemitismus weit abliegenden Standpunkt gezeichnet hat. Da dieser Aufsatz der Leitaufsatz desselben Heftes war, so ist es wohl nur dem B. T. gelungen, ihn zu übersehen.

Herr Dr. Moritz Goldstein, auf dessen Kunstwartaufsatz „Jüdischer Parnaß" hin die Aussprache mit Juden bei uns einsetzte, schrieb mir über ihre Durchführung: „Es drängt mich, Ihnen meinen „Dank und, wenn Sie das einem viel „Jüngeren gestatten wollen, meine An„erkennung auszusprechen für ihre aus„führliche, tiefdringende, ruhige, höchst „gerechte und durchaus offene Behand„lung des schwierigen Problems. Mit „diesem, Ihrem vorläufig abschließenden „Aufsatze ist die ganze Serie der Er„örterungen, wie ich glaube, wirklich zu „einem bedeutenden Dokument geworden, „das seine Wirkung üben muß, und ich „bin überzeugt, daß die künftigen De„batten durch den Ton Ihrer Ausfüh„rungen ein für alle Male auf ein wür„diges Niveau gehoben worden sind."

Daß sich das B. T. bemüht, mich, den Tatsachen zum Trotz als Antisemiten hinzustellen, überrascht mich nach meinen verschiedenen Kritiken seiner Redaktion und Geschäftsführung nicht. Der Kunstwart hat aber durch sein ganzes erstes Vierteljahrhundert stets auch jüdische Mitarbeiter gehabt, hat sie heute und wird sie behalten. Wie ich das Problem sehe, habe ich gelegentlich der „Aussprache mit Juden" in meinem Blatte so fixiert: „Die Arbeit von Juden und „Nichtjuden derart zu organisieren, daß „beide ihre, der menschlichen Gemein„schaft nützlichen Vorzüge höchstmöglich „entwickeln können, während sie sich „gegenseitig mindestmöglich hemmen". Wichtiger als die Theorie erscheine mir das Öffnen von Sprechplätzen, wie das der Kunstwart für seinen Teil versucht hat, solchen, die ermöglichen, offen, sachlich und ruhig an weithörbarer Stelle auch mit dem Gegner zu sprechen. Daß wir uns zu einer Aussprache in Sachlichkeit und mit Achtung vor abweichenden Meinungen bei der gegenwärtigen Gereiztheit und Überempfindlichkeit auf beiden Seiten erst erziehen müssen, habe ich gleichfalls als meine Meinung dort ausgesprochen.

Ferd. Avenarius.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Sammlung Kupferschmid: Melchior Kupferschmid. Verlag München. Jeder Band M. 1,40.

Band 6:

Paul, Dr. Heinz: Im Namen der Jugend.

Band 7:

Selß, Dr. G.: Fleischkost und Pflanzennahrung.

Band 8:

Pudor, Dr. H.: Deutsche Gesinnung.

Band 9:

Holitscher, Dr. A.: Die Rauschgetränke.

Band 10:

Molenaar, Prof. Dr.: Impfschutz und Impfgefahren.

Arndt, Paul: Grundzüge der auswärtigen Politik Deutschlands. Geh. M. 1,20. Eugen Diederichs, Jena.

Krüger, Gustav: Aus meiner Werkstatt. Gedichte und Sinnsprüche. M. 3,—. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung Dresden und Leipzig.

Naturwissenschaftlich-Technische Volksbücherei. Herausgegeben von Dr. Bastian Schmid. Theod. Thomas, Leipzig.

Heft 36:

Waldmann, Dr. A.: Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen. M. 0,20.

Heft 37/38:

Schreber, Prof. Dr. K.: Der Luftverkehr. M. 0,40.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 21 1. November 1912

Deutscher Naturschutz.

II.

Wirtschaftliche und Fanatiker.

Es ist den Deutschen noch garnicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie im Naturschutz heute noch etwas wirklich Großes schaffen können, und sich nicht auf Naturdenkmäler zu beschränken brauchen. In den afrikanischen Gebieten, die deutsch sind, gibt es weite, fast unberührte Länderstrecken, die, heute zum Nationalpark und unantastbarem Heiligtum erklärt, an Bedeutung die amerikanischen Naturschutzgebiete weit übertreffen würden, weil die ganze paradiesische Fülle des Tierlebens dort noch anzutreffen ist. Wenn den Amerikanern schon im Jahre 1872 die Tat gelang, ein unberührtes Gebiet der Ansiedlung und Ausbeutung zu sperren, eine Tat, auf die sie mit Recht stolzer sein können als auf einen gewonnenen Krieg, dann muß doch Deutschland vierzig Jahre später auch den Entschluß zu solcher Tat finden können!

Vor Jahresfrist beschloß die deutsche Kolonialgesellschaft für die Erhaltung der Tierwelt in unsern Kolonien etwas zu tun. Sie, deren Arbeit es zu danken ist, daß die Kolonien bekannt und durch Bahnen erschlossen wurden, wollte auch ferner das „koloniale Gewissen der Nation" sein.

Großzügiger Naturschutz: Das war also eine Aufgabe, die dem ganzen deutschen Volke und zukünftigen Generationen diente und sich nicht, wie so vieles, was verhandelt wird, darauf beschränkte, einem halben Dutzend Menschen die Arbeit in den Kolonien scheinbar zu erleichtern. Es war also eine ganz große wirtschaftliche Aufgabe. Deshalb wurde sie von denen, die sich gewöhnt haben, wirtschaftliche Maßnahmen nach dem Beifall zu messen, den irgend eine vom Augenblicksvorteil entzückte Gruppe anstimmt, nicht mehr begriffen und stieß auf Gegnerschaft. Die Gewohnheit, alles von dem begrenzten Wirtschaftsbegriff aus zu erfassen, der in jedem Kilometer Eisenbahn an sich schon einen Kulturfortschritt sieht und jede Tonne auf dem Weltmarkt abgelieferter Ware für eine hohe Menschentat ansieht, ohne zu fragen, ob vielleicht Blut daran klebt, oder ob sie selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dazu dient, Menschen zu vergiften, diese Gewohnheit machte einige Männer so blind gegen das Wesen des Wildschutzgedankens, daß sie feindlich dagegen anstürmten. Gewohnt, Interessengruppen gegeneinander kämpfen zu sehen, fragten sie nur, ob der Wildschutz eine Sache sei, die den wirtschaftlich Arbeitenden heute schon Gewinn abwerfe, und als sie die Frage nach dem Gewinn verneinten, witterten sie gar Verlust*). Und da erspähten sie auch schon den Gegner, den Gegeninteressenten: den Jäger. Waren es doch Jäger, bekannte Wildtöter, die so energisch für die Sache eintraten. Jetzt war auch der Wortschatz gefunden, der die also denkenden unfehlbar weit und weiter vom Wesen der Sache abbringen mußte: ‚Der arme Ansiedler, dem der Elefant die einzige Baumwollstaude mutwillig zerstampft, und der reiche Sportsmann, der sich mit dem Feudalprinzip des Mittelalters den Jagdgenuß allein sichern will. Sportliche Luxuspolitik im Gegensatz zu ernster, schweißtriefender Arbeit entbehrender Kolonisten, die auf jeden Lebensgenuß für immer verzichtet haben'. Und kurz und gut, ein einziger Entrüstungsruf: es geht gegen die Kolonisten! Und nun sprach man einfach auch nicht mehr von „Erhaltung der Tierwelt", sondern von „Jagdschutz". Damit wurde die große Sache herabgesetzt. Denn Jagdschutz heißt nur Wild schützen und hegen, um sich die Gelegenheit, es zu töten, zu erhalten. Wildschutz, oder besser Schutz der Tierwelt, ist aber ein Kulturwerk, das der ganzen Menschheit zugute kommt.

Die Wildschutzkommission, die von der deutschen Kolonialgesellschaft einberufen wurde, hat zwar mit der Jagd gerechnet; der Grundton ihrer Verhandlungen ist aber auf Naturschutz gestimmt, und die Jagd ist mehr als eine Gefahr des Wildschutzes berücksichtigt worden. Das macht die Verhandlungen dieser Kommission zu einem bedeutenden Zeichen der Zeit.

Die Kommission legte dem Kolonialamt fertige Entwürfe von Jagdgesetzen für die einzelnen Kolonien vor und sprach allgemeine Grundsätze aus, die, einmal niedergelegt, im Stillen fortwirken und eines Tages als fertige Anschauung derer, die die Macht haben, zu schützen, erscheinen werden.

Der erste dieser Grundsätze**) sagt:

---

*) Ein Redner bedauerte auch, daß man sich mit „Reiherfedern" so lange aufhielt, ein anderer sagte ganz offen, daß „wirtschaftliche Notwendigkeiten" allein Richtschnur der Kolonialpolitik sein dürften. Wohlgemerkt: wirtschaftliche, nicht etwa volkswirtschaftliche Notwendigkeiten. Bei der Beachtung wirtschaftlicher Notwendigkeiten sind schwere volkswirtschaftliche Fehler erlaubt, wie man allein aus der Art weiß, wie Land vergeben wird.

**) Bericht über die Verhandlungen der Wildschutzkommission: Wilhelm Süßerott, Berlin, Preis 0,40 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Es ist anzustreben, daß der vorhandene Wildstand geschont und erhalten werde, wo er wirtschaftlichen Unternehmungen nicht im Wege ist, und daß eine Vermehrung stattfinde in den Gebieten, in denen das Wild in Gefahr ist, vorzeitig vernichtet zu werden. Pflanzungen und wirtschaftliche Unternehmungen müssen gegen Wildschaden in weitestgehendem Maße geschützt werden."

Wenn man das liest, versteht man nicht, daß sich Männer finden, die „den Kolonisten" auch noch gegen solche Grundsätze in Schutz nehmen zu müssen glauben. Dann heißt es weiter:

„Der Wildstand der Kolonien ist ein Nationalvermögen, das in vernünftiger Weise nutzbar gemacht werden soll. Solch ein Vermögen muß so verwaltet werden, daß die Kolonien Jahr für Jahr gleiche, wenn nicht steigende Einkünfte daraus haben."

Hier wird also der volkswirtschaftliche Nutzen als Ausgangspunkt aller Maßnahmen des Wildschutzes genommen.

Danach folgt ein Satz, der rein ist von Spuren des Eigennutzes:

„Dem Gedanken der modernen Naturschutzbewegung entsprechend, sind große Gebiete als Wildreservate vorzusehen, in denen die Jagd gänzlich ruht, damit allen Wildarten Zufluchtsstätten geboten werden, in denen sie in vollster Freiheit unter den Bedingungen leben können, die von der Natur gegeben sind."

Wie stark der Naturschutzgedanke mit seiner Verurteilung des Schädlichkeitsbegriffes schon wirkt, geht aus einer Anmerkung hervor:

„Es ist kein Grund vorhanden, größere Eulen dem Abschuß freizugeben. Der Ausdruck „kleinere Eulen" ist jedenfalls in die frühere Jagdverordnung hineingekommen, weil die Ansicht, daß jeder größere Vogel in gewissen Grenzen schädlich sei, noch nicht allgemein überwunden ist.

. . . . . die

größten sogenannten Raubvögel, die See- und Schreiadler, dürften nur in beschränktem Maße geschossen werden, damit nicht der durchaus irrige Glaube weiter bestehe, im Abschuß von Raubvögeln läge ein Nutzen für die Menschen." *)

Dann ist folgender vortreffliche Satz ausgesprochen:

„Ein großzügiger Wildschutz hat anzustreben, daß der Mannigfaltigkeit der Arten, die uns die Natur überliefert hat, Achtung entgegengebracht wird, und daß dieser Reichtum nicht unnötig zerstört werde . . ."

Endlich tritt die Kommission für die Abschaffung der Prämien auf die sogenannten schädlichen Tiere ein, worunter ja leider in Deutschland jedes Schulkind schon alle mit dem Worte „Raub" benannten Tiere versteht — und deshalb zu töten trachtet: die Raub-

*) Vgl. Dr. Friedrich Knauer, Der Niedergang unserer Tier- und Pflanzenwelt, S. 69, Th. Thomas Verlag, Leipzig. Pr. 1 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tiere, Raubvögel, Raubkäfer. Der Nutzen der großen Raubtiere im Haushalt der Natur wird hervorgehoben.

Die Kommission tagte unter dem Vorsitz eines bekannten afrikanischen Pioniers, des Bezirksamtmanns von St. Paul Illaire, und prüfte gewissenhaft alle Einwände, die man gegen einen wirklichen Naturschutz bringen könnte. Kenner aller in Frage kommenden Wissensgebiete wurden herangezogen. Gelehrte: die Professoren Plehn, Schillings, Matschie, Brauer sprachen aus, daß es unwissenschaftlich sei, die Großtierwelt aus Seuchenfurcht zu vernichten. Selten mögen bestehende Rückständigkeiten, wie die gedankenlose Preisgabe lebender Naturschätze, so einmütig verurteilt worden sein, wie in diesem denkwürdigen deutschen Ausschuß.

Über die Arbeit der Wildschutzkommission wurde dann auf der Hamburger Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft berichtet, und es wurde zuerst einmal darüber gelacht, als jemand die Wildschutzfrage erwähnte. Das ist recht bezeichnend. Die Erwähnung von Kulturfragen klingt denen, die gewöhnt sind, nur von wirtschaftlichen Interessen und allenfalls von Fürsorge für die dadurch Geschädigten zu hören, so ungewohnt, daß sie erst einmal lachen müssen. Daher glaubten selbst Redner, die dem Gedanken des Wildschutzes freundlich gegenüberstanden, sich hier das wirtschaftliche Mäntelchen umhängen zu müssen. Welche Einschätzung genießt doch eine Versammlung, in der niemand es wagen darf, zu sagen: „es handelt sich um höhere als gewöhnliche wirtschaftliche Dinge". Fast alle Redner wiesen denn auch die Berechtigung ihrer Worte nach, indem sie von Nutzung, Werten und wirtschaftlicher Bedeutung sprachen. Nur einige wagten es auch hier, solche Überlegungen als niedrig zu bezeichnen und offen zu bekennen, daß nur der hohe Gedanke der Erhaltung der Natur für sie bestimmend sei. An ihrer Spitze C. G. Schillings. Nachdem andere versucht hatten, auch bei diesem, von einem Kolonialmann als „nebensächlich und höchst bedenklich" bezeichneten Wildschutzthema um den Beifall notleidender Kolonisten zu werben, nachdem behauptet worden war, Deutsch-Neu-Guinea könne nur durch Ausrottung der Paradiesvögel kultiviert werden, sagte Schillings: „Warum verbietet denn England jede Erlegung der Paradiesvögel? Ich will es Ihnen sagen: weil der Engländer in solchen Dingen höher steht als wir."

Nun, der Deutsche wird auch bald so weit sein, wie der Amerikaner von 1872 und die weitblickenden Gesetzgeber des Britischen Neu-Guinea. Und wenn er erst weiß, wie reich ein Volk durch den Naturschutzgedanken werden kann, dann wird er die Frage nach wirtschaftlichem Nutzen verachten. Er wird wissen, daß es im Kampfe für die Natur um weit Höheres geht: um die Seele der Menschheit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was ist denn auf deutschem Boden jetzt zu schützen, das uns so innerlich bereichern kann? Ein Deutscher, Fritz Bronsart von Schellendorf, hat es mit glücklichem Griff vorgezeigt*). Er hat in sieben kleinen Kapiteln den Roman eines Nashorns geschrieben. Es gibt bis heute keine Schilderung, die so, wie diese tiefempfundene Erzählung, auch dem, der nicht das schmerzliche Glück hatte, die Wildsteppen Ostafrikas zu durchwandern, zeigen kann, was dort, während wir leben und die Verantwortung tragen, vernichtet wird. Diese Erzählung ist der Niederschlag eines menschlichen Erlebens, das einzig dasteht. Eines jahrzehntelangen inbrünstigen Zusammenseins mit der Natur.

Vielleicht zeigt ein Engländer jetzt diese Erzählung seinen Landsleuten und sagt ihnen: seht, was ein Deutscher schrieb!

Ja schrieb, wann aber werden wir handeln? Fast ist es schon zu spät. Und grade jetzt begeht Deutschland in demselben Ostafrika, aus dem deutsche Tierkenner dem Volke so Wertvolles brachten, nach ähnlichen Sünden eine der größten Ungeheuerlichkeiten. Es gibt dort weite, schier endlose Flächen, in denen Tausende von Gnus, Gazellen, Giraffen, Zebras Äsung finden, Flächen, die für Ansiedlung und Viehwirtschaft nicht in Frage kommen. Diese großen Gebiete haben nur durch das Wild hohen Wert. Auch Nashorne, die fast ausgerottet sind, könnten sich dort wieder vermehren. Die einzigen Wasserstellen aber, die es an den äußersten Grenzen dieser Gegend gibt, werden jetzt ohne Ausnahme an Ansiedler vergeben und auf Anordnung der Regierung abgezäunt, sodaß dem Wild die Bedingungen zum Leben glatt abgeschnitten werden. Was das bedeutet, können leider nur die wenigen ermessen, die den früheren Wildreichtum jener Gegenden gesehen haben.

Noch kurze Zeit, dann nutzt kein Aufruf mehr, und sei er mit Herzblut geschrieben, dann ist sie da: die deutsche Einöde.

Hans Paasche.

Mädchenerziehung und Rassenhygiene.

An Hermann Poperts Ausführungen über „Frauenbewegung und Rassenhygiene" anknüpfend, möchte ich vom Standpunkte der Frau aus noch einige Ergänzungen geben, die sich zum Teil auch gegen Prof. v. Grubers Stellung zu der von der Frauenbewegung befürworteten neuzeitigen Mädchenerziehung richten.

In der Hauptsache, dem Ziele, dem die Mädchenerziehung

*) Novellen aus der afrikanischen Tierwelt. E. Haberland, Leipzig-R. 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuzustreben hat, stimme ich mit Gruber und Popert durchaus überein. Die Bedeutung der Frau für die Gesunderhaltung des Volkes — das Wort „gesund" in umfassendstem Sinne, in geistiger, körperlicher, seelischer Beziehung genommen — in den Vordergrund zu rücken, auch bei der Erziehung der Mädchen, scheint auch mir Pflicht aller für das Wohl des Volkes wirkenden Kreise.

Zu diesen Kreisen aber rechne ich auch die meisten Frauen der Frauenbewegung. Notwendig erscheint es mir, zu gegenseitiger Verständigung an dieser Stelle besonders zu begründen, warum diese Frauen sich nicht lediglich mit körperlicher Gesunderhaltung der Mädchen zufrieden geben können, warum sie straffe Geistesschulung der jungen Mädchen, Ausbildung für einen Beruf und Ausübung eines Berufes auch für die jungen Frauen ebenfalls als rassenhygienisch wertvoll, ja als notwendig bezeichnen müssen.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut". Das trifft allerdings nicht zu, wenn man unter Geistespflege das Aufpfropfen alles möglichen Wissens, das Ertöten eigener Geistesregungen versteht, wie es von manchen Eltern gefordert und in manchen Schulen gehandhabt wird. Aber daß man die geistigen Kräfte junger Menschen ebensogut wie die Körperkräfte frühzeitig und planmäßig vor zu lösende Aufgaben stellen muß, damit sie sich üben, sich mehren, damit sie an Kraft zunehmen, ist selbstverständlich. Und in dem Lösen schwieriger Aufgaben liegt auf körperlichem wie auf geistigem Gebiet zugleich ein Mittel zur Willens- und Charakterbildung. Es stählt die Kraft, wenn junge Menschen gelegentlich hartes Holz bohren lernen müssen, wenn sie sich — auch durch geistige Arbeit — in Gedankensammlung, Pflichterfüllung und Selbstüberwindung üben. Mangelnde Geistesschulung hat Mangel an klarer Übersicht über die im Leben zu lösenden Aufgaben, Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl zur Folge. Darum genügt es nicht, die jungen Mädchen aufwachsen zu lassen, wie die Blumen auf dem Felde. Sie müssen geistig geschult, müssen planmäßig zu ernstem Wollen und Vollbringen angeleitet werden.

Ich gebe gern zu, daß auch in praktischer Arbeit, auch in gut geleiteter Sportübung die Möglichkeit der Geistes- und Willensschulung liegt. Aber daran denkt Prof. v. Gruber nicht, wenn er bei Erörterung der Erziehungsfrage die jungen Mädchen mit jungen Kühen und Stuten vergleicht. Es ist offenbar das gedankenlose Weiden, das Triebhafte des Daseins gemeint. Das aber genügt nicht für einen jungen Menschen. Ja, es liegt darin ganz fraglos eine große Gefahr: die Gefahr selbstsüchtigen Sichauslebens, die Gefahr des Überschätzens leiblichen Wohlbefindens und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Abneigung gegen Arbeitsleistung auf anderem als rein körperlichem Gebiet.

Für die Frau aber, die zur Mutterschaft berufen ist, tut straffe Geistesschulung, Weiten des geistigen Horizonts und ernste Charakterbildung ebenso not wie körperliche „Ertüchtigung", um dieses neugeprägte Schlagwort zu brauchen. Denn die Mutterschaftsaufgaben, und selbstverständlich auch die Aufgaben als Gattin, fordern heutzutage mehr als Gebärfähigkeit und die Fähigkeit richtiger Pflege und Ernährung der der Frau anvertrauten Familienmitglieder.

Gattin und Mutter zu sein, fordert nicht zuletzt ein sicheres Verständnis für die Eigenart der Familienmitglieder, in körperlicher wie in seelischer Beziehung. Wir wissen ja, daß Beides untrennbar zusammenhängt. Der Geist des Hauses, den die Frau in erster Linie bestimmt, gibt dem Manne neue Spannkraft für seine Arbeit, der Jugend die rechte Entwicklungsmöglichkeit, die Freiheit und doch — zu Zeiten — auch wieder die Gebundenheit im Wachsen. Bewußt muß die Gattin und Mutter das Leben der Ihren mitleben, muß mit rechter Erkenntnis der Dinge auch der heranwachsenden Jugend zur Seite stehen können, wo immer es not tut, muß für die Berufsarbeit des Mannes Verständnis und richtiges Feingefühl haben. Sie muß es verstehen, sich bei all ihrem Tun auf das für sie und die Ihren Wesentliche zu beschränken, darf sich von der Fülle der Anregungen und Eindrücke, die heute auf uns einstürmen, nicht willenlos hin- und herziehen lassen. Sie muß nicht nur die körperlich gesunde Hausfrau und die in körperlicher Beziehung gesunde Mutter lebenstüchtiger Kinder, sondern auch die verständnisvolle Geistesgefährtin ihres Mannes und die Beraterin und Wegweiserin ihrer heranwachsenden Kinder sein.

Für das alles genügt als Vorbereitung ein fröhliches, unbekümmertes Triebleben in den jungen Mädchenjahren nicht. Geistesschulung, Willenszucht muß hinzukommen. Und vollends genügt solch Triebleben, solche nur die körperliche Gesundheit bedenkende Erziehung nicht, wenn wir im Interesse der Rasseerhaltung und Rasseverbesserung noch ein anderes von den Frauen fordern: bewußte Auslese, bessere Auswahl ehetüchtiger Männer bei einer Heirat.

Wir müssen da ganz klar sehen: nur die Frauen, die durch Berufsausbildung die Möglichkeit haben, sich entweder ihr Brot selbst zu verdienen oder sich in anderer Weise Lebensinhalt zu schaffen, nur sie sind wirklich in der Lage, ihren Lebensgefährten frei zu wählen. Kranke, sittlich entartete, durch Alkohol entnervte Männer können und werden von diesen Mädchen, soweit sie gesund empfinden, abgelehnt werden. Man kann das schon jetzt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beobachten. Und der Rassenhygieniker wird es besonders freudig begrüßen.

Denn wenn auch vorübergehend nun vielleicht eine Anzahl tüchtiger, für die Fortpflanzung der Rasse wertvoller Frauen nicht heiraten sollten, so wird der Wunsch, eine ihm gemäße Lebensgefährtin zu gewinnen, doch manchem jungen Mann ein Sporn zur Gesunderhaltung, zur Selbstzucht sein. Schon jetzt trifft das zu. Und so wird die vermehrte Bildungs- und Berufsmöglichkeit, das Selbständigmachen der Frauen, obwohl es der körperlichen Gesundheit hier und da Nachteile bringen kann*), doch die Gesamtheit des Volkes aufwärts führen, grade in rassenhygienischer Hinsicht. Auf gesunderer Grundlage können dann die Ehen geschlossen werden, als zu einer Zeit, wo auch der abgelebteste Mann von jedem Mädchen, und noch mehr von ihren Eltern, als der „Versorger" begrüßt wurde. Einerlei, wie er war: er konnte immer noch heiraten. Es gab für die Frau im Allgemeinen ja nur eine Lebensmöglichkeit: die Ehe. Denn „die alte Jungfer" wurde ja doch nicht für voll gerechnet.

Wenn ich außerdem nicht, wie mancher andere, fürchte, es werde durch die Berufsschulung und Geistesschulung der Frau Verbildung und Eheabneigung unter den Frauen entstehen, so liegt das daran, daß ich, wie Popert, an den Mutterinstinkt der Frau und an die rasseerhaltende Macht der Liebe zwischen Mann und Weib als an unüberwindliche Naturkräfte glaube. Und ebenso sehr bin ich, das möchte ich nochmals betonen, davon überzeugt, daß nicht sorgloses Nichtstun, wenn auch verbunden mit rein tierischem Wohlbefinden, die beste Vorbereitung zu Ehe und Mutterberuf ist, sondern die Gewöhnung an Zucht auch des Geistes und des Willens, die Gewöhnung an Pflichttreue, sei es in Berufsvorbereitung oder auch in einem Beruf, die Gewöhnung an selbstverantwortliches Entscheiden und Handeln. **Elsbeth Krukenberg-Conze.**

Feierabend?

Feierabend! Wie schön ist dieses Wort, schön in Klang und Sinn. Werktag und Feierabend! Der Tag dem rüstigen Werk der Hände, der Abend stiller Feier, die Nacht der Ruhe, — so soll es sein.

Ist es auch so?

„Gewiß," sagt der Fabrikant, der Großkaufmann, steigt in sein Auto und fährt nach Hause und dann ins Theater.

*) Wenn die Eltern den jungen Mädchen Zeit und Ruhe fürs Studium gönnen und die Frauen von den schädlichen Folgen falscher Ernährung sich rechtzeitig überzeugen lassen, so ist mancher Schädigung abgeholfen. E. K.-C.

„Natürlich," sagen sie alle, denen es gut geht, die von des Tages Arbeit heimkehren können in ein behagliches Heim.

Auch in allen Fabrikvierteln deutscher Städte gellen die Dampfpfeifen allabendlich ihr Signal: Feierabend! Tausende von Männern und Frauen füllen gleich darauf die nüchternen Straßen. Sie haben Feierabend. Kaum einer denkt über das Wort nach. Es ist ihnen allen ein abgegriffenes Gebrauchswort, dessen Sinn längst verloren gegangen ist. Dächten sie aber darüber nach und entdeckten sie seinen tief innewohnenden, verborgenen und verschütteten Sinn aufs neue, sie würden erschrecken.

Sieh dir die Mädchen an, die zu Hunderten aus den schwärzlichen Fabriktoren kommen, du Zweifelsüchtiger, der du die Erkenntnis der Not deiner Brüder und Schwestern von dir schiebst als unglaubhaft, der du gedankenlos das verbrecherische Wort nachredest: „Unser Proletariat hat es viel zu gut, die Leute sind nur zu vergnügungssüchtig".

Geh hin zu den Mädchen und verdeutliche ihnen den Begriff Feierabend. Sage zu ihnen: „Wir wollen diesen Abend feiern." Die Vielen werden dir antworten: „Ei fein! Wohin gehen wir?"

„Nach Hause," sagst du.

„Nach Hause? Zu uns nach Haus?" Der Vorschlag löst starres Erstaunen aus und dann den unwilligen Widerspruch: „Ich denke nicht dran. Nach Hause komme ich noch immer zu früh. Ich will mich amüsieren."

So die Vielen! Und die Wenigen, die Besten, denen noch nicht der traurige Sinn für Großstadtfreuden zweifelhafter Sorte gewachsen ist, werden dein letztes Wort mit bitterer Verwunderung wiederholen: „Feiern?" Und wenn du sehen kannst, wird dir das Zucken im schmalen Antlitz, das die Zuchthausfarbe der Eingeschlossenen trägt, noch mehr verraten als der gedehnte, höhnisch-traurige Ton der Antwortfrage.

Warum sind die Gesichter all der Heimwärtsgehenden so ganz bar jeder fröhlichen Erwartung? Wenn du es wissen willst, gehe einer von ihnen nach. Es ist ganz gleich, welcher du folgst. Was du erfahren sollst, ist ein Massenschicksal.

Hier diese Blasse, Dürftige, folge ihr nach. Was siehst du dich so fragend um? Suchst du schmucke Arbeiterhäuser, Einfamilienhäuser gar mit kleinen Gärten? Wir sind hier nicht in den Musterkolonien von Essen oder Jena. Nein, nein, — diese schwärzlich nassen Straßen mit den hohen, schmutzigen Häusern sind das Reich des Arbeiters. Gärten gibt es hier nicht. Blumen? Die wachsen irgendwo weit draußen, wo der Arbeiter nicht hinkommt, kaum Sonntags. Wohl schläft hier unter diesem Pflaster der Muttergrund, der alle Lebens-

kräfte birgt; er könnte Blumen hervorbringen und grünes Gras, Korn und Früchte, — aber er liegt erstickt und von Kanälen zerrissen, lufthungrig und für immer vom Sonnenlicht abgeschnitten, voll Schutt und Unrat. Nie wird er dem Arbeiter, dem er nicht gehört, der auch nicht einen der Steine, die ihn drücken, sein eigen nennt, eine nährende, heilige Ernte tragen. Es ist kein Heimatboden mehr, er ist zum Baugrund erniedrigt.

Kann denn überhaupt an einem einzigen dieser Häuser, deren Massen den getöteten Grund wie ein Fluch belasten, das Heimatgefühl eines Menschen hängen? Frage dich selbst, frage die Leute. Sie werden dir ins Gesicht lachen. „Heimat? Vaterland? Land? Dieser Boden, der nicht mehr atmen kann, auf dem wir keinen Platz haben? Wir kennen weder Heimat noch der Väter Land. Wir haben nur eine dieser Wohnungen, die hier zu Tausenden mit öden Fenstern auf graue Straßen starren oder auf luftlose Höfe, die hoch oben auf ungezählte Dächer sehen und auf den mißfarbenen, dünstevollen Himmel oder drunten im Keller auf die Füße der Vorüberhastenden, auf Wagenräder und Pferdebeine."

Bist du dem blassen Mädchen gefolgt? Sieh, jetzt betritt sie eins der vielen Häuser, eins das ebenso bis zum Rande voll ist von Mangel, Krankheit und Laster, Kinderangst, Frauennot und Männerrohheit. Sie steigt die schmierige Treppe hinauf und öffnet eine der vielen Türen. Kindergeschrei tönt ihr entgegen und laute Stimmen in einem Schwall verdorbener Luft. Sie grüßt nicht, sie drängt sich verdrossen durch die Enge und setzt sich auf irgendeinen Stuhl. Fast ist sie zu müde, um die Überkleider abzuwerfen.

Wie wird sie nun den Abend feiern? Wird sie nähen, reinmachen? Sie hat den ganzen Tag gearbeitet. Wird sie lesen? Das kann sie nicht in der Unruhe. Sie hat auch nicht den Mut. Es gehört viel Energie dazu, nach getaner freudloser Arbeit hinzugehen und sich in einer Volksbücherei ein Buch zu holen. Wozu? Man hat ja nicht einmal ein stilles Fleckchen, wo man seine Gedanken sammeln kann.

Was tut sie denn? Sie wartet. Wartet, daß sie ihr Abendessen hingesetzt bekommt, wenn sie es sich nicht selbst erst holen muß, daß es Nacht wird, daß sie schlafen kann, daß ihre Sinne, die wach sind, gesättigt werden und auch schlafen können.

Geh hin und sprich mit ihr. Sieh, wie sie dasitzt und die schwarze Wand des Hauses anstarrt, das sich drüben vielstöckig erhebt. Versuche zu erfahren, woran sie denkt, frage sie nach ihrer Kindheit und Jugend, nach Eltern und Geschwistern. Sie wird dir Antwort geben mit der gleichgültigen Stimme der Frauen, die nicht frech geworden sind, nur müde und angewidert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gib acht, was sie dir berichtet.

„Als ich ein Kind war," sagt die müde Stimme, „wohnten wir in einer anderen Straße, aber die war nicht anders als diese. Wir zogen oft um, aber die Straßen waren alle gleich. Ich kam nur manchmal in eine andere Schule.

Wovon wir sprachen in der Schule und auf der Straße? Wenn Vater betrunken heimkam, schlug er uns und die Mutter.

Einmal als Mutter niederkam und etwas nicht in Ordnung war, mußte ich die Lampe halten, damit der Arzt sehen konnte.

Meine älteste Schwester hatte was mit einem der Schlafburschen. Wir schliefen in einem Zimmer. Seitdem wußte ich, wie es bei den Menschen zugeht, und brauchte nicht neugierig nach Hunden und Katzen zu sehen.

Im gleichen Haus mit uns und in vielen Häusern der Straße wohnten Kontrollmädchen. Die hatten's gut. Wir sahen, was sie trieben, wie sie auf der Straße warteten und in der Nacht nicht heimkamen oder Einen mitbrachten."

Und davon spracht ihr? „Ja, davon." Und von nichts anderem? „Doch, von dem, was auf der Straße vorfiel, Paraden, Leichenzüge, Umzüge, Verhaftungen, Schlägereien und Unglücksfälle."

Die müde Stimme schweigt. Die Arbeiterin wendet das Gesicht von dir ab, sieht wieder die schwarze Häuserwand an und wartet. Sie wird den Abend nicht feiern, sie kennt keine Feier, sie kennt nur jene Vergnügungen, die ihr und vieltausend langsam Sinkenden

„In Nächten, stumpf durchtollten,
wohl gar als Glück gegolten."

* * *

Und du, Halberfahrener, der du gleich Dante in ein Inferno niedertauchtest, darinnen alle Hoffnung schwindet, frage dich: „Was schützt diese Mädchen, die zu früh wissend werden und der Menschheit ganzen Jammer sehen, vor dem Straucheln und Fallen?" Frage dich, ob dir gleich vor der Frage graust: „Lohnt es sich überhaupt für diese Mädchen, rein zu bleiben?"

Für die Reichen, Gebildeten, Niegefährdeten lohnt es sich. Sie kennen andere Freuden, die sie höher schätzen. Sie wissen, daß der Preis für den Rausch einer Stunde, die alle kommenden verdirbt, zu hoch ist. Für sie steht alles auf dem Spiel, ihr Glück, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Beruf. Sie würden nicht nur sich, sondern auch ihre ganze Familie zugrunde richten, wenn ihr Fehltritt ruchbar würde. Sie denken wohl auch an die nie abzuschüttelnde Bürde,

die sie einem Kinde mitgeben würden, das ohne gesellschaftliche Billigung das Licht der Welt erblickte.

So stehen tausend Hemmungen schützend um sie her. Ihre Einbildungskraft ist frei von den Bildern der Tiefe, es gibt noch Heiliges für sie, dem man einst vielleicht mit reinem Willen an der Hand des Geliebten naht, mit dem frömmsten aller Gebete: „Der du die ewige Lebensfülle bist, gib uns ein Fünklein seiner heiligen Glut, daß wir helfen, dein Menschengeschlecht weiterzubauen in Kraft und Reinheit und Erkenntnis!"

Den Frauen in der Tiefe ist der Zeugungsakt kein heiliges Mysterium mehr. Schamlos vollzieht er sich, da er keinen Schlupfwinkel findet, um sich in den übervollen Wohnungen zu verbergen, — wie etwas Böses, nicht aus reiner Scheu, — vor ihren Kinderaugen. Die Beiden, die er vereint, wollen sich vergnügen, sie wollen kein Kind, kein Stück Zukunft, sie wollen den Augenblick, der keine Folgen haben soll. Kinder sind ein Unglück und eine Last, auch in der Ehe.

Und wenn das Heiligtum zerstört ist und nur das Häßliche in aller Nacktheit bleibt, muß das denn nicht das zuschauende junge Ding für alle Zeiten abstoßen und so vor Gleichem bewahren? Müssen nicht alle ihre körperlichen Instinkte davor zurückschrecken?

Vergiß nicht, Freund, die sind längst abgestumpft. Nur ein Kind, das nie angerührt wurde, behält die Scheu, den Widerwillen vor körperlicher Berührung. Jede Züchtigung legt eine Bresche in diese Festung; und gut wäre es, bedächten das manche Eltern öfter. Hier aber ist diese Scheu längst ausgelöscht. Die Enge der Wohnungen, der Mangel an Betten, Mißhandlungen und böses Beispiel haben sie mit all ihren Hemmungen beseitigt.

Und es fehlt auch die Rücksicht auf die Familie, weil das Familienleben fast vernichtet ist. Ist nicht der Vater lieber im Wirtshaus als daheim? Hat die Mutter, die vielleicht auch in die Fabrik mußte, mehr tun können als die Zündhölzer verstecken und die Fenster schließen? Soll sie die Tochter vor den Gefahren des heißen Blutes warnen, während sich schon der Schlafbursche gähnend auf dem Bette reckt, oder der Vater den Sohn, der auf das Geträller der Dirne horcht, die Wand an Wand wohnt?

Und die Angst vor den Folgen? Ist der Verführer aus höheren Kreisen, so wird er Vorsicht versprechen und mit seiner Erfahrung prahlen. Er kennt ja alle Schliche und Kniffe, mit denen der Mensch die reine Natur schändet und um ihre Absichten betrügt. Auch kann jede Dirne Mittel an die Hand geben, die gegen die Folgen schützen. Auch die mittelbaren Folgen haben keine genügende, abschreckende Kraft. Das Mädchen, das um eines Fehltritts willen von seiner Familie ausgestoßen wird, verliert in den meisten Fällen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu wenig. Die Aussicht als „Möblierte" wohnen zu müssen, ohne Anhang, hat nichts so sehr Beunruhigendes, und wenn auch kein rechtlicher Arbeiter die Gefallene mehr heiratet, — sie hat das Zukunftsbild der Arbeiterfrau an ihrer Mutter vor Augen gehabt und wird nicht zu sehr darum trauern. Wer allein bleibt, hat es besser. Mutterglück und Kindesliebe? Sie kennt den mutterlosen Haushalt, die Kinder, die schnell wissend werden und langsam verkommen. Der Familiensinn ist ein Luxus, dessen Betätigung die äußeren Verhältnisse hoffnungslos unterbinden.

Unbändiger Lebenshunger brennt in den Herzen, eine Glücksvorstellung spukt in den Köpfen! Sollen sie alle, die im Dunkeln freudlose Arbeit tun, verzichten? „Nein," sagst du Ratloser, der du fast verzagen willst vor dem, was du gesehen, „nein, aber die Eltern müssen ihnen saubere Freuden zeigen, müssen sie weise ablenken, ihnen selbst durch verdoppelte Zärtlichkeit Ersatz bieten in kritischer Zeit." Gewiß, sie müßten es, aber sie können es nicht. Niemand kann geben, was er selbst nicht hat. Die Hilfe muß von außen kommen.

Gebt dem Volk den Boden wieder, auf dem es freudig leben und arbeiten kann, eher wird es nicht besser. Macht seine Häuser weit und luftig, stellt sie hinein in die ewig wechselnde Natur. Gebt den Kindern Freude, stillt die Wißbegier der Erwachsenen. Macht die Arbeit der Männer befriedigend und erhaltet die Mütter ihren Kindern und ihrem Hause. Arbeit und Brot, Licht, Luft und Freude! Das ist die Forderung! Ein Fleckchen Erde zum Wohnen und Schaffen! Das ist Menschenrecht! Gebt es den Heimatberaubten, die in unserer Städte düstersten Vierteln hausen, wo Angebot und Nachfrage, die um Frauenleiber feilschen, an den Straßenecken stehen, und dann, — nicht eher, — verlangt von den heranwachsenden Mädchen die Tapferkeit im Lebenskampf, die sie rein und keusch erhält.

Melanie Ebhardt.

Niederdeutsche Volkskraft.

Die Kraft eines Volkes, seine Rassentüchtigkeit, prägt sich in vielerlei Merkmalen aus. Am deutlichsten vielleicht in seiner Literatur. Ein Volk, dessen Literatur überreif, müde, schwächlich oder pervers ist, ist es entweder selbst, oder seine Dichter treiben Orchideenblüten, ranken aus Luftwurzeln, haben den Zusammenhang mit dem Mutterboden des Volkstums verloren. „Reif sein ist alles!" heißt es im Lear. „Was reif ist, fällt aber auch bald ab", lesen wir in Hebbels Tagebuch. Nicht in den griechischen Tragikern, sondern in der Ilias, nicht in den Skaldengesängen, sondern in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bauern- und Königsgeschichten, nicht in den Minnesängern, sondern im Nibelungenliede verkörpert sich bei den Griechen, den Isländern, den Deutschen des Mittelalters die Höhe ihrer Volkskraft. Sie tut es für die späteren Engländer durch Shakespeare, für die Deutschen der neueren Zeit durch Schiller, für die Niederdeutschen durch Klaus Groth. Das ihren Dichtungen Gemeinsame, die Nabelschnur, die sie mit dem Urschoß ihres Volkes verknüpft, ist ihr Elementares. Die niederdeutsche Urkraft im „Quickborn"*) ist es, die den elementarsten unserer neuen Lyriker, Liliencron, zu den feurigsten Lobpreisungen begeistert und ihn das Buch unterm Donner feindlicher Geschütze lesen läßt; diese poetische Verklärung eines Stammes gewann dem Dichter und seinem Werke die Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes, vom deutschen Kronprinzen bis zum plattdeutschen Bauern.

Der Schöpfer des „Quickborn" war selbst ein Kind des „Volkes", gleichzeitig aber der Abstammung nach ein „Herrenkind", auch äußerlich als solches durch Gestalt und Gesichtszüge kenntlich. Denn was die alten Holstengrafen spottend sagten:

„Ditmerschen dat schölen Buren sin?
It mögen wol wesen Heren"

traf in Wahrheit zu: in dem alten freien Dithmarschen waren die Bauern Herren, und sind es in gewissem Sinne auch heute noch. Dieser altgermanische Unabhängigkeitssinn, verbunden mit unvergleichlicher körperlicher Kraft, Willenszähigkeit und kriegerischem Trotz, blitzt uns aus der Geschichte dieses Nordseeländnekens überall entgegen. „De Ditmerschen sünd alletid en stridbar un wrevelich Volk geweſt" schreibt der Chronist Neocorus. „Ein Volk", ja so waren sie in Wahrheit zur Zeit ihrer Unabhängigkeit und politischen Abschließung im Gegensatz zu der Gesamtheit der übrigen niederdeutschen Stämme zu nennen. Daher ist auch der „Quickborn" unter der Meisterhand Groths mehr als ein Band Dialektpoesie geworden: er wurde die dichterische Verkörperung, eine Art sondervölkisches Symbol für die sprachliche und Blutszusammengehörigkeit aller niederdeutschen Stämme. Alle Niederdeutschen, Gebildete wie Ungebildete, erkannten sich darin und fühlten sich beim Erscheinen dieses Buches von dem unsichtbaren aber starken Bande gemeinsamen Volkstums neu umschlungen.

---

*) Der „Quickborn" erschien in erster Auflage im November 1852. Er ist die in späteren Jahrzehnten mehrfach erweiterte große Sammlung der besten niederdeutschen Gedichte Klaus Groth's, mit der dieser seinen Ruhm begründete. Die Sammlung, ein geschlossenes Ganzes, wurde vom Dichter selbst als „ein Bild dithmarsischen Volkslebens" bezeichnet. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor 60 Jahren wurde der „Quickborn" geschrieben. Diese Zeilen wollen dies in der Literatur einzig dastehende Werk nicht aufs neue ästhetisch würdigen, sondern fragen: wie steht es zwei Menschenalter nach seinem Erscheinen mit der niederdeutschen Volkskraft?

Gewiß, noch ist sie vorhanden. Aber sicher ist es, daß sie umsomehr hinschwinden muß, je mehr ihr seelischer Ausdruck und äußeres Bindeglied, die plattdeutsche Sprache, an Lebenskraft abnimmt. Daß andere, und selbst fremdvölkische Elemente in niederdeutsches Stammestum eindringen, läßt sich nicht ändern. Aber es schadet auch so lange nichts, als sich seine Sprache — d. h. mit anderen Worten: es selbst — kraftvoll genug erweist, Fremdes aufzusaugen. Wird sie das auf die Dauer im gleichen Maße können wie früher? Ich fürchte, ohne Unterstützung, ohne Besinnung auf sich selbst: nein. Ihr Geist, ihre Reinheit, ihr Wortschatz, ihre neubildende Kraft, kurz ihre Wurzel sind durch zahlreiche neuzeitliche Einflüsse zu stark gefährdet: durch Großstadt- und Verkehrswachstum, Heimatflucht, Halbbildung, Drahtkultur, Zeitungsdeutsch, Geringschätzung der eigenen Art und Sprache im Volke selbst. In einem Kunstwartaufsatz forderte ich, und viele haben es mit mir getan, als Abwehrmittel: plattdeutsche Predigten, vor allem aber Einführung des Plattdeutschen als obligatorischen Unterrichtsgegenstandes in die niederdeutschen Volksschulen. Was ist bis jetzt erfolgt? Höchstens eine bessere Ausstattung der Lesebücher mit plattdeutschen Stücken. Sonst — für die Schule — nichts!

Ich möchte jetzt sogar noch weiter gehen. Lehrer und Pfarrer können sich doch, meistens wenigstens, mit Angehörigen und Kindern ihrer niederdeutschen Gemeinde plattdeutsch verständigen. Wie steht's aber mit den Juristen, die doch ihren Amtssitz in der Regel in der Stadt, nicht auf dem Lande haben? Wie oft mögen plattdeutsche oder halb hochdeutsch geradebrechte Wendungen — denn das Volk schämt sich, vor dem „Gebildeten" plattdeutsch zu sprechen — vom „hochdeutschen" Richter nur halb oder falsch verstanden, wie oft mögen aus der Unfähigkeit, die Sprache des Volks und damit seine Seele zu verstehen, halbe oder ganze Fehlurteile entsprungen sein? Wer von den nicht plattdeutsch sprechenden Juristen aus einer niederdeutschen Familie stammt, sollte es für eine Ehrenpflicht halten, sich mit der Sprache vertraut zu machen, die in ihrer zweiten oder dritten Vorgeneration fast immer noch gesprochen wurde. Und wer nicht aus einer solchen stammt, sollte es sich zur Berufspflicht machen. Ich ziehe hier das Zeugnis eines praktischen Juristen, des Amtsgerichtsrats Niesert heran, der in den „Mitteilungen aus dem Quickborn" von einem ins Münsterländische verschlagenen hessischen Kreisrichter erzählt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ick was sinen Protokollführer, un wann he dann de Lüe verkährt verstaohn harr un ganz wat anners dikteerde, äs wat den Tügen seggt hadde, dann laip't mi iskaolt üöwer'n Puckel un ick namm mi en Hiärt un sagg öm dat gans ehrdeinig. In de erste Tid wuor he dann meerst dull ün gräsig; aower et duerde nich lange, dao lait he mi gewähren un antlest mook he mi dat Kumpelment: „Sie können würklich mit den vertammten Pauren pesser fertig werden als ich!" Ick häw' mi apatt nicks daorup inbellt, aower ick dachte faken bi mi: „Junge, Junge, du wäörst verratzt, wenn du keen platt könnst." Männige lierlicke Hund hätt up düsse Art dran gleiwen moßt, wann he sick up haudütsk herutlaigen wull.

Für den verhängnisvollen Großstadtanwuchs kommt im Norden naturgemäß vor allem der Zufluß aus dem plattdeutschen Volk der verschiedenen Stammesprovinzen. Dadurch hat sich, besonders in Hamburg, eine neue niedere und zum Teil noch ganz niederdeutsche Volksschicht entwickelt, wie sie die Hansastädte der älteren Zeit nicht kannten. Auch sie hat neuerdings, ein Gegenstück zu den Dithmarschern, ihren plattdeutschen Dichter*) gefunden. Dessen Bilder sind ebenso scharf — ach nein, schärfer, unheimlich viel schärfer! — wie die des „Quickborn". Denn sie sind, trotz des Humors, der auch in ihnen gelegentlich aufleuchtet, mit einer naturalistisch geschliffenen Optik, mit düsterem Pinsel und harter, grauer Schraffierung hingesetzt. Was den Eltern dieses plattdeutschen Großstadtvolkes die Heimat gab und der „Quickborn" ihnen wiederklang und -spiegelte: Rauschen der See, Blühen der Heide, Wogen des Korns, Vogelsang, Sonnenschein und das Glück eines bescheidenen Heims, das beste Stück ihrer Seele, die stärksten Quellen ihrer Kraft: das alles hat die Großstadt ihnen genommen. —

En egen Hus, en egen Hof un Arbeit alle Dag':
De Meisten is dat Glück to grot, — so sökt se sik en Plag'!

Diese Unrast des Herzens mag manchen Mann nach der Großstadt getrieben haben — mank Muern, wo nun der Fabrikschornstein die Gesichter angrinst, denen er die braunen Wangen gebleicht und das rote Blut ausgesogen hat:

So witt, so bleek. — Mi is to Mot,
as drünk ick jem ehr rodes Blot.
Makt nicks! Dat smeckt mi got!

Und drinnen, im „Achterhus", seufzt die Frau um ihres Kindes willen über das verlorene Heimatglück:

*) Hermann Claudius: Mank Muern (Alfred Janßen, Hamburg).

Un as ick weer so lütt as du,
so lütt,
dunn wahn'n min Ollern op de Heid
so wid.
Un as ick noch nich lopen kunn
alleen,
dunn sett min Moder mi int Gras
so grön,
Un as ikt rut harr, weer de Heid
je min!
Un Holt un Heben un de Sunnenschin.

Un wat hest du, min leewes Kind?
Veer Wänn.
Un an de Dör is dine Welt
to Enn.
Un kummst eers rut, min Kind, du magst
mi duern.
Denn finnst du buten nicks as Steen
un Muern.
Ganz buten — wull! — dor ist de Welt
so wid.
Man ick mutt neihn. Uns fehlt tot Glück
de Tid!

Ist es nicht traurig, daß dies Stück niederdeutscher Volkskraft vom Untergang bedroht ist! Ist es zu ändern? **Wilhelm Poeck.**

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vorirupp.**

„Im afrikanischen Sonnenbrand"

von Alfred von Winkler.*)

Das Buch, das diese Überschrift trägt, erzählt von Land und Leuten, von Kampf und Arbeit in unsrer südwestafrikanischen Kolonie. Der Verfasser ist ein deutscher Offizier, der Friedens- und Kriegszeiten unter afrikanischem Himmel erlebt und nun seine Erinnerungen aufgezeichnet hat.

*) Im afrikanischen Sonnenbrand. Von Alfred von Winkler, Hauptmann und Kompagniechef im Inf.-Regt. 106. Mit 40 Originalaufnahmen des Verfassers und Buntbildern von C. Mickelait. Verlag von Abel und Müller, Leipzig. Preis geb. 3 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist nicht das erste Buch dieser Art. Von dem merkwürdigen Lande, das in den Herzen derer, die dort in heißem Kampf und harter Arbeit ringen mußten, eine so glühende Liebe zur neuen Heimat zu entfachen pflegt, kennt man hier im alten Deutschland manche lebendige Schilderung. Am bekanntesten vielleicht sind bei uns jene stimmungsvollen Berichte geworden, die Gustav Frenssen seinem wackeren Krieger Peter Moor in den Mund legt.

Auch der Verfasser dieses neuen afrikanischen Buches läßt einen einfachen Soldaten erzählen. In manchen seiner Worte finden wir ältere Berichte bestätigt. Auch er weiß von den entsetzlichen Durstqualen zu erzählen, unter denen so viel blühendes Menschenleben erblassen mußte, von Krankheit und Kriegsnot und all den Gefahren und Abenteuern, die uns, in sicheren Kulturverhältnissen Lebende, wie eine Mär aus einer andern Welt anmuten. In Einem aber scheinen uns die schlichten Schilderungen des Hauptmanns v. Winkler etwas Besonderes zu bieten. Es ist mehr als in manchem anderen Deutschsüdwest-Buche von stiller, ehrlicher Arbeit die Rede. Von der Arbeit nämlich, die unsre Soldaten zwischen Waffenübung und Kriegsdienst leisten mußten, und die neben dem sachlichen Wert einen so hohen erzieherischen Wert für den Einzelnen darstellt. Es würde um die verweichlichten Kulturmenschen in mehr als einer Hinsicht besser stehen, wenn wir alle, wie unsere Krieger auf afrikanischem Boden, einmal aus allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten der Kultur herausgerissen würden und das, was wir zum Dasein und zu unserm Schutze nötig haben, mit eignen Händen schaffen müßten.

Die folgenden Abschnitte sind dem dritten, vierten und achten Kapitel des Buches entnommen. **Vortrupp.**

Eine kleine Abteilung, zu der auch ich gehörte, verließ nach wenigen Tagen unter Führung eines mit uns herausgekommenen jungen Leutnants die Station Nonidas, um Pferde und Esel von einem zwei Tagemärsche entfernt liegenden einsamen Posten zu holen. Lustig trabten wir auf unseren kleinen Pferden dahin, das Gewehr im Schuh, den kleidsamen Hut verwegen auf einem Ohr, wir kamen uns so recht als südwestafrikanische Reiter vor, obwohl wir noch nicht vier Wochen im Lande waren.

Und dann unsere erste Nacht unter freiem Himmel! Das hellblinkende Sternenzelt der südlichen Halbkugel als Dach über uns, mit dem Kreuz als Mittelpunkt, während der große Bär, das wohlbekannte Sternbild unserer Heimat, gerade noch, auf dem Kopfe stehend, über den nördlichen Horizont wegguckte.

Wie hell und wie majestätisch ruhig diese afrikanischen Nächte sind, wie sie zum Nachdenken verleiten, und wie die Gedanken enteilen, weit, weit fort, über die Wüste, das Meer, und wie sie haltmachen vor dem Elternhause in dem märkischen Dörfchen. Ich will soeben eine Träne des Heimwehs im Auge zerdrücken, da beugt sich ein schwarzes Gesicht über mich, erschreckt fahre ich in die Höhe und greife nach meinem Gewehr; da grinst der Schwarze, der auf Katzensohlen von der Pferdewache herangeschlichen ist, um die müden Schläfer nicht zu wecken, und haucht leise:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Komm, Mister"*). — Die Pflicht ruft. Ich habe die nächste Nummer der Pferdewache. Es war meine erste. Und wieviel Hunderte sollten noch folgen!

Aus meinem mehr als primitiven Lager, bestehend aus dem Sattel als Kopfkissen und dem Woylach als Ober- und Unterbett, während der harte Boden als Lagerstätte diente, war ich bald herausgekrochen und folgte dem Schwarzen in die Nacht hinaus.

Da standen sie, die treuen Tiere, und suchten sich die kümmerlichen Gräser vom Boden zusammen. Die Vorderbeine waren mit sogenannten Spannfesseln zusammengebunden, so daß die Tiere nur ganz kleine Schritte machen konnten. Ich patrouillierte im Bogen um die Pferdeherde herum und zählte dabei. Richtig, es waren 15 Stück, klar und deutlich gegen den Nachthimmel zu sehen.

Da kreischte ein Schakal in meiner unmittelbaren Nähe. Ich fuhr zusammen und faßte meine Flinte fester, die Pferde hoben die Köpfe. Aber der kleine Räuber fürchtete sich mindestens ebenso vor mir, wie ich vor ihm erschrocken war, denn er ließ nichts wieder von sich hören.

Ich machte die zweite Runde um die Tiere. Selbstverständlich mußten es noch 15 Stück sein. Warum also zählen? Ich zählte doch, und siehe da, trotz allen Zählens, es waren und blieben nur zwölf. — Also bereits nach einer knappen halben Stunde hatte ich drei entlaufen lassen.

Ich malte mir schon alle Strafen des Himmels und der Erde aus, die mich treffen würden, denn Preisgabe von Dienstgegenständen, so heißt es doch wohl in den Kriegsartikeln, wurde streng bestraft.

Ich zählte und zählte, und je mehr ich zählte, desto wirrer wurde mir im Kopfe, einmal waren es zehn, dann wieder siebzehn, kurz und gut, ich war in heller Verzweiflung.

Ich mochte wohl einen richtigen Kriegstanz um die Pferdeherde angestellt haben, denn plötzlich stand mein Schwarzer neben mir und blickte mir teilnahmsvoll ins Gesicht. Ob er glaubte, daß der weiße Mann jetzt schon malkop, das heißt verrückt geworden ist, nach noch nicht einmonatlichem Aufenthalte im Lande?

Ich gestikulierte heftig und deutete auf die Pferde, denn verständigen konnte ich mich noch nicht, da ich das in dieser deutschen Kolonie übliche Buren-Holländisch, die schauderhafteste Sprache, die je eines Menschen Zunge erfunden hat, noch nicht beherrschte. Aber der Schwarze verstand mich, denn er nickte und deutete auch auf die Pferde. Aha, dachte ich, der Kerl kann nicht zählen. — Ich reckte nun meine ausgestreckte linke Hand gegen den hellen Sternenhimmel, so daß jeder einzelne Finger deutlich zu sehen war und zählte mit der rechten. Dann nahm ich drei Finger weg und deutete auf die Pferde. Jetzt schien er zu begreifen, aber er schüttelte den Kopf, faßte mich beim Arm und führte mich fünfzig Schritte weit nach einem Strauch, in dessen Dunkel die drei vermeintlichen Ausreißer dicht gedrängt standen und den Schlaf des Gerechten schliefen.

---

*) Mister = Herr. Allgemein übliche Anrede der Eingeborenen den Weißen gegenüber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich hätte den Schwarzen umarmen mögen, aber er schien jedem Gefühlsausbruch meinerseits aus dem Wege gehen zu wollen, denn er verschwand schleunigst nach seinem nur aus drei Ästen bestehenden kleinen Feuerchen, wickelte sich in den Woylach, rollte sich wie eine Schlange um das Feuer herum und war für die Außenwelt nicht mehr zu sprechen.

Ich betrachtete mir lange dieses schlafende Bündel, von dem jeder einzelne von uns viel lernen konnte.

Ich paßte nun besser auf die Pferde auf, und als um 4 Uhr morgens die nächste Ablösung erschien, ein alter Reiter, der schon manche Jahre im Lande war, zählte ich ihm stolz die 15 Stück Schutzbefohlenen vor. — Ich wickelte mich in meine Decke, um noch ein Stündchen zu schlafen, denn mit Sonnenaufgang sollte gesattelt werden.

Ein ganz schmaler, heller Streifen im Osten kündete den neuen Tag an. Ein eisig kalter Wind hatte eingesetzt und fegte über die Steppe. Einige Schakale, von nächtlichem Beutezuge heimkehrend, klagten in weiter Ferne, an Schlaf war nicht mehr zu denken.

Ich dachte an meine heimatliche Kaserne, in der jetzt der brave Reitersmann bis über die Ohren vergraben in seinem warmen Bette liegt und trotz der schrillsten Töne, die der Trompeter auf Wache seinem Instrument zum Wecken entlockt, nicht hört, sondern erst vom Unteroffizier vom Dienst aus Morpheus Armen ins Leben zurückgerufen werden muß.

Mittlerweile war es im Lager lebendig geworden. Unser neuer Leutnant sah ebenso übernächtig und erfroren aus wie wir, aber es klagte niemand. Wir empfanden diese Einführung in das afrikanische Lagerleben als unser unabänderliches Schicksal.

Nur die zwei alten Schutztruppler, die mit dabei waren, schienen gut geschlafen zu haben. Sie nahmen aus dem noch glimmenden Feuer ein glühendes Aschestückchen heraus, entzündeten ihre Pfeife, um den fehlenden Morgenkaffee zu ersetzen und trotteten mit dem Zaumzeug über dem Arm hinaus in die noch halbdunkle Steppe, die Pferde einzufangen. Wir folgten ihnen. Die Tiere ließen sich willig aufzäumen, die Woylachs wurden ausgeschüttelt und gelegt, in wenigen Minuten war gesattelt. Die Gewehre wurden in den am Sattel befindlichen Schuh gesteckt, der Leibriemen umgeschnallt, der Leutnant kommandierte: „Aufsitzen! Zu Zweien rechts brecht ab! — Marsch", und hinaus ging es in die erwachende Wildnis.

Im Osten jenseits der hohen Bergkette war es hell geworden. Auf ihrem höchsten Grat wurde von unsichtbaren Händen ein Feuerwerk entzündet, erst auf dem Gipfel des höchsten Bergriesen, dann schlangengleich weiterlaufend, den ganzen Bergfirst entlang, diesen mit feurigem Brand verbrämend, bis schließlich der blendende Sonnenball in siegreichem Lauf die Höhe des Gebirges überstrahlte. — Wir sind geblendet von der Fülle des Lichtes und ziehen unseren breitkrempigen Hut tiefer ins Gesicht.

Da erscholl das Kommando: „Trab!" — Wie das den durchfrorenen Knochen wohltut! — Auch die Pferde sind noch steif, sie machen einen krummen Buckel und geben sich erst nach und nach her, wie es in der Reitersprache heißt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach einem Viertelstündchen Trab sind die Härte des Nachtlagers, die Kälte des Morgens und der fehlende Kaffee vergessen. Die wärmenden Sonnenstrahlen tun das ihrige und bringen den Körper in eine angenehme Temperatur.

Wir reiten und reiten. — Die Sonne steigt schnell höher und höher, die Hitze fängt an, unerträglich zu werden. Die Steppe flimmert, kein Lüftchen regt sich.

Da deutet unser Eingeborener nach halblinks vorwärts. Wir können beim besten Willen nichts entdecken. Und schließlich doch, nachdem wir uns die Augen beinahe aus dem Kopfe herausgesehen haben, sehen wir ungefähr 800 Meter vor uns ein Rudel Springböcke friedlich äsen.

Aber schon kommt Unruhe in die Tiere. Sie laufen hin und her, bleiben wieder stehen und äugen nach uns. Der Wind steht günstig, sie haben noch keine Witterung erhalten. Wir kommen näher und näher. — Das Rudel setzt sich in Bewegung und galoppiert in einem großen Bogen an uns heran. Der Reitertrupp ist den Tieren scheinbar doch zu interessant.

Einige ganz ängstliche Böcke haben jedoch zu der Kavalkade kein rechtes Vertrauen, denn sie schwenken ab, und fort geht es in rasendem Lauf. Dann machen sie, im wahrsten Sinne des Wortes, Bocksprünge vor Lust und Freude, meterhoch. Mit allen vieren zugleich schnellen sie sich vom Boden ab mit ganz krummem Rücken, auf dem sich die schneeweiße Zeichnung fächerartig entfaltet. Ein entzückender Anblick von Behendigkeit und Kraft!

Wir sind im Schritt ruhig weitergeritten, und befinden uns auf 200 Meter dem regungslos stehenden Rest des Rudels gegenüber, das uns scharf mit den Augen folgt.

Der neben dem Leutnant reitende alte Sergeant gleitet mit der Büchse in der Hand vom Pferde, das ruhig mit weitergeht, springt auf die den Böcken abgewandte Seite der Reiter, läßt diese vorbeipassieren, dann hebt er die Flinte, der Schuß kracht, ein lauter Klatsch, die Springböcke stieben in alle Windrichtungen auseinander und flüchten, daß ihnen das Auge kaum zu folgen vermag.

Den einen hat das Schicksal doch erreicht. Er versucht mit einer letzten Anstrengung seinen Kameraden zu folgen. Aber er hat die Todeswunde im Herzen. Er dreht sich einige Male im Kreise, dann bricht er zusammen.

Auch ein Opfer der Kultur, dachte ich, aber Springbockbraten ist nicht zu verachten, war mein nächster Gedanke.

Wir freuten uns, als ob jeder von uns das Tier selbst erlegt hätte, und hätten gern mitgeholfen, es auf das eine Packpferd zu schnallen und im Triumph mit uns zu nehmen. — Aber das ging nicht. Unser Ziel war noch weit entfernt. Daher wurde das Nachbringen der schweren Jagdbeute dem alten Schutztruppler und dem Eingeborenen überlassen, und wir machten einen lustigen Trab. Die Aussicht auf Springbockfleisch nach den mageren Wochen in Nonidas belebte unsere Lebensgeister.

* * *

Endlich kamen wir näher an das Gebirge heran. Der Weg führte in eine Talschlucht hinein, die von nackten, kahlen Felsen eingeengt wurde. Nach einer kleinen halben Stunde hielten wir vor einem schmucklosen Steinhäuschen, knapp sechs Meter hoch, mit Wellblech bedeckt und offenen Fensterhöhlungen, die teilweise mit Sackleinewand vernagelt waren. Das Gebäude war das Wohnhaus des hier stationierten sogenannten Postenhalters, dem die Aufsicht über die hier untergebrachten Pferde und Esel oblag.

Der Leutnant klopfte an die verschlossene Tür; von innen antwortete eine dumpfe Stimme. Ob wir einen Bären in seinem Winterschlaf gestört hatten? Da wurde geöffnet und in der Türfüllung wurde ein großer, hagerer, blasser Mann mit eingefallenen Augen und Wangen sichtbar, mit langem, grauem Haar und einem großen, grauen Vollbart. — Der alte Rübezahl mußte ungefähr so ähnlich ausgesehen haben.

„Ich bin der Gefreite Hammer, der Postenhalter," verkündete die Erscheinung mit tonloser Stimme. Wir waren sprachlos. — Selbst unser Leutnant, der sonst nicht auf den Mund gefallen war, rang nach Fassung. — Dieser Mann ein Gefreiter und noch dazu in der kaiserlichen Schutztruppe?

„So, so," sagte endlich der Leutnant, „Sie sind also der Gefreite Hammer. Wie alt sind Sie denn eigentlich?" „Achtundzwanzig Jahre," war die Antwort. „Achtundzwanzig Jahre?" „Jawohl, achtundzwanzig Jahre," erwiderte Hammer. — Schöne Aussichten auf Avancement, so mögen außer mir noch viele der Umstehenden gedacht haben. Also noch sechs Jahre bis zur Erreichung dieser welterschütternden Charge, die bekanntlich die erste Stufe zum Feldmarschall ist.

„Aber Sie haben doch schon ganz graue Haare," examinierte der Leutnant weiter. „Jawohl," war die trockene Antwort, „die bekommen hier im Lande die meisten Leute. Viele werden kahlköpfig. Es ist eine Landeseigentümlichkeit."

Also mit achtundzwanzig Jahren schon Gefreiter und dann auch noch kahlköpfig, zum mindesten aber grau! Herrliche Aussichten für die Zukunft.

„Wie lange sitzen Sie denn schon an diesem Fleck?" „Drei Jahre, Herr Leutnant," antwortete der Unglücksmensch. „Aber mir gefällt es ganz gut hier; allerdings habe ich seit sieben Monaten, als mir zum letzten Male Proviant gebracht wurde, keinen Weißen mehr gesehen. — Wenn nur das Fieber nicht wäre!" — Dabei schlotterten ihm die Knie, und die Augen funkelten in den dunklen Höhlen. Da drängte sich der Sergeant, der glückliche Springbockschütze, heran. „Kommen Sie wieder ins Bett, Hammer." Er nahm den grauhaarigen kaiserlichen Gefreiten am Arm und zog ihn in das Innere der Höhle.

„Ist Ihr Fieberthermometer in Ordnung, haben Sie noch Chinin"? so hörten wir ihn fragen. — Dann wandten wir uns still ab. Wir führten unsere müden Gäule an die Felswand heran, um abzusatteln. Wir waren alle recht wortkarg geworden; war das mit heroischer Standhaftigkeit getragene Schicksal des Mannes oder war die Aussicht, vielleicht selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einmal monatelang, vielleicht jahrelang, so ganz allein in der Wildnis zu stehen, die Ursache unserer Schweigsamkeit.

Unsere Pferde drängten nach dem Wasser. Sie wurden an der Trense nach der sogenannten Pütze geführt, einem Wasserloch, das in den steinigen Boden getrieben worden war. Über dem Loch selbst quietschte eine von zwei fast nackten Kaffern gedrehte Winde, an deren Seilende ein leerer Petroleum-Tin befestigt war, vermittelst dessen das Wasser in den neben dem Wasserloch stehenden langen Trog geschöpft wurde. Gierig stürzten sich die Pferde auf den kühlen Trunk. Bis über die Nüstern steckten sie die Mäuler hinein und soffen sich so voll, bis sie kugelrund geworden waren. Dann wurden sie laufen gelassen, sie schnupperten am Boden, suchten sich ein sandiges Fleckchen aus, legten sich nieder und rollten sich unter behaglichem Grunzen. Nachdem sie so ihren Reinlichkeitstrieb befriedigt hatten, setzten sie sich in Bewegung, getrieben von einem kleinen Kaffernjungen, der zwar nichts auf dem Leibe, dafür aber eine brennende Tabakspfeife im Munde hatte, um auf die Weide gebracht zu werden. Hoch oben in den Bergen sollte sie sein.

Da kam unser Springbocktransport. Wie nach einem Taifun stieg das Barometer unserer seelischen Stimmung!

Das Fieber und die Sorge vor der Einsamkeit waren vergessen. Wir wollten uns nützlich machen beim Zerlegen des Wildes, helfen, so gut wie wir konnten, aber da gab es nichts. „Ich brauche niemand," erklärte kategorisch der alte Schutztruppler, „Ihr könnt es doch nicht". — Aber wir durften wenigstens zusehen. — Im Handumdrehen war das Wild abgezogen und zerlegt. Die Leber schmorte nach fünf Minuten in einer Pfanne auf dem offenen Herde, der dicht neben dem Stationshause stand. Kunstgerecht wurde sie vom alten Schutztruppler gewendet und gesalzen und auf zwei aus dem Stationsgebäude geholte, schon recht alt aussehende Blechteller gelegt. — „Die eine Portion ist für den Kranken da drinnen," erklärte der alte Schutztruppler, „die andere für den Leutnant".

Ich nahm den für den fieberkranken Gefreiten bestimmten Teller, ging in das Stationsgebäude, wo der Sergeant noch am Bette des Kranken saß, das aus einem auf zwei leeren Kisten stehenden Rahmen von knorrigem Naturholz bestand, in dem schachbrettförmig gespannte, ungegerbte Ochsenriemen die Matratze bildeten. Der Kranke lag bis an die Nasenspitze eingehüllt in Decken und Felle. Der Sergeant hatte für Tee gesorgt; soeben zog er das Fieberthermometer aus der Achselhöhle des Kranken. „40 Grad, na, das geht immer noch," bemerkte er ruhig; „heute abend wird nochmals gemessen. Fällt das Fieber bis dahin, dann gibts Chinin." Ich freute mich, daß der Todeskandidat — denn als solchen sah ich den Gefreiten unbedingt an — mit Behagen die Leber verzehrte, und sah mich während dieser Zeit in der Behausung um.

Ein roh gezimmerter Tisch, zwei leere Kisten als Sitzgelegenheiten, ein Waschbecken, das war die ganze Ausstattung. In der Ecke lehnten einige Säcke, wahrscheinlich mit Proviant gefüllt. An der Wand hing ein Regal, in dem Büchsen mit Corned-Beef, Tee und Gewürzen standen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über dem Bett waren das Gewehr und der Patronengurt befestigt. — Eine Robinson-Crusoe-Einrichtung konnte nicht einfacher sein.

Als der Gefreite gegessen hatte, verließ ich mit dem Sergeanten das Haus und fragte draußen erwartungsvoll, was er denn von der Krankheit hielte. „Gar nichts," war die ruhige Antwort. „Das sind solche kleine Fieberanfälle, die öfter mal kommen, dafür sind wir in Afrika."

„Ehlers," so rief er zum Koch, dem alten Schutztruppler hinüber, der gerade die zwei Keulen des Springbockes in einen eisernen Kessel versenken wollte, „heute Mittag gibt es Springbockbraten mit Makkaroni, hinterher Backpflaumen. Der Braten wird gespickt. Holen sie sich das Schmalz, den Speck und die Pflaumen vom Gefreiten Hammer, der noch davon in seinen Proviantbeständen hat. Als Ausgleich bleibt die Hälfte des Springbockes hier."

Wir waren starr. Nicht allein über das in Aussicht stehende lukullische Mahl, als vielmehr über die Vielseitigkeit dieser alten Reiter, die scheinbar alles konnten. Ehlers ging mit einer Sachverständigkeit ans Werk, den Braten zu spicken, als ob er im Savoy-Hotel in Berlin Kochstunde gehabt hätte. Dabei war er Grobschmied von Hause aus und beschlug in Nonidas die Pferde.

Wir hatten noch viel zu lernen, wenn wir vollwertige Südwestafrikaner werden wollten.

Als wir unser herrliches Mittagsmahl verzehrt hatten, und die Schatten der Sonne schon länger geworden waren, kehrten die Pferde und die Esel der Station, denen sich unsere Tiere angeschlossen hatten, begleitet von den eingeborenen Wächtern, von der Weide zurück. Sie wurden gezählt und hierbei in den Kraal getrieben. Dann fingen wir unsere Pferde heraus, stellten sie in Reih und Glied auf und putzten eine ungeahnte Menge von Schmutz von ihnen herunter.

Der Sergeant, der heute morgen der Jägersmann, dann der Doktor, mittags der Verpflegungsdirektor gewesen war, fungierte jetzt wieder als echter alter Kavallerie-Unteroffizier, und ich fühlte mich in Gedanken in den Abendstall meiner heimatlichen Schwadron versetzt.

* * *

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Wir ritten (in Windhuk) den Höhenrücken hinauf, an dem schmucklosen Gouvernementsgebäude, der Wohnung des Landeshauptmannes, vorbei und ließen zur Linken ganz niedrige rote Gebäude liegen, vor denen einzelne Reiter standen, die uns zuwinkten. Eine Menge farbiger Kinder mit einer noch größeren Anzahl kläffender Hunde hatten sich eingefunden und betrachteten uns mit lautem Geschnatter. Dann hielten wir vor der Festung und saßen ab. Wir klopften den braven Pferden, die uns so sicher den weiten Weg bis hierher getragen hatten, den Hals; wohl keiner von uns ahnte, das für manchen mit dem Anfang, den unser erträumtes Reiterleben genommen hatte, auch schon das Ende erreicht sein sollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der Transport wird der ersten, hier garnisonierenden Feldkompagnie angeschlossen, der Feldwebel wird alles weitere veranlassen," so rief der Oberleutnant. „Laßt es euch gut gehen, Leute, ihr habt eure Sache brav gemacht!" Dann griff er grüßend an seinen Hut, wandte das Pferd und ritt langsam den Höhenrücken hinunter.

„Absatteln und abzäumen!" erscholl das Kommando. Ich gab meinem kleinen Braunen noch einen kleinen Klaps auf das Hinterteil, dann drehte er sich um und folgte den Pferden, die von den Eingeborenen fortgetrieben wurden. — Mit unserem Sattelzeug und dem Gewehr betraten wir den Hof der viereckigen Feste, um auf die Stuben verteilt zu werden. Ich kam mit noch zwei meiner Kameraden in eine kleine Stube, in der schon fünf alte Schutztruppler, die augenblicklich nicht anwesend waren, lagen. Trotz der einfachen Einrichtung, die nur aus dem Bett, einem Schemel und einem Lattengestell zum Aufhängen der Kleider für jeden Mann und außerdem aus einem großen Tisch für die Allgemeinheit bestand, fühlte ich mich sofort heimisch, denn gegen den Schuppen in Nonidas, den wir beinahe vier Wochen bewohnt hatten, war es doch eine wesentliche Verbesserung. Die Uhr der Feste hatte mit ihrem hellen Schlage gerade die Mittagsstunde verkündet, als es auf dem Hofe lebendig wurde. Von allen Seiten strömten Gestalten herein. Aber, waren das Kaiserliche Reiter? Maurerkellen und Farbentöpfe in den Händen, bekleckert von oben bis unten, andere, Spaten über den Schultern tragend, manche berußt, als ob sie an einem Hochofen arbeiteten, so kamen sie an. Hinter den meisten schwänzelte ein vierbeiniges, kleines oder größeres Lebewesen einher, in dem man mit einigem guten Willen einen Hund erkennen konnte. Zwei der Maurer und zwei ganz Berußte betraten unsere Stube, gefolgt von drei Kötern. „Na, seid ihr endlich da?" schrien sie uns entgegen und schüttelten uns derb die Hände. „Es wurde höchste Zeit, daß ihr kamet, denn wir haben es satt, noch weiter den Arbeiter zu spielen, wir wollen nach Hause!" — „Den Arbeiter spielen?" so warf ich fragend ein. — „Jawohl, den Maurer spielen," antwortete heftig ein rothaariger, wild aussehender Geselle, dessen Kleidung über und über mit Kalk bespritzt war. „Ich habe die Naukluft mit erobert, und jetzt sitze ich seit drei Jahren hier und darf Häuser für die Offiziere und die Herren Beamten bauen, und bin doch als Reitersmann herausgekommen!" Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. „Und ich," klagte einer der Berußten, „ich wurde nach dem Orlog 96 aus dem schönen Gobabis hierher versetzt und zur Belohnung dafür, daß ich mich dort habe zerschießen lassen, baue ich fortgesetzt Wagen. — Aber natürlich nicht für mich," fügte er lachend hinzu. „Ihr habt doch wenigstens noch etwas vom Lande gesehen," grollten die anderen beiden. „Wir sind drei Jahre hier, und haben die Nase noch nicht rausstecken dürfen. Hätten wir das gewußt, wir wären sicherlich zu Hause geblieben."

„Aha, der Herr Assessor!" schrie lustig der Chor, beim Eintritt eines Fünften, der auf uns zukam und uns die Hände schüttelte. Der Herr Assessor? Wunder über Wunder. „Ihr habt gut lachen," antwortete dieser gereizt. „Sitzt mal den ganzen Tag hinter staubigen Akten und

verschreibt Tinte fässerweise, da würde das Lachen euch schon vergehen. Ihr arbeitet doch wenigstens an der frischen Luft. Ich fühle mich wie der Vogel im Käfig. Das habe ich nicht geahnt, als ich mich von meinem Jägerbataillon nach Afrika meldete." „Beruhige dich, Assessor," erwiderte der Rothaarige, „in knapp vier Wochen schwimmen wir, dann hat die Plackerei ein Ende." — Wir Neulinge standen da und sperrten Mund und Nase auf. War das die Herrlichkeit des südwestafrikanischen Reiterlebens? — „David, Fledermaus," schrie der Rothaarige. Zwei kleine Hottentottenjungen stürzten herein, ungefähr ebenso wie der uns bekannte Postbote bekleidet, mit Anzügen, die wahrscheinlich schon vor mehreren Jahren als vollkommen unbrauchbar ausrangiert worden waren, nur daß die ganze Aufmachung noch lächerlicher wirkte, da mindestens drei solcher kleinen Knirpse in einen Rock paßten, von den Längenverhältnissen ganz abgesehen. Die Jungen nahmen nach Soldatenart Stellung an der Tür, mit den zerlumpten Reiterhüten in der Hand, und warteten. „Hal de schotel," sagte der Rothaarige, „loop in de kombuis en hal de kost, mar voor acht misters" *). Die beiden Bengels waren wie der Wind hinaus und erschienen sehr bald mit zwei dampfenden Schüsseln, die sie auf den Tisch stellten.

„Kommt her, ihr Neulinge, und laßt es wenigstens euch schmecken, denn uns schmeckt es schon lange nicht mehr," sagte der Rothaarige. Wir nahmen auf den Schemeln Platz, zogen unsere Löffel aus dem rechten Stiefelschafte, wo wir sie nach echt südwestafrikanischer Reiterart als dem sichersten Aufbewahrungsorte während des ganzen Rittes getragen hatten, und langten zu. Es gab ein großes Stück Rindfleisch und weiße Bohnen. Das Essen war gut, und wir hieben tüchtig ein. Die alten Reiter machten spitze Zähne und aßen wenig.

„Ja," sagte der eine, „das Essen mag ja an und für sich nicht schlecht sein, aber so gar keine Abwechslung gibt es bei dieser Massenabfütterung. Wenn ich an mein Gobabis zurückdenke, wo ich als Koch fungierte. — Was gäbe ich bloß für eine tüchtige Schüssel Kartoffeln." „Halt deinen Schnabel und mache mir den Mund nicht wässerig," erwiderte der Rothaarige, vom Tische aufstehend und, nachdem er sich sein Pfeifchen angezündet hatte, sich auf sein Bett werfend, wo inzwischen einer der Köter schon lag. Die anderen Reiter folgten bald seinem Beispiel. Der letzte, der vom Tische aufstand, rief die beiden Jungens herein, die schon an der Türe lauerten und nun wie die Geier über die Schüsseln herfielen, sie heraustrugen und unter unseren Fenstern den ansehnlichen Rest ihres Inhaltes mit behaglichem Schmatzen ausaßen. — Im Zimmer war Ruhe eingetreten. Die meisten hielten einen Mittagsschlaf. Ich hatte mich auch auf mein Bett gelegt, aber schlafen konnte ich nicht. Wenn nur erst diese alten Reiter fort wären, so dachte ich; denn die gefielen mir gar nicht.

---

*) Holt die Schüsseln, lauft in die Küche und holt das Essen, aber für acht Mann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Der Säemann. (Schriftleiter: Carl Götze, Hamburg.) Jg. 1912. Heft 10.

Der Kunstwart und die deutsche Bildungsarbeit. Von Ernst Weber.

„Am 5. Oktober 1912 feiert der Kunstwart sein silbernes Jubiläum ...

Wenn wir jenes kulturelle Arbeitsfeld, dessen Reform sich Ferdinand Avenarius, der Herausgeber des Kunstwarts, vor 25 Jahren zum Ziel setzte, die künstlerische Kultur unseres Volkes, vergleichend überschauen: auch der stärkste Skeptiker unter uns wird hier einen Fortschritt nicht leugnen können.

Es ist anders geworden. Und es ist besser geworden. Und daß es anders und besser im deutschen Lande wurde, das ist nicht in letzter Linie ein Verdienst des Mannes gewesen, der den Kunstwart geschaffen und ausgestaltet hat. Klein und bescheiden war der Anfang. Ein Jahrzehnt hindurch stieg die Zahl der Besteller nicht über 400. Erst als Georg D. W. Callwey in München den Verlag übernahm und mit Geschick und Hingabe die Ideen des Herausgebers verlagstechnisch verwirklichte, wuchs die Zahl der Leser von Jahr zu Jahr. Heute wird das Blatt in einer Auflage von 20—22000 gedruckt. Dazu kamen die zahlreichen Kunstwartunternehmungen: die Meisterbilder und die Vorzugsdrucke, die Künstlermappen, die lyrischen, epischen und humoristischen Anthologien, die Avenarius selbst mit feinsinnigem Geschmack zusammenstellte, die Schatzgräberbüchlein u. a., nicht zuletzt die tatkräftige Mitarbeit des Dürerbundes, was dem Kunstwart seine weite Verbreitung und seine tiefe Wirkung sicherte.

Der Kunstwart ist nicht nur äußerlich, er ist auch innerlich gewachsen. Seine Spezialaufgabe hat eine gewaltige Ausweitung erfahren. Sie hat ihre Spezialziele nicht aufgegeben, aber sie hat sie mit anderen Teilzielen verbunden. Der Kunstwart ist zum Kulturwart geworden. . . . . .

Wir (deutschen Lehrer) brauchen neben den pädagogischen Führern auch außerpädagogische; aber nicht solche, die uns der Werktagsarbeit abspenstig machen, sondern Freunde, die uns den Heimweg in die pädagogische Provinz lieb werden lassen, weil sie in ihrem Reiche ähnliche Ziele im Auge hatten, wie wir in unserem ureigenen.

Ferdinand Avenarius kann uns einer dieser Führer sein und ist es bereits Tausenden geworden. Er zeigt uns die großen Ziele, in deren Licht uns die kleinen neu und bedeutungsvoll werden. Wer ein begeisterter Kunstwartleser ist, muß — sofern ihm sein Beruf vor pädagogische Aufgaben stellt — auch zum begeisterten Volkserzieher werden. Möge, was der „Kunstwart" im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens so vielen an Anregung und Förderung bot, der „Kunst- und Kulturwart" der kommenden Jahre den neuen Jüngern schenken, die seiner bedürfen und seiner Führung harren — besonders aus den Reihen der deutschen Erzieher."

Ratgeber für Jugendvereinigungen. (Herausgeber: Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. jur. Fr. Reimers, Berlin.) 6. Jg. Nr. 9.

Eine englische Studienreise. Von Dr. Fr. Reimers.

„..... Es ist bemerkenswert, daß fast alle englischen Begrüßungsreden ausklangen in den Wunsch friedlichen Neben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einanderarbeitens Deutschlands und Englands. Es hat uns tief ergriffen, als der Leiter der weltbekannten Sunlight-Werke uns in heiligem Ernste zurief: alle Engel würden weinen und die Teufel würden lachen, wenn die beiden großen germanischen Nationen sich im Kampfe gegenseitig zerfleischten. Mir stand es damals fest: Wollen wir dauernde Freundschaft auf Grund voller Achtung, dann müssen wir Deutschen uns bei den Engländern vollen Respekt erzwingen. Alles, was wir tun, um unsere Jugend tüchtig, körperlich stark und sittlich gesund zu machen, wird dazu dienen, dem rasseverwandten Volk Achtung und das Gefühl innerer Gemeinschaft abzunötigen. Aus diesem gegenseitigen Wettkampf der beiden germanischen Völker kann der Menschheit ein unabsehbarer Segen erwachsen....."

Rund um uns

Mehr Liebe für die Lebenden! (Zum Totensonntag.) An dem Tage, der dem Gedenken an die Toten besonders geweiht ist, pilgern die Menschen hin zu den Ruhestätten der Verstorbenen, auf den Kirchhöfen ein dichtes Gewoge von dunkelgekleideten Gestalten. Der Winter ist nahe, ja, in einigen Gegenden hat er die Grabhügel schon mit weißem Sammet überzogen, aber an diesem Tage sind vieltausend Hände eifrig geschäftig, den schon kahlen Totengarten mit einer Fülle von Blumen so würdig wie nur irgendmöglich zu schmücken.

Alles was Frohsinn heißt, ist an diesem Tage in mancher Brust erstorben, und wie Lichter am Abend auf zahlreichen Gräbern brennen, so brennt der Schmerz um den Verlust geliebter Menschen im Herzen.

Voll einer herben, düsteren Schönheit ist der Totensonntag, und doch sollte von ihm ausgehen der laute Ruf in alle Welt: „Mehr Liebe für die Lebenden!"

Das Furchtbarste, was es an menschlichen Gefühlen gibt, ist wohl die, oft ganz plötzlich mit elementarer Gewalt, hervorbrechende Reue am Grabe eines, der uns nahegestanden. Wir legen unser Gesicht auf die kalte Erde seines Grabhügels, unseren Augen entströmen Tränen, von denen wir meinen, es seien Bäche unseres tiefsten Herzblutes; wir krallen unsere Finger in den harten Boden — herausnehmen möchten wir den, der da unten liegt, ihn nun zu lieben, wie es ehedem hätte sein müssen. Aber immer wieder schreit es in uns auf in fast vernichtender Verzweiflung: Zu spät!

Um uns Menschen zu schützen vor solchen Seelenkrämpfen gibt es und soll es nur eins geben: „Mehr Liebe für die Lebenden", mehr Liebe, mehr Güte, mehr Verstehen, solange wir allzusammen einander noch lebend in die Augen schauen dürfen!

„Mehr Liebe für die Lebenden!" müßte über jedem Friedhofstor stehen, von jedem Grabe in goldenen Lettern den noch Wandelnden grüßen und mahnen! Fürwahr, auch der Toten Feiertag würde dadurch noch erhöht werden. —

Und ihr, denen sich die Reue als frische Wunde dieses Mal auftut, legt, ehe die rote Spätherbstsonne den nächsten Tag begonnen hat, als wundersamen Balsam auf euer Herz den Kernspruch für dieses Leiden, den heiligen, unerschütterlichen Vorsatz: „Mehr Liebe für die Lebenden — von nun an!"

Emma Usthal-Jaeckel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die „Abstinenz", ein neuer Lebensversicherungsverein in Hamburg. In Hamburg ist vor kurzem ein Lebensversicherungsverein gegründet, der wegen seiner Eigenart besondere Beachtung verdient:

Der Verein will, wie sein Name — „Abstinenz" — schon andeutet, ein Versicherungsverein ausschließlich für Alkoholenthaltsame sein. Durch die Gründung des Versicherungsvereins „Abstinenz" soll einmal den Abstinenten, die ihr Leben versichern wollen, ein nicht unbedeutender wirtschaftlicher Vorteil geboten werden. Zum andern handelt es sich um die Gewinnung wissenschaftlichen Tatsachenmaterials über den Einfluß der Enthaltsamkeit auf die Lebensdauer, also um einen ideellen Vorteil für die Alkoholgegnerbewegung. Bekanntlich ist bei sonst gleichen Verhältnissen die Lebenserwartung des Alkoholenthaltsamen günstiger als die des Alkoholgenießenden. Man weiß, daß aus diesem Grunde z. B. in England ein Abstinent, der sein Leben versichern will, erheblich niedrigere Prämien zugestanden erhält als ein Nichtabstinent. Die deutsche Nüchternheitsbewegung hat aber ein Interesse daran, daß ihre Mitglieder der gleichen Vergünstigung teilhaftig werden können wie die englischen Abstinenten. Deshalb, und ferner, weil deutsche Zahlen über „Abstinenz und Lebensdauer" noch nicht vorhanden sind, der Wert der ausländischen Statistiken in Deutschland jedoch oftmals angezweifelt wird, ist die Gründung eines neuen Versicherungsvereins für Abstinenten von großer Wichtigkeit. Wohl werden sich, aller Voraussicht nach, mit dem Wachstum der deutschen Nüchternheitsbewegung bald die größeren deutschen Lebensversicherungsgesellschaften dazu entschließen müssen, den Abstinenten Vorzugsprämien einzuräumen, vielleicht auch sie nach dem Muster englischer Gesellschaften in besonderen „Abstinentenabteilungen" zu registrieren. Aber die wirtschaftlichen Vorteile, die Privatgesellschaften den deutschen Enthaltsamen zugestehen könnten, werden denen nicht gleichkommen, die der neue Verein zu gewähren in der Lage ist. Und der Hauptzweck der neuen Gründung, die Beschaffung wissenschaftlich einwandfreien Zahlenmaterials über die Sterblichkeit der Abstinenten dürfte überhaupt nicht zu erreichen sein, wenn die Zahl der deutschen Abstinenten als Versicherungsnehmer auf mehrere oder gar viele Gesellschaften sich verteilen würde. Denn wissenschaftlich einwandfreie Zahlen lassen sich nur erbringen, wenn man sich auf ein Material von mindestens Zehntausenden, am liebsten Hunderttausenden stützen kann. Das ist bei der jetzt und auch in naher Zukunft noch so kleinen Gesamtzahl der deutschen Abstinenten nur dann zu erreichen, wenn die abstinenten Versicherungsnehmer sich möglichst vollzählig in derselben Gesellschaft zusammenfinden.

Die Mittel, die das Kaiserliche Aufsichtsamt für Privatversicherung als notwendig bezeichnet hat, um den neuen Verein nach jeder Richtung hin sicherzustellen, sind vom Guttemplerorden, dem Verein abstinenter Ärzte des deutschen Sprachgebietes, der Germania, Abstinentenbund an deutschen Schulen, und von Mitgliedern aus den Kreisen des Vereins abstinenter Philologen, des Bundes abstinenter Frauen und anderer Abstinenzorganisationen aufgebracht worden. Dem Kaiserlichen Aufsichtsamt haben auch die Prämiensätze der „Abstinenz" zur Genehmigung vorgelegen. Es sind wohl die niedrigsten Sätze in Deutschland. Dazu werden erhebliche Ermäßigungen in Form von Dividenden-Rückvergütung treten. Denn die „Abstinenz" wird sehr billig arbeiten können. Es fallen bei ihr fort die hohen Gehälter für Direktoren und Aufsichtsräte, die Provisionen an Agenten u. a. m., — alles Ausgaben, die bei den Privatversicherungsgesellschaften eine große Rolle spielen. So betrugen z. B. im Jahre 1910 die Gesamtverwaltungskosten der Berliner Gesellschaft Friedrich Wilhelm M. 2 100 685, die der Gesellschaft Nordstern M. 3 389 364 und die der Viktoria-Gesellschaft ebenfalls in

Berlin, sogar M. 6 274 228. Solche Lasten bleiben der „Abstinenz" erspart. Man nimmt, gewiß mit Recht, an, daß die Nüchternheitsbewegung als solche das Werben von Versicherungsnehmern zu einer ihrer Aufgaben machen wird. Die zum Stammkapital eingezahlten Beträge werden nicht höher als mit 5% verzinst. Auch die Bürokosten dürften sehr gering bleiben, da der Guttemplerorden die Räume und Einrichtungen seiner Hauptgeschäftsstelle in Hamburg in den Dienst der „Abstinenz" stellen wird.

Da die „Abstinenz" nicht dazu geschaffen worden ist, um etwa Wohltaten zu erweisen, so wird natürlich bei den Aufnahmen sehr streng verfahren, und nur einwandfrei gesunde Abstinenten können zugelassen werden. Das wird sicherlich die geschäftlichen wie auch die wissenschaftlich-statistischen Ergebnisse günstig beeinflussen. Dazu kommt, daß solche Versicherungsnehmer, die die enthaltsame Lebensweise aufgeben, ausscheiden müssen. Die „Abstinenz" kauft ihre Police nach Maßgabe der Satzungsbestimmungen zurück. Sie können das Gesamtresultat nicht verschlechtern, wie das so oft bei allen anderen Versicherungsanstalten der Fall ist, wo man Leute, die bei Abschluß ihres Vertrages gesund und vernünftig lebten (Trinker nimmt man ja bekanntlich nirgends auf), mit durchschleppen muß, wenn sie später Alkoholiker geworden sind.

Daß man bei der Gründung äußerst vorsichtig zu Werke gegangen ist und auch keiner der Versicherungsnehmer etwas riskiert, dafür bürgt neben dem Kaiserlichen Aufsichtsamte für Privatversicherung in Berlin auch die Tatsache, daß vorläufig Versicherungen, von über 5000 M. — unter 1000 M. wird keine Police ausgestellt — von der „Abstinenz" noch nicht geschlossen werden sollen, vielmehr übernimmt die „Abstinenz" bei Versicherungsabschlüssen, die höhere Beträge betreffen, die Vermittlung für den 5000 M. überschießenden Betrag bei einer anderen Gesellschaft zu den gleich niedrigen Prämiensätzen. Es wird also jeder deutsche Abstinent jede beliebige Summe bei der „Abstinenz" selbst oder durch sie versichern können. Auch für nichtorganisierte Abstinenten trifft das zu, da für solche Personen eine jährlich zu wiederholende schriftliche ehrenwörtliche Erklärung über ihre enthaltsame Lebensweise vorgesehen ist.

Man kann diesem neuen Versicherungsverein (dessen 1. Vorsitzender Hermann Blume, Hamburg, 2. Vorsitzender Stadtrat Dr. med. Leonhart, Kiel ist, und deren Geschäftsführer, G. Koehler, Hamburg 30, Eppendorferweg 265, auf Wunsch Auskunftsblätter, Satzungen usw. versendet) nur das beste Gedeihen wünschen. Nicht nur im Interesse der Abstinenten und der Abstinenzbewegung, sondern überhaupt im Interesse der Allgemeinheit. Denn diese neue Einrichtung wird mit dem von ihr zu erwartenden wichtigen wissenschaftlichen Material unserem Volke einen Dienst von größter Tragweite erweisen.

Richard Dehmel über Schulbuch und Dichtkunst. Welcher ehemalige Gymnasiast behält nicht für sein ganzes Leben die wundersamen Verse:

Als Maskulinum merke ās,
Neutrius generis ist vās.

Oder:

Auf ūs laß alle männlich sein,
Doch räume ū dem Neutrum ein.

Diese Beispiele lassen sich reichlich vermehren. Man braucht nur Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik zur Hand zu nehmen. Ist es wirklich recht, Kindern solche Verse einzuprägen? Was in der deutschen Stunde für die Kenntnis und Schätzung der herrlichen deutschen Sprache und Dichtung etwa gewonnen wird, das wird in der lateinischen Grammatikstunde grausam zerstört. Auf ähnliche Mißstände macht Richard Dehmel in einem Aufsatz „Schulbuch und Kinderseele" aufmerksam (enthalten in dem schönen Buche „Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt", S. Fischer Verlag in Berlin). Er spottet über die abstrakte Salbaderei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den Lesebüchern, die durch und durch unkindlich ist. Da finden sich etwa folgende Zeilen: „Hab Dank, im Himmel du Vater mein, daß du hast wollen bei mir sein!" „Ich frage jeden," sagt Dehmel, „der über diese gottsjämmerliche Prosa — (ach nein, es sollen Verse sein, es reimt sich nämlich ‚sein' und ‚mein') — gestolpert ist: Was soll ein Kind damit anfangen? Was soll es sich vorstellen bei diesen Worten, deren Satzbau es nicht einmal fassen kann!" (S. 115). Als Parademonstrum solcher törichter Empfindlichkeit führt er ein „Gedicht" von Dieffenbach an:

Das kranke Kind.

Kindlein liegt so matt und müde,
In dem kleinen Bettchen da;
Ach, es ist so krank geworden,
Das sonst fröhlich um sich sah.

Springen kann es nicht und singen
Wie es sonst so gern getan;
Seine Puppen, seine Bilder
Mag es gar nicht sehen an.

Mütterlein in süßer Liebe
Ihren Liebling treu bewacht,
Und sie betet für Helenchen,
Sorget für es Tag und Nacht, usw.

Durch solchen Wortschwall wird gar nichts erreicht. Eine Vorstellung, die sich in klarer Prosa bequem in wenigen Sätzen sagen läßt, wird da in 20 bis 30 Verszeilen zu einer logisch verschachtelten Gefühlsangelegenheit aufgetakelt. Das mag nun vielen Erwachsenen äußerst „einfach" erscheinen, aber „auf unverbildete Kinder wirkt solche redselige Simpelei viel komplizierter und raffinierter, als wenn man ihnen mit drastischer Technik einen ganzen Wirbel von Luftgeistern vorführt, die hundertfach ihre Gestalt verwandeln" (S. 119). In dem oben angeführten Gedicht tritt ein Krebsschaden der Schulbuchliteratur hervor: Die Verballhornung unsrer Muttersprache durch dilettantische Künstelei. Welches Papierdeutsch steckt in den folgenden Versen:

Gott erhöret gern ihr Beten,
Freundlich er zum Kind sich neigt.

Häßlich wirkt schon die veraltete Form „erhöret", die aus Versfußnöten verwendet wird; dann „ihr Beten" statt ihr Gebet; endlich die verlegene Inversion des zweiten Verses, statt: „freundlich neigt er sich dem Kind zu". Wie arg dieses verbastelte Versdeutsch selbst größere Kinder noch verdutzt, dafür gibt Dehmel ein gutes Beispiel. „Ein zehnjähriger, ebenso harmloser wie aufgeweckter Junge fragte mich nach einer Schillerfeier, bei der er von einem Schützenverein die „Wacht am Rhein" hatte singen hören: Was soll das eigentlich bedeuten: fest steht und treu die Wacht am Rhein? Ich habe ihm darauf bloß erwidert: das soll bedeuten: fest und treu steht die Wacht am Rhein! Und ich möchte allen Dichtern und Lehrern wünschen, sie hätten da sein „Ach so —" gehört und seine verblüfften Augen gesehen." Wir sehen hier, daß Dehmels Mahnungen nicht etwa nur die Pädagogen, sondern auch die Dichter angehen. Er meint mit Recht, sogenannte poetische Lizenzen sollte das Schulkind überhaupt erst kennen lernen, wenn sein Sprachgefühl ganz gekräftigt ist. Denn das hänge aufs innigste zusammen mit der Festigung des ganzen Charakters. Die seelische Wahrhaftigkeit gehe in die Brüche, wenn sich das natürliche Sprachgefühl immerfort auf Befehl verstellen müsse. „Freilich" — so fügt er etwas bissig hinzu — „in einem Kulturmilieu, wo man bei jeder Gelegenheit, bei der es offizielle Toaste zu schwingen gibt — von der Kindtaufe bis zum Leichenschmaus, vom Schützenfest bis zur Schillerfeier — schlechte Verse für gerade gut genug hält, das verlogene „Hochgefühl" einzukleiden, da begegnet die Wahrheit wohl tauben Ohren". (S. 124).

Wie kurzsichtig oft die Erwachsenen über wirkliche Kinderpoesie urteilen, das hat Dehmel selbst einmal in drolliger und sehr bezeichnender Weise erfahren: an seiner Hampelmannsdichtung „Fitzebutze." Fast alle Rezensenten hätten anfangs an der Babysprache der kleinen Detta Anstoß genommen: Es sei unpädagogisch, Kinder in ihren Fehlern zu bestärken; es sei unpsychologisch, daß ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so mundfertiges Mädelchen noch solche kindliche Aussprache haben solle. Man merkte eben vor lauter Logik gar nicht, obwohl es einzelne Worte des Gedichtes geradezu faustdick andeuten, daß die Detta sehr wohl „richtig" sprechen kann und nur Spaß mit ihrem Hampelmann macht. Dehmel hat eine ganze Reihe von Kindern gefragt, wie sie das Gedicht verstehen, und kein einziges gefunden, das es nicht gleich richtig verstanden hätte.

Auch von sich selbst erzählt Dehmel einiges, das interessant ist: „Ich lernte als dreijähriger Knirps schon lesen, aber freilich in keiner Fibel, sondern in einer großmächtigen Bibel und in den Bilderbogen von Busch, und noch heute leben mir diese Lehrstunden bei meiner unmethodischen Großmutter wie Weihnachtsfreuden in der Erinnerung". (S. 120).

Man wird es dem feurigen Dichter nicht übel nehmen, wenn er etwas scharf ins Zeug geht. Es ist nicht etwa so, daß unsere Schulbücher voll von schlechten Dichtungen steckten. Noch törichter wäre die Meinung, daß die „Schulmeister" überhaupt nichts von Poesie verständen. Das will Dehmel nicht sagen. Es handelt sich bei den angeführten Beispielen um Rückstände einer vergangenen Zeit. Allerdings hat Dehmel für den bekannten Hey, dessen Gedichte noch immer die Lesebücher der Elementarklassen füllen, nicht viel übrig. Daß immerhin noch mancher Mißbrauch mit der Dichtkunst getrieben wird, zeigen die oben angeführten Verse aus der lateinischen Grammatik. Dehmels „Betrachtungen" enthalten noch manche andere beachtenswerte Aufsätze. **Dr. Otto Conrad.**

Frau Ottilie v. Hansemann geb. v. Kusserow in Berlin hat, veranlaßt durch den Aufsatz „Der Vortrupp und die Frauenbewegung", der Schriftleitung des „Vortrupp" die Summe von einhundert Mark für Vortruppzwecke übersandt. Die Summe wird verwendet werden, um dem genannten Aufsatze die größtmögliche Verbreitung zu geben.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Naturwissenschaftlich-Technische Volksbücherei. Herausgegeben von Dr. Bastian Schmid. Theod. Thomas, Leipzig.

Heft 39:
Wunder, E.: Drahtlose Telegraphie. M. 0,20.

Heft 44:
Lipschütz, Dr. Alexander: Von den Drüsen unseres Körpers. M. 0,20.

Heft 45:
— Pflanze und Tier. M. 0,20.

Heft 46:
— Wasser und Salze im Haushalte des Organismus. M. 0,20.

Heft 47/51:
Siebert, Dr. Friedrich: Anatomie des Menschen. M. 1,—.

Heft 52:
— Die Geschlechtskrankheiten. M. 0,20.

Heft 53/55:
Bauer, Dr. Hugo: Chemie der menschlichen Genußmittel. M. 0,60.

Burger-Villingen, R.: Das Geheimnis der Menschenform. 2 Bände. Kart. M. 10,—; geb. M. 12,—. Fritz Eckardt, Leipzig.

Goldscheid, Rudolf: Friedensbewegung und Menschenökonomie. M. 1,—. Verlag der „Friedens-Warte", Berlin.

Fried, Alfred H.: Kurzgefaßte Darstellung der Pan-Amerikanischen Bewegung. M. 0,50. Verlag der „Friedens-Warte", Berlin.

Jordan, David Starr: Krieg und Mannheit. M. 0,50. Verlag der „Friedens-Warte", Berlin.

Suttner, Bertha von: Die Barbarisierung der Luft. M. 0,50. Verlag der „Friedens-Warte", Berlin.

Schöll, Fr.: Landwirtschaft, Weinbau und Alkoholfrage. M. 0,10. Mimirverlag Reutlingen.

Franke, Th.: Geschichte des Staatsgedankens in Schule und Erziehung. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,20. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Franke, Th.: Der Staatsgedanke in der Volksschule. Geh. M. 1,—. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Falkenburg, Heinrich: Jugendlektüre und Kulturleben. M. 0,80. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang — Nr. 22 — 16. November 1912

Ein „Deutscher Volksrat".

Der Gedanke und seine Väter.

Der Gedanke stammt, glaube ich, von Theodor Fritsch. Die große Öffentlichkeit — will sagen, die Menschen, die nur Tageszeitungen lesen — hat bis vor kurzem wenig von der Idee gehört; aber sehr viele von denen, die tätig mitschaffen am Deutschtum unsrer Zeit, haben versucht, sie weiter zu entwickeln. So Gustav Simons, Wilhelm Schwaner und Kurt Breysig, vor allem auch Ferdinand Avenarius. Mehr als alle andern aber hat Heinrich Driesmans einen der Gegenstände seiner Lebensarbeit daraus gemacht. Driesmans*) ist es auch gewesen, der am 14. Oktober 1912 durch seinen Vortrag auf dem Kongreß für biologische Hygiene zu Hamburg**) die Sache zuerst vor eine ganz breite Öffentlichkeit gebracht hat.

„Deutsches Kulturparlament" nannte man den Gegenstand dieses Gedankens bisher; jetzt in Hamburg hat Professor Paul Förster vorgeschlagen, anstelle dieses Fremdwortes ein deutsches Wort zu setzen: Vom „Deutschen Volksrat" solle man in dieser Sache künftig sprechen. Und dabei mag es nun bleiben.

Worum handelt sichs? Um einen Ausfluß der Erkenntnis, aus der auch unser Aufsatz „Wahl"***) gewachsen ist. Der Erkenntnis, daß unsre deutschen Parlamente, der Reichstag voran, so wie sie heute sind, für viele wichtigste Dinge im Volksleben versagen — versagen müssen; weil nämlich die deutschen Parlamente unsrer Zeit im wesentlichen nur noch eine — allerdings a u c h hervorragend bedeutungsvolle — Aufgabe erfüllen: eine Stätte zu bieten, wo die Interessen der verschiedenen W i r t s c h a f t s gruppen unsres Volkes ihren Kampf ausfechten (wenn auch zu

---

*) Driesmans führt von namhaften Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die sich mit dem Unternehmen beschäftigt haben, besonders noch die folgenden an: Prof. Budde, Dr. Röse, Dernburg, Felisch, Goldberger, Heilfron, Prof. v. Liszt, Muthesius, Rathenau. D. Verf.

**) Siehe „Vortrupp" Nr. 5, 18, 20. — Der Urheber des Gedankens dieser Tagung war, wie wir bereits in jenen Nummern mitgeteilt haben, Herr H u g o E r d m a n n in Hamburg, Herausgeber der Halbmonatsschrift „Der allgemeine Beobachter". Der Kongreß hat seinen Vorstand zum dauernden Werbeausschuß erklärt, der unter anderm besonders auch den hier behandelten Gedanken eines „Deutschen Volksrates" fördern soll. D. Verf.

***) „Vortrupp" Nr. 2, Seite 33 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dreivierteln noch unter der Maske politischer Gegensätze). Warum das so geworden ist, und warum das zu einem sehr erheblichen Teil auch so bleiben muß, hat der „Vortrupp" in jenem Aufsatze „Wahl" zu zeigen versucht. Der „Vortrupp" hat dort aber auch gezeigt, daß die Parlamente auf diese Weise zwar etwas tun, was für die Erhaltung unsres Volkslebens unbedingt notwendig ist, daß aber mit der Erfüllung dieser Notwendigkeit noch so gut wie nichts für die Aufwärtsentwicklung des Volkes geschieht; ja daß man so noch nicht einmal allen Forderungen auch nur der bloßen Erhaltung unsres Volkes gerecht wird, weil in Parlamenten, die so völlig vom Widerstreit der Erwerbsinteressen beherrscht werden, die wichtigsten Daseinsfragen des Volkes, die rassenhygienischen, nicht zu ihrem Recht kommen können. (Wie völlig gerade der deutsche Reichstag in einer entscheidenden Frage der Rassenhygiene kürzlich versagt hat, haben wir ja in dem Aufsatz „Der Vortrupp und die Frauenbewegung"*) nachgewiesen.) Wie gesagt, das steht alles in unserm Aufsatze „Wahl"; von dem allen gehen aber auch die aus, die den „Deutschen Volksrat" wollen. Und sie meinen, daß da gebessert werden sollte, genau wie unser Aufsatz „Wahl" das meinte. Wie immer wieder hervorzuheben ist, soll diese Besserung nicht etwa so aussehen, daß der Kampf der wirtschaftlichen Interessen aus unsrem Parlamentsleben verschwinden soll; wer das wollte, der würde Unsinn wollen, weil ein solches Verschwinden weder denkbar, noch auch nur im geringsten wünschenswert wäre. Aber so soll die Besserung aussehen, daß von den Lebensinteressen des Volkes auch diejenigen, die nun nicht wirtschaftlicher Natur sind — und unter ihnen wiederum vor allem die rassenhygienischen Dinge — im Parlamentsleben neben den wirtschaftlichen Interessen ihren Platz an der Sonne erhalten.

Zu dieser Besserung führen zwei Wege. Den einen hat unser Aufsatz „Wahl" zu zeigen versucht: der Weg heißt Einfluß auf die heute schon bestehenden Parlamente selbst. Wie das zu denken ist, bitte ich im Aufsatz „Wahl" nachzulesen; der Weg ist gangbar, führt aber langsam zum Ziel. — Der andere Weg ist dieser: neben die bestehenden deutschen Parlamente sollen andere Parlamente gesetzt werden, die das erfüllen können, was jene offenbar nicht vermögen, und die insofern berufen sind, das Wirken der bereits bestehenden deutschen Parlamente zu ergänzen. Also parlamentarische Versammlungen, wo die Fragen des Volkslebens an den Werten gemessen werden, die noch höher stehen, als die rein wirtschaftlichen Werte, wo vor allem der Maßstab der Rassenhygiene die ihm zukommende entscheidende Bedeutung erlangt. Das wollen die, die den „Deutschen Volksrat" wollen; sie denken dabei zunächst nur an ein einziges derartiges Kulturparlament, an eines für das ganze deutsche Reich, — also an eines, das ergänzend neben den deutschen Reichstag zu treten hätte.

---

*) „Vortrupp" Nr. 18, Seite 558, Abs. 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Klarstellung.

Das ist der Grundgedanke. Nun wollen wir dieser reinen Idee einige schärfere Umrisse geben, damit so ein Bild entstehe, das in Form und Farbe einigermaßen klar vorgestellt werden kann.

Erste Umrißlinie: Was unter dem Namen „Deutscher Volksrat" gefordert wird, das kann nur verstanden werden als ein richtiges Parlament mit scharf gezeichneten parlamentarischen Formen, mit einem Vorstande, und mit einer klar gefaßten Geschäftsordnung. Das muß um deswillen so besonders energisch betont werden, weil, bei der Aussprache über den Vortrag Driesmans' in Hamburg, von einigen Seiten Auffassungen vorgebracht wurden, die geeignet waren, den ganzen Gedanken von vornherein ins Nebelhafte aufzulösen: „Es solle sich überhaupt nur um eine unsichtbare Kirche handeln" und dergleichen. Nun ist aber mit aller Deutlichkeit auszusprechen: von derlei mystischen Vorstellungen und Bedürfnissen (davon, ob sie an und für sich berechtigt oder unberechtigt sind, ist hier mit keinem Worte zu reden) muß das, was als „Deutscher Volksrat" zu besprechen ist, chemisch rein bleiben; dieser kann, wenn überhaupt, nur als eine äußerst sichtbare, mit vollem Gewicht auf dem Boden der Wirklichkeit ruhende, Sache gedacht werden; ein Parlament, das eigentlich eine „unsichtbare Kirche" ist, gehört eben ohne weiteres in ein Wolkenkuckucksheim, dem Pläne und Erörterungen praktischer Männer und Frauen von vornherein fernzubleiben haben.

Zweite Umgrenzung: Einen solchen „Deutschen Volksrat" beschert uns die Reichsgesetzgebung sicherlich nicht. Der Reichstag wenigstens denkt garnicht daran, eine Macht schaffen zu helfen, die seinem Einfluß gelegentlich entgegenwirken könnte: die große Mehrzahl seiner heutigen Mitglieder vertritt doch vor allem wirtschaftliche Interessen ihrer Wähler; was in aller Welt sollte diese Mitglieder dazu bewegen, eine Einrichtung schaffen zu helfen, die unmittelbar dazu bestimmt ist, die Alleinherrschaft dieser wirtschaftlichen Interessen zu beschränken? (Im Bundesrat würde die Stimmung möglicherweise günstiger sein, aber der Bundesrat allein kann ja kein Reichsgesetz erlassen.)

Also als eine amtliche Einrichtung des Deutschen Reiches bekommen wir den „Deutschen Volksrat" nicht; soll er geschaffen werden, so müssen andere Mächte ihn schaffen, als unsre heutigen gesetzgebenden Körperschaften, (wo jene Mächte vielleicht zu finden sind, werden wir noch sehen). Das bedeutet aber nun praktisch vor allen Dingen dies: Der „Deutsche Volksrat" wird keinerlei Anteil an der Gesetzgebung erhalten; er wird sich beschränkt sehen auf eine reine Gutachtertätigkeit. Also ganz anders, als beim deutschen Reichstag: wenn der etwas beschließt, so ist (falls der Bundesrat zustimmt) das Beschlossene ein Gesetz; würde dagegen ein „Deutscher Volksrat" einen Beschluß fassen, so würde dieser Beschluß nicht mehr bedeuten, als ein Gutachten. Das Gewicht dieses Gutachtens könnte groß sein, nämlich dann, wenn es gelänge, dem „Deutschen Volksrat" ein sehr großes Ansehen in der Öffentlichkeit zu geben — aber selbst dann bliebe in jedem einzelnen Falle abzuwarten, ob sich die öffentliche Meinung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(und nun vollends Reichstag und Bundesrat) auch wirklich nach dem Gutachten des „Deutschen Volksrates" richten werden. (Daß sich vielleicht in ganz später Zeit — wenn sich ein „Deutscher Volksrat" fünfzig Jahre lang oder länger bewährt haben sollte — einmal ein Reichstag finden könnte, der bereit wäre, ihm Anteil an der Gesetzgebung zu verleihen, ist eine ganz nebelhafte Möglichkeit, mit der für praktische Zwecke vorläufig nichts anzufangen ist.)

Dritte Klärung: Aber trotz dieser beschränkten Wirkungsmöglichkeit müßte sich ein „Deutscher Volksrat" unverdrossen der Arbeit unterziehen, die Gesetzentwürfe, die dem Reichstage vorliegen, oder die der Reichstag dem Bundesrat vorlegt, zu begutachten — wenigstens die wichtigsten davon, deren Annahme oder Ablehnung die Lebensinteressen berühren würde, die der „Volksrat" zu vertreten hat. Ebenso müßte der Volksrat seinerseits eine Reihe von Gesetzen vorschlagen, um diese Lebensinteressen zu schützen und zu fördern. — Weiter aber, und es ist ein besonderes Verdienst der Aussprache in Hamburg, das betont zu haben, hätte der „Deutsche Volksrat" außer seinen parlamentarischen Aufgaben noch die Pflicht, als Kulturgericht zu wirken. Das bedeutet, er müßte da, wo unter uns Deutschen solche Dinge geschehen, die Angriffe auf die Lebensinteressen des Volkes sind, eine öffentliche Verurteilung aussprechen, deren Gewicht stark genug wäre, das Verderbliche zu hindern, oder wenigstens seine Wiederholung unmöglich zu machen. Ganz besonders hätte das in allen Fällen zu geschehen, wo rassenhygienische Interessen oder Interessen der öffentlichen Ehrlichkeit durch das Übergewicht rein wirtschaftlicher Mächte bedroht werden*).

Vierte Beschränkung: Die Zeit, die der „Deutsche Volksrat" für seine Tagungen aufbringen könnte, wäre nur kurz. Wenn ein einziger voller Monat im Jahre erreicht werden kann (oder, was wohl leichter möglich ist, zwei jährliche Tagungen von je zwei Wochen), so scheint mir das vorläufig das Äußerste, womit überhaupt zu rechnen ist; ob die Mitglieder außerhalb dieser Tagungszeit noch Muße erübrigen können für eine irgendwie bedeutungsvolle Tätigkeit (etwa in Ausschüssen oder als Berichterstatter, die die nächste Tagung vorbereiten), ist mir mehr als zweifelhaft. Denn, das darf man nie vergessen, die Mitglieder des „Deutschen Volksrates" dürften ja keine müßigen Schöngeister sein, keine Männer und Frauen, denen die Beschäftigung mit den Dingen der Volkskultur und der Rassenhygiene einen netten Sport bedeutete — sondern es müßten die führenden Männer und Frauen auf diesen Gebieten sein, also durchweg Menschen, die ohnehin schwer mit Arbeit belastet sind.

---

*) Als einer der Fälle, wo ein solches Einschreiten stattzufinden hätte, wurde in Hamburg der Vorgang bezeichnet, den der „Vortrupp" in Nr. 13 auf Seite 410ff. und in Nr. 15 auf Seit 477ff. dargestellt hat; also der Fall, daß große Gruppen wirtschaftlicher Interessenten die Presse zum Schaden der Rassenhygiene mißbrauchen. Ferner würde der Fall hierher gehören, den der „Vortrupp" in Nr. 20 auf Seite 639/40 behandelt hat. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Könnte das uns fördern?

Wenn es ausführbar ist, ja. Ja, trotz der genannten Einschränkungen für Tagungsdauer und Wirkungsmöglichkeit. Wenn man wirklich eine Stätte schaffen kann, wo im Namen des deutschen Volkes, und von ihm als seine berufenen Sprecher in diesen Dingen anerkannt, Männer und Frauen, mit Namen großen Gewichtes, Sachen des Volkes und des Volkslebens so verhandeln können, daß nicht das jeweils mächtigste wirtschaftliche Interesse, sondern die noch über dem Wirtschaftlichen stehenden Interessen des Volkes, besonders die rassenhygienischen Interessen, den Ausschlag geben, so wird das in Wahrheit ein gewaltiger Fortschritt im öffentlichen Leben. Nicht etwa um deswillen, weil dort neue Kulturwerte und neue Lebenswerte geschaffen werden könnten; denn solche Werte zu schaffen vermag niemals eine Versammlung; das vermag nur der Einzelne. Wohl aber deshalb, weil das eine Stätte werden würde, wo das Kulturschaffen jedes einzelnen Mitgliedes durch das willige Hören und die willige Hülfe einiger hundert Männer und Frauen, die in den großen Zielen mit ihm einig sind, eine verstärkte Wucht gewinnen könnte. Ja, eine solche Versammlung könnte das gute Gewissen des deutschen Volkes werden.

Und, das darf man ruhig aussprechen, sie würde nur Nutzen stiften und keinerlei Schaden: denn selbst wenn einmal bei den Erwägungen dieses Parlaments die Rücksicht auf die wirtschaftlichen Interessen geringer sein sollte, als es deren wahrem Gewichte entspricht — die Erdenschwere dieser wirtschaftlichen Interessen beherrschte ja doch nach wie vor mit vollem Druck den Reichstag, diese wirtschaftlichen Interessen blieben also nach wie vor die Herren der eigentlichen Macht. Nichts weiter würden die noch höheren Interessen gewinnen, als daß sie gegenüber den rein wirtschaftlichen Interessen wenigstens einmal geschlossen und weit hörbar zu Worte kommen könnten. Bloßes Wort gegen die materielle Macht! Wer glaubt etwa, daß dabei die Macht zu kurz kommen könnte? Wo würde das bloße Wort siegen können, als allein da, wo allertiefste Bedürfnisse des Volkes mit ihm wären! Gewiß, möglich wird ein solcher Sieg, wenn ein „Deutscher Volksrat" geschaffen wird; aus dem Wunsche nach solcher Möglichkeit ist ja der ganze Gedanke des „Deutschen Volksrates" überhaupt entflossen. Wer aber würde sich wohl dazu bekennen, daß er in solcher Möglichkeit nicht einen Fortschritt erblickte?

Ist es ausführbar?

Wir haben gesehen: die Gesetzgebung des Reiches schafft uns den „Deutschen Volksrat" sicher nicht. Wäre das anders, so brauchte die Frage nach der Ausführbarkeit nicht gestellt zu werden; nun aber muß sie gestellt werden als die allerwichtigste.

Und die Frage ist natürlich nicht so aufzufassen: „Kann man eine Versammlung schaffen, die sich ‚Deutscher Volksrat' nennt?" Das kann man zweifellos von heute auf morgen; der Kegelklub „Brüderliche Eintracht"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Beispiel kann heute beschließen, daß er von Mitternacht ab der „Deutsche Volksrat" sein will. — Sondern die Frage heißt so: „Kann man, ohne die einmal nicht zu erlangende Mithülfe der Gesetzgebung, eine Versammlung schaffen, die der ‚Deutsche Volksrat' ist?" Und das bedeutet wiederum: „Ist es praktisch möglich, in ein solches Kulturparlament die 300 Männer und Frauen zu versammeln, die von allen lebenden Deutschen am besten imstande sind, die großen Dinge des Volkslebens unter dem Gesichtspunkt der ganz großen Lebenswerte, vor allem der Rassenhygiene, zu behandeln? Und kann man dieses Versammeln auf solche Weise bewirken, daß das deutsche Volk die Versammelten als seine berufenen Sprecher in den wichtigsten Lebensfragen anerkennt, sodaß sie, wenn sie dann sprechen, weit hörbar im Namen des deutschen Volkes sprechen?" (Daß die Berufenen, oder doch die meisten von ihnen, wenn ihnen wirklich solche Wirkungsmöglichkeit geboten würde, bereit sein würden, die ehrenvolle Last zu übernehmen, wollen wir einmal voraussetzen, obwohl diese Seite der Sache auch garnicht so einfach liegt.)

Gibt es den Weg, den wir suchen? Nun, für mich steht zunächst fest, wo er nicht geht. Nämlich nicht über ein Wahlsystem irgendeiner Art. Wahlsysteme sind gut, wo es gilt, Interessenvertretungen zu schaffen, fördern aber auch (wenigstens in unsrer Zeit) nie etwas andres zutage, als eben Interessenvertretungen; und hier soll ja gerade das Gegenteil einer Interessenvertretung geschaffen werden. Zudem: wer sollte wählen? Daß ein allgemeines gleiches Wahlrecht aller Deutschen in diesem Falle schon technisch völlig versagen würde, sieht man sofort ein, wenn man bedenkt, daß die Ausübung eines allgemeinen Wahlrechtes nur möglich ist, wenn der Staat über das ganze Land hin einen Riesenapparat dafür herstellt; keine andre Menschenvereinigung kann den herstellen. Und daß der Staat dergleichen hier nicht tun wird, wissen wir bereits. — Wollte man aber den Kreis der Wählenden irgendwie beschränken, so würde man finden, daß es dann schon ganz ebenso schwierig wäre, zu bestimmen, wer zum Wählen berufen sein soll, wie direkt zu bestimmen, wer gewählt werden soll. Es ist eben nicht anders: man mag, soweit es sich um Wahlen zu Interessenvertretungen handelt, (zum Beispiel zum deutschen Reichstage, wie er heute ist), hocharistokratisch gesonnen sein oder scharf demokratisch, eines muß man anerkennen: ein Rat der Besten (wie es der „Deutsche Volksrat" sein muß, wenn er irgendeine Daseinsberechtigung haben soll) kann überhaupt nicht durch Wahlen geschaffen werden. Man kann ihn nur so schaffen, daß eine Stelle, die allseitig als überragend und als unparteiisch anerkannt ist, seine Mitglieder ernennt. (Später entstehende Lücken werden am besten durch Selbstergänzung der Körperschaft ausgefüllt.)

Wer könnte diese ernennende Stelle sein im heutigen Deutschen Reich? Angeregt ist (wenn ich nicht irre, im „Tag"): „Der deutsche Kaiser". Lägen die Dinge bei uns so, wie sie liegen sollten, so wäre dieser Gedanke der beste. Natürlich würde der Kaiser (dem man die Wichtigkeit des Gedankens höchst wahrscheinlich nahe bringen könnte) die Ernennung der Mitglieder des „Volksrats" nicht kraft seiner staatsrechtlichen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fugnisse vollziehen (dazu müßte ihn ja erst ein Reichsgesetz ermächtigen, das wir eben sicher nicht bekommen), sondern als d e r Mann im Deutschen Reiche, der die angesehenste gesellschaftliche Stellung, verbunden mit dem denkbar größten persönlichen Interesse an dem Gedeihen der Dinge des Reiches und des Volkes, hat. Beide Eigenschaften genügen, auch ohne Inanspruchnahme seiner staatsrechtlichen Stellung, um ihn zu der allseitig als überragend anerkannten Stelle zu machen, die, wie gesagt, allein die Ernennung vornehmen könnte. Ich hege keinen Zweifel, daß, wenn etwa in England der Gedanke eines „Volksrats" als wichtig und notwendig erkannt würde, die Ernennung der Mitglieder durch den ersten Mann des Landes als ganz selbstverständlich würde angesehen werden: von j e d e m, sei er Arbeiter, Lord oder Herzog. Bei uns in Deutschland liegt das leider anders, liegt um deswillen anders, weil unser deutsches Volk in zwei Völker gespalten ist: in die „Staatserhaltenden" und in die „Vaterlandslosen", von denen jene verlangen, daß man den Kaiser als einen der ihren betrachte, während diese ihn nicht nur selbst als ihren Gegner empfinden, sondern wohl auch, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade, von ihm als seine persönlichen Gegner empfunden werden. (An dieser Stelle soll das nur als schicksalgegebene Tatsache festgestellt werden, ohne daß wir die Ursachen untersuchen.) Nun ist es aber notwendig, daß die Mitglieder eines „Deutschen Volksrats" lediglich danach ausgesucht werden, ob sie persönlich für die Mitgliedschaft geeignet sind; es muß dagegen bei ihrer Ernennung schlechthin gleichgültig sein, ob sie parteipolitisch so oder so organisiert sind. Wohl verstanden, politische Partei f ü h r e r werden höchstwahrscheinlich überhaupt nicht geeignet sein, aber nur um deswillen nicht, weil sie wohl nie fähig sein werden, die Dinge des Volkslebens unter den Gesichtspunkten zu sehen, die für den „Deutschen Volksrat" maßgebend sein müssen; sonst aber ist es ebenso wohl möglich, daß ein Mann, der für den „Volksrat" in Betracht kommt, sich parteipolitisch zu den Hochkonservativen wie zu den Sozialdemokraten rechnet, zu den Liberalen wie zum Zentrum; wer ihn zum Mitgliede des „Volksrats" ernennte, der müßte von der politischen Parteifarbe des zu Ernennenden völlig absehen. Ich bezweifle aber, ob, wie die Dinge im Deutschen Reiche unglücklicherweise liegen, der Kaiser das k a n n; sollte er es jedoch können, so würden viele ihm dieses Können doch nicht zutrauen; so bliebe die Ernennung der Mitglieder des „Volksrats" durch den Kaiser, zum mindesten in den Augen der Öffentlichkeit, nicht frei von der Berührung mit parteipolitischen Gesichtspunkten. Und weil das unbedingt nicht geht, darum kann der Kaiser der Ernennende nicht sein. Für mein Gefühl ist das zu bedauern, denn ich würde diese Lösung, wenn sie eben unter unsern Verhältnissen möglich wäre, für die allerbeste halten.

Da er es aber nun nicht sein kann, wer kommt sonst in Betracht? Welche Eigenschaften machen einen Menschen, der nicht der deutsche Kaiser ist, zu der Stelle, die allseitig als überragend und unparteiisch anerkannt ist?: Er darf also von keiner der heute bestehenden politischen Parteien als ganz naher Freund, von keiner als Gegner betrachtet werden dürfen. Er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

muß so Großes geleistet haben, daß jeder, den er ernennt, fühlt, dieser darf mich ernennen. Er muß Kenntnis haben von den Personen, die als Mitglieder des „Deutschen Volksrats" in Betracht kommen können, und Kenntnis von den Problemen, die den Volksrat angehen werden, vor allem natürlich auch engste Fühlung mit den Gedanken der Rassenhygiene. — Und, kann der Kaiser einmal nicht der Ernennende sein, so muß von vornherein ein Verdacht beseitigt werden (der in jedem andern Falle zweifellos auftauchen würde, wenn die ernennende Stelle nur aus einer Person bestünde), nämlich der Verdacht der Cliquenbildung. Es müssen also mehrere Personen gefunden werden, die den Anforderungen genügen.

Ich will nun die zwei Personen nennen, die meiner Meinung nach die sind, die wir hier brauchen. Die beiden Personen, die, wenn sie zu diesem Zwecke zusammenwirken wollen, geeignet erscheinen, die Männer und Frauen zu ernennen, die den „Deutschen Volksrat" bilden können. Ob die beiden Personen diese Arbeit tun wollen, weiß ich nicht; ich habe — um ganz unbefangen sprechen zu können — mit keiner von ihnen in dieser Sache Fühlung genommen; keiner von ihnen weiß, ehe er dies liest, daß ich ihn hier nennen werde.

Der erste ist Graf Posadowsky. Den Namen nennen, heißt gleichzeitig begründen, warum er hier genannt wird.

Der zweite ist Ferdinand Avenarius. Auch dieser Vorschlag bedarf an sich einer Begründung ebensowenig, wie der erste. Ich will aber dennoch eine Begründung geben, und zwar um deswillen, weil ich gegenüber Ferdinand Avenarius in dem Verhältnis einer großen persönlichen Dankesschuld stehe; denn so mag ich manchem verpflichtet erscheinen, gerade in diesem Falle meine sachlichen Gründe darzulegen. Nun, man prüfe Ferdinand Avenarius' Lebenswerk, und man frage sich dann: „Wer hat überhaupt auf allen den Gebieten, wo der „Deutsche Volksrat" wirken soll, Größeres geschaffen, als dieser Mann? Und wer ist daher mehr berufen, mitzubestimmen, wer im „Deutschen Volksrat" sitzen soll?" Ich denke hier garnicht an seine Leistungen in der Kunst und in der Kunstkritik, die für das, wovon wir reden, nicht die Hauptgebiete sind, obwohl auch sie damit in Beziehung stehen. Auch die Tatsache an sich, daß Avenarius den „Kunstwart" geschaffen hat, daß er ihn zehn Jahre lang aufrecht erhalten hat mit nur 400 Abonnenten, um ihn dann mit seinen jetzt mehr als 20 000 Abonnenten zum gewaltigsten deutschen Kulturorgan aufsteigen zu machen, auch dieser Beweis schier unglaublichen Durchhaltens und mächtigster Schaffenskraft ist für mich noch nicht das Entscheidende. Sondern bestimmend sind für mich zwei Dinge:

Zunächst der Weg, den Avenarius (und mit ihm der „Kunstwart") gegangen sind, und der ihn dahin geführt hat, daß er heute Wächter und Bahnbrecher gerade auf allen den Gebieten ist, die dem „Deutschen Volksrat" unterstehen sollen. (Nennt sich doch der „Kunstwart" mit vollem Recht jetzt auch „Kulturwart"). Und wie sehr Avenarius gerade auf dem wichtigsten der Gebiete, die den „Deutschen Volksrat" angehen werden, nämlich in der Rassenhygiene, tatsächlich Wächter und Bahnbrecher ist,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dafür verweise ich auf den Aufsatz, mit dem er persönlich die Internationale Hygieneausstellung in Dresden begrüßt hat. Der Aufsatz heißt „Die Umformerin der Zukunft" und steht als Leitaufsatz im ersten Juliheft des Kunstwart-Jahrganges 1911. Da findet sich ein Satz, den man wohl über das Eingangstor zum „Deutschen Volksrat" schreiben könnte, wenn der das wird, was Männer wie Heinrich Driesmans ihn werden sehen möchten:

> „Noch mehr als die Gegenwart ahnt, wird die Hygiene einst die „Grundlage der Staaten auch in wirtschaftlicher Hinsicht bilden, denn „es ist klar, daß in der Weltwirtschafts- wie in aller Kulturentwicklung, bei „sonst gleichem Verhältnisse, der Erfolg auf die Dauer immer nur dem „geistig und körperlich gesunden und starken Volk zufallen kann."

Und weiter spricht Avenarius dort von einer kommenden Zeit, wo es sich von selber verstehen wird, „daß man alle menschlichen Fragen zunächst auf Volksgesundheit prüft".

Das zweite aber ist, daß Avenarius bereits aus eigner Kraft eine riesige Organisation geschaffen hat, die wohl für alle Fragen, die den „Deutschen Volksrat" beschäftigen sollen, schon heute kämpft und wirkt, eine Organisation, hinter der alles in allem schon mehr als 300 000 deutsche Männer und Frauen stehen: den Dürerbund. Dessen Hauptaufgabe, der Kampf gegen allen falschen Schein, gegen allen Lug und Trug in unserm öffentlichen Leben, wird notgedrungen auch eine der ersten Pflichten des „Deutschen Volksrats" sein. Erst nach Lösung dieser Aufgabe, erst wenn so die Steine vom Acker des deutschen Volkslebens geschafft sind, wird die Aussaat beginnen können. Daß aber der Dürerbund auch in Sachen der Rassenhygiene der Bundesgenosse des „Deutschen Volksrats" sein wird, dafür bürgt das Bekenntnis zum Gedanken der Rassenhygiene, das er durch mehrere Veröffentlichungen der letzten Jahre abgelegt hat. Kurz, in mancher Beziehung — sozusagen auf einer andern Ebene — stellt der Dürerbund heute schon das dar, was der „Deutsche Volksrat" erst werden soll, und deshalb ist er dessen geborener mächtiger Bundesgenosse. Ein sehr mächtiger: schon wegen der starken Organe, mit denen er zur Öffentlichkeit sprechen kann, ist er die größte deutsche Kulturmacht, die wir heute besitzen. Denn außer über den „Kunstwart" selbst verfügt der Dürerbund heute schon über die folgenden Mittel, mit denen er auf die öffentliche Meinung wirken kann: Von seinen Flugschriften hat er bis jetzt 360 000 Stück verbreitet, von seinem Wegweiser für die Jugend „Heb' mich auf" 276 000 Stück. Sein Volkskalender „Gesundbrunnen" hat jetzt eine Auflage von 50 000 erreicht, sein „Literarischer Jahresbericht" von 60 000, und sein „Literarischer Ratgeber" von 10 000. Die Dürerbund-Korrespondenz aber wird von rund tausend deutschen Zeitungen benutzt. Und alles das arbeitet, Jahr für Jahr und mit steigendem Einfluß, genau in dem Sinne, der nach dem Willen derer, die den „Deutschen Volksrat" schaffen wollen, auch dessen Schritte leiten soll. All das aber, was hier wirkt, ist letzten Endes geschaffen und ist dauernd beseelt von Ferdinand Avenarius' Geist. Und darum darf mit Recht gesagt werden, daß es keinen gibt, der berufener wäre, als er, einen „Deutschen Volksrat" mitzuschaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Zusammenwirken von Graf Posadowsky und Ferdinand Avenarius denke ich mir so, daß nur solche Männer und Frauen Mitglieder des „Deutschen Volksrats" werden, denen die beiden Ernennenden ihre Stimme geben. — Daß sie beide auch das Recht haben, selbst Mitglieder des „Deutschen Volksrates" zu sein, würde aus ihrer Stellung als Ernennende ohne weiteres folgen. **Hermann Popert.**

Wider Boden- und Wohnungsreform!

Wohl alle großen Reformbewegungen unserer Zeit greifen mehr oder minder tief und entschieden in das Gebiet privater Erwerbsinteressen, drohen bestehende Erwerbsmöglichkeiten zu stören und zu beseitigen. Wie müssen z. B. Erfolge der Nüchternheitsbewegung, des Heimatsschutzes, der Boden- und Wohnungsreform auf die private Erwerbswirtschaft einwirken!

Es ist verständlich, daß die Betroffenen sich wehren. Dem Reformer freilich liegt es nahe, die Abwehr allein schon für ein Zeichen mangelnder Einsicht oder bösen Glaubens zu halten. Aber es ist menschliche Art, das, was einem persönlich nützt, als richtig und allgemein fördernd anzusehen und in dem persönlich Nachteiligen auch das Gemeinschädliche und Falsche zu finden. Wo ein Wille ist, ist nicht nur ein Weg, sondern auch eine Begründung dafür, daß der Wille zu loben sei, und oft der Glaube an die Begründung.

Daß die bedrohten Erwerbsinteressen sehr entschieden und opferwillig, häufig recht geschickt verteidigt werden, ist eine alte Erfahrung. Die Reformer sind trotzdem zu leicht geneigt, die Gefahr dieser unmittelbaren Gegenwehr zu unterschätzen und zu meinen, redliche und eifrige Aufklärungsarbeit genüge, die Wahrheit zum Siege zu führen. Sie genügt schließlich sicherlich. Aber die Unterschätzung der Gegner erschwert und verlangsamt den Erfolg über Gebühr. Oft genug fechten die Reformer unter sich Streitigkeiten über diese und jene mehr oder minder wichtige Frage aus, die nicht gerade sofort gelöst zu werden braucht, und geben dadurch den Gegnern Grund zu sagen: Seht, so uneins seid ihr über das, was not tut, und ihr wollt das Bestehende ändern! — Es wäre gut, die Reformer nähmen sich ein Beispiel daran, wie einheitlich, trotz ihrer sonstigen geschäftlichen Rivalität, die Interessenten nach außen vorgehen.

In einem Punkte sind sie den Reformern stets und unbedingt überlegen: in den Mitteln, die sie für den Kampf aufbringen, und in den Erfolgsmöglichkeiten, die darin liegen. Um so wachsamer, eifriger, umsichtiger und einiger müssen die Reformer arbeiten.

Es ist verständlich, daß die Interessenten sich wehren. Auf das allerschärfste und rücksichtsloseste aber ist vorzugehen, wenn sie ihre Stellung durch halb wahre oder unwahre Erklärungen zu schützen suchen, und auf das peinlichste ist darauf zu achten, daß sie nicht die öffentlichen Gewalten für ihre Zwecke benutzen. In beiden Beziehungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestehen Gefahren. Einen Beleg für das eine bieten die Waschzettel der Alkoholinteressenten, für das andere z. B. der Umstand, daß der bayrische Kultusminister in seinem Erlaß gegen den Guttemplerorden erklärt hat, auch wirtschaftliche Gründe sprächen gegen die Nüchternheitsbewegung. Es geht schlechterdings nicht an, daß unser öffentliches Leben auf solche Weise in den Dienst privater Interessen gestellt wird. Die unanständige Art, in der der politische Kampf oft geführt wird, ist wahrlich schon Übels genug.

Alle, die an der Boden- und Wohnungsreform Anteil nehmen, haben in diesem Jahre Anlaß gehabt, solche Überlegungen anzustellen.

Die Bodenreformer treten dafür ein, „daß der Boden, die Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht."

Die Wohnungsreformer betonen besonders die Gefahren, die in den Wohnzuständen der breiten Volksmasse liegen, zumal in der dichten und hohen Bebauung der Industrie- und der Großstädte, und fordern niedrige, weiträumige Bauweise mit Gärten auch für die Nichtwohlhabenden.

Es leuchtet ein, welch bedeutende und weitreichende Interessen durch diese Forderungen angegriffen werden. Bedroht ist, wer durch Ankauf und Weiterverkauf von Grundstücken „Geld machen", wer durch stärkste Bebauungsmöglichkeit Verkaufswert und Ertrag der Grundstücke steigern will, wer den preisdrückenden Einfluß des öffentlichen Grundeigentums fürchtet, wer unser Hypothekenrecht als preissteigernd verehrt (denn es erlaubt, Grundstücke mit den darauf einzutragenden Kaufgeldhypotheken statt mit Bargeld zu bezahlen), wer Besitzwechselabgabe, Wertzuwachssteuer und ähnliches als gewinnmindernd oder überhaupt als Steuer verabscheut.

Gegen all diese Bedrohungen richtet sich ein Verein, der Ende Februar dieses Jahres entstanden ist, der „Verband zum Schutze des deutschen Grundbesitzes und Realkredits". Sein Ziel ist nach den Satzungen, „die Gesamtinteressen des deutschen Grundbesitzes und Realkredits wahrzunehmen, ihm die seiner Bedeutung entsprechende Berücksichtigung zu sichern, ihn zu verteidigen gegen Angriffe, ihn zu schützen gegen Schädigungen". Er hat einen Aufruf zum Beitritt an alle Interessenten erlassen. Darin wird zunächst darauf hingewiesen, daß nur Vereine für Einzelinteressen aus dem Gebiete von Grundbesitz und Realkredit da seien. „Dagegen fehlt eine Zentralinstanz, welche neue gesetzliche und behördliche Maßnahmen in ihrer Gesamtwirkung auf Grundbesitz und Realkredit prüft, welche vorhandene Mißstände unter Berücksichtigung der Gesamtinteressen bekämpft und diesen Interessen Ausdruck und Vertretung schafft." Weiter wird u. a. ausgeführt:

> „An einer gesunden Entwicklung von Grundbesitz und Realkredit haben nicht nur die beteiligten Kreise, an ihr hat auch die Gesamtheit des deutschen Volkes ein dringendes Interesse. Alle Lasten, welche

diesen beiden Faktoren auferlegt werden, finden schließlich ihren Ausdruck in den Mietpreisen der Wohnungen. Soziale Mißstände im Wohnungswesen dadurch beseitigen zu wollen, daß man den Grundbesitz und Realkredit mit stetig neuen Lasten belegt, hat sich als völlig falsch erwiesen; es hat dazu geführt, daß die Umsätze im Grundstückwesen dauernd zurückgegangen sind, und daß die Verkäuflichkeit namentlich auf dem Gebiete des städtischen Hausbesitzes immer schwieriger geworden ist.

Neben diesen durch die vermehrten Lasten herbeigeführten Erscheinungen wird der Grundbesitz vielfach durch Baupolizei-Verordnungen beunruhigt, für welche eine einheitliche Regelung und ein wirklicher Rechtszug fehlt. So willig man anerkennen muß, daß die Behörden die Pflicht haben, durch Polizei-Verordnungen die hygienischen Anforderungen in ausreichender Weise zu fördern, so wenig erscheint es angemessen, durch stetig wechselnde Bau-Verordnungen in die Verhältnisse von Grundbesitz und Realkredit wertverändernd einzugreifen".

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wir sind der Überzeugung, daß sich diese Ziele mit den Interessen der Allgemeinheit nicht im Widerspruch befinden. Wir wollen mitarbeiten an der Beseitigung derjenigen Schäden, welche sich auf dem Gebiete des Wohnungswesens für die minderbemittelte Bevölkerung zeigen. Wir wollen diesen Erscheinungen unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden in der Überzeugung, daß es nur im Rahmen der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung möglich ist, den Mißständen mit Erfolg zu begegnen, daß alle Theorien von der Verstaatlichung und Verstadtlichung des deutschen Grundbesitzes die Lösung der gesamten Wohnungsfrage tatsächlich um keinen Schritt vorwärts bringen."

Schon diese Erklärungen des Verbandes zeigen jedem einigermaßen Kundigen, wohin die Fahrt geht. Der letzte Satz richtet sich unmittelbar gegen die Bodenreform. Die Besorgnis um das Wohnungswesen der minderbemittelten Bevölkerung ist rührend, aber die Baupolizeiverordnungen dürfen den Anforderungen der Gesundheitslehre nur so weit folgen, daß die Grundstücksinteressen nicht geschädigt werden, denn die sind die Hauptsache — sagt der Verband. Inwiefern Grundstückspreise oder Mieten dadurch am Steigen verhindert werden sollen, daß die Grundstücke möglichst oft den Eigentümer wechseln, bleibt dunkel.

Jeder Zweifel an der Art des Verbandes schwindet, wenn die Beteiligten genannt werden. Es sind zur Hauptsache die am Terraingeschäft interessierten Großbanken, der Verband deutscher Versicherungsunternehmungen, die bedeutendsten Hypothekeninstitute, viele Berliner und auswärtige Terraingesellschaften, der Verband deutscher Hypotheken- und Grundstücksmakler, der Verband deutscher Hausbesitzervereine.

Das Präsidium besteht aus 32 Personen aus allen Teilen des Reiches. Selbstverständlich sind alle Interessentenkreise vertreten. Dem Arbeitsausschuß des Präsidiums gehört u. a. der Kommerzienrat G. Haberland an, einer der größten Berliner Terraingeschäftinhaber. Das Geschäft mit dem Tempelhofer Feld ist zum großen Teil sein „Verdienst". Außerdem sind in beiden Körperschaften Leute, deren Verbindung mit den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundstücksinteressen nicht so klar ist, wie Professoren, Rittergutsbesitzer, Abgeordnete, hohe Militärs a. D., Architekten. Der erste Vorsitzende ist Kammergerichtsrat Thinius, sein Stellvertreter Geh. Regierungsrat Hackelöer-Köbbinghoff, stellvertretender zweiter Vorsitzender Major Frh. von Reitzenstein usw. Die große Geschicklichkeit der leitenden Männer zeigt sich in der Auswahl solcher Respektspersonen.

Besonders klug wurde der (besoldete) Verbandsdirektor ausgewählt: man nahm den Präsidenten des reichsstatistischen Amtes, Dr. v. d. Borght. Er schied zum 1. April 1912 aus dem Reichsdienst aus, war aber schon vorher öffentlich für den Verband tätig. Das führte zu einer Erörterung im Reichstag. Dabei erklärte Staatssekretär Dr. Delbrück, die einseitige und öffentliche Tätigkeit, die v. d. Borght vor seinem Austritt aus dem Reichsdienst im Interesse der Grundstücks-Interessenten-Vereinigung ausgeübt habe, sei entschieden zu verurteilen.

Welch ungeheure Geldmacht hinter dem Verbande steht, ist ohne weiteres klar. Dies und die Zusammensetzung des Präsidiums können ihm weitreichenden Einfluß geben. In wie bedenklicher Weise dieser Einfluß auf unser öffentliches Leben wirken kann, zeigt die Sache v. d. Borght. „Wenn man klug ist, setzt man sich mit einer Anzahl Dezernenten in den wichtigsten Ministerien, wenn tunlich, sogar mit einigen Ministern in Verbindung und stellt ihnen hohe Posten für die Zeit ihrer Inaktivität in Aussicht; an den nötigen Direktionssesseln fehlt es ja bei der großen Zahl beteiligter Banken und Terraingesellschaften nicht. Solche Beziehungen können außerordentlich wertvoll werden." So schrieb Anfang März der „Ratgeber auf dem Kapitalmarkt".

Mit dem bekannten Verlage August Scherl hat der Verband vereinbart, daß die Zeitschrift des Verbandes „Grundbesitz und Realkredit" wöchentlich einmal dem „Tag" beigelegt wird. Der „Tag" nennt sich mit Stolz parteilos. So kommt eine Zeitschrift, die einseitig Erwerbsinteressen einiger Kreise vertritt, unter der Flagge der Unparteilichkeit in die breite Öffentlichkeit.

Der Propaganda-Ausschuß „Für Groß-Berlin", eine Vereinigung von Wohnungsreformern nationaler Bedeutung, ersuchte den Verlag Scherl, die Mitteilungen des Propaganda-Ausschusses dem „Tag" gleichfalls beizulegen, um die Unparteilichkeit des „Tag" allen Zweiflern klar vor Augen zu stellen. Er wies dabei auf die gemeinnützigen Bestrebungen des Ausschusses hin. Der Verlag lehnte die Bitte ab. Freilich hat der Ausschuß nur geringe Mittel. (Welcher Reformbewegung geht es anders!)

Um sein Wohlwollen für die minderbemittelten Volkskreise zu betätigen, hat der Verband ein Preisausschreiben erlassen: „Wie beschafft man der minderbemittelten Bevölkerung die billigste und zweckmäßigste Wohngelegenheit?" Der erste Preis beträgt 5000 M., der zweite 2500 M. In den Erläuterungen heißt es u. a.:

> „Die Wohnungsfrage beschäftigt seit vielen Jahren die weitesten Kreise. Die Mißstände im Wohnungswesen werden auf die verschiedensten Ursachen zurückgeführt. Die Hauptursache wird allseitig in dem Umstand erblickt, daß der Preis der Wohnungen für die minderbemittelte

Bevölkerung sich nicht im Rahmen ihrer Einkommensverhältnisse bewegt. Dadurch würden weite Kreise gezwungen, in unzulänglichen Räumen zu wohnen und Aftervermietungen an Schlafgänger vorzunehmen. Die einen meinen, daß der zu hohe Preis des Grund und Bodens die Schuld an diesen Verhältnissen trage, die anderen betrachten die Bodenpreise, welche für den Bau von Häusern mit Kleinwohnungen ortsüblich sind, nicht als einen ausschlaggebenden Faktor für die Wohnungsmieten. Im Etagenbau beliefen sich die Baukosten auf etwa $^3/_4$, die Kosten des Bauplatzes einschließlich der nicht unerheblichen Anliegerbeiträge der Kommunen und der vielfach den Eigentümern des Bodens durch Privatverträge auferlegten besonderen Lasten auf etwa $^1/_4$ der Gesamtkosten des fertigen Gebäudes.

Von vielen Seiten wird das sogenannte Mietskasernensystem als ungeeignet für eine zweckentsprechende Behausung der minderbemittelten Bevölkerung betrachtet, und es werden Ansiedelungen in Ein- und Zweifamilienhäusern an der Peripherie der Städte mit guter und zweckmäßiger Verbindung nach der Innenstadt und den Arbeitsstätten erstrebt. Von anderer Seite hält man die Herstellung einer billigen und zweckmäßigen Wohnung nur im Rahmen des Etagenbaues bei möglichst geringer Beschränkung der Zahl der Geschosse für durchführbar und Ansiedelungen in Ein- oder Zweifamilienhäusern wegen der Höhe der Baukosten und wegen der durch die Weiträumigkeit der Bebauung entstehenden Verkehrsschwierigkeiten für ungeeignet.

Vielfach werden auch die kommunalen Verhältnisse, welche die aneinandergrenzenden Gebiete in selbständige Gemeinwesen scheiden, als hindernd für die Bildung von Kolonien für die minderbemittelte Bevölkerung betrachtet, da man befürchtet, daß derartige Ansiedelungen sich nicht selbständig erhalten können. Es erheben sich auch Stimmen, die in der Verbindung des Baues von Kleinwohnungen in Hintergebäuden mit dem Bau von größeren Wohnungen für die wohlhabende Bevölkerung in den Vorderhäusern eine Milderung der sozialen Gegensätze erblicken.

Bei Behandlung der Frage kommt es darauf an, Vorschläge zu machen, in welcher Weise die zweckmäßigste und allen hygienischen Anforderungen entsprechende Wohngelgenheit zum niedrigsten Mietspreise für den Wohnungsbedürftigen beschaffen werden kann. Die diesbezüglichen Vorschläge müssen nach der finanziellen Seite völlig durchgearbeitet sein."

„Daneben müssen in dem Falle, in welchem es sich um Ansiedlung in Außenbezirken handelt, Vorschläge für geeignete Verkehrsverbindungen, sowohl nach der Innenstadt, als nach den Gegenden gemacht werden, in welchen die eventuell an einer bestimmten Stelle anzusiedelnde Bevölkerung ihre Arbeitsstätte hat.

Die Vorschläge bezüglich der Verkehrsverbindung müssen auf ihre Durchführbarkeit geprüft und nach dieser Richtung hin erläutert sein; insbesondere ist eine schätzungsweise Rentabilitätsberechnung aufzustellen und anzugeben, zu wessen Lasten im Falle der mangelnden Rentabilität die aufzuwendenden Kosten gehen sollen. Unter Berücksichtigung dieser Kosten und etwaiger sonstiger Lasten, die sich für Staat oder Gemeinde aus den erforderlichen Verkehrs- und hygienischen Anlagen, aus der unentgeltlichen oder billigen Hergabe von Land oder von Geldkapitalien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei der Wohnungsbeschaffung zugunsten der minderbemittelten Bevölkerung ergeben, ist zugleich eine Prüfung der Frage vorzunehmen, welches Verfahren für die Gesamtheit als das wirtschaftlichste anzusehen ist."

Das klingt zunächst ganz gut. Aber die Ziele des Verbandes und die Zusammensetzung des Präsidiums schließen völlig aus, daß eine Arbeit den Preis erhält, die auf die Preisfrage etwa die Antwort gibt: Durch Erschwerung der Bodenspekulation, durch baupolizeiliche Begünstigung des Kleinhausbaues und Zurückdrängung der Mietskaserne, durch zweckmäßige Bebauungspläne und Verkehrspolitik, durch planmäßige Vermehrung und gemeinnützige Verwendung des öffentlichen Grundeigentums. Wer genauer zuhorcht, vernimmt deutlich in den Erläuterungen den Unterton, der mit solcher Antwort unvereinbar ist. Den letzten Zweifel beseitigen die Namen der Preisrichter. Darunter ist Kommerzienrat G. Haberland, ist Justizrat Dr. Baumert vom Verband Deutscher Hausbesitzervereine, sind die Professoren Pohle und Andreas Voigt, beides Befürworter der Bodenspekulation und des Mietskasernentums, sind Leute, die „bisher noch nicht im Zusammenhang mit Fragen der Wohnungspolitik genannt wurden."

Kein Vertreter der Bodenreformer, der Wohnungsreformer, der Gartenstadtbewegung, keiner von den wissenschaftlichen Gegnern der Bodenspekulation oder Befürwortern des Einfamilienhauses sitzt im Preisgericht. Abgesehen von den geschäftlichen Einflüssen, die in ihm vertreten sind, ist es somit auch wissenschaftlich ganz einseitig zusammengesetzt. Es wird also eine Arbeit mit dem Preise auszeichnen, die — freilich entgegen vielen wissenschaftlichen Untersuchungen und manchen praktischen Erfahrungen — dartut, daß auf Großstadtboden nur Mietskasernen wirtschaftlich möglich sind und daß sie auch die beste Wohnungsweise darstellen. Das Preisausschreiben erinnert sehr an die Predigt, die der Fuchs den Gänsen hält.

Es bedeutet aber eine Gefahr. Es ist recht wohl möglich, daß die Preisarbeit Einfluß auf behördliche Anschauungen und Maßnahmen gewinnt. Der Verband wird sicherlich seine ganze Macht in dieser Richtung wirken lassen. Hat er doch versucht, dem Urteil des Preisgerichts dadurch einen amtlichen Anstrich zu geben, daß er den Zweckverband Groß-Berlin, also eine Behörde, bat, den Zweckverbandsdirektor Dr. Steiniger in das Preisgericht zu entsenden. Der Zweckverband hat das, jedenfalls aus richtiger Erkenntnis der Sachlage, abgelehnt.

Um eine Gegenwirkung zu schaffen, hat der Bund deutscher Bodenreformer seinerseits 1000 Mk. für diejenige Bearbeitung der Preisfrage ausgesetzt, die ein bodenreformerisches Preisgericht für die beste erklären wird.

Zum Schlusse eine kleine Geschichte, die ein eigentümliches Licht auf die Arbeitsweise des Verbandes wirft.

Die Stadt Ulm treibt seit Mitte der 1890er Jahre eine planmäßige Boden- und Wohnungspolitik. Sie hat mehr als die Hälfte des städtischen Weichbildes in ihren Besitz gebracht, einen großen Teil davon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiträumig mit Kleinhäusern bebaut und besonders an Arbeiter und ihnen wirtschaftlich Gleichgestellte zu Bedingungen abzugeben, die auf 100 Jahre jede Spekulation ausschließen. Die Mietpreise sind nicht höher als sonst in der Stadt, dafür hat der Mieter eine Wohnung mit Garten in einem Kleinhause. Diese Siedelungsweise hat auf den Gesundheitszustand der dort angesiedelten Arbeiterfamilien so günstig eingewirkt, daß sie eine Sterblichkeit von etwa 12 aufs Tausend haben, während die der Bevölkerung der alten Stadt (einschl. der Wohlhabenden!) etwa 18 beträgt und das Deutsche Reich 1909 eine durchschnittliche Sterblichkeit von 18,1 auf 1000 hatte.

In Nr. 4 der Zeitschrift „Grundbesitz und Realkredit" vom 25. April 1912 veröffentlichte der Schutzverband einen Aufsatz über Ulm, der ausführte, daß die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterschaft Ulms trotz der Politik der Stadt im Durchschnitt nicht besser, zum Teil schlechter seien als in anderen Städten Württembergs (Stuttgart, Heilbronn, Eßlingen, Kannstadt), die keine planmäßige Wohnungsfürsorge betrieben hätten. Zum Beweis waren statistische Angaben gemacht, die angeblich aus dem Jahre 1905 stammten. Als verantwortlich für die Ausführungen zeichnete Dr. v. d. Borght. — Auf eine Anfrage teilte der Ulmer Oberbürgermeister v. Wagner mit, daß die Zahlen richtig seien, aber aus dem Jahre 1895 stammten, also aus den Anfängen des Ulmer Vorgehens. In Nr. 6 der Verbandszeitschrift wurde der Tatbestand kurz richtig gestellt. — Die Zahlen in Nr. 4 der Zeitschrift waren dem amtlichen Reichsarbeitsblatt vom 21. Februar 1912 entnommen. Darin war das Jahr 1895 als das maßgebende angeführt. „Bei der Bearbeitung wurde diese Ziffer aber entweder übersehen oder mit 1905 verwechselt in der Ansicht, daß ein Druckfehler im Reichsarbeitsblatte vorliege", teilte Dr. v. d. Borght dem Ulmer Oberbürgermeister mit. Am 21. Februar 1912 aber war Dr. v. d. Borght als Präsident des reichsstatistischen Amtes noch für das Reichsarbeitsblatt verantwortlich. —

Die Ausführungen über den „Verband zum Schutze des Deutschen Grundbesitzes und Realkredits" gehen nicht nur die Boden- und die Wohnungsreformer an. Was auf diesem einen Gebiete geschehen ist und geschieht, geschieht in wesensgleicher Weise auf allen Gebieten deutschen Lebens, wo private Erwerbsinteressen durch Reformbewegungen sich beunruhigt fühlen. Die Interessenten bieten zur Abwehr ihre großen Mittel und ihren bedeutenden Einfluß auf. Dagegen müssen die Reformer alles ins Feld führen, was sie an Geld, an Klugheit, an Eifer, an Selbstlosigkeit, an Geradheit haben, müssen Trennendes zurückstellen, um dem geschlossenen Vorgehen der Gegner einheitlich begegnen zu können.

Es zeigt sich immer wieder, daß den Erwerbsinteressenten in ihrem Kampfe allerlei absonderliche „Versehen" in bezug auf die Richtigkeit tatsächlicher Behauptungen begegnen, Versehen, denen temperamentvolle Leute häufig ganz andere Namen geben, oder es werden Nachrichten der Interessenten unter harmlosem Gesicht in die Öffentlichkeit gebracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Demgegenüber müssen die Reformer selbstverständlich nicht nur peinlichst auf unanfechtbare Richtigkeit ihrer Angaben halten, sie müssen vor allem der Öffentlichkeit immer wieder die schweren Gefahren vor Augen führen, die unserem öffentlichen Leben, unserer öffentlichen Sittlichkeit aus jener Art, Erwerbsinteressen zu verteidigen, drohen. Sie müssen ferner immer wieder auf die Gefahr hinweisen, daß die Erwerbsinteressen die Behörden vor ihren Wagen spannen möchten. Viele Deutsche sind sehr schwerhörig gegen die Rufe, mit denen die Reformer für ihre Sache werben. Wie viele von denen, die leiden unter unseren Wohnungszuständen, zahlen oder arbeiten denn für die Besserungsbestrebungen, und wie viele von denen, die so gestellt sind, daß sie nicht darunter leiden!

Aber für die Reinlichkeit unseres öffentlichen Lebens, für die Sauberkeit der öffentlichen Gewalten haben recht viele ein Gefühl, und da sind sie sehr empfindlich. Auf dem Wege über diese Erregungen sind dem sachlichen Interesse für die Reformbewegungen manche zu gewinnen, die ihnen sonst fern blieben.

Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: durchzusetzen sind die Reformbestrebungen erst, nachdem die Mehrheit der geistig Regsamen und sittlich Wertvollen dafür gewonnen ist. Noch ist sie nicht gewonnen. Darum immer wieder: arbeiten! **Bruno Müller.**

Münchener Erziehungskongreß.

Der Zweite deutsche Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde, den der Bund für Schulreform am 3.—5. Oktober d. J. in München abgehalten hat, war eine in jeder Hinsicht achtbare Leistung.

Der leitende Gedanke war der: erst sollte von einem anerkannt führenden Geiste das Wesen der Bildung und ihre Bedeutung für die Schule klargelegt werden, damit dann auf diesem soliden Unterbau das ganze große Erziehungsgebäude der Schule organisch aufgeführt werden könnte. Herr Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Windelbauer-Heidelberg war als Grundleger vorgesehen. Da ihn Krankheit abhielt, so trat Prof. H. Cornelius aus Frankfurt a. M. für ihn ein. Seine Rede war eine tief durchdachte und von großem sittlichen Ernst getragene Leistung. Aber bei aller Anerkennung, die ihm die folgenden Redner zollten, war doch keiner gewillt, von ihm das Bildungsideal zu übernehmen: fast jeder Redner fühlte das Bedürfnis, vorerst seine eigene Definition und Wertung der Bildung zu geben. Und auch die zahlreichen Zuhörer, die sich nicht zum Worte meldeten, werden, wie ich, noch ihre Sondergedanken und Sonderwünsche auf diesem Gebiete in ihrer Brust tragen.

Mit dem Fundamente war es also nichts. Es wurden eine Menge Bausteine herbeigeschleppt, gutes Material, solide Arbeit, aber es fehlte der Baumeister, der aus dem Steinlager ein Fundament baut. Folge war, daß alle weiteren Vorträge wie in der Luft schwebten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder Redner behandelte sein Thema als in sich abgeschlossenes Gebiet. Bei dem besten Willen zum Zusammenschluß, bei einer streng durchgehaltenen Sachlichkeit und Verbindlichkeit in Sprache und Ton ging die feierlich eingeleitete, mit viel Würde, viel Ernst und viel Geist durchgehaltene Tagung doch aus wie — das Horneberger Schießen.

Vielleicht ist es richtiger, an den Turmbau zu Babel zu erinnern: Man hatte sich zu einmütigem Handeln zusammengefunden, aber man sprach in so fremden Zungen, daß man sich nicht mehr verstand. Die sorgsam gemiedenen und verdeckten Unstimmigkeiten machten sich nur gegen Ende in wenigen schrillen Tönen Luft. Karl Götze aus Hamburg ließ in letzter Stunde etwas wie einen Notschrei derer hören, die doch eigentlich das deutsche Volk sind, der Besucher der Volksschulen, von deren Bildungshunger und Entwicklungsdrang, von dem doch ohne volles Verständnis, ohne Wärme und Entgegenkommen und mehr so nebenbei gehandelt worden war. Auch forderte er mit schwer verhaltener Erregung, daß endlich der Lehrer aus bürokratischen Banden erlöst, seiner Bestimmung als freie Persönlichkeit, der Bildung und Formung der Jugend leben zu dürfen. Aber diese schrillen Töne paßten nicht zu der getragenen Musik der ganzen Tagung und verhallten wirkungslos.

Ein zweiter Schrei aus der Tiefe ging von dem Weimarer Schulrat Matheſius aus. Ihm handelte es sich auch um Hebung des Volksschullehrerstandes und als Mittel dazu um Verlängerung und Erweiterung der Seminarstudien. Mit anderen Worten: um akademische Bildung auch der Volksschullehrer. Dieser Forderung, die schon Friedrich Paulsen mit der Forderung abgewiesen hat: „wann wird ein akademisch durchgebildeter Gelehrter sich dazu bereit finden, in einem armseligen Heidedorfe sein lebelang kleine Kinder in den Elementen zu unterrichten", dieser Forderung also trat ein Wiener Schulmann mit gesundem Menschenverstande und mit seiner österreichischen Lebensfrische entgegen, die wie ein erquickender Platzregen wirkte nach drei Tagen akademischer Dürre. Das freudig zustimmende Lachen bewies, daß man des trockenen Tones satt war. Er fragte sehr richtig: „wo nehmen Sie die vielen gelehrigen Köpfe her, wo nehmen Sie das Geld her, um so durchgebildete Volksschullehrer zu bezahlen? Diese werden sich dafür bedanken, für kargen Sold sich mit baarfüßigen Vorstadtkindern herumzuquälen und werden den Ehrgeiz haben, Lehrer an Hoch- und Mittelschulen zu werden." Mit solchen in frischem Humor vorgetragenen Betrachtungen zerschlug er die ganze Veranstaltung. Diese gipfelte nämlich in der Überzeugung, daß das Wohl der künftigen Jugend von einer Lehrerschaft abhänge, die wissenschaftlich psychologisch durchgebildet wäre.

Prof. William Stern aus Breslau sprach über die pädagogisch-psychologische Vorbildung für das höhere Lehramt und kam zu dem Ergebnis, daß an den Universitäten eben mehr Kollegien über Pädagogik und Kinderpsychologie gelesen werden müßten, Gründung von pädagogischen Universitätsseminaren und Institute für Jugendkunde nötig wären. „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Schiller), wir werden bald sagen können, der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Kind versteht. Alles soll bei uns mit den Wissenschaften gemacht werden, mit denselben Wissenschaften, die unser Volk schon so oft in Sackgassen getrieben hat. Der gesunde Menschenverstand, den es doch wirklich gibt, und die praktischen Erfahrungen kommen dabei zu kurz.

Die ganzen Verhandlungen waren zu schwer mit Theorien belastet. Das Überzeugendste lieferte Kerschensteiner, der eben ganz aus der Praxis herauskommt und ganz auf Praxis gestellt ist. Er machte auch den bedeutendsten Vorschlag: Befähigungsschulen zu schaffen. Dieser Gedanke muß jetzt in den Vordergrund gerückt werden. Denn da ist Neuland, gelobtes Land!

Ich habe nichts gegen die Akademiker, die psychologische Studien der Schule dienstbar machen wollen. Sie werden vielfach zu der Erfahrung des Praktikus den wissenschaftlichen Nachweis beibringen und dem nützen, der diese Stützen braucht; aber ich möchte warnen vor gesteigertem Einfluß der Akademiker auf Ausbildung und Anleitung von Volksschullehrern und Lehrern überhaupt. Ich verstehe nicht, wie sie die lebendige Erfahrung des Lehrers ersetzen oder korrigieren wollen, der viele Jahre lang mitten im Volke und mitten in der Volks-Kindheit lebt. Ich möchte Herrn Prof. William Stern einmal in eine Schar deutsch-polnischer Schulkinder stellen, 100 an der Zahl, und ihm die Aufgabe geben, sie für die Revision des Schulinspektors herzurichten. Ich kannte einen philosophisch und psychologisch durchgebildeten Mann, der sich dem Lehrberuf zuwandte. Sein Direktor sagte mir, er könne 3 Kinder von 6—8 Jahren selbst körperlich nicht in Ordnung halten, und seinem Unterricht mußte eine zweite Lehrkraft beiwohnen, um nur äußerlich einige Zucht zu schaffen.

In psychologischen Kollegien werden uns die Jugenderzieher nicht herangebildet werden, die wir brauchen. Was uns die Professoren der Psychologie leisten können, dafür hat uns der nordamerikanische Schulreformer John Dewey in Chicago, jetzt in New-York, ein Vorbild gegeben. Seine Vorträge: „School and Society", deutsch von Else Gurlitt: „Schule und öffentliches Leben" (Berlin, Hermann Walter) fangen jetzt auch bei uns an, ihre Wirkung zu tun. Da handelt es sich um das Ausarbeiten und Erproben ganz neuer Lehrverfahren aus der lebendigen Beobachtung der Kinder selbst. Etwas Ähnliches mag Professor Stern im Sinne haben, aber es besteht an Hochschulen noch nicht, und deshalb kann er zunächst nur zu den theoretischen Vorlesungen einladen.

Es wurde wie eine notwendige Ergänzung zu so viel Theorie der Besuch empfunden, den am Schluß der Tagung ein Teil der Mitglieder im Landerziehungsheim in Unter-Schondorf am Ammersee machte. Dort sah man eine Schar von 70 Knaben und Jünglingen, alle in der kleidsamen Gebirgstracht, graue Joppe, Lederhose und bloße Knie, eine frische lustig dreinschauende Menge, bei aller Sicherheit des Auftretens und bei allem Freimut doch taktvoll und gegen Erwachsene ehrerbietig, die erfreuliche Frucht einer humanen, zielbewußten und aufopferungsfreudigen Erzieherarbeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Leiter der Anstalt ist Direktor Lohmann, begabt mit dem ersten und höchsten Erziehergut: einem Herzen voll überschäumender Liebe für die Jugend. Ein Mann, den man beim ersten Anblick lieb gewinnt, und dessen schlicht bescheidener Bericht über seine Erzieherarbeit den Hörer sofort für ihn einnimmt. Dabei mied er jedes fachtechnische Wort, mied den ganzen hochtönenden pädagogischen Formelapparat, mit dem heute jede, auch die selbstverständlichste erzieherische Maßnahme wissenschaftlich abgestempelt wird, und gleichzeitig erkannten wir alle aus Haltung, Blick und Sprache seiner Schüler, daß er sie alle an dem sanften Band der Liebe gefesselt hält. Dabei aber denke man nicht an eine weichliche Erziehung. Sein Kollege Dr. Rose sorgt für eine strenge Ausnutzung des ganzen Tages, von morgens 6, im Winter 7 Uhr, bis abends 8 und 9 Uhr.

Mir wurde ein längeres Verweilen gestattet. Als ich, nach 2 Tagen scheidend, die Frage beantworten sollte, ob ich etwas zu tadeln gefunden hätte, konnte ich nur die Frage andeuten, ob die Jugend nicht zu streng eingespannt wäre? Ob man ihr nicht etwas mehr Selbständigkeit in der Ausnutzung ihres Tages zugestehen dürfe. Der Gesamteindruck war aber der, daß die Gesundung unseres ganzen Schulwesens von den Landerziehungsheimen, nicht von den Universitäten zu erhoffen ist.

In diesem Sinne hatte wenige Tage vorher die Gesellschaft für deutsche Erziehung auf ihrer Tagung in Weimar unter dem Vorsitz von Arthur Schulz die bedeutendsten Leiter der deutschen Landerziehungsheime zu einem Zusammenschluß gebracht und gemeinsam mit diesen ein Gesuch an die Regierungen der deutschen Bundesstaaten des Inhaltes gerichtet: sie möchten den Bestrebungen der Landerziehungsheime gesteigerte Beachtung und Förderung zuwenden.

Die Münchener Tagung brachte es zu keinem ähnlichen Zusammenschluß der Gedanken und Wünsche. Bei aller Anerkennung für die reiche Anregung, die sie mir und allen Teilnehmern gegeben hat, ja gerade wegen dieser und zu ihrem Ausdruck, spreche ich hier ein Bedenken aus: ich glaube nicht, daß die Organisation des Bundes für Schulreform eine glückliche ist. Sie geht aus von dem gewiß verdienstlichen und erstrebenswerten Gedanken eines Zusammenschlusses der Lehrerschaft aller Kategorien. Hier sitzen in der Tat Hochschullehrer, Mittelschullehrer, Volksschullehrer einträchtig zu gemeinsamem Tun beisammen. Aber — das ist das schmerzliche — die Eintracht lebt mehr im Willen und im Körperlichen, als im Geistigen. Es fehlen für einen solchen geistigen Zusammenschluß unerläßliche Vorbedingungen. Die sogenannten höheren Lehrer finden sich nur zu solchen Festesstunden mit den Volksschullehrern zusammen, im vollen übrigen Jahre haben sie nichts mit ihnen gemein. Sie teilen nicht ihre Arbeit an den Kindern des Volkes mit all ihrer Last und all ihrer Lust und verhandeln mit ihnen wie mit den Botschaftern fremder Mächte. Dieser Zusammenschluß scheint mir keine Addition der Kräfte, sondern gegenseitige Lahmlegung zu bedeuten. In Wahrheit hat die Stoßkraft der von Hamburg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgehenden und im „Säemann" organisierten Reformbewegung der Volksschullehrer erheblich eingebüßt, die ganze Bewegung ist unter die Führung der Universitätsprofessoren geraten. Das bedeutet wahrhaftig keinen Kraftzuwachs.

Dieser Bund für Schulreform meidet den Kampf und geht den Härten des Lebens aus dem Wege. Er hofft in stiller, aufklärender Arbeit die Geister für einen vorsichtigen Umbau des Erziehungswesens vorzubereiten; er lud die führenden Pädagogen zusammen, offenbar in der Hoffnung, daß die Regierungen den Gehalt ihrer Beratungen für ihre eigene Arbeit nutzbar machen werden.

Die bayrische Regierung zeigte indessen kein sonderlich ermutigendes Entgegenkommen, ihr Vertreter gab kund, daß der bayrische Staat seine Schulen gerade reformiert habe, und verriet wenig Neigung der Regierung, sich von den Schulreformern das Konzept korrigieren zu lassen. Der Vertreter der Münchener Universität sprach kurz und grob den Wunsch aus, es möge, da heute von Erziehungsreformern viel Törichtes gesagt würde, auf dieser Versammlung Vernünftiges zutage kommen. Sprach's und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Der friedliche Geist dieser Schulreformer scheint also keine rechte Gegenliebe zu finden. Und doch getraue ich mich nicht zu entscheiden, ob den Behörden gegenüber Wind oder Sonne bessere Wirkung tun. Persönlich drängte es mich mehr zum Kampf. In den Angelegenheiten der Schule geht es ähnlich so wie in den Fragen der Politik; die Macht entscheidet; Zugeständnisse müssen vom Volke erzwungen werden. Freiwillig wird kein Besitz preisgegeben. Wir sehen das an den althumanistischen Gymnasien. Diese gehen da ein, wo mangelnder Schülerzuspruch sie wirtschaftlich unmöglich macht. So entscheidet die Macht der Tatsachen, nicht die Beredtsamkeit der Beweisgründe. Aber ich bin nicht unbelehrbar, und da mich jeder Fortschritt im Schulwesen erfreut, so werde ich mit meinem lauten Danke nicht zurückhalten, wenn er uns durch den Bund für Schulreform geschaffen wird.

Prof. E. Gurlitt.

Das studentische Verrufswesen.

Das studentische Verrufs-Unwesen — denn so sollte man wohl richtiger einen Aufsatz über dieses Thema überschreiben — ist einer der übelsten Krebsschäden der neuzeitigen deutschen Studentenschaft. Wenig Mißstände hemmen eine Durchdringung der gesamten Studentenschaft mit neuen, gesunden Gedanken so sehr, wie diese häßliche Mischung von Anmaßung und Terrorismus.

Wie alle Zeremonien studentischen Komments, ist natürlich auch das Verrufswesen peinlich geregelt — auf dem Papier wenigstens. So kennen die Korps zwei Arten von Verruf: den „temporären" und den „perpetuellen", die Burschenschaften sogar deren vier:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leichten Waffenverruf, schweren Waffenverruf, Feigheitsverruf und Gemeinheitsverruf. Es ist jedoch überflüssig, sich um diese Feinheiten zu bekümmern, zumal nur wenige sich hierin auskennen, am allerwenigsten die akademische und die weitere Öffentlichkeit. Gleichgültig ist auch, mit welchen Formeln der Verruf ausgesprochen wird. Auch wenn es hierbei aus Rücksicht auf die Behörden nur heißt: „Unterfertigte bricht hiermit den studentischen Verkehr mit Ihnen ab", so weiß doch jeder, was dies zu bedeuten hat: Der in Verruf Gesteckte wird für „unhonorig", für unehrenhaft erklärt.

Harmlos ist der Fall, wenn eine Verbindung die andere in „Waffenverruf" steckt. Praktisch bedeutet dies nichts anderes, als daß die verehrliche X.. ia den Mitgliedern der verehrlichen Y... ia keine Satisfaktion mit den Waffen gibt. Zu höchst bedenklichen Erscheinungen kann der Verruf aber dann werden, wenn er einen einzelnen Studierenden trifft.

Der gewöhnliche Anlaß, durch den sich ein einzelner einen Verruf zuzieht, ist ein Ehrenhandel oder was in manchen studentischen Kreisen hierfür gilt. Ist einer, der in einen Streit mit einem Verbindungsstudenten gerät, Duellgegner, oder weigert er sich, sich dem „Komment" der Verbindung seines Widersachers zu fügen, so trifft ihn der Verruf. Welche unerhörte Vergewaltigung damit einem Duellgegner gegenüber begangen wird, bedarf keiner Erläuterung. Aber auch den zur Satisfaktion mit der Waffe Bereiten hält oft die Anmaßlichkeit, mit der ihm der Komment der betreffenden Verbindung aufgezwungen werden soll, von einer derartigen Austragung seines Ehrenhandels ab. Ist es doch noch wenig, wenn von ihm verlangt wird, daß er bei einer der Korporation seines Gegners nahestehenden Verbindung Waffen belegen und sich durch sie seine Vertreter im Ehrengericht usw. stellen lassen soll. Es sind sogar Fälle bekannt, wo eine Verbindung sich ohne weiteres herausnahm, einen Kommilitonen vor ihr Ehrengericht zu laden! So trifft ein Verruf gerade denjenigen leicht, der es wagt, den Mut einer selbständigen Meinung zu haben.

Der von einer Verbindung ausgesprochene Verruf pflegt von dieser den ihr befreundeten Verbindungen derselben Hochschule und auch anderer Hochschulen mitgeteilt zu werden. Unglaublich, aber wahr ist es, daß dem in Verruf Gesteckten selbst häufig keine Mitteilung zugeht, wodurch ihm die Möglichkeit genommen wird, sich hiergegen und gegen ihm schädliche Folgen des Verrufes zu wehren. Dagegen schämen sich manche Verbindungen nicht, von ihren Verrufserklärungen bei passender Gelegenheit den Militärbehörden Mitteilung zu machen, eine Denunziation, die dem Betreffenden die Möglichkeit der Militärlaufbahn abschneiden soll,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was in der Tat öfters erreicht wird. Schwere Schädigungen können einem in Verruf Erklärten auch dann erwachsen, wenn er mit Vorgesetzten oder Gesellschaftskreisen zu tun hat, deren Anschauungen in entsprechender Weise beeinflußt sind. Verweigerung einer Anstellung, Hinderung im Fortkommen, gesellschaftlicher Boykott — letzteres besonders in kleinen Städten — können die Folgen sein, die einem anständigen Menschen durch die unverantwortliche Anmaßung solcher unberufener Richter zugefügt werden.

Diesem unglaublichen Unwesen zu steuern, ist bisher nur in bescheidenem Maße versucht worden. Sich an die Behörde, d. h. das Universitätsgericht, zu wenden, ist nicht jedem sympathisch, obwohl es der im Verruf liegenden Vergewaltigung gegenüber sicherlich ebenso berechtigt ist wie die Inanspruchnahme des Schutzmanns bei Überfällen auf offener Straße. Die Behörden greifen auch leider häufig nicht durch. Sie verlangen oft nur die Zurücknahme des Verrufs. Die verehrliche X... ia erläßt dann prompt ein Schreiben, das die Zurücknahme des Verrufs ankündigt, wobei natürlich jeder weiß, daß dies nur eine Farce zur Befriedigung des „Biergerichts" vorstellt. Selbst ein scharfes Vorgehen der Behörden, wie die Auflösung der betreffenden Verbindung, ist leicht ein Schlag ins Wasser. Denn eine Neugründung unter anderem Namen ist umso leichter, als manche studentische Verbindungen gerade zu diesem Zweck einen Teil ihrer Mitglieder den Universitätsbehörden nicht angeben.

Wirkliche Reformen kommen aber natürlich hier, wie überall, am wirksamsten von innen heraus. Hier sind es die Nichtinkorporierten, die Freien Studentenschaften gewesen, die zuerst eingriffen; waren doch die Freien Studenten von diesem Terrorismus in erster Linie bedroht. Freistudentische Waffenämter enthoben den Duellanträger dem demütigenden Zwang, bei einer Verbindung um Waffenschutz nachsuchen zu müssen; Ehrenräte und Schiedsgerichte suchten billige und paritätische Schlichtungen von Streitigkeiten herbeizuführen, und in Konfliktsfällen nahmen sich die gewählten Vertretungen der Nichtinkorporierten nachdrücklich der vergewaltigten Kommilitonen an. Man kann wohl sagen, daß schon diese Aufgabe hinreicht, die Gründung von Vertretungen der Nichtinkorporierten als notwendig erscheinen zu lassen.

In vereinzelten Fällen gelang es auch, Verbindungen für eine Neuregelung dieser Seite der studentischen Ehrenfrage zu interessieren, wie bei dem leider kürzlich aufgelösten Ehrenrat in Göttingen. Die schlagenden Verbindungen verharren dagegen fast ausnahmslos bei ihrer Anmaßung richterlicher Ansprüche.

Denn das ist das Schlimmste an der ganzen Erscheinung: Nicht, daß überhaupt ein Verdikt gefällt wird, das in vereinzelten Fällen

vielleicht sogar richtig ist, sondern daß einzelne Gruppen sich erdreisten, ihrer Rechtsprechung in keiner Weise Unterstehende unter ihre eigenen rückständigen Anschauungen zwingen zu wollen. Damit ist zugleich der Hinweis gegeben, was in erster Linie demgegenüber gefordert werden muß: Sollen studentische Standesgerichte sein, so müssen sie allgemeinstudentisch sein in ihrer Zusammensetzung wie in ihren Rechtsgrundsätzen. In dieser Form wären sie als eine Ergänzung oder Entlastung der Universitätsgerichte sehr wohl denkbar.

Es wird noch lange genug dauern, bis etwas derartiges erreicht wird. Solange aber Verbindungen an ihre Befugnis zur Verrufserklärung glauben, wird man von ihnen mit Recht sagen können, daß ihnen die Erkenntnis dessen, was dem deutschen Studententum not tut, ebenso abgeht, wie die nötige Reife zur Beurteilung ihrer eigenen Stellung im studentischen Leben der Gegenwart.

Dr. Paul Roth.

Wandervogel.

„Wagemutige, selbständige, freudige Wandervögel werden den Weg zur deutschen Kultur finden . . . . vermöge des Gewissens und der Kraft" schrieb in der 20. Nummer des „Vortrupp" Herr Professor Dr. Vieth.

Es ist ein großes Wort, das da der deutschen Jugend zugerufen wird, und stolz auf das Vertrauen nimmt sie es an und heftet es an ihre Banner, ihr Wegziel darin grüßend. Es war ja einmal eine Zeit, wo in den deutschen Jugendbewegungen, besonders im „Wandervogel", nicht viel Klarheit herrschte, wo das Ziel verschleiert lag hinter Nebel und die Jugend mit unsicherem Ohr hierhin und dorthin den Ruf erschallen hörte und ratlos stand inmitten einer Wildnis. Steuern wir jetzt auf ein Ziel los, auslugend mit klaren Augen, alle Mann in stolzem Mut?

Für manchen war es wohl schwer, die Seele zu finden, den Gedanken, dem er die ganze Glut seiner jungen Begeisterung schenken konnte, den hohen Gedanken, der Alle vereinigt, die Kämpfer unserer Sache sind, den heiligen Gedanken von Freiheit, Wahrheit und Schönheit. Auch jetzt, wo doch der Wandervogel die Probe auf seine Lebenskraft mehr als ein Jahrzehnt hindurch bestanden hat, scheint es noch, als ob viele der Wandervögel noch nie auf die Idee gestoßen wären, daß Wandervogel sein mehr heißt, als bloß Wandervogelfahrten mitmachen, daß der Wandervogel ein Siegel aufdrücken soll, unzerstörbar, das auch dann seine begeisternde Kraft nicht verliert, wenn gerade kein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rucksack und kein Rippelsamt einen Wandervogel vermuten läßt. Es ist notwendig, daß die Bewegung unter den Jungen geschlossener wird, daß die inneren Zusammenhänge mit dem Leben klarer werden und daß dem Jungen, der mit dem Heimweh nach dem Ideal kommt, auflodernd in seiner Seele heilige Begeisterung erwache. Begeistert sind unsere Jungen ja so schnell. Den einen packts mit stiller Gewalt auf traumhaft schönem Nachtmarsch oder auf weltferner, sonniger Bergkuppe, zum andern spricht einmal tiefstes Menschenelend ein ernstes Wort. Leitet ihre feurige Glut ein wenig, und sie können nimmer von dem Gedanken lassen, der in ihrem Herzen erwacht als stiller Schwur: „Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts!" Allen, Allen muß es zum Bewußtsein werden, daß sie treue Mannen sein sollen, die nimmermehr so handeln möchten, daß sie erröten müßten vor dem Edlen, das sie auf seliger Wanderfahrt erlebt im jungen Herzen. Ihnen allen erschalle der Zuruf: „Wandervögel, wir sind auf dem Vormarsch, der Heerbann braucht uns als kühne Pioniere, als unerschrockene Patrouillenreiter, die den Weg klären wollen für das Volk der Zukunft. Wer nicht die Kraft hat und nicht den Ernst, der ziehe nicht mit aus zum Streit!"

Noch kommt es vor, daß es Ortsgruppen gibt, mit über hundert Vögeln, wo die Wandervögel, die sich Führer heißen, allwöchentlich stundenlang über Satzungen beraten und sich garnicht zu helfen wissen vor lauter Organisationsarbeit, wo aber noch keiner Hans Blühers Buch der Geschichte unserer Bewegung kennt, das doch jeder Wandervogel gelesen haben müßte. Wie soll man da den Führern klar machen, daß auch sie zum Vortrupp unseres Volkes gehören, — wie den „Harringa" in ihre Bücherei bringen? Es ist schwer, alle zu halten im Blick auf einen Stern! Wir, die Jugend, waren zuerst auf uns allein gestellt, und als die Erzieher überall in die Bewegung traten, da herrschte wohl auf beiden Seiten noch nicht das nötige gegenseitige Verständnis. Es wurde aber besser, und auch der Einzelne muß jetzt wissen, daß nur in der Vereinigung von ernsten Männern und froher Jugend zu freiem Dienste des Gedankens unsere Kraft liegt. Wir Wandervögel müssen wissen, daß auch wir gerechnet werden als tapfere Truppe. Wir fühlen mit Stolz, daß Männer unsere junge Begeisterung ehren, daß man auf uns zählt im Streit, und wir wollen die nicht täuschen, die uns ihre Arbeit mitgeben werden.

Wagemutig, selbständig und freudig wollen wir den Weg suchen — vermöge des Gewissens und der Kraft.

Roderich Müller.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umgangskunst.

Umgangskunst äußert sich zu einem großen Teile darin, daß, wer sie recht innehat, anderen mit fein abgemessener Höflichkeit begegnet. Es gibt Familien, in denen dieser Teil der Lebenskunst der Jugend frühzeitig eingeprägt wird. Dabei sieht man jedoch in vielen Fällen mehr auf die Erlernung äußerer Formen, als auf den Geist, der den Formen erst den rechten Wert verleiht. Es entwickeln sich dann daraus leicht Menschen, die bis an ihr Lebensende höflich, korrekt, scheinbar nie verletzend und scheinbar unverletzbar sind; sie kommen mit dieser Art Selbstzuchtfertigkeit selber schmerzloser durchs Gedränge des Lebens, als jene, die noch mit weißen Haaren rasch ihren Impulsen folgen. Aber solchen „lebensklugen" Leuten begegnen doch hier und da Menschen, die angesichts dieser nie aus dem Gleichgewicht geratenden Automatenhöflichkeit eine Art von Grausen verspüren — eben weil *sie* ein Organ haben für den leisen Unterton, der bei jenen trotz allen scheinbaren Wohlwollens kalt und wohllautleer mitschwingt; und nach wiederholter Beobachtung gewahren sie, daß alle die Höflichkeit und „Freundlichkeit", die der andere ihnen zuteil werden läßt, im Grunde doch nur verkappte Geringschätzung und Lieblosigkeit ist.

Der Mensch ist auf den Menschen angewiesen, und wie mannigfach die sozialen Abstufungen auch sind, mit einem dem *Herzen* entspringenden *Wohlwollen* (in des Wortes *bester* Bedeutung!) soll jeder um sich schauen, dann wird gewiß das Verstehen nicht ausbleiben. Unbeirrbare Herzensgüte ist ein Machtmittel, das wunderbar veredelnd weithin zu wirken vermag — lächle, wer will, ungläubig. Es kommt also beim Umgangston darauf an, ihn nicht allein vom mathematisch rechnenden Verstande, sondern so viel als nur irgend möglich, vom Herzen diktieren zu lassen. Die so handeln, sind die wirklich lebendiges Leben ausströmenden Menschen — zu solchen soll die Erziehung die Kinder heranbilden!

Schauen wir uns um im Kinderland, so finden wir, ohne sehr lange suchen zu müssen, eine Art, die mit geradezu erstaunlicher Herzensroheit es versteht, gegen Kinder und auch gegen Erwachsene, die sie als gesellschaftlich unter sich stehend betrachtet, nichtachtend, oder aber, was ebenso schlimm ist, beleidigend „herablassend" zu sein Wer nach dieser Richtung hin Beobachtungen zu machen Gelegenheit hat, dessen Herz muß wahrhaft betrübt werden. Die weibliche Jugend voran, bis hinein ins Backfischalter, zeigt sich da mitunter geradezu teuflisch herzensroh. Wie oft kann man bemerken, wie sich so ein Mädchen allein oder mit mehreren Gesinnungsgenossinnen, auf Kinder, die nicht so „fein", so „reich", wie sie selber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, stürzt, und das arme Ding, dem die gleiche Brutalität fehlt, bis zu blutigen Tränen neckt, hänselt, höhnt, von nicht selten unterlaufenden tätlichen Angriffen zu schweigen. Bei Knaben wird dergleichen ja leicht „Händellust", „Raufluſt" genannt und wohl auch bewundert, ohne auf jeweilige psychologische Ursachen untersucht zu werden, und manchmal hat hier ja auch der verächtlich gemachte Teil die festere Faust — Rache folgt auf dem Fuße. Ich halte mich zunächst an die Mädchen, die dereinstigen Priesterinnen der Sitte und alles Guten und Schönen, und da drängt sich einem die Frage auf: Wo liegt die Schuld an diesem Benehmen? Die Kinder, die sich, wie geschildert, betragen, stammen doch aus „guten Häusern", in denen der „gute Ton" geübt wird. Es mag sein, daß sich solche Sprößlinge nur so verachtungsvoll und quälluſtig zeigen, solange sie außer Sehweite der Eltern sind, aber es muß doch sicherlich da etwas faul sein im Punkte der Erziehung. Heutzutage stellt sich allerdings der Begriff „Vererbung" so leicht ein: gar so vieles Böse soll Erbteil sein. Ja, laßt uns aufmerksam forschen, was an den Unarten der Kinder erbliche Ursache haben kann, aber laßt uns auch mit Eifer den Versuch machen, ob durch unausgesetztes, vortreffliches Beispiel der Erzieher, durch zurückhaltende, doch nie ausgeschaltete Anleitung der Kinder von frühester Jugend an, durch Erziehung — nicht zur Schablone — sondern zum Kernguten, sich nicht sehr vieles, was allzu voreilig Erbteil genannt wird — als bisher nicht genügende Erziehung herausstellen wird.

Erziehung zum Kernguten muß Losungswort sein — nicht Oberflächenerziehung, auch nicht alleinige Selbstentfaltung. Das Kind kommt ja als Neuling in die Welt — nicht allein „gut", nicht allein „böse", es bedarf auch in ethischer Beziehung einer Hand, die es leitet, bis es selbst unbeirrt zu gehen vermag. Nicht überallhin können Erzieher ihren Kindern folgen, aber in Kontakt sollen sie immer mit ihnen sein. Freilich — jeder Erzieher muß selbst erzogen, muß gutes Beispiel sein! Ist er es noch nicht genug, und die Stunde dieser Erkenntnis kommt über ihn, so kann er es doch von jedem Tage an noch werden, wenn er das aus wahrer Sehnsucht will — denn die Erwachsenen vermögen sich zu erziehen, sich von Grund auf neu aufzubauen — und das ist auch ein Trostgrund, der uns nicht vollends Wehe schreien läßt über Kinderbosheit — nur daß der späten Selbsterziehung immer ein vollgerüttelt Maß von Irregehen mit nerven- und kraftzehrenden Folgen vorangeschritten zu sein pflegt.

Fort also im Verkehr mit der Hohlheit, diesem Hingleiten über alles; fort mit der Gleichgiltigkeit ebenso wie mit der Geringschätzung!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geringschätzung, noch so versteckt, schürt mehr als manches andere verborgene Glut, die sich leicht als wildrasende Feuerflut heranwälzen kann. Die Formen aber erfüllt mit dem Geiste tiefer Anteilnahme am Leben eines jeden andern! Dann erst wird unser Umgangston wirklich gut sein.

Emma Usthal-Jaeckel.

Was andre sagen

Deutsche Arbeit (Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. August Sauer, Prag.) 12 Jg. Heft 1.

Unsere Aufgaben. Von Hermann Ullmann. (Der Verfasser spricht von den Aufgaben der Deutsch-Österreicher.)

„. . . Eines der bedeutsamsten Mittel, unsere wesentlichen völkischen Aufgaben klarer zu erkennen und Umwege zu sparen, ist bis jetzt noch allzuwenig genutzt worden: die geistige Verbindung mit den Deutschen im Reiche. Was bei uns unter anderem und besonders stark durch das Eindringen von Slawen in deutsche Gebiete sich äußerte: planlose Industrieentwicklung und Geburtenrückgang, Landflucht und Entwurzelung, Rassenverschlechterung und Volksentfremdung — das hat auch im Reiche das deutsche Leben in schwere innere Krisen versetzt. In den letzten zehn oder fünfzehn Jahren hat man sich dort gegen die Schäden der überschnellen wirtschaftlichen Entwicklung gerüstet. Man hat dabei an verschiedenen Stellen angefangen, bei der Bodenreform, bei der Wohnungsreform, bei Gesundheitsbestrebungen wie der Alkoholenthaltung, bei Erziehungsreformen, beim Schutz der deutschen Heimat, bei der Geschmacksveredlung wie bei allen den Bewegungen, die sich der Alleinherrschaft der „materiellen Interessen" entgegensetzten. So wurde innere Schutzarbeit auf vielen Gebieten geleistet, und jedes Jahr bringt neue Erfolge. Ein neuer nationaler Geist, ein Nationalismus der Arbeitsgemeinschaft und der gemeinsamen Aufgaben bildet sich dabei heraus: aus allen politischen Parteien, über alte trennende Grenzen hinweg vereinigt er die Arbeitsfreudigen aller Kreise und strebt eine tiefer begründete und freiere Volkseinheit an, als sie einstweilen noch innerhalb der Reichseinheit gedeiht.

Wir gründeten und pflegten zur selben Zeit unsere Schutzvereine mit ihren vielfach anders gerichteten Aufgaben. Und heute, da sie sich zu ungeahnter Ausdehnung entfaltet haben, und noch immer weitere Entwicklungsmöglichkeiten sich ihnen eröffnen: heute nehmen wir wahr, wie sehr ihre Aufgaben doch im innersten denen gleichen, die im Deutschen Reiche gestellt sind. Bodenschutz, wirtschaftliche Selbsthilfe, genossenschaftliche Unternehmungen, Förderung des Erziehungs- und Volksbildungswesens, positive innere Kulturarbeit im eigentliche Sinne drängen sich immer mehr zum Mittelpunkte ihrer Wirksamkeit.

Es hat gewiß keinen Sinn, begangene Fehler zu beklagen — aber lernen kann man aus ihnen. Man hätte manche Umwege bei uns wie im Reiche vermieden, wenn man von beiden Seiten hätte über seine engeren Schicksale und Sorgen hinaussehen können. Ich hoffe, noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einmal in unserer „Deutschen Arbeit" ausführlicher darüber sprechen zu können: was die Reichsdeutschen von uns Deutsch-Österreichern lernen können. Im Reiche war man allzusehr mit inneren Schwierigkeiten beschäftigt, ... und überdies mit einigen Fragen der äußeren Politik, unter die auch das Verhältnis zu den Deutschen der Donaumonarchie eingeordnet wurde. Man hatte zunächst nur Sinn für den Staat und vergaß darüber oft das Volk. In Deutsch-Österreich hätte man sehen können, wie Wachstum und Gedeihen des Volkes in wesentlichen Zügen unabhängig vom Staate, ja oft gegen manche seiner Absichten vor sich geht, man konnte die Grenzen der Wirksamkeit des Staates bei uns erkennen, und wie seine Kräfte und Mittel zu verwenden seien: sie, die im Reiche so oft falsch gebraucht wurden, so oft das Volk störten und spalteten, statt es zu einen und zu kräftigen. Und wir wiederum konnten aus dem Überblick über das gesamte deutsche Kulturgebiet das gewinnen, was wir uns durch ein Chaos von Irrungen hindurch mühsam erringen mußten: den Sinn für das Wesentliche an dem deutschen Besitztum, das wir zu verteidigen haben. . . . ."

Kunstwart und Kulturwart. (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 26. Jg. Nr. 1.

National. Vom Herausgeber.

„. . . . . Das Deutschtum zu kräftigen, verlangt als allererstes: die Volksgesundheit zu kräftigen. Zunächst schon die rein körperliche, und nicht etwa nur der Kriegstauglichkeit wegen, sondern wegen der Tüchtigung des Volkes, der „Rasse" zu aller Arbeit überhaupt, nach dem mens sana in corpore sano auch der geistigen. Auskömmliche Löhne, auskömmliche Ernährung, auskömmliche Wohnung, Volkshygiene in jedem Sinn, sie werden gefordert von der nationalen Aufgabe. Sorge für bestmögliches Bildungswesen, Sorge für geistiges Wohlbefinden, Sorge, endlich einmal, für eine vernünftige Volkswirtschaft auch der geistigen Güter hat unmittelbar daneben zu stehen, damit all das die nationale Leistungsfähigkeit steigere. Aber wir wollen nicht erst mit dem Aufzählen anfangen, denn wir kämen zu keinem Ende: alles, was diese Zeitschrift bespricht und noch wie vieles sonst betrifft ja Aufgaben der nationalen, der völkischen Kultur, alles, was unter dem Leitgedanken steht: hebt die Volkskraft und ihre Arbeit.

Den Begriff völkisch und national mit dem Begriff international in Widerspruch zu setzen, ist ein Taschenspielerkunststück, falls beide nicht auf demselben Gebiete gegeneinander wirken. Unsere Post ist deutsch, obgleich sie im Weltpostverein ist, unser rotes Kreuz ist deutsch, obgleich „das" rote Kreuz international ist, die Kunst ist national und ist auch international, Wissenschaft, Industrie und Handel sind es erst recht, und für eine Menge von Aufgaben, die aufs allerengste mit dem Volksleben verwachsen sind (ich erinnere nur an Volkskunst, Heimatschutz, Naturschutz), bauen wir gerade die internationalen Beziehungen fortwährend aus. Die Völker haben ja nicht nur verschiedene, sie haben auch gleiche Interessen, Verbündungsinteressen und Interessen daran, daß der Verbündete aus Eigenem heraus stark sei. Nur mit dem, was er aus Eigenem hat, kann er die Gesamtheit bereichern. Und Gedanken und Taten, die hier geboren sind, bekommen ihre Kinder in anderem Land. Deshalb bedeutet es keinerlei Enge, national zu sein, denn das Erstarken des eigenen Volkstums macht ein Volk erst recht aufnahme-, gebe-, bündnisfähig für die Welt. Aber es bedeutet an sich auch keinen Vorwurf, in dem oder jenem international zu sein, wenn nur das Hereingeholte nicht über den Wert bezahlt und wenn es nur wieder zur Stärkung des Eigenen verwandt wird. In jedem kann ja letzten Endes nur produktiv sein, was im heimischen Boden gedeiht. . . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Glosse. In Hebbels „Agnes Bernauer" (IV, 5) spricht der Kastellan: „Ich stoß dich um, sagte der Ritter zum Becher, und tat's, siebenmal hintereinander. Aber der Becher stieß ihn wieder um, und da fiel er dem Teufel in die Arme, der schon längst hinter ihm stand! Hütet Euch und spottet nicht!"

Ja, „hütet euch!" Der brave Kastellan hat mit jedem Wort seiner prächtig treffenden, knappen Anekdote recht. Leider erfahren wir nicht, ob der also Angeredete, ein „wackerer Zecher" (Ritter Nothhafft von Wernburg) die tausendmal wahren Worte auch beherzigte. Meine Menschenkenntnis läßt mich nicht daran glauben. Ob der Kastellan nicht auch gelegentlich einmal „den Becher umstößt?" Gelegentlich! Und dann in züchtigen Grenzen! Nur ein oder zweimal vielleicht! Und wenn die Stunde besonders feierlich und behaglich ist, höchstens dreimal! Freche Knappen mögen aber erzählen, daß er ihn auch schon viermal umkippte. Aber die lügen wohl. — Unser wackerer Becherschwinger aber, der im übrigen ein tüchtiger, braver Kerl ist, der geht nun den Weg, den schon so viele gingen und nach ihm noch viele gehen werden, er „fällt dem Teufel in die Arme". Törichte Entschlüsse mögen seinem Glück ein Ende machen, schwache Erben seines Namens ihm Sorge machen, Krankheit mag ihm Jahrzehnte seines Lebens zur Qual und den Tod zum Erlöser machen, oder er mag vielleicht eine jener „trinkfesten" Mammuth-Naturen sein, die scheinbar der Suff gar nicht zu entwurzeln vermag, — dann wird die von Gott verliehene Lebenshöhe auf ein unauffälliges Mittelmaß herabgedrückt. Kräfte, die zum Schaffen und Fördern, zum Schätzeheben, zu ungewöhnlicher Arbeit berufen waren, die zehren sich dann auf am weinbenetzten Eichentisch, in kernigen, vielbewunderten Reden und dröhnendem Lachen. Nebenher aber wickelt sich sein Tagewerk ab im Staube des Alltags, matt, regelrecht, unauffällig und mittelmäßig. Siiwert Taaken*) gestern, heute und morgen!! Der Philister nennt dies Schicksal wohl kaum „dem Teufel in die Hände fallen". Auch unser Kastellan hasicher dieses Schicksal des Lebendigt begrabenwerdens mit seinem wuchtigen Ausspruch nicht gemeint. Aber meine Freunde und ich meinen doch, dies sei das Schlimmste, in all seinen Stufen, vom kaum merklichen Nachlassen metaphysischen Interesses bis zum Stumpfsinn des Bier-, Wein- und Sektphilisters. Denn in seiner Massenwirkung stellt dieses stückweise Sterben ein unsägliches völkisches Unglück dar. Hier fallen oft gerade die Besten: Künstlernaturen, die ja meist eine ganz eigentümliche Widerstandslosigkeit gegen narkotische Gifte zeigen, soldatische Naturen, Kraftnaturen, Männer mit Husarengeist, die im Becher einen herzerfrischenden Gegner erblicken, mit dem sie ihre Kräfte messen wollen. Ihnen, den Eisernen, Sicheren, Starken soll der männerstürzende Trunk nichts anhaben. Sie lachen seiner, spielen mit ihm, freuen sich seiner. Aber jeder Wissende (und Enthaltsame!) wird hier ein mitleidiges, schmerzliches Lächeln nicht unterdrücken können. Denn er weiß genau: auch der „eiserne" Körper steht nicht außerhalb des physiologischen Geschehens. Derselbe Stoff, der einen Alexander stürzte und der einem Goethe das Geständnis abnötigte, daß er mehr, als mancher glaube, einem besonnenen

*) Siiwert Taaken, eine wahrhaft tragische Figur aus Poperts Dürerbund-Roman „Helmut Harringa".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und tätigen Leben entgegenwirke: Seine, Al Kehals tückische Fechtweise wird auch ihn lähmen, schwächen, erniedrigen und am Ende stürzen. — Diesen immer aufs neue geforderten kläglichen Menschenopfern gegenüber, diesem jammervollen stückweisen Erlöschen Tausender gegenüber, da hilft der gute Rat nichts, und wäre er auch so schön gegeben wie der unseres Kastellans. Da hilft nur die Tat. Und zwar zuerst die des Kastellans! Was für eine Tat gemeint sei, weiß jeder: Der Spritgenuß in jeder Form (dies „Schandzeug", wie Sven Hedin so richtig sagt) hat aus der Lebensführung erst der vordersten Schlachtreihe, dann aber aus allen Reihen der Kämpfer zu verschwinden.

Kämpfer sind aber alle Menschen. Unser aller Ziel ist ein Zustand, eine Gemeinschaft, die der erhabene Stifter der (so oft mißverstandenen) christlichen Religion „das Reich Gottes" genannt hat. Sorgen wir durch unsere Tat, daß „der Teufel" dereinst keinen Becherstürzer mehr finden möge.

O. Wanderer.

Vom Wandervogel. Die große Wandervogel-Tagung, die vor kurzem in Magdeburg stattfand, sollte die Vereinigung aller Wandervogelverbände zu einer großen Gesamtorganisation, dem „Deutschen Wandervogel" bringen. Leider ist das nicht ganz geglückt, da einige wenige Ortsgruppen eine der Grundbedingungen — das Alkohol- und Rauchverbot — nicht annehmen wollten. Die neue Vereinigung „Deutscher Wandervogel" E. V. ist zwar gegründet worden, aber noch stehen aus dem angegebenen Grunde einige Ortsgruppen und kleinere Verbände seitab. Die vollständige Einigung wird indessen wohl nur eine Frage der Zeit sein. Zu der einen Streitfrage, der des Alkohol- und Rauchverbots, ist übrigens in diesem Jahre noch eine zweite, die Frage gemeinschaftlicher Fahrten von Knaben und Mädchen gekommen. Hier steht mit geringen Ausnahmen Norddeutschland gegen Süddeutschland, wo schon seit langem gemeinschaftliche Wanderungen mit großem Erfolg veranstaltet werden. Vorläufig sträubt man sich im Norden noch heftig dagegen, obwohl nicht bestritten werden kann, daß gerade da, wo das Rauch- und Trinkverbot herrscht, — und das ist, wie schon angedeutet, jetzt in den meisten Wandervogel-Gruppen der Fall — einer der schwerwiegendsten Hinderungsgründe gemeinschaftlicher Fahrten fortgefallen ist. Das starke Anwachsen des Mädchenwanderns im letzten Jahre hängt eng mit der weiteren Annahme dieses Verbotes zusammen. Das zeigt auch die Statistik, die überhaupt von einem gewaltigen Anschwellen der Wandervogelbewegung Kunde gibt. Aus der in der Aprilzeitung 1912 des Verbandes Deutscher Wandervögel veröffentlichten Statistik seien hier folgende Zahlen wiedergegeben:

Jahr	Meine Fahrten	Teilnehmer	Wandertage
1910	5150	61000	56000
1911 I. Halbjahr	6160	70400	63000

Jahr	mehrtägige Fahrten	Teilnehmer	Wandertage
1910	860	7300	6200
1911 I. Halbjahr	830	6800	4750

Die genaue Statistik vom 2. Halbjahr 1911 und vom 1. Halbjahr 1912 liegt noch nicht vor. Soviel steht aber schon jetzt fest, daß die Beteiligung im Jahre 1912 noch weit mehr gestiegen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ortsgruppenstatistik von Hannover-Linden (Zahl der Eingetragenen: 360 Jungen, 140 Mädchen) enthält z. B. folgende Angaben: Januar 1912 erzielten die Jungen 227 Wandertage, die Mädchen 57; im Juni 687 und 202. Durchschnittlich waren jeden Sonntag 120 Jungen und 40 Mädchen draußen. Im ganzen 1. Halbjahr 1912 hatten die Jungen 3440, die Mädchen 1177 Wandertage zu verzeichnen.

Die Zahlen beweisen auf jeden Fall, daß der Wandervogel einen sehr wesentlichen Teil unserer Jugendpflege ausübt, einer Jugendpflege, die sich auf kameradschaftlicher und freundschaftlicher Grundlage aufbaut. Enno Norten.

Von einem deutschen Schlachtfelde. An stimmungsvoller Stätte, dort, wo der Weg von dem deutschen Grenzdörflein Gravelotte durch die berühmte Talschlucht nach St. Hubert hinaufführt, steht das Denkmal der achten rheinischen Jäger, die sich hier an jenem 18. August 1870 fürs deutsche Vaterland geopfert haben. Ruhig und still liegt heute das Tal, aber die Gestalt des todesmutig vorwärts drängenden Jägers auf dem Gedenkstein versetzt jeden Besucher ganz unwillkürlich zurück in die Tage heißen Ringens, wo es galt, die gegenüberliegenden Höhen zu erstürmen! —

Und dicht neben dem Denkmal steht die unvermeidliche Warnungstafel, die jeden Ankömmling mit wahrer Grausamkeit in unser papierenes Zeitalter versetzt. Auf ihr steht wörtlich zu lesen!

„Das Betreten der Rasenfläche der „Denkmalsanlage ist verboten. Zu„widerhandelnde werden be„hufs Bestrafung nach den „bestehenden gesetzlichen Be„stimmungen zur Anzeige ge„bracht.

Kaiserliche Kreisdirektion.
Metz-Land.
„ 1. August 1911."

Ist das unsere liebe deutsche Sprache!? — Mußte denn jene schreckliche Tafel mit ihrem schrecklich deutschen Inhalt gerade hierher gesetzt werden, damit ausgerechnet an dieser Stätte den tausend und abertausend deutschen und nichtdeutschen Besuchern ein Schulbeispiel des übelsten deutschen Kanzleistils vorgeführt werde!? —

Wolfgang Zeller.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Spahn, Dr. Martin: Nationale Erziehung und konfessionelle Schule. M. 0,80. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten.

Dessauer, A.: Bergwanderungen in den Ostalpen. Geb. M. 3,50. Carl Kuhn, München.

Lamszus, Wilhelm: Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg. M. 1,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Wichert, Ernst: Die Schwestern. Geb. M. 1,—. („Hausbücherei" Band 37). Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Gr. Borstel.

Efferz-Archiv: Herausgegeben von Dr. O. Efferz. Verlag Engelhard, van Embden & Co., Amsterdam.

Lieferung I:
Zweck, Prinzip und Plan dieser Zeitschrift.

Lieferung III:
Düsseldorfer Senf mit attischem Salz. M. 1,50.

Lieferung V:
J'accuse.

Lieferung VI:
Les rapports franco-allemands et la question de l'Alsace.

Lieferung VII:
Eröffnung meines Seminars für politische Ökonomie.

Lieferung VIII:
Studien über Hysterie, Hypnotismus und Suggestion.

Lieferung IX:
Die Offensive der Bonner Universität gegen die Phonophysiokratie.

Lieferung XIII:
Caesarem appello. Offener Brief an Seine Majestät Kaiser Wilhelm II.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 23 1. Dezember 1912

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland.

Vierter Brief.*)

Mukama!

Dein königliches Herz erzürnt sich, weil ich Dir noch nicht schrieb, was die Wasungu essen?

Großer und mächtiger Herr! Gebiete Deinem Volke zwei Tage Schweigen, damit das Furchtbare, das ich Dir jetzt erzählen werde, in Deinem Verstande Platz finde: Die Wasungu sind Seelenesser, sind Kannibalen.

Sie vermischen die Nahrung, die die Erde spendet, mit Teilen verschiedener Tiere. Besonders Schweine, Rinder und Pferde werden getötet und in viele Teile zerschnitten und zerhackt.**) Hunde werden in einer Stadt mit Namen Halle geschlachtet und gegessen. Katzenfleisch wird nur heimlich unter die Nahrung gemischt. Niemand würde es kaufen, wenn jemand es anböte, deshalb wird es kleingeschnitten und mit anderen Fleischstücken in Tonnen gesammelt, dann wird es in Därme von Rindern hineingetan und verkauft. An einigen Orten vermischen sie es auch mit Mehl und Fett und essen es aus Muschelschalen. Nur Menschen dürfen nicht geschlachtet und gegessen werden.

---

*) Vgl. die drei ersten Briefe, „Vortrupp" Nr. 9, 11 u. 17.

**) Lukanga gehört, wie dieser Brief zeigt, einem Negerstamme an, der von Früchten lebt. Es muß einem so lebenden Manne allerdings sonderbar vorkommen, daß gerade jetzt in Deutschland von Hungersnot die Rede ist, weil Fleisch teuer wurde.

Unseren Lesern der merkwürdigen Anschauungen Lukangas gibt es vielleicht zu denken, daß wirklich ganze Völker garkein Fleisch genießen, was uns ja wohl garnicht recht in den Kopf will. — Die Beobachtung Lukangas von der Hundeschlachterei in Halle wird übrigens durch eine mir vorliegende Zeitungsnotiz bestätigt, worin es heißt, daß in Halle aus Anlaß der Fleischnot eine Hundeschlachterei eröffnet wurde und starken Zuspruch erhielt. Hans Paasche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einiges von diesem weiß ich, nicht weil ich es selbst sah, sondern weil es mir ein Mann von dem weitverbreiteten Stamme der Korongo*) erzählte. Manches aber sah ich selbst, und deshalb glaube ich, was mir der Korongo erzählte.

Ich sah einen Mann, der aufgeschnittene Kälberleichen, die noch blutig waren, von einem Wagen auf die Schulter nahm und in einem Hause so aufhängte, daß jeder, der vorbeiging, die Leichen sehen mußte. Und Männer und Frauen gingen vorbei und waren fröhlich, obwohl sie das sahen. Der Mann hängte auch innere Teile von Tieren auf und schrieb Zahlen daran, weil er Geld dafür haben wollte, wenn Menschen es kaufen. Die Leichen werden in Teile gerissen und die Teile einzeln verkauft, als seien es Früchte. Auch das Blut der Tiere wird gegessen.

Ich sagte: die Wasungu essen. Das ist nicht richtig: sie schlucken. Und alles, was sie in ihren Mund hineintun, ist dazu vorbereitet, daß es hinuntergeschluckt und nicht gegessen werde. Es sind unter den Wasungu wohl einige, die sich darauf verstehen, Nahrung zu essen; die meisten aber sind Schlucker.

Ihre Sprache kennt zwei Worte für „Nahrung eintun": ‚Essen' und ‚Fressen'. Die Schlucker sagen von sich selbst, daß sie essen und daß die Tiere fressen. Als ich aber einem Sungu zeigte, wie ein Rind auf der Weide Kräuter suchte und ihm sagte, auch er solle doch lieber ‚fressen', wie dies Tier, da wurde er böse.

Die Wasungu machen die Schweine, die sie essen wollen, künstlich krank, damit sie ganz dick werden. Sie zwingen diese Tiere, hastig zu schlucken und dann zu ruhen. So mästen sie die Tiere. Und wie die Schweine, mästen sie auch sich selbst.

Sie erreichen das durch viele Mittel. Ein Sungu wartet nicht mit Essen bis sich Hunger meldet, sondern er geht hin und versucht, ob er irgend etwas ausfindig macht, was er gerne schlucken möchte. Damit er sicher ist, daß er sich mäste, setzt er sich zu ganz bestimmter Zeit, auch ohne Hunger, zum Schlucken hin. Und nicht im dunkeln Raum und nicht alleine, sondern mit anderen Wasungu zusammen. Die Augen hat er beim Schlucken weit geöffnet. Während er eine Speise hinunterschluckt, sieht er auf einen Zettel, auf dem die nächste Speise geschrieben steht. Dadurch erreicht er schnelleres Hinunterschlucken. Weil er ja nicht aus Hunger ißt und

*) Korongo heißt „Riesenreiher". Lukanga meint damit offenbar den „Wandervogel". Paasche.

die Speise nicht schmeckt, ißt er mit den Augen, und er ißt dann immer die nächste Speise, und nicht die, die er gerade im Munde hat. Auf dem Zettel steht keine Nahrung geschrieben, sondern Gemengtes und Erhitztes. Damit es nicht gekaut werde, gießt der Schlucker Getränke dazu in den Mund. Alle Wasungu gewöhnen sich, auch Getränke zu schlucken, anstatt sie zu saugen.

Ein allgemein gebrauchtes Mittel, die Körpermast zu fördern ist dies: Die Wasungu verabreden sich, zu mehreren gemeinsam um einen Tisch herumzusitzen und dieselben Speisen zu schlucken. Obwohl sie keinen Hunger haben, gelingt es ihnen, dann sehr viel zu schlucken. Es kommen Diener, die versuchen, die Gier der Schlucker zu reizen. Sie tun das, indem sie die Speise, deren Namen der Schlucker vorher auf dem Zettel gelesen hat, der Reihe nach jedem einzelnen Schlucker kurze Zeit von hinten vor das Gesicht halten, bis er etwas davon genommen hat. Weil nun alle Schlucker von derselben Schüssel nehmen, erwecken sie gegenseitig die Vorstellung, als gelte es, den anderen etwas wegzunehmen, und sich recht viel zu sichern.

Wenn sie dann anfangen, davon etwas in den Mund zu tun, schreien sie sich gegenseitig an und zwingen sich dadurch zu schnellerem Hinunterschlucken. Außerdem ist es Aufgabe der Diener, die Schlucker von hinten fortwährend zu bedrohen, als sollten die Teller, auf denen die Speise liegt, plötzlich weggenommen werden, und auch dadurch wird der Zweck schnelleren Schluckens erreicht. Damit die Schlucker aber recht laut schreien müssen, läßt man zwölf Männer auf Hörnern blasen und Lärm schlagen.

Wenn ich dagegen an die Verse des Rubega denke, dann ist es mir, als ob ich aus dem Rauche hinaus und in den Zugwind trete. Laß mich, Mukama, die Worte des großen Priesters hier niederschreiben, damit ich selbst mich ihrer wieder scharf erinnere. Rubega sagt:

> Besieh Dir, Mensch, eine Nuß.
>
> Weshalb ist ihr Kern umkleidet? Damit der eine Mensch sie entkleide und der andere sie esse?! Nein! Damit der, der sie essen soll, den Kern herausschäle und nicht das Maul auf einmal bis oben hin anfülle.
>
> Du sollst, wenn Du issest, noch den Boden wissen, von dem die Frucht genommen wurde. Und warst Du selber nie dort, so soll doch Deine Sehnsucht dort weilen, während Du issest.
>
> Darum gehe in den Raum, der für Speisung gemacht ist und bleibe allein dort, bis Deine Sehnsucht sich gesättigt hat.

Du sollst aber liegen, während Du issest.

So hast Du an der Öffnung des Raumes den Himmel über Dir, an dem geschrieben steht, wann Du essen darfst.

Bei Tage nämlich sollst Du essen, beim unendlichen Blau.

Aber des Nachts stehen Sterne da, und Deine Gedanken haften an ihnen. Da sollst Du fasten."

Mukama, wenn ich die Wasungu neben die Wakintu stelle, dann weiß ich, welches Volk die besseren Ratgeber hatte.

Es sind unter den Wasungu viele, die besonders starke Mast betreiben, und unter jeder Arbeitsgemeinschaft findet sich ein bestimmter Teil solcher Mästlinge. Aber, obwohl sie Alles tun, um möglichst schnell unfähig zu werden, Waffen zu führen und gegen den Feind zu gehen, verlieren sie doch keins der Bürgerrechte, und wenn ich einem solchen, zur Mast aufgestellten Krieger sage, daß in Kitara nur der die vollen Ehrenrechte des Staatsbürgers habe, der im Schnellauf Gewisses leiste, dann schluckt er nur noch mehr.

Sie leben alle in beständiger Angst, daß sie nicht genug Gemischtes und Erhitztes in den Leib bekommen. Nur um wirkliche Nahrung sind sie ganz unbesorgt, ja sie verachten die Nahrung, weil sie fürchten, dadurch nur tatkräftig und lebensfroh, und nicht dick zu werden.

Sie wenden viel Mühe an, die Dinge, die sie in ihre Töpfe werfen, zu zerstören und ihnen den Sonnengeschmack zu nehmen, wobei starkes und lang dauerndes Feuer ihr wichtigstes Hilfsmittel ist.

Danach tun sie an alle Speisen Salz, und dann sagen sie: „es schmeckt". Salz ist bei den Wasungu dasselbe wie „Geschmack". Und was nach Salz schmeckt, davon schlucken sie so viel hinunter, bis sie nicht mehr hineintun können.

Schlechte Sachen, die niemand essen würde, so zurechtzumachen, daß sie geschluckt werden können, und gute so weit zu zerstören, daß sie den schlechten gleich sind: das gilt bei ihnen als eine große Kunst, und besonders die Frauen beschäftigen sich fast den ganzen Tag über mit dieser Kunst, die „Kochen" oder „Braten" heißt, je nachdem, ob Wasser oder Fett dabei erhitzt wird.

Ich erzählte Dir im letzten Briefe von dem Leibgerüst der Frauen und sagte, daß die Männer es erfanden, um die Frauen schwach zu machen. Ich glaube, daß auch das Kochen von den Männern erfunden wurde, um den Frauen Zeit zum Denken zu nehmen und sie in Dummheit zu halten. Und jetzt glauben alle, daß es zum Leben nötig sei. Vielleicht aber rächt eine höhere

Gewalt den Frevel der Männer; denn er zwingt sie ja, das Gekochte zu schlucken, damit die Frauen nicht aufhören, zu kochen. Und so werden auch sie zur Trägheit verdammt, weil sie gemästet werden.

Strahlender Fürst! Deinem Diener ist es hier nicht leicht gemacht, sich menschenwürdig zu nähren. Aber fürchte nichts: Lukanga nährt sich auch unter den Hundefressern mit Sonnenkraft.

Und wenn er bei Tage zwischen Steinen auf der Kuppe eines Berges liegt, und seine Augen im weiten Blau des Himmels ruhen läßt, dann weckt der Duft einer Frucht ihm tiefe Lebenslust.

Allein auf einem Berge im Lande der Wasungu: Welch ein Gefühl ist es doch, als erster Neger auf dem Gipfel eines Berges zu stehen!

Und gar als Dein Ausgesandter

Lukanga Mukara.

Gemeinden und Naturdenkmalpflege.

Naturdenkmalpflege nennt man die Bestrebungen zur Erhaltung der wissenschaftlichen Seltenheiten und der Schönheiten der Natur im Gelände. Zunächst kommt es darauf an, in Wort und Schrift das Volk aufzuklären über den Begriff des Naturdenkmals, über das Vorhandensein von Naturdenkmälern und über die Wichtigkeit ihrer Erhaltung. Sodann gilt es, den Staat, die Gemeinden, die kirchlichen und andere Behörden dafür zu gewinnen, daß die auf ihrem Grund und Boden vorhandenen Naturdenkmäler geschützt, und daß alle Kreise für den Gedanken der Naturdenkmalpflege gewonnen werden. Auch ist es erwünscht, in allen Teilen des Landes Schutzgebiete verschiedener Art einzurichten, um eigenartige Teile der Landschaft, ausgezeichnete Bodengestaltungen, bemerkenswerte Pflanzen- und Tiergemeinschaften und anderes mehr zu bewahren.

Neben den staatlichen Behörden sind auch die Gemeindeverwaltungen an der praktischen Ausübung des Naturschutzes beteiligt. Städte wie Breslau, Elbing, Neustadt in Westpreußen und andere schützen nach den von Magistrat und Stadtverordneten gefaßten Beschlüssen die in ihrem Gelände vorhandenen erratischen Blöcke als Naturdenkmäler; die Stadt Nörenberg in Pommern bewahrt eine ausgedehnte Endmoräne vor jeder Nutzung; Wernigerode erhält die der Stadt gehörigen Granitklippen am Ostrand des Harzes; Aussig an der Elbe hob den Steinbruch an dem Borkotsch, einem überhaushohen Basaltfelsen mit scheitelförmig angeordneten Säulen, auf, um

ihn als Naturdenkmal dauernd zu bewahren. Städte wie Münstereifel, Hameln und andere haben die dort noch vorhandenen Hülsenbestände (Ilex) in ihre Obhut genommen; Wunsiedel im Fichtelgebirge schützt einen Felsen mit dem seltenen Leuchtmoos, und die Stadt Nürnberg in ihrem Gewässer eine seltene Seerosenart. Danzig hat in seiner Forst eine bemerkenswerte Moorfläche mit kleinem See, im ganzen 1,3 ha jeder Nutzung entzogen, und Frankfurt am Main erhält im Stadtwald 29 ha zu Studien- und Unterrichtszwecken.

Weiter betrachten Städte es schon vielfach als ihre Aufgabe, nicht nur im Innern künstliche Rasen und Parke anzulegen, sondern auch außerhalb der Stadt natürliche Landschaftsteile, besonders Waldungen sich zu sichern. Barmen, Berlin, Charlottenburg, Hannover und andere Städte erwarben von der Staatsforstverwaltung zu Vorzugspreisen Waldteile unter der Zusicherung, daß diese stets als Wald erhalten bleiben sollen. Wien bewilligte 40 Millionen, um einen Wald- und Wiesengürtel von 4400 ha Ausdehnung um die Stadt zu sichern. Überhaupt sollten Gemeinden danach trachten, den in erreichbarer Nähe noch vorhandenen Wald nach Möglichkeit zu retten. Dabei ist es nützlicher und billiger, frühzeitig solche Ankäufe auszuführen, ehe das Gelände zerstückelt und dann nur noch in kleinen Teilen zu hohen Preisen zu haben ist. Newyork erwarb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 50 ha seines Zentralparks für 21 Millionen und mußte 50 Jahre später für 4 ha 22 Millonen zahlen. Die Stadtwälder sind mehr als die Parke im Innern die eigentlichen Lungen der Städte und können ihnen auch manche Krankenhäuser ersparen. Wenn aber kein Wald mehr besteht, müßte ein solcher künstlich angelegt werden, wie es schon mehrfach geschehen ist.

Zuweilen bieten sich bestimmte Anlässe, ein Stück zu erwerben und als Erinnerungshain einzurichten. Zum Beispiel stehen im nächsten Jahr die Hundertjahrfeier der Befreiungskriege und das 25jährige Regierungsgedenkfest des Kaisers bevor. Vielleicht können weitere Kreise für die Auffassung gewonnen werden, daß neben Denkmälern von Stein auch Denkmäler der Natur, die von der Gemeinde zur Freude der ganzen Bevölkerung bewahrt bleiben, wohl geeignet sind, die Erinnerung an jene geschichtlichen Ereignisse wachzuhalten. Wie Berlin 1840 zur Erinnerung an den Regierungsantritt Friedrichs des Großen den 53 ha großen Friedrichshain anlegte, und Dresden 1898 beim 25jährigen Regierungsgedenkfest König Alberts 117 ha der Dresdener Heide mit der Verpflichtung ankaufte, sie dauernd als Wald zu erhalten, könnte jetzt die eine oder andere Gemeinde ihre Teilnahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an den vaterländischen Feiern dadurch bekunden, daß sie einen bemerkenswerten Teil der umgebenden Natur, sei es einen hervorragenden Felsen, einen schönen Wasserfall, einen beliebten Aussichtspunkt, ein Stück Wald oder Heide sicherte. Die Hohenzollern haben der Pflege des Waldes und seiner Denkwürdigkeiten immer besondere Anteilnahme entgegengebracht, und unter unserem jetzigen Kaiser ist die ganze Bewegung zum Schutz der Naturdenkmäler entstanden und weiter ausgestaltet worden. Daher liegt es auch in seinem Sinne, wenn bei den bevorstehenden Gedenkfesten hier und da Naturdenkmäler gestiftet und dadurch bemerkenswerte Teile des heimischen Bodens für die Allgemeinheit gesichert werden. Und wenn etwa nichts derart vorhanden ist, könnten Vogelschutzgehölze auf geeigneten Flächen angelegt und damit Vogelhaine geschaffen werden.

Da die Vogelwelt in der Nähe der Städte und Badeorte fast überall im Schwinden begriffen ist, erwächst den Gemeinden die Aufgabe, den Schutz der Vögel nach Kräften zu fördern. Die natürlichen Brutplätze müssen tunlichst erhalten und, wo es nicht mehr möglich ist, neue dafür geschaffen werden. Nicht selten sind die Städte bei Lösung sozialer Fragen gezwungen, außerhalb Grund und Boden zu erwerben, sei es zu Erholungsheimen, Pflege- und Krankenanstalten, Rieselfeldern und dergleichen mehr. Es ist wünschenswert und meist auch möglich, daß hierbei von vornherein bestimmte Flächen zu Vogelschutzgehölzen angewiesen werden. Weiter kann Vogelschutz auf Friedhöfen, im Innern der Stadt wie außerhalb, erfolgreich gefördert werden. Im allgemeinen empfiehlt es sich, städtische Gärtner und andere geeignete Persönlichkeiten zu einem Lehrkursus an der von Freiherrn von Berlepsch errichteten und geleiteten Station für Vogelschutz in Seebach bei Langensalza zu entsenden.

Andererseits können die Gemeinden an ihren Lehranstalten verschiedener Art zur Förderung der Naturdenkmalpflege beitragen. Wenn ihnen auch eine Einwirkung auf den Unterricht versagt ist, können sie besonders, wenn es sich um Gewährung von Geldmitteln handelt, mittelbar diese Bestrebungen unterstützen. Es ist zum Beispiel erwünscht, daß überall, wo es noch nicht geschehen, Mittel für Lehrausflüge gewährt werden, damit unsere Jugend die Heimat im engeren und weiteren mit ihren Denkwürdigkeiten kennen und lieben lernt. Bei Bewilligung von Mitteln für Programmabhandlungen könnte der Wunsch ausgesprochen werden, daß darin nicht Dinge aus entlegenen Gebieten, sondern hauptsächlich solche aus der Natur, Kunst und Geschichte der Heimat behandelt werden. Weiter empfiehlt es sich, bei technischen Lehranstalten, Fortbildungsschulen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fortbildungskursen, Polizeischulen usw. auch dahin zu wirken, daß die Naturdenkmäler und ihre Erhaltung im Unterricht berücksichtigt werden.

Ferner sind Städte wohl in der Lage, durch ihre Aufsichtsbeamten die Bestrebungen der Naturdenkmalpflege wie des Heimatschutzes zu unterstützen. In Nordhausen, Zoppot und anderen Orten kam es in diesem Jahr vor, daß Ausflügler, die im Freien Blütenzweige in Menge abgerissen hatten, angehalten und mit 10 Mark Geldbuße bestraft wurden. München und weitere Städte untersagten in ihrem Gelände das Botanisieren, damit die Seltenheiten der Pflanzenwelt nicht gefährdet würden. In Bayern besteht eine Marktverkehrsordnung, nach der wild wachsende Pflanzen mit Wurzeln oder Knollen nicht feilgehalten und verkauft werden dürfen.*)

Auch ist es Aufgabe der Gemeinden, dafür zu sorgen, daß an bemerkenswerten Stellen ihrer Umgegend die Erlaubnis zur Eröffnung von Wirtshäusern und ähnlichen Anlagen eingeschränkt oder ganz verweigert wird. In die Bauordnnng müßte, wo es noch nicht geschehen ist, eine Bestimmung aufgenommen werden, nach der alle Neu- und Umbauten so auszubilden sind, daß sie weder das Straßenbild, noch die landschaftliche Umgebung beeinträchtigen oder verunstalten. In der Schweiz besteht eine Verordnung, nach der die Mauern an Wegen eine bestimmte Höhe nicht überschreiten dürfen, damit der Ausblick anf die Alpen frei bleibt. Ebenso erwünscht wäre es, daß durchweg in Städten und anderen Gemeinden hervorragende Aussichten ins Gebirge, auf einen See, aufs Meer usw. erhalten und nicht etwa durch Bauten verdeckt werden.

Endlich ist es erforderlich, daß die Gemeinden auf Grund des Gesetzes von 1902 gegen die Reklame vorgehen. Selbstverständlich kann der heutige Großbetrieb der Reklame nicht gänzlich entraten, aber deren Auswüchse sollen überall vermieden werden. Die Abteilung Naturschutz des Sächsischen Heimatschutzes hatte erfahren, daß von einem bekannten Geschäft die Aufstellung großer Reklametafeln an Eisenbahnstrecken geplant war. Darauf benachrichtigte sie die Amtshauptmannschaft und bat sie auf Grund des sächsischen Heimatschutzgesetzes, das Aufstellen der Tafeln zu verbieten. Dies geschah, und in einem Fall, wo die Tafeln an einer kurzen Strecke schon aufgestellt waren, wurde dem Geschäftsinhaber aufgegeben,

*) Solches Vorgehen wäre jetzt in vielen anderen Gegenden dringend nötig. Man müßte allerdings strenger sein als z. B. in Jena, wo Osterluzei (Aquilegia), Märzbecher (Leukojum), mannigfaltige Orchideen vielfach und trotz bestehender Verbote zum Verkauf angeboten werden. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie wieder zu entfernen. Der Inhaber legte Berufung bei der Kreishauptmannschaft, und als diese die Entscheidung bestätigte, auch beim Oberverwaltungsgericht ein. Das erkannte auf Entfernung, und somit wird in Sachsen die freie Natur gegen Reklame nach Möglichkeit geschützt.

Es ist übrigens bemerkenswert, daß manche großen Geschäfte von dieser Art Reklame ganz absehen, so sehr sie von deren Wert im allgemeinen überzeugt sind. Auf Anfrage erwiderten z. B. A. Lingner in Dresden, Rudolf Mosse und August Scherl in Berlin fast übereinstimmend, daß sie die Reklame in der Landschaft für unschön hielten und deshalb davon Abstand nähmen. So ist es auch der Wunsch aller Naturfreunde, daß überall die Reklame aus der freien Natur schwinden und innerhalb der Städte schönheitsgemäß ausgestaltet und dem Stadtbild möglichst angepaßt werden möchte.

Aus allem ergibt sich, daß städtische Gemeinden die Bestrebungen der Naturdenkmalpflege vielfach unterstützen und in noch weit höherem Maße unterstützen könnten. Es bleibt zu wünschen, daß fortan die Fragen des Natur- und Heimatschutzes überhaupt auf den Städtetagen und im einzelnen in jeder Gemeinde eingehend erörtert und dauernd gefördert würden. **H. Conwentz.**

Käuferpflichten.

Die neuzeitige soziale Entwicklung bedingt Erscheinungen, die in früheren Kulturabschnitten nicht, oder doch nicht in beachtenswertem Umfange, bestanden, und deren Vorhandensein und unmerklich gewachsene Bedeutung erst gleichsam entdeckt werden müssen. Dahin gehört unter anderem die große Macht, die die Gesamtheit der Käufer tatsächlich in mancherlei Beziehung, und zwar überwiegend ohne Bewußtsein, ausübt.

Als die Verkehrsverhältnisse noch ungenügender waren und der Austausch der Waren nach anderen Orten mancherlei Kosten und Schwierigkeiten begegnete, fand ein Produktionszentrum zumeist nur einen verhältnismäßig geringen Kreis von Abnehmern und konnte auch mit entfernteren Produktionszentren nicht in wirksamen Wettbewerb treten. Infolgedessen war auch der Käufer mehr auf die ihm zunächst wohnenden Produzenten angewiesen, und das natürliche Streben des Käufers, grundsätzlich das wohlfeilste Angebot zu bevorzugen, fand in der Erschwerung anderweitiger Beschaffung seine Grenze.

Der große Aufschwung im Verkehrswesen, der die ganze Welt den Herstellern und Käufern öffnete, hat darin eine gänzliche Wandlung eintreten lassen. Der Wettbewerb der Hersteller ist schärfer geworden und hat dazu geführt, daß die Hersteller und Verkäufer der Waren zu immer größeren Zugeständnissen an die Käufer sich herbeilassen mußten, und daß

immer mehr der Wunsch oft nur eines Käufers wie ein Befehl wirkte. Am empfindlichsten wuchs dieser Zustand in den Städten, und in den größeren am meisten. Denn hier stehen dem Käufer Hunderte von Kaufgelegenheiten offen, und seine stillschweigende oder ausgesprochene Drohung, anderweitig seine Einkäufe zu machen und durch Empfehlung oder ihr Gegenteil den Ruf der Ware oder des Geschäftes zu beeinflussen, findet einen tatsächlichen Untergrund, der die Verwirklichung der Drohung durchaus ins Bereich der leichten Möglichkeit rückt.

Freilich, nicht jedem einzelnen Käufer allein steht diese Macht zu, vor der sich Hersteller und Verkäufer beugen. Vielmehr ist es die Gesamtheit der Käufer, die die Macht ausübt und als deren Vertreter der einzelne Käufer jeweils wirkt, wie vergleichsweise die Forderung eines einzelnen organisierten Arbeiters oft nur durch seine Zugehörigkeit zur Organisation Gewicht hat.

Aber während zumeist sonstige machtübende Gesamtheiten eine Organisation mit denkender Leitung besitzen und überhaupt die neuzeitige Entwicklung zur Zusammenfassung bestehender Gesamtheiten neigt, fehlt der Käuferschaft als Gesamtheit jede Organisation, die sich auch schwerlich jemals wird schaffen lassen. Den einzigen, wenigstens zurzeit möglichen Weg hat jedoch eine Vereinigung betreten, die sich Deutscher Käuferbund nennt. Ihr Hauptsitz ist Berlin; doch besteht eine Reihe von Ortsgruppen in verschiedenen Städten; so in Hamburg (Geschäftsstelle: Heilwigstraße 3). In der richtigen Erkenntnis, daß eine die Käuferschaft mit Zwangsmitteln beherrschende Organisation nicht durchführbar ist, hat sie sich die moralische Erziehung der Käufer zur Aufgabe gesetzt. So lautet z. B. der § 2 der Satzung der Ortsgruppe Hamburg:

> Die Ortsgruppe bezweckt: bei dem Publikum das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber Geschäftsinhabern, ihren Angestellten und den Arbeitern, welche die Waren herstellen, zu wecken. Es ist zunächst hinzuwirken auf prompte Rechnungsstellung und Bezahlung; rechtzeitige Aufträge bzw. Einkäufe; Begünstigung der Qualitätsware, angemessene Arbeitsbedingungen für die Hersteller und Verkäufer der Waren.

Zusammenfassend kann man daher sagen, daß der Zweck die Weckung des sozialen Pflichtbewußtseins bei der Käuferschaft ist, die ihr gegebene Macht nicht zu mißbrauchen. Dies ist auch in dem Wahrspruch des Deutschen Käuferbundes ausgesprochen mit den Worten: „Wer kauft hat Macht, und Macht verpflichtet!"

Wohin im einzelnen die Käuferpflichten zielen, mag im Folgenden an Hand des Arbeitsgebietes des Käuferbundes dargelegt werden:

Da ist zunächst die prompte Ausstellung und Bezahlung der Rechnungen genannt. Diese Pflicht ist eigentlich eine leicht zu erfüllende, da der Käufer damit auch unmittelbar seine eigenen Interessen fördert. Denn es bedarf keiner Begründung, daß die niedrigste Grenze des Verkaufspreises in der Regel durch den niedrigsten Nutzen bestimmt wird, den der Verkäufer vernünftigerweise erzielen muß. Der Zinsverlust, der durch späte Bezahlung des Preises dem Verkäufer entsteht, muß daher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf den Preis aufgeschlagen werden, sodaß die Zinsen regelmäßig vom Käufer getragen werden, und zwar auch von dem prompt zahlenden, der dann der eigentlich Leidende ist. Nun mag sich aber mancher auf den Standpunkt stellen, daß ihm dieser Preisaufschlag gleichgültig und die späte Bezahlung bequemer sei. Solche Käufer müssen sich aber klar machen, was die späte Bezahlung für den Verkäufer bedeutet. Für diesen ist oft der Zinsverlust der geringste Nachteil. Wichtiger ist, zumal bei kleineren Geschäften, das Festliegen ihres Betriebskapitals. Ihre Lieferanten fordern Bezahlung, jedenfalls nach Ablauf des gebräuchlichen Dreimonats-Ziels; sie selbst aber können ihr Geld von den Käufern nicht erhalten — infolge Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit der Käufer. Daß die Festlegung zu großer Betriebskapitalien auch volkswirtschaftlich nicht ohne Einfluß ist, bedarf nur des Hinweises.

Rechtzeitige Aufträge oder Einkäufe bedeuten das zweite Arbeitsgebiet des Käuferbundes. Es ist bekannt, daß die einzelnen Geschäfte ihre wechselnden „Saisons" haben. So im Frühjahr und Herbst die Kleidergeschäfte und zu Weihnachten und Ostern die Geschäfte verschenkbarer Sachen. Ein solches Anschwellen und Abflauen des Geschäftsganges liegt in den tatsächlichen Verhältnissen und wird sich kaum beseitigen lassen. Dem Käufer aber ist es gegeben, dafür zu sorgen, daß die Zeiten regeren Geschäftsganges nicht zu Sturmperioden im Geschäftsbetriebe werden. Nehmen wir z. B. die Weihnachtseinkäufe. Am 24. Dezember sollen und müssen die Geschenke auf dem Tische liegen. Unendliche Käufe gehören zur Beschaffung der Geschenke, und der Abschluß sämtlicher Käufe an einem einzigen Tage, etwa am 23. Dezember, wäre unmöglich. Tatsächlich wird auch schon längere Zeit vorher mancher Einkauf gemacht. Eine große Anzahl Käufer schiebt jedoch die Einkäufe bis zum letzten Augenblick auf, sodaß die letzten Tage vor dem Feste eine übermäßige Anstrengung für den Verkäufer und seine Angestellten bringen. Während der Käufer im fröhlichen Kreise unter dem brennenden Baume sitzt, muß der übermüdete Verkäufer noch angestrengt oft bis Mitternacht die ordnenden und organisatorischen Arbeiten seines Geschäftes machen, zu denen ihm der Ansturm der Käufer am Tage keine Zeit ließ. Anstatt des Festes Nachtarbeit — lediglich infolge der Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit der Käufer. Die allermeisten Einkäufe können bereits Anfang Dezember gemacht werden.

Man wende nicht ein, daß dann derselbe Ansturm ja Anfang Dezember stattfinde. Denn einmal verteilt er sich leicht auf mehrere Tage, und ferner bleibt dem Verkäufer der Sachen die Möglichkeit, z. B. die Lieferung der gekauften Sachen besser zu verteilen.

Auch der Käufer findet seinen Vorteil, wenn dem Verkäufer die Gelegenheit gelassen wird, die Lieferung ohne Überhastung zu bewirken. Dies gilt besonders von den Geschäften, bei denen nicht fertige, sondern anzufertigende Waren zu liefern sind, wie insbesondere bei den Kleidungsgeschäften, deren Inanspruchnahme im Frühjahr, im Herbst und vor der Reisezeit besonders stark zu sein pflegt. Auf hastig oder in ungesunder, müder Nachtarbeit hergestellte Kleidungsstücke kann man kaum dasselbe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vertrauen setzen, wie auf im ordentlichen Geschäftsgange hergestellte, ganz abgesehen von der moralischen Verantwortung, die der Käufer auf sich nimmt, wenn er Kleidung trägt, die nicht nur durch die Arbeitskraft des Arbeiters, sondern auch auf Kosten von dessen Gesundheit entstanden sind.

Diese Ausführungen leiten zu einem weiteren Arbeitsgebiete des Käuferbundes hinüber, nämlich den angemessenen Arbeitsbedingungen für Hersteller und Verkäufer. Gerade hier sündigt der Käufer sehr, indem er lediglich auf seinen eigenen Vorteil und seine Bequemlichkeit bedacht ist, ohne an die Wirkungen seiner Ansprüche auf die Gesamtheit des Volkes zu denken. Wie häufig zwingt der Käufer durch Hinweis auf die Konkurrenz den Verkäufer selbst oder dessen Angestellten zu Überanstrengungen oder ungesundem Leben. Es ist schon oben auf das Verderbliche der Nachtarbeit hingewiesen. Gleiche Wirkungen hat auch eine sonst übermäßig ausgedehnte oder nicht durch hinreichende Ruhepausen unterbrochene Arbeitszeit. In dieser Beziehung ist ja glücklicherweise schon mancherlei gesetzlich geregelt; die Gesetze lassen aber, und zwar gerade in den oben genannten Saisonzeiten, viele Ausnahmen offen. Hier tritt die Pflicht des Käufers ein, sowohl durch sein eigenes Verhalten die Mißstände zu mildern und zu beseitigen, als auch in Schrift und Wort entsprechende gesetzliche Maßnahmen zu fordern.

Ein Gleiches gilt von der Sonntagsruhe. Zwar gibt es überall im Deutschen Reiche jetzt Gesetze, die die Sonntagsruhe regeln, und die Gewerbeordnung greift als Reichsgesetz ein. Es sind aber noch viele Härten geblieben, an deren Beseitigung der Käufer mitarbeiten kann. Gerade hier kann der Käufer seine Macht zeigen; denn wenn kein Käufer erscheint, schließt der Verkäufer seinen Laden von selbst. Auf solche Weise kann der Verkäufer die dankenswerten Bestrebungen der Handlungsgehilfenverbände weitgehend unterstützen und damit eine kulturelle und nationale Tat tun. Denn nicht nur wächst die Arbeitsleistung, wenn ein Tag der Woche der Ruhe gewidmet wird, sondern den Angestellten und Verkäufern wird auch die Möglichkeit gewährt, durch körperliche Bewegung sich selbst und damit einen großen Teil des Volkes gesund zu erhalten.

Mir ist wiederholt, wenn ich von den Käuferpflichten sprach, entgegengehalten, daß die Verkäufer und Angestellten keineswegs alle altruistisch, sondern sehr auf ihren Vorteil bedacht oder unfreundlich seien. Das ist freilich manchmal der Fall, und es soll dem Käufer durchaus nicht das Recht genommen werden, sich bei gegebener Gelegenheit recht energisch dagegen zu wehren. Natürlicherweise bleibt ihm unbenommen, gegen Unrechtmäßigkeiten oder Übergriffe der Verkäufer oder Hersteller seine Macht zu gebrauchen. Aber nicht von Käufer*rechten* ist hier die Rede, sondern lediglich von der anderen Seite der Käufermacht. Denn zu ihrem Schutze werden die Käufer ihre Macht schon eher, auch unbewußt, richtig verwenden. Die *Verpflichtungen* aus der Macht aber lassen sich nur in klarer Erkenntnis derselben üben, und darauf klarer hinzuweisen, ist Absicht dieser Zeilen gewesen.

Die Erkenntnis von den Käuferpflichten hat, wie bereits gesagt, im Käuferbund einen fördernden Mittelpunkt gefunden. Erfreulich ist daß sie auch außerhalb des Käuferbundes an Boden gewinnt. So hat der Verein Deutscher Freimaurer einen Preis von 3000 Mk. für die beste Arbeit über das Thema „Die soziale Bedeutung der Käufersitten" ausgeworfen. Die gedruckte Erläuterung der Aufgabe ist kostenlos vom Sekretariat des genannten Vereins (Hauptmann a. D. Clausen in Jena, Johann-Friedrichstr. 1) zu beziehen. Als entscheidender Zweck der Aufgabe wird genannt: „weite Kreise dahin zu bringen, daß sie Sinn bekommen für eine Beobachtung und Beurteilung der herrschenden Käufermoral vom Standpunkte echten Kulturinteresses und weitschauender sozialer Sittlichkeit". Die Preisschrift soll im Buchhandel erscheinen und wird eine erfreuliche Klärung auf dem Gebiete der Käuferpflichten bringen.

Mit der Klärung allein ist es aber nicht getan. Sie würde wirkungslose Theorie bleiben, wenn nicht der Käufer sie sich zu eigen macht und praktisch zur Anwendung bringt. Dies ist Pflicht eines jeden; denn jeder ist Käufer. Wer es ernst damit nimmt, trete dem Käuferbunde bei. John Georg.

Des Oberlehrers Soll und Haben.*)

Wenn man das Wettrüsten auf dem Gebiete der Schulreform unbefangenen Auges betrachtet, möchte man fast glauben, es handle sich etwa um ein physikalisches oder chemisches Experiment. Über allem Drängen nach neuen Zielen und Wegen für unsere höheren Schulen, über allen Verordnungen und Lehrplänen, den Lehrmitteln und der Zahl der verfügbaren Lehrstunden scheinen die meisten Schulreformer die Wichtigkeit der zu Gebote stehenden Lehrpersönlichkeiten zu vergessen.

Zu einer erzieherischen Wirksamkeit gehört gewiß ein Mindestmaß persönlicher Veranlagung und Neigung, wenn man will, auch Talent. Aber selbst ein ausgesprochenes Talent allein genügt hier so wenig wie bei irgendeiner Kunst und Wissenschaft. Was tun aber unsere Universitäten für die Ausbildung des pädagogischen Geistes, des erzieherischen Denkens unserer künftigen Oberlehrer? Auf diese Frage antwortet Dr. Rud. Lehmann, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Kgl. Akademie zu Posen, in einem auch für Laien lesenswerten Buche**):

> . . . . „Um Geist und Denken, um theoretisches Wissen als Grundlage (künftiger Erziehertätigkeit) handelt es sich (bei der Universitätsausbildung), nicht etwa um Ausbildung zur praktischen Tätigkeit auch nur im Ansatz. Aber gerade hier versagt der Unterricht auf unserer

*) Betreffs des ersten Teiles meiner Ausführungen verweise ich auf den Aufsatz von Dr. Karl Wilker: „Gelehrte oder Lehrer" in Nr. 17 des „Vortrupp".

**) Erziehung und Unterricht. Grundzüge einer praktischen Pädagogik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heutigen Hochschule, von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, völlig. Und was das Befremdliche ist: es zeigt sich fast nirgends in unsern (philosophischen) Fakultäten ein Gefühl für diesen Mangel oder das Streben, ihn auszugleichen. Ist es verständlich oder gar berechtigt, wenn die Universitätswissenschaft und der Hochschulunterricht an der Gesamtorganisation des öffentlichen Erziehungswesens vorübergehen, als ob sie nicht wie Gesetzgebung, Politik und wirtschaftliche Zustände ein Gegenstand öffentlichen Interesses und zugleich wissenschaftlichen Denkens wäre? Ist es zu rechtfertigen, wenn die Hochschule den künftigen Oberlehrer ins Lehramt entläßt, ohne ihn in dieser Hinsicht wissenschaftlich, d. h. geschichtlich und philosophisch, orientiert zu haben?"

Auch in der Pädagogik, so gut wie in jedem Sonderfach der Prüfung für das höhere Lehramt, sollte nicht nur „ein Überblick über die Geschichte der Pädagogik seit dem 16. Jahrhundert sowie einiges Verständnis für die Aufgaben des künftigen Berufes" gefordert werden. Vielmehr müßte der Nachweis wissenschaftlicher Vertiefung, zum mindesten auf einem Einzelgebiet (etwa Psychologie oder einem pädagogischen System) erbracht werden. Zu solchen Studien anzuleiten, hätte als vornehmste Aufgabe pädagogischer Universitätsseminare zu gelten.

Es soll nun im Folgenden der Versuch gemacht werden, an bezeichnenden Einzelheiten zu zeigen, inwiefern aber auch die fachwissenschaftliche Vorbildung der Oberlehrer, vom Standpunkt des Schulinteresses angesehen, vielfach unzulänglich ist. Ich wähle dazu eins meiner Studiengebiete, die sogenannte neuere Philologie, besonders die englische, in der Hoffnung, meine Andeutungen möchten Vertreter anderer Schulfächer zu einer Äußerung über den akademischen Betrieb ihrer Wissenschaften veranlassen.

Daß manches in der Universitätsausbildung der Neuphilologen zu wünschen übrig läßt, wird auch der Fernerstehende aus der hartnäckigen Wiederkehr dieses Themas auf den Neuphilologentagen des letzten Jahrzehnts ahnen. Die preußischen Lehrpläne fordern von den Lehrern des Französischen und des Englischen, daß sie die Schüler mit Land und Leuten, mit Sitten und Gebräuchen des fremden Volkes bekannt machen. Demgegenüber klagt — nicht ein Schulmann, sondern — ein Universitätsprofessor auf der Tagung des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes im Jahre 1910: „wie wenig die neuere Philologie ihrer eigentlichen Aufgabe, uns in die Gesamtkultur der modernen Völker einzuführen, gerecht würde." — Einen schwereren Vorwurf kann man dieser Schulwissenschaft eigentlich kaum machen. Verschiedene Gründe tragen die Schuld an dem Übelstande. Einmal sind zu wenig Professuren für englische und romanische Philologie vorhanden. Man hat gut reden von dem Übergewicht des Lateinischen und Griechischen an unseren höheren Lehranstalten, solange die Universitäten die Wichtigkeit der verschiedenen philologischen Wissensgebiete mit ihrem eigenen, etwas seltsamen Maßstab messen.

So besitzen schon kleinere und mittlere Universitäten wie Erlangen, Würzburg, Marburg und Königsberg je drei ordentliche Professuren für klassische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Philologie, dazu je einen Lehrstuhl für alte Geschichte; Erlangen und Würzburg außerdem noch einen für Archäologie. Ähnlich liegen die Verhältnisse an fast allen deutschen Universitäten. Dagegen weist keine außer Bonn, Leipzig und München mehr als eine Professur für englische Philologie auf, ja, einige, wie Jena und Rostock, nur je eine außerordentliche. Rostock leistet sich nicht einmal den Luxus eines englischen Lektors. Am kläglichsten steht wohl die Berliner Universität da: Dort sind gegenwärtig etwa 700 neuphilologische Studenten auf den einzigen Vertreter der englischen Philologie angewiesen, während die klassische Philologie und nahverwandte Gebiete drei ordentliche und zwei außerordentliche Professuren, daneben eine für Archäologie und zwei für alte Geschichte, haben. Die englische Philologie aber steht nach ihrer äußeren Vertretung auf genau derselben Stufe wie Sanskrit und Keltisch, wie Ägyptisch und Chinesisch! Ihr sind weniger Professuren eingeräumt als der semitischen Philologie und der Assyriologie, die je eine ordentliche und eine außerordentliche Professur aufweisen. Übrigens befindet sich ein so umfangreiches Gebiet wie die romanische Philologie in derselben Lage wie die englische.

Die Lehrer des Englischen an unseren höheren Schulen müßten befähigt werden, die Schüler in alle (für sie wichtigen) Seiten der gegenwärtigen wie der früheren englischen Kultur einzuführen. Dazu bereitet sie die Universität von heute nicht vor. Denn erstlich beschränkt sich die neuere Philologie fast ausschließlich auf die Sprache und die schöne Literatur; sodann ist die Richtung dieser Studien eine einseitig geschichtlich-kritische. Daß z. B. Shakespeares Dramen auch als Kunstwerke gewürdigt werden können und müssen, kommt der Mehrzahl der Neuphilologen auf der Universität ganz gewiß nie zum Bewußtsein. Quellenforschung, allerhand „Einflüsse", „Anklänge", höhere und niedere Textkritik, der Lautstand von Shakespeares Sprache, metrische Studien, wenn's hoch kommt, ein paar äußerliche Vergleiche mit dem Drama der unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen, die Bühnenverhältnisse u. a. m., das sind Studien des Schweißes der Edlen wert. Beileibe nur keine tieferen vergleichend-literarhistorischen Untersuchungen über das Wesen des Shakespeareschen Dramas (woraus sich wohl in erster Linie ein sachlicher Maßstab für eine Würdigung Shakespeares ableiten ließe) über Aufbau der Handlung, die Psychologie seiner Gestalten u. ä.! So etwas hat einen unangenehmen Beigeschmack von Ästhetik und paßt ganz und gar nicht in den ästhetischen Nihilismus der sogenannten exakten (philologischen) Forschung!*) Der also „vorgebildete" (nicht lieber verbildete?) Oberlehrer aber wird gegebenenfalls unbarmherzig abgetan, sobald er auch nur ähnliche Wege im Schulunterricht geht. Was Wunder, wenn mancher Ober-

*) Ohne damit zu voreiligen Verallgemeinerungen Anlaß geben zu wollen, versichere ich ehrenwörtlich, in einem deutschen anglistischen Universitätsseminar Zeuge gewesen zu sein, wie das Hohe Lied der Liebe, Shakespeares Romeo und Julia, wöchentlich zwei Stunden in Form von vorzugsweise etymologischen (wortgeschichtlichen) Präparaten dargeboten wurde. Zum Glück für mein persönliches Verhältnis zu Shakespeare ging das Semester pünktlich zu Ende. . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehrer auf den Ausweg verfallen ist, die Shakespeare-Lektüre zur Grundlage umfangreicher Sprechübungen zu machen.

Und wie steht es denn in der Praxis oftmals mit der geforderten „für alle Unterrichtszwecke ausreichenden Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der fremden Sprache?" Die fremdsprachlichen Universitätslektoren, deren eine Hauptaufgabe die eben angedeutete ist, sind zumeist jüngere Leute, die bei Beginn ihrer Tätigkeit den Bedürfnissen ihrer Studenten recht mäßig gerüstet gegenüberstehen. Nicht wenige von ihnen verwenden zudem einen großen Teil ihrer Arbeitskraft auf die Erwerbung des deutschen Doktortitels oder auf bezahlte Nebenbeschäftigung. Sehr bedenklich ist auch ihr häufiger Wechsel. Professor Dr. Breul, Professor der deutschen Philologie an der Universität Cambridge, äußerte sich über diese Frage auf dem diesjährigen Neuphilologentage wie folgt:

> „Ich kann meine besten englischen Studenten nicht herüberschicken, wenn sie nicht auch pekuniär so gestellt werden, daß sie nicht wenigstens einige Jahre, neben dem Vorteil der deutschen Bildung, so viel verdienen, daß sie nach englischen Begriffen ordentlich leben können; und das ist nicht immer der Fall."

Oder erwartet man alles Heil von einem Studienaufenthalt im Auslande? Wie die Erfahrung lehrt, scheitern derartige Pläne, trotz der sehr dankenswerten Bemühungen unserer Regierung, nur zu oft an allerhand äußeren Gründen.*) —

Ähnliches ließe sich übrigens von dem Gesamtbetrieb der im engeren Sinn philologischen Wissenschaften sagen. Da liest und hört man semesterein, semesteraus griechische, römische, deutsche, englische, französische usw. Literaturgeschichte. Von einer Weltliteratur, wie sie schon Goethe und Schiller vorschwebte, von einer allgemein-vergleichenden Literaturwissenschaft, die z. B. in Nordamerika und Dänemark längst durch eigene Professuren vertreten wird, ist leider fast nie und nirgends die Rede. Daher denn auch zum nicht geringen Teil das mangelnde gegenseitige Verständnis zwischen Alt- und Neuphilologen, daher auch der oft grenzenlose Dilettantismus und Fanatismus, mit dem sie sich bekämpfen, zum Unsegen für unsere höheren Schulen. Die grammatische Seite des Studiums ist bei den Altphilologen nicht besser gestellt. Zwar darf noch im gegenwärtigen Jahrzehnt die indogermanische Sprachwissenschaft auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Aber, von solch modernistischen Ideen meist nicht angekränkelt, lernt und lehrt der klassische Philolog heute wie vor Jahrhunderten orthodoxe Schulmeister-Grammatik.

Dem mehr und mehr umsichgreifenden Spezialistentum in der akademischen Ausbildung des Oberlehrers müssen wir den leider immer noch nicht überwundenen Dilettantismus im Amte gegenüberstellen. Allerdings ist dieser, an den verschiedenen Lehrfächern ge-

*) Lehrreich bezüglich des akademischen Unterrichts in der neueren französischen Literatur ist auch eine Statistik: „Zur Ausbildung der Neuphilologen an den Preußischen Universitäten" in den „Neueren Sprachen". (Februar 1912, S. 618ff.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

messen, im einzelnen äußerst ungleich entwickelt. Den ersten Platz in dieser Beziehung muß man wohl noch vor dem Deutschen, das „im Mittelpunkt des ganzen Unterrichts steht",*) der Erdkunde zuerkennen, einem Fache, von dem kein geringerer als Immanuel Kant behauptet: „Es ist nichts fähiger, den gesunden Menschenverstand aufzuhellen, als gerade die Geographie." Es geht auch wohl die Sage, wir lebten im Zeitalter der Weltpolitik, wollte sagen Weltwirtschaft, und der Kolonialpolitik. Selbst unsere Universitäten haben sich den neuen Verhältnissen angepaßt und besitzen heute ausnahmslos wenigstens eine geographische Professur. Wie aber steht es mit der fachmännischen Vorbildung der Geographielehrer an den höheren Schulen?

Bei statistischen Erhebungen**) aus dem Jahre 1908 hat sich herausgestellt — hier nur einige Proben —, daß von den mit erdkundlichem Unterricht betrauten Lehrern in Groß-Berlin 52,5 %, im Königreich Sachsen 49,7 %, in Elsaß-Lothringen 56,5 % keine ordnungsmäßig nachgewiesene Lehrbefähigung in Erdkunde hatten. Dabei war in Berlin eine weit mehr als ausreichende Zahl von geprüften Erdkundelehrern vorhanden (378 für 65 Schulen, während 130 bis 195, d. h. 2 bis 3 für jede Schule schon genügten.) Von den geprüften Oberlehrern unterrichteten 43 % überhaupt nicht! Die Ausführungsbestimmungen zu den preußischen Lehrplänen fordern, daß der erdkundliche Unterricht an derselben Anstalt möglichst nicht unter zu viele Lehrkräfte zersplittert werde. Eine Statistik über Groß-Berlin von 1907 besagt demgegenüber, daß an den 65 Anstalten zusammen 1308 wöchentliche Lehrstunden von 451 Lehrern erteilt wurden, sodaß auf den einzelnen durchschnittlich noch nicht ganz 3 Lehrstunden entfielen! — Anderwärts scheint es mit der fachmännischen Vorbildung der Geographielehrer oft nicht viel besser zu stehen. Von persönlichen Beobachtungen in dieser Richtung, die nicht den Anschein hatten, als seien sie Ausnahmen, ganz zu schweigen. Tief blicken läßt das Folgende. Vor kurzem wurde Schreiber dieser Zeilen aufgefordert, ein nach den Lehrplänen von 1908 verfaßtes erdkundliches Lehrbuch für Lyzeen zu rezensieren. Im Vorwort zu dem Teil für die Oberklassen (!) erklärten die Verfasser (darunter ein Direktor): .... „im Hinblick auf . . . Lehrer, die, ohne Fachmann zu sein, den Unterricht — sei es, aus welchen Gründen es wolle, (!) zu übernehmen sich genötigt (!!) sehen — seien die betr. Abschnitte aus der Länderkunde gebracht." — Den geographischen Nichtfachmännern kann also tatsächlich „geholfen" werden?!? .... „Daß ich nicht mehr, mit saurem Schweiß, zu sagen brauche, was ich nicht weiß ...." Wann wird dieser Wunsch für alle Oberlehrer gegenstandslos geworden sein??

---

*) Vor wenigen Monaten hat sich ein deutscher Germanisten-Verband gebildet. In einem Aufruf heißt es u. a.: „Der Unterricht im Deutschen .... darf auf allen Stufen nur von fachwissenschaftlich vorgebildeten Lehrern erteilt werden."

**) Ich verdanke die folgenden Zahlen der Liebenswürdigkeit des Geschäftsführers eines kürzlich gegründeten „Verbandes deutscher Schulgeographen", Herrn Dr. H. Haack, Gotha.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun soll gewiß nicht bestritten werden, daß hier und da auch ohne regelrechte Universitätsfachbildung im Unterricht Befriedigendes und sogar Gutes geleistet wird. Aber vergebens fragt man sich doch, was für eine innere Berechtigung die Forderung eines geographischen Fachexamens überhaupt hat, wenn in zahllosen Fällen nicht bloß vertretungsweise, sondern womöglich jahrelang bisweilen auch gegen Willen und Neigung des Betreffenden, jeder beliebige Oberlehrer anscheinend ebensogut Erdkunde unterrichten kann.

In hohem Grade reformbedürftig ist vor allen Dingen der ganze Zuschnitt des Studiums der Schulwissenschaften. Prof. Paul, der berühmte Germanist, seinerzeit Rektor der Universität München, bezeichnet „das bloß rezeptive Verhalten (Zuhören) eines großen Teiles unserer Studentenschaft durch die meisten, ja, durch alle Semester hindurch als den schlimmsten Übelstand des Universitätsstudiums". Dann sagt er wörtlich: „Was not tut, sind elementare Übungen, an denen die große Masse sich beteiligen kann, und zwar schon von den Anfangssemestern an". Es ist statistisch festgestellt, daß z. B. die Gesamtzahl der auf neuphilologischem Gebiet angesetzten Stunden für wissenschaftliche Übungen an einer Universität nur 14,2% der Gesamtstundenzahl in diesen Fächern betrug. Als ob das sogenannte positive Wissen und allenfalls die Theorie wissenschaftlicher Methodik, deren Lehre die Vorlesungen doch fast ausschließlich dienen, die Hauptsache am Studium wären! Als ob heutzutage nicht fast jedes engbegrenzte Sondergebiet in kleineren und größeren Handbüchern dargestellt wäre! Ja, als ob die doch eigentlich ganz nützliche Erfindung der Buchdruckerkunst niemals gemacht worden wäre! Was man auch zugunsten des gesprochenen Wortes und der persönlichen Einführung in die Wissenschaft sagen mag: der wirklich bleibende Wert einer großen Zahl von Vorlesungen steht in einem argen Mißverhältnis zu der auf sie verwandten Zeit und Mühe. Hat nicht schon mancher Jünger der Wissenschaft, dem es um sein Studium heiliger Ernst war, in tiefgründigen, vielstündigen Vorlesungen seines Wissens Durst vergeblich zu stillen gesucht, bis er endlich — nach Göschens 80-Pfennig-Bändchen griff?! Und zwar mit Erfolg! Mit welcher Hartnäckigkeit aber die Universitäten im allgemeinen, und die akademischen Vertreter der Schulwissenschaften im besonderen, an ihrer naiven Plan- und Sorglosigkeit im Lehren und Lernen festhalten, kann nur der ganz ermessen, der diese Art „Schulung" selbst durchgemacht hat.

Wir lesen in letzter Zeit viel und oft von Jugendpflege. Meines Erachtens wäre es auch ein im nationalen Sinne verdienstliches Stück Jugendpflege *), „wenn unsere Universitätslehrer, statt dem Bummeln

*) Zitiert nach einer eingehenden Kritik von Prof. Willert im „Deutsch. Philolog. Blatt" über einen Abschnitt in dem zurzeit erscheinenden „Handbuch der Jugendpflege", herausg. von der „Deutschen Zentrale für Jugendpflege". Schriftleitung: Dr. jur. Fr. Duensing, Berlin. Langensalza 1912. Der betr. Aufsatz hat den Prof. der Archäologie in Erlangen, Dr. L. Curtius, zum Verfasser und ist überschrieben: Der Gymnasiast und der Universitätsstudent.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der jungen Semester das Wort zu reden, Front machen gegen die Auswüchse der studentischen Freiheit."

Ein zweites aber, was eine gründliche Ausnutzung der Studienzeit verhindert, ist der „Konflikt zwischen Studenten und Dozenten". — „Der Universitätslehrer kennt nur eine einzige Behandlungsart, eine rein wissenschaftliche. ... Der Anfänger aber ... vermag uns darin kaum zu folgen" heißt es bei Curtius. Des weiteren: „Übersichten und Auszüge zu geben, hält der Gelehrte mit Recht unter seiner Würde. ... So können wir unsere Studenten in zwei Klassen einteilen, in jene, die der ernsten wissenschaftlichen Arbeit der Universität noch nicht, und jene, die ihr nicht mehr folgen können (letzteres nämlich, weil die Vorbereitung aufs Examen ihre ganze Kraft beansprucht). — Aber wenn dem so ist, wer trägt an diesem Zustand die Schuld? Gewiß nicht der Student. Der Universitätsprofessor ist doch auch Universitätslehrer, und welchem Lehrer würde man es sonst wohl verzeihen, daß er mit seinen Schülern Stoffe behandelt, die sie nicht verstehen können, oder daß er sie ihnen nicht zum Verständnis bringen kann??" —

Was weiterhin die berechtigten Interessen der Schule betrifft, hat schon mancher künftige Oberlehrer recht merkwürdige Ansichten von seinen akademischen Lehrern äußern hören; so etwa, wenn er wegen Auswahl und Verbindung von Fächern oder eines Studienplanes mit ihnen Rücksprache nahm. Ich gebe im Folgenden ein paar der gebräuchlichsten akademisch-pädagogischen Dogmen in gedrängter Form:

Der „richtige" Philologe studiert nicht 8 bis 10 oder 12 Semester, sondern sein Leben lang; wer aber meint, er müsse mit jener Semesterzahl auskommen, begeht eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Wissenschaft, ist jeglichen Idealismus bar und verdient den Ketzernamen „Banause".

Ein sterblicher Mensch (und wäre er Universitätsprofessor) kann sich nur einer Wissenschaft mit Leib und Seele verschreiben; denn (!!) ein Schuljenseits mit angeblich drei verbindlichen Lehrbefähigungen gibt es nicht.

Studienpläne sind Teufelswerk. Wer sich seinem Professor nicht auf Gnade und Ungnade anvertrauen will, dem wäre es besser, er hätte das Licht der akademischen Welt nie erblickt.

Die Generalbeichte, die dem Staatsexamen vorauszugehen pflegt, verläuft kurz und schmerzlos für den, der während einer möglichst großen Zahl von Semestern auch die langweiligsten Privatvorlesungen und die für seinen Beruf wertlosesten Seminarübungen als tägliche Bußübung benutzt (oder diese wenigstens „belegt") hat. Wer aber bekennen muß, er habe zeitweilig wohl nach den Sammlungen Göschen-Götzen geschielt, oder: er glaube auch an die guten Werke eines anderen (als des prüfenden) Universitätsprofessors, über den wird des professoralen Beichtigers Zorn groß sein. — —

Zugegeben, daß auf dem Gebiet der Schulwissenschaften, angesichts der verschiedenen persönlichen Zwecke, der jeweiligen Vorbereitung und der Neigung der Professoren wie der Studenten die Aufstellung von Studienplänen für die einzelnen Fächer nicht immer ganz einfach ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Immerhin scheint es uns keine unbescheidene Forderung zu sein, daß man sich seitens der Universitätslehrer über Gegenstand, Umfang und Reihenfolge der wichtigsten Vorlesungen und besonders der Übungen für alle Schulwissenschaften in den Grundzügen einigte, und wäre es auch nur soviel: Erst das Einfache, dann das Schwierigere; erst die Grundlagen, dann das weitere Lehrgebäude; erst das Allgemeine, dann das Besondere. — Vorbedingung wäre allerdings, daß man von dem Wahne zurückkäme: es widersprächen einander notwendig und stets die Interessen der Wissenschaft und die der Schule. — Wie die Dinge aber augenblicklich noch liegen, kann den akademischen Vertretern der Schulwissenschaften — wenige Ausnahmen abgerechnet — der Vorwurf mittelbarer und unmittelbarer geistiger Energievergeudung großen Stils nicht erspart bleiben.

Schließlich ist doch auch die Universität, unbeschadet der Rechte und der Würde der Wissenschaft, eine „Schule" sozusagen, d. h. eine Stätte des Lehrens und Lernens. In diesem Sinne dürfen wir schon aus nationalen Gründen nicht ablassen von der Forderung: Schulreform an Haupt und Gliedern!*)

Dr. phil. Hans Offe.

Die ungarische Schulgesetzgebung.

Die Stellung des Madjarentums zu den heimischen Nationalitäten prägt sich nirgend deutlicher und entschiedener aus, als in der ungarischen Schulgesetzgebung. Als im Jahre 1867 der Ausgleich mit Österreich zustande kam und das selbständige Königreich Ungarn erstand, da konnte es wohl anders nicht sein, als daß die Nationalitäten Ungarns das politische Übergewicht und die Führung des madjarischen Volksstammes willig zugaben, wenngleich die Gesamtheit der Nationalitäten an Kopfzahl weit überwog. Der junge Staat erhielt madjarisches Gepräge mit madjarischer Staatssprache. Das war selbstverständlich. Aber nicht so selbstverständlich war es, daß die Nationalitäten den Gebrauch ihrer Sprache im öffentlichen Leben aufgeben sollten. Die Gründer des neuen Staatswesens waren weitherzig und einsichtig genug, solches garnicht zu verlangen. Nur spätere Gesetzgeber glaubten sich berechtigt und berufen, die einfachsten volkspädagogischen Naturgesetze zu mißachten und zu vergewaltigen, indem sie allen Ernstes Anstalten trafen, die Nationalitäten dem Madjarismus einzuverleiben. Daß solches Beginnen töricht und vergeblich, weder für das innerpolitische noch für das kulturelle Leben Ungarns von Segen sein wird, scheint jetzt eben einzelnen madjarischen

*) Als mein Aufsatz bereits im Druck war, veröffentlichten die Preußischen Jahrbücher (Bd. 150, Heft 1) eine eingehende kritische Darstellung: „Unterrichtsverwaltung und Schulwesen in Preußen" aus der Feder des Wirkl. Geh. Oberreg.-Rats Dr. Brandi. Wer sich über die angedeuteten Fragen weiter unterrichten will, sei auf diese von maßgebender Seite erfolgten Ausführungen nachdrücklich hingewiesen.

Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Politikern klar zu werden, muß aber in nicht zu ferner Zeit der Gesamtheit des madjarischen Volkes zur Gewißheit werden.

Das erste ungarische Schulgesetz vom Jahre 1868 berührt den madjarischen Sprachunterricht in den nationalen Volksschulen noch mit keinem Wort. Durch dieses Gesetz, sowie durch das sogenannte „Nationalitätengesetz" ist die alte Selbständigkeit der andersnationalen Schulen ausdrücklich anerkannt und verbürgt. Bloß für höhere Volks-, für Bürger- und Mittelschulen, sowie für Lehrerbildungsanstalten ist madjarische Sprache gefordert, aber in einem Maße, wie es die Nationalitätenschulen sich von jeher selbst auferlegt haben. Nur das Oberaufsichtsrecht des Staates über sämtliche Schulen des Landes wird grundsätzlich als etwas Neues festgelegt. Doch gibt es erst vom Jahre 1876 an staatliche Schulinspektoren, die nun auch nationale Schulen besuchen und prüfen, jedoch die Rechte und Einrichtungen dieser Schulen zu beachten haben. Nur verbotene oder nicht genehmigte Lehrmittel werden beanstandet. Die gesetzliche Wahl oder die Enthebung von Lehrern wird überwacht. Doch ist auch eine Bestimmung getroffen, wie nationale (konfessionelle) Schulen in konfessionslose, madjarische Gemeindeschulen umgewandelt werden können. Hier ist auch eine Verfügung getroffen: wenn die politische Gemeinde aus ihren Mitteln irgendeine konfessionelle Schule (bei den Sachsen gleichbedeutend mit national) unterstützt, so muß sie auch die anderen in der Gemeinde vorhandenen konfessionellen Schulen (anderer Nationalität) unterstützen. So kommen die zahlreichen sächsischen Gemeinden Siebenbürgens in die Zwangslage, von dem rein sächsischen Gemeindevermögen auch rumänische Schulen zu unterstützen, also ein Volkselement zu stärken, das sich als ursprünglich völlig besitzloses Arbeiter- und Dienstvolk eingestellt hatte und sich nunmehr auf Kosten des sächsischen Lebensraumes immer mehr ausbreitet.

Eine Ministerialverordnung vom Jahre 1877 spricht den bestimmten Wunsch aus — also nur Wunsch! — daß der madjarische Sprachunterricht auch an allen nicht-madjarischen Volksschulen eingeführt werde. Für die Bürger- und Lehrerbildungsanstalten aber wird die wöchentliche Stundenzahl festgesetzt. Die Bürgerschule erhält für Deutsch und Madjarisch zusammen je 5—7 Stunden auf die Klasse, das Seminar für Madjarisch je 3 Stunden. Im Jahre 1875 war der madjarische Sprachunterricht für Gymnasium und Realschule mit je 2 Stunden in der Klasse festgesetzt worden. Madjarisch wird Gegenstand der Abgangsprüfungen.

Ein Gesetz von 1879 führt den madjarischen Sprachunterricht für alle Volksschulen des Landes ein. Die Durchführung des Gesetzes wird für das Jahr 1882 angeordnet. § 2 des Gesetzes sagt: „Vom 30. Juni 1882 an kann niemand ein Lehrerdiplom erlangen und niemand als Lehrer angestellt werden, der sich nicht die madjarische Sprache in Wort und Schrift dermaßen angeeignet hat, um dieselbe in den Volksschulen lehren zu können". — § 3: „Wer von 1872—1881 absolviert hat oder Anstellung genommen, ist gehalten, die madjarische Sprache binnen 4 Jahren nach dem Inslebentreten dieses Gesetzes sich so weit anzueignen, um dieselbe in den Volksschulen lehren zu können. Diese Befähigung ist mittels

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prüfung, welche der Minister regelt, nachzuweisen". — § 4: „Die madjarische Sprache wird in sämtlichen öffentlichen Volksschulen hiermit unter die obligaten Lehrgegenstände aufgenommen. Wo ein befähigter Lehrer vorhanden ist, wird Madjarisch sogleich, d. i. ein Jahr nach der Gesetzgebung, erteilt".

Im Jahre 1883 gibt der Unterrichtsminister einen Lehrplan für Gymnasien heraus, der vom Abiturienten Folgendes verlangt: „gründliche Kenntnis der Grammatik, die Fähigkeit, über Gegenstände seiner Erfahrung und des madjarischen Sprachunterrichts selbst klar und mit einiger stilistischer Gewandheit zu schreiben und zu sprechen, ferner Kenntnis der Entwicklung der madjarischen Literatur auf Grund eigener Lektüre hervorragender Werke oder entsprechend geordneter Proben aus denselben". — Seither werden Lehr- und Stundenpläne, Schulbücher- und Lehrmittelverzeichnisse alljährlich dem Minister oder Schulinspektor vorgelegt, die Schulanstalten regelmäßig besichtigt und die Prüfungen geleitet.

Das Jahr 1882 bringt die grundstürzende Norm der staatlichen Professorenprüfung. Das alte Recht der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche, die Professoren für ihre Mittelschulen selbst zu prüfen, wird aufgehoben. „Die Abhaltung von Prüfungen und Ausstellung von Diplomen gehört (hinfort ausschließlich) in den Rechtskreis der Landes-Mittelschulprofessoren-Prüfungskommission, welche vom Minister ernannt wird." Die Prüfungen, und zwar die Grundprüfung nach zweijährigem Universitätsstudium, die Fachprüfung nach abermals zweijährigem Studium und die pädagogische Prüfung nach einem fünften Studienjahr werden in der Staatssprache abgelegt. Das Diplom wird in derselben Sprache ausgestellt. Selbstverständlich sind die Kandidaten genötigt, ihre Studien meist in dieser Sprache zu machen, wenn sie mit Erfolg Prüfungen bestehen sollen.

Gegen diese überaus harte Verfügung schreitet das Landeskonsistorium ein und erlangt vom Minister, daß die sächsischen Kandidaten des Lehramtes ihre Staatsprüfung noch zehn Jahre nach dem Inslebentreten des Gesetzes in deutscher Sprache ablegen dürfen.

Professoren für madjarische Sprache, die schon wenigstens drei Jahre vor Schaffung des Gesetzes in Verwendung stehen, brauchen ihre Eignung nicht nachzuweisen. Alle jüngeren aber sind dazu verpflichtet.

Im Jahre 1892 wird das Kinderbewahrwesen unter die Aufsicht des Staates gestellt. Von den Leiterinnen der Bewahranstalten, selbst der einfachen Sommerasyle auf dem Lande, wird so viel madjarische Sprachkenntnis gefordert, daß sie mit den Kindern zusammenhängend und fließend madjarisch sprechen können. Sogar bei Körperübung, Spiel und Beschäftigung sollen madjarische Bezeichnungen gebraucht, es sollen Beobachtungen madjarisch besprochen, ein Märchen, eine Erzählung madjarisch hergesagt, es sollen Lieder madjarisch gesungen werden. Können die Leiterinnen das nicht, so erhalten sie kein Befähigungszeugnis. „Die zu behandelnden Märchen, Verse u. dgl. können nur aus den vom Minister herausgegebenen oder genehmigten Sammlungen gewählt werden. Ebenso die Lieder, die aus Motiven des madjarisch-nationalen Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liedes gebildet sind". Der Kgl. Schulinspektor hat dafür zu sorgen, daß in allen Bewahranstalten die Einführung der Kinder in die Kenntnis der madjarischen Sprache mit Erfolg geschehe. — Die Prüfung der Bewahranstaltsleiterinnen leitet der Kgl. Schulinspektor. Nur die von ihm gezeichneten Diplome haben Giltigkeit. Die bereits früher angestellten Leiterinnen, die des Madjarischen nicht kundig sind, haben binnen drei Jahren die gehörige Kenntnis der madjarischen Sprache vor dem Kgl. Schulinspektor nachzuweisen, widrigenfalls sie von ihren Stellen entfernt werden.

Vom Jahre 1898 an wird auch von allen nichtmadjarischen Schulen das Hissen der Staatsfahne am St. Stefanstag, am Jahrestag der Sanktionierung der 1848er Gesetze, am Geburtstag des Herrschers und an den von der Gesetzgebung in Zukunft etwa zu bezeichnenden nationalen Festen gefordert.

Für die Volksschule hatte das Landeskonsistorium schon früher versucht, einige Erleichterungen zu gewinnen, besonders Beginn des Madjarischen erst vom zweiten Schuljahr an. Der Minister antwortete darauf mit einer Verschärfung seiner Forderungen. Hinfort sollte Madjarisch — noch immer verquickt mit Deutsch — in der einklassigen Schule mit 17 Stunden wöchentlich, in der zweiklassigen mit 28, in der dreiklassigen mit 36, in der vierklassigen mit 45, in der fünfklassigen mit 42 und in der sechsklassigen mit 52 Stunden betrieben werden. „Am Ende des sechsten Schuljahres soll das Kind madjarisch deutlich, klar und mit natürlicher Betonung sprechen, seine Gedanken vortragen und niederschreiben können."

Gegen diese Verordnung des Unterrichtsministers hat das siebenbürgisch-sächsische Landeskonsistorium den Schutz seiner Autonomie beim König anzurufen für nötig gefunden. Der Erfolg war insofern günstig, als seither der madjarische Sprachunterricht getrennt vom Deutschen erteilt wird, allerdings in einer Stundenanzahl, die derjenigen der deutschen Sprache völlig gleichkommt.

Die neue Verfügung des Ministers gestattet, daß der madjarische Sprachunterricht nur vom zweiten Schuljahre zu beginnen habe. Lehrer, die Madjarisch nicht verstehen, sollen nicht entfernt werden, sofern sie keine Staatsunterstützung empfangen. Die Erfolglosigkeit des madjarischen Sprachunterrichts soll genau nachgewiesen werden dürfen, da nicht immer der Lehrer daran schuld ist. Der Schulinspektor hat unmittelbare Eingriffe zu unterlassen und etwaige Beanstandungen amtlich im Wege des Konsistoriums zu erledigen.

Doch ist das Ministerium weit davon entfernt, seine Eroberungspolitik den nichtmadjarischen Schulen gegenüber einzustellen oder auch nur abzuschwächen. Das Staatsgesetz von 1907 bringt neue starke Beweise für das große Interesse des madjarischen Stammes, die Mitnationen des Landes mit madjarischer Kultur zu beglücken und sie in diese einzuschmelzen. Einige Bestimmungen mögen das beleuchten: „Embleme, Bilder, Lehrmittel dürfen nichts enthalten, was den territorialen Umfang Ungarns zu schmälern, seine staatliche Selbständigkeit zu verdunkeln oder geeignet ist, die Schüler in eine engere, sei es erdichtete staatsrechtliche oder seelische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbindung mit einem fremden Staat oder Volke zu bringen und so das Gefühl der ausschließlichen Zugehörigkeit zum ungarischen Staate zu schwächen vermöchte". — „Sämtliche Schulen versieht der Minister mit dem ungarischen Wappen und der Staatsfahne, sowie mit geschichtlichen Bildern. Diese sind so anzubringen, daß die Schüler sie beständig betrachten können und in ihnen schon durch die Art der Placierung nicht ein nebensächliches, sondern ein Hauptanschauungsmittel erkennen". — „Im fünften und sechsten Schuljahr hat der Unterricht im Madjarischen so zu erfolgen, daß die Schüler imstande sind, in der Wiederholungsschule dem reinmadjarischen Unterricht ohne Schwierigkeiten folgen zu können." — „Wenn der Schulerhalter den täglichen Unterricht über die gesetzlich vorgeschriebene sechsjährige Unterrichtszeit verlängert, sodaß der Wiederholungsschulkurs in diese Verlängerung des täglichen Unterrichts hineinfällt (was bei den Sachsen der Fall ist), so muß diejenige wöchentliche Stundenzahl, die vom Gesetz ausdrücklich für Wiederholungsschule vorgeschrieben ist, im Sinne des vorliegenden Gesetzes ausschließlich für den Unterricht der madjarischen Sprache oder unter Anwendung der madjarischen Sprache als Unterrichtssprache für solche Gegenstände benützt werden, die zur Übung der madjarischen Sprache und zur Stärkung des patriotischen Gefühls dient". (Letzteres geschieht tatsächlich in Erdkunde, Geschichte, Verfassung und sogar im Rechnen.) — „Alle Lehrer sind öffentliche Beamte und haben in den Seelen der Kinder das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur ungarischen Nation und den Geist der Anhänglichkeit an das ungarische Vaterland zu entwickeln und zu kräftigen. Sie selbst geloben vor dem Kgl. Schulinspektor in einem Eide Treue dem ungarischen Vaterland, Gehorsam den sanktionierten Gesetzen und den gesetzlichen Verordnungen der Landesbehörden." — „Alle Schulausweise (Klassenbuch, Grundbuch usw.) werden in madjarischer Sprache geführt. Daneben kann das Klassenbuch auch deutsch geführt werden. Schulzeugnisse sind madjarisch auszustellen, doch kann eine Abschrift in Deutsch beiliegen." — Versäumnis oder Nichtbefolgung dieser Vorschriften werden als Übertretung mit Geldstrafen bis zu 500 Kr. geahndet. — „Die Muttersprache als Unterrichtssprache ist unter den gesetzlichen Bedingungen zulässig; aber wo es keine Schule mit madjarischer Unterrichtssprache gibt und es sind darin madjarische Zöglinge, oder es verlangen Eltern von konfessionellen Schülern madjarischsprachigen Unterricht, da kann der Minister diesen anordnen. Sind 20 madjarische Zöglinge oder 20 vom Hundert, so kann dies ohne weiteres erfolgen." — „Ist in irgendeiner Schule einmal die Staatssprache als die alleinige Lehrsprache eingeführt, da kann dieser Zustand nicht mehr geändert werden." — „In den Wiederholungskursen sämtlicher Elementar-Volksschulen ist die Unterrichtssprache die madjarische." — „Die Disziplinierung des Lehrers erfolgt, wenn er 1. den Unterricht in Madjarisch vernachlässigt oder darin nicht Genüge leistet, 2. wenn er verbotene oder vom Minister nicht genehmigte Lehrbücher und Lehrmittel verwendet, 3. wenn er eine staatsfeindliche Richtung verfolgt."

Zur Vervollständigung des Schulinventars hat der Minister 1909 an alle nichtmadjarischen Schulen den „ungarischen Hymnus" versendet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der, auf einer größeren Papptafel aufgeklebt, in jeder Klasse (von der dritten an) an bevorzugter Stelle zu prangen hat. Das Produkt trägt auch äußerlich echt nationalen Charakter; die Tafel weiß, die Noten grün, die Liedworte rot (rotweißgrün die Farben des Landes Ungarn und des madjarischen Volksstammes). Sind die nichtmadjarischen Kinder des Landes nun so weit gefördert, daß sie diesen Hymnus mit voller Seele singen, dann kann es nicht fehlen, daß madjarischer Geist, madjarischer Patriotismus von ihnen völlig Besitz genommen haben wird. So mag es den Gesetzgebern vorgeschwebt haben. Uns aber will es scheinen, daß all diese staatlichen Liebesmühen gerade so tief wirken werden, wie der schwülstige, kaum verständliche Text des „ungarischen Hymnus", dessen erste Strophe wir in Übersetzung noch hierher setzen wollen:

„Segne, Gott, den Madjaren mit frohem Mut, mit Fülle,
breite über ihn Deinen schützenden Arm,
wenn er mit Feinden ringt;
wen das Mißgeschick lange verfolgt,
dem bringe ein fröhliches Jahr.
Dieses Volk hat seine Vergangenheit und Zukunft gesühnt".

Schon diese flüchtige Skizze dürfte mehr als genügen, um Einblick zu gewähren in Geist und Absichten der ungarischen Regierung. Um der Erlernung der Staatssprache willen hätte es so weitgehender Maßregeln gewiß nicht bedurft. Hätten wirklich höhere und wahre Kulturinteressen dergleichen gefordert, nun dann wäre noch manches dabei zu entschuldigen. Aber madjarische Kultur ohne weiteres als die höhere anzusprechen und so umfassend und rücksichtslos allen Volksstämmen des Landes aufzunötigen, ist unverzeihliche Anmaßung und Übertreibung. Nationale Kulturen an sich schon zu verdrängen und zu hemmen, Volkspersönlichkeiten zu verstümmeln, ist ein erzieherischer Verstoß so gut, wie die Knebelung der Einzelpersönlichkeit, der Individualität. Wo aber ausgesprochen höhere Volkskultur zertreten und vernichtet werden soll, da muß laut und entschieden dagegen Verwahrung eingelegt werden! An dem deutschen Element Ungarns ist unverantwortlich gesündigt worden. Da hat die ungarische Gesetzgebung Verheerungen angerichtet, die wohl nie mehr ausgeglichen werden können. Viele Hunderte deutscher Schulen sind für immer begraben, und Hunderttausende deutscher Bürger verschwinden unaufhaltsam in dem madjarischen Völkerbrei. Die guten Schwaben, die über 800 000 Seelen stark sind, können in ihren jüngeren Generationen weder ordentlich deutsch noch madjarisch. Der Schaden, den ihre Gesamtkultur dadurch erleidet, ist mit Händen zu greifen. — Die noch einzige deutsche Sprachinsel der Siebenbürger Sachsen — an 225 000 Seelen stark — verteidigt ihre hochentwickelte Eigenart noch unerschüttert weiter in der heiligen Überzeugung, daß damit auch den wahrsten Kulturinteressen des Staates am besten gedient ist. Das Kräfteverhältnis in diesem Kampf ist aber sehr ungleich. Hoffentlich verläßt die Regierung doch bald ihren bisherigen Kurs. Denn weitere Zumutungen an die Kraft der Selbsterhaltung, die mit fast unerschwinglichen Opfern verbunden ist,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würden auch die Sachsen wohl nicht mehr ertragen, wenngleich sie in ihrem vielhundertjährigen Existenzkampf schon manch verzweifelten Kampf in Ehren ausgefochten haben — „ad retinendam coronam", zur „Erhaltung der ungarischen Krone", wie zahlreiche Beweisstücke der Geschichte bezeugen bis in die Gegenwart herauf. W. M.

Wohin die Helden kamen.

Früher war die Erde voll von Helden. Das Altertum wimmelte davon. Noch im Mittelalter waren sie dicht gesät. Und immer waren sie weithin sichtbar im Schimmer ihres Heldentums.

Und jetzt? Ich sehe keine Helden mehr. Wohin sind sie gekommen? Sind sie ausgestorben?

Oder sollte die Kultur ihre Heldenhaftigkeit ausgehöhlt haben?

Ich denke nach — hm — es sind die Attribute der Kultur, die das Heldentum verzerrt, verbogen haben.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel, ein Leutnant fällt im Schlachtfeld als ein Held. Kameraden kommen, reißen ihm das Wams auf, ihn zu retten, und erblicken eine Schachtel Schnurrbartwichse, an der sich eine Kugel plattschlug. Fahr wohl, du Heldentum — eine schadenfrohe Anekdote blieb und überlebte dich.

Die Augen des Revolutionärs blitzten. „Weg mit der Brut," rief er in den Saal hinein, „weg mit ihr, und wenn wir bis an die Knöchel in ihrem Blute waten müßten!" Ich war ergriffen von der düsteren Glut seiner Rede. Als ein Held hätte er fortgelebt in meinem Gedächtnis — wenn ich ihn nicht gleich darauf mit Gummischuhen und einem Regenschirm vorsichtig aus dem Hausgang über die Straße hätte gehen sehen.

Und einen dritten Helden sah ich um eines Weibes Ehre stolz und aufrecht ins mörderische Duell schreiten, aber — er hatte kurz vorher sich einen wundervollen Scheitel übern Hinterkopf gezogen, und ein Stück der Schnurrbartbinde sah ihm aus der Tasche.

Da, wo ehedem die Helden standen — weithin sichtbar — auf dem Schlachtfeld, im Duell und auf der Volkstribüne — gibt es keine Helden mehr. Die Gummischuhe und die Schnurrbartbinde haben sie erschlagen.

In welches Reich sind ihre Erben ausgewandert?

In der Seuchenbaracke zwischen Delhi und Kalkutta waren die Antiseptika ausgegangen. Keiner von den Wärtern ging mehr in die Krankenräume. Der junge Doktor hörte das Schreien und das Jammern und das Röcheln. Stand auf und ging hinein und

blieb darin und starb zur selben Stunde, als der Kurier mit dem Antiseptikum eintraf, an der Pest.

Ein Vorgesetzter las in der Sommerfrische seinem Untergebenen eigene Gedichte vor. „Was halten sie davon?" sagte er. — „Ihre Gedichte — Ihre Gedichte, Herr Geheimrat", sagte der Untergebene, „sind nichts wert."

Jener zog auf große Wahrheit aus. Männer sah er in hohem Ruhm erstrahlen. Und dann setzte er sich an sein Mikroskop und machte in einem bescheidenen unbekannt gebliebenen Leben Tausende von mühsam kleinen Untersuchungen, die vielleicht, von seinem Sohn und Enkel fortgesetzt, einen Feind der Menschheit erschlagen werden.

Fritz Müller, Zürich.

Was andre sagen

Kunstwart und Kulturwart. (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 25. Jg. Nr. 1.

Couleurstudent und Alkohol. Vom Herausgeber.

„Unser ganzes Couleurleben beruht auf den psychischen Wirkungen der alkoholischen Getränke." Man faßt sich an den Kopf und fragt sich: hat der Fanatismus die Abstinenten so blind gemacht, daß sie es wagen, eine derartig unerhörte Beleidigung dem deutschen Studententum ins Gesicht zu schleudern? Solche Jammerkerle wagt ihr in den Farbentragenden zu sehn, daß sie nicht imstande wären, Freiheit der Gedanken, Heiterkeit der Gefühle und Jubel am Leben aus sich und ihrer Jugend heraus zu erzeugen? Solche Gefühls- und Gedanken-Schwächlinge wären sie, die in den führenden Berufen unser Volk leiten sollen, daß sie erst durch alkoholische Reizungen Hemmungen beseitigen müßten, die also ohne Alkohol sie niederdrücken würden? Man les es doch noch einmal und mache sich klar, was das vorwirft, was das zum Gespött macht: „Unser ganzes Couleurleben beruht auf den psychischen Wirkungen der alkoholischen Getränke."

Vorsicht, meine Herren Leser: jenen Satz hat kein Abstinent auszusprechen gewagt. Sondern ein begeisterter Kämpfer gegen die Abstinenten in dem Leitaufsatze von Nr. 6 der „Vertraulichen Mitteilungen für die Mitglieder des V.-C." Aber deshalb wollen wir nicht gleich aufbrausen. Gut, daß man so offen aussagt, was man nun einmal denkt, statt stumpfsinnig vornehmtuerisch zu schweigen. Und was da gesagt wird, ist nur bezeichnend für einen Teil der alten Herren im V.-C.; daß diese auch in ihm nicht mehr unumschränkt herrschen, wird gerade dadurch bewiesen, daß sich der Verfasser gegen das „Eindringen" antialkoholischen Geistes in die eigenen Reihen wehrt. Wir wollen doch abwarten, ob auch bei unsern Farbentragenden der Geist siegen wird, der in den Köpfen rege ist, oder der, der sich auf Flaschen ziehen läßt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hausarzt-Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenskunst. (Herausgeber: Dr. med. C. H. Fehlauer, Berlin.) 18. Jahrg., Nr. 4.

Nahrungsmittel-Pantscherei. Von Ernst Macherauch.

„... Es ist ... eine schon vielfach bekannte Tatsache, daß in der Herstellung der heute so wichtigen Volksnahrungsmittel: Marmelade, Fruchtsäfte und Gelees, eine Pantscherei eingerissen ist, die weder unserer deutschen Obstverwertungsindustrie, noch auch unserm deutschen Obstbau zum Vorteil gereicht.

Wenn wir die Frage „Was ist Marmelade?" heute einem Menschen vorlegen, dessen Urteil durch Fachkenntnisse nicht getrübt ist, dann werden wir doch prompt die Antwort erhalten: „Zu Mus gekochte und mit Zuckerzusatz versehene frische Früchte, wie Himbeeren, Johannisbeeren, Äpfel und dgl."

Ganz anders wird diese Antwort ausfallen, wenn ein Obstkonservenfabrikant sagen soll, was er alles als Marmelade ansieht.

Es liegen mir zwei Rezepte vor für die billigen, sogenannten Volks- oder Konsummarmeladen, von denen ja heute große Mengen konsumiert werden, und deren Fabrikation für unsern Beerenobstbau ein gewaltiges Absatzgebiet geben könnte. Aber was in Wirklichkeit davon auf den Beerenobstbau entfällt, geht aus den beiden Rezepten, die der Konservenzeitung entnommen sind, hervor. Nicht einmal das verwendete Apfelmark wird aus deutschem Obst gewonnen, sondern dazu benutzt man getrocknete amerikanische Apfelabfälle (Chopped-apple). Und warum diese Pantscherei, wie man es garnicht anders nennen kann? Das genannte Fachblatt hat darauf folgende Antwort: „Marmelade, früher ein Genußmittel, das sich nur bessere Leute leisten konnten, ist, seitdem man auf die Verwendung dieser billigen Rohmaterialien kam und dadurch billiger fabrizieren konnte, ein Volksnahrungsmittel ersten Ranges geworden."

Nun — daß durch die Verwendung der billigen, minderwertigen Rohmaterialien gerade die Marmelade ein Nahrungsmittel ersten Ranges geworden sein soll, wird wohl niemand behaupten, der der Meinung ist, daß für des Volkes Gesundheit eine Surrogatnahrung durchaus verwerflich sei. So edle Menschenfreunde sind die Fabrikanten auch schwerlich, daß sie nur, um auch dem armen Manne den Genuß einer „feinen" Marmelade zu verschaffen, den Zucker durch Kapillarsirup, die Himbeerfrucht durch Himbeerkerne und das fehlende Mark durch das den getrockneten amerikanischen Apfelschalen noch anhaftende Mark ersetzt haben.

.... Ich bin fast überzeugt, wenn die Qualität der heutigen billigen Marmeladen verbessert wird, dann tut auch eine entsprechende Preiserhöhung dem Verbrauch keinen Abbruch, vielmehr würde eine etwas teurere, dafür aber reine und schmackhaftere Marmelade einen großen Absatz finden.

Und es ist wirklich möglich, eine reine und dabei billige Marmelade herzustellen. Es müssen ja nicht als Hauptbestandteil die etwas teuren Himbeeren sein, sondern kein Mensch wird daran Anstoß nehmen, wenn eine solche „Gemischte Marmelade", oder wie man sie sonst nennen mag, zu je 1/3 aus Himbeeren, 1/3 Johannisbeeren und 1/3 Apfelmark (aus billigen heimischen Äpfeln) und nur mit Zucker, nicht mit Zucker-Ersatzmitteln hergestellt wird. Eine solche Marmelade ist etwas ganz anderes als die aus den anfangs erwähnten Surrogaten erzeugte, dabei stellt sich der Preis für diese auf höchstens 40—45 Pfg. für das Pfund im Kleinverkauf.

Alle Vereine, die die Volksgesundheitspflege fördern wollen, sollten dazu beitragen, daß die große Masse der Konsumenten ..... aufgeklärt wird; es sollte erläutert werden, daß billige und minderwertige Eßwaren immer noch verhältnismäßig teurer sind, und daß eine kleine Mehrausgabe für gute Ware durch einen höheren Nährwert mehr als ausgeglichen wird. ...."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Kinderspielzeug. Weihnachten naht heran, und bald werden unsere Kinder wieder vor den glänzend erleuchteten Schaufenstern weilen, um alle die Herrlichkeiten zu bewundern, die unsere hochentwickelte Spielwarenindustrie hergestellt hat. Da ist es an der Zeit, daß wir Eltern einmal darüber nachdenken, ob das Spielzeug für unsere Lieblinge wirklichen Wert hat.

Die geistige Urkraft des Kindes ist die Phantasie. In dem berühmten Gedichte „Meine Göttin" fragt Goethe: „Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?" Und er antwortet: „Der ewig beweglichen, immer neuen seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde, der Phantasie." Unsere Kleinen sind Dichter und Künstler. In dem Kinde verbinden sich Phantasievorstellungen mit Willensantrieben: so entsteht der Spieltrieb. Das ursprüngliche Spiel des Kindes ist ganz und gar Phantasiespiel, während das des Erwachsenen wesentlich Verstandesspiel ist (Kartenspiel, Schachspiel u. a.). In den ersten Lebensmonaten macht das Kind rhythmische Bewegungen mit den eigenen Gliedern, den Armen und Beinen und sucht zugleich Töne und Geräusche hervorzurufen. Hierauf geht das Spiel allmählich in die willkürliche Nachbildung von Beschäftigungen und Szenen der Umgebung über. Je älter das Kind wird, umsomehr tritt neben der Phantasie die Verstandestätigkeit hervor. Stets aber will es sich betätigen, handeln, darstellen. Deshalb ist der Spieltrieb so mächtig im Kinde.

Wenn wir von diesen Gesichtspunkten aus den Wert von Spielzeugen abschätzen, so können wir sagen: sie sind umso besser, je mehr sie die Kräfte der Phantasie und Selbsttätigkeit in Bewegung setzen; je weniger sie das leisten, umso minder wert sind sie. Von hier aus gesehen, ist der Wert vieler Spielzeuge, die die heutige Industrie herstellt und in den großstädtischen Schauläden ausstellt, ziemlich zweifelhaft. Was soll das Kind mit den Herren und Damen in Balltoilette, die sich in wunderbar ausgestatteten Puppensalons befinden, anfangen? Die Beispiele lassen sich in beliebiger Anzahl vermehren; man braucht nur durch die Straßen zu gehen. Viel wertvoller als der schönste Puppensalon ist die einfachste Puppe, die sich das kleine Mädchen selbst herstellt und die es dann an- und auszieht, wie sie es will. Da ist der Phantasie und Handtätigkeit genug Raum gegeben. Ebenso ist das Schiffchen, das sich der Knabe aus Baumrinde schnitzt, mehr wert, als ein kostspieliges Motorfahrzeug. Der bekannte Pädagoge Friedrich Paulsen sagt mit Recht: „Wert und Preis stehen bei Spielsachen im umgekehrten Verhältnis; die besten sind die, die garnichts kosten, die selbstgemachten; die schlechtesten sind die eigentlichen Luxusspielwaren." Von ihnen hat Goethe gesagt: ich hasse den Luxus, er zerstört die Phantasie.

Dr. Otto Conrad.

Schundliteratur. In den Gerichtsmitteilungen unserer Presse ist die Überschrift „Opfer der Schundliteratur" fast zu einer stehenden Einrichtung geworden. Ob man von Roheitsvergehen Jugendlicher liest, ob kaum den Kinderschuhen entwachsene junge Leute wegen raffinierter Raubzüge oder Schwindeleien vor den Richter geladen werden, ob ein unreifes Bürschchen mit der Roheit eines Gewohnheitsverbrechers Hand-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lungen begeht, die der Sittlichkeit, die dem Geiste sozialer Gemeinschaft ins Gesicht schlagen, immer wird schlechter Lesestoff als der Verbrechenstifter hingestellt. Und es kann auch nicht geleugnet werden, daß er in vielen Fällen den unmittelbaren Anstoß zu der Tat gegeben hat.

Gewiß sind Vorschläge, die das Volk vor literarischem Schmutz bewahren wollen, in Menge vorhanden. Auch an Versuchen, solche Vorschläge praktisch durchzuführen, fehlt es nicht. Vor allem empfiehlt man, gute Schriftwerke zu billigem Preise im Volke zu verbreiten. Das ist ohne Zweifel ein guter Weg, um den Minderbemittelten, soweit sie Neigung zum Lesen guter Bücher haben, entgegenzukommen. Der Mißstand ist nur der, daß die meisten Menschen, die Kriminalgeschichten erbärmlichster Art zu verschlingen pflegen, für gute Schriftwerke rettungslos verloren sind. Unsere Großstadtjugend hat zum großen Teil nicht mehr die Sammlungsfähigkeit, sich an etwas anderem als allergröbstem Nervenkitzel zu erfreuen, und es ist schwer, ein Wort der Satire zu unterdrücken, wenn man eine väterliche Behörde kraft ihres Zensoramtes über die Sittlichkeit und die nationalen Gefühle der Theaterbesucher wachen sieht, und dabei die Wahrnehmung machen muß, daß unendlich große Kreise des Volkes in dem Schmutz ihres Lesestoffes ersticken. Hier wünschte man sich den Zensor! Und doch, so viel mit einer gründlichen Säuberung dieses Augiasstalles für den Augenblick gewonnen wäre, es würde sich höchstens um eine vorübergehende Besserung handeln, denn — das sei einmal deutlich ausgesprochen — das Verlangen nach Schund ist leider Gottes ungeheuer stark. So groß ist die geistige und seelische Not unseres Volkes!

Wo liegen die Wurzeln dieser Erscheinungen? In unseren großstädtischen Verhältnissen. Leser der Nick Carter- und ähnlicher Geschichten sind jene, die als frühreife welke Kinder bereits jeden innigen Zusammenhang mit der Natur, der die Grundlage jeder Kindererziehung sein sollte, verloren haben. Wie wächst denn unsere Großstadtjugend auf? Im Staub der Straßen, gehemmt in ihrem natürlichen Drange, sich auszuarbeiten, ein in der weisen Ordnung des städtischen Musterbetriebes nur geduldetes, in die Ecke gestelltes Etwas, im Eltern- oder Pflegehause als Mitesser unangenehm empfundenes Anhängsel, verkümmert vielfach am Körper, verkümmert noch häufiger seelisch, verkümmert in der Fähigkeit zum Guten, zum Glauben an das Gute, in engster Berührung mit allem Häßlichen und Schlechten, was nicht für Kinderaugen und Kinderohren ist. Aber auch diese mißhandelte Jugend hat ihre Ideale, an denen sie mit einer den edleren Regungen nicht mehr zugänglichen Begeisterung hängt: das Ideal der rohen körperlichen Kraft, das Ideal der alle polizeilichen Verfolgungen überwindenden Verschlagenheit, das Ideal des empfindsamen Schönredners (ein Anklang an das bischen sittliche Gefühl, das schließlich auch in dem verkommensten Menschen steckt). Der Gedankenflug solch entarteter Großstadtmenschen ist nicht mehr hoch genug, in der reineren Luft einer von Eltern- und Nächstenliebe und gesundem Naturempfinden genährten Phantasie sich zu wiegen, er flattert in der dünstereichen Niederung, in der das Grobsinnliche seine Feste feiert, mühselig dahin, um schließlich mit gelähmten Flügeln sein Leben auszuhauchen.

Verwahrlosung ist die Grundbedingung der traurigen Fähigkeit, Schundliteratur zu verdauen: Da sind die unsäglich traurigen Einflüsse, die heute mehr denn je eifrig am Werke sind, die Kraft unseres Volkes zu vernichten: Lieblose, entbehrungsreiche Kindheit; Mangel an Licht und Luft und natürlicher Ellbogenfreiheit; schlechte moralische Einwirkung der Umgebung, die jedes Feingefühl im Keime erstickt, die Tatkraft lähmt, den kindlichen Glauben an das Gute unterdrückt; und manche anderen schlechten Einflüsse mehr.

Man darf natürlich nicht ungerecht sein. Man darf nicht vergessen, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Leser literarischen Schundes keineswegs ausschließlich in jenen Volksschichten zu finden sind, die unter den ungünstigsten Großstadtverhältnissen leben. Es gibt auch eine Schundliteratur, die auf gutem Papier gedruckt ist, und die in ihrem Äußeren sich von lesenswerten Schriftwerken kaum unterscheidet. Von diesem literarischen Schund, der in allen Kreisen des Volkes seine Freunde hat (und wie viele!), soll hier nicht die Rede sein.

Nur das sei betont: Auch an der Volksvergiftung, die von diesen minderwertigen Schriftwerken ausgeht, trägt die Großstadt ein gerüttelt Maß von Schuld. Sie hat der Schundliteratur jeder Art die Daseinsmöglichkeit gegeben. Durch Bodenwucher und mit Hilfe des Alkohols hat sie jene Verhältnisse geschaffen, die für die nicht wegzuleugnenden Entartungserscheinungen in unserem Volke hinreichende Erklärung bieten.

Die Literatur ist der Maßstab für die geistigen und seelischen Kräfte eines Volkes. Legen wir den Maßstab der Schundliteratur an unser deutsches Volk und ermessen wir, welche Mittel nötig sind, um mit dem Volke seine Literatur zu heben! Alfred Riebau.

Presse und Schülerselbstmord. Wie wir in Nr. 10 des „Vortrupp" mitteilten, hat seinerzeit der „Vereinsverband akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands" an die Presse die Bitte gerichtet, „dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der sogenannten ‚Schülerselbstmorde' . . ., die geeignet ist, das Ansehen der höheren Schulen Deutschlands herabzusetzen, vermieden wird." Einem Freunde des „Vortrupp", dem wir dazu das Wort gaben, erschien die Bitte bedenklich. Er glaubte an eine „Vertuschungsabsicht" der Oberlehrer und forderte im Gegensatz zu dem genannten Verbande die „freimütigste Behandlung" der Schülerselbstmordfrage in der Presse.

Nun werden wir auf zwei Zeitungsmeldungen aufmerksam gemacht, die allerdings zu beweisen scheinen, daß jene Bitte des Oberlehrerverbandes doch nicht unberechtigt war. Wir drucken deshalb die beiden Zeitungsmitteilungen hier ab.

Der Stettiner Generalanzeiger (9. Oktober 1912) schreibt in kleinem Druck unter den „Kleinen Nachrichten":

> „In einem Hotel in Frankfurt a. M. erschoß sich der 16jährige Gymnasiast Gerhard Richter aus Magdeburg. Er hatte vor einigen Tagen seinem Vater, der dort Versicherungsdirektor ist, mehrere tausend Mark unterschlagen und war nach Berlin gefahren, wo er einen Teil des Geldes verjubelt hatte. Von Berlin fuhr er nach Frankfurt zu dem Pferderennen, wo er dann den Rest des Geldes verlor und aus Verzweiflung darüber sich das Leben nahm".

Die Stargarder Zeitung (10. Oktober 1912) aber berichtet über denselben Fall in folgender Form:

Schülerselbstmord wegen schlechter Zensur.

> Frankfurt a. M., 8. Oktober. In einem hiesigen Hotel erschoß sich gestern abend der 14jährige Gymnasiast Karl Richter aus Magdeburg. Er war wegen eines schlechten Zeugnisses (!) unter Mitnahme von 700 Mk. (!!) aus der elterlichen Wohnung verschwunden und hatte sich erst nach Berlin und dann nach Frankfurt a. M. gewandt. Das Geld verlor er meistens durch Rennwetten. Als er von dem hiesigen Hotelier wegen Begleichung seiner Schulden angegangen wurde, begab er sich auf sein Zimmer und erschoß sich." Vortrupp.

Gleicher Lohn für gleiche Leistung. Wenn man dieser nicht nur von frauenrechtlerischer Seite aufgestellten Forderung das Bedenken entgegenhält, daß der Mann, um eine Familie gründen zu können, mehr Gehalt haben müsse als das unverheiratet bleibende Mädchen, so übersieht man dabei die Verhältnisse, wie sie wirklich sind. Ein Ministerial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

direktor, der Junggeselle ist, bezieht dieselbe Gehaltssumme wie ein verheirateter Kollege. Eine Witwe aber, die ihre Kinder oder eine Frau, die einen erkrankten, arbeitsunfähigen Mann und außerdem ihre Kinder ernähren muß, wird nicht besser bezahlt als ein alleinstehendes Mädchen. Daraus folgt, daß eben die Frau als solche geringer besoldet, nicht aber der Familienvater, die Familienmutter vor anderen bedacht wird. Noch ein dem Leben entnommenes Beispiel: ein Schuldirektor, kinderlos, durch eine reiche Heirat in sehr guten Verhältnissen, bezieht für die Leitung von sechs Schulklassen das Doppelte des Gehaltes, das einer Direktorin, ebenfalls an öffentlicher Schule, für die Leitung von dreizehn Klassen gezahlt wird. Sie hat außerdem für Mutter und Geschwister, er für niemand weiter, zu sorgen. — Nein: die Rücksicht auf die Familiensorgen entscheiden durchaus nicht. Der Mann billigt sich selbst ein für allemal weit mehr an Gehalt zu als der Frau. „Die Frau ist auch viel anspruchsloser", heißt es dann oft. Darin gerade liegt ja das Unheil! Die allzu anspruchslose, für einen Mindestlohn arbeitende, die mit jeder Behandlung zufriedene, traurig rückgratlose Frau, die ist es ja gerade, die eine Gefahr bedeutet auf dem Arbeitsmarkt. Eine Gefahr für den Mann, der sich in Staat und Gemeinde durch ungleichen Lohn die Schmutzkonkurrenz selbst züchtet. Die minderbesoldete Frau unterbietet den Mann, verdrängt ihn erfolgreich. — Darum: gleichen Lohn für gleiche Leistung! Aber Familienzulage für arbeitende Väter wie auch für Mütter, die Kinder selbständig zu erziehen haben. „Mutterschaftsversicherung" wird außerdem gefordert, d. h. ein Erziehungsgeld für jedes Kind, damit die Mutter daheim bleiben kann, nicht der Arbeit nachgehen muß. Für den Familienvater würde diese Mutterschaftsrente Ersatz für zeitweisen Ausfall der Helferarbeit der Frau bedeuten, also auch eine Kinderzulage, die aber der Mutter gezahlt wird. K.-C.

Deutsche Farbenstudenten im Dienste der Alkoholbekämpfung. Die Deutschösterreicher sind in den Fragen der Lebensreform im allgemeinen etwas zurück, was damit begründet ist, daß sie alle Kraft und Aufmerksamkeit dem nationalen Kampfe zuwenden müssen. Andererseits ist zu erwarten, daß hier die neudeutschen Tüchtigkeitsbestrebungen, wie namentlich die Alkoholbekämpfung, um so rascher Ausdehnung gewinnen, wenn nur erst einmal erkannt ist, daß die Arbeit der deutschen Schutzvereine ohne diese Bewegungen, ohne den Kampf gegen die inneren Schwächen des Deutschtums erfolglos bleiben müßte. Das heurige Bundesfest des Bundes der Deutschen in Böhmen, eines der größten und wichtigsten Deutschösterreichischen Schutzvereine, das in Landskron stattfand, stand ganz im Zeichen solcher Gedanken. In Vorträgen und Ausstellungen wurde dabei besonders an den Dürerbund und den Neudeutschen Kulturbund in Österreich angeknüpft. Auch auf der Festwiese war unter den vorderhand unvermeidlichen Bier- und Weinbuden ein stattliches alkoholfreies Zelt aufgestellt, und es muß ein frohes Zeichen der Zeit genannt werden, daß gerade dieses Zelt von deutschen Farbenstudenten übernommen worden war. Auch eine kleine Ausstellung alkoholgegnerischer Tafeln und Bücher und zahlloser Flugschriften zum Mitnehmen war damit verbunden. Es machte einen starken Eindruck, daß man hier die deutschen Burschenschafter in Kappe und Band im Dienste der Alkoholbekämpfung sah, und zwar mit rechter studentischer Schneidigkeit.*) So ist es auch richtig: die deutschen Farbenstudenten, die unser Volk hauptsächlich mit in den Sumpf der Trinksitte hineingeritten haben, müssen vorangehen, es wieder daraus zu befreien. L.

*) Der Leser vergesse nicht: es handelt sich um Farbenstudenten in — Österreich. Im Deutschen Reiche ist man ja leider noch nicht ganz so weit. (Vgl. S. 731.) Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

1. Jahrgang Nr. 24 16. Dezember 1912

Jesus Christus.

Der „Vortrupp" kann, seiner Natur und Aufgabe nach, nicht das Mundstück bestimmter religiöser oder philosophischer Überzeugungen sein. Das haben wir im Leitaufsatz unserer sechsten Nummer ausgesprochen, und das soll auch so bleiben. Auch bei dem, was ich heute sagen will, geht es deshalb nicht um den Streit religiöser Überzeugungen; nicht darum zum Beispiel, wie sich „Orthodoxe" und „Liberale" in ihrer verschiedenen Auffassung zu der Person Jesu Christi stellen.*) Es geht um ganz etwas anderes.

* * *

Der kürzlich verstorbene Kurd Laßwitz hat einmal eine wundervolle Geschichte geschrieben. Die heißt „Homchen, ein Tiermärchen aus der oberen Kreide".**) Da lernen wir die Saurier kennen, die gewaltigen Drachen, die durch Millionen von Jahren die Erde beherrscht haben. Diesen Drachen — so schildert es Laßwitz in seinem Märchen — hat eine Gottheit, an die sie glauben, ein Gesetz gegeben, das sie so auslegen: „Ihr sollt fressen, soviel ihr könnt, Pflanzen und Tiere, und ihr sollt auch fressen euch untereinander."

Das Gesetz der Saurier — das Gesetz der ganzen Tierheit bis auf den heutigen Tag. Und dieses Gesetz der Tierheit ist auch das Gesetz der Menschheit gewesen; durch zehntausende von Jahren, vielleicht durch hunderttausende und länger. „Ihr sollt fressen euch untereinander", und wenn nicht fressen, dann knechten und ausnutzen bis auf den letzten Blutstropfen.

---

*) Mir ist natürlich bekannt, daß es auch eine Richtung gibt, die überhaupt leugnet, daß in der Wirklichkeit der Geschichte ein Jesus Christus gelebt habe; dazu muß ich bekennen, daß ich an diese neue geschichtliche Lehre nicht glaube — ebensowenig wie etwa an den Versuch, die geschichtliche Existenz Shakespeares wegzuerklären. D. Verf.

**) Aus der Märchensammlung „Nie und immer" von Kurd Laßwitz, Verlag von Eugen Diederichs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Gesetz der Menschheit ist das gewesen? Ist es das Gesetz der Menschheit nicht bis auf diese Stunde? Während ich dies schreibe, rollt auf der Balkan-Halbinsel der Geschützdonner vor der Tschataldscha-Stellung, und mehr als hunderttausend tote Menschenleiber säumen den Siegesweg der Südslawen bis zu diesem letzten Bollwerk der Türken. Durch die ganze Welt aber, darin wir leben, geht ein Kämpfen um Geld und Gut, ein Kampf ohne Blut, aber nicht minder erbarmungslos, als jener auf dem Schlachtfelde. Und riesige Organisationen von Arbeitern und Arbeitgebern ringen um die Macht; mit Streik, mit Aussperrung. — Das Gesetz der Tierheit „Ihr sollt fressen euch untereinander" lebt auch heute unter den Menschen und herrscht.

Ja herrscht es wirklich? Seltsam: Da sind doch Dinge in der Welt, die kann ich mir nicht erklären durch dies Gesetz: unter den Zerschossenen der Schlachtfelder wandeln Männer und Frauen, die suchen nach denen, die noch am Leben sind, Tag und Nacht, mit eigener Gefahr. Und wenn sie die gefunden haben, dann pflegen sie sie — wiederum Tag und Nacht — mit allen Kräften, bis zum eigenen Zusammenbruch. Das rote Kreuz tragen diese stillen Helden, oder den roten Halbmond. Keinen Unterschied kennen sie zwischen Freund und Feind. Gehorchen auch die dem Gesetz der Tierheit? — Und in all dem Kampf, der durch unser wirtschaftliches, durch unser politisches Leben geht, schafft doch die Gesamtheit der Volksgenossen Gesetz auf Gesetz, das den Armen, den Hilflosen und Elenden Sicherheit gibt gegen Arbeitsunfähigkeit und Alter.

Daß solche Dinge sind, das ist schlechthin nicht zu erklären aus jenem Gesetz der Tierheit heraus. Für die Menschheit muß es noch ein anderes Gesetz geben; ein großes Gesetz, das sie lehrt, daß es der Erhaltung der Menschheit und der Menschen besser dient, wenn der Mensch dem Menschen hilft, als wenn der Mensch den Menschen frißt.

Als Keim einer Erkenntnis mag das immer bestanden haben, solange eine Menschheit auf Erden wandelt; doch durch endlose Zeiten hat der Keim tief, tief vergraben gelegen. In Einem aber ist die Erkenntnis bewußt geworden; dieser Eine hat es ausgesprochen: das Gesetz der Menschheit, das Gesetz der Hilfe.

„Was Ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir getan."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst."

Wie immer einer sich stellt zu der Person Jesu Christi — ob Christus für ihn der Gottmensch ist, oder nur der Mensch — daran kann er nicht vorbei, daß Christus der ist, der diese Worte gesprochen hat. Und der damit etwas Neues in die Welt getragen hat, etwas, das nicht mehr aus der Welt herauszubringen ist. Es ist manchmal gefragt worden, was wohl die germanischen Völker bewogen habe, das Christentum anzunehmen: niemand, glaube ich, hat die Frage besser beantwortet, als Wilhelm Jordan in seinen „Nibelungen", wo der beste seiner Helden, Hildebrant, die Antwort so gibt:

„Daß die wehvolle Welt erwarte und wünsche
„Als Muster und Macht den Meister der Milde,
„Weil maßlosen Mordens müde der Mensch sei."

Vor mehr als 1900 Jahren ist das in die Welt gekommen. Es hat nicht gleich gesiegt, ja der Gewaltige, der es verkündet hat, ist selbst — für Menschenaugen — noch unterlegen vor dem Gesetz der Tierheit. Und dann ist das, was er verkündet hat, Jahrhunderte hindurch noch oft mißbraucht worden von eben diesem Gesetz der Tierheit: mit Folterwerkzeugen und lodernden Scheiterhaufen für Ketzer*) und Hexen. Auch heute steht das Gesetz der Hilfe erst eben am Beginn seiner Siegesbahn: So viel hat erst geschehen müssen durch jene 1900 Jahre hindurch — sogar viel, was es erst möglich gemacht hat, daß dieses Gesetz eine Macht wurde unter den Menschen und den Dingen; ja, das Wichtigste davon ist sogar erst in der allerletzten Zeit geschehen: da hat die Technik uns die äußeren Mittel geschaffen, die heute den Raum überbrücken zwischen Mensch und Mensch und zwischen Völkern und Völkern. Und nun die Technik diese Mittel geschaffen hat, nun müssen wir Menschen erst allmählich lernen, daß sie uns gegeben sind, damit wir das Gesetz der Hilfe durch sie erfüllen; wir beginnen es zu erfüllen überall da, wo wir das tun, was soziale Arbeit heißt: Ob wir Bodenreform treiben, oder Gartenstädte erstehen lassen — ob wir die Kinder und die Unmündigen gegen Ausbeutung schützen, oder die Frauen als die Mütter des kommenden Geschlechtes — ob wir den Alkohol bekämpfen, oder die Schwindsucht — immer wirken

*) Wir Protestanten wollen nicht vergessen, daß auch Calwin einen „Ketzer" verbrannt hat! D. Verf.

wir Werke des Gesetzes der Hilfe; immer sind wir die Willensvollstrecker der größten Persönlichkeit in der Geschichte der Menschheit: des Mannes, der am Anfang unserer Zeitrechnung dieses Gesetz zuerst gelehrt hat.

* * *

Und nun unsere Gesamtarbeit für die Rassenhygiene? Liegt auch die in der Richtung des Gesetzes der Hilfe? Ist auch sie die Vollstreckung des Willens dessen, der gesprochen hat: „Lade die Krüppel, die Lahmen und die Blinden"? Und von dem gesagt ist: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen"?

Bedeutet denn die Rassenhygiene nicht vielmehr gerade die Ausrottung des Schwachen, auf daß das Starke Raum gewinne und lebe?

Wer die Rassenhygiene so auffassen wollte, und nun gar so durchsetzen, der folgte einem Wahn. Wohl setzt sie uns das Ziel, die Menschen gesünder zu machen und stärker und schöner — und dadurch auch besser und klüger. Aber nicht so kann das erreicht werden, daß nun die, die krank sind und schwach und häßlich unter uns, vernichtet würden zugunsten ihrer glücklicheren Brüder und Schwestern. So können vielleicht Raubtiere Rassenhygiene treiben, aber nicht wir Menschen. Nicht nur um deswillen können wir das nicht, weil der Widerstand aller der Kranken, der Schwachen und der Häßlichen in der Menschheit zusammen viel zu groß sein würde, um ihn je zu überwinden, wenn die alle in der Arbeit für die Rassenhygiene einen Vernichtungskrieg gegen sich selbst sehen müßten. (Wer ist denn überhaupt sicher, daß er selbst oder in seinen Nachkommen nie zu denen gehören wird!) Sondern mehr noch um deswillen können wir es nicht, weil es der Menschheit gesetzt ist, gesetzt kraft ihres innersten Wesens, das Schwache und Hilflose in sich mit aufwärts zu tragen. Wie sie das schon lernen muß an ihren kleinen Kindern, die viel, viel länger hilflos bleiben und auf die Fürsorge der Eltern angewiesen sind, als die Jungen irgendeiner Tierart. Wollte die Menschheit diesen tiefsten Wesenszug in sich ausrotten, sie hörte damit auf, die Menschheit zu sein, und sänke herab zur Horde intelligenter Tiere.

So steht denn auch die Rassenhygiene der Menschen unter dem Gesetz der Hilfe, wie Jesus Christus es verkündet hat. Auch die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rassenhygiene darf und will das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, das glimmende Docht nicht auslöschen. Emporentwickeln will sie die Schwachen in der Menschheit, bis sie stark werden. Auch die Rassenhygiene bleibt gebunden an das Gebot: „Lade die Krüppel, die Lahmen, die Blinden". Nämlich: auf daß sie gradgliederig werden und stark und sehend; und wenn nicht sie, dann ihre Nachkommen. Zeigen soll und wird die Rassenhygiene den Mühseligen und Beladenen, daß es eine erbliche Entlastung gibt, einen Weg aufwärts für jede Menschensippe, die ernsthaft ihn beschreiten will. Und daß die Starken unter uns gebunden sind, denen, die schwach sind, zu helfen, daß sie diesen Weg finden und beschreiten. Wie Jesus Christus es gelehrt hat:

„Was Ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir getan."

„Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst."

Hermann Popert.

Ströme lebendigen Wassers.

Es ging durch alle Zeitungen: Irgendein reicher Mann hatte ungeheuerlich geschwindelt und betrogen. Man las es in allen Weltteilen, überall, wo mit der weißen Rasse europäisches Geistesleben hingekommen war und mit ihm das neuzeitliche Sklaventum, das vor Geldeswert und Geldesmacht auf Knieen liegt.

Was man von dem Manne sagte und schrieb, erfuhr er nicht mehr.

Er hatte, als er einsah, daß das unabwendbare Ende kommen mußte, einige Stunden in seinem verschlossenen Arbeitszimmer gesessen, stumm und starr, ein durch schwere Schuld verlorener Mann. Was mochte er gedacht haben? An die kleine, schwarze Waffe da vor ihm auf der Schreibtischplatte, die sein letzter Helfer sein sollte, wo Menschenhilfe und Eigenhilfe versagten, und Gotteshilfe, die oft noch selbst in der Sträflingszelle einsetzt, seiner ganzen Geistesrichtung zu fern lag, als daß sie hätte angerufen werden können? Daran, daß er hatte reich werden wollen, und wie er es dann früh geworden und sein Leben lang geblieben war?

Er hatte wohl seine angsterfüllten Augen umherwandern lassen, ringsum an den Wänden des kostbaren und schönen Raumes. Die Uhr dort, die ihm einst Künstlerhände aus erlesenen Stoffen geformt, hatte sie ihm viele frohe Stunden zugemessen? Hatten ihre

volltönenden Schläge und das Schwingen ihres schwergoldenen Pendels, das auf seinem scheinenden Rund die Schilderung irgendeines üppigen Lebensgenusses trug, ihn nicht durch tausend böse Stunden begleitet, Stunden voll Gewissensnot und Zukunftsangst, oder im besten Falle voll erfolgreicher Herzenshärte und erfüllter Launen? Und der Schreibtisch hier, der in seiner übersichtlichen Zweckmäßigkeit und Schönheit der Ausführung eigens für ihn ersonnen und erklügelt worden war, was hatte er von ihm aus in die Welt geschickt? Samenkörner des Guten, frohe Botschaft für viele? Nein, stumme, kluge Sendboten der Gier, verderbenschwanger für jeden, der ihm im Wege stand, Goldbringer für ihn selbst.

Und hatte das Gold ihn glücklich gemacht? Ein kurzer, scharfer Knall gibt die letzte Antwort: „Nein!"

Nein, schuldvoll erworbener Reichtum macht nicht glücklich. Gibt es denn aber Reichtum, an dem kein Verschulden klebt? Ist der ererbte Reichtum des lächelnden Kindes ganz frei von Schuld? Ist es der geistige Reichtum, — selbst der des Herzens?

Fast erscheint die Frage müßig. Der denkende Mensch, der ein Herz hat für andere, das über fremde Not erschrickt, weiß es ja, daß er mitträgt an jahrhundertealter, schwerer Schuld, deren Größe nur von dem alten Leid der Menschheit noch übertroffen wird. Er weiß, daß er nicht in das Erbe kampfgeborener Kultur eintreten kann, ohne auch die Last verhängnisvoller Fehler und Folgen auf seine Schultern zu nehmen. Der Begriff der Erbsünde hat für ihn einen neuen Inhalt gewonnen wie auch die Drohung jenes Gebotes: „Ich will heimsuchen der Väter Missetat an den Kindern . . ." Auch für ihn gilt die Frage nach seinem Bruder Abel. Und die ererbte Last drückt schwerer mit jedem Jahrzehnt rauher werdenden Lebenskampfes. Schuld und Leid werfen ihre Schatten über alles, was lebt und denkt. „Auch das unschuldige Kind lächelt nicht mehr wie zu den Tagen Homers."

Auf uns allen liegt der schuldvolle Irrtum einer falschen Entwicklung, die Millionen unter ein Recht stellte, das ihnen den Boden nahm, Licht und Luft, Freiheit und Gesundheit, Freude und Unschuld! Unter ein Recht, das schreiendes Unrecht wird, weil es wenigen vorbehält, was allen gehört, die Möglichkeit, Geist und Sinne und Gemüt zu pflegen und zu bilden, das Maß ihrer Persönlichkeit zu erfüllen, teilzunehmen an den Gütern und Schönheiten der Natur, die Gott für alle schuf, von der er selbst die Bösen nicht ausgeschlossen wissen wollte, und an den Schätzen der Kunst und des Wissens, die die Besten eines Volkes für alle seine Glieder hervorbrachten. Für alle dachten, kämpften und ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bluteten sie, umfaßten alle mit Liebe, schenkten allen ihr Werk, das den ganzen Schmerz und Glanz auserwählter Seelen trägt.

Und wir, die heute Besitzenden, wir schließen unsere Nächsten aus von der Liebe Gottes und der Liebe unserer Edelsten. Wir nehmen ihnen das Land, das wir selbst nicht bebauen noch bepflanzen, auf dem wir weder wohnen noch werken. Wir verschließen ihnen unsere Wälder, damit die Bäume nicht beschädigt und das Wild nicht gestört wird. Wir verrammeln ihnen die Pforten unserer Bildungsstätten und schreiben darüber an sichtbarster Stelle: Umsonst gibt es in deutschen Landen keine Bildung!

Wie, wenn in einer der ungezählten übervölkerten Wohnungen in deutschen Städten ein Genie geboren würde? Wer glaubt, daß sich ihm ein Weg zum Licht, zum Wissen und Wirken öffnen könnte? Wie sollte er ihn finden aus der körperlichen, geistigen und sittlichen Not heraus, die unser Wohnungselend bedeutet? Wer glaubt, daß Hebbel, der Maurersohn, bei all seinem Titanentrotz nicht doch zugrunde gegangen wäre, hätte seine Wiege in einer großstädtischen Mietskaserne gestanden statt in dem dürftigen Häuschen in Wesselburen, das doch der große Atem des Meeres noch erreichte, das mitten drin stand, in der erhabenen Freiheit jener nordischen Landschaft?

Ein geniales Kind in der Hölle einer von Streit, Mangel und Unwissenheit erfüllten Massenwohnung, in der Menschenleben zusammengehäuft sind wie schlechte Ware, würde unter dem äußeren Zwang und der inneren ausweglosen Spannung entweder ein früher Selbstmörder oder — ein großer Verbrecher.

Nicht daß die Menschen in Scharen zugrunde gehen an den Wohnungskrankheiten Schwindsucht, Alkoholvergiftung und Schlimmerem, ist unsere schwerste Gesellschaftssünde, daß sie schlecht werden und die Besitzenden zusehen und es geschehen lassen, das ist, was diese nie und nimmer verantworten können. Die Gesellschaft schuf die Bedingungen, unter denen das Gewissen der nach Luft und Licht Schmachtenden und ihr sittliches Gefühl, ihr Ehrgeiz und ihre Scham ersticken mußten; nun stellt sie die unabwendbar Fehlenden vor ihre Gerichte, spricht sie schuldig „im Namen des Königs" und wendet sich verächtlich oder aufgeschreckt von den Unglücklichen ab mit dem schnödesten aller Dankgebete: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese!"

* * *

Wer von unseren Volksgenossen kann sich von aller Mitschuld an diesen Zuständen freisprechen? Es handelt sich hier um ein Elend, das garnicht bestehen könnte, wenn es allgemein bekannt wäre. Daß es aber von ganzen Kreisen unseres Volkes nicht gekannt wird, daß

die meisten von uns, die nicht selbst darin stecken, garkeine Vorstellung von ihm haben, das ist schon eine schwere Schuld, die Schuld der Gleichgültigkeit gegen unsere Brüder, — eine verhängnisvolle Unwissenheit und Lauheit, die jedem Einzelnen von uns eine unerträgliche Verantwortung aufbürdet.

Was sollen die aber tun, denen diese Verantwortung zum Bewußtsein gekommen ist? Tritt an sie die unerfüllbare Bedingung heran, die Christus dem reichen Jüngling stellte, als der ihm folgen wollte? Sollen sie ihr Hab und Gut den Armen schenken? Sicher nicht! Aber, wenn sie unabhängig sind durch Reichtum und Stellung, so sollen sie sorgen, daß Ströme lebendigen Wassers von ihnen ausgehen, daß sie ihre Macht und ihr Geld in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Und die es nicht können, weil sie abhängig sind, brauchen deshalb nicht verzagt abseits zu stehen. Auch sie sollen und können Helfer werden.

Es ist das Vorrecht der Hoffenden, der an ihrem Volke nicht Verzweifelnden, daß sie für möglich halten, was anderen nur ein mitleidiges oder hochmütiges Achselzucken abgewänne. „Ich glaube!" das ist die Zauberformel, die auch im Angesicht herzzerreißenden Elends, aus dem es für ein ganzes Volk keinen Ausweg mehr zu geben scheint, nicht verzagen läßt. Und ich glaube, daß es Männer gibt und Frauen, die es kaum noch ertragen, dem zuzusehen, ohne ihr allerpersönlichstes Leben, ganz abgesehen von ihrer Mitarbeiterschaft an Organisationen, unter dem Gesichtspunkt des Helfenwollens zu regeln und neu zu gestalten. Und wo fände ich diese Männer und Frauen eher als in den Kreisen, die sich um den „Vortrupp" scharen? Den Vortrupp, in dessen Namen schon die Hoffnung verborgen liegt, daß ihm einst ein ganzes Heer folgen wird. Zu diesen Menschen mit dem wachgewordenen Gewissen rede ich, zu den Jungen vor allen, die danach brennen, sich freizumachen von der lastenden Mitschuld. Ihnen sage ich, was immer wieder in den Worten der Menschenfreunde, der Alkoholhasser, der Widersacher des von Gold und Tränen triefenden Bodenschachers mahnt und wirbt: Macht euch frei von dem Götzendienst des Genusses! Werdet einfach! Lernt aus der Bedrängnis eures Gewissens heraus wieder den sichersten Weg erkennen, euch gesund, unschuldig und glücklich zu erhalten. Und wählt ihn! Nicht die Armut des in der Kutte wandelnden, allem Schönen abholden, den Leib vernachlässigenden, für die an sich niemals verwerflichen Errungenschaften der Kultur gänzlich verständnislosen freiwillig Armen des Mittelalters, sondern die Einfachheit, die nicht mehr haben will als sie braucht.

Was aber braucht ihr? Eine Wohnung, die euch nicht abschließt von Luft und Sonne, einen Anteil an allem Guten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schönen, des Leibes und der Seele Nahrung und Notdurft. Nicht aber den Überfluß, keine Betäubungen, weder Luxus noch immer und immer wieder die so oft sinnlosen, oft geradezu schädigenden Erfindungen der Mode. Euer Vaterland sollt ihr kennen lernen und zu Fuß die Umgebung eurer Städte durchstreifen, den innigsten Zusammenhang mit der Natur gewinnen und erhalten, euren Leib stählen und eure Seele hellbaden und läutern im freien Odem der Gotteswelt. Und Glück sollt ihr suchen und finden, aber ein Glück, das keinem wehetut.

Kennt ihr die Geschichte von der hungernden Frau, die Carlyle erzählt? Sie schleppte sich durch eine Gasse von Tür zu Tür und bat um Brot. „Ich bin Eure Schwester," sagte sie, „und mich hungert. Helft mir!" Aber die Leute in den Häusern schüttelten nur verwundert und empört den Kopf. „Du willst unsere Schwester sein? Beweise es doch! Wo sind deine Papiere?" Die Frau hatte keine Papiere, und die nicht ihre Brüder sein wollten, wiesen sie fort. Da bewies sie ihre Blutsverwandtschaft mit ihren Mitmenschen auf schlagende Weise. Sie bekam den Hungertyphus, und ehe sie starb, steckte sie die halbe Straße an.

Die leidenden Massen, die Handel und Industrie in elende Quartiere bannt, sind eure Brüder und Schwestern. Hütet euch, daß ihre Not und Entartung euch nicht anstecken. Sie mühen sich im grundlosen Sumpf und sind in Gefahr zu versinken. So leitet denn Ströme lebendigen Wassers hinein, daß die Fäulnis nicht länger zum Himmel stinkt. Macht durch einfaches Leben Mittel frei zur Bekämpfung von Massennot und Massentod, Krankheit und Entartung, und wenn ihr dann endlich über neuem, festem Lande das Morgenrot aufsteigen seht, das eine bessere Zukunft verheißt und eine Wiedergeburt unseres Volkes, dann sagt euch mit vor Glück leuchtenden Augen, daß ihr geholfen habt, es heraufzuführen.

Melanie Ebhardt.

Zum Geburtenrückgang in Deutschland.

Durch die Tagesblätter ging vor kurzem die Mitteilung, Geheimrat Elster aus dem Preußischen Kultusministerium habe unlängst in einem Vortrage darauf hingewiesen, daß es doch nicht so sehr auf die Zahl der Geborenen, sondern vielmehr auf ihre Lebens- und Arbeitstüchtigkeit ankomme. Geburtenrückgang bedeute darum nicht unbedingt Rückgang des Volkes, häufig vielleicht das Gegenteil.

Aus eigener Beobachtung heraus möchte ich diese Bemerkung, so richtig sie an sich, theoretisch genommen, ist, für unsere deutschen Verhältnisse nicht unwidersprochen lassen. Denn so, wie sie durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Zeitungen läuft, befestigt sie den Einfluß der Neo-Malthusianer, die bekanntlich nachdrücklich — als volkswirtschaftlich heilsam — die Beschränkung der Kinderzahl predigen, und stärkt das Selbstbewußtsein jener Eltern, die sich mit einem oder zwei Kindern begnügen, dafür aber diese wenigen Kinder, so sagen sie, in allem Komfort aufwachsen, sie zu wohlgestellten Erben werden lassen können.

Zunächst das Eine: jene Bemerkung könnte den Anschein erwecken, als wenn zurzeit in Deutschland die Zahl der lebenskräftig Geborenen durch Beschränkung der Geburtenzahl stiege. Das Gegenteil aber dürfte der Fall sein. Denn gerade in den gutgestellten Kreisen, die Kinder in weit größerer Zahl ernähren und durchbringen könnten, wird es mehr und mehr guter Ton, nur wenige Kinder zu haben. Sehr verschiedene, schon oft betonte Umstände sprechen da mit. Nur einen will ich hier erwähnen: Selbst wo junge Eheleute den Mut zu mehreren Kindern besitzen, sich gern der der Mühe ihrer Erziehung und Ausbildung unterziehen würden, ist es häufig dem Einfluß der Eltern des jungen Paares, ja ich darf geradezu sagen: sehr häufig dem Einfluß der Mutter der Frau zuzuschreiben, wenn der gesunde Wille zum Kinde in den jungen Leuten gelähmt wird. Daß das Töchterchen sich anstrengen, sich Unbequemlichkeiten zuziehen könnte, daß es sich einschränken müßte, und dergleichen mehr bei vermehrter Kinderzahl, ist der modernen Frau, die, soweit sie Weltdame ist, auch für ihre eigene Person, auch als Großmutter nicht gern zu sehr in Anspruch genommen sein möchte, ein unbehaglicher Gedanke. Viele rühmliche Ausnahmen zugegeben. Aber die Selbstsucht ist gerade in den besitzenden Kreisen groß, und eine gewisse Wehleidigkeit und Weichlichkeit den Gefahren und Schmerzen einer Geburt und den Mühen der Kindererziehung gegenüber ist fraglos stärker als früher verbreitet.

Auch gesunde Eltern der sogenannten besseren Stände haben daher häufig nur wenige Kinder, selbst wenn sie die Mittel für gute Erziehung und Ausbildung einer stattlichen Zahl von Kindern besitzen. Dagegen — wir werden das alle aus eigener Beobachtung heraus feststellen können — vermehrt sich das Proletariat ohne Rücksicht auf die Gesundheit der Eltern und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit ausreichender Ernährung und gutgeleiteter Kindererziehung.

Wir alle kennen diese ausgemergelten Frauen aus den Kreisen der Besitzlosen, die trotz schwerer Arbeit in Haus und Beruf unausgesetzt Kinder zur Welt bringen. Wir kennen die Zuchtlosigkeit der Alkoholiker, die von Selbstzucht, von Verantwortlichkeitsgefühl gegen das kommende Geschlecht nichts wissen. Wir sehen die von Anbeginn an oft lebensunfähigen, zum mindesten stets gefährdeten

Kinder von Tuberkulösen, die in viel zu großer Zahl geboren werden, als Kranke, als Schwächlinge leben und wieder dahinsterben. Wir wissen, daß auch Schwachsinnige, Geisteskranke, Verbrecher Kinder ins Leben rufen dürfen und es ohne Überlegung tun.

Daneben, das sei nochmals hervorgehoben: Geburtenrückgang bei den Bessergestellten, Gesunden, Ruhigüberlegenden.

Diese Erscheinung: uneingeschränkte Vermehrung von erblich Belasteten und wirtschaftlich tief Herabgedrückten (denn der Durchschnittslohn eines Arbeiters reicht nicht aus für eine auch nur annehmbare Ernährung einer vielköpfigen Familie), dazu in den gleichen Kreisen sehr oft keine natürliche Säuglingsernährung und keine mütterliche Fürsorge auf der einen Seite, auf der anderen aber Rückgang der als lebenstüchtig zu Erwartenden, die, gesund geboren, auch gesund erhalten werden könnten, diese Erscheinung ist besonders bedrohlich. Der Rassenhygieniker kann und darf ihr gegenüber nicht von verbesserter Art als Ersatz für die zurückgehende Zahl sprechen. Jedes Einlullen des Volkes in das Gefühl, daß alles ganz gut stehe, ist angesichts dieser Erscheinung verhängnisvoll, ja verderblich. Aus diesem Grunde ist auch Geheimrat Elsters Wort, so wie es wenigstens die Presse verbreitet, sehr zu bedauern.

Die Zunahme der Geburten bei erblich Belasteten zu verhindern — das ist, vom Standpunkte der Rassenhygiene, ein zu erstrebendes Ziel.

Die Auszahlung von Mutterschaftsrenten an alle durch Berufsarbeit oder sonstige Arbeit überlasteten Mütter aus den wenig bemittelten Kreisen zum Zweck der Schonung der Mutter, der Ermöglichung des Selbststillens, der guten Überwachung und Pflege der Kinder durch die Mutter — das wäre ein zweites.

Stärken des Willens zum Kinde, oder vielmehr zu zahlreichen Kindern bei gesunden, wirtschaftlich gesichert stehenden Eltern — das wäre das dritte.

Damit muß nicht notgedrungen eine fortwährende Inanspruchnahme der Frauen durch einander unausgesetzt folgende Geburten Hand in Hand gehen. Ich weise solche Unterstellung ausdrücklich zurück. Für die Mutter wie für die Kinder ist das gesundheitlich nicht wünschenswert. Und in unserer Zeit verfeinerter seelischer Beziehungen zwischen Mann und Weib und erweiterter Interessen bei der Frau würde das sehr häufig unglückliche Folgen haben. Mit der Gesundheit einer Mutter soll man nicht Raubbau treiben. Die Frau ist Mensch, ist Gattin, damit auch Kameradin ihres Mannes und nicht nur Gebärerin von Kindern. Aber auch bei voller Rücksichtnahme auf das Alles ist in einer Ehe von normaler Dauer Beschränkung auf nur ein oder zwei Kinder etwas Wider-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

natürliches. Auch durch die erhöhte Fürsorge für diese Kinder läßt es sich nicht rechtfertigen.

Denn die Charakterbildung einziger Kinder leidet oft Schaden. Hygienisch einwandfreie Kinderpflege, sorgfältige Überwachung und zweckmäßige Ernährung einiger weniger Sprößlinge, wie der Neo-Malthusianismus sie zu gewährleisten glaubt, schaffen noch keine charakterfesten, willensstarken Menschen, keinen Nachwuchs, der gelernt hat, sich anzupassen, sich durchzusetzen, Rücksicht zu nehmen, aber auch — in Dingen, die für den Einzelnen von Bedeutung sind — Rücksicht zu fordern. Der erzieherische Wert eines großen Geschwisterkreises wird zurzeit stark unterschätzt. Kommt dann noch bei dem einzelne Kinde das bequeme Gefühl hinzu, auf einem ihm später sicher zufallenden Erbe von vornherein ausruhen zu können, so fehlt jeder Sporn zu kraftvollem Weiterstreben.

Der Zwang, sich aus eigener Kraft ein Leben zu erbauen, stählt, sofern es sich um gesunde, nicht unter das Mittelmaß der notwendigsten Lebensbedürfnisse herabgedrückte Familien handelt, weit mehr die Kraft und den Willen eines Kindes, bietet bessere Entwicklungsmöglichkeit, als das weichliche Entwickeln vereinzelter Sprößlinge wohlhabender Familien bei sicherem Erbe, zarter Rücksicht und Bedienung und Hilfe von allen Seiten. Die Nötigung zur Arbeit, soweit sie eine freigewählte, den Anlagen entsprechende sein darf, vermehrt die Freude am Leben. Selbsthilfe ist Freude, Erfolg stärkt die Kraft. Nicht dem Wohlhabenden, dem Mutigen gehört noch heute die Welt. Dabei wirkt das Aufwachsen zwischen zahlreichen Geschwistern — in dem Durchschnitt der Fälle — noch nach anderer Richtung erzieherisch günstig. Da braucht soziales Empfinden, praktisch zu übende Nächstenliebe nicht erst gelehrt zu werden. Das alles ergibt sich im Familienkreise von selbst.

Wer mit den eigenen Eltern für mehrere Geschwister mit Sorge zu tragen hatte, der kennt den Stolz, die Freude, wenn nun auch die Jüngeren nachwachsen und sich bewähren, er kennt das reine, schöne Gefühl der Zugehörigkeit zu einer großen Familie. In den Stunden des Leides wie in den Stunden der Freude gibt eine solche Familie einen festen Rückhalt. Auch wenn, wie es heutzutage fast unvermeidlich, aber auch gut und gesund ist, die Familie sich weit verstreut, ein Glied nach dem andern sich löst, um selbständige Wege zu gehen, festes Heimatsgefühl gibt die Zugehörigkeit zu vielen Geschwistern doch. Und den Kindern, die nachwachsen, bedeuten nahe Beziehungen zu tüchtigen Menschen, die gegebenenfalls selbstverständlich für sie eintreten, ebensoviel Rückhalt und Förderung als das vermehrte Erbe an Geld und Gut, das die einzigen Kinder in immer mehr zusammenschrumpfenden Familien ererben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinderreichtum bedeutet, Gesundheit und Ausbildungsmöglichkeit für die Kinder vorausgesetzt, Reichtum an Lebensbeziehungen. Geschwisterreichtum bedeutet Ansporn für Willen und Kraft. Darin liegen, so meine ich, für ein noch leistungsfähiges Volk weit mehr Werte verborgen, als in vermehrten Sparkassenrücklagen.

Noch einmal aber betone ich: die Art wird nicht unbedingt besser bei Abnahme der Zahl, im Gegenteil: in gesunden, wirtschaftlich nicht zu sehr bedrängten Familien Geburtenbeschränkung über die Rücksichtnahme auf die Gesundheit und den erweiterten Interessenkreis der Frau hinaus zu fördern, bedeutet Versündigung gegen unser deutsches Volk, bedeutet aber zugleich Verwöhnung und Verweichlichung der vereinzelten Kinder zum Schaden eines gesunden, willensstarken, arbeitsfrohen Nachwuchses.

Elsbeth Krukenberg-Conze.

Die Weihnachtsgans.

Jedesmal, wenn es wieder Weihnachten wird und ich in den Läden der Geflügelhändler die langen Reihen der gerupften Gänse liegen sehe, fällt mir die Gans Mimi aus meiner Kinderzeit wieder ein. Es hat niemals eine wunderbarere Gans gegeben.

An einem dunkeln Winterabend zog sie bei uns ein, eingesperrt in eine enge, hölzerne Kiste, in die an der Vorderseite ein kreisrundes Loch geschnitten war, damit sie Luft habe und den Kopf zum Fressen hindurchstecken könne.

Auf einer Schubkarre wurde sie angefahren, und man bedeutete mir, daß sie die enge Kiste nicht nur für den Umzug bezogen habe, sie sei vielmehr entschlossen, in ausgesprochener Gutmütigkeit jede unnütze Bewegung zu vermeiden, um ihrem Fettansatz in keiner Weise hinderlich zu sein.

Der Eigentümer der Gans war ein armer Tischlergeselle, der an demselben Tage in unsere Kellerwohnung einzog, — eines der denkwürdigsten Ereignisse meiner Kinderzeit.

Er war ein fuchshaariger, schwächlicher, ewig hüstelnder Mensch, dem die roten Flecke der Schwindsucht auf den Backen brannten, und dessen fuchsroter Schnauzbart zu beiden Seiten des Mundes melancholisch herabhing. Seine Frau war ihm vor wenigen Wochen gestorben, und seine fünf Kinder, von denen die vier ersten Mädchen waren, mußten sehen, wie sie in Zukunft ohne Mutter fertig wurden. Die beiden ältesten hatten die Sorge für den Haushalt übertragen bekommen, irgendeine Hilfe konnte ihnen der Vater

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dabei nicht bieten, denn der kärgliche Lohn reichte eben hin, das Allernotwendigste zu beschaffen!

Zu allem Unglück hatte man der Familie auch noch die Wohnung gekündigt, weil der Tischler mit der Miete im Rückstand geblieben war, und eines Tages setzte man ihn kurzer Hand mit seinem Hausrat, der zu elend war, als daß der Hauswirt sich daran hätte schadlos halten können, auf die Straße.

Am Nachmittage desselben Tages war er dann zu meinen Eltern gekommen und hatte sie flehentlich gebeten, ihn doch für einige Wochen in unsere Kellerwohnung ziehen zu lassen, er wisse wirklich nicht, wo er unterkommen solle, und wenn er bis zum Abend keine Wohnung nachweisen könnte, würde man ihn zwangsweise in den städtischen Baracken einquartieren, eine Maßnahme, die den Schrecken jeder obdachlosen Familie bildete.

Meine Eltern bewohnten damals ein kleines Häuschen, das sie mit niemand zu teilen brauchten. Es lag in einer ausgesprochenen „Arme-Leute-Straße", und die wenigen und engen Räume, die darin waren, mochten nicht gerade dazu herausfordern, eine sechsköpfige Familie mit einziehen zu lassen. Aber auf das Drängen des unglücklichen Tischlergesellen vermieteten meine Eltern ihm doch die beiden im Kellergeschoß belegenen Zimmer unseres Hauses bis zum nächsten Umzugstermin, und noch am selben Abend zog die Familie ein.

Für uns Kinder war das ein Fest ohnegleichen.

Wir bekamen Mitbewohner, das hieß: Spielgefährten im eignen Hause! Der Gipfel der Seligkeit war damit erklommen und alle Langeweile auf Wochen hinaus unmöglich.

Gespannt sahen wir dem Einzuge zu.

Ein paar Betten wurden hereingetragen — ein Fuhrwerk war für den Tischler nicht zu erschwingen — ein Tisch und ein paar Stühle, ein alter, schadhafter Spiegel in einem vergoldeten Rahmen, den man bei irgend einem Althändler erstanden haben mochte, ein paar Kochtöpfe und einige Kisten voll Kleinigkeiten bildeten das ganze Mobiliar.

Das Wunderbarste aber war die Kiste mit der Gans.

Der Tischler, der vom Lande stammte, hatte sie von seinen Verwandten, die bei der Beerdigung seiner Frau das Elend gesehen haben mochten, in dem er steckte, zugeschickt bekommen und sich entschlossen, das Tier für das nahe Weihnachtsfest zu mästen, eine Absicht, die heldenhaft genannt werden muß, wenn man bedenkt, daß außer der Gans fünf hungrige Kindermäuler zu sättigen waren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimnisvoll, wie das verschleierte Bild von Sais, stand die Gans auf der Hausflur. Ich guckte durch alle Ritzen und Spalten des Holzes, aber ich konnte bei der Dunkelheit nicht eine Feder von ihr entdecken.

„Zeig sie mir doch mal," bat ich Fifi, die zweitjüngste der Töchter, die eben mit einem Korbe alter Kleider durch die Kellertür ins Haus getreten war.

„Was denn?" fragte sie.

„Nu, die Gans!"

„Ach so," machte sie und stellte den Korb weg.

Dann öffnete sie vorsichtig den Deckel der Kiste, und bei dem trüben Schein der niedrig brennenden Küchenlampe, die auf der Flur aufgehängt war, schaute ich hinein.

Sie war weiß wie ein Schwan, und nur auf den Flügeln trug sie braune und graue Federn. Als der Deckel der Kiste aufgeklappt wurde, reckte sie augenblicklich den gelbroten Schnabel hervor und sah uns mit schiefgewendetem Kopfe, einen schrillen, heiseren Schrei ausstoßend, an.

Fifi gab ihr einen Klaps auf den Kopf und schlug den Deckel wieder zu.

Es versteht sich, daß sie einen Namen bekam. Mimi hieß die Gans im Märchen von Zwergnase, und es war von vornherein klar, daß auch die unsere Mimi heißen müsse.

Die Kiste wurde auf den Hofplatz gestellt, und jeden Tag gingen wir hinunter, die Gans zu bewundern, sie zu füttern und ihr den Kopf zu streicheln.

Auch der Tischler, wenn er mittags von der Arbeit kam, versäumte niemals, nach der Gans zu sehen. Er öffnete dann den Deckel, hob die Gans bei den Flügeln heraus, wog sie in den Händen und setzte sie dann vorsichtig wieder in die Kiste.

„Ich glaube, sie ist schon etwas schwerer geworden," flüsterte er dabei halb für sich, gab frisches Futter in den kleinen hölzernen Trog vor der Öffnung und warf einige Handvoll Hobelspäne in die Kiste, damit sie weich und warm sitze.

Für mich stand es seit dem ersten Tage fest, daß Mimi eine verzauberte Prinzessin war. Der kluge Blick ihrer Augen, das schneeige Weiß ihres Gefieders und ihr zahmes Wesen bewiesen es genug.

Geheimnisvoll teilte ich es Fifi am nächsten Tage mit.

„Meinst Du?" fragte sie und lachte.

„Sicher!" beharrte ich. „Ganz sicher. Wie sie guckt, wenn sie Futter bekommt. Mir ist immer, als wenn sie sagen wollte: Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bin garkeine Gans, ich bin eine verzauberte Prinzessin! Wenn doch bald jemand käme und mich erlöste!"

„Na, dann erlöse Du sie doch," sagte Fifi und fuhr fort, ihre Schularbeiten auf ihre Tafel zu kritzeln.

„Das ist nicht so leicht. Da muß man das richtige Wort wissen und . . . . ."

Ich wollte Fifi in die Geheimnisse der Entzauberung einweihen, aber ihre Teilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit ließ mich verstummen. Verärgert ging ich hinaus, schlug die Tür hinter mir zu und begab mich zu meiner Freundin Mimi.

Ich teilte die Brotschnitte mit ihr, die ich in der Hand hielt, und Mimi fraß gierig, wobei sie den dicken, feuchten Schnabel tief zwischen meinen Fingern vergrub, um das letzte Krümchen zu finden.

„Ja, du arme Gans Mimi," sagte ich zu ihr, während ich ihr den Kopf streichelte, den sie mit langem Halse aus ihrer dunkeln Behausung herausgestreckt hatte, „ich glaube es dir, daß du eine Prinzessin bist! Es ist nicht recht, daß man dich hier eingesperrt hält, und der Tischler ist ein rechter Ruppsack, daß er nicht einsieht, wer du bist, und dich endlich freiläßt!"

Eines Tages bat ich ihn, die Gans doch endlich mal aus der Kiste zu lassen, das Tier sitze sich ja ganz steif in dem engen Dinge.

Da lachte der Tischler, als würde er gekitzelt, rieb sich die mageren Hände und sagte: „Rauslassen? Wo denkst de hin? Dann wird se doch nich' fett, und sie soll doch zu Weihnachten geschlachtet werden."

Ich erschrack bis ins tiefste Herz. Mimi unter dem Messer bluten zu sehen, mußte entsetzlich sein.

Betreten schwieg ich still und wußte nicht, was ich antworten sollte. Verstört schlich ich ins Haus.

Tag und Nacht dachte ich darüber nach, wie Mimi zu retten sei. Schließlich verfiel ich auf eine Idee. So schwer es mir wurde, mich von Mimi zu trennen, ich wollte ihr eines Abends heimlich den Stall öffnen, dann mußte sie sehen, daß sie davon kam.

„Fliege fort!" rief ich ihr am nächsten Abend zu, indem ich ihr den Deckel der Kiste aufsperrte, „rette dich, man will dir ans Leben!" —

Am andern Morgen stand ich mit dem Gewissen eines Verbrechers auf, und doch empfand ich eine gewisse Befriedigung. Ich hatte Mimi das Leben gerettet!

Als ich aber, den Unbefangenen spielend, hinunterging, um mich zu überzeugen, daß Mimi auf und davon sei, erlebte ich eine grenzenlose Enttäuschung. Mimi war noch da. Sie saß zufrieden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in einer Ecke des Hofes und lief mit schrillem Schreien und ausgebreiteten Flügeln auf mich zu ...

Ich war empört über ihre Gleichgültigkeit! „Warum bist du nicht davon geflogen?" rief ich.

Aber sie schmiegte ihren Schnabel, nach Brot suchend, so zärtlich in meine Hände, daß ich ihr nicht lange zürnen konnte.

„Vielleicht, wenn wir das Kräutlein Niesmitlust finden, wie Zwergnase, würdest du dann entzaubert werden?"

Ich begann, darüber nachzudenken, wie man das genannte Kräutlein finden könne, gestand mir aber, daß jetzt im Winter wenig Aussicht sei, es zu finden.

So kam Weihnachten heran, und am Tage vor dem Feste hörte ich des Mittags, daß Mimi noch heute ans Messer solle.

Mir begann das Herz bis zum Hals hinauf zu schlagen. Heimliche Tränen stiegen mir in die Augen, und doch zwang ich mich, in den Hof hinunterzugehen. Vielleicht, daß doch noch ein Wunder geschah und Mimi im letzten Augenblick noch erlöst würde! —

Die ganze Tischlersfamilie war schon im Hofe versammelt, und von allen Nachbarhäusern sahen die Leute über die Planken. Ein Schlachtfest war etwas Unerhörtes, Großartiges, das es nicht alle Tage zu sehen gab! Der Flickschuster, der nebenan wohnte, war auf seine Trittleiter gestiegen, um besser sehen zu können, und qualmte aus seiner kurzen Pfeife wie ein Bäckerschornstein.

Die Kinder des Tischlers standen im Kreise herum, hatten sich an den Händen gefaßt und sahen mit großen, gierigen Augen zu, wie ihr Vater die Gans vorsichtig, als höbe er einen köstlichen Schatz, aus der Kiste nahm und auf die Regentonne setzte, die nach dem regnerischen Wetter der letzten Tage bis zum Rand mit Wasser gefüllt war.

„Sie reinigt sich selbst am besten!" rief er dem Flickschuster zu, und auch der Althändler, der auf der anderen Seite unseres Hauses wohnte, nickte beistimmend und lachend herüber.

Die ahnungslose Mimi begann denn auch sogleich, ihr Gefieder zu putzen. Sie tauchte den Hals tief ins Wasser, ließ es sich über Nacken und Rücken laufen und schlug mit den Flügeln, daß das Wasser nach allen Seiten spritzte und die Kinder kreischend auseinanderliefen.

Herrlich wie ein Schwan war sie, wie sie nun, die Federn sträubend, sich wieder zu putzen und zu striegeln begann, jede Feder durch den Schnabel ziehend. Weiß wie Schnee glänzte der lange Hals.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lächelnd sahen ihr alle zu, der Tischler, der Schuster, der Althändler und die Kinder, die die Zeit nicht abwarten konnten. Nur mir schlug das Herz. Wie ein schwerer Hammer pochte es in der Brust.

O, daß sie sich doch jetzt plötzlich erhöbe, die Flügel ausbreitete, sich hoch in die Luft schwänge und herabriefe: Habt Dank für eure Pflege! Ich kehre heim in meine Heimat! Der böse Zauberer Krikundu hat mich in diese Gestalt gebracht! Aber mein Vater wird mich erlösen!

Aber nichts von alledem geschah, und das Entsetzlichste rückte näher und näher.

Der Tischler packte sie plötzlich bei den Flügeln, hob die Kreischende vom Wasser, band ihr die Beine zusammen und klemmte sie zwischen die Knie.

Meine Angst stieg auf den höchsten Grad. Jetzt war der letzte Augenblick gekommen! Jetzt mußte es sich entscheiden!

Halt! Tötet sie nicht! Sie ist keine Gans, sondern eine Prinzessin! wollte ich rufen, und merkte doch, wie mir die Stimme versagte und ein eisiger Bann sich auf mich legte.

Da fuhr auch schon das lange, sorgfältig geschliffene Messer des Tischlers mit zwei festen Schnitten durch Mimis Hals, und das rote Blut stürzte wie ein Bächlein auf die feuchte Erde.

Dann ließ der Tischler den Kopf der Gans los, und hielt sie an den zusammengeschnürten Beinen hoch, um sie völlig abbluten zu lassen.

Mit wilden Flügelschlägen wehrte sich das Tier noch eine Weile gegen den Tod. Dann hing es still. Gans Mimi war tot.

Grausam und unerbittlich hatte die brutale Welt der Wirklichkeiten meine Märchenträume zerstört.

„Wieviel wiegt sie?" rief der Schuster.

„Probiere mal!" rief der Tischler und hielt sie ihm über die Planke hin.

Der wog sie mit der Hand. „Den Deibel auch! Das muß man sagen, die hat ihr Gewicht!" schrie er dann, während der Tischler mit einer Hand voll Hobelspäne das blutige Messer abwischte. —

Am Nachmittag spielten die Kinder mit den abgeschnittenen Füßen der Gans. Wenn sie an einer der herausstehenden Sehnen zogen, bewegten sich die Zehen, als sei noch Leben drin ...

Am Weihnachtstage schickte mir der Tischler einen der gebratenen Flügel herauf.

Aber ich konnte nichts davon essen.

Wilhelm Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Ein Volk an der Arbeit.

Hundert Jahre Deutsch-Österreich im Roman.

Von Emil Ertl.*)

Emil Ertls Dreibändewerk „Ein Volk an der Arbeit" ist mit Fug und Recht als ein Wesensspiegel des deutschösterreichischen Stammes bezeichnet worden, wie kein anderer deutscher Stamm einen gleichen besitzt. Wer über die landläufige Vorstellung vom Wiener und Österreicher hinauskommen, wer diesen vielseitigen und begabten Stamm genauer kennen lernen will nach seinem Wesen und Werden, bei der Arbeit und Erholung, in Liebe und Leid, dem können diese drei Bände nicht warm genug empfohlen werden. Wichtige äußere Vorgänge, aber auch die zunehmende Erstarkung des Volksbewußtseins lenken die Blicke der Deutschen im Reich nachdrücklich auf das österreichische Kaisertum und die daselbst wohnenden Volksgenossen: da ist es nun eine glückliche Fügung, daß bemerkenswerte deutschösterreichische Dichter wie Bartsch und Ertl dazu übergegangen sind, die völkischen Kämpfe Deutschösterreichs künstlerisch zu gestalten. Auch dem Deutschösterreicher selbst hat Ertls Werk sehr Vieles zu sagen: die längstbekannten Hauptereignisse der letzten Jahrhundertgeschichte erscheinen hier in neuem Lichte und zu einem überraschend lebendigen Zusammenhang verwoben, aus dem die Aufgaben der Zukunft deutlich zu erkennen sind.

Der Roman „Die Leute vom blauen Guguckshaus" versetzt uns in die trauliche Enge des Wiener Vorstadtbürgertums der Biedermeierzeit, in die der Donner der Kanonen von der Schlacht bei Aspern hineindröhnt. Ehrsame Seidenweber von den schottischen Freigründen sind die Helden der Geschichte, die uns erzählt, wie der brave Lebold aus dem Schrollhause die kluge und tapfere Wettl aus dem blauen Guguckshause zur Frau gewinnt. Der zweite Roman „Freiheit, die ich meine"! spielt im Revolutionsjahr 1848 und führt uns eine Reihe wohlabgestufter Charaktere als die reich und vornehm gewordenen Nachkommen der alten Seidenweber vor. Zwei fein gezeichnete Jünglingsgestalten, Poldi und Fred, stehen im Vordergrunde der Wirren und Kämpfe, die das schöne alte Wien durchtoben, und das ewige Lied von der Freiheit, die jedem etwas anderes bedeutet, ist das Thema

*) Emil Ertl, Ein Volk an der Arbeit. Hundert Jahre Deutsch-Österreich im Roman. 1. Die Leute vom blauen Guguckshaus. Preis geb. 6 Mk.; 2. Freiheit, die ich meine. Preis 7 Mk. 50 Pf.; 3. Auf der Wegwacht. Preis geb. 6 Mk. (alle drei zusammen geb. 19 Mk.). Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Buches. Im dritten Bande „Auf der Wegwacht" sind die alten Wiener Seidenfirmen mit ihren vergrößerten Fabrikunternehmungen bereits weit in die Provinz, bis an die Sprachgrenze hinausgegangen. Unter den Eindrücken der Kriege von 1866 und 1870, des großen Krachs und der zunehmenden nationalen Kämpfe erzieht eine starke und gütige Mutter, Frau Therese Mairold, in ihren Kindern eine Schar begeisterter Vorkämpfer, die für das Deutschtum im Donaustaate an der Nord- und Südgrenze wie im Herzen des Reiches selbst treue Volkswacht halten.

In seiner ruhigen, schlichten, innigen Erzählerart spricht Ertl nicht alles aus, was er zu sagen weiß. Erst wenn man seinen Gestalten nähertritt und die Fäden von einem Werk zum anderen verfolgt, erkennt man, wieviel gesunde Lebensansicht, wieviel zuversichtlicher Glaube an die Kräfte des deutschösterreichischen Volkstums, wenn sie nur planvoll geweckt und verwendet werden, hier mitverarbeitet worden ist. Alles in allem eine schöne Weihnachtsgabe für jeden Deutschen.

Emil Lehmann.

[Vater und Sohn anno 1809.]

Der Schroll fuhr sich mit der Hand durch das silberweiße Haar.

„Also," sagte er, schon nicht mehr so ruhig wie früher, „wenn dir dieses Gefühl mehr wert ist als der Rat deines Vaters, so tu, was du magst. Aber das eine sag' ich dir: Für dein Zurückkommen bedank' ich mich schön. Du wirst gar keine Freud' mehr haben zu einer bürgerlichen Arbeit, wenn du dich einmal daran gewöhnt hast, in Feldlagern und Kasernen herumzuliegen und deine freie Zeit mit Saufen und Schürzenjagen zuzubringen. Und ich kann auch keinen brauchen, der kommt und geht, wann es ihm paßt, und mir davonläuft, gerade zu einer Zeit, wo die Arbeitskräfte rar sind, und wo ich alle Hände voll im Geschäft zu tun hab'. Bei uns, ja, da kommt es jetzt auf jeden Mann an, aber nicht dort, wo sich eh' genug Nichtstuer darum reißen, mit der Feldmusik zu marschieren und als Vaterlandsretter gefeiert zu werden, noch bevor sie ein Pulver gerochen haben. Und unsere Arbeit ist auch bedeutend wichtiger als das ganze Paradehalten und Bum-Bum Tra-ra! Denn wenn wir nicht schauen, daß wir was verdienen, so können wir keine Steuern zahlen, und wenn wir Bürger nicht mehr arbeiten, so hört sich das Kriegführen überhaupt auf, weil kein Geld mehr da ist. Dann macht der Napoleon erst recht, was er mag, und steckt uns alle miteinander in sein Gilettaschel. Also, darum ist es ein Unsinn, daß der Bürger auch noch mit dem Schießprügel herumrennen soll, als ob er nichts Gescheiteres zu tun hätte". . . . . .

Lebold bezwang sich und sagte äußerlich ruhig:

„Ich weiß, daß es mit der Arbeit seine Not hat und es tut mir weh, daß ich meine Bandmühl' soll stehen lassen. . . . . Aber wenn ich wieder heimkomm', dann will ich für zwei arbeiten, solang, bis ich alles wieder eingebracht hab', daß es gerade so ist, als wär ich nie fortgewesen. Und dann wird niemand mehr glauben können, daß ich aus Scheu vor der Arbeit oder aus Freud' an einem ungebundenen Leben mit dem Freibataillon gegangen bin. Jetzt aber freut mich wirklich die gewöhnliche

Arbeit nicht mehr, und wenn ich am Webstuhl stehen müßt', während draußen die Kanonen donnern und vielleicht entschieden wird, ob es noch ein Österreich geben soll oder nicht; und wenn dann der Napoleon vielleicht wieder in unserem Kaiserschloß zu Schönbrunn säß' und seine übermütigen Regimenter wieder wie vor drei Jahren bei der Mariahilferlinie hereinmarschieren täten — da müßt ich mich schon vor mir selber verkriechen und mir wie ein feiger Thaddädl vorkommen! — Dabei fällt es mir nicht im Schlaf ein, daß ich dem Herrn Vater widersprechen tät', als ob die bürgerliche Arbeit nicht wichtig wär', die doch das meiste Geld zum Kriegführen schafft. Aber jetzt ist es wie in einem Haus, das brennt. Da muß man halt löschen, und erst wenn gelöscht ist, kann man wieder an die ruhige Arbeit denken. Und wenn ich jetzt mithelfen will, den Brand zu löschen — das kann ich nicht glauben, daß der Herr Vater mir das so nachtragen wird — wo doch die Nation ruft! — und daß er mich nachher wirklich nicht wieder in die Arbeit nehmen will!"

Der Schroll lehnte sich über den Tisch und blickte seinen Sohn forschend an.

„Was ist denn das eigentlich für eine Nation, die dich ruft, he? In Frankreich, ja, da gibt es eine Nation, und das sind die Franzosen. Aber von einer österreichischen Nation hab' ich noch nichts gehört."

„Was für eine Nation es ist, die mich ruft? Und da kann der Herr Vater noch fragen? Soviel ich weiß, bin ich ein Deutscher und rede deutsch und stamme von deutschen Voreltern. Und die Deutschen sind ebensogut eine Nation wie die Franzosen, wenn sie auch unter verschiedenen Fürsten leben und nicht soviel Wind mit ihrem Volkstum machen. Unser Herr Kaiser selbst ist noch in Frankfurt gekrönt worden, und wenn er auch seit ein paar Jahren aufgehört hat, römisch-deutscher Kaiser zu sein, so haben deswegen doch wir nicht aufgehört, Deutsche zu sein, die unter seinem Szepter in Österreich leben und auch da zu Hause sind.". . .

„Gut!" sagte der Schroll befriedigt. „In dem Punkt verstehen wir uns also. Wir sind Deutsche und werden es bleiben. Aber nicht dadurch werden wir deutsche Bürger bleiben, daß wir uns zum Kanonenfutter hergeben, sondern durch unsern deutschen Fleiß, durch unsere Arbeit und durch unsere deutsche Kultur. Denn es können schwere Zeiten für uns kommen, in denen die anderen Stände, die im Staate zählen, uns verlassen und wir um unser Volkstum ringen müssen. Was soll dann aus uns werden, wenn wir unser Haus nicht rechtzeitig bestellt haben?". . . .

„Gerade darum," rief Lebold, „müssen wir Deutsche in Österreich zeigen, daß wir unser Vaterland gern haben und daß wir rechte Österreicher sind, die für Kaiser und Reich durch Wasser und Feuer gehen."

„Nein," sagte der Schroll, „gerade darum müssen wir zeigen, daß wir weiterblicken, als unsere Nase reicht. Der Napoleon, der ist keine wirkliche Gefahr für Österreich. Freilich gibt er alle paar Jahre eine neue Landkarte von Europa heraus; aber glaubst du denn, daß diese Landkarten, die er mit seiner Degenspitze in den Sand zeichnet, Bestand haben können? Über Nacht wird der Wind sie verwehen, denn was Dauer haben soll, muß aus einem sittlichen Keim und aus einer tieferen Überzeugung hervorwachsen. Seine Triebkraft aber ist nichts als persönlicher Ehrgeiz und

Geringschätzung der Menschennatur und die Selbstsucht, die ihn heute emporführt, wird ihn morgen stürzen. Darum sollen die gegen ihn kämpfen, die Soldaten von Beruf sind, oder die nichts besseres zu tun haben. Wir Bürger aber müssen uns aufsparen für das, was nachher kommen wird."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Der Bonaparte, der dreht sich schon selbst den Strick. Wenn er aber einmal abgetan ist, dann werden wir Bürger allein dafür zu sorgen haben, daß es in Österreich vorwärts geht. Denn der Adel und die Geistlichkeit, die Soldaten und die Bauern, die werden nicht dafür sorgen. Du kannst das alles heute noch nicht recht verstehen; aber wenn du als Bandmacher würdest freigesprochen sein, hab' ich mir vorgesetzt, dir einen Einblick aufzutun, wie es in Wahrheit in der Welt ausschaut und zugeht. Denn trotz aller Zensur und Rezensur hab' ich mir immer Bücher und Schriften zu verschaffen gewußt, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, manches gelesen und auch viel nachgedacht über unser liebes, altes Österreich. Und da bin ich zu der Einsicht gekommen, daß die Zukunft dieses Reiches ein starkes deutsches Bürgertum braucht. Aus ihm hat es seit Hunderten von Jahren seine Kraft geschöpft, aus ihm wird es auch in Zukunft seine Kraft schöpfen müssen." — — —

(Die Leute vom blauen Guguckshaus.)

[Das tolle Jahr: Freiheit und Volkstum.]

In einer verborgenen Spelunke in der inneren Stadt saß ein Tisch junger Leute beisammen, Studenten von der Universität: Mediziner, Juristen und Philosophen. Auch Polytechniker darunter und ein paar angehende junge Künstler von der Akademie. Es waren fast alle österreichischen Nationalitäten vertreten: Deutsche, Ungarn, Italiener, Polen, auch die Böhmischen und Süd-Slaven fehlten nicht ganz.

„Kommilitonen! Freunde! Brüder!" sagte Student Sturz, der das Präsidium führte. „Wir sind Kinder verschiedener Nationen, treu und mannhaft steht ein jeder von uns zu seinem Volke. Und doch haben wir alle zusammen ein gemeinsames Vaterland, eine Heimat, einen Kaiser, und einen Glauben: den Glauben an die Freiheit und an die Zukunft Österreichs!"

Begeisterte Rufe erschütterten die Luft. Sturz streckte seine Hand über den Tisch.

„Schlagt ein Brüder! Reicht mir eure Rechte! Wir gehören zueinander, wir sind Österreicher, wir sind Jünger der Wissenschaft und Musensöhne! Laßt uns den Schwur der Treue leisten: Eher den Tod, als ein Preisgeben unserer Ideale!"

In jugendlicher Begeisterung vereinigten sie ihre Hände.

„Eher den Tod!" klang entschlossen die frische kräftige Stimme Fred Leodolters.

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Freiheit!"

„Silentium!" kommandierte Sturz.

„Silentium!" echote Student Tauß, der den Kontrapunkt innehatte.

„Es steigt das Lied: Freiheit, die ich meine . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da verstummte sogleich alles Gespräch, ergriffen, begeistert, mit Tränen in den Augen, sangen sie wie aus einem Munde Schenkendorfs altes Freiheitslied:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
nur am Sternenzelt? . . . ."

Als der Gesang verklungen war, erschollen ungestüme Hochrufe: „Prosit! Heil! Eljen! Slava! Zivio! Evviva!"

„Evviva l'Italia indenpendente!" schrie ein kleiner blasser, glutäugiger Italiener.

„Colloquium!" verkündete Sturz.

„Colloquium!" antwortete das Echo aus dem Munde des Studenten Tauß.

Ein hochgewachsener Tiroler mit Bauernknochen und einem gotischen Langschädel schlug ingrimmig auf den Tisch: „Tuifel auch, sell ischt ein starker Tobak!"

„Halt's Maul, Tadurner, und laß sie rummeln, die Katzelmacher!*)" stieß ihn sein Nachbar an. „Ohne sie kriegen wir unser Lebtag keine Freiheit zu sehen!"

Das Wort war von einem eleganten blonden Polen aufgefangen worden, der ihnen gegenübersaß.

„Das ist richtig, was Sie da sagen! Ausgezeichnet! Ohne die Polen und Italiener macht ihr es nicht! Der Deutsche hat kein Talent zur Freiheit! Die müssen anders aussehen, ich bitte, die die Kastanien aus dem Feuer holen!"

„Fehlt es uns Deutschen etwa an Mut?" wendete Fred Leodolter sich herausfordernd an ihn?

„Das habe ich nicht gesagt, ich bitte, das ist wieder etwas ganz anderes! Aber den Boden der Legalität wollen die Deutschen nicht verlassen! Was kann man dabei erreichen, ich bitte? Pour faire une omelette, il faut casser des œufs. Vive la Charbonnerie démocratique!"

„Prosit! Hoch! Die Köhler sollen leben!" riefen einige Stimmen.

Aber da schnellte der kleine blasse Italiener jählings in die Höhe: „Oh —! Geine Carbonari mehr! Eine neue Bund für die Sukunft! La giovine Italia wird sie 'eißen und wird 'elfen der Freiheit und wird jagen die Papst und wird jagen die Gönige! Fort! 'Inaus vor die Tür! Eine Fußtritt für die Tyrannen! Unser 'Aus ist unser 'Aus! Geine Fremde mehr darin und einig die Vaterland! Evviva Mazzini!"

Wiederum stiegen Vivats und Hochrufe.

---

*) In Österreich übliche verächtliche Bezeichnung für Italiener.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Laßt mir den Republikaner aus dem Spiele!" grollte Sturz mißmutig, indem er sich die Lippen biß.

Hinter seinem offenstehenden Wams lugte ein schwarz-rot-goldnes Band hervor, das ihm quer über die Brust lief. Er war ein großer, bärtiger Mensch mit goldblonden Locken und scharfen Brillen vor den blauen Augen. Die verbotene Mütze, die ihm auf dem Kopfe saß, hatte sich verschoben, daß ihr Schirm sein linkes Ohr beschattete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In ausgesprochen slawischem Akzent fiel der Ruf: „Unser Kaiser soll leben!"

Es war ein bescheidener, ärmlich gekleideter Jüngling mit glattem, strohgelbem Haar, der „Kaisr" statt Kaiser und „lehben" statt leben sprach.

Der Kaiser sei gütig nnd liebe alle seine Völker, wie ein Vater seine Kinder, versicherte er; man informiere ihn nur falsch oder gar nicht. Was wisse er z. B. von den böhmischen Zuständen? Sand in die Augen streue man ihm! Aber das böhmische Volk werde eines Tages aufstehen wie ein Mann und das Joch seiner Unterdrücker abschütteln!

„No ja?" sagte er eifrig, „weil es eine Lehbensfrage ist für Esterreich!"

Und dann lehnte er sich in seinen Sessel zurück und redete mit halber Stimme leidenschaftlich auf seinen Nachbar ein, während die nervösen Hände unruhig an den Schnüren seiner abgetragenen Tschamara herumfingerten.

„Wissen Sie, Herr Kuchaz, wie die Feinde des bömischen Volkes heißen?" rief Student Tauß. „Metternich und Sedlnitzky heißen sie! Die sind es, die die Nationen dieses Staates gegeneinander ausspielen! Das System ist schuld an allem! Das System muß beseitigt werden! Ich wiederhole es: Die Freiheit macht alle Völker zu Brüdern!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber erlauben Sie gütigst", unterbrach Herr von Jablonowsky den Redner, „ein polnischer Schlachziz und ein ruthenischer Bauer ist wieder etwas anderes, ich bitte! Gehen Sie nach Galizien und man wird Ihnen sagen, daß Sie die Verhältnisse nicht kennen. Jedna owca parszywa wszystko stádo nakazí!"

„Was ist das eigentlich, ein Ruthene?" fragte Student Tauß. „Wo wohnt denn das?"

Einige Slaven sprachen auf ihn ein und klärten ihn auf.

Ladurner wunderte sich.

„Es ischt gar niacht zu glauben, wieviel Kompatrioten auf einmal zum Vorschein kommen!"

Der Jüngling in der Tschamara stieß seinen Freund und Landsmann an. Sie flüsterten miteinander und lachten über den Tiroler, der sich offenbar einbilde, Österreich sei ein deutsches Land.

(Freiheit, die ich meine.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

[Im neuen Jahrhundert: die deutschösterreichische Schutzarbeit.]

Das ist nicht die Kapitale einer Staatsgemeinschaft, die sich im Niedergang befindet, das ist nicht die Hauptstadt eines Reiches, das zerfallen will!

„Es lassen sich viele durch den Hader der Parteien täuschen", sagte er, „und meinen, weil das josephinische Österreich zu Ende gehe, so gehe Österreich überhaupt seinem Ende entgegen. Aber das ist ja gerade die geschichtliche Aufgabe dieses Reiches, das Staatsgebilde der Zukunft aufzubauen, das den freiwilligen Zusammenschluß gleichberechtigter Völker zu geistigen und wirtschaftlichen Zielen ermöglichen soll. und mag auch die Erfüllung noch in weiter Ferne liegen, gerade damit, daß Österreichs Völker — und neuestens auch die Deutschen — sich als selbständige Nationen innerhalb der Gemeinschaft zu fühlen beginnen, ist ein wichtiger Schritt nach vorwärts getan. Wie sollen zwei Nachbarn sich vertragen, wie sollen sie über gemeinsame Interessen einig werden, wenn nicht ein jeder vorerst treu sein Haus bestellt? Nur wem sein eigenes Volkstum heilig ist, der achtet und ehrt auch das des anderen! Und wenn trotzdem heute noch der wüste nationale Zank auf der Tagesordnung steht, so ist es bloß darum, weil den Menschen ihr Volksbewußtsein noch nicht zur reinen Herzenssache, noch nicht zum unverlierbaren, innig vergeistigten Besitz geworden ist. So mißbrauchen sie das Heilige zu unheiligen Zwecken, das Gut der Seele zu Spekulationen auf Gewinn, schreien und lärmen, wo sie beten sollten, und nehmen den Mund voll wie einer, der falsches Gold im Beutel hat, sich protzig auf die Tasche schlägt, damit es klirren soll. Ist das ein Zustand, der Dauer haben kann? Wird er dem anbrechenden Morgen standhalten? Muß er nicht vor der Zeit, die kommen wird, wie ein Nachtmahr verschwinden, je tiefer das Menschliche den Menschen in die Herzen dringt? Er ist nichts als die Raupe oder Puppe der freien Völkergemeinschaft der Zukunft, die unser Reich der Welt zum ersten Male zeigen wird. Er ist das Unwetter und der Hagelschlag, die niederprasseln müssen, ehe der Regenbogen des Friedens sich am Himmel wölben kann. Und niemand, der daran glaubt, daß der Weg der Menschheit aufwärts führt, wird sich dadurch irre machen lassen, niemand, dessen Blick nach der Höhe gerichtet ist, wo der Morgen die Gipfel bereits rötet. Unverlierbar stehe ihm der Glaube an unser Vaterland, kein Lärm und Zank des Tages soll ihm die Zuversicht rauben! Denn wo ein echter und edler Wein werden will — ist es verwunderlich, wenn es da gären muß?"

Herr Thom Bornschbögel, der schon ungeduldig wurde, weil er lieber sich selbst als andere reden hörte, fiel Ludgern, der sich an seinen eigenen Ausführungen immer mehr erwärmte, ins Wort und sagte: „Wenn die nationale Frage nicht bald gelöst wird, so geht Österreich halt doch in Fransen!"

Aber in der Schule des Parlaments war Herrnfeld ein zu gewandter Debatter geworden, als daß ein Zwischenruf ihn hätte aus der Fassung bringen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die nationale Frage, wie sie das Österreich von heute in Atem hält", sagte er, „wird überhaupt nie gelöst werden, sie wird bloß in Vergessenheit geraten. Wie andere Probleme, die in den verschiedenen Jahrhunderten die Völker aufwühlten, wird sie durch neu auftauchende Sorgen und Probleme verdrängt und in den Hintergrund geschoben werden. Streiten Sie heute über Religion? Sie achten den, der sie hat, und wohl Ihnen, wenn Sie selbst sie haben! Aber wer eine politische Kampfwaffe daraus schmieden will, wie es jetzt manche mit Partei-Katholizismus übertünchte Materialisten bei uns gibt, dem fehlt die wahre und echte Religion des Herzens, die wie König Lears Cordelia liebt und — schweigt!"

„Sollen wir uns also nicht offen als Deutsche bekennen dürfen?" fragte Herr Thom Bornschbögel und schnappte mit dem Unterkiefer in die Luft.

„Die Liebe ist reicher als das Wort!" sagte Herrnfeld.

„Lächerlich!" sagte Herr Thom. „Wir werden doch nicht vor lauter Liebe die Hände in den Schoß legen und uns slawisieren lassen!"

„Im Gegenteil!" sagte Herrnfeld. „Je weniger wir reden, um so kräftiger werden wir die Hände rühren, fruchtbare Arbeit leisten, neue Werte schaffen für uns und unser Volk. Denn die echteste Liebe ist die Tat!"

Und mit einer unerwarteten Wendung aus dem Allgemeinen ins Besondere kommt er plötzlich auf Vefi zu sprechen, die erschrocken und fast beschämt dasteht, während die glückseligsten Sonnenlichtlein über die errötenden Wangen huschen.

Blumen schmücken ihr zu Ehren diese Räume, und die nächsten Verwandten haben sich vollzählig eingefunden, ihr die Hand zu drücken. Steht sie denn nicht an einem wichtigen Wendepunkt? Ist sie nicht im Begriffe, das Elternhaus zu verlassen und hinauszutreten ins Leben, um sich in die Reihe derer zu stellen, die da schweigend mit friedlichen Waffen kämpfen? Folgt sie nicht dem Beispiel ihres Bruders Doll, der durch stille Arbeit seinem Volke ein Bollwerk hat schaffen helfen, weit unten an der südlichen Sprachgrenze? Und leistet Christl nicht dasselbe in seiner Art, indem er in der heiß umstrittenen Hauptstadt Böhmens deutschen Geist und deutsche Wissenschaft zu Ehren bringt? Können Moini und Herr Alfred Leodolter, deren Fabriken an den nordöstlichen Sprachgrenzen liegen, nicht ebenfalls dasselbe leisten, wenn sie wollen? Und Wolfi in Wien, das ja längst nicht mehr den Deutschen allein gehört, indem er für das Ansehen, den Wohlstand und den Einfluß einer altgeachteten deutschen Firma wirkt, als ein rechter Erhalter und Mehrer des Reiches? Ja sogar Franzl, wenn ihm ein volkstreues Herz unter dem Waffenrock schlagen sollte — darf er sich nicht an dem Gedanken erbauen, daß die Wehrmacht dieses Reiches heute weit weniger ein Kriegsschwert ist als ein mahnend gegen Osten aufgehobener Finger, die Entwicklung der Völker, die sich unter die Fittiche des Doppeladlers scharen, nicht zu stören? . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und indem er nochmals auf Vefis Entschlossenheit und Volkstreue zu sprechen kommt und ihr von ganzem Herzen Glück und eine gesegnete Tätigkeit in der deutschen Schulvereins-Schule wünscht, in der sie als Lehrerin wirken wird, schließt er mit jenem Worte, das damals der Großvater ausgesprochen, als Doll zum ersten Male an seiner Seite die Paßhöhe über der Lüsen betreten und hinausgeblickt hatte ins weite fremdsprachige Land: „Wir alle stehen auf der Wegwacht!"

(Auf der Wegwacht.)

Was andre sagen

Monatliche Mitteilungen des Volksheims. (Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinz Marr, Hamburg.) 12. Jg. Nr. 5.

Neutralität. Von xyz.

Volksbildungsveranstaltungen können „an sich" auf zweierleiweise neutral sein: einmal dadurch, daß sie alle Fragen, die bereits vom Streit der Interessen ergriffen wurden, zu vermeiden suchen, — oder dadurch, daß sie alle Gegensätze einlassen. Unbedenklicher und einfacher scheint das Erste, würdiger und wirksamer ist wohl das Zweite. Ja, man kann fragen, ob eine Neutralität, die auf der negativen Taktik des Vermeidens beruht, überhaupt noch möglich ist. Angesichts der Zuspitzung der Gegensätze wird es doch selbst für den Volksbildungsbetrieb älteren Stils immer schwieriger, in solcher Weise neutral zu sein; denn auch die Wissenschaften, die er zu popularisieren strebt, auch die bloße Verstandesbildung und unterrichtsmäßige Schulung, die er in den Vordergrund rückt, gelten heute keineswegs mehr als objektive, außerhalb der „Absichten" stehende Werte. In einer Zeit, wo schon das Wandern hie auf „nationaler" und dort auf „marxistischer" Grundlage betrieben wird! Da kann natürlich auch der Unterricht in deutscher Sprache oder Heimatskunde den Verdacht der Tendenz erregen. Wieviel mehr noch gilt das für die „höheren" Wissenschaften. Geschichte und Volkswirtschaftslehre z. B. zu betreiben, ohne mit den diesbezüglichen verschiedenen Parteidogmen zu kollidieren, ist einfach undenkbar. Und selbst die Popularisierung naturwissenschaftlicher „Ergebnisse" hat längst aufgehört, neutral zu sein, seitdem der Kampf um Interessen naturwissenschaftlich argumentiert. . . . . .

Für uns gar, die wir die ethische Kultur für wichtiger halten als die intellektuelle, in der elementaren Willensbildung jedenfalls die Voraussetzung aller Bildung erkennen, ist jene Neutralität des Vermeidens schlechthin unmöglich! . . . .

. . . . Neutral sind wir nur insofern, als wir unserer Gemeinschaft als ganzem verbieten, auf die Machtkämpfe unserer Tage nach einer bestimmten Richtung hin einzuwirken, Partei jedoch sind wir überall da, wo es sich um die Verbesserung der Sitten des Kampfes handelt, ethisch sind wir nicht neutral! . . ."

Kieler Zeitung vom 22. November 1912.

„Zwei feindliche Lebensanschauungen unter gebildeten Leuten trafen Mittwoch vormittag bei einem scheinbar völlig belanglosen Vorfall in der mittleren Feldstraße aufeinander. Dort hatte ein Straßenköter eine

Katze gestellt, die auf einen Baum im Hofe der Wirtschaft „Zum Prinzen Heinrich" flüchtete. Kinder der Nachbarschaft und andere Jugendliche versammelten sich um das Schauspiel, dem wegen der geschützten Stellung des flinken Katzentieres ein harmloser Verlauf beschieden gewesen wäre, wenn nicht ein junger Herr für sich und den Köter ein Bußtagsvergnügen darin gefunden hätte, mit dem Stocke die verfolgte Katze, ein mindestens ebenso nützliches Tier als ein Hund, gewaltsam herabzustoßen, um sie dem Feinde auszuliefern; nebenbei ein Eingriff in fremde Eigentumsrechte, der bei Anwesenheit des Besitzers gewiß für den Hund wie für seinen ritterlichen Helfer weniger vergnüglich abgelaufen wäre. Doch ein an Alter und Erfahrung reiferer Mann von weicherem Gewissen trat dazwischen und störte die Tierquälerei und die Vergiftung der Kinderseelen mit dem Hinweis, daß er als Mitglied des Tierschutzvereins das Recht (und die sittliche Pflicht, nicht zu verwechseln mit Angeberei aus niedrigen Beweggründen. Die Red.) habe, beim erstbesten Schutzmann Anzeige zu erstatten. Die höhnische Antwort des anderen lautete: „Das können Sie ruhig tun." Der Ältere entgegnete aber: „Es fällt mir gar nicht ein, Sie können von selber nachdenken." Damit verzog sich die Gesellschaft. — Es handelt sich hier nicht um die beteiligten Personen und nicht um pharisäische Überhebung, sondern um Verfechtung eines sozialsittlichen Grundsatzes, ohne Absicht einer Kränkung. Nachdenkliche Leute ersehen da wieder einmal, daß auch bei Gebildeten die gute Erziehung in Schule und Kirche, Haus und Gesellschaft gar oft nicht in die Tiefe des Gemüts dringt. Während sich die freiesten Geister mit den Anhängern des Urchristentums im Mitleid nicht nur mit unglücklichen Menschen, sondern auch mit gehetzten Tieren begegnen, leben unter uns kalte Herzen, denen die Leiden geängsteter Lebewesen Spaß machen, weil sie in ihrer mehr oberflächlichen naturgeschichtlichen Schulung den inneren Zusammenhang der ganzen Natur nicht kennen oder nicht begreifen oder zeitweise vergessen. Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, heißt es schon in der Schrift, deren Lehren vor mehr als zweitausend Jahren die Vorläufer christlicher Sittengesetze waren. Gehört trotzdem zur „Bildung" noch immer nicht auch etwas Gemütsbildung?"

Rund um uns

Führer des Volkes als Alkoholtrinker. Alkoholtrinker. Das Wort ist ähnlich gebildet, wie Opiumraucher, Betelkauer, Menschenfresser, Äthertrinker Haschischraucher, Tonesser und andere Bezeichnungen, die zugleich eine eigenartige Sitte kennzeichnen. Daß das Alkoholtrinken eine viel weiter verbreitete Sitte ist, als die mehr örtlich beschränkten der soeben genannten Reihe, das vermindert die Berechtigung seiner begrifflichen Zusammenfassung mit anderen völkischen Unsitten nicht im Geringsten. Es gibt eine große Reihe von Plagegeistern, mit denen nahezu die gesamte Menschheit seit grauen Vorzeiten behaftet gewesen ist. Aber das geschichtliche Hineinreichen in „ehrwürdige" Zeiten berechtigt doch nicht dazu, auch eine üble Sitte ehrwürdig zu nennen, selbst wenn sie berauschend schöne Halbgötter, Götter und Götzenbilder schuf, die den anderen „ehrwürdig alten" Übeln, wie etwa der Prosti-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tution, dem Menschenopfer, der blutigen Gewalttat, der füchsischen List fast ganz und solchen wie der Pest, der Lustseuche und der Tuberkulose überhaupt versagt blieben.

In diese üble Gesellschaft, in die die wachsende menschliche Einsicht den Alkoholgenuß gestellt hat, hat man ihn in früheren Zeiten selten gebracht. Der Wind anderer Zeiten konnte den trüben, verderblichen Schlamm garnicht derart aufwühlen und den nachdenklichen, entsetzten Augen der Menschen zeigen, wie es der Sturmwind unserer Zeit tat.

Aber auch heute noch versuchen die Mächte der Beharrung durch Hinweis auf die Ausdehnung und das „ehrwürdige" Alter des Gebrauches berauschender Getränke zu beweisen, daß den Menschen ein Trieb, ein „Bedürfnis" nach Reiz- und Rauschmitteln innewohne.

Nun ist es ja durchaus möglich — und die Natur bietet uns in Tier- und Pflanzenwelt eine Reihe entsprechender Erscheinungen —, daß ein an sich zu Recht bestehender guter, zweckmäßiger Trieb in unzweckmäßige und sogar ausgesprochen schädliche Bahnen gelenkt wird. Deshalb braucht noch keine Gattung gleich völlig zu verkümmern und auszusterben. Aber sie kann in ihrer Höhenwanderung, ihrer „Entwicklung" doch beträchtlich gehemmt werden. (Bedenken wir bei dem allen, daß für diese Entwicklung selbst die Summe unserer geschichtlichen Zeiten nur eine verhältniswäßig kleine Zeitspanne darstellt.) Welcher Trieb da einmal auf falsche Bahnen kam, wer vermag das deutlich zu sehen und zu sagen? Es war wohl das vorhandene elementare, dumpfe Bedürfnis nach Schmerzlosigkeit, nach Ablenkung vom Alltäglichen, nach Trost, nach „Euphorie", nach Erhebung, das seinen Sitz ganz nahe bei dem immer herrlicher aufglimmenden Seelenfunken hatte, und durch dessen Ablenkung in andere Bahnen der Mensch sich ein „Paradies" verscherzte. In mühesamem Kampfe, Schritt für Schritt, muß er es nun wieder zurückerobern. Lichthelden wie Christus und Buddha zeigen den Weg. Tröstend, führend und stärkend stehen Religion und Kunst den armen frierenden, sehnsüchtigen, hungrigen, wegsuchenden Menschen zur Seite. Daneben aber wetteifert mit jenen Mächten ein schmachvoller, schmutziger, gefährlicher Weggenosse, der Alkohol. Er gibt scheinbar dasselbe wie jene Mächte der Erhebung, aber in falscher Münze, in kleinlicher, chemisch-mechanischer, erbärmlicher Weise, durch Gaukelspiel und Lüge, unter geistigen und körperlichen Vergiftungserscheinungen. Darum ist er der unversöhnlichste Feind jener Mächte des Lichtes. Darum ist er im Grunde seines Wesens unvereinbar mit Gott und Göttlichem. Mag er ein Überbleibsel sein aus jener fernen Zeit, da der „aus dem Paradies vertriebene" Mensch in blindem Tasten, und unstetem Suchen mit wahnbetörtem Hirn ein (plumpes, mechanisches) Mittel gefunden zu haben glaubte, das die damals erheblicheren Rauhigkeiten eines noch wenig bewußten Lebens auf Stunden zu mildern vermochte, oder mag er sich erst später dem Menschen beigesellt haben: Jedenfalls weiß heutzutage, wo höhere Entwicklung tiefere Erkenntnis gebracht hat, jeder, der vorurteilslos das sozialethische Problem der Alkoholfrage geprüft hat, daß der Alkoholgenuß für das Emporklimmen der Menschheit eines der größten Hindernisse bedeutet und daß die Rolle des Alkohols als Genußmittel im modernen Leben eine entartende und Werte vernichtende ist, so furchtbar, wie kaum die eines der anderen Menschheitsübel.

Vielleicht lohnt es sich nun, einmal einen ganz kurzen, prüfenden Blick auf die Art und Weise zu werfen, wie demgegenüber die Berufenen, die Verantwortlichen sich verhalten, die

Menschengruppen nämlich, die vermöge ihrer besonderen geistigen Rüstung die Pflicht haben, im Kampfe der Menschen um ein neues Reich des Lichtes und der Liebe vorne zu stehen.*)

Die Ärzte. Da finde ich nur Menschen wie andere auch, schwach wie die anderen, befangen wie die anderen und — infolge aufgespeicherter exakt wissenschaftlicher Tatsachentrümmer nur noch unduldsamer und unbelehrbarer als die meisten anderen. Vielfach hat hier der Laboratoriumshorizont die Intuition, die Möglichkeit des Vordringens zu Urgründen und Quellen geraubt. Die zum Teil vertrockneten, braunen, nahen, schnurgeraden Baumstämme der exakten Wissenschaft lassen den herrlichen grünen Wald der Volksgemeinschaft nicht sehen, auch den Himmel nicht und nicht die fernen Bergketten rassehygienischer Ideale. Viel kluge geschickte Operateure finde ich da. Leiter recht wirksamer und auch nützlicher Kuren in allen möglichen „Fällen". Viel tüchtige, brave Flickschuster der vielen beschädigten „Seelenhäuser". In den Heilstätten für Alkoholkranke aber stellen sie einen auffallend hohen Prozentsatz der unglücklichen Opfer der Trinksitte. Das Beispiel vernünftiger Lebensführung kann unser Volk von seinen Ärzten leider noch nicht lernen.

Die Lehrer. Ich finde da wieder nur Menschen wie andere auch. All ihr tüchtiges Wissen läßt sie ihren Schülern wohl imponierende Massen von Wissensstoff übermitteln. Dagegen den Charakter, das Gemüt, den Willen, woraus allein Gutes, Edles und Erlösendes wächst und wird, diese Kräfte vernachlässigen sie. An der Kommerstafel aber finden sich noch immer Lehrer und Schüler vereint.

*) Wir sprechen hier im Folgenden natürlich nur von der Masse der Ärzte, Lehrer und Geistlichen, die noch nicht (immer noch nicht!) die Einsicht und den Mut zur Lossagung von volksverderbender Torheit finden.

Die Geistlichen. Die verdienen ein ganz besonderes Kapitel. Sie sind ja doch vor allen anderen berufen, den Menschen auf seinem schweren Wege nach oben zu leiten und zu stützen. Ich kann nicht anders, hier muß mit strengerem Maß gemessen werden: Auch hier finde ich nur Menschen wie andere. Aber wie viel hängt von ihnen ab! Ihnen ist ja das Köstlichste anvertraut, das höchste Gut, all die vielen Funken, deren anzufachende Flamme einmal „das Reich Gottes" darstellen soll. Sie können unsäglich nützen und können (durch unerhörte Unterlassungssünden, mögen diese nun auf Unwissenheit beruhen oder auf schlechtem Willen) furchtbaren Schaden anrichten.

Wenn ich mir nun die Stellung unserer Geistlichen zur Alkoholfrage betrachte, dann stoße ich auf etwas, das mir bis jetzt nahezu ein psychologisches Rätsel blieb. Bisher habe ich nämlich noch nie verstanden und suche heute noch eifrig und mit bestem Willen nach Erklärung des sonderbaren Umstandes: wie ein Pfarrer, ein „Seelsorger", ein „Diener Gottes" Kenntnis davon haben kann, wieviel Blut und Tränen und seelenmordende Schande heute am Weingeist haften, und dann es noch über sich bringt, denselben Stoff an die Lippen zu bringen. Ich habe auch nie verstanden, wie etwa ein Seelsorger die heilende, erlösende, emporziehende Macht des Enthaltsamkeitsbeispiels nicht zu erfassen vermag. Auch war es mir immer unfaßlich, daß ein berufener Seelsorger in unserer ganz einzigartigen Zeit voll neuer sozialer Wunden, neuer Gefahren und voll neuen sehnsüchtigen Wegesuchens, das aus dem Geiste des ewig Gestrigen, ewig Unfruchtbaren und ewig Toten stammende Verhalten des „Mitmachens" und der „Mäßigkeit" im Alkoholgenießen auf Worte aus der Bibel zu stützen vermag, ohne einen scheuen Seitenblick des schlechten Gewissens zu tun. Denn der erhabenste Führer aller „Krieger im Heere des Lichts", dessen reine Lehre jene Geistlichen dem Geiste nach zu verkünden haben, er hat uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doch gerade vom hemmenden Tod und Erstarrung bringenden ewig Gestrigen, dem „Buchstaben" erlöst. Und er hat uns doch auch eine Weisung gegeben, die in ihrer schlichten Größe auch den Sinn des Kantischen Bekenntnisses vom einzig Guten, dem „guten Willen" in sich schließt, ein Wort, das wie mit Donnergrollen die passive, ängstlich duckende, korrekte, schwachherzige Polizeimoral so vieler christlicher Staatsbürger anfährt: „Wer da weiß, Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde." **O. Wanderer.**

Ein Erlaß gegen die Jugendbewegung. „Unseres Erachtens finden diese Schüler (d. h. die der höheren Lehr- und Präparandenanstalten) an den Lehranstalten selbst hinreichende Gelegenheit zu körperlicher Ertüchtigung, und eine Beteiligung an Vereinen außerhalb der Schule könnte leicht dazu dienen, die schon jetzt durch Spiel und Sport nicht selten übermäßig in Anspruch genommene Jugend mehr als wünschenswert in den ernsten Pflichten der Schule lässig zu machen."

(Verfügung des Rheinischen Provinzialschulkollegiums zu Koblenz vom 3. August 1912.)

Den Männern, die diese Verfügung erlassen haben, kommt offenbar garnicht in den Sinn, daß es gilt, körperlich, geistig und seelisch gleichermaßen ausgebildete junge Leute zu erziehen, und daß der Schule jedes Mittel recht sein müßte, das ihr die Erreichung dieses gewiß schwierigen Zieles erleichtert. Nun hat vor ein paar Jahren diese erquickende, bedeutungsvolle Jugendbewegung begonnen, die sich aus eigener Kraft aufbaut und etwas Gesundes schaffen will, die auf der Grundlage der Kameradschaftlichkeit ihre Mitglieder zu starken, tüchtigen und selbständigen Persönlichkeiten erzieht. Es war hohe Zeit, daß diese Bewegung ins Leben trat. Sonst wäre es um unsere Jugend, um die Zukunft unseres Volkes geschehen. Und da kommt jetzt ein Schulkollegium und erklärt, daß an den Lehranstalten selbst „hinreichend Gelegenheit zu körperlicher Ertüchtigung" sei! Jawohl, so hinreichende Gelegenheit, daß so mancher Schüler, der als frischer Junge mit roten Backen in die Schule eintrat, engbrüstig, kurzsichtig, blutarm, militäruntauglich der Anstalt den Rücken kehrt.

Mit dieser „hinreichenden Gelegenheit" wollen wir uns doch lieber nicht begnügen. Freuen wir uns, daß die Jugendbewegung da ist. Sie wird ihren Weg machen trotz aller Hindernisse, die ihr in den Weg gestellt werden, denn auf der Seite der Jugend ist das Gute, das Schöne und die Kraft!

Wünschenswert aber wäre es, zu erfahren, wie sich andere Schulbehörden oder gar die oberste Schulverwaltung zu der Verfügung des Rheinischen Provinzialschulkollegiums stellen.

Alfred Riebau.

Die Zeit der Vorlesungen an deutschen Hochschulen und die Körperpflege.

Ich möchte die Leser des Vortrupps auf eine Tatsache aufmerksam machen, der, wie ich glaube, viel zu wenig Bedeutung beigemessen wird. Ich meine die Stundenverteilung der Vorlesungen an deutschen Universitäten.

Als Akademiker einer amerikanischen Universität (Harvard University), wo vorbildliche Zustände in dieser Beziehung herrschen, muß ich sagen: ich halte die deutsche Anordnung der Vorlesungen für sehr unzweckmäßig, unvernünftig, und kaum mit der Gesundheit der Studenten, jedenfalls garnicht mit einer richtigen Körperkultur vereinbar. Es macht mich wirklich traurig, wenn ich sehe, daß meine studentischen Sportfreunde gezwungen sind, sehr früh morgens zu schwimmen und dann, manchmal ohne Frühstück, ins Kolleg zu eilen, oder unmittelbar nach dem Mittagessen zu fechten, oder, was am schlimmsten ist, erst abends um 8 Uhr nach einer späten Vorlesung zu turnen. Das alles ist sehr verkehrt. Die — vom gesundheitlichen

Standpunkt aus betrachtet — natürliche Zeit für körperliche Übung ist entweder spät am Vormittage, zwischen 11 und 1 Uhr, das heißt vor dem Mittagessen, oder besser nachmittags zwischen 3 und 6 Uhr, d. h. wenigstens eine Stunde nach dem Essen und vor dem Abendessen.

An der Harvard-Universität, wenn nicht an allen amerikanischen Universitäten, hat fast jeder Student, mit Ausnahme derer, die in den Berufsschulen sind, gerade diese Zeit, von 1/23 oder 1/24 Uhr bis 6 oder 7 Uhr, jeden Tag frei und treibt dann irgendeinen Sport. (An amerikanischen Universitäten studieren die Mediziner und Juristen nur die drei oder vier ersten Jahre mit den anderen Studenten im „College", wo sie eine allgemeine Bildung bekommen; dann lernen sie ihren eigentlichen Beruf in getrennten „Schulen", die oft in einer anderen Stadt sind.) Fast sämtliche Professoren des Harvard College hören mit ihren Vorlesungen oder Seminarübungen schon um 3 1/2 Uhr auf. Alle die großen volkstümlichen Vorlesungen und Übungen finden immer morgens zwischen 9 und 1 Uhr statt. Und wenn ein amerikanischer Professor mit Gewalt versuchte, (um 5 oder 6 Uhr abends) zu lesen, dann würde er so wenige Zuhörer haben, daß er bald wieder zur Besinnung käme.

Und ich bin sicher, daß, solange die gegenwärtige Verteilung der deutschen Vorlesungen herrscht, die deutschen Abstinenten und anderen Sportfreunde niemals in genügendem Maße und mit den wünschenswerten Erfolgen Sport treiben können. Ich bin auch, wie so viele andere, überzeugt, daß man die deutschen Trinksitten an den Universitäten am erfolgreichsten gerade durch Einführung des Sports bekämpfen kann. Mir scheint, es werden mehr Studenten abstinent werden und bleiben, um sich besser den sportlichen Übungen widmen zu können, als aus hygienischen oder sozialen Gründen.

Dr. med. W. L. Holt.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Hammer, Walter: Dokumente des Vegetarismus. 60 Illustrationen. M. 3,—, Vorzugsdrucke M. 10. Dr. Hugo Vollrath. Leipzig.

Bardewiek, Erich u. Voigt, Rosa: Mit lachendem Mund — zu heitrer Stund'. Zwei Werbespiele. M. 0,60. Mimir-Verlag Reutlingen.

Ribbing, Dr. Seved: Vorträge über sexuelle Hygiene und Ethik. Geb. M. 1,80. Peter Hobbing, Steglitz.

„Rabe", Lebensgeschichte eines Pferdes, von ihm selbst erzählt. Geb. M. 1,60. Peter Hobbing. Steglitz.

Reichel, Eugen: Gottsched. 1. Band M. 8,50. 2. Band M. 11 50. Gottsched-Verlag, Berlin.

Rindfleisch, Heinrich: Feldbriefe 1870/71. 10.—13. Tausend. Geb. M. 1,80. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen.

Krieger, Hermann: Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig. M. 5,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Holtmann, Carl: Das Märchen vom Holzmännlein und dem wunderbaren Röselein. C. Schaffnit, Düsseldorf.

Bartels, Adolf: Shakespeare und das englische Drama im 16. und 17. Jahrhundert. M. 1,—. Georg D. W. Callwey, München.

Arendt, Schwester Henriette: Kinderhändler. 25 Pfg. Heinz Clausnitzer, Stuttgart.

Heltau, Karl: Rom-Not. M. 2,40. Theodor Lampart, Augsburg.

Kraft, Zdenko von: Der Osterprinz. Reuß & Itta, Konstanz.

Benzinger, Ernst August: Fünfzig Balladen und Romanzen. Geh. M. 2,—, geb. 3 —. Silva-Verlag, Berlin-Wilmersdorf.

Klein, K.: Aus öffentlichen und privaten Schlachthäusern Deutschlands. M. 1,40. Melchior Kupferschmid, München.

Schmitthenner, Adolf: Treuherzige Geschichten. M. 1 —. Band 44 der Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Gr. Borstel.

Röhr, Adolf: Die deutsche Sprache in der Welt. M. 0,40. Albin Stein, Netzschkau.

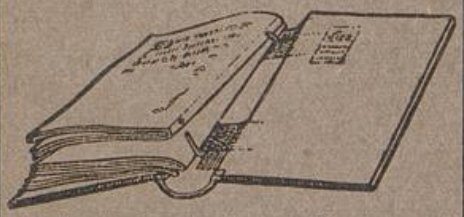
Vivat Abstinentia! Ein dichterisches Vortragsbuch für Abstinentenvereine. M. 2,—. Breer & Thiemann, Hamm i/W.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf vielfachen Wunsch
liefern wir nachstehende

Sammelmappe „Fixa"



für Halbjahrsbände des „Vortrupp".

Die Sammelmappe mit Aufdruck ist außerordentlich praktisch und gestattet buchmäßiges Einheften von 12 Nummern in leichter und bequemer Weise.

Preis in schöner Leinenausführung nur 90 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage.

Bei unregelmäßiger Zustellung

der Vortrupphefte wende man sich zunächst an denjenigen Buchhändler oder dasjenige Postamt, das für den betr. Bezieher in Frage kommt.

Der Vortrupp wird stets mindestens einen Tag vor dem 1. und 16. jeden Monats ausgeliefert; eine unterbliebene Zustellung beruht fast immer auf einem Versehen oder einem Mißverständnis an den Ausgabestellen.

Der Vortrupp-Verlag
Georg Wigand, Leipzig.

Die angekündigten

Vortrupp-Briefverschlußmarken

und

Büchereizeichen (ex libris)

sind jetzt erschienen.

Preis bei **freier** Zustellung:

250 Verschlußmarken . . . M. 1.—
500 Büchereizeichen **mit** eigenem Namen . . . . . M. 2.80
250 Büchereizeichen **mit** eigenem Namen . . . . . M. 1.80

Proben und Werbematerial :: frei auf Verlangen ::

**Der Vortrupp-Verlag
Georg Wigand, Leipzig.**

Sehr bald würde

Der Vortrupp

im Ringen für die Wohlfahrt unseres Volkes

eine bedeutsame Macht,

wenn jeder Freund und Leser baldmöglichst mindestens

einen neuen Jahresbezieher

wirbt.

Werbematerial bereitwilligst durch den

Vortrupp-Verlag
Georg Wigand, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sittliche Aufklärung bringt Gesundheit und Glück

Solche Aufklärung bringen

die Schriften von Dr. med. Schönenberger u. W. Siegert

Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten

31.—40. Tausend. Preis M. 3.—

Ein Buch über geschlechtliche Dinge mit unbefangenem Sinne, reinen Händen und tapferem Herzen geschrieben — bestimmt für alle jungen Leute, gleich welchen Standes, auch für erwachsene Personen weiblichen Geschlechts und für Eltern, die es mit der Zukunft ihrer Kinder ernst nehmen.

Anna Pappritz schrieb im „Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine" über dieses sowie über die nachstehenden Bücher: „Die Bücher sind durchweht von einer tiefernsten, sittlichen Lebensauffassung. Sie flößen dem Verirrten den Mut der Selbsterhebung, die Kraft der Selbsterlösung ein; sie versuchen das Verantwortlichkeitsgefühl zu erwecken und das Gefühl der Liebe in seiner höchsten und heiligsten Bedeutung in die jungen Herzen zu pflanzen. Sie seien darum allen Eltern und Erziehern aufs wärmste empfohlen".

Was unsre Söhne wissen müßten

6.—10. Tausend. Preis 90 Pfennig

Was unsre Töchter wissen sollten

6.—10. Tausend. Preis 90 Pfennig

Für die Kämpfe und Gefahren der erwachenden Mannbarkeit Schriften voll wissenschaftlicher Klarheit und Wahrheit, natürlicher Sittlichkeit und Zartgefühl.

Volksbildung (Organ der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin): Die Schriften von Schönenberger-Siegert gehören zu dem Besten, was bisher auf diesem Gebiete geschrieben worden ist.

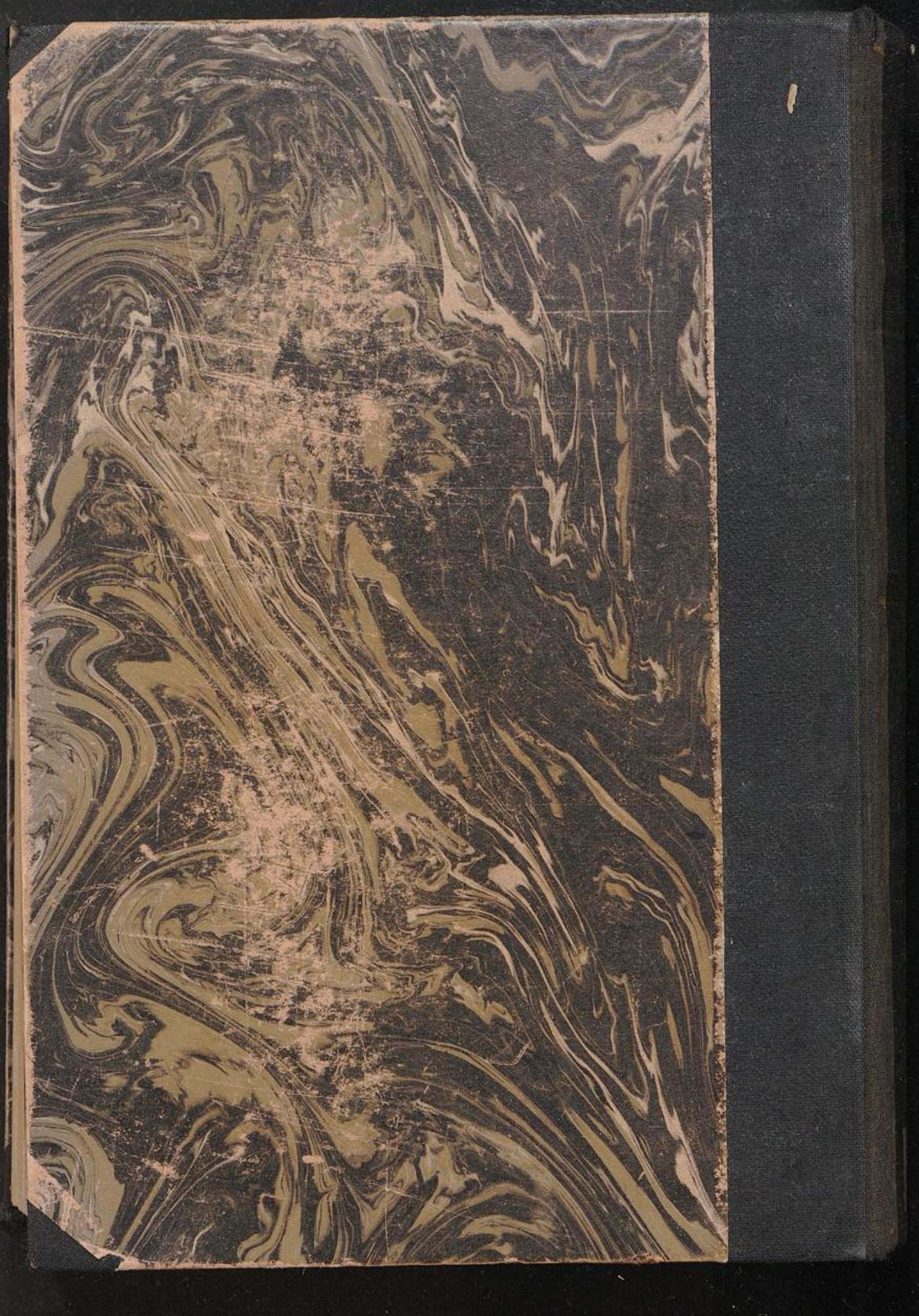
Verlag „Lebenskunst-Heilkunst", Berlin SW. 11 Hallesche Straße 20

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Dübben
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 36.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

1.
1912.

F e
4123

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG